Heldengeſchichten des Mittelalters.

Ihren Sängern nacherzählt

von

Ferdinand Bäßler.

Mit Illuſtrationen von L. Burger und Unzelmann.

Berlin, 1848.
Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Der gute Gerhard.

Deutſche Volksnovelle aus dem Mittelalter

von

Ferdinand Bäßler.

Mit Illuſtrationen von **L. Burger** und **Unzelmann.**

Berlin, 1848.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

53

1.

Hoffahrt und Rüge.

Vor Zeiten herrschte in deutschen Landen ein reicher Kaiser, den Höchsten und Besten gleich an Würde und Mannheit. Seine gewaltigen Thaten und seine Freigebigkeit machten ihn weit und breit bekannt und vielen Herzen werth; man hieß ihn Otto den Großen. Mit Ernst wendete er all' seinen Sinn und Gedanken den kaiserlichen Pflichten zu und hielt auf Frieden, Zucht und gute Gerichtspflege. Tugendlich war sein Wandel von der Jugend bis ins Alter; sein Lob war in Aller Munde, und wenn man von den Besten redete, so gab man doch ihm den Vorzug. Mit Fleiß und Strenge ließ er Recht und Gesetz walten, wie es vormals die hohe Weisheit Karls des Großen verordnet hatte. Darum war sein Name eine Zierde des römischen Reiches.

Zur Gemahlin hatte er ein Weib, welches seiner und der Krone würdig war. Ottogeba war ihr Name. In keuscher Zucht hatte sie sich Gott geweiht und hielt so stätiglich an Frömmigkeit und Tugend, daß sie niemals weder Gottes Huld verlor noch ihres Mannes Freundschaft und nun, wie sie's verdient hat, im Himmelreiche die Krone der Bewährung trägt.

Sanct Ottogeba nahm mit frommer Liebe das Heil ihres Mannes wahr; sie erinnerte ihn daran, daß, wie reich ein Mensch auch sein möge, sein Gut doch keinen Bestand habe, wenn er der Armen nicht gedenke: denn Gott lohne Jedwedem nach seinen Werken. Das beherzigte der edle Herr und bedachte in seinem Geiste, ob er sein Gut in Gottes Namen theilen sollte, daß er damit die Wunden seiner Sünden heilete; und wie er Solches bei sich erwog, bestärkte ihn darin die Schrift der Wahrheit, die da saget: „Wie das Wasser ein brennendes Feuer löscht, also tilget das Almosen die Sünde" (Sir. 3, 33.). Das war dem guten Herrn ein liebes Zeugniß und ein Trost, der ihn vom Zweifel erlös'te. Nun beriethen sich der Kaiser und die Kaiserin unter einander, wie sie mit ihrem Reichthum Gott ihrem Schöpfer Ehre erweisen und seinen Dienst mehren wollten, und beschlossen zum Ruhm des Höchsten ein reiches Erzbisthum zu stiften. Dies geschah, und sie begabten ihre Stiftung reichlich mit Dienstmannen, Städten, Burgen und Land, so daß sie durch ihren Reichthum zu hohem Namen kam. Sie ist noch heutiges Tages Magdeburg genannt und liegt zu Sachsen im Lande. Zu Chorherren nahm der Kaiser nur Fürstensöhne; zum Erzbischof setzte er einen wohlgebornen Fürsten, dem er gewaltiglich das Recht zuertheilte, zu sitzen an der Kür*), so oft der deutschen Krone ein Schirmherr erkoren würde. Dem Kaiser war dies nicht genug; er selber wollte Dienstmann dieses Stiftes werden und empfing Lehen von des Bischofs Hand; desgleichen bewog er die Fürsten, daß sie ihr Eigenthum hingaben und dann als Lehen wieder empfingen.

*) D. h. er sollte Theil haben an der Kaiserwahl (Kür von kiesen, d. i. wählen). Dieses Recht übten seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die sieben vornehmsten geistlichen und weltlichen Fürsten des deutschen Reiches aus, welche deshalb den Namen Kurfürsten führten.

Als nun der Kaiser und sein edles Gemahl das Gotteshaus mit solcher Zier, Reichthum und Macht ausgestattet sahen, da freuten sie sich ihres Werkes und hatten unter den Menschen viel Lob davon. Von allen Seiten her ging dem Kaiser die Rede des Beifalls zu: er habe eine kaiserliche That gethan. Aber diese Rede ward seiner Seele zum Fallstrick. Er gedachte in seinem Herzen: „hab' ich mit meinem Gute Preis und Ruhm bei der Welt erlanget, so soll mit Recht, mein' ich, auch mein Lohn bei Gott groß werden. Mir ist des Aufwandes, den ich um seinetwillen gemacht habe, nicht zu viel gewesen, ich hab' es gern gegeben, denn ich habe mir damit im Himmel ewige Seligkeit erworben. Meine Gutthat hat auf Erden den Preis gewonnen über alles Menschenwerk, so soll auch ihr Lohn um so höher sein. Sie steht in ihrem Glanz vor Gottes Gedächtniß, und nun lebt Niemand auf Erden, der dem lieben Gott für das ewige Leben so viel dargebracht hätte als ich."

Dieser thörichte Gedanke ließ nicht wieder von ihm los, und wie denn Niemand eine Gesinnung lange in seinem Busen verbergen kann, (denn deß das Herz voll ist, davon geht der Mund über), so geschah es auch hier. Eines Tages ging der werthe Held ganz allein in das Münster, fiel gar demüthiglich, wie er meinte, auf seine bloßen Kniee vor dem Hochaltare nieder und betete mit tiefen Herzeseufzern also: „Herr Gott, A und O, wahrhaftiger Schöpfer, süßer Christ! ich glaube an die dreifaltige Einheit deines Wesens, wie du durch die Allmacht des Vaters und die Weisheit des Sohnes und die Güte des heiligen Geistes alle Dinge hervorgebracht hast, erhältst und regierest, und wie du durch das ewige Wort, das auf Erden erschienen ist, die verlornen Menschenkind' von Sündennoth und Qual der Höllen erlöset hast. Da ich Solches christlich glaube, wie ich soll, reiner Gott, so bitt' ich dich, daß du geruhest meine Bitte zu hören und

lassest mich mit menschlichen Augen hineinschauen in dein Gottesgeheimniß, daß ich erfahre, wie hoher Lohn mir bereit sei zur Entgeltung der Arbeit, die ich für dich gethan habe. Denn ich weiß, daß zu dieser Zeit in allen Landen Niemand sei, der dir, vielheiliger Christ, so wohl gedienet habe als ich. In all' der Welt ist meine große Gutthat löblich kund geworden. Deine Herrschaft habe ich gemehret und ein Haus dir errichtet, da dein Lob nimmer aufhöret und deine Anbetung kein Ende hat. Gar mancher auserwählte Degen hat hie deinem Dienste sich angelobt, gar manche Hufe Landes hab' ich dir zu eigen dargegeben und mit großer Reichheit dies Heiligthum begabet. Nun laß mich wissen, was mir dafür werden soll."

So sprach der Kaiser und hielt inne im Gebet und harrete der Antwort Gottes. Und es hörte ihn der, vor dem sich Nichts verbergen kann, dessen Auge in alle Herzen sieht, der Aller Gedanken von ferne merkt. Der hörte und sah des Kaisers Gesinnung, wie er ihm so das Gut vorrückte, das er ihm geopfert hatte. Da sandte er ihm einen wahrhaften Boten, das war eine lichte helle Stimme, die der Kaiser nahe bei sich hörte, und fast zorniglich ließ sie sich also vernehmen:

„Vielwerther, reicher Kaiser! Dir hatte Gott viel Würde und Ansehn in dieser Welt hie bereitet. Er gab dir Leib und Ehre und Gut. Nun hat dein Herz dir einen guten Rath gegeben, daß es deine Hand in Gottes Namen also wohl getheilet hat. Darum ist nun die Welt deines Preises voll geworden; auch war im Himmel dir ein Stuhl bereitet, der in der Nähe des Allerhöchsten an höchster Stelle stand. Den hat dein Selbstlob herunter gerückt; deine Gutthat ist vergessen darum, weil dein verkehrtes Herz sich erkühnt hat sie dem Vergelter vorzuhalten. Da du es um des Ruhmes willen gethan hast, so hast du deinen Lohn dahin: Preis und Ehre bei den Menschen; auf einen anderen, aus Gottes Hand, hast du keinen Anspruch. Gott sieht nicht auf zeitliche Gaben und äußerliche Werke, nur wo er eines reinen Herzens Verlangen nach seinem Heile wahrnimmt, giebt er zum ewigen Lohn die Krone des Himmelreichs. Diesen Preis hättest du erlangen können, wenn du dich ohne argen Wahn nach Gottes Geboten gehalten hättest, wie jener gute Kaufmann, den kein Fürstenname ziert, dessen Name aber um seiner Almosen willen geschrieben steht im Buche der Lebendigen. Du mußt es Gott büßen mit Demuth und Buße in wohlgefälligen Werken, sonst bleibt dir der Lohn, der ehedem dir bestimmt war, ganz versagt."

Als der Kaiser diese Worte hörte, stand er erschrocken

und bestürzt, seine Freude und Zuversicht war dahin; kaum faßt' er sich ein Herz zu fragen: „Herr Gott, wie wäre es möglich, daß mir's ein Kaufmann in gottgefälligen Werken je könnte zuvorthun? Mit Erlaubniß sei das gesagt: ich habe so viel werthe Ritter dir unterthan gemacht, die doch mit dem, was ihnen zu Gebote steht, dir, guter Herre Gott, viel bessere Dienste leisten können, als ein solcher Mann ohne Ansehn. Doch, möcht' es mit Gunst geschehn, so wollt' ich gern seinen Namen wissen, daß er mir bekannt würde. Das, lieber Gott, wolleſt du mir gewähren."

Die Stimme antwortete: „Ich will ihn nach deinem Begehren dir nennen: es ist der gute Gerhard zu Cöln. Der ist nie vom Weg des Rechten abgewichen, sein Leben ist aller Falschheit bar,*) sein mildes Herz reizet Alle, die ihn kennen, daß man ihn den Guten heißt, und seine Trefflichkeit ist eine Zierde des Landes, darinnen er Wohnung genommen hat."

„Ja, Herr, was hat er gethan, daß er so großen Dank empfangen soll?" fragte der Kaiser zum andern Mal.

„Willst du, daß es dir kund werde," sprach die Stimme, „so fahre hin zu ihm und laß dir's sagen."

„Die Fahrt ist weit," entgegnete Herr Otto, „ich will einen Boten senden, der ihn darüber befragen soll." Aber die Stimme sprach: „Meinst du, er werde es Jedem offenbaren, der's von ihm hören will? Du wirst von Glück zu sagen haben, so du selber zu ihm kommst und er dir Rede steht. Wenn es dir aber gelingt, daß er dir sonder Hehl die rechte Wahrheit sagt, welchermaßen er Gott gedienet hat, so weiß ich, dein Herz wird sich des Streites begeben und ohne Haß ihm zugestehn, daß er Gottes Huld besser verdienet habe als du, wie sehr du dich auch gerühmt hast."

---

*) Ledig.

Als der Stimme Ton verschwand, erhob sich der Kaiser alsobald und verließ gedankenvoll das Münster. Er konnte sich noch immer nicht finden in das, was er dort vernommen hatte, und war voll ungeduldigen Verlangens es näher zu erkunden.

2.

Der Kaiser und der Kaufmann.

Am andern Morgen hörte der Kaiser die Messe, ließ sein Pferd vorführen und ritt von dannen. Sein Gesinde ließ er dort und nahm nur Wenige mit sich, die ihm dazu tauglich schienen, und auch denen gebot er alles Aufsehn zu vermeiden. So kam er aus Magdeburg der Stadt, fast ohne daß es Jemand inne wurde. Dann sandte er Boten nach Cöln voraus und ließ dem Bischof melden, daß er in diesen Tagen ganz in der Stille kommen werde, um mit ihm selber zu sprechen. Die Boten eilten und sagten es an. Deß freute sich der Bischof gar sehr und rüstete sein Haus zum Empfang des hohen Gastes. Und als der Kaiser der Stadt nahe kam, ritt ihm der Bischof mit edlen Rittern und einem Theil der Bürgerschaft stattlich entgegen. Festlich geschmückt und in reichen Kleidern zogen sie einher, von allen Thürmen der Stadt erklang das Geläute der Glocken. Würdiglich war dieser Empfang, aber der Kaiser hatte darauf wenig Acht, und der Bischof wunderte sich des wenigen Gefolges, das er mit sich führte. Als sie nun in die Stadt gekommen, fragte

er mit Bescheidenheit, warum er so in der Stille dargekommen wäre? Da gab der Kaiser zur Antwort: „Eine heimliche Noth hat mich hergejagt. Ich muß hier Rath finden und kann der Bürger dieser Stadt nicht entbehren. Nun höret meinen Willen, lieber Herr Bischof: lasset morgen die Bürger auf den Hof entbieten, sie sollen mich in einer gewissen Sache berathen. Sobald man mit der Glocke läutet, sollen sie sich vor mir auf den Ring versammeln, Einer wie der Andre, er sei arm oder reich.“ „Herr, das soll gethan sein!“ sprach der Bischof und sandte sogleich seine Boten in die Stadt; die thaten, wie ihnen gesagt war, und hießen die Bürger vor den Kaiser kommen. Darüber war man nicht wenig verwundert, denn wer hätte ahnen können, was des

Kaiſers Zweck und Begehren ſei? Doch war da Keiner, der nicht gern ſich eingefunden hätte, auſſer etwa, wem es an einem Feierkleide gebrach, um geziemlich vor ſeinem Herrn zu erſcheinen.

Am andern Tage, als man die Frühmeſſe geſungen hatte, hörte man eine Glocke läuten, welche die geſammte Bürgerſchaft zu Hofe rief. Der Kaiſer ſelber war mit dem Biſchof herabgekommen und erwartete die Kommenden. Nicht mit Getümmel und Gedräng', ſondern mit Zucht und Sitte traten die Bürger in den Hof, die Alten voran, darnach die Jungen; der Kaiſer grüßte ſie alleſammt mit Huld und Güte und ließ ſie in weitem Kreiſe vor ſich niederſetzen. Schweigend ließ er ſeine Augen durch die Menge wandern und ſpähete ſtill umher, ob er wohl den herausfinden könnte, um deſſentwillen er hieher gekommen. Gar bald gewahrt' er Einen, dem man vor allen Andern Ehre erwies. Als wäre der der Erſte und Hehrſte unter ihnen, ſtand Jeder vor ihm auf, und wo er hintrat, machte man ihm ehrerbietig Raum. Es war ein Mann bei gutem Alter, doch kräftig und nach Wunſche wohlgeſtaltet. Sein lockiges Haupt- und Barthaar, mit Sorgfalt geordnet und geſchoren, war grau wie Eis. Er trug ſtattliche Kleider von ſcharlachrother Farbe, über dem Rocke einen Mantel mit ſchwarzem Zobel beſetzt und mit ſchwanenweißem Hermelin gefüttert. Ein reichbeſetzter Gürtel ſchlang ſich um ſeine Hüfte; ſein Fingerring und die Bruſtſpange ſeines Gewandes erglänzten von manchem guten Steine. Würdevoll war ſeine Geſtalt und ſein ganzes Weſen zeugte von Ernſt und Milde, von Zucht und edler Sitte.

Als den der Kaiſer ſah, ſprach er heimlich zum Biſchof: „Sagt an, wer iſt der Greis dort, dem Alle ſo viel Ehre und Lieb' erweiſen? ſein würdiges Anſehn und ſeine edlen Gebärden verkünden einen tugendreichen Mann.“ Der Biſchof antwortete: „Herr, ihr habt mit Einem Blick den Trefflichſten

aus dieſer ganzen Schaar herausgegriffen. Das iſt der alte werthe Mann, der ſich von Kindheit her bis auf dieſen Tag untadelhaft unter uns erwieſen hat. Es iſt der gute Gerhard, das iſt ſein Name weit und breit, und er trägt ihn mit Fug und Recht, denn in reiner Güte lebt und wirkt all' ſein Gemüth."

Da ward Kaiſer Otto von Herzen froh und ſprach: „Ich hörte ſchon von ihm und werde, will's Gott, noch mehr erfahren." Darnach wandte er ſich zu den Verſammelten und redete ſie mit dieſen Worten an: „Ihr Herren, ich bin her geritten, um euern Rath zu ſuchen in einer Sache, die mir viel Sorge macht. Da es nun aber nicht thunlich iſt, mit ſo Vielen einen gedeihlichen Rath zu erzielen, ſo wollt' ich euch bitten, daß ihr mit Huld und Treue Einen aus eurer Mitte wähltet, den ihr für den Erfahrenſten und Weiſeſten unter euch erachtet. Der ſoll dann mit mir gehn, daß ich mit ihm beſpreche, was noththut." Alſobald riefen Alle wie aus Einem Munde: „So nehmet den guten Gerhard! was Der euch rathet, das heißen wir Alle wohlgethan." „Wohlan!" ſprach der Kaiſer, „Gerhard, ſo ſollſt du mein Berather ſein." Der tugendliche Mann ſtand faſt betroffen über dieſe Rede und ſprach mit Beſcheidenheit: „Herr, wo hätt' ich ſo viel Witz und Verſtand, daß ich allein das Reich berathen ſoll?" Aber der Kaiſer winkte ihm und nahm ihn mit ſich in ein Gemach; und wie ſie über die Schwelle getreten, ſchloß er die Thür mit einem ſtarken Riegel.

Der Kaiſer ſetzte ſich in ein Geſtühl und nöthigte den Kaufmann, ſich neben ihn zu ſetzen. Aber der gute Mann weigerte ſich und ſprach: „Nicht doch, hoher Herr! dieſer Schemel da ſchickt ſich beſſer für mich." „Nein! du ſollſt dich herſetzen zu mir an meine Seite," entgegnete der edle Fürſt. Da half kein Widerſtreben, und wie er nun an des Kaiſers Seite ſaß, neigte ſich dieſer vertraulich zu ihm und

ſprach: „Gerhard, jetzt will ich dir ſagen, wie mir um's Herz iſt: um deinetwillen bin ich hergekommen.“ — „Herr, das wäre unbillig!“ erwiederte der Bürger; „ich bin nicht der Mann darnach, daß man um mich eine ſolche Fahrt unternimmt. Wenn ihr meiner je bedürftet und ich euch mit Rathe dienen könnte, (deſſen ich leider nicht fähig bin), ſo durftet ihr nur einen Boten ſenden und ich wäre mit Freuden dargekommen, wohin es euch beliebte.“ — „Ja, glaub' es nur,“ verſicherte der Kaiſer, „nur deinethalb habe ich dieſen Ritt gethan. Nun laß mich deine Treue erproben und ſage mir, weß ich dich frage.“ — „Herr, das thu' ich gerne, wofern ich es weiß.“ — „Ei, gewiß weißt du es und Niemand beſſer.“ — „So ſaget her, ich will euch getreulich Rede ſtehn.“ — „Du ſollſt mir erzählen, woher es kommen iſt, daß man dich den guten Gerhard genannt hat. Was haſt du Gott zu Liebe Rühmliches gethan, daß man dich mit dieſem Namen ehrt?“

„Lieber Herr,“ erwiederte der Alte, „das iſt ſo der Leute Gewohnheit: wen ſie immer bei ſich ſehen, dem geben ſie zu ſeinem rechten Namen noch einen Beinamen. Das iſt eine arge Sitte, aber wen's trifft, der muß es ſich eben gefallen laſſen. So iſt es auch mir geſchehn, und ich kann euch leider nicht angeben, warum man mich gut heißt, ich müßte denn mich ſelbſt betrügen. Ich habe nichts ſo Großes und Gottgefälliges gethan, das mir auf einen ſo hohen und lobeſamen Namen Anſpruch gäbe. Oft wohl hatte ich guten Muth und Luſt dazu, aber dann hinderte mich, wie es Manchem ergeht, mein Gebrechen und die Schwachheit meines Willens. Hatte ich den Willen, ſo fehlte mir der Muth; und ſo hab' ich nie etwas zu Stande gebracht, das zum Lobe taugte. Arm war die Gabe, mit der ich den Armen in ſeiner Noth erfreute. Saures Bier und Roggenbrot war das Almoſen vor der Thüre meines Hauſes, und ſelten habe

ich an meinem Geben merken laſſen, wie reiches Gut ich von meinem Schöpfer empfangen habe. Wenn ich aber an Gott gedachte und wollte nach ſeinem Gebot ein Mehreres thun, ſo gab ich höchſtens ein altes Gewand, und doch iſt auch das leider nicht oft geſchehn. Mit meinem Gottesdienſte war es nicht beſſer beſtellt. Kam ich einmal zum Beten, ſo macht' ichs kurz, und dann däucht' es mich für ein Jahr genug. Fürwahr, edler Herr, man ſollte mir ſo hohen Namen erlaſſen, denn ich hab' ihn nicht verdient."

Der Kaiſer ſprach: „Du mußt mir beſſer Antwort geben auf meine Frage. Um ſolcher Dinge willen nennet man Niemanden gut. Sage nun die Wahrheit und hehle mir nichts; von wannen haſt du dieſen Namen?" Der gute Gerhard bat: „Herr, wollet mir das erlaſſen!" — „Wahrlich nein! das thu' ich nicht!" ſprach Otto dagegen; „ich muß es wiſſen und du darfſt dich meiner Bitte nicht entziehn. Was hilft dir dein Weigern? ſagen mußt du es doch, wie ungern du es auch thun magſt."

Da rief der treffliche Mann in ſeinem Herzen: „O weh, Herre Gott, ſoll ich nun nach des Kaiſers Gebot dir vorhalten, ob ich je in meinem Leben etwas Gutes begangen habe? Laß dich's erbarmen, du Höchſter, und ſiehe meine Noth an. Nicht mich ſelber zu rühmen iſt mein Begehr, aber dieſer Mann iſt alſo ſtreng und dringt ſo unerbittlich auf mich ein, daß ich mich ſeiner nicht erwehren kann." Auf ſeine Kniee fiel er flehentlich vor dem Kaiſer nieder und that ein zwiefaches Gebet in demſelbigen Augenblicke. Sein Herz lag vor Gott, ſein Leib vor dem Kaiſer da; den Einen rief er an, daß er ihm die ſündige Rede nicht zurechne, den Andern, daß er ſie nicht von ihm verlange. Erhörung fand er bei Gott, aber nimmer bei dem Menſchen. Der Kaiſer verſteinerte ſein Herz und mit verſtelltem Zorne ſetzte er dem Alten dermaßen zu, daß dieſer wohl inne werden mußte, wie

all' ſein Flehen vergeblich ſei. Noch einmal verſuchte er es in anderer Weiſe und ſprach: „Herr Kaiſer, um eurer Güte willen laßt euch mein Anerbieten gefallen und geruhet von mir tauſend Mark Gold zu nehmen. Die geb' ich euch gern, wenn ihr von eurem Verlangen abſtehen wollt.“ Aber der edle Fürſt erwiederte: „Gerhard, iſt dir dein Gut ſo wenig werth, daß du es ſo leichten Kaufs willſt hingeben? Tauſend Mark ſcheinen dir nicht zu viel dafür, daß ich dir dein Geheimniß laſſe? Das reizt mich nur noch mehr, es zu erfahren.“ — „Ihr wundert euch,“ ſprach Gerhard, „daß ich euch ein ſolches Gebot gethan: aber Wem wäre Gottes Huld nicht lieber als all' ſein Gold? Ihr wollt mich zwingen, daß ich meinen Mund aufthue zu vermelden, ob ich je um Gott ein gutes Werk gethan. Damit rede ich mich um Gottes Lohn. Denn er läßt es nicht gelten, daß die Creatur ſich einer Gutthat rühme.“

Dieſe Rede fiel dem Kaiſer ſchwer aufs Herz; mit großer Traurigkeit dachte er in ſeinem Gemüthe: „Ach guter Herr Gott! wie kommt es, daß dieſer ſchlichte Bürger ſich beſſer auf ſein Heil verſteht, als ich, der ich Kaiſer des römiſchen Reiches heiße? O wie tief beſchämt mich Herz und Verſtand dieſes Mannes! Lieber Vater im Himmelreich, vergieb mir meine ſündliche Hoffahrt und laß mich von dieſem Gerechten lernen, wie man in Demuth und Gehorſam vor dir wandeln ſoll.“ Darauf wandte er ſich mit herzlicher Güte dem guten Gerhard zu und ſprach zu ihm: „Sei getroſt, lieber Mann, und fürchte dich nicht, mein Begehren zu erfüllen. Denn ich ſage dir und bekräftige es mit einem heiligen Eide: Gott ſelber hat mich an dich gewieſen, daß ich aus deinem Munde erfahren ſoll, was mir zu wiſſen noththut.“ — „Wohlan denn!“ ſprach der edle Greis, „da ihr mir's im Namen Gottes gebietet, ſo darf ich mich nicht weiter weigern. Zwar ich verſtehe nicht, was dabei Gottes Rath und Wille ſei;

aber es ſteht mir nicht zu, wider euer kaiſerliches Wort einen Zweifel zu erheben. Auf eure Gefahr hin thu' ich euern Willen; nun ſollt ihr Alles nach der Wahrheit hören."

So ſprach der Alte; und ihr, die ihr bis hieher dieſer Geſchichte euer Ohr geliehen habt, entlaſſet mich nun der Pflicht, euch das Weitere zu berichten. Seht hin, dort ſitzt ja der gute Gerhard ſelber auf dem Geſtühl zur Seite des Kaiſers und ſchickt ſich zum Erzählen an. Ihm möget ihr zuhören, wenn euch das Verlangen reizt zu erfahren, wie er zu ſeinem Namen gekommen iſt. Denn was er ſelbſt erlebte, davon giebt er auch mit eignem Mund die beſte Kunde.

3.

Der Chriſt im Heidenlande.

Mein Vater — ſprach Gerhard — war, wie ich, ein Kaufmann. Bei ſeinem Sterben hinterließ er den Ruf eines ehrlichen Mannes und an Geld und Gut ſo viel, daß es auch einen nicht allzu Genügſamen hätte müſſen genug dünken. Indeß — ich that, wie Jeder meines Standes thut, ich befleißigte mich mit allem Ernſt, mein Erbtheil durch neuen Gewinn zu mehren, nicht ſowohl um mein ſelbſt, als um des Sohnes willen, den mir Gott zu meines Lebens ſüßeſter Freude gegeben hatte. Denn dieſes Kind lernte von früh an die Tugend üben und wuchs, nach dem Wunſche meines Herzens, in aller Trefflichkeit und Güte. Ich liebte meinen Knaben überaus; und wie denn die Eltern, ſo lange

sie noch irgend bei Kräften sind, sonder Rast sich bemühen, sorgen und schaffen, damit ihre Kinder dereinst um so sorgloser und gemächlicher leben können, so schien auch mir keine Mühe und Fährlichkeit zu groß, um nur meinem Sohne den Namen meines Vaters zu erhalten, den man bei seinen Lebzeiten insgemein den reichen Gerhard genannt hatte. Also überließ ich ihm einen Theil meines Vermögens, womit er, wenn er sonst verständig damit umging, recht wohl auskommen konnte, nahm funfzigtausend Mark Silbers und was ich an Kaufmannswaaren besaß, und machte mich damit auf die Fahrt in die fernen Lande der Heidenschaft. Solchergestalt gedachte ich mit Einem Zuge so viel zu gewinnen, daß wir davon zeitlebens in guter Ruhe genug hätten. Ich ließ mein Schiff mit Speisen auf drei Jahre versehen, nahm geschickte Schiffsleute in Sold, die sich des Seedienstes wohl verstanden, und einen Geistlichen, der meine Ausgaben anschreiben und die sieben Tageszeiten*) mit Gebet begehen sollte.

So machte ich mich denn auf die Fahrt, erst nach Preußen, Rußland und Liefland, wo ich Bernstein und Zobel eintauschte; dann nach Damasco und Bagdad, da gewann ich die reichsten Seidenstoffe, wie sie nirgend anderswo zu finden sind; und alle meine Geschäfte waren so vortheilhaft, daß ich aus den eingehandelten Waaren später mindestens das Zwiefache des Kaufpreises zu lösen hoffte. Ich machte mich auf den Heimweg, da nahm mein Schicksal plötzlich eine unerwartete Wendung. Ein Ungewitter überfiel uns mitten auf der See; der Ungestüm der Winde jagte uns fernab von unsrem Ziel zwölf Tage und zwölf Nächte lang, in welcher Zeit wir weder Sonnen- noch Sternenlicht sahen, noch auch

*) Die klösterliche Sitte des Mittelalters theilte den Tag in sieben Gebetszeiten: Mettine, Prime, Terz, Sexte, None, Vesper und Complete.

nur auf kurze Minuten einer Windſtille genoſſen. Am dreizehnten Tage fanden wir uns vor einem hohen Gebirge, welches Keinem von Allen, die mit mir fuhren, bekannt war. In einer Wildniß lag es da, wie ſie Niemand vor uns je geſehen oder betreten hatte. Indeſſen legte ſich der Sturm, die Wellen beruhigten ſich allgemach und der Tag wurde ſchön und klar. Wir vergaßen das Ungemach, das wir bis dahin ausgeſtanden hatten, und waren nur noch wegen der Unkunde, in der wir uns befanden, in Furcht und Sorgen.

Wir hatten in einer Bucht neben dem Gebirge glücklich angelegt. Da ſandte ich Einen meiner Schiffsleute auf die Höhe des Gebirges und hieß ihn landeinwärts ſpähen, ob er jenſeits ein bewohntes Land gewahre. Dies geſchah. Der Schiffsmann klimmte hinauf; da ſah er jenſeit der Berge ein ausgebreitetes Gefilde liegen, trefflich angebaut und von lieblichem Anſehn. Nach allen Seiten breitete ſich die Ebene vor ſeinen Blicken wie in's Grenzenloſe; auch das ſchärfſte Auge hätte nicht erſpähen können, wo ſie ein Ende nähme. Seitwärts aber vor dem Gebirge ſah er eine mächtige Stadt mit vielen wehrhaften Thürmen. An Größe konnte man ſie unſerem Cöln vergleichen. Auf der einen Seite rührte ſie an's Meer, auf der anderen floß ein breiter ſchiffbarer Strom, der die Burggräben mit Waſſer füllte. Drei Heerſtraßen führten aus dem Innern des Landes zu drei Thoren der Stadt. Dort wogten Schaaren von Menſchen einher mit Wagen, Karren, Kameelen, Maulthieren und Roſſen, die führten Güter aller Art zur Stadt. Das vierte Thor aber öffnete ſich nach der Seeſeite zu. Dort trug das Meer viel ſtattliche Schiffe zum Hafen und viele geſchäftige Hände luden die Waaren aus, die ſie aus weiter Ferne hergebracht. Nirgends — ſo ſchwur mir der Späher hoch und theuer — habe er ſo großen Markt geſehn und ſolchen Zulauf von Menſchen.

Nachdem der Schiffsmann Stadt und Umgegend genugsam erkannt hatte, stieg er wieder herab und gab uns Bericht, wie es ergangen wäre und was er dort ersehen hätte. Da beschlossen wir nach jener Stadt zu fahren. Der Späher gab uns die Weisung, wie wir fahren müßten, und in kurzer Frist hatten wir die Veste erreicht und lagen in ihrem Hafen vor Anker. Ich fand Alles, was Jener davon gesagt hatte, der Wahrheit gemäß und ungelogen. Die Bürger dieser Stadt waren Heiden, doch wohlgesittete Leute. Sie begrüßten mich freundlich und nahmen mir dadurch einen Theil meiner Furcht und Bekümmerniß vom Herzen. Doch konnte ich mich noch nicht völlig beruhigen, ich sah mich nach Jemandem um, an den ich mich mit der Bitte um Geleite*) meines Gutes wenden könnte; da sah ich einen Mann, dessen Anblick mir recht zum Troste war. Man sah's ihm an, daß er hier zu gebieten hatte, eine schöne, mannhafte Gestalt, edle Ritter und viele Knappen folgten seinen Schritten und sein Benehmen zeigte so viel Güte und Freundlichkeit, daß ich sogleich den Muth faßte, mich mit meiner Bitte an ihn zu wenden.

Ich drängte mich durch die Menschenmenge zu ihm hin, und sobald er mich gewahrte, grüßte er mich in seiner heidnischen Sprache. Ich neigte mich ihm zum Gegengruß in geziemender Weise, doch ohne ein Wort zu erwiedern. Da merkte er wohl, daß ich seine Sprache nicht verstand, und fragte mit höfischem Anstand: „Sagt an, versteht ihr Französisch?" „Ja, Herr!" gab ich zur Antwort, „ich kenne beides, Sprache und Land." „So seid mir gesaluiret,"**) sprach der Fürst, und ich mit fröhlichem Herzen: „Gramarzi bea sir."***)

*) Schutz.
**) Gegrüßt.
***) D. i. grand merci beau sir, großen Dank, schöner Herr!

„Nun ſagt, lieber Herr Gaſt," ſprach Jener weiter, „was hat euch in dies Land verjagt? ſeid ihr ein Franzos oder wer? von welchem Lande kommt ihr?" Da ſagt' ich ihm: ich ſei ein Kaufmann, weit her aus deutſchen Landen. Auf ſeine Frage: was ich hier im Lande ſuche? gab ich zur Antwort: „Ich bin ſchon weit umhergereiſ't unter der Heidenſchaft; da wurde mir geſagt, daß alle Jahre um dieſe Zeit allhier ein großer Markt ſtattfände. Darum bin ich mit meinem Kaufſchatz in dieſes Reich gekommen." Darüber ſchien der Fürſt höchlich verwundert und fragte: ob ich ein Chriſt ſei und die Taufe empfangen hätte? und als ich das bejahete, ſprach er: „Dieweil ihr meinem Herrn zur Ehre aus ſo weiter Ferne hergekommen ſeid, ſo ſoll euer gutes Vertrauen nicht zu Schanden werden. Weder an Leib noch Habe ſoll euch ein Schade geſchehn, ſie ſtehen beide in meines Herrn Huth und Schutz. So euch hier Jemand ein Leid anthut, der Schade ſei auf mich gezählt. Was ihr hier verkaufen oder kaufen wollt, das ſoll von Zoll frei bleiben. Ich will noch mehr thun, um euch zu ehren. Hier nahe bei liegt ein Hafen, den mir mein Herr, der König von Marocco, mit alle dem Land umher als erbliches Lehen übergeben hat. Den will ich um euretwillen hinfüro der Chriſtenheit aufthun und frei überlaſſen. So ſeid denn willkommen hier zu Caſtelgunt. Gehet hin und ſehet euch nach einer Herberg um, und wenn ihr eine gefunden, die euch genehm iſt, ſo mögt ihr darin hauſen, ſo lange dieſer Jahrmarkt währt, ohne Zins und Pfand, denn ihr ſeid mein Gaſt. Und ſolltet ihr ſonſt noch einer Sache benöthigt ſein, ſo laßt mich's wiſſen; auf meine Treue! ich will an euch thun, ſo viel in meinem Vermögen ſteht."

Dieſer Zuſage war ich von Herzen froh und ſagte dem edlen Herrn großen Dank. Darauf führten mich ſeine Knappen in eine Herberge, die man den Fremden als die beſte

rühmte, und nachdem sie mich befragt, ob sie mir gefallen könne, richteten sie die Wohnung ganz nach meinen Wünschen ein und ließen es an Nichts fehlen. Da fragte ich sie, wie der geheißen wäre, der mich so gütig aufgenommen und versorgt hatte? und die Männer gaben mir den Bescheid: „Stranmur ist sein Name; er ist Landgrav über das Land und Burggrav in der Stadt zu Castelgunt.“ Ueber dieser Rede wurde ich noch getroster denn zuvor und dankte dem Gott der Güte für sein gnadenvolles Walten, daß er mir das Herz des Mannes in Huld und Frieden zugewendet hatte, der mich hätte verderben können. Denn ich hörte wohl, daß ihm das Strandrecht zustehe und er von dem Könige Gewalt habe, Alle, die ohne Urlaub*) an dieses Gestade kämen, in Haft zu legen und ihrer Güter zu berauben.

Der Burggrav aber ließ nicht ab mir Liebe und Ehre zu erweisen und schien sich darin nimmer genug zu thun. Seine freundliche Gesinnung wuchs von Tag zu Tag und mit ihr mein Vertrauen und meine Zuneigung, so daß ich endlich die Bitte an ihn wagte, mich nach Freundesart zu duzen. Denn ob er wohl ein Heide war, so fand ich doch an diesem Manne so viel tugendliche Sitte, daß ich bis auf diese Stunde mit Freuden an ihn denke und aus der Ferne noch ihm Gottes Heil und Segen hinüber wünsche.

---

*) Erlaubniß.

4.

Die Schatzkammern zu Caſtelgunt.

Wie wir nun ſo in geſelliglicher Treue mit einander verkehrten, bat er mich eines Tags, ich möchte ihm meinen Kaufſchatz zeigen. Dazu war ich gern bereit und breitete Alles vor ihm aus, was ich an Handelsgute mit mir in das Land gebracht hatte. Er erſtaunte darüber ſonder Maßen; er konnte ſich daran nicht ſatt ſehen und rief einmal um das andre mit Entzücken, ſolche Koſtbarkeiten wären ihm noch nie in heidniſchen Landen vor Augen gekommen.

Darauf kehrte er ſich zu mir um und ſprach: „Gerhard, ich ſage dir, dein Kaufgut iſt ſo reich, daß es dir hier zu Lande Niemand bezahlen kann als ich. Willſt du, ſo laſſ' ich dich jetzt meinen Kaufſchatz ſchauen, und wenn dir der behagt, ſo kann ein Tauſch zwiſchen uns zu Stande kommen. Es hat mit dieſem Schatze eine eigne Bewandniß. Bringſt du ihn in dein Land, ſo kann er dich zehnmal reicher machen, als du jetzt biſt. Hier aber frommt er nicht und iſt kein nütze. Darum eben möcht' ich mit dir einen Handel machen, wenn du Luſt haſt. Biſt du auf Gewinn ausgezogen, wie man doch von einem Kaufmann erwarten muß, ſo biete ich dir heute die ſchönſte Gelegenheit." — „Einen rechten Gewinn weiſe ich niemals von der Hand," gab ich zur Antwort. „Das iſt ein rechter Gewinn!" fiel Jener lebhaft ein; „gälte meine Waare hier ſo viel als in deinem Lande, du könnteſt ſie mir mit all' deiner Habe nicht bezahlen."

Solchen Reden zufolge war ich der Hoffnung, ich würde käuflichen Gewinn an Silber, Gold und Edelſteinen zu ſehn bekommen und ſagte Jenem, daß ich ihn wohl ſehen möchte.

Da führte mich der Wirth in eine Kammer. Ich wähnte ſie mit Reichthum angefüllt und fand nur Armuth. Viel Gut und Ungut ſah ich aufgeſpeichert; nichts, was das Aug' erfreuen konnte, und doch waren es Schätze von unſchätzbarem Werthe. Ich will euch ſagen, wie das zu verſtehen iſt. Zwölf heimathloſe gute Ritter fand ich jämmerlich mit ſtarken Banden belaſtet, je zwei und zwei an einem ſchweren Fußklotz feſtgeſchmiedet und Alle in tiefſter Traurigkeit. Keiner von ihnen hatte das dreißigſte Jahr erreicht, ſie ſchienen erſt unlängſt dem Knabenalter entwachſen, um Kinn und Lippen ſproßte der erſte Bart, den noch kein Scheermeſſer berührt hatte. Minniglich war ihre Geſtalt, wiewohl der Kummer ſie entſtellt hatte. Ihre jugendliche Schönheit hätte ſtete Freude und Wonne verdient: nun trugen ſie Jammer und Elend. Das war das Schatzhaus, von welchem Stranmur geredet hatte; ich fand nichts Gutes darin, als die reine Würdigkeit, die an den edlen Rittern haftete. Mit meiner Freude war's vorbei, ihre Noth ging mir zu Herzen, ich wandte mich mit Seufzen hinweg und Traurigkeit kommt noch jetzt über mich, ſo oft mir ihr Anblick wieder vor die Seele tritt.

Da nahm mich der Wirth bei der Hand und hieß mich mit ihm weiter gehn, er wolle mir an einem andern Orte noch größeren Kaufſchatz zeigen. Ich folgte und getröſtete mich eines beſſeren Anblicks. Und er führte mich in eine zweite Kammer, und als er die Thür aufthat, ließ ich mit haſtiger Begier meine Blicke umherſpähn, was er mir dort zum Kaufe biete. Aber da fand ich in gleicher Noth denſelben Fund, den ich in der erſten gefunden hatte, ſo ſchwer und klagbar, daß ihn mein Herz kaum tragen konnte. Ich ſah zwölf alte Herren in Ketten und Banden ſitzen gleich den Vorigen. Sie waren nahe an ſechszig Jahren, Haar und Bart waren ihnen von Alter ergraut, von Noth gebleicht;

aber ehrwürdig war ihr Anſehn trotz ihrer Erniedrigung, ihre edlen Gebärden verriethen große Weisheit und Erfahrung; man konnte es an ihnen wohl merken, wie ſie vormals größer Ehren genoſſen und mit Fürſten zu Rathe geſeſſen hatten. Darum jammerte mich ihr hartes Geſchick noch vielmehr als das der Jungen. Denn mehr als Alles iſt es erbarmenswerth, wenn das Alter, das vor der Jugend ſollte geehret ſein, mit ihr Unwürdiges erdulden muß. Die Jugend hat Zeit genug, den Wechſel des Schickſals abzuwarten, Hoffnung verſüßt ihr den Schmerz; aber troſtlos iſt es, wenn das Ungemach die wenigen Tage ergreift, die dem Greiſe noch vergönnt ſind. Die Jugend überwindet, wo das Alter erliegt; ſie überdauert manches Leid, davon das Alter den Tod hat.

Ich konnte mich der Klage nicht enthalten, als ich das Elend dieſer Greiſe ſah. Darum ſäumte ſich mein Wirth nicht länger, er ging dahin und hieß mich folgen. Als er mich aber vor die dritte Kammer führte, weigerte ich mich hineinzutreten und ſprach: „Ach Herr, was wollt ihr mir noch weiter zeigen? Habt ihr einen noch größeren Jammer in dieſem Gemache aufgeſpart? Laßt es genug ſein; ich bin des Sehens müde.“ Er aber hielt meine Hand feſt und erwiederte: „Gerhard, du mußt den ganzen Kaufſchatz ſehen, dann magſt du urtheilen, ob du ſeines Gleichen je gefunden haſt.“ Er öffnete, und wie ſoll ich ſagen, was ſich mir dort vor Augen ſtellte! Wohl fand ich da ſüßen Gewinn, der alle Welt hätte erfreuen mögen; einen Schatz von Schönheit und Zucht; einen Diamant von Güte und Treue, deſſen lichten Glanz die Traurigkeit wohl trüben, doch nicht verdecken konnte. Wollt ihr's genauer wiſſen — ich fand dort funfzehn edle Frauen ſitzen von auserleſener Schönheit der Geſtalt und ſüßeſter Anmuth der Sitten. Jede Einzelne war des Preiſes aus eines Dichters Munde werth, aber Eine leuchtete

an Reiz und Würde aus allen Uebrigen hervor. Schlank war ihr Wuchs und wohlgethan ihres Leibes Glieder, ihr lockiges Haar war licht und blond; mild und hehr wie eines Fürſtenkindes war ihr Anſehn. Lilien und Roſen blüheten in ihrem Angeſicht friedſelig bei einander wie in den Gärten von Damasco, und ihre Augen leuchteten ſanft wie der Morgenſtern über den Purpurwolken des Frühlichts. Was an wohlbelobten Frauen geprieſen wird, davon hatte ſie das beſte Theil: ich ſtand, mein ſelbſt vergeſſen in ihrem Anſchaun, und Staunen ergriff mich, wie viel Fleiß und Kunſt der Schöpfer auf dieſes Eine Gebilde verwendet hatte. Freude und Kummer wechſelten in meiner Seele; denn Freude bot mir der Anblick dieſer lieblichen Frauen, aber in Kummer verſank mein Gemüth, ſobald mir ihr Ungemach wieder zu Sinne kam.

Da führte mich Strammur wieder hinaus. „Haſt du das Alles dir recht beſehn?“ ſo frug er. Ich ſagte: „Ja.“ — „So ſage mir: Haſt du Luſt zu kaufen?“ — „Was denn?“ — „Nun, was du geſehen haſt.“ — „Ich habe hier nichts geſehn, als eine bedrängte Schaar, die ein ängſtliches Leben führt.“ — „Eben die biete ich dir zum Tauſche an.“ — „Was ſoll ich damit?“ — „Das will ich dir ſagen: könnte ich von ihnen den Gebrauch machen, wie du, ich gäbe ſie nicht ſo leichtes Kaufes hin. Hunderttauſend Mark ſind dir dafür ſo gewiß, als das Geld in deiner Arche.*) Wäre ihr Land mir beſſer gelegen, ſo wär' ich ein Thor, daß ich dieſen Vortheil an Andre überlaſſe. Denn glaube nur, ich kenne den Werth dieſer Schaar.“ — Ich fragte ihn, was es damit für eine Bewandniß habe? Er ſprach: „Ich will dir ſagen, auf welche Weiſe ich dazu gekommen bin. Weißt du Engelland?“ — „Ja wohl.“ — „Das iſt das Vaterland

*) Kaſten.

jener auserkornen Ritter." — „Wie ſind ſie denn hieher gekommen in die Haft dieſes Landes?" — „Sie fuhren mit Willehalm, dem jungen Könige von Engelland, gen Norwegen in das Reich. Dort gab ihm des Landes König Reinmund ſeine Tochter zum Weib; das iſt die hochgemuthe Königin, die du vorhin bei den vierzehn Frauen geſehen haſt. Als ſie nun wieder auf der Heimfahrt waren, da jagte der Sturm die Schiffe [illegible] Tage lang durch alle Meere hin und her, bis deren Eins, auf welchem die Königin und ihre Frauen ſammt jenen Rittern ſich befanden, in meinen Hafen einlief. Darum ſind ſie von Rechtswegen mein eigen, ich kann über ſie verfügen, wie mir geliebt, und biete ſie dir zum Kauf an. Den Preis habe ich ſchon genannt. Was ich an Gütern in deinem Schiffe geſehen habe, damit muß der Kauf geſchehn. Meine nicht, daß ich zu viel dafür verlange. Zwiefältig wird man dir den Preis bezahlen, womit du ſie von mir loskaufſt. Denn iſt der König Willehalm noch am Leben, ſo wird er Alles daran wenden, um ſein Weib wieder zu erhalten. Iſt er aber todt, ſo läßt der König Reinmund ſein liebes Kind gewiß nicht in der Fremde verderben. Unter ihren Mitgefangenen aber ſind auch Etliche hochgeehrte reiche Fürſten, die lieber all' ihr Gut zum Löſegelde böten, ehe daß ſie lange in ſo trauriger Gefangenſchaft verblieben. Ich kenne ihre Geſinnung: ſie hätten ſich längſt ſchon losgekauft, hielte nicht des wilden Meeres Fluth und die große Unkunde des Wegs das Schickſal und den Aufenthalt dieſer Gefangenen vor ihren Verwandten verborgen. Dir aber iſt ihre Heimath beſſer bekannt und günſtiger gelegen; darum habe ich ſie dir zum Kauf geboten. Doch es ſteht bei dir, ob du mein Erbieten annehmen willſt oder nicht. Willſt du nicht, ſo werde ich darum doch nach wie vor bei meiner Zuſage bleiben: dein Gut und Leben ſollen in Schutz und Frieden ſtehn, ſo lange du unter uns verweilen wirſt."

So ſprach er mit vielberedter Zunge; mich aber bedünkt' es eine wunderliche Zumuthung, ſo groſſes Gut an nichts als einen bloßen Wahn zu ſetzen. „Herr!“ ſprach ich, „gebt mir Friſt bis morgen; ich will's über Nacht mit mir berathen.“ „Gut!“ ſprach er, „das thue.“ Mit Urlaub ſchied ich da von ihm und ging nachdenklich in meine Herberge.

5.

Der ſeltſame Kauf.

Was ſollt' ich thun? Mein Geiſt ſchwankte unruhvoll zwiſchen zwei Entſchlüſſen und rieth mir bald ſo bald ſo, nun her nun hin; jetzt ſchien mir der Kauf eine fromme That, jetzt wieder eine Thorheit. Endlich kam mir in den Sinn, die Entſcheidung Gott anheimzugeben, und rief ihn an, daß er mir Gewißheit ſeines Willens in das Herz gäbe, ob ich die armen Gefangenen von ſolchem Untroſt erlöſen ſolle. Mit dieſen Zweifeln rang ich bis Mitternacht, bis mir Leib und Seele ermüdeten und ich entſchlief.

Da kam ein Engel und weckte mich — ſo kam mir's vor — und ich erwachte. Ich will nicht ſagen, daß ihn mein Auge ſah, aber meine Seele ſah ihn im Schlaf und hörte ſeine Stimme: „Gerhard! ſchläfſt du? erwache! Gott iſt dir ſehr erzürnt, weil du verſtändige Sinne haſt und doch ſo wenig dich auf die Weisheit Gottes verſteheſt. Dein Herz hegt einen Zweifel, der wider deinen Schöpfer geht. Hat er doch ſelbſt, als man ihn in menſchlichem Bilde auf Erden wandeln ſah, geſprochen: „„Was Jemand einem Armen um

meinetwillen zu Gute thut, das thut er nicht den Armen, ſondern mir, denn ich bin der Arme.““*) Dieſe Gewißheit hätte den Zweifel von dir ferne halten und ein feſtes Herz dir geben müſſen. Es war ein thörichter Wahn von dir, daß du irgend welche Gutthat verloren wähnteſt. Wo die Saat hinfällt, da gehet die Ernte auf. Was der Menſch ſäet, das wird er ernten. Um weſſentwillen du die Armen erlöſen wirſt, das wird dir nach dem Verlangen deines Herzens zum Lohne werden. Thuſt du es um Geld, ſo wird man dir's vergelten. Thuſt du es um der Ehre willen, ſo wird man dir Ehre zollen. Thuſt du es aber um Gottes Gebot, ſo wiſſe recht, daß dir Gott dafür die Krone des ewigen Lebens geben wird.“

Als ich dieſe Worte des Engels hörte, raffte ich mich vom Schlafe empor und wollte ihn ſehen, da war er verſchwunden. Ich aber lobte mit großer Freude die gnadenreiche Gottheit, die meiner Bitte dieſen Boten geſendet hatte, räumte meine Schlafſtatt, rief meinen Schreiber und ließ ihn eine Meſſe ſingen. Die hörte ich an und bat dabei um den lieben Gottesſegen für mein Vorhaben. Als das heilige Amt zu Ende war, verließ ich meine Herberge, um mit Strannur zu reden. Da kam er mir ſchon auf halbem Weg' entgegen und bot mir lächelnd guten Morgen, ſanften Tag. Ich dankte ihm und er fragte ſogleich: „Sage, haſt du dich bedacht? Welche Lehre hat dir dein Sinn gegeben?“ „Mein vielliever Herr!“ gab ich zur Antwort, „noch bin ich nicht völlig entſchloſſen. Der Preis iſt mir zu hoch; zudem habe ich keine Gewißheit, ob dieſer Handel auch dem Willen der Gefangenen entſpreche. Geſchieht er ohne ihren Dank, ſo frommt mir dieſer Kauf nicht um ein Haar. Wollt ihr mir daher erlauben, daß ich ſie um ihren Willen befrage, dann

*) Vergl. Matth. 25, 40.

kann ich euch meinen Entſchluß zu wiſſen thun." „Das iſt mir lieb," ſprach der Burggrav, „du ſollſt ſie ſprechen." „So bitte ich euch weiter," fuhr ich fort, „daß ihr ihnen die Feſſeln abnehmen laſſet, bevor ich mit ihnen rede, damit ſie meiner Gegenwart froh werden und ich ihre Geſinnung recht erkenne." „Auch das ſoll um deinetwillen geſtattet ſein," ſprach der Herr mit Güte; „keinem Andern im ganzen Lande außer meinem Herrn, von welchem ich Gut und Ehre habe, würde ich das bewilligen. Du aber ſollſt ſie frei von Ketten und Banden ſehn, ſo lange du mit ihnen redeſt, weil ich dich als einen Mann befunden habe, dem man in allen Dingen vertrauen kann." „Lieber Herr!" erwiederte ich mit dankendem Verneigen, „ihr lobt mich allzuſehr. Nicht mein Verdienſt, ſondern eure Huld iſt es, die mich ſolche Gunſt genießen läßt."

Stranmur ſchickte ſogleich ſeine Knappen mit mir, welche den Rittern die Feſſeln abnehmen ſollten. Das thaten ſie, die Einen hier, die Andern dort. Darnach ließ man die Herren ledig zu einander gehen, die Knappen aber begaben ſich beſcheidentlich hinaus, um uns allein zu laſſen, und hüteten draußen vor der Thür mit wehrhafter Kraft der Gefangenen.

Seit länger als einem Jahre hatten ſich jene Jünglinge und Greiſe nicht mehr ſehen dürfen und dieſe Trennung war ihre größte Herzensklage geweſen während der ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft. Nun könnt ihr euch denken, was es für einen Anblick gab, als ſie ſich ganz unvermuthet wiederſahen und Einer dem Andern mit aller Inbrunſt in die Arme eilte. Da ward ein Schall vernommen, der auch das verſtockteſte Herz mit rührender Gewalt ergriffen hätte; Alt und Jung weinte vor Liebe*) und Leid; auf abgehärmten Geſichtern

*) Freude.

ſtand ein Lächeln des Entzückens; ſie meinten, es wäre ihnen das größte Heil widerfahren, nur weil ſie einander ſehen durften.

Ich wagte nicht, ſo lange ſie der Sehnſucht Recht begingen, mich in ihre Freude einzudrängen. Doch war es endlich Zeit das Wort zu nehmen; ich redete ſie in engliſcher Sprache an. Als ſie aus meinem Munde den vaterländiſchen Laut vernahmen, wandten ſich Alle mit Staunen nach mir um und riefen: „Herr Vater Gott! ſei gelobt, daß du uns Einen zugeſendet haſt, dem chriſtliches Land und unſere Sprache kund ſind! Um Gotteswillen, lieber Herr, ſaget uns Armen ohne Spott: ſeid ihr ein Chriſt?“ Und als ich das bejahte, wurde ich ſo minniglich von ihnen empfangen, daß mir noch nie zuvor ſo gütlicher Gruß zu Theil geworden war. Ich ſtand wie unter Brüdern, die ich unvermuthet in fremdem Lande wiedergefunden, und es währete lange, ehe ich vor ihren Fragen und den Erweiſen ihrer Freude und Herzlichkeit zu Worte kommen konnte. Als aber der Sturm ſich ein wenig beſchwichtiget hatte, begann ich ſo zu ihnen:

„Ihr Herren, eure Drangſal iſt mir leider als der Tod; eure Klage macht mir viel Kummer und Herzeleid; könnt' ich ſie von euch wenden, ſo müßte ſie ihr Ende erreichen. Nun höret weiter, was ich euch ſage; ihr ſollt vollſtändig erfahren, wie es ſich mit mir verhält. Als ich von meiner Heimath ſchied, da war meine Abſicht, mit einem großen Theile meines Vermögens in der Fremde um großen Gewinn zu werben. Ich nahm funfzig tauſend Mark mit mir und zog in heidniſche Lande. Dort habe ich mit meinem Gelde einen ſo großen Kaufſchatz zuſammen gebracht, daß ich auf meine Taufe ſchwören könnte, Niemand vor mir habe ein anſehnlicheres Kaufmannsgut gewonnen. Damit kam ich in dies Land, denn ich hatte von ſeinem vielbeſuchten Markt gehört und gedachte hier meine Waaren mit zwiefachem

Gewinne zu verkaufen. Der Burggrav von Caſtelgunt hat mich würdiglich empfangen und geehret und meiner Habe jeden Schutz und Sicherheit gewährt. Nachdem er nun meinen Kaufſchatz geſehen, hat er mir dafür einen Tauſch gar ſeltſamer Art angeboten: das ſeid ihr, edle Herren, und die lieben Frauen, die er mich geſtern, ſo wie euch, in ihrem Gewahrſam ſehen ließ. Ich bin dieſem Anerbieten nicht abgeneigt; doch kann mir nichts daran liegen, eine ſo hohe Herrſchaft gleich einem Haufen Sclaven wider ihren Willen in meine Gewalt zu bringen; dazu bin ich an Macht zu ſchwach und an Würden zu niedrig. Wenn ich euch hier mit meinem Schatze loskaufte und ihr wolltet mich dann für meine Gutthat kränken und durch Feindſeligkeiten nöthigen euch ziehen zu laſſen, wohin es euch beliebte, ſo thäte ich beſſer, ich behielte mein Gut und ließe euch an dieſem Orte, ehe daß ich mir mit meinem Schaden nichts als euern Haß erkaufte. Darum wollt' ich euch fragen, bevor ich mich entſchließe: geſchieht es mit eurem Willen, wenn ich euch von hinnen loskaufe? ſo will ich das Meine gern daran wagen, um eurer Noth ein Ziel zu ſetzen, nur mit dem Gedinge, daß ihr mir meinen Schaden vergütet und niemals ohne meinen Willen von meiner Seite weicht."

Kaum daß dieſe Worte über meine Lippen waren, da ſprangen die Herren auf, die Greiſe wie die Jünglinge, fielen mir zu Füßen, und wo mich Jeder eben erfaßte, da hielt er mich mit Inbrunſt feſt und rief mit jammerhafter Stimme: „Gnade, lieber Herr! Laß dich unſre Noth erbarmen und erlöſe uns von dieſem Leiden. Bei Jeſu Chriſti Namen, der ſich für uns Menſchen in den Tod gegeben, bei der heiligen Taufe Kraft, die du gleich uns empfangen haſt, bei deiner eignen Güte und aller Ritter Würdigkeit beſchwören wir dich: hilf uns von hinnen, führe uns aus der Heidenſchaft hinwieder in die liebe Chriſtenheit. Wir alle geloben dir mit

einem Eide, daß wir dein Gut zwiefältig erſetzen werden, ohne das, was unſre Herrin und die beiden Könige dir zur Entgeltung deiner Gutthat geben."

Ich konnte nur halb hinhören, denn es war mir leid und mühete mich ſehr, daß die edlen Herren ſo lange wehklagend mir zu Füßen lagen. Ich ſprach: „Liebe gute Herren, ſtehet auf! So mir Gott! ihr thut anders als euch wohl geziemt. Soll ich das für guten Fug nehmen, daß ihr euch vor mir auf den Knieen niederlaſſet? Ich möchte deſſen gern entbehren." Sie aber riefen nach wie vor: „Gnade, lieber Herr! Hilf uns, wir ſind an Freuden todt. Dein Erbarmen allein iſt unſer Troſt und Hoffnung." „Laßt uns zur Königin gehn," fuhr ich fort, „denn auch ſie muß ich befragen und ihre Geſinnung erfahren."

Da folgte mir die Ritterſchaft in das Gemach der Königin und ihrer Frauen. Die glaubten ein Wunder zu ſehn, als die lang' entbehrten Freunde und Gefährten plötzlich zu ihnen hereintraten. Dem erſten Schrecken folgte ein freudiger Ausruf des Erkennens und in den herzlichen Gruß miſchten ſich Thränen und Seufzer. Ein Altherr*) führte mich an ſeiner Hand der Königin entgegen: ich grüßte die hohe Frau, ſo gut ich es eben verſtand, und wenn mir es gleich nicht nach höfiſcher Art gelang, dankte ſie mir doch mit ſüßer Anmuth und Güte. Ich brachte nun meine Rede vor, wie ich ſie vorher an die Ritter gethan hatte, und fragte zuletzt, ob ſie mir ſpäter den Kaufpreis erſetzen wolle, wenn ich ſie jetzt aus der Gefangenſchaft der Heiden löſe?

Alſobald verließ die hohe Frau ihren Sitz und wollte mir vor die Füße fallen. Ich hielt ſie davon zurück und bat bei ihrer tugendlichen Sitte, Solches zu laſſen. Da füllten ſich ihre Augen mit Thränen und ihr Mund öffnete ſich zur

*) Greis.

flehentlichen Bitte. O ſie konnte ſo kindlich, ſo inniglich und doch ſo mit Züchten bitten; man merkte wohl, wie gar ernſtliche Gedanken ſie auf ihre Worte verwendete. Ihre Jugend redete mit dem Verſtande des Alters, und was ihr an Weisheit die Kürze der Jahre verſagte — denn ſie war faſt noch ein Kind —, das hatte ſie die lange Noth gelehrt.

„Gnade!“ rief ſie, „lieber edler Mann. Laß mich genießen, daß ein Weib dich in die Welt gebar und ein guter Engel in dieſes Land herüberführte. Laß meine Angſt dir geklaget ſein bei der höchſten Jungfrau, die aller Jungfrau'n Spiegel iſt, die den Kaiſer aller Kaiſer unter ihrem Herzen trug, die den Herzog des Lebens, den Schöpfer unſrer Seligkeit in ihrem Schooße hielt. Siehe, ſo hoch hat Gott das Weib in dieſer demuthvollen Magd geehrt: ſo ehre auch du an uns des Weibes Namen und achte uns, die Tieferniedrigten, deines Beiſtands werth. Süßer Vater, lieber Troſt, laß uns deine Kinder werden, erlöſe uns von dieſem Leide. Dein Edelmuth ſoll dich nimmer gereuen noch an deiner Habe ſchädigen. Mit zwiefacher Gabe wird mich mein Vater löſen, und lebt noch mein junger Gemahl, ſo giebt er mit Freuden ſeinen Schatz für ſein verlobtes Weib. Sind ſie aber alle todt, die mir helfen und deine Gutthat lohnen könnten: ſo lebet doch Gott, der lohnet dir beſſer, als es ein Anderer kann. Laß es dir leid ſein, daß wir ſo ſchuldlos leiden; hilf uns von hinnen. O wehe! ſollt' ich nicht wiederſchauen Vater, Freund und Chriſtenland, dann hätte Got mit Zorn ſeine Hand an mich gelegt und mich in grenzenloſes Elend verſtoßen.“

So ſprach ſie und konnte vor Schluchzen nicht weiter reden. Eine Wolkentrübe zog der Jammer über den lichten Sonnenglanz ihrer Augen und ein heißer Regen träufelte in den Frühlingsgarten ihrer Wangen. Da verhüllete ſich ein Theil ihrer Schöne; minder lieblich als zuvor, doch um

ſo rührender war ihr Anblick. Ihr kindliches Weinen bezwang mich, ich mußte mit ihr weinen, und es währete wohl eine lange Zeit, ehe ich die Faſſung fand, ihr ein tröſtliches Wort zu ſagen. „Vielliebe gute Frau!“ hob ich endlich an, „habet freudereichen Muth und laſſet den klagenden Kummer ſein. Da ich eure Noth mit meinem Gute erwenden kann, ſo will ich es keinen Tag länger vor euch ſparen und halten. Wohl mir, daß mir Gott ſo viel gegeben hat, um eure Pein zu enden. Mit meiner Habe kaufe ich euch gerne eure Noth ab und begehre dafür keines zeitlichen Vortheils. Wenn ihr mir dereinſt wiedergebt, was ich heute von dem Meinigen an eure Freiheit verwende, ſo iſt mir genug geſchehn.“

Da weinten mich die Ritter und Frauen vor Freuden an dermaßen, daß es mich noch mehr erbarmte denn zuvor. Ich kehrte mich raſch von ihnen ab und ging, um den Burggraven aufzuſuchen. „Wie nun?“ ſprach er, „gefällt dir der Kauf?“ Ich antwortete: „Ja Herr, gar wohl. Eins nur muß ich noch ausbedingen.“ — „Und was?“ — „Iſt das Gut noch vorhanden, das die Gefangenen in ihrem Schiffe hergebracht?“ — „Ja,“ ſprach er, „es iſt ſo gut verwahret, daß auch kein Pfenning daran fehlt.“ — „So begehre ich von eurer Huld, daß man ihnen all' ihre Habe wiedergebe, und darf Nichts davon, ſei es groß oder klein, allhier verbleiben. Ingleichen ſoll man ihr Schiff wieder ſegelfertig machen, wie es zuvor war, und unſre Fahrzeuge mit Mundvorrath verſehen, ſo viel zur Heimfahrt nöthig iſt. Wollet ihr das, ſo kommt der Tauſch zu Stande.“

„Das haſt du wohl bedacht,“ gab der Burggrav freundlich zur Antwort; „es ſoll Alles geſchehn, was du an mich begehreſt; und ſo ſei hiermit unſer Kauf geſchloſſen und beſtätigt.“ Wir reichten einander die Rechte und der Vertrag hatte ſeine Gültigkeit.

Sofort überantwortete mir der edle Fürſt die Gefangenen. Auch ihre Habe wurde zur Stelle gebracht, und es fehlte nicht an dienſtwilligen Händen, die ſie aus der Stadt hinaus an das Geſtade trugen. Darauf hieß der Burggrav ihr Schiff und meinen Kiel beladen und entladen. Mein Kaufgut ging dahin; ſtatt deſſen ließ Strammur Sand und Steine herzubringen und in den untern Raum meines Fahrzeugs legen, damit es, der früheren Laſt entlediget, ohne Wanken auf den Fluthen ſchwebe. Endlich hieß er auch beide Schiffe mit guter Koſt und friſchen Speiſen reichlich verſehen, daß wir nicht Mangel litten auf der weiten Wüſte des Meeres.

6.

Die Heimkunft.

Wie nun Alles ſolchermaßen bereitet war, da dünkt' ich mir ein ſeliger Mann, dem nichts Lieberes hätte widerfahren mögen. In froher Eile führte ich meine Königin ſammt ihren Frauen und der Ritterſchaft hinweg. Der Born der Thränen war ausgeſchöpft und alle Traurigkeit wie ein Nebel vorbeigezogen. Jubel und Lachen wohnte auf jeder Lippe, Seligkeit erglänzte in jedem Blicke der Erlöſ'ten; aber unter den Heiden dort ſtand Mancher, der ſich der Thränen nicht enthalten konnte, war es vor Freuden an ihrem Glücke oder vor Wehmuth über ihr langes Leiden.

Dieſe Nacht verblieben wir noch daſelbſt. Stranmur ließ den Gäſten ein warmes Bad bereiten. Sie wuſchen ſich, und als ſie wieder hervortraten, o Himmel, wie minniglich fand ich ſie da verwandelt! Alle Schätze, die ſie mir gekoſtet hatten, vergaß ich bei dieſem Anblick. Da glänzte Jeder wieder in ſeiner Schönheit: in rüſtiger Kraft bewegte ſich die Jugend, die Alten erſchienen wie verjüngt, und die Frauen — man hätte nichts Lieblicheres ſich denken können als dieſe Schaar; aber herrlich vor Allen trat das holde Königskind hervor, eine Blume reiner Tugend, an der auch die Engel Gottes ſich erfreuen mußten.

Am andern Morgen früh bereitete ich mich zur Abfahrt. Ich trug Sorge, daß mir die theuern Gäſte mit Gottes Segen wohl bewahret würden, denn ſie hatten das reine Gotteswort während der ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft nicht mehr vernommen. Darum ließ ich ihnen eine Meſſe leſen, und wir alle vereinten uns in flehentlichem Gebet und andächtiger Erhebung unſrer Herzen. Nach der Meſſe ſetzten wir uns fröhlich zum Imbiß.*) Da kam Stranmur, der edle Mann, mit zahlreichem Gefolge, um Abſchied zu nehmen. Er ſetzte ſich zu uns und ließ uns Alle ſein liebenswerthes Weſen und ſeine edle Sitte inne werden. Mit herzlichem Gruße reichte er Jedem der Ritter und auch den Frauen der Reihe nach den Becher dar und wünſchte ihnen glückliche Heimkehr und Vergeſſenheit deſſen, das ſie hier erlitten hätten.

Als das Mahl zu Ende war, nahmen wir Urlaub. „Lieber Gerhard," ſprach der Burggrav, „ich empfehle dich in die Pflege deines Gottes, und giebt es einen Beſſeren als ihn, ſo möge auch deſſen Hülfe unverwandt dir beiſtehn. All' meine Götter rufe ich über euch herbei, die da Gewalt haben in der Höhe und Tiefe, in den Lüften und im Meere,

*) Frühmahl.

daß ſie euch frohe Fahrt und guten Nachwind geben. Dir aber ſei für wahr und gewiß von mir geſagt, daß ich die ganze Chriſtenheit um deinetwillen ehren will: es ſoll hinfüro Keinen, der ſich zu deinem Gott bekennt, gereuen, wenn ihn Zufall oder eigner Wille zu unſrem Lande herführt. Um deiner Tugend willen müſſe dein Leib und Leben immerdar geehret werden: das iſt der innigſte Wunſch meines Herzens."

Wir weinten beide, er und ich, als wir nun von einander ſcheiden mußten. Doch ſchieden wir wie Männer, die eines guten Werkes eins geworden; er freute ſich des Kaufes und ich war des Tauſches froh: wir däuchten uns beide unbetrogen.

Bald zog man die Segel auf; wir machten uns fröhlich auf den Weg. Kaum hatten wir den Hafen hinter uns, als ein ſtarker Nachwind ſich auf dem Meere erhob, der uns kräftig von dannen führte. Gut Gefährte, liebe Fahrt gab uns der theure Heiland, in deſſen Huth wir uns befohlen hatten; nie ging eine Seefahrt glückſeliger von Statten. Zwölf Tage und Nächte hatte uns der Wind vor ſich her getrieben, als wir wieder auf die rechte Bahn kamen, von der uns auf der früheren Fahrt der Sturm hinweggetrieben hatte. Wir folgten ihr mit Merkſamkeit, bis wir ein hohes Gebirg und Land vor uns aufſteigen ſahen. Ich fragte den Schiffsmann, ob ſie ihm bekannt wären? „Ja wohl!" ſprach er, „ich erkenne es." — „Wo ſcheiden ſich die Wege gen Utrecht und gen Engelland? Darauf merke!" — „Das iſt hier nahebei," ſagte er, „an dieſer Seite, da das Hochgebirge liegt." Darauf befahl ich in einem Hafen zu landen, der unſern der Berge eine bequeme Anfahrt bot; und als unſre Anker mit Kraft im Sande hafteten, ließ ich die Speiſe zu gleichen Hälften in beide Schiffe vertheilen und redete zu meinen Fahrtgenoſſen alſo:

„Ihr Herren! ich und ihr müſſen hier alsbald von ein-

ander ſcheiden; ſaget, wer iſt von Engelland mit euch gefahren? und wer iſt mit meiner Frau Königin aus Norwegen kommen?“ Da gab ihrer Einer zur Antwort: „Meine Herrin und zwo ihrer Frauen ſind von Norwegen, die zwölf anderen ſammt dieſer Ritterſchaft ſtammen von Engelland. Alles übrige Gefolge der Fürſtin iſt mit dem Schiffe meines Herren im Meere verſunken und umgekommen.“ Da ließ ich jene zwölf Jungfrauen der Königin zu den Rittern treten, mit denen ſie aus Engelland gekommen waren; die Königin aber mit ihren beiden Geſpielinnen behielt ich bei mir. „Vielliebe Herren!“ ſprach ich darauf, „laſſet uns ſcheiden; kehret heim in euer Land, und habe ich euch einen Dienſt erwieſen, ſo bleibet mein in Liebe und Treue eingedenk. Die edle Fürſtin aber fahre mit mir heim zu Land und laſſe ſich's bei mir gefallen, bis wir von den Ihrigen Kunde haben; mag nun ihr Mann noch am Leben ſein oder ihr Vater des fernen Kindes gedenken, ſo will ich ſie ihnen beiden mit Ehren und guter Sorgfalt behalten und bewahren, wie es ihrer würdig iſt.“

Aber die Helden riefen wie aus Einem Munde: „Nicht doch, theurer Herr! Laß uns immer bei dir bleiben, bis wir unſre Schuld dir abgetragen haben. Das beſte Pfand, das ſind wir ſelber. Wir bleiben gern in deiner Haft, bis wir dir erſetzt haben, was du von deinem Gute uns geopfert haſt.“ Ich aber gedachte in meinem Herzen: ich will keine andre Bürgſchaft noch Pfand nehmen, als die Güte deß, um deſſen willen ich es gethan habe, und ſprach: „Fahret hin in Gottes Pflege. Zu fern von meiner Vaterſtadt liegt eure Heimath und euer Gut. Ich kenne eure Treue; euer Wort iſt mir ein Pfand. Ihr habt der Freiheit zu lange entbehrt, als daß ich ſie euch noch länger vorenthalten ſollte. Nach ſo großer Arbeit thut euch Ruhe noth, und wo findet ihr ſie beſſer als im Schooß der Euern? Laßt eure Freunde

ſehn, daß ihr noch lebend und geſund ſeid: allzu ſchmerzlich iſt ihr langes Warten. Was die Zahlung betrifft, ſo wartet damit, bis ich meine Boten ſende. Iſt euer Herr noch am Leben, ſo ſaget ihm, daß ſein Weib zu Cöln am Rhein in meiner Pflege ſtehe und daß ich fröhlich den Tag begrüßen werde, da ich ſie wohlerhalten in ſeine Hände geben kann."

Die Herren fielen mir Einer nach dem Andern mit Thränen um den Hals und konnten's nicht faſſen, daß ſie ſo bald die liebe Heimath wiederſehen ſollten; maßlos war ihre Freude und ihr Dank: „Gott, unſer Schöpfer, lohne dir mit ſeiner Güte, was du uns zu Liebe gethan. In ſtetigem Frieden ohne Leid führe er dich durch's Leben, ſchmerzlos und getroſt laſſ' er dein Sterben ſein und hebe dich dereinſt ſeliglich in ſein ewiges Himmelreich. Süßer Vater, fahre wohl und laß uns nicht zu lange auf deine Boten warten. Sende, ſo bald du willſt, ſie ſollen uns immer bereit finden, unſre Schuld zu zahlen. Fordre, ſo viel dein Herz begehrt, es wird uns nimmer zu viel dünken; und hätten wir zehn Königreiche zum Erbe, wir könnten dir nicht genugſam vergelten; denn Alles, was wir haben, Ehre, Gut, Leib und Leben, das danken wir deiner Huld; du allein haſt es uns wiedererworben, da es ſchier verloren war."

Sie küßten mich und ich küßte ſie. Bitter ſchien uns dieſer Abſchied, und doch war ihnen das Scheiden viel ſüßer als das Bleiben, und auch ich empfand in meinem Herzen, da ich ſie von mir ließ, ein größeres Glück, als wenn ich ſie gehalten hätte. Raſch wendete ſich ihr Schiff zur Linken gen Engelland, rechtshin das meinige gen Niederland. Und als wir dorthin gelangt waren, fuhren wir auf dem Rhein zuberg*) gen Cöln.

---

*) Zuberg heißt in der Schifferſprache ſtromaufwärts, zuthal ſtromabwärts.

Ich ſchickte einen Boten voraus und ließ meinen Freunden in der Stadt anſagen, daß ich glücklich wieder heimgekommen wäre mit großen Schätzen, reicher als ich je zuvor geweſen in allen meinen Tagen. Auch meinem Weibe hieß ich kund thun, mein Kaufſchatz wäre ſo groß, daß noch Keiner meiner Zunftgenoſſen eine koſtbarere Ladung jemals heimgeführt hätte.

Dieſe Botſchaft erfreute all' die Meinen überaus. Mein Weib und mein Sohn machten ſich eilend auf, nahmen ihre Gefreundete mit ſich und kamen vor die Stadt an den Strom, um mich fröhlich zu begrüßen. Auch ritt ein großer Theil der Bürgerſchaft an den Rhein mir entgegen und empfing mich ſammt der lieben Herrin mit hohen Ehren. Nun ſtrömte Alles meinem Schiffe zu und wollte die Reichthümer ſchauen, die ich mitgebracht hätte; da fand man nichts als Sand und Steine; es war ein Kaufſchatz, an dem ſie kein Gefallen

fanden; meine Habe däuchte ſie nicht groß, und wer des Gaffens halber gekommen war, der ging nun unbefriedigt wieder heim. Ich aber reichte mit Freuden der edlen Königin die Hand und führte ſie vom Schiffe meiner Frau entgegen.

„Lieber Gerhard," ſprach mein Weib, „ſag' an um Gottes Willen, wo iſt dein Gut? Dein Bote hat mir das Herz erfreut, da er von all' den Schätzen mir erzählte, die du von Marocco brächteſt; nun ich aber dein leeres Schiff ſehe, hat meine Freude ſchnell ein Ziel gefunden." „Liebe Frau!" gab ich zur Antwort, „hier ſiehſt du Alles, was ich erhandelt habe. Dies königliche Weib iſt mein Kaufmannsgut." „Es iſt dein Spott!" ſagte ſie. „So helf' mir Gott!" erwiederte ich: „es iſt wahr und nicht zu ändern, ſo wenig dir es behagen mag." „Gerhard, lieber Freund!" ſprach ſie noch einmal, „wie iſt das möglich? Ich beſchwöre dich, ſage mir die Wahrheit." „Du haſt ſie ſchon gehört," entgegnete ich, „warum glaubſt du nicht meinen Worten, da dir doch Alles, was ich ſage, leibhaftig vor Augen ſteht? Willſt du es aber genauer erfahren, ſo höre mich ruhig an. Ich war in der Welt ſchon weit herumgekommen, als ich mich endlich mit reichen Gütern, die ich im Morgenlande erworben hatte, wieder auf den Heimweg machte. Hätte ich die Schätze glücklich heimgebracht, mit denen mir damals der Schiffsraum gefüllt war, du hätteſt Wunder geſehn und mir wäre wohl ein freundlicherer Empfang geworden. Aber Gott wollt' es anders. Ein Seeſturm trieb uns von der rechten Bahn weit ab und warf uns an die Küſte von Marocco. Ich hatte ſchon auf Leib und Leben verzichtet: du hätteſt keinen Faden von all' dem Meinen wieder zu ſeh'n bekommen, ja Niemand hätte dir auch nur die Kunde von deinem Wittibthume gebracht, wenn es ergangen wäre, wie ich damals fürchten mußte. Aber der Herr des Landes nahm mich freundlich auf, wie er noch kein andres Chriſtenkind ſeine

Huld und Güte hatte genießen laſſen. Er nahm mein Gut in ſeinen Schutz und bot mir noch dazu Gelegenheit zu dem allerglücklichſten Handel. Vierundzwanzig edle Ritter des Königs von Engelland, dazu auch vierzehn Jungfrauen und die holde Königstochter von Norwegen fand ich dort in ſchwerer Gefangenſchaft. Der Heide bot ſie mir gegen mein Kaufgut zum Tauſche an und ſie ſelber gelobten, mir doppelt oder dreifach zurückzuzahlen, was ich an ihre Löſung verwende. So gab ich mein Gut für ihre Freiheit hin, und ich ſage dir, ſäheſt du die erlöſ'te Schaar, du würdeſt meinen Kauf nicht ſchelten."

„Und wo ſind nun die Ritter und die Frauen alle, die dir dafür haften, daß dir dein Gut erſtattet werde?" frug meine Frau.

„Ich ließ ſie von mir, als unſre Wege ſich ſchieden," gab ich zur Antwort. „Sie freuen ſich vielleicht in dieſem ſelbigen Augenblicke, gleich mir, glückſeliger Heimkunft. Nur dieſe Frauen, König Reinmunds Tochter und ihre beiden Geſpielen, verbleiben in unſerm Hauſe als liebe Gäſte, bis ihre Verwandten ſie heimholen."

Da hob mein Weib heftig zu weinen an, ſchlug ſich an Stirn und Bruſt und rief: „O weh, nun ſehe ich, daß du deinen Verſtand verloren haſt; die heiße Sonne von Afrika hat dir das Hirn verbrannt; das können wir nimmer verſchmerzen! O wehe über dieſer Fahrt! wäreſt du lieber daheim geblieben, hätteſt dir gute Tage gemacht und deinen Freunden dich als fröhlichen Wirth erwieſen, ſo könnten wir davon Ehre bei den Bürgern haben und hätten unſeres Gutes genoſſen. Nun muß dich alle Welt für einen Thoren halten, als hätteſt du deine Schätze den Fiſchen im Rheine zugeworfen. Hat man das je von einem Manne vernommen, daß er die Seinen jahrelang alleine läßt und duldet Mühſal und Fährlichkeit in fremden Landen zu keinem andern Zweck

als um ſeinem Kinde das Erbtheil zu ſchmälern und es den Fremdlingen hinzugeben, die ſich an ſeiner Narrheit zu reichen Leuten machen? Wäreſt du arm und bloß als ein Schiffbrüchiger heimgekommen, ſo wollt' ich doch deine Heimkunft ſegnen; aber was ſollen mir dieſe fremden Gäſte, die nichts haben und doch einer Königstafel und fürſtlicher Bedienung gewohnt ſind? Ach ich unglückliches Weib! wie ſtraft mich Gott, daß ich allzuſehr mich nach dieſer Stunde geſehnet habe."

„Frau!" entgegnete ich, „deine Rede kann mir nicht gefallen. Beſinne dich eines Beſſeren. Was kümmern mich die Leute? Habe ich nicht Fug und Recht zu thun mit dem Meinen, was mich gut bedünkt? Oder habe ich ein Schelmenſtück verübt, als ich jene nothbedrängte Schaar aus der Heidenſchaft loskaufte und der Chriſtenheit zurückgab? Mäßige deinen Zorn und deine Klage; es möchte ſonſt deine unfromme Rede ſpäter dir leid thun. Hüte dich, daß du nicht wider Gott haderſt, denn ich ſage dir: nicht aus eignem Sinn und Verſtand habe ich alſo gethan, ſondern Gott vom Himmel hat es mir durch ſeinen Engel geboten. Und nun wollteſt du das nicht gutheißen und mich darum ſchelten? Du erkennſt nun wohl ſelbſt, wie wenig das einer verſtändigen Frau geziemen mag."

Derweil ich ſo ſprach, fielen meine Blicke auf die Königin. Sie hatte Alles verſtanden, was unter uns vorging, wiewohl ſie unſre Sprache nicht verſtand. Blicke und Gebärden hatten es ihr verrathen. Sie ſtand bleich und beſtürzt von ferne; ihre Glieder zitterten; ſchwere Seufzer entquollen ihrer Bruſt, bis plötzlich ein heller Strom von Thränen mit Gewalt aus ihren Augen ſtürzte. Mit wankenden Schritten trat ſie zu mir heran und ſprach unter lautem Schluchzen:

„Ach, lieber Vater, was haſt du angerichtet? Mußteſt du eines ſolchen Empfanges um unſertwillen gewärtig ſein,

warum ließeſt du uns nicht lieber in der Haft der Heiden? Schrecklich war unſer Loos, aber zehnfach unſeliger iſt das Geſchick, dem du mich heute entgegenbringſt. Dort war mir nichts auferlegt, was ein edles Gemüth mit Geduld und Muth nicht hätte ertragen können; aber Alles, was in mir iſt, ſträubet ſich wider den Gedanken, daß ich dir fortan mit Tagen voller Unruh und Bitterkeit deine Wohlthat vergelten ſoll. Das haſt du nicht um uns verdient, vielliebter Freund! Zu theuer erkaufteſt du uns mit dem Frieden deines Hauſes. Ach, wie ſchwer hat dich, beſter Mann, dein allzuweicher Sinn betrogen! Warum verſchloſſeſt du dich nicht meinen Bitten? warum entbrannte dir das Herz vor Eifer, mir die Thränen der Trübſal zu trocknen, ſtatt deren ich nun Tag um Tag viel bittrere werde vergießen müſſen? O dürft' ich lieber in den Kerker von Caſtelgunt zurück, wo man mich Böſes erleiden ließ, doch ohne Haß, ſtatt daß ich über die Schwelle deines Hauſes trete, wo ich, Gutes genießend, allezeit nur den feindſeligen Blicken der Deinen begegnen muß. Gerhard, ich flehe dich an, erſpare mir dieſes Leiden, wenn du kannſt. Du haſt die Ritterſchaft aus deiner Gewalt entlaſſen ohne andere Bürgſchaft als ihr gegebenes Wort. Schenke mir daſſelbe Vertrauen! Laß mich von hinnen; meine Treue in der Ferne iſt dir ſicherer, als meine Gegenwart in deinem Hauſe. Laß mich zu meinen Freunden ziehn; vom Erbarmen guter Menſchen lebend, will ich von Stadt zu Stadt, von Land zu Lande wandern, bis ich die Heimath erreicht und das Vaterhaus gefunden habe. Die Sterne des Himmels werden mich die rechten Wege leiten; die Engel Gottes werden mich behüten, bis ich daheim bin und mein Verſprechen löſen kann."

Sie war mir vor die Kniee geſunken und verbarg ihr Angeſicht in den Falten meines Gewandes. Unſchlüſſig ſtand ich zwiſchen den weinenden Frauen, ſchmerzlich erſtaunt, daß

ich Allen, die ich liebte, nur Leid gebracht, derweil ich in dem Glauben geſtanden, ich hätte ein gutes Werk gethan. Zorn und Mitleid wechſelten in meiner Seele und in bittern Zweifeln fragte ich Gott, wie das enden ſolle? Da trat mein Sohn, der junge Gerhard, heran, hob mit ſanftem Zwang die Fürſtin empor und ſprach:

„Liebe Herrin, warum zürnet ihr ſo ſehr um eines übereilten Wortes willen, das herber lautet, als es im Herzen gemeint war? Verkennet doch nicht die gute Mutter; rechnet es der Hausfrau nicht zu hoch an, wenn ihr ſie über den Verluſt ſo großer Güter, die ſie zu finden hoffte, beſtürzt geſehn. Macht ſie doch früh und ſpät ſich viele Mühe und Gedanken, wie ſie mit Sparſamkeit erhalte und mehre, was ihres Mannes Fleiß erworben hat; das müſſen wir ihr danken. Aber glaubt mir, ſie iſt lieb und gut und ihres hochgeſinnten Mannes würdige Genoſſin. Sie freut ſich jedes frommen Werkes, wozu ſein Herz ihn antreibt; mich aber haben die Eltern beide ſchon von Kindheit her gelehrt, daß Neid und Geiz einen Chriſtenmenſchen ſchänden. Ihr ſeid ſo ſchön und wohlgethan, daß es mich nicht reuen ſollte, wenn auch mein ganzes Erbtheil für euch hingegeben wäre. Darum fürchtet nichts, edle Frau! laßt euch nicht grauen, bei uns einzutreten. Wenn ihr uns euer Vertrauen ſchenkt, ſo wird euch unſre Liebe nicht gebrechen. Und du, traute Mutter, reiche der Heimathloſen die Hand zum freundlichen Willkommen. Laß auch ſie die Milde deines Herzens inne werden, die ſchon ſo manchem Geringeren in ſeiner Noth ein Troſt war. Schlag' dir den Kaufſchatz aus dem Sinne; der liebe Vater hätte ihn nicht beſſer verwenden können; er bringt uns den Segen Gottes dafür in's Haus. Und wir haben ja der Güter noch genug, um gutes Muthes zu ſein und dieſer holden Gäſte, ſo wie es ihnen geziemt, zu pflegen.

Kommt und verſöhnt euch! es ſei uns Allen eine ſüße Pflicht, dieſe Kummerhaften ihres Leides zu ergötzen."

So ſprach mein guter Sohn, und ſeine verſtändige Rede ging ſeiner Mutter zu Herzen: „Du haſt uns wohl berathen," ſprach ſie; „wenn hier Sühne geſchieht, ſo frommt es uns Allen. Darum verzeihe mir, wenn ich dich kränkte, lieber Gerhard; und auch Jene ſoll ihr Zürnen laſſen, damit es mir nicht ſchwer werde, ihr mit Güte zu begegnen. Was du an ihr gethan haſt, das will ich gut heißen. Hat dir Gott befohlen, alſo zu thun, ſo wird er deine That auch laſſen geſegnet ſein. Warum wollten wir unter einander noch länger Groll und Unmuth hegen? Ich freue mich von Herzen, daß ich dich wieder habe, und nun fehlt uns nichts mehr zu glücklichem Leben. So ſei denn Gott und meinem Herzen willkommen, du und die edlen Frauen, die du uns hergebracht. Möge es ihnen bei uns wohlgefallen, und was ich ihnen habe zu Leid gethan, das will ich, wie ich's kann, vergüten."

Wir reichten uns verſöhnt die Hand, und ich führte mein Weib der guten Fürſtin entgegen. Inniglich wie Schweſtern umfingen ſie ſich mit ihren Armen und küßten ſich und hatten aller Bitterkeit vergeſſen. Da blickte ich freudig gen Himmel auf und dankte dem ſüßen Chriſt, der die Menſchenherzen lenken kann wie Waſſerbäche.

7.

Das heimathloſe Königskind.

Ob nun noch ſonſt Jemandem mein Kauf lieb oder leid war, das galt mir gleich; ich war ſein froh. Mit Freuden führte ich meine Herrin und ihre Jungfrauen in mein Haus und ſchuf ihnen gut Gemach in einer Keminate,*) die ich mit ſchönem Geräthe auf das Beſte verſehen hieß. Koſtbare Kleider, wie ſie ihrem Stande geziemten, gab ich ihr mehr denn genug; und damit es ihrer Jugend nicht an Kurzweil fehle, erlas ich unter den Töchtern meiner Freunde anmuthige Jungfräulein, die ihr an kindlicher Sitte und Gemüthsart glichen, und gab ſie ihr zu Geſpielen. Gar holdſelig war ihre Freude über dieſe jugendliche Geſellſchaft; doch währte es nicht lange, ſo bat ſie, ich möchte ihr Gold und Seide bringen. Deſſen verwunderte ich mich; doch dachte ich: was irgend die Gute will, das muß geſchehn; und brachte ihr, was ſie verlangte. Da hob ſie an, lichte Borten und reiche Gewande zu wirken ſo meiſterlich, daß ich kaum meinen Augen traute, als ich die glänzenden Werke ihrer Hände ſah. Bald lehrte ſie ihre Kunſt auch die Jungfräulein, die ich ihr zugeſellt hatte, und nun wirkten ſie in Gemeinſchaft die herrlichſten Stoffe, reich von Perlen und edlem Geſteine unterſchlagen, wie ſie ein Kaiſer hätte tragen dürfen. Baldekin und Plialt**) von feinſter Art bereiteten ſie in Menge.

*) Wohnzimmer, beſonders für die Frauen.

**) Baldekin und Plialt waren feine ſeidene Zeuche. Jenes führte den Namen von der Stadt Baldac, d. i. Bagdad, ſo wie Muſſelin von Moſul, Damaſt von Damascus.

Alle ihre Arbeit wurde mir theuer bezahlt und ich hatte großen Gewinn davon.

Ein rechter Segen war mir mit ihr in's Haus gekommen, als hätte ich einem Engel Gottes Herberge gegeben. Was ich vornahm, das glückte; kein Mißlingen in allen meinen Sachen. Und wenn mir ein Leid geſchah — mein Unmuth mochte noch ſo groß ſein, ich ging hin und ſah ſie an, da war die Unluſt weg und ich ging fröhlich von dannen. Ihr Anblick ließ mich von jeder Unfreude geneſen und immer gutes Muthes ſein. Hätt' ich vormals all' mein Gut unverſehrt nach Hauſe gebracht, ich hätte nicht den halben Theil des Glückes genoſſen, welches ich durch ſie gewann. So reiches Heil fügte mir Gott durch die Lieblichkeit dieſes Gaſtes.

Sie war nun bereits länger als ein Jahr bei mir, und noch hatten wir keinen Boten von dem Könige, ihrem Manne, oder auch nur ſichere Kunde von ſeinem Leben und Schickſal empfangen, eben ſo wenig von Vater und Mutter der Fürſtin, ja ſelbſt die Ritterſchaft zu Engelland ließ mich ohne Nachricht. Darüber wunderte ich mich ſehr und ging mit mir ſelber zu Rathe. „Es bleibt kein Zweifel mehr," ſprach ich zu mir ſelber, „der König von Engelland iſt dahin. Lebte er noch, ſo würde er ja eher das Leben ſelber daran ſetzen, als daß er ſein Weib ſo lange in fremden Händen ließe. Und der König von Norweg iſt auch dahin; denn es iſt nun dritthalb Jahre her, daß er ſie von ſich ließ; wie ſollte ihn das Schickſal ſeines Kindes ſo wenig kümmern, daß er ſich nie darnach erkundigt? Gewiß, ſie ſind beide todt und Irene harrt ihrer vergebens."

Lange noch ſtand ich mit mir ſelber in Widerſtreit, ob ich das glauben ſollte oder nicht; aber es beſtätigte ſich mir je länger je mehr, daß Niemand von den Ihrigen noch am Leben ſei; und daſſelbe ſchien auch ſie ſelber zu fürchten, ſo

ſehr ſie auch bemühet war, ihr Leid zu verbergen. Sie mochte noch ſo fröhlich ſein, ſobald man ihres Freundes Namen nannte, ſobald ein Wilhelm erwähnt wurde, rannen ihr die hellen Thränen aus den Augen.

Das wurde ich an ihr wohl gewahr und machte mir viele Sorgen. Ich ſann hin und her: „Wie ſoll das noch ergehn? Ich habe dies liebe Kind aus der erſten Noth erlöſ't, aber wie ſoll ich ſie nun weiter bewahren, daß ſie nicht unfrohen Tagen entgegengeht? Denn ich ſehe ſie leider noch von großem Wehe bedroht, wenn ſie dereinſt verwittwet und verwaiſ't ohne Helfer und Berather in der Fremde daſteht und ſich der Armuth nicht erwehren kann. Ich muß ihr das erſparen, ſo viel ich vermag. Aber wie kann ich es? Mein Reichthum reicht nicht an ihre Würdigkeit. Mit all' meinen Gütern könnt' ich ihr nicht einmal einen Mann erwerben, den ihr Vater für werth geachtet hätte, ihm ein Lehen zu geben. Da bleibt nichts anderes übrig, als daß ſie ſich entſchließt ein Kaufweib zu werden. Und warum ſollte ſie nicht? Beſſer doch, ſie giebt die angeborene Würde auf, ehe daß ihr Leib in dienſtlicher Arbeit auch noch Armuth erleiden muß. Doch freilich, ich müßte es mir ewig zum Vorwurf machen, wollt' ich die Treue ſcheiden, die ſie ihrem Verlobten im Herzen bewahrt. Wenn's nur nicht eitle Hoffnung wäre, der ſie ſich hingiebt! Er iſt todt, ihre Sehnſucht kann ihn nicht wieder in's Leben rufen. Es iſt ein Wahn, der ſie jetzt noch tröſtet und ergötzt, aber ſpäter um ſo größerer Noth überliefert."

So beklagte ich ſie im Stillen lange Zeit. Endlich entſchloß ich mich und ging eines Tages zu ihr. „Liebe Herrin," hob ich an, „möcht' es mit eurer Huld geſchehn, daß ihr mich anzuhören geruhtet?" „Ja, lieber Vater," erwiederte ſie, „ſprich nur! was deinem Willen behage, das höre ich gern." — „Vergelt' euch Gott, hohe Frau, daß

eure Freundlichkeit es mir verstattet. Doch muß ich ausbedingen, daß ihr mir's nicht übel deuten wollt, wenn ich etwas sprechen müßte, das euch nicht gefällt." — „Sprich frei heraus, trauter Vater! Deine Bitte ist mir ein Gebot, das ich mit Freuden leiste." — „Ich spreche, denn ihr gabt mir Erlaubniß. Leider ist es mir zur Gewißheit worden, daß Keiner eurer Freunde mehr am Leben ist. Der Gedanke, was mit euch werden soll, wenn mich einmal der Tod hinwegnimmt, macht mir daher viel Sorge und Pein. Gott weiß wohl, edle Frau! es ist der größte Kummer, den ich zu aller Zeit mit mir herumtrage und kaum länger ertragen kann. Ich habe es oft und viel mit mir selbst berathen, wie ich euch in künftigen Tagen vor Noth und Armuth sichern soll, und habe keinen andern Rath gefunden, als daß ihr in den Stand des Mannes eintretet, dessen Gast ihr bisher gewesen seid. Ich kann mir nicht denken, daß ihr die Herrschaft, deren ihr mit dem Könige von Engelland verlustig geworden seid, jemals wiedererlangen solltet. Darum gebet das Verlorene auf; vergesset, was unwiederbringlich dahin ist, und nehmet dagegen ein bescheidenes aber sicheres Glück aus den Händen meines Sohnes an."

Mit Züchten gab sie mir zur Antwort: „Lieber Vater, was du willst, das will auch ich; denn du hast mir allezeit gerathen, was billig und recht ist. Und hießest du mich deinen Knecht zum Manne nehmen, so dürfte ich vertrauen, daß dein Rath ohne Spott und Arglist aus einem guten und verständigen Herzen käme. Du trägst mir die Ehe deines Sohnes an, ich will sie nicht von mir weisen. Längst habe ich seinen rechtschaffenen Sinn und löblichen Wandel erkannt und weiß, er ist des besten Glückes werth. Ich will sein Weib werden; aber nun gewähre mir auch, was ich dich bitte." Ich sagte ihr das mit Freuden zu, und sie sprach weiter: „Laß mich noch ein Jahr warten und zusehn, ob

Gott unſer Herr in dieſer Friſt meinen Gemahl mir wieder zuführt. Es ſagt mir mein Herz und zweifelt nicht: lebt er ſo findet er mich wieder, ehe ſich dies Jahr verendet hat. Geſchieht es aber nicht, ſo muß ich auf ſein Leben verzichten und leiſte deinen Willen." So ſprach ſie und die minniglichen Augen wurden ihr von Thränen der Sehnſucht nach dem Verlorenen naß. Sie winkte mir und ich ſchied mit herzlichem Danke.

Das Jahr ging hin, ohne daß wir ſichere Kunde erlangten; und ſo leid mir auch vormals das Geſchick der Fürſtin geweſen war, ſo wuchs doch jetzt von Tag zu Tage mein Glück in der Gewißheit, daß ſie auf immer bei mir bleiben ſollte. Wie nun das Jahr ein Ende nahm, ging ich zu ihr und fragte ſie beſcheidentlich, ob ſie ihrer Zuſage gedenke und noch deſſelben Sinnes ſei? Ich fand ſie bereit, den Königsnamen abzuthun und mir zu Liebe ein Kaufweib zu werden. Da hob für mich ein neues Leben an, alle Sorge war verſchwunden, und ich pries mich den Glücklichſten der Menſchen. War doch noch Keinem meiner Zunftgenoſſen ſolch ein Heil widerfahren, daß er ſeinem Sohne eine Königstochter hätte zum Weibe gegeben.

Ich ritt zu meinem Herrn, den Erzbiſchof, den ich mir wohlgewogen wußte. Er hieß mich gütig willkommen ſein und fragte: „Was iſt dein Anliegen? Iſt dir was Arges geſchehn?" „Nein, hochwürdiger Herr!" erwiderte ich, „ſondern eine heimliche Sache weiſet mich an euch, mir euern Rath zu erbitten." Und er dagegen: „Den will ich dir nach beſtem Wiſſen und Vermögen geben. Sage an, was haſt du vor?" Er hieß mich an ſeiner Seite ſitzen und ich begann: „Es iſt euch wohl ſchon zu Ohren gekommen, wie mir's vormals in der Fremde ergangen iſt, wie es mir mit Gottes Hülfe gelang, eine edle Königin mit ihren Rittern und Frauen aus der Haft der Heiden zu erlöſen. Die Ritter

kehrten heim in ihr Land; die Königin aber wurde meines Hauses Gast, denn ich gedachte sie ihrem verlobten Manne gesund und ungefährdet zu bewahren, bis er sie heimholte. Nun sind schon mehrere Jahre unter vergeblichem Warten hingegangen, wir müssen die Ihrigen zu den Todten zählen, und so hat sie sich nunmehr meinem Wunsche gefügt, meinem Sohne ihre Hand zu reichen. Nun komm' ich denn, um meinen Herrn bescheidentlich zu fragen, ob seine Huld mir zu diesem Glücke mit Lehre, Rath und Beistand wolle behülflich sein?"

Mein Herr erwiderte: „Von Herzen freue ich mich des Heiles, das dir widerfahren ist und dein Haus so hoch zu Ehren bringt. Wen nicht der Neid verblendet, der wird gestehn, das Glück hat diesmal die rechte Thür gefunden, und alle Guten gönnen dir's. Ich will es nicht mindern und schwächen, sondern mehren und höhen, so viel ich vermag. Dein Sohn ist ein Kaufmann, ein hochgemuther Knecht, der seine Augen zu einer Königstochter erhoben hat; ich will ihn zum Ritter erheben, so mache ich Braut und Bräutigam einander ebenbürtig. Ein Mann, der Wappen trägt, hat die höchste Würde der Welt erjagt. Das sei die Aussteuer, die ich gebe; sie sei euch ein Zeichen, wie hoch ihr in meiner Gnade steht."

„Herr!" rief ich erfreut, „vergelt' es euch Gott; ihr häufet Glück auf Glück und Ehre auf Ehre. Solche Gnade hat noch kein Mensch von seinem Herrn erfahren; ihr erweiset mir so viel Güte, als ich bis an mein Ende nicht genugsam danken und verdienen kann. Ihr habt mir den Muth so hoch erhoben, daß ich noch eine Bitte wage. Zu Pfingsten will ich, wenn es Gott gefällt, die Hochzeit meines Sohnes ausrichten: möge mein Herr geruhen dabei zu sein und das Fest mit uns feiern, das seine Huld so hoch verherrlichen will."

Dazu erklärte ſich mein Herr bereit und ich ſchied fröhlich von dannen.

8.

Die Hochzeit.

Nun ritt ich aus der Stadt hinaus und lud auch alle Landherren der Umgegend weit und breit zur Hochzeit ein. Sie thaten mir alleſammt die Ehre an und ſagten zu, ſo daß ich an Graven, Freien und Dienſtmannen mehr als dreihundert Gäſte zählte. Darauf bat ich auch alle edlen Bürger der Stadt mit ihren Frauen; es ſollte Niemand bei dieſem Feſte fehlen, mit dem ich jemals in freundlichem Verkehr geſtanden. Nun ließ ich auf meinem Hofe in weitem Kreiſe feſte Schranken errichten und ringsherum, in Stufen über einander aufſteigend, das Geſtühl für die Gäſte, die den ritterlichen Spielen zuſchauen ſollten. Dann kaufte ich Roſſe, Kleider und Waffen von der beſten Art, und was irgend zur Bewirthung ſo zahlreicher und hoher Gäſte nöthig ſchien, darauf nahm ich mit Fleiß Bedacht und ſparte keine Koſten.

Unter ſolchen Vorkehrungen verging die Zeit, die meiner Ungeduld allzu langſam däuchte, und als der heilige Abend erſchienen war, da kamen die Herren vom Lande mit ritterlichem Gefolge zum Feſt und mein Sohn ritt ihnen mit zwölf edlen Jünglingen, die am andern Tage mit ihm in die Ritterſchaft aufgenommen werden ſollten, feierlich vor das Stadtthor entgegen. Darnach kamen die Bürger und ihre

reichgeſchmückten Frauen unter ſchalligem Saitenſpiel auf den Hof, und endlich erſchien auch mein Herr der Erzbiſchof, begleitet von den Chorherren und ſeinen Dienſtmannen, mit fürſtlichem Gepräng'; noch nie zuvor war einem Bürgersmann ſo hohe Ehre zu Theil geworden.

Man ſetzte ſich in das Geſtühl zum Imbiß. Oeffentlich vor allen Gäſten that jetzt mein Herr ſein Vorhaben kund, daß er morgen meinem Sohne Dienſtmannsrecht ertheilen und ihn in die Ritterſchaft aufnehmen wolle. Das hießen Alle wie mit Einer Stimme gut und ſagten, daß er ſolcher Ehre würdig ſei. Wie höchlich freute ſich da mein Vaterherz, als ich aus Aller Mund ein ſolches Zeugniß über die Trefflichkeit meines Sohnes hörte! Nun wurde eine Meſſe geſungen, und nach dem Segen ſäumte ich nicht länger, ſondern führte die hohe Braut vor den Erzbiſchof. Ich ſehe noch, mit welchem freudigen Erſtaunen' aller Augen auf ihrer Schönheit ruhten, — doch was ſoll ich noch mehr davon erzählen? die Königstochter wiederholte vor allen Zeugen ihr Gelöbniß und wurde feierlich meinem Sohne zu rechter Ehe gegeben. Darnach führte ſie mein Herr in das Geſtühl zurück und ſetzte ſich ihr zur Seite. Unter Trompetenſchall ritten die Jünglinge mit hellen Panieren in die Schranken und begannen zu buhurdieren.*) So ging der Tag unter fröhlicher Kurzweil hin, und als die heilige Nacht kam, begab ſich Jeder heim, um der Ruhe zu pflegen; es war der Freude dieſes Tages ihr Recht geſchehn. Mein Sohn aber harrete mit ſehnlicher Unruhe des kommenden Tages. Heute war er noch Knecht, morgen ſollte er zum Ritter und dann das ſchönſte Weib ſein eigen werden.

---

*) Der Buhurt war ein ritterlicher Wettkampf, bei welchem die Kämpfer nicht einzeln, ſondern unter Panieren in Schaaren vereinigt auf einander eindrangen.

Der Pfingſtmorgen brach an. Die Sonne gab ſo lichten Schein; mit Blumen und Gras hatte der liebe Mai die Fluren überkleidet und mit hellem Thau getränkt; es war der wonniglichſte Tag, den Gott je werden ließ. Man ging zur Meſſe, um das Gottesamt zu vernehmen. Ich und mein Sohn und die ganze Ritterſchaft begleiteten die edle Frau. In herrlichen Gewanden ging ſie einher wie eine Kaiſerin, Rock und Mantel von Sammet und mit Hermelin gefüttert, das Hemd von blendend weißer Seide und unter den reichen Kleidern den keuſchen Muth eines reinen Herzens. Aber auch mein Sohn erſchien in reichſter Tracht, wie ihm geziemte. Er trug ein wohlgeſchnittenes Kleid von koſtbarem Sammet, grün wie Gras, zierlich mit rothem Pfellel*) beſetzt; und mit Kleidern derſelben Art hatte ich auch die zwölf werthen Geſellen ausgeſtattet, die mit ihm Schwert nahmen.

Als die Meſſe geſungen war, traten die hochgemuthen Jünglinge vor den Erzbiſchof, der ſegnete ihnen die Schwerter, und ſtolze Ritter umgürteten ſie damit. Darnach ſchritten die neuen Helden mit ſtracken Schritten vor das Portal des Münſters, wo man ihnen die prächtig geſchirrten Roſſe bereit hielt. Trommelſchall und Flötenſpiel begrüßte die jungen Schwertdegen, die ſüßen Fiedler ſtimmten ein und begannen eine ſchallende Marſchmuſik nach ihrer Kunſt. Nun führte der Erzbiſchof die hohe Frau aus dem Münſter hervor; langſamen Schrittes folgte ihr ein Zug anmuthiger Jungfrauen; man hob ſie zu Roß, ſie ritten. Alsbald hoben die Ritter ihre Schilde auf die Achſel, ſchwangen ſich auf die Pferde, ritten den Frauen voraus und bahnten ihnen ſänftiglich den Weg durch die Menge des Volkes. Auf dem Ringe begann abermals ein luſtiges Buhurtieren. Die Paniere rauſchten

*) Eine Art ſeidenen Zeuchs.

in den Lüften, die Schellen*) erklangen, und in den hellen Ruf der Ritter miſchte ſich das Krachen zerbrechender Speerſchäfte. Da zeigte ſich mein Sohn vor manchem Andren der Waffen werth, ſtark von Kräften, gewandt in jeglicher Bewegung und wohlgeübt in aller ritterlicher Kunſt. Mitten im Getümmel des Wettkampfes hob er oftmals ſeine Blicke freudig zur Fürſtin empor, ein Lächeln des Beifalls auf ihren Lippen ſchien ihm der köſtlichſte Siegespreis.

Nach dem Waffenſpiele führten raſche Knappen die Roſſe ab und die Gäſte ſetzten ſich im Geſtühl zum Mahle. Die Diener reichten ihnen das Waſſer dar,**) Truchſeßen und Schenken verſorgten ſie mit Speis und Trank und die Muſik erging ſich in ihren ſüßeſten Weiſen. Ich ſchritt durch die Reihen meiner Gäſte, um zu ſehen, ob ſie alle wohl bedient wären, und reichte der Fürſtin ſelber den Becher dar. Als ich mich umwendete, da ſah ich ihr gegenüber einen Fremdling an einer Säule ſtehn, deſſen Anblick mich in Verwunderung ſetzte. Er hatte fürwahr kein hochzeitliches Kleid an! Eine zottige Decke verhüllte nur nothdürftig ſeinen Leib. Arme und Beine waren bloß und gleich dem Antlitz von der Sonne geſchwärzt, aber bei jeder Bewegung verrieth ſich

---

*) Mit Schellen waren zuweilen nicht blos Zügel und Bügel des Streitroſſes, ſondern auch Helm, Schild und Kleid des Ritters geziert.

**) Da man ſich beim Eſſen, wie noch heutiges Tages im Morgenlande geſchieht, nicht der Meſſer und Gabeln, ſondern nur der Finger bediente, ſo war das Händewaſchen vor und nach der Mahlzeit unerläßlich. Die Dienerſchaft reichte daher beim Beginn und Ende des Mahles Waſchbecken und Handtuch dar, und die Gäſte „nahmen das Waſſer“. Auf dieſer Sitte beruht das deutſche Sprichwort: „er reicht Jenem das Waſſer nicht“, ähnlich dem morgenländiſchen: „er iſt nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulöſen (Luc. 3, 16.), oder die Schuhe nachzutragen“ (Matth. 3, 11.).

hinter ſeinem Gewande der Glanz einer feinen weißen Haut, der mit dem Uebrigen, das den Blicken blos geſtellt war, wenig zuſammenſtimmte. An ſeinem kurzen dünnen Barte, den noch kein Scheermeſſer berührt hatte, erkannt' ich ſeine Jugend; ſchlank und hehr war ſein Wuchs, und die Schönheit ſeiner Glieder offenbarte den Fleiß ſeines Schöpfers. Freudlos mit trauriger Gebärde ſtand der fremde Waller dort und achtete nicht auf die Freude um ihn her, ſondern ſchaute unverwandt nach der Fürſtin. Ich ſah, wie ihm die Augen naß wurden; eine Thräne drängte ſich durch die Wimper, er wandte ſich um und ſchnellte ſie leicht mit dem Finger hinweg. Bald blickte er wieder und wieder hin, und abermals füllten ſich ſeine Augen mit Zähren und ſtürzten mit Macht hervor; da verhüllte er ſein Geſicht im Gewande und wiſchte die Thränen ab; aber ſo oft er hinüber ſah, mußte er weinen wie zuvor und ſein Jammer nahm kein Ende.

Da dacht' ich: „Großer Gott! was will dies Wunder beſagen, daß dieſer Mann ſo bitterlich weinet? Warum überwältiget ihn ſo ſehnliches Leid, ſo oft er die Braut anſieht?" Ich ging auf ihn zu, um ihn anzureden.

9.

Der Pilgrim.

„Gott erhalte euch, Herr Pilgrim!" ſprach ich. „Dank, lieber Herr!" erwiederte er mit Verneigen. — „Theurer Mann, was iſt euch?" — „Wie denn, mein Herr?" —

„Ihr ſeid unfroh.“ — „Ich? o nein! ich bin wohlgemuth genug.“ — „Das ſeid ihr nicht, mein Bruder.“ — „O gewiß, ich bin es.“ — „Bei Gott! ſagt mir, wie es um euch ſtehe. Habt ihr gegeſſen?“ Er ſprach: „Ja!“ — „Wo denn, beſter Mann?“ — „Ach, da und dort und Mancherlei, das mir nicht mundet.“ — „Freund, was meinet ihr damit? Iſt euch hier etwas zu Leid geſchehn?“ — „Wie wäre das möglich, guter Herr? hier iſt ja der Luſtbarkeit ſo viel, daß ſich auch ein Trauriger der Freude kaum erwehren kann.“

Da ich nun merkte, daß er mir ſeinen Kummer nicht vertrauen wollte, bat ich ihn, mit mir ein Wenig abſeits zu gehn; aber er weigerte ſich und erwiderte: „Lieber Herr, laßt mich ſtehen bleiben, hier gefällt mir's wohl.“ Doch ließ ich nicht von ihm, bis er mit mir ging. Ich führte ihn in eine Kammer und ſprach: „Lieber guter Bruder, erfüllet mir meine Bitte und ſagt mir frei und redlich, wer ihr ſeid.“ „Herr,“ gab er zur Antwort, „ich bin ein armer Mann, der nie in ſeinem Leben Herzensfreude empfunden hat. Mein Gemüth trägt Kummer, Jammer, Noth und Leid ſammt des Leibes Armuth. Ihr ſeht, es iſt nicht des Fragens werth, drum ſpart euch die Mühe; ich bin der ärmſte Mann auf Gottes Erde.“ „Guter Mann!“ ſprach ich weiter, „ihr dürft mir nicht länger eure Klage bergen. Ich habe euch aus der Ferne beobachtet, als ihr voll heimlichen Jammers an der Säule lehntet und eure Blicke an der Braut meines Sohnes hafteten. Wie war euch da? was klagtet ihr in eurem Herzen? Ich beſchwöre euch bei Gott, mir das zu ſagen. Bei meinem Chriſtenthum betheure ich: euer Vertrauen ſoll euch keinen Schaden bringen, ja es kann ſich fügen, daß es euch zum Heile gereicht.“ Da ſprach der Waller: „Welcher Schade könnte mir noch widerfahren? Nicht die Furcht legt mir dies Schweigen auf. Zum Unglück bin ich geboren, in Schwermuth gehen meine Tage hin, der

Tod ist mir lieber als das Leben. Mag mir's denn ergehen, wie Gott will; eure Güte gewinnt mir das Herz ab, mein Name und mein Leid sollen euch kein Geheimniß bleiben. So wisset denn: Willehalm ist mein Name; mein Vater trug mit Preis und Ehre die Krone von Engelland, und da er starb, erbte sich das Reich auf mich nach Fug und Recht. Ich war damals noch ein junger Knabe, und die Edelsten des Landes pflegten und unterwiesen mich in jeder Fürstentugend und hielten mich wohl, wie ihrer Ehre geziemte; ich aber nahm mir ihre Lehre zu Herzen, und das gefiel ihnen an mir also sehr, daß sie um so fleißiger darauf dachten, wie sie mein Glück und meine Ehre mehren könnten. Als ich nun erwachsen war und darauf sann, mir ein Weib zu erlesen, das der Krone von Engelland würdig wäre, wurde uns berichtet, König Reinmund von Norwegen habe ein liebes Kind erzogen, schön ohne Gleichen und von tugendlichen Sitten. Auf den Rath meiner Fürsten sandte ich meine Boten hin, um zu sehen, ob es sich also verhielte, und als sie wieder kamen und das Alles bestätigten und auch die Zusage des Königs brachten, daß er mir seine Tochter wolle zum Weibe geben, freut' ich mich sehr und rüstete mich zur Brautfahrt. Die Besten meines Reiches sollten meine Begleiter sein: zwölf weise Männer, deren Jeder nahe an sechzig Jahren, und zwölf Jünglinge, deren Keiner das dreißigste Jahr überschritten hatte. Außerdem nahm ich noch zwölf Jungfrauen auf die Fahrt, welche meiner Gemahlin Gesellschaft leisten sollten. Mit dieser herrlichen Schaar fuhr ich über Meer gen Norwegen. Man empfing mich mit großen Ehren und der König übergab mir seine Tochter Irene; doch mußte ich ihm zuvor eidlich angeloben, daß ich nicht eher sie zum Weibe nehmen wollte, als bis ich daheim zum Ritter erhoben wäre. Darauf ließ ich mein Schiff zur Abfahrt fertig machen, und ein zweites rüstete Reinmund für die

norwegiſche Ritterſchaft, die uns begleiten ſollte. Meines Eides eingedenk, beſchloß ich, es ſollte die junge Königin mit den zwo Dienerinnen, die ihr der Vater mitgab, in das erſtere treten zu der engliſchen Schaar; ich ſelber aber fuhr in dem anderen Schiffe mit den Fremden. Beim Scheiden wechſelten wir die Ringe, und es war, als hätten wir damit auch Herz und Sinne an einander ausgetauſcht. Als ich aber den Fuß vom Lande ſetzte und mich der wilden Meerfluth vertraute, da ſchaarten ſich Ungemüth, Mühſal, Jammer und Noth zu mir und ſind meine Gefährten geblieben bis zu dieſer Stunde. Wenige Tage nach der Abfahrt erhoben ſich ſtarke Winde. Mein Schiff wurde unaufhaltſam an ein Gebirge fortgetrieben, das ſich aus einer Wildniß weit in die See hinaushob; dort ſchleuderte der Sturm das Fahrzeug gegen eine Felſenwand mit ſo jäher Gewalt, daß es in Stücken barſt. Ich ſah der Gefährten große Noth, ſah, wie ſie mit den Wogen kämpften und verſanken; es blieb mir kein einziger Mann vom ganzen Heere; nur mich allein verſchonte Gott und ſparte mich größerem Jammer auf. Auf einem Balken gelangte ich an's Geſtade. Wie es dem anderen Schiffe ergangen und was aus meiner Frau geworden, das wußt' ich nicht und wanderte nun ohne Ruh und Raſt von Land zu Land. Länger denn viertehalb Jahr bin ich ſuchend und fragend umhergezogen und habe nirgends Etwas von der Minniglichen erfahren können. Nun endlich habe ich ſie hier gefunden, aber nicht zu meinem Glück, ſondern nur zu größerem Herzeleid. War es mir ehemals wehe, ſo iſt mir's nun viel mehr. Vormals tröſtete mich noch ein ſüßer Wahn der Hoffnung, der iſt nun dahin. Ach weh und immer mehr! Ich habe gewonnen, um zu verlieren, und wiedergefunden, um nie mehr zu beſitzen. Und doch kann ich nicht der Stunde fluchen, die mir mein ſchönſtes Gut entreißt. Ich habe ſie noch einmal geſehen: das iſt

meines Lebens Ostertag!*) Ich weiß sie lebend und beglückt, das ist mir ein theuerwerther Fund! Nun wisset ihr Alles, was ihr begehrtet, meinen Namen, mein Schicksal, meinen Sinn. Was soll ich noch weiter sprechen? Mag es ergehen, wie es euch gefällt. Mir war es von Gott bestimmt, für Liebe nichts als Leid zu ernten; aber was ich auch immer erdulden muß, nie soll mich die Noth gereuen, die mir von der Lieben Guten kommt."

Ich sprach zu ihm: „Lieber Mann, verhält es sich in Wahrheit so, wie ihr mir eben gesagt habt?" — „Ja, lieber Herr, so helfe mir Jesus Christ! Was könnte es mir nützen, wenn ich löge? Es muß ja doch geschehn, wie Gott will. Er hat mir mein Weib genommen und euerm Sohn gegeben; was wollt ihr mehr?" „Gehabt euch fröhlich," sprach ich, und seid nicht länger unfroh. Gott hat es so gefügt, daß er an euch mit Wundern seine Macht und Güte erweisen will. Herr, wartet hier ein wenig, bis ich wieder komme."

Ich ging und ließ aus der Stadt Leute herbeirufen, die sich sofort daransetzen mußten, dem edlen Herren gute Kleider aus Sammet und Seide zuzuschneiden. Ich hieß sie eilen und sie waren nicht säumig; in Kurzem sah ich unter ihren flinken Händen so schmucke Gewande hervorgehen, als ich sie wünschte. Mittlerweile ließ ich den Fremdling waschen und scheeren, denn diese Wohlthat war ihm schon lange nicht mehr zu Theil geworden; und als das Alles besorgt war, ging ich zu dem Herren Erzbischof und sprach zu ihm heimlich: „Herr, gebt ihr mir wohl ein wenig Gehör?" „Gern!" sprach er, „sage, was ist dir?" — „Laßt euch das größte Wunder melden, das man jemals erlebt hat." Da beugte sich mein Herr zu mir über den Tisch und sprach: „Sag' an, was Wunders ist dir widerfahren?" „Lieber Herr!"

*) Freudentag.

gab ich zur Antwort, „laßt es euch nun beim Mahle um ſo länger gefallen, da ich euch einen Gaſt noch beigeſellen werde, der eben erſt aus weiter Ferne zur Hochzeit gekommen iſt.“ — „Wer iſt der, lieber Gerhard?“ — „Ein Gaſt von Gott geſendet: Willehalm, König von Engelland.“ — „Du redeſt im Scherz.“ — „Nein, Herr, ſo mir Gott!“ — „Um's Himmels willen, von wannen kommt er? wo iſt er?“ — „Dort im Gemache wartet er meiner Zurückkunft.“ — „Wer iſt mit ihm gekommen?“ — „Niemand, er iſt alleine hier. Als Pilgrim iſt er, nach ſeinem Weibe ſuchend, in der Welt umhergeirrt, bis er ſie noch zur rechten Stunde wiedergefunden. Er hat ſich mir zu erkennen gegeben und Alles nach der Wahrheit berichtet, wie es ihm ergangen iſt. Nun bitte ich, Herr, daß ihr mich guten Rath lehret: was iſt zu thun, daß der gnädige Wille Gottes, der ihn hieher geführt hat, an ihm erfüllet werde?“

„Mein Freund,“ ſprach der Erzbiſchof, der heilige Geiſt hat dir ſchon gerathen; was du im Sinne haſt, dazu rathe ich auch.“ — „Herr! ſo helfet mir, daß mein Sohn der ihm vermählten Königin entſage und ſie ihrem Bräutigam in Güte zurückgebe. Leicht thut er ſonſt nach Jünglingsart und beſtehet trotzig auf dem, was ihm mit einem Schein des Rechtes zugehört. Das Glück hat ihn ſo hoch erhoben, daß er es für eine Schande halten wird, es wieder aus der Hand zu laſſen. Darum redet ihm zu und legt ihm an's Herz, was hier das Rechte ſei.“ „Das will ich thun,“ ſprach mein Herr. „Bringe mir deinen Sohn hieher und laß mich verſuchen, ob er uns beiden folgen wolle, nachdem ich ihm beſchieden habe, was das heilige Gebot Gottes von ihm fordert.“

10.
Der junge Gerhard.

Ich ſäumte nicht, rief meinen Sohn von der Seite der Braut und führte ihn vor den Erzbiſchof. Der trat mit uns ſeitwärts zuſammen; als ich ihm aber zuwinkte, daß er ſeine Rede anheben möchte, ſprach er heimlich zu mir: „Gerhard, mach' du den Anfang. Beſſer erfährt er aus deinem Munde, was er wiſſen muß. Wenn ich erſt vernehme, wie er deine Rede aufnimmt, dann wird mein Wort an rechter Stelle ſein. Zögre nicht zu lange, denn ich ſehe ſchon die Jünglinge aufſtehn und ſich zu neuen Ritterſpielen anſchicken.“ Da nahm ich das Wort und ſprach: „Herzlieber Sohn, ich habe eine große Bitte an dich, die wolleſt du mir nicht verſagen.“ „Guter Vater,“ gab er zur Antwort, „du haſt Gewalt über mich; was du gebieteſt, das muß ja geſchehn; nie will ich aufhören, deinem Willen zu gehorchen.“ „Lieber Sohn,“ ſprach ich, „der höchſte Gott vergelte dir das mit ſüßem Lohne. Vernimm, was ich dich bitten will. Du weißt, durch welche Schickung Gottes Irene in unſer Haus gekommen iſt, und wie groß meine Freude war, ſeitdem ich hoffen durfte, das edle Fürſtenkind dir, lieber Sohn, zum Weibe zu geben. Das kann nun leider nicht geſchehn. Gott hat es gefügt, daß heute ihr Mann ſich zu uns eingefunden hat, den wir für todt hielten. Ihm war ſie vormals von ihrem Vater zu rechter Ehe gegeben, und wie es nun auch ergehen mag, wir können ihm ſein anverlobtes Weib nicht weigern. So laß denn geſchehn, mein Sohn, was unſer Schöpfer von uns begehrt. Er hat uns Macht gegeben, ein großes Uebel zu thun oder ein großes Heil zu ſtiften, und könnteſt du

zweifelhaft ſein, für welches von Beiden du dich entſcheiden ſollſt? Sieh' an, Gott hat den Fremdling hergeſandt zur rechten Stunde und an den rechten Ort, daß er den langentbehrten Troſt ſeines Lebens wiederfinde; daran ſpricht die Güte Gottes deutlich ihren Willen aus, und mag es uns nun wohl oder wehe thun, wir dürfen nicht widerſtreben. Laß uns nicht hoffährtig nach Ehren trachten, die uns der Höchſte verſagt hat, oder trotzig ein Glück feſthalten, das uns zum Fluche werden würde; nein, laß uns in Demuth Güte und Liebe üben, ſo wird uns Gottes Hand am Tage des Urtheils erhöhen zu der Schaar der Gerechten nach dem weiſen Spruche der Propheten."

Da kam auch der Herr Erzbiſchof meiner Rede zu Hülfe und ſprach: „Vernimm jetzt, was ich dir ſagen will, werther Jüngling, und nimm meine Worte mit gutem Willen an, denn es iſt Gottes Gebot. Als Gott, der Schöpfer aller Welt, Engel, Himmel und Erde ſchuf und durch Lucifers Hoffahrt der zehnte Chor aus der Reihe der ſeligen Geiſter verſtoßen ward, da wollte Gott ihre Stelle wieder beſetzen mit menſchlichem Geſchlechte. Da wurde Adam in des Paradieſes Wonne geſetzt, und Gott nahm mit ſeiner Hand eine Rippe aus des Mannes Seite und hieß ſie ein Weib ſein und ſprach: Zween Geiſter Ein Leben und Ein Leib ſei dieſer Mann und dieſes Weib; und Alle, die hinfort zuſammenthut mein göttlich Wort, denen ſei dies Band feſt und ſtetig unverwandt. Darum ſpricht der vielweiſe Gottesbote alſo: „„Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden"". Daran ſollſt du gedenken, lieber Gerhard, und nicht darauf bedacht ſein, wie du Gott ausweichen und ſeinem Gebote dich entziehen mögeſt. Denn giebſt du hier nicht wieder zurück, was Gott vor dir ſchon einem Andern gegeben hat, ſo übergehſt du Gottes und der Propheten Rath. Was willſt du dann am Sühnetage ſprechen, wenn

Gott kommt und alle Dinge zu Nichte trümmert und ſein Urtheil auch über dich ergeht? Dann wird er ſprechen: „„Du haſt das Band zerriſſen, das ich geknüpft hatte, und die Stätigkeit meiner Worte zu Nichte gemacht. Ich habe dir meinen Boten geſendet, daß du ihm ſeines Lebens Gut und Erbe zurückgebeſt; du haſt ihn geſchmäht und von dir geſtoßen. Du haſt ein Herz gebrochen, das ich beglücken wollte, und dir ein Glück geſtohlen, das eines Andern war: darum muß dich das Urthel der Verdammniß treffen.““ Das nimm in deine Sinne, Gerhard, junger ſüßer Mann. Laß dies Weib von dir, damit du nicht einſt des großen Gottes Zorn erduldeſt. Gieb ſie hin, ſo lieblich ſie deinen Augen erſcheinen, wie theuerwerth ſie deinem Herzen ſein mag; du täuſcheſt dich ſelbſt, wenn du meinſt, du habeſt an ihr ein ſüßes Glück gewonnen — hinfort kannſt du ſie nicht mehr mit gutem Gewiſſen die Deine nennen noch mit Ehren ſie zur Gattin haben: denn du weißt, ſie iſt des Königs eheliches Weib. O laß dich von Gottes Huld bewegen! ſie hat ſo wunderbarlich Bedacht genommen, daß ſie dich vor großem Unrecht behüte und deine Seele rette. Sei gerecht und gütig, wie es dein Schöpfer iſt, und laß ihn den Gehorſam nicht vergeblich an dir ſuchen, den du ihm ſchuldig biſt.“

Mit Schmerz und Unmuth gab mein Sohn uns Beiden zur Antwort: „Was muthet ihr mir zu? ſoll ich mein Weib hingeben?“ — „Ja, wenn du Gottes Huld willſt haben.“ — „Wird die mir anders nicht zu Theil?“ — „Wahrhaftig, nein! wenn du des Unrechts pflegeſt, ſo weicht der Segen Gottes fern von dir. Du haſt keinen Theil an ſeinem Heile, wenn du behältſt, was von Rechtswegen einem Andern zugehört.“

„Weh' über dies Recht und abermals Wehe!“ rief mein Sohn wie ein Verzweifelnder; „nun muß ich ohne Ende beklagen, daß Gott ſo wunderlich mit mir handelt und begehrt

von mir zu Recht, ich ſolle dem Weib entſagen, in welchem ich all' mein Glück und meine Ehre finde. Ach, warum mußte ich denn Herz und Sinn an dieſe Frau hingeben, die ich nun doch wieder laſſen muß? Nichts in aller Welt kann mir dies Leid vergüten und für ſolchen Verluſt Erſatz geben. Nein, ich werde ihn nimmer verſchmerzen, ſo lange ich lebe; von aller Lebensfreude muß ich ſcheiden, wenn ich ihr entſage, und immer mehr mit Leide leben."

Ich ſprach: „Mein Sohn, faſſe beſſeren Muth! Kein Chriſt ſoll ſich troſtloſer Bekümmerniß hingeben. Wäre deine Frau dir nicht lieb, was ließeſt du dann um Chriſti willen? Je ſchwerer das Opfer, das du ihm darbringſt, um ſo größer der Lohn. Nach des Herzens Geſinnung übet der gute Gott die Vergeltung. Giebſt du um ſeinetwillen das Liebſte hin, glaube nur, ſeine Güte iſt reich genug, um dir Alles zu erſetzen." Dieſe Worte nahm mein Sohn zu Herzen und ſprach: „Vater, weil du es gebieteſt, ſo will ich das Ungemach auf mich nehmen. Um meines Herrn und Gottes willen laſſe ich ſie frei. Wie weh mir immer nach ihr ſein mag, ihr Mann ſoll ſie haben, ich will verzichten. Wohlan denn! was geſchehen ſoll, geſchehe bald. Laßt mich ihn ſehn, dem mein Weib zu Theil wird; ich gönne ſie ihm von Herzen, dieweil Gott ſie ihm gegeben hat."

Da freute ich mich und auch mein Herr in tiefſter Seele. Wir weinten Beide vor Lieb' und Leid, und ſchluchzend lag mein Sohn an meiner Bruſt. Endlich machten wir uns auf, um den Fremdling herbeizuholen. Wir fanden ihn mit allem Fleiße königlich bekleidet. Herrlich war all' ſein Gewand und Schmuck, aber herrlicher noch ſeine blühende Geſtalt; und wenn ich tauſend Jahr alt würde, ſo ſähe ich doch nimmer wieder einen Mann von ſolcher Schöne. Vom Haupt bis zu den Sohlen war er ohne Fehl, ein klarer Spiegel jugendlicher Anmuth, männlicher Kraft und tugendlicher Sitte.

Mit aufrichtiger Herzlichkeit hieß ihn mein Sohn willkommen und ich bat ihn, uns zu folgen. Ich ließ die Pferde vorführen; wir ritten nach dem Ring zurück.

11.

Willehalm und Irene.

Als wir nun im Kreiſe der Gäſte erſchienen, da war ein Gaffen und Erſtaunen. Eins fragte das Andre, wer doch der ſtattliche Ritter wäre, dem wir Beide ehrerbietig zur Seite ritten; aber Keiner konnte davon Kunde geben, das war den ſchönen Frauen ein großes Leid. Wir ſtiegen ab; ich führte den fremden Gaſt vor den Erzbiſchof und ſprach: „Herr, rücket ein Wenig höher hinan, wenn es euch gefällig iſt, und laſſet dieſen Ritter neben euch Platz nehmen.“ Das that mein Herr, und in kecker Behendigkeit ſchwang ſich der junge König über das Geſtühl und ſaß zur Seite der Braut. Die züchtige Jungfrau getraute ſich nicht aufzuſchaun. Sie wandte ſich ſeitwärts zu mir und ſprach mit leiſer Stimme: „Sage mir, liebes Väterlein, wer iſt der fremde Gaſt?“ — „Kennt ihr ihn nicht, hehre Frau? es iſt der König von Engelland, euer herzlieber Mann.“ Der Königin traten die Thränen in die Augen, da ich ſo ſprach. „Ach, ſüßer Vater mein,“ erwiderte ſie, „womit hab' ich dieſen Spott verdient, wann oder wie? noch nie haſt du mir ſolch' ein Leid gethan als jetzt. Werther Mann, was ſpotteſt du deiner armen Tochter? Um Gottes willen, laß das ſein!“ — „So helf' mir Gott, edle Frau, es iſt mein voller Ernſt!“

Da wandte ſie ſich um und ſah den Fremdling mit weinenden Augen an, und er weinete auch und rief: „Herzelieb, erkennſt du mich nicht mehr? Siehe dieſen Ring, den du mir mit ſehnender Klage gabſt, als wir am letzten Male von einander ſchieden. Da gab ich dir einen andern an deine Hand; ich erkenne ihn gar wohl unter den übrigen, die deine Finger ſchmücken; ſiehe da, dieſer iſt es, den bat ich dich zu tragen, daß du dabei meiner mit herzlicher Liebe gedächteſt; weißt du das noch?“ Da ſah ſie hin und wieder hin, und ihr Antlitz verklärte ſich wie von einem himmliſchen Strahle: „O wohl mir ſeligem Weibe!“ rief ſie aus; „ſüßer Mann, ſei tauſendmal willkommen!“ Aber ſo jähe Freude war für ein weibliches Herz zu groß. Sie ſah nicht, ſie hörte nicht, die ganze Welt verdämmerte vor ihren Augen; ſinnberaubt ſank ſie in ſeinen Schooß, und auf den entfärbten Lippen bebte nur noch der Name des Wiedergefundenen, wie es etwa einem Träumenden geſchieht, dem die Gedanken des Tages in dem tiefſten Schlummer hinüberfolgen. Doch — ihr erlaßt es mir, hoher Herr, euch das Entzücken dieſes Wiederſehens zu ſchildern. Hätte ich auch zwölfmal mehr von meinen Gütern um der Beiden willen hingegeben gehabt, ich hätte in dem Anblicke dieſer Glücklichen vollen Erſatz gefunden. Mein altes Herz wallete mir von nie empfundener Wonne und pries den Gott der Güte, der mich gewürdiget hatte, ein Werkzeug ſolcher Gnade zu werden.

So war denn die erſte Hochzeit zergangen; ich lud die verſammelten Gäſte zur zweiten ein, die ich für den König von Engelland ausrichten wollte; und ihr dürft mir es wohl glauben, daß ich es dabei nach meinen beſten Kräften an Nichts fehlen ließ, was einem königlichen Feſte Glanz und Würde verleihen kann. Um ihn ſeines Eides quitt zu machen, den er einſt in König Reinmunds Hand geſchworen hatte, empfing Willehalm am andern Tage den Ritterſchlag, und

darnach wurde ihm die hohe Jungfrau zum ehelichen Weib gegeben. Am nächsten Morgen führte man sie feierlich zur Messe,*) und als das heilige Amt vollbracht war, versammelte sich die Schaar der Gäste noch einmal auf dem Hofe im Gestühl. Ich ließ es nicht an reichlichen Gaben fehlen, die man unter das Volk und die fahrenden Leute**) vertheilte; dann setzte man sich fröhlich zum Imbiß, und nach dem Mahle nahm die Ritterschaft von dem Königspaare Urlaub. Wir gaben ihr bis vor die Stadt das Geleit und dankten mit Freuden, daß sie unser Fest durch ihre Gegenwart höchlich geehrt und verschönert hätte. Der junge Fürst sagte Allen seine Gunst und Freundschaft zu. Wer von ihnen jemals in Noth geriethe und müßte vor feindlicher Uebermacht das Land räumen, der sollte in seinem Reiche, falls er selber glücklich wieder heim käme, gute Rast und Pflege finden; und die Ritter dagegen versprachen ihm in allen Fährlichkeiten Treue und Beistand.

So war denn die Doppelhochzeit an ein Ende gekommen; die Gäste zerstreuten sich nach allen Seiten, und nur die Zwei blieben zurück, die ich kaum noch für Gäste ansah, denn sie gehörten zu den Meinigen, Willehalm und Irene.

---

*) Mancher Leser vermißt vielleicht hier und schon oben die Erwähnung der kirchlichen Trauung. Nach der Sitte des Mittelalters war eine Ehe rechtskräftig geschlossen, sobald die öffentliche Verlobung, der gegenseitige Austausch des Jawortes zwischen Bräutigam und Braut in Gegenwart mehrer Zeugen geschehen war. Am andern Morgen pflegten dann die Neuvermählten mit einander die Messe zu besuchen, woran sich die priesterliche Einsegnung schloß. Dieser Kirchgang schien aber erst seit dem 14ten oder 15ten Jahrhundert unerläßlich, um dem Ehebündnisse bürgerliche Gültigkeit zu geben. Vergl. die Vermählung Siegfrieds und Chriemhildens in den Nibelungen. (Heldengesch. des Mittelalters. Heft 2. S. 34 u. f.)

**) Umherziehende Spielleute, Sänger und Gaukler.

Nie hat mein Haus ſchönere Tage geſehn als zu jener Zeit. Es war ein Glück, der Zeuge ihres Glückes zu ſein. Ihre anmuthigen Sitten und ihre Seelengüte wandte ihnen die Herzen aller Leute zu, und ich freute mich ihres Lobes, das mir aller Orten zu Ohren kam, ſo inniglich, als wären es meine eignen Kinder.

Eines Tages nahm der Fürſt mich und meinen Sohn heimlich bei Seite und ſprach zu mir: „Herzlieber Vater, Gott hat mir durch dich ſo große Gnade erwieſen, daß mir immer zu Muthe iſt, als könne mir Nichts miſſegehn, wenn du mir dabei deinen Beiſtand leiſteſt. Darum bitte ich dich, du wolleſt deine Güte an mir laſſen völlig werden und mich berathen, was ich thun oder laſſen ſoll. Du weißt, wie mir's ergangen iſt. Von all' dem Meinen, das ich verloren hatte, iſt mir das Liebſte durch eure Huld wieder zu Theil geworden; aber meine Krone ſammt Land und Leuten, und was ich ſonſt an Gut und Ehren in dieſer Welt beſeſſen habe, das iſt dahin. Es ſteht an deinem Rath, ob ich es jemals wiedererlangen ſoll. Ich habe erfahren, daß es in meinem Reiche übel hergeht. Meine lange Abweſenheit hat es entrechtet und vielem Unheil preisgegeben. Ein Theil der Landherren giebt mich für todt aus, weil ihn ſelber nach der Herrſchaft gelüſtet. Die haben ſchon manche feſte Burg ſammt den Ländereien umher in Beſitz genommen, und iſt Niemand vorhanden, der ihren Uebermuth darniederhält und der Gewaltthat wehret. Der beſte Theil der Ritterſchaft hält mir zwar noch ſtetige Treue und hoffet von Tag zu Tag ſehnlich auf meine Wiederkehr; aber ihre Waffen vermögen kaum den Gewalthabern länger Stand zu halten und der Krieg wüſtet arg in meinen Landen. Nun lehret mich darüber, lieber Vater und Bruder, was ich thun ſoll; ihr habt mir ja immer zum Heil gerathen."

Ich ſprach: „Vielliebet Herr, da iſt leicht zu rathen.

Macht euch das Fremdlingsleben Sorgen und Verluſt, ſo dürfen wir hier nicht länger weilen. Ich laſſe uns ein Schiff ſegelfertig machen und dergeſtalt ausrüſten, daß es würdig genug erſcheinen ſoll, einen König in ſein Reich zu führen. Und hat euch Jemand etwas zu Leide gethan, gegen den ihr der Wehr bedürfet, ſo giebt es in Deutſchland edler Ritter genug, die wir anwerben können,*) um jenſeit des Meeres euern rechtlichen Kampf mit Ehren auszufechten."

Dieſes Rathes war der junge König herzlich froh, und ich ſäumte nicht, ihn auf das Beſte in's Werk zu ſetzen. In Kurzem lag das Schiff bereit; mein Gut und mein liebes Weib gab ich in die Pflege meiner Freunde, meinen Leib und Leben befahl ich in Gottes Huth; ſo ſchickten wir uns zur Abfahrt. Ich will euch nicht ſchildern, welch ein herbes Scheiden man jenes Tages am Rheine ſah, wie viel Thränen die Jungfrauen ihrer edlen Herrin nachweinten, und wie viel Heil und Segen die Männer und Frauen von Cöln wie aus Einem Munde über das Königspaar herbeiwünſchten. Meiner Frau war in ihrem Leben noch nie ſo leid geſchehn, als da ſie ihr Pflegekind nun wieder in die Fremde entlaſſen mußte, und Irene weinte beim Abſchied ſo bitterlich, daß ich ſchier glauben möchte, ſie ſei vormals mit leichterem Herzen von Vater und Mutter geſchieden.

---

*) Ritter traten oft auch für Sold in fremde Dienſte.

12.

Die Königswahl.

Wir fuhren den Rhein zuthal, dann über Meer in das Reich von Engelland und liefen endlich in einen mächtigen Strom ein, welcher der Stadt Lunders vorüber zur See geht und die Lundene*) heißt. Dort nahm uns ein sicherer Hafen auf; aber ich hielt es nicht für räthlich, daß der König an's Land ginge, bevor wir sichere Kundschaft eingezogen hätten. Zu diesem Zwecke ritt ich mit Etlichen meiner Knappen in die Stadt. Ich sah sie nicht zum ersten Male, doch überraschte mich ihr Anblick. Vor ihren Thoren war das Feld wie mit Gezelten übersäet und die Stadt selber wimmelte von Gästen; auf ihren großen breiten Straßen drängte sich das Volk und aus den Herbergen scholl lautes Getümmel. Es kostete Mühe, durch die Menge hindurchzudringen, und viel Fragens, ehe wir ein Unterkommen fanden. Endlich gelangten wir zu einer Herberge, deren Wirth mir schon von früher her wohlbekannt war.

„Lieber Herr Wirth" — war meine erste Frage — „was hat diese Menge von Gästen hieher verjagt? Ist hier ein Turnei oder wie? ein Hof oder eine Ritterschaft?"**) „Das will ich euch sagen, mein Herr!" erwiderte der Wirth, „es sind hier die Fürsten des Reiches zu einer Berathung zusammengetreten, um dem Nothstand des Landes endlich ein Ziel zu setzen. Unser König Willehalm ist gestorben, das Reich

*) Lunders an der Lundene ist London an der Themse.

**) Versammlung der Ritter zu Waffenübungen u. dergl.

iſt unberichtet, das Volk erleidet Gewaltthat und Frevel, und ſelbſt die Mächtigen ſind des herrenloſen Lebens müde. Nun liegen ſie ſchon lange hier, um einen König zu küren, und finden Keinen, bei dem ſie Kraft, Rath und Gerechtigkeit beiſammenfänden. Darüber ſind ſie mit einander uneins worden, und es war nahe daran, daß ſie, zu großem Ungewinn des Landes, unverrichteter Dinge wieder aus einander gingen. Da hat man endlich die Kür an vierundzwanzig Herren übertragen, deren Urtheile all' die Anderen ſich fügen ſollen. Drei Erzbiſchöfe, der von Lunders, Eberwig und Santavit, ſind ihnen beigegeben, die mit Weisheit und Milde ſchlichten und ſcheiden ſollen, wenn etwa auch unter Dieſen getheilte Meinung ſich erhöbe. Die ſitzen nun dort im Palaſte und halten Königswahl." — „Iſt das wahr?" fiel ich ihm in die Rede. Er ſprach: „Ja!" Da hieß ich meine Knappen ſofort mein Pferd ſatteln und ritt nach dem Schloſſe. Mein Wirth, ein gefälliger Mann, gab mir höflich das Geleit, und ſo kamen wir bald zur Stelle. Ich hatte ſo prächtige Kleider angelegt, daß man Wunder meinte, wer ich wäre, ging keck auf den Palaſt los, und ſo viele Ritter auch zugegen waren, Niemand verwehrte mir den Eingang. Sie grüßten mich mit Ehrerbietung und ich neigte mich ihnen, indem ich fragte: wo die Herrſchaft verſammelt wäre, die des Rathes pflegen ſollte? Da führte mich manch' ſtolzer Degen durch den Palaſt bis vor die Thür eines Saales. Ich klopfte an; man ließ mich ein. Als ich eintrat, ſtanden die Herren auf, grüßten mich mit höfiſchen Sitten und boten mir einen Stuhl an. Was ich vermuthet hatte, das fand ich beſtätigt: es waren dieſelben vierundzwanzig Ritter, die ich aus der Heidenſchaft zu Marocco losgekauft hatte. Ich merkte wohl, wie ſie alleſammt mit forſchenden Blicken mich anſahn, doch blieb ich ihnen völlig unerkannt; ſie ahneten nicht, wie wohlbekannt ihnen dieſer Fremdling ſei.

„Liebe Herren!“ ſprach ich, „wollet es nicht übel deuten, daß ſich ein Fremder euch aufdrängt und mit ſeiner Frage euch beläſtigt. An welchem Rathe ſeid ihr hier? Oft iſt in großer Noth dem Unweiſen vorbehalten, einen klugen Rath zu finden, nach welchem die Weiſen vergebens ſuchten. Vielleicht fügt es Gott, daß ich mit meinem geringen Wiſſen euch zum Heil berathen kann.“ Darauf gab mir Einer zur Antwort: „Wer hier das Rechte zu finden weiß, der ſoll uns willkommen ſein und folgſame Hörer finden. Unſer Land iſt durch ein trauriges Geſchick ohne König und Thronerben. Man hat uns die Wahl eines neuen Herrſchers übertragen; aber je länger je mehr ergreift uns Unentſchloſſenheit und Zweifelmuth. Wir können Keinen finden, der uns den theuerwerthen Willehalm könnte vergeſſen machen, werth und fähig, des Landes Krone zu tragen und unſer Herr zu ſein. Der Eine hat königlichen Muth, aber keine Güte; der Andre iſt wieder zu ſanftherzig, der Dritte zu karg; Vielen, die ſonſt tüchtig wären, fehlt die nöthige Macht, Allen aber die königliche Abkunft und Würde. Man hat ſeine letzte Hoffnung auf uns geſetzt, und wir haben Keinen unter uns, den wir dem Volke könnten zum Könige darbieten.“

Sie ſaßen in Wehmuth und Trauer dort, und tief im Herzen rührte mich ihre Klage, wie König Willehalm, die lichte Blüthe der Fürſtentugend, ſo früh dahingeſchwunden ſei, noch ehe ſie dem Lande ihre ſüße Frucht getragen. Da ſprach ich: „Ihr lieben guten Herren, ich kann euch einen Mann zuweiſen, der eures Reiches Krone mit Würde tragen könnte. Ich kenne ihn genau. Es fehlt ihm weder Herrſchertugend noch königliches Geblüt, der ſollte von Recht der König Engellands werden.“ Da erhob ſich der Fürſten Einer und ſprach: „Wer ſeid ihr, wunderbarer Mann, der ſich ſo großer Dinge vermißt? von wannen kommt ihr? Wenn eure Weisheit vollbringen möchte, was eure Rede verheißen

hat, so müsse der Tag eurer Geburt von Geschlecht zu Geschlecht gesegnet sein und euer Name in Engelland unvergessen bleiben bis an das Ende der Tage." Ich gab zur Antwort: „Von über Meer bin ich in dies Land gekommen. Gerhard von Cöln, das ist mein Name, und ich bekenne sonder Schaam, daß ich nichts weiter als ein Kaufmann bin."

Auf dieses Wort geschah es, als ergriffe ein Sturm urplötzlich die ganze Versammlung. Die Herren sprangen von ihren Sitzen empor, fielen mir um den Hals und bedeckten mich mit Küssen. „Vater," riefen sie, „Gott hat dich uns zur rechten Stunde hergesandt. Du sollst die Krone tragen und alles Land deiner Gewalt untergeben sein. Wir können keinen Besseren finden als dich, der unser Herr sei und das Reich verwalte." Ich wollte weiter reden und ihnen sagen, zu welchem Zweck ich in ihr Land gekommen wäre, aber man ließ mich nicht wieder zu Worte kommen; Alles was ich sprach, wurde von ihren Stimmen übertönt; Niemand hörte auf meine Rede, sondern unter jubelndem Lärm rissen sie die Thür auf und trugen mich auf ihren Schultern hinaus unter die harrende Menge, die mich mit Freudengeschrei als den erwählten König begrüßte. Man hob mich auf einen Stuhl; Herren, Fürsten und Dienstmannen setzten mir die Krone auf das Haupt; Jung und Alt, Arm und Reich drängte sich herzu, mir zu huldigen und den Eid der Treue zu leisten All' mein Widerstreben hatte nicht vermocht, dies zu verhindern; ich mußte von der Gewalt, die man mir so eben aufgedrungen hatte, Gebrauch machen, um sie von mir abzuweisen. Auf den Thron erhöht, gebot ich der freudig tobenden Menge zu schweigen und mich anzuhören. Da legte sich das Getös und man lauschte meinem Worte, als wäre ich ein hoher und mächtiger Mann. Als ich nun solchergestalt eine Stille gewonnen hatte, sprach ich:

„Von ganzem Herzen muß ich für eure Gnade danken, kraft deren ihr mir dies Königreich angetragen und das höchste Gut in meine Hände gelegt habt, nach welchem es einem Sterblichen gelüsten kann. Aber, liebe Herren, ich bin zu schwach und zu gering der Ehre, die ihr mir anthut; der Stand, dem ich angehöre, kann solchen Wechsel nicht ertragen. Dagegen habe ich euch einen Mann gefunden, dem die Krone viel besser geziemt und nehme das auf meinen Eid und christlichen Glauben: Niemand auf Erden hat näheren Anspruch darauf als der, den ich euch zum Herren gebe.“ Da sprachen Alle überein: „Da das Königreich seinen angestammten Herrscher verloren hat, so behagt uns wahrlich Niemand besser als ihr, vielliebe Herr; wir mögen Keinem freudiger gehorchen. Eurem Edelmuthe verdanken

wir Leib und Leben, und hätten wir über zehn Kronen zu verfügen, ſie dünkten uns nicht reich und herrlich genug, um euch nach Verdienſt zu lohnen. Darum weigert euch nicht unſrer Gabe: wir kennen euer Herz und dürfen nach keinem Andern ſuchen, als welchen uns Gott heute zugeführet hat; ihr ſeid der rechte Volkestroſt."

Ich erwiderte den Herren: „Was euch je Liebes von mir geſchehen iſt, deſſen bin ich immer froh, und ihr habt mir's auch dermaßen gelohnt, daß vor meinen Zeiten wohl noch nie Jemand ſo reiche Vergeltung empfangen hat. Ich habe nun Land und Krone, ſie ſind mir unterthan; ich kann darüber verfügen nach Gefallen; ſo gebe ich ſie denn meinem herzlieben Herrn, dem ſie von Recht gebühren, dem jungen König Willehalm."

Bei dieſen Worten verwandelte ſich ihr fröhlicher Muth in Traurigkeit. Mit Thränen in den Augen rief mir die ritterliche Schaar entgegen: „Warum quält ihr uns mit ſolcher Erinnerung? Ja, wenn er noch lebte! doch leider! er iſt todt — oder lebt er noch? habt ihr von ihm Kunde?" „Seid froh!" rief ich, „er iſt geſund. Ich verließ ihn heute Morgen frei von Kummer und Noth, und Irenen, die holde Fürſtin, an der Seite ihres glücklichen Gemahls." — „Seliger Mann, was ſagt ihr? ſprecht ihr die Wahrheit?" — „Ich trüge euch nicht um ein Haar. So helfe mir Jeſus Chriſt: ſie ſind geſund und fröhliches Sinnes. Wollt ihr's mit Augen ſehn, ſo folget mir."

Alſobald erhob ſich ein großes Geſtürme: „Paniere und Roſſe her!" rief Der, nun Jener mit Ungeduld. Da liefen die Knappen haſtig nach den Herbergen; hier ſah man vier, dort ſechs; Einer eilte dem Andern zuvor, und es währte nicht lange, ſo führten ſie ihren Herren die Roſſe zu, alle-

ſammt prächtig aufgezäumt und mit reichgeſtickten Couvertüren*) bedeckt bis auf die Hufe.

Nun zogen wir unter fröhlichem Schalle hinaus vor die Stadt; es waren wohl zweitauſend Ritter oder mehr, die ſich mit uns aufgemacht hatten, um den Fürſten des Landes feierlich einzuholen. Ich hatte meine Boten vorausgeſchickt, um ihm kund zu thun, wie Alles ergangen wäre und daß er ſich ſollte bereit halten. Auf halbem Wege kam er uns mit der Königin entgegen; und ſobald ihn Jene in der Ferne gewahrten, da vergaßen ſie vor Freuden der höfiſchen Sitte; ohne Ordnung ſprengten ſie heran, Jeder wollte der Erſte ſein, der die Heimgekehrten willkommen hieß. Da war ein lieblicher Empfang und ein glückſeliges Wiederſehn! Der König küßte ſeine getreuen Mannen, die Königin begrüßte mit Thränen ihre ehemaligen Leidgenoſſen, und nicht ſie allein, es weinten Alle, die zugegen waren; zu groß war ihre Freude, als daß ſie dem Herzen nicht hätte weh gethan; man ſah nichts als beglückte Menſchen und hörte nichts als Seufzer und Schluchzen; vor Freuden war ihr Jammer groß.

Endlich ſtieg man wieder zu Roß; auf dem weiten Plane ordnete ſich der Zug auf's Neue, und wie ein unabſehbarer Strom wogte er nun den Thoren von Lunders zu. Dort empfing die Bürgerſchaft den König und die Königin und führte ſie durch die Stadt auf den Hof, wo die drei Erzbiſchöfe mit den Biſchöfen, Aebten und Geiſtlichen ihrer harreten. Von Sang und Klang und frohem Getümmel erſcholl die ganze Stadt, und vor dem Palaſte war das Gedränge der Volksmenge ſo groß, daß wir nur mit Mühe Einlaß gewannen. Mit hohen Ehren wurde mein Herr und ſein edles Gemahl gekrönt. Die hochgemuthen Fürſten ſchwuren ihm Huld und Treue und empfingen am andern Morgen

*) Große Satteldecken.

ihr Lehen und Land aus der Hand des Königs. Nachdem dies geſchehen war, richtete mein Herr das Recht des Friedens auf, das Jedweder feierlich beſchwören mußte: wer forthin den Landfrieden breche, ſei es Ritter oder Knecht, der ſolle ſchwere Strafe erleiden nach dem Spruche des Geſetzes. Den Herren aber, die dem Reiche mit Gewalt Burgen oder Ländereien entriſſen hatten, denen ward aufgegeben, inner ſechs Wochen vor dem Könige ſich zu rechtfertigen oder ſeiner Gnade ſich zu übergeben.

13.

Das Hochfeſt zu Lunders.

Nachdem nun das Reich friedlich berichtet war, ſandte der König ſeine Boten durch das ganze Land und ließ alle ſeine Verwandten und Dienſtmannen zu einem Hochfeſte laden. Da kamen die Könige von Waleis, von Schottland und Kornewal, die Fürſten von Yberne und Irland mit ihren ritterlichen Schaaren. Auch dem Könige Reinmund, welcher ſchon lange Tochter und Eidam als todt beweinet hatte, war die fröhliche Botſchaft über Meer gekommen, daß Beide glücklich und wohl zu Engelland Hof hielten und ſeine Herbeikunft ſehnlich begehrten. Da ſäumte er nicht lange; ſein hohes Alter ſcheute nicht die beſchwerliche Seefahrt, um die lieben Kinder noch einmal zu ſehen, ehe es mit ihm zur Grube ginge. Der Gram hatte ihm das Haar gebleicht, aber die Freude über jene Botſchaft machte ihm das Herz

plötzlich wieder frisch und kräftig wie eines Jünglinges. Der kam nun auch mit zahlreichem und glänzendem Gefolge in Willehalms Reich. Auf allen Straßen sah man festliche Züge gen Lunders heranwallen; die ungeheure Stadt konnte die Menge der Gäste nicht fassen; da sah man auf dem Gefilde vor ihren Thoren ein großes Zeltlager erstehen, darinnen ein Theil der Fremdlinge eine heitere Herberge fand.

Von der Herrlichkeit des Festes, das nunmehr anhob, will ich euch nichts berichten; ich wüßte ja nicht, woher ich sollte die Worte nehmen, um genugsam zu preisen, mit welcher königlichen Wirthschaft der hehre Willehalm in jenen Tagen seine Gäste ehrte; die ritterliche Pracht der Kleider und der Waffen, das bunte Gewimmel, der fröhliche Tumult der Menge, die Fülle der Bewirthung, der lustige Wechsel von allerlei Kurzweil — hier Buhurt und Turnier, dort Spiel und Tanz, Becherklang, Helden- und Minnesang in den Zelten und Sälen, Trommeln, Fiedeln und Flötiren — seit Artus*) des Britonen vielgepriesener Zeit hatte man in Engelland kein Hochfest gesehen gleich dem des Königs Willehalm.

Ich hatte gute Muße, das Alles zu sehn und zu genießen, denn so sehr ich gebeten hatte, mich wieder in die Heimath zu entlassen, wollte mir doch der König nicht früher Urlaub geben, als bis das Fest vorüber wäre. Meinen Sohn ließ er nie von seiner Seite weichen und hielt ihn lieb und werth wie einen Bruder. Bei jedem Gastmahl mußten wir obenan sitzen, mein Sohn an der Seite des Königs und ich neben meiner lieben Herrin; er that uns vor allen Gästen so viel Ehren an, daß ich mich dessen fast hätte

*) Ein altbritischer Heldenkönig des sechsten Jahrhunderts, den die Sagen und Dichtungen des Mittelalters als das glänzendste Vorbild ritterlicher Thaten und Hofhaltung feiern.

ſchämen müſſen, hätte ich nicht geſehen, daß Alle, die zugegen waren, Hohe und Niedre, Arme und Reiche uns ſolches Glück von Herzen gönnten. Wo hätte auch der Neid in Jemands Herzen Raum finden können? man ſah ja dort nichts als fröhliche Leute.

Aber am letzten Tage des Hochfeſtes ſchritt eine jammerhafte Schaar mitten durch das feſtliche Getümmel; es waren jene Edeln des Landes, die dem Reiche Gewalt gethan und damit Leib und Leben verwirkt hatten. Sie fielen mit Thränen und flehentlichen Bitten vor dem Könige nieder und ſuchten ſeine Huld und Gnade. Er aber wandte ſich zornig von ihnen ab, und als die geſammte Ritterſchaft des Landes für ſie Fürſprache that, ließ er doch nicht ſeine Gnade an ihnen völlig werden; ſie mußten dem Vaterlande entſagen und mit einem Eide geloben, Engelland inner drei Tagen zu verlaſſen und ohne ſein Geheiß nie wieder zu betreten.

Darnach begab ſich der König mit ſeinen Freunden in ein Gemach, um zu berathen, wie er mir für den Schaden Genugthuung geben ſollte, den ich vormals um ſeinetwillen erlitten hätte; und als er darüber ihre Meinung vernommen hatte, trat er, begleitet von ſeinen Fürſten und Räthen, unter die Gäſte, beſtieg den Thronſitz und gebot eine Stille in der Verſammlung. Alles ward ſtill im Kreiſe und merkte auf ſeine Rede. Da ſtreckte er ſeine Hand aus und ſprach: „Ihr Freunde, wiſſet ihr, wer ſolch' fröhliche Tage uns verliehen hat? Hier ſitzet meiner Freude Troſt, deß Gut und Muth mich von aller Noth erlöſ't hat. Alles, was das Glück des Lebens ſchafft, ich hatte es verloren: Er hat es mir wiedergekauft. Was ich mein eigen nenne, das iſt nur ſein Geſchenk. Die Edelſten des Reiches, meine Freunde und Rathgeber, mein liebes Weib und ihre Frauen lagen in der Haft der Heiden; da bot er ſeine Schätze zum Löſegeld; ihm danken ſie Freiheit und Leben. Er hat mich wie ſeinen Sohn

geliebt, ja mehr als ſeinen Sohn, denn ſeines eignen Kindes Glück galt ihm für Nichts, damit er mich nicht ungetröſtet ließe von ſeiner Schwelle gehn. Um meinetwillen gab er die Krone hin und ſtieß die Herrſchaft von ſich, die man ihm zu Füßen legte; ſo hab' ich Alles, mein Weib und meine Freunde, meine Krone, mein Glück und meine Ehre aus der Hand dieſes lieben Vaters. Nun habe ich mich mit den Edlen des Landes berathen, welchergeſtalt wir ihm unſere Dankbarkeit geziemend bezeigen und den Schaden, den er uns zu Gut auf ſich genommen, erſetzen könnten. Freilich nur ſeine Schätze, die er an uns verwendet hat, können wir ihm wiedererſtatten, nicht ſeine Liebe und Güte. Die muß ihm Gott im Himmel lohnen mit Heil und Segen und ewiger Wonne, wie ſie noch keines Menſchen Auge geſehn, kein Ohr gehört, kein ſterblich Herz empfunden hat. Aber deine funfzigtauſend Mark, lieber theuerwerther Vater, die will ich dir zur Stelle bezahlen. Das Herzogthum von Kent ſoll dein Lehen ſein; du ſollſt obenan ſtehen unter den Gewaltigen in dieſem Reiche und mit deinem wackern Sohne mein trauteſter Berather ſein; und was noch ſonſt dein Herz begehrt, das ſage mir, ich will's gewähren."

Da erwiderte ich dem Könige alſo: „Lieber Herr, eure Huld hat meinen geringen Dienſten allzureichliches Lob zugewogen. Hätte ich Witz und Wohlredenheit genug, um euch gebührend dafür Dank zu ſagen, ſo ſollte er nicht ungeſprochen bleiben. Mög' es euch Gott vergelten, daß ihr mir eine ſo gnädige Verheißung gegeben habt; aber wollt' ich ſie annehmen, das wäre ſträfliche Vermeſſenheit. Einem Fürſten von Geblüt geziemt das Herzogthum von Kent, und ich bin blos ein Kaufmannsſohn. Die Graven und großen Herren, die dem Herzogthum dienſtbar ſind, würden ſich meiner ſchämen, wenn ſie mich als ihren Gebieter anerkennen müßten, und ich bin ſchon zu lange gewohnt, mich unter meines

Gleichen geehrt zu sehen. Ich bin zu stolz dazu, um eine Ehre anzunehmen, die mir zur Unehre würde. Wollt ihr mir aber etwas Liebes thun, so gewähret mir, hoher Herr, was ich euch bitte." — „Gern, lieber Vater, was du bittest, das soll geschehn." — „Soll ich dessen Gewißheit haben?" — „Ja wahrhaftig, ich gebe dir mein Wort!" — „So begehre ich, daß ihr mir zu Liebe jene Ritter wieder zu Gnaden annehmet, deren Missethat eure Huld verwirkt hat. Laßt sie in Frieden hier im Vaterlande verbleiben und ihre Schuld vergeben und vergessen sein. Das ist es, was ich zum Lohne begehre, und euer Zugeständniß wird mir köstlicher sein, als Land und Leute, Reichthum und Gewalt." — „Um deinetwillen sei es gethan!" sprach der König; „sie sollen ihres Eides ledig sein, das Land sei ihnen erlaubt und ihre Schuld erlassen. Mein Zorn soll sie nimmer treffen, dir zu Liebe bin ich ihnen hold wie ehemals. Nun aber, lieber Freund, mußt du mir auch zu Willen sein und das Herzogthum von meiner Hand annehmen." — „Bewahre, bester Herr! mir genüget der Lohn, den ich empfangen habe." — „So laß es deinem Sohne, wenn dir es zu viel ist." — Aber mein Sohn entgegnete: „Was mein Vater sprach, das ist auch meine Rede; was Er nimmt, nehme ich auch; Anderes will mir nicht geziemen."

Darauf bot er uns die Grafschaft zu Lunders mit Gut und Leuten zum Eigenthum, und da wir auch dieses ablehnten, drang er in uns, wenigstens die Stadt oder das Land umher oder dreifachen Ersatz in Gold und Silber anzunehmen; er rief alle seine Freunde und das versammelte Volk zu Hülfe und beschwor mich bei Gott und allen Heiligen, ich solle ihn nicht zum bösen Schuldner machen. Herr, es war schwer, solchen Bitten zu widerstehen; wäre mir nicht zur rechten Zeit noch in den Sinn gekommen, daß ich den ewigen Lohn dahingäbe, wenn ich mich mit zeitlichem Gut

abfinden ließe, ſo wäre ich ſchier erlegen. Doch bracht' ich meinen Willen nicht gänzlich an's Ziel; denn als auch die Königin gar anmuthig den Bittenden ſich zugeſellte, da vermocht' ich nicht länger zu widerſtehn und mußte endlich ihrem rothen Munde angeloben, daß ich beim Abſchied ein Geſchenk von ihr annehmen wollte.

Kaum hatte ich mich von dieſer Mühſal ein Wenig erathmet, da brach ein neuer Sturm auf mich los. Unvermuthet drang die Schaar jener unglücklichen Ritter, die ich aus der Acht und Ungnade des Königs losgebeten hatte, in den Kreis und hielt mich umſchloſſen, ehe daran zu denken war, ihr zu entweichen. Sie fielen weinend vor mir nieder auf das Gras, küßten mir Hände, Füße und Gewand und machten ihres Freudendankes ſo viel, daß ich eure Geduld ermüden würde, wollt' ich das Alles wiederholen. Da ſchien mir's endlich an der Zeit, mit Ernſt auf die Heimfahrt bedacht zu ſein. Denn wo ich ging und ſtand, wo ich mich auf dem Markt oder Straßen blicken ließ, gaffte man mir nach und zeigte mit Fingern auf mich; ich könnte mein Lebelang nicht ſo viel Glück und Heil verdienen, als man dort allerwegs mir anwünſchte.

14.

Abſchied.

Das Feſt war nun vorbei; die Menge der Gäſte zerſtreute ſich nach allen Seiten, nachdem ſie der König mit reichen Gaben beehrt hatte. Da bat ich auch um Urlaub auf die Fahrt und konnte ihn nur mit Mühe erlangen. Der König wurde ſehr traurig über meine Bitte, und die Thränen der Königin machten mir das Scheiden noch ſchwerer. Nun war der Tag der Abfahrt gekommen. Der König hatte alle die werthen Helden um ſich verſammelt, die vormals mit mir aus dem Heidenlande gekommen waren. „Herzliebes Väterlein!“ ſprach die Königin, „bei der ſüßen Gottesminne bitte ich dich, bringe meiner lieben Mutter etwas von meinem Gute zum Angedenken.“ „Das thue ich gern, hohe Frau,“ erwiderte ich, „nur müßt ihr's bei dem bewenden laſſen, was mich genug dünkt.“ Alsbald trug man Gold, Silber und Edelſteine in unſäglicher Menge vor mich dar. Hätte ich auch nur die Hälfte davon nehmen wollen, ſo wäre mir mein Gut mehr als vierfältig erſetzt geweſen. Ich nahm davon eine Bruſtſpange und einen Fingerring und ſagte den lieben Gebern Dank. Es war ihnen Beiden leid genug, daß ich ihre Güte nicht reichlicher ausbeuten wollte; aber es hätte nicht einmal deſſen, das ich von ihnen genommen hatte, bedurft, um allezeit auch in der Ferne mit Liebe und Freude mich an die Guten zu erinnern.

Nun machten wir uns auf den Weg. Der König und die Königin mit einer wonniglichen Schaar gaben uns das Geleite bis zum Hafen, wo ich mein Schiff durch die Freigebigkeit des Fürſten mit allem Nöthigen auf's Reichlichſte

verſehen fand. Und als wir nun am Ufer ſtanden und von einander Abſchied nehmen mußten, da hob der junge König zu klagen an: „O weh, daß ich dies Scheiden ſehn und erdulden ſoll! Ich hatte dich zum Vater erkoren und gehofft, wir ſollten glücklich und froh bei einander leben bis an unſeres Lebens Ende. Nun thuſt du mir das Leid an und willſt mir wieder fremd werden. Alles, was ich jemals begehrt und erſehnet hatte, war mir durch dich erfüllt; ich hatte keinen anderen Wunſch mehr, als dich allezeit zu ſehn und mein Glück mit dir zu theilen — denn ſeit ich dich gefunden, war all' mein Herzeleid dahin; nun aber iſt mir wieder ſo wehe wie zuvor, da ich deiner, herzlieber Vater, fortan entbehren ſoll."

„Lieber Herr," erwiderte ich, „viel Weh' und Jammer hätte mir Gott erſpart, wenn ich immerdar bei euch verbleiben dürfte, was leider nicht geſchehen kann. Mein Herz und Sinne bleiben hier zurück, und wenn ich auch bis an das Ende der Welt entwanderte. Bleibet mir hold geſinnt auch in der Ferne. Habe ich euch etwas Liebes gethan, ſo freue ich mich, daß mir mit Gott gelungen iſt, was ſich geziemte. Gott der Vater und unſer Heiland Jeſus Chriſt gebe euch Glück und Freuden mehr und mehr."

Wir fielen uns in die Arme und weineten. Es weinte die Königin und die Ritterſchaft; Jammer und Klagen tönten überlaut, da wir von einander laſſen mußten. Ich wandte mich raſch hinweg und trat mit meinem Sohn in das Schiff. Da ſtieß es vom Lande und glitt eilig den Strom hinab. Jene aber ſtanden noch lange am Geſtade und blickten uns ſehnlich nach, bis wir ihren Augen entſchwanden.

Als wir nun glücklich in die Heimath gelangt waren, wurden wir von unſern Freunden und Mitbürgern freudig empfangen. Wie ein Wind verbreitete ſich im Volke die neue Mär, was wir in Engelland ausgerichtet hätten und wie

es uns ergangen wäre. Da däuchte die Leute unſere That viel größer und löblicher als ſie war, und ſo iſt es geſchehn, daß man mich ſeitdem den guten Gerhard heißt. Leider kann ich mir nicht ſagen, mit welchem Rechte. Ich bin nicht gut — nein, ein ſo ſündiger Mann bin ich, daß ich mich in meinem ganzen Leben auf nichts Gutes beſinnen kann als auf das Wenige, was ich euch jetzt in die Läng' und Breite erzählt habe. Iſt dies gut — das that ich, aber auch nichts weiter, und ihr wiſſet, wie ſchwer ich daran ging, und daß ich's vielleicht gar unterlaſſen hätte, hätte nicht Gott ſich meiner angenommen und durch ſeinen Boten mich auf den rechten Weg gebracht. Gott hat durch mich eine Gutthat verrichtet an denen, die ihm lieb waren; ihm allein ſei dafür Preis und Ehre.

15.

Schluß.

Der gute Gerhard war mit ſeiner Erzählung zu Ende gekommen; der Kaiſer aber ſaß immer noch ſchweigend dort und erwog mit tiefem Ernſte, was er vernommen hatte. In ſeinem Herzen wuchs ihm der Schmerz der Reue groß, und reichliche Thränen rannen auf Bart und Bruſt. Wie in Nichts verſchwand jetzt ſein ruhmrediges Werk neben der beſcheidenen Herzensgüte dieſes Kaufmanns. Womit er den Himmel zu verdienen gewähnet hatte, das ſtand nun wie eine große Sünde der Hoffahrt vor ſeinem Geiſte, und in tiefſter Selbſtverwerfung neigte ſich ſein Herz vor der Tugend dieſes ſchlichten Menſchen, der das Schwerſte vollbracht hatte um keinen andern Lohn als das Wohlgefallen Gottes.

„Gerhard," ſprach er, „vieltheurer Mann! du wähnteſt dich damit zu verſündigen, daß du mir deine Geſchichte erzähleſt. O wahrlich nein! dein ehrliches Geſtändniß iſt eine neue Wohlthat, für die ich dir nicht genugſam danken kann. Hätteſt du es verſchwiegen, ſo fehlte mir der Weg zur Beſſerung und zur Sühnung meiner Sünde. Meine Gutthat krankte an Eitelkeit; die deinige hat allen Selbſtruhm in mir ausgelöſcht und macht mein Herz geneſen. Aus der Fülle meines Reichthums nahm ich ein geringes Theil und ſtiftete davon ein Gotteshaus und gab ihm Dienſtmannen und Eigenſchaft, du aber haſt dein ſchwererworbenes Gut dahingegeben, um einer nothbedrängten Schaar von Fremdlingen Leben und Freiheit zu erkaufen. Glück und Ehre des eignen

Kindes ſezteſt du dafür ein, um dem Gebote Gottes zu genügen. Krone und Land, Reichthum und fürſtliche Ehre ſchlugſt du aus, damit nicht die Welt dir deine Güte lohne. O bitte für mich, du werther Gottesmann, daß ſich Gott über mich armen Rühmer erbarme und mir meine Sünde vergebe!“

Der gute Gerhard ſprach: „Gott helfe uns Allen durch ſeine Gnade in Jeſu Chriſto zur Gerechtigkeit und lehre uns durch ſeinen heiligen Geiſt, wie wir in dieſes Lebens kurzer Friſt das ewige Heil erjagen.“ Sie ſprachen Beide dazu Amen und ſtanden auf. Hand in Hand traten der Kaiſer und der Kaufmann durch die Thür des Gemaches in den Hof, wo die Bürgerſchaft in ungeduldiger Erwartung auf ihre Rückkehr harreten.

„Liebe getreue Bürger von Cöln!“ begann der Kaiſer, „ich ſage euch meinen vollen Dank dafür, daß ihr mir aus eurer Mitte ſolch' einen Rathgeber erleſen habt. Ich habe ihm die Sorgen meines Herzens vertraut und bei ihm die Weisheit und Hülfe gefunden, die ich an ihm begehrte. Bleibet mir immer ſo hold und wohlgeſinnt, und nehmet ſtets mit ſolcher Treue und Eifer des Reiches wahr, als ihr bisher gethan; wie denn auch ich allezeit in Huld und Liebe euer gedenken werde.“ Da antworteten die Bürger: „Wir freuen uns, kaiſerlicher Herr, ſo wir euch heute einen Dienſt erwieſen haben, und werden uns jederzeit dazu willig und bereit finden laſſen.“

Damit erhielten ſie Urlaub, und in Kurzem ritt auch der Kaiſer von dannen und verließ die Stadt. Viel Großes und Ruhmwürdiges hat er ſeitdem vollbracht zu Gottes und des Reiches Ehre, aber nie hat er ſich wieder zu eitlem Selbſtruhm erhoben, ſondern Demuth und Lauterkeit bewahrten ihm Herz und Sinne bis an ſein ſeliges Ende.

Dieweil er aber gedachte, daß es wie ihm ſo auch manch' Anderem in der Chriſtenheit zur Beſſerung gereichen könne, ſo dieſe Geſchichte vom guten Gerhard vor der Welt nicht verborgen bliebe, ſo hat er ſie urkundlich nach der Wahrheit in ein Buch ſchreiben laſſen zu Nutz und Frommen derer, die ſich an guten Exempeln gern erbauen mögen.

Gedruckt in der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Von dieſen Heldengeſchichten werden ferner in der neuen Folge erſcheinen:

Beowulf.

Zwerg Laurin.

Parcival.

Der arme Heinrich.

Kaiſer Otto mit dem Barte.

König Rother.

Ferner unter der Preſſe von demſelben Verfaſſer:

Helleniſcher Heldenſaal

oder

Geſchichte Griechenlands

in einer Reihe von Biographieen

nach

Plutarch, Herodot, Thukydides, Xenophon, Arrian und Pauſanias.

Heldengeſchichten des Mittelalters.

Ihren Sängern nacherzählt

von

Ferdinand Bäßler.

Mit Illuſtrationen von L. Burger und Anzelmann.

Berlin, 1849.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Kleeblatt

kurzweiliger Erzählungen

aus alter Zeit

von

Ferdinand Bäßler.

1. Zwerg Laurin. 2. Der arme Heinrich.
3. Kaiser Otto mit dem Barte.

Mit Illustrationen von L. Burger und Anzelmann.

Berlin, 1840.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Ex Bibliotk.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Zwerg Laurin

oder

der Rosengarten zu Tyrol.

I.

Dietlieb und Similde.

Zu Steiermark saß ein junger Held, deß' Name war weit bekannt, denn er war tapfer und tugendlich. Er hieß Dietlieb, Biterolfs Sohn, und hatte eine sehr schöne Schwester mit Namen Similde. Von diesen Beiden will ich euch eine wundersame Geschichte erzählen, die ich in dem Buche eines alten Meisters gelesen habe.

Es begab sich eines Tages, daß Dietlieb mit seiner Schwester auf der grünen Aue lustwandelte, die vor ihrer Burg lag. Viele edle Ritter und manches reich geschmückte Weib ging mit ihnen und wackere Diener waren zu ihrem Dienst bereit. Dort stand eine schöne, weitgebreitete Linde. Ein Ruhesitz lief rings um ihren mächtigen Stamm, und lieblich erging es sich in ihrem Schatten, wenn das Sonnenlicht in ihrem Gezweige spielte. Hier überließ sich Jeder seinem Behagen. Etliche musicirten, Etliche sangen, die Frauen pflückten Blumen oder flochten Kränze und Alles war wohlgemuth. Da plötzlich war Jungfrau Similde verschwunden. Keiner wußte, wohin sie kommen war. Man rief, man fragte, man suchte nach ihr auf dem ganzen weiten Plane und fand sie nirgends. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu;" sprach endlich der Steierer, „lasset uns den

Plan räumen, damit uns nicht noch ein anderes Unglück geschieht! Sollt' ich sie aber niemals wiedersehn, so könnt' ich mein Lebtag nicht wieder froh werden."

Die Mägdlein und Frauen thaten gern, wie der edle Herzog gerathen hatte, denn es war ihnen unheimlich an dieser Stätte zu Muthe worden; nur nach heime stand ihr Sinn. Dietlieb aber ging nicht in sein Schloß zurück. Mit Zorn und Leid in seinem Herzen ritt er geradeswegs gen Garten,*) denn er wollte Niemand anders sein Mißgeschick klagen als dem alten Hildebrand,**) der in allerlei Noth und Fährlichkeit sich auf gute Listen verstand. Als ihn nun der Alte von ferne kommen sah, sprach er: „Ich versehe mich neuer Märe!***) uns kommt der Steierer, und mich dünkt, man könne es an seinem hastigen Reiten merken, daß ihm das Herz voll Zorn und Unmuth ist. Nun wohlauf, alle meine Mannen! hat ihm Jemand ein Leid gethan, so helfen wir's rächen."

Da säumten die freien, kühnen Männer sich nicht lange; sie sprangen auf, um dem werthen Gaste entgegenzugehn. Er ritt herein; wie es fürstlicher Sitte gemäß ist, wurde er gegrüßt und wohl empfangen. Die Wirthin des Hauses, Frau Ute, und ihre Jungfrauen hießen ihn willkommen sein; Meister Hildebrand nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ein schönes Gemach, wo sich der gute Held entwaffnete, wie es Gebrauch ist. Der Alte selber ging ihm dabei hilfreich zur Hand, band ihm den Helm ab, legte seinen Schild bei Seite und bat ihn sich zu setzen. Man brachte kühlen Wein und viel guter Speise, an keinem Dinge ließ man es

*) Gardenna am Gardasee.

**) Der Nestor der deutschen Heldensage, Waffenmeister der Amelungen (Ostgothen), Dietrichs Lehrer im Waffenwerk.

***) Nachricht, Geschichte, Erzählung, davon das Wort: Märchen.

ihm gebrechen. Als ſie nun ſo bei einander ſaßen, getrunken und gegeſſen hatten, hieß man die Tafeln wieder hinwegheben und Hildebrand begann zu fragen: „Nun ſagt mir, preiswürdiger Degen, vieledler Steierer, warum ſeid ihr hergekommen? das möcht' ich gern von euch vernehmen, lieber Freund." „Das will ich euch ſagen," ſprach Dietlieb; „meine Schweſter die junge Maid habe ich auf wunderſame Weiſe verloren. Sie verſchwand, kein Menſch weiß, wohin? und mit ihr iſt all' meine Freude entſchwunden. Ihr nun ſeid ein erfahrener und getreuer Mann, Niemand weiß in ſolchen Fällen beſſern Rath als ihr." — „Nun wohlauf, meine Mannen!" — fiel Hildebrand mit Lachen ein — „des Helden Trauer muß ein Ende haben!" und wie er noch ſo ſprach, legte er auch ſchon ſammt ſeinen Recken den Kettelpanzer an und ſtand in Kurzem vom Haupte bis zur Sohle gewappnet. „Wir müſſen nach Bern," *) ſprach er, „und uns der Hülfe des ſtarken Dietrichs **) verſichern."

Zum Streit gerüſtet ritten die Helden aus und kamen in eine große Haide. Da gewahrten ſie einen wilden Mann, der ihnen, ſobald er ſie gewahret hatte, ſcheu und flüchtig zu entrinnen trachtete. Aber Hildebrand ritt ihn an und wollte ihn greifen. „Held!" ſchrie Jener in Angſt und Schrecken, „ſchonet meines Lebens! hab' ich euch doch nie ein Leid gethan, ich armer Waldmann, und meiner Leiden ſind auch ohne euch genug!" „Wer biſt du?" ſprach der Alte, „und was machſt du hier?" „Ich bin ein heimathloſer Mann, der in der Haide ein elendiges Leben friſtet." — „Wie kommſt du hieher?" — „Meines Herren Zorn, des Königs Laurin, hat mich hieher verjagt, weil ich eine Roſe

*) Verona.

**) Theodorich, König der Oſtgothen, neben Siegfried der gefeiertſte Held der altdeutſchen Heldenſage.

in ſeinem Garten gebrochen, dafür wollt' er mir Fuß und Hand zum Pfande nehmen." — „Wo iſt der Mann, der ſolches Uebermuthes pflegen darf?" — „Tyrol heißt ſein Reich, daſelbſt ſchaltet er über die Zwerge, die in den Bergen wohnen. Niemand vermag ſeiner Kraft zu widerſtehn und Nichts darf ſeinem Willen entgegen ſein. Er hat einen lichten Garten auf einem Anger mitten im Gebirge angelegt und einen ſeidenen Faden darum gezogen. Ich habe noch keinen Mann geſehn, der ſo kühn war, daß er die Roſen nicht ſtehen ließ, oder der auch nur in den Garten ging, wenn die Thüren verſchloſſen waren. Denn wer die goldenen Thüren zerbräche oder den ſeidenen Faden zerriſſe, von dem will der König ein ſchweres Pfand nehmen, den linken Fuß und die rechte Hand. Damit hat er ſchon Manchen in große Noth gebracht." — „Wie konnt' es dich aber nach einem

Röslein gelüſten, thörichter Mann, wenn du wußteſt, du müßteſt es ſo theuer bezahlen?“ — „Ach Herr! die junge Königin bat mich darum, ſie iſt ſchön wie das Frühroth, das hinter den Bergen aufdämmert, und führt ein gar ſo trauriges Leben in der Felſenklauſe.“ —

„Warum trauert ſie ſo ſehr?“ —

„Der Zwerg hat ſie weit hinweggeführt vom Vaterhaus, nicht mit ihrem Willen, wie mich bedünkt, ſondern mit Gewalt und Liſt der Zauberei. Darum weinet ſie täglich nach ihren Freunden und der Heimath.“ Jetzt wußte der Alte genug; er freute ſich ſeines Fundes, ließ den Gefangenen los und kehrte wieder um zu ſeinem Gefährten. Doch ließ er Niemanden wiſſen, was er vernommen hatte, denn er war auf ſeine Liſt bedacht. So ritten ſie nach Bern und fanden daſelbſt einen freundlichen Wirth und gute Pflege manchen lieben Tag, bis Hildebrand eine gute Gelegenheit erſah, wie er den berner Helden zu dem Abenteuer anreizte, das der kluge Meiſter im Sinne trug.

2.
Laurins Roſengarten.

Zu Bern, wie ihr wiſſet, ſaß Dietrich, der Amelungen Troſt, ein löblicher Fürſt, dem kein anderer zu ſeiner Zeit gleich kam, edel an Geſinnung und ſtark an Kräften. Er war kühn und mild, liebte Ehre und Tüchtigkeit, Schande und Laſter waren ihm von Grund ſeines Herzens zuwider. Ein ſchönes Reich und viel wackere Männer waren ihm unter-

than und Alle waren ihm treu ergeben, denn ſie freuten und rühmten ſich der Ehre und Hoheit ihres Herren.

Als nun die Recken eines Abends zechend bei einander ſaßen, prieſen ſie den edlen, lobeſamen Helden vor allen Männern. Da ſprach Wittich, Wilands Sohn: „Mit Recht ertheilt man meinem lieben Herren dieſen Ruhm — ſelig ſei er je länger je mehr! — daß man noch Keinen erfunden hat, deſſen Leben ſo ohne allen Makel iſt, als Herr Dietrich. Niemand kommt ihm in Stürmen und Streiten gleich; Ritter und Knechte preiſen ihn von Rechts wegen als den theuerſten Mann, der je zur Welt geboren ward.“ Da fiel ihm Hildebrand ins Wort und ſprach: „Wir werden nicht die Letzten ſein, wenn es Dietrichs Lob gilt; aber ſo viel Rühmliches er auch vollbracht hat, das ſchwerſte Stück, das ſeine Stärke und Mannheit erproben ſollte, iſt er uns noch ſchuldig geblieben: den Kampf mit den Zwergen, die im hohlen Berge ihr Weſen treiben. Wenn er auch an denen ſeine Kräfte meſſen wollte und trüge über ſie den Sieg davon, dann wollte ich ihn vor allen Männern preiſen.“

Während er ſo ſprach, war Dietrich ſelber eingetreten und hatte dieſe Rede vernommen. Da wandte er ſich zu dem Alten und ſprach: „Meiſter Hildebrand von Garten! wenn es ſich alſo verhielte, ſo hättet ihr mir es ſchon ehedem geſagt!“ „Ich rede die Wahrheit,“ ſprach der beleidigte Greis; „und der Zweifel hilft euch nimmer davon los. Seid ihr ein tüchtiger Kämpe, wie ihr euch berühmt, ſo laſſet meine Rede bei euch Eingang finden und folget meinem Rathe. Ich weiß einen Mann, der iſt kaum dreier Spannen lang und kann doch Wunder viel verrichten. Er hat ſchon Manchem, der größer war denn ihr, den Garaus gemacht, das kann ich euch verſichern. Laurin*) iſt ſein Name. Das wilde Land zu

*) D. i. der kleine Lauerer.

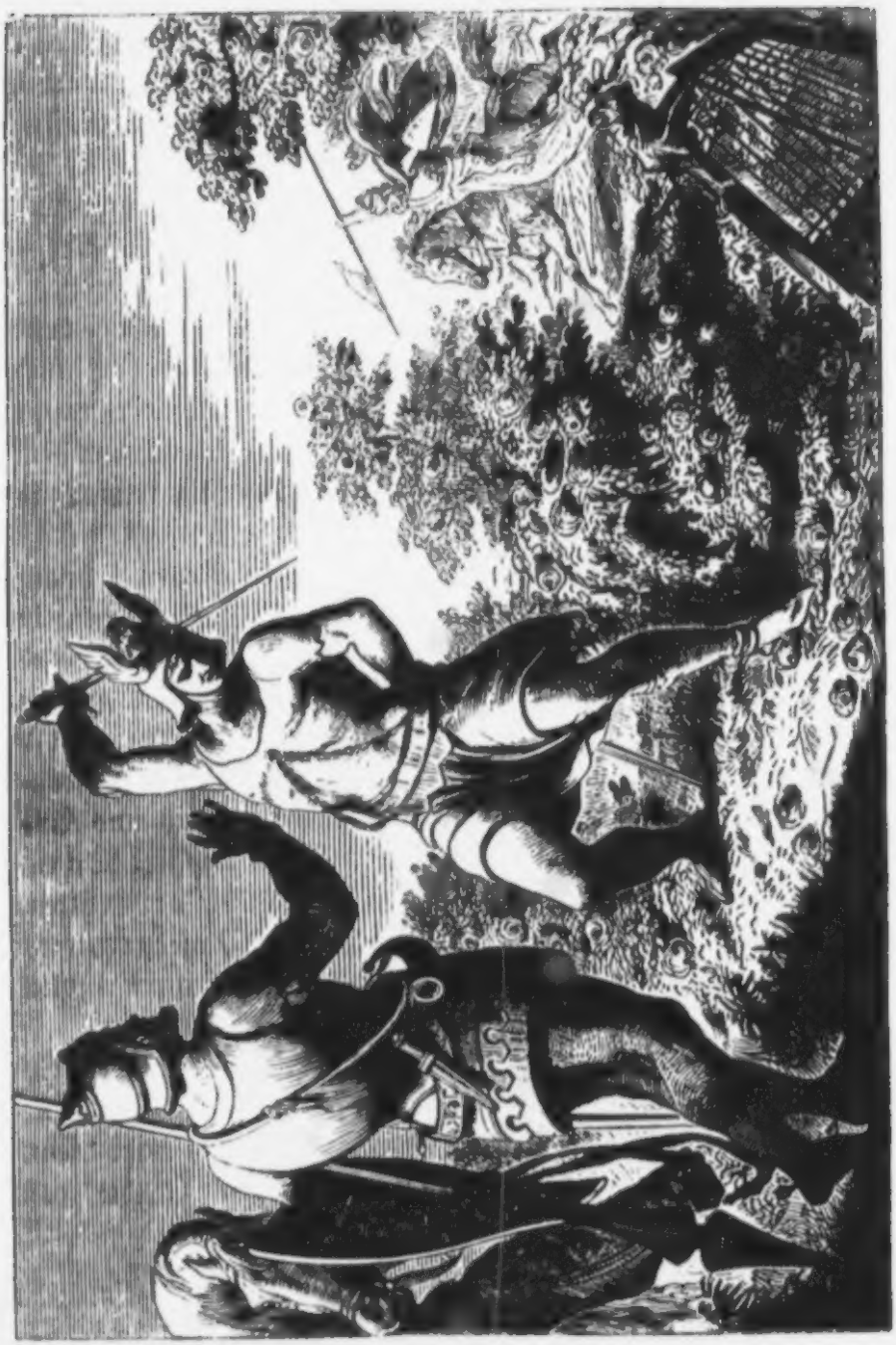
Tyrol und alles Gezwerg ist diesem Furchtbaren unterthan. So klein er ist, kennt er doch keine Furcht und fordert Alle zum Kampf heraus, die sich großer Dinge erkühnen. Darum hat er in dem wilden Tann*) einen zarten, schönen Rosengarten gezogen und ihn mit Fleiße wohl geziert. Statt der Mauer hat er einen seidenen Faden darumgelegt, und wer den zerbräche, von dem nähme der König schweres Pfand — den linken Fuß, die rechte Hand."

Da sprach Herr Dietrich von Bern, der löbliche Fürst: „Nun muß ich Laurins rothe Rosen sehn und käm' ich auch darüber in große Noth." „Wohlan!" sprach der rasche Wittich fröhlich darein, „ich will die Reise mit euch machen, lieber Herr, und wenn ich des Gartens ansichtig werde, so trete ich seine Rosen in den Grund."

Also machten die beiden ruhmdürstigen Recken sich auf und ritten gen Tyrol in den wilden Wald. Sie kamen in den finstern Tann und ritten in kurzer Frist des Weges ganzer sieben Meilen. Endlich traten sie auf einen grünen Anger hervor, da lag ein minniglicher**) Garten; Gold und Edelstein umkränzte seine Gebeete, ein dünner Seidenfaden hielt ihn statt der Mauer umfangen; Reiz und Anmuth lag darüber her, weithin leuchtete der liebliche Schein der Rosen und ihr süßer Duft schwebete in den Lüften. Wer sollte nicht Verlangen tragen, Laurins Rosengarten zu sehn? ein Trauriger müßte fröhlich werden bei seinem Anblick und doch hat er Manchen in große Noth gebracht.

Dietrich betrachtete ihn mit Erstaunen und Wohlgefallen eine gute Weile, dann sprach er zu seinem Gefährten: „Wittich, trauter Geselle, das mag hier der Garten sein, davon uns Hildebrand gesprochen hat. Aber ich fürchte, daß

*) Wald.
**) lieblich.



wir in Ungemach und Trübsal gerathen, wenn wir diesen Rosen ein Leid thun. Soviel ich davon verstehe, so muß es ein wackerer Mann sein, der diesen Garten mitten in der Wildniß gepflanzet hat. Sollen wir seine Mühe zu Schanden machen? lieblich ist der Duft dieser Rosen und anmuthig der milde Glanz ihrer Farben. Ihr Anblick macht mir wahrlich keinen Verdruß, nein, er thut meinem Herzen wohl! Komm, Freund! Lassen wir die Rosen stehen!"

Aber Wittich entgegnete mit Unmuth: „Der Teufel wolle dieses Gartens pflegen! da ist nichts als Hoffahrt an, die will ich mindern, so viel in meinen Kräften steht. Laß uns absteigen, 's ist keine Zeit zu verlieren!"

Die Recken sprangen aus ihren Sätteln auf's Gras und der kecke Wittich machte sich sogleich an die Arbeit. Mit gewaltigem Fußtritte brach er die goldgeschmückten Thüren nieder; da mußten sie ihr lichtes Scheinen sein lassen; den seidenen Faden zerriß er, dann zückte er das Schwert, hieb mit wildem Grimme in die Rosengebüsche und trat die Rosen an den Plan. Wie bald war da alle Freude verstöret, die noch vor Kurzem über diesen Garten ergossen war! Dann setzte der Held sich in die Grüne nieder und schaute mit Vergnügen sein unheilvolles Werk an.

Nicht lange, da kam ein Zwerg in ritterlicher Wehr herangesprengt. In der Hand führte er einen schön mit Gold umwundenen Speer, und an dem Speere flatterte ein Fähnlein, darauf waren zwei Windspiele gemalt; recht als ob sie lebten und zum grünen Walde dem schnellen Wild nacheilten, so schwebeten sie an der Fahne. Des Zwerges Roß war schlank wie ein Reh, seine Decke glänzte von edlen Steinen wie der helle Tag, und der Zaum war ganz golden, Stegreif und Sattel schimmerten von Rubinen. Der Wappenrock des Reiters war aus bunter Seide wunderbar zusammengestickt; darunter war ein Panzerhemd sichtbar, das in

Drachenblut gehärtet war und ein Gürtel ſchlang ſich um ſeine Hüfte, der gab ihm Zwölfmännerkraft. Das Schwert an ſeiner Seite war ſo hart und ſcharf, daß es Stahl und Stein zerſchnitt; an ſeinem Griffe glänzte ein Jachant, ein Rubin, ein Diamant. Der Schild war goldfarben und zeigte einen Leoparden, der ſich zum Sprung anſchickte. Aber das Wunderbarſte unter den Waffenſtücken war der Helm. Ein Karfunkel war ihm eingefügt, der leuchtete auch in der dunkelſten Nacht wie der helle Tag. Obenauf war eine herrliche Krone, darinnen ſangen Vögelein, Nachtigallen, Lerchen und Zeiſige lieblich in ſtiller Weiſe, gleich als wiegten ſie ſich im Gezweige des Waldes. Das war mit Liſten erdacht und mit Zauber bereitet. Die beiden Fürſten ſtaunten über die wunderſame Erſcheinung, die ihnen in raſchem Laufe immer näher kam. „Nun müſſe Gott ſich unſer annehmen!“ ſprach Herr Wittich; „ich ſehe dort einen Engel; ſicherlich iſt es St. Michael*), der aus dem Himmelreiche daherfährt.“ — Ihm erwiederte Dietrich von Bern: „Den Engel da ſeh' ich nicht gerne! Schließe lieber den Helm**); ich fürchte, er hegt ſtarken Haß gegen uns, und wenn dieſer Garten ſein eigen iſt, ſo hat er wahrhaftig auch Urſache dazu.“

Als jetzt der Reiter nahe an ſie herankam, entbot ihm Dietrich freundlichen Gruß, aber der Zwerg ſchrie ihnen mit ſtarkem Zorn entgegen! „Ihr Geſindel und wilden Affen, was habt ihr hier angerichtet? wie heißt ihr oder wer hat euch hergeſandt? was habt ihr hier zu ſuchen, ihr Ungezogenen, die ihr es nicht einmal der Mühe für werth achtet, zu ver-

---

*) Als der ſtreitbare Erzengel, der den Drachen Satanas überwand (Offenb. Joh. 12, 7.—8.) galt St. Michael für den Schutzheiligen der Ritterſchaft und ward als ſolcher in glänzender Waffenrüſtung dargeſtellt.

**) Durch Herablaſſen des Helmſturzes oder Viſirs.

hindern, daß eure Gäuler nicht meine wonniglichen Rosen so läſterlich zu Grunde richten? Zwei rechte Thoren mögt ihr ſein! wer hat euch Gäuche in meinen Garten eingeladen, und euch Erlaubniß gegeben, mit eurer plumpen Hand ſo drein zu fahren, ihr groben Waldbauern? Ich will's nicht ungerochen laſſen! ihr müßt des Todes ſterben oder den linken Fuß und die rechte Hand mir zum Pfande geben. Das iſt hier mein Recht: ob ihr Ritter oder Knechte ſeid, das kümmert mich um kein Haar; ihr müßt mir für meine Roſen zur Buße ſtehn, oder der Teufel ſoll euch ſchänden!"

Darauf antwortete ihm Herr Dietrich von Bern: „Nicht doch, du kleiner Mann! laß dein Zürnen ſein und fordere von Fürſten nicht ein Pfand, das ſie ſchänden würde. Gieb dich zufrieden. In der Maienzeit, wenn Gott die Sommerwonne zurückführt, dann kommen deine Roſen wieder, aber Keinem wächſt Hand oder Fuß nach, wenn er ſie einmal verloren hat. In Silber und Gold will ich dir reichlichen Erſatz geben, denn ich habe deſſen ohne Maaß. Sag' an, wie viel verlangſt du? bei meiner Treu'! ich will dir's geben.

Verächtlich ſprach der Zwerg: „Ich habe mehr Gold als deiner Drei! Fürſten wollt ihr ſein? wenn ihr ehrenhafte Männer ſeid, ſo habt ihr hier eine That verrichtet, die euch zur Schmach gereicht. Sagt mir doch, was habt ihr zu rächen, daß ihr mir meinen wonnevollen Garten zerbrochen und die goldnen Thüren an den Plan getreten habt, da ich euch doch niemals erzürnte? Hätt' ich euch etwas zu Leide gethan, ſo mußtet ihr mir widerſagen*) und mich im ehrlichen Kampfe beſtehn: das wäre fürſtlich gethan geweſen. Ohne eure Steuer habe ich hier auf meinem Grund und Boden dies Wunderwerk angelegt, und ihr habt mir's freventlich vernichtet; dafür müßt ihr nun Beide Noth erleiden.

*) D. i. den Frieden abſagen und die Fehde ankündigen.

Macht nur nicht viel Federleſen! Roß, Harniſch und Waffenrock,*) dazu den linken Fuß und die rechte Hand die müßt ihr mir zur Buße geben für eure Miſſethat.

Da ſprach Herr Wittich zu dem Berner: „Hört ihr, Herr Dietrich, was der kleine Mann in dummdreiſten Uebermuth uns in's Geſicht ſagt? redet von großem Streit und ſchweren Strafen! däucht das euch gut gethan, ſo will ich mir es doch mit Nichten gefallen laſſen. Roß und Mann ſind beide ſo winzig, ich will ſie mit Einer Hand beim Beine faſſen und an die Steinwand ſchmettern, daß ſie todt bei den lichten Roſen liegen ſollen.“ Aber Dietrich erwiederte: „Gott iſt ein Wunderthäter, wir wiſſen nicht, was in dieſem kleinen Mann verborgen liegt. Wäre er ſich nicht ſtarker Kräfte bewußt, ſo würde er uns nicht ſo hochfahrend begegnen. Ich wollte, daß ich noch zu Bern wäre! denn ſicherlich haben wir hier nicht gegen offne Gewalt ſondern mit heimlichen Zaubermächten zu ſtreiten.“ Dieſe Rede verdroß den raſchen Helden: „Hochgeborner Fürſt!“ ſprach er, „ihr rühmet euch ein wackrer Mann zu ſein: in Treuen! daran lüget ihr, wie dürftet ihr euch ſonſt vor dieſem Zwerge fürchten? Ihr getraut euch wohl keine Maus mehr zu erſchrecken! Ihr könntet über Tauſend ſolcher Wichtlein Herr werden, aber ihr mißtrauet euren Kräften. Nun denn! ich wollt's mit ihrer Zwölfen aufnehmen und ſie fangen und binden und an die Bäume henken.“

„Ihr denket nicht gering von euch!“ ſprach der Zwerg, „nach eurer Rede zu urtheilen müßte Niemand, der es mit euch aufnimmt, glücklich davon kommen; ich wag's darauf! und wenn ihr ein braver Mann ſeid, ſo müſſet ihr nun eure

---

*) Dieſe drei Dinge mußte der im Turnier Beſiegte dem Sieger übergeben.

Rede durch die That bestätigen. Wisset, ich bring' euch vollen Haß entgegen. Nun gürtet euer Roß besser!"

Da loderte Wittiches Zorn hell auf; mit Ungestüm schwang er sich in den Sattel, dafür sagte ihm der Gegner Dank. Sie schlossen beide die Helme, senkten die Speere, und mit verhängtem Zügel stürmten sie gleich zween Falken auf einander los. Herr Wittich meinte, der Stoß seines Speeres müsse den Kleinen alsbald vom Rosse werfen — aber Zauberei machte sein Vorhaben zu Nichte, wie von einer unsichtbaren Hand abgelenkt fuhr die Spitze des Speeres seitwärts, ohne den Gegner zu berühren. Dieser dagegen traf ihn da, wo man den Helm schließt, mit solcher Kraft, daß Herr Wittich sich nicht im Sattel halten konnte, sondern mit ganzer Gewalt hinterrücks zur Erde fiel. Da lag er ausgestreckt im Klee wie ein Todter — nie war ihm solche Schmach widerfahren! — und alsbald war auch der Zwerg vom Rosse gesprungen, band ihn an Füßen und Händen und stand drohend neben ihm, entschlossen, ihm mit Gewalt das verweigerte Pfand zu nehmen: den linken Fuß, die rechte Hand.

3.

Der Held und der Zauberer.

Es wäre um Herrn Wittich geschehn gewesen, hätte sich sein Waffengefährte seiner nicht angenommen. Mit gezücktem Schwerte trat Dietrich dazwischen und sprach: „Halt ein! Ich kann die Schmach nicht dulden, daß mein guter Gesell geringen Schaden so hart entgelten soll." „Was acht'

ich deiner Schmach?" erwiederte Jener mit Hoffahrt; „euer Kommen soll euch übeln Gewinn bringen. Dir soll es nicht besser ergehen als dem da. Ihr habt meinen Rosen hier weh gethan, dafür müßt ihr büßen. Du bist der Berner, wie ich merke; das ist mir lieb; noch habe ich mit keinem Gegner lieber gefochten als mit dir. Wohlan denn! setze dich zur Wehre und siehe zu, wie du die Schande meidest, einem Zwerglein im Kampfe zu unterliegen."

Mit diesen Worten setzte er sich wieder zu Roß, Herr Dietrich nahm das seine am Zaum und that desgleichen. „Zwerg!" rief er zorniglich: „nun wisse, daß dein Uebermuth dir leid wird. Es sei dir widersagt!" — „Ich bin bereit!" sprach Jener und wie ein Sturmwind kam Dietrich gegen ihn angerannt.

Während dessen war Meister Hildebrand mit Dietlieb, dem stattlichen Recken, und mit dem kühnen Wolfhart, der nie sich einen Streit ersparte, herangekommen. Denn diese Drei waren aus der Ferne den Spuren der beiden Helden nachgefolgt, damit sie hilfreich bei der Hand wären, wenn das Abenteuer etwa einen übeln Ausgang nehmen wollte. Als nun der Alte den Berner mit dem Zwerge bereits im Kampfe sah, rief er mit lauter Stimme: „Hört, was ich euch sage, Herr Dietrich! Euer Eifer ist ganz vergeblich und umsonst: ihr kennt die Künste dieses Zwerges nicht. Und stände euch auch die ganze Welt bei, so sticht er euch doch nieder auf den Plan und ihr kommt für alle Zeit um eure Fürstenehre. Ich gönne euch wahrlich Gutes, darum rathe ich euch, kühner Degen: steiget nieder ins Gras und greift ihn zu Fuß an. Zu Roß könnt ihr ihm mit aller eurer Geschicklichkeit Nichts anthun, denn wider sein gutes Waffengeschmeide frommt nicht Stich noch Stoß. Im Kampfe zu Fuß erweiset ihm euern Haß, da könnt ihr eure Kräfte besser gegen ihn gebrauchen. Treffet ihn tüchtig an den Ohren, daß ihm die

Beſinnung vergeht, ſo wird es euch beſſer glücken!" Herr Dietrich ließ ſich das nicht vergeblich geſagt ſein. Er ſprang aus dem Sattel und rief ſeinem Gegner zu: „Nun rächet euer Leid! ich will euch zu Fuß beſtehn." „So ſoll es ſein!" antwortete Laurin und ſtieg gleichfalls vom Roſſe. Er ergriff ſeinen Schild, lief den Recken an und führte einen ſo gewaltigen Streich auf den Rand von Dietrichs Schilde, daß er ihn aus der Hand in das Gras mußte fallen laſſen. Dieſe Schmach kränkte den Degen überaus, er nahm all' ſeinen Sinn und Kraft zuſammen und ließ ſeine Schwertſchläge auf den Zwergenkönig ſo dicht und ſchmetternd niederfallen, daß Dieſer ſich ſchon des Sieges begab und zornig ausrief: „Der arge Teufel hat dieſen alten Rathgeber zur Unzeit hergebracht: wären wir allein geblieben, ſo hätte euch Nichts aus meinen Händen errettet, das glaubt auf meine Treue!" Dietrich aber erwiederte: „Da nimm den Lohn für dein läſterliches Schelten auf meinen lieben Meiſter Hildebrand;" und ſchlug ihn dergeſtalt mit dem Schwertknauf um die Ohren, daß ihm ſchier die Sinne ſchwanden; Sonne und Tageslicht vergingen ihm vor den Augen, während die Schläge mit Donnergewalt auf ihn niedertrafen, daß man ſie eine Meile weit hätte hören können; er vergaß allen Widerſtand und wußte kaum noch wo er war. Jedoch beſann er ſich, griff in ſeine Taſche und zog eine Hehlkappe*) heraus, warf ſie über und war nun plötzlich unſichtbar. Unter ſeinem Schilde geborgen, ging er jetzt wieder auf den Berner los und ſchlug ihm mit ſeinem guten Schwerte zwölf tiefe Wunden, daß ihm das Blut durch die Ringe rann. Dietrich, der nicht wußte, wohin der Zwerg unter ſeinen Händen entſchwunden war, und doch Wunde auf Wunde in ſeinem Fleiſche fühlte, ſchlug

*) Ein Gewand, welches den, der es trug, unſichtbar machte. Vergl. Nibelungen, Heldengeſch. Hft. 2. S. 9. und 28.

wüthend dahin und dorthin, wo er den Verhaßten vermuthete, und traf in eine Steinwand mit solcher Wucht, daß seine Klinge wohl eine Elle tief hineinfuhr; aber um so eifriger drang der tückische Zwerg von allen Seiten auf ihn ein und versetzte den edlen Fürsten in solche Noth, daß er nicht wußte, wie oder wo er sich mit dem vorgehaltenen Schilde decken sollte.

Da rief der gute Meister Hildebrand: „Dietrich, lieber Herr! in solchem Kampfe müsset ihr unterliegen, und wie könnten wir euern Fall je genugsam beklagen? Besser würde es euch gelingen, wenn es zum Ringkampf käme. Sehet zu, ob sich der kleine Mann auch dazu versteht, und wenn er es thut, dann laßt ihn nicht wieder los; im Ringen hilft ihm seine Hehlkappe nichts."

„Wohlan!" rief der werthe Held: „Laurin, jetzt fordere ich dich zum Ringkampf heraus; und wenn du den mit mir wagen wolltest, so böte ich allen deinen Künsten Trotz." Laurin antwortete durch die That, denn er scheute sich vor keinerlei Art des Kampfes. Er warf sofort das Schwert aus der Hand, lief herzu, umklafterte die Kniee des Berners und warf ihn in den Klee. Diese Schmach machte dem Recken viel Schmerz und Kummer; Hildebrand aber, der gute Meister, wußte abermals guten Rath und rief: „Dietrich, lieber Herr, zerbrecht ihm seinen Gürtel, davon hat er Zwölfmännerkraft — so werdet ihr den Sieg gewinnen!" Alsbald erneuerte sich der Ringkampf groß und gewaltig; Zorn bemeisterte den Helden, glühend und flammend ging der Odem aus seinem Munde, wie das Feuer aus der Esse. Er griff dem Zwergen in den Gürtel, hob ihn hoch in die Luft und stieß ihn dann mit solcher Gewalt zur Erde, daß ihm der Gürtel zerbrach und auf den Boden fiel. Alsbald sprang Meister Hildebrand herzu und raffte das Zauberband hinweg, da war der Zwerg seiner Zwölfmännerkraft mit Einem Mal

verluſtig worden; der Berner aber ließ nicht von ihm ab und ſtieß aber den kleinen Mann gegen das Erdreich, daß ſein Angſtſchrei weit über Berg und Thal erhallete: mehr denn eine Raſte*) weit hörte man den Streit dieſer Beiden.

In ſolcher Bedrängniß rief Zwerg Laurin Dietrichen an und ſprach: „Wenn ihr ein wackerer Mann ſeid, ſo laßt mir's zu Gute kommen und ſchenkt mir das Leben. Ich gebe mich auch dafür zu eigen und Alles, was ich beſitze, mache ich euch unterthan.“ Aber ſeine Bitte war wie ein Nichts: „Nein!“ rief der Held „ich thue nicht nach deinem Begehren; deiner Hoffahrt iſt zu viel geweſen; jetzt hebt ſich ein anderes Spiel an, davon mußt du den Tod erleiden; — wer weiß auch, was deine Tücke mir ſonſt noch anthäte!“

Als nun der Zwerg gewahrte, daß er ſieglos würde, und weder Bitten noch Widerſtreben ihn aus den Händen dieſes Gewaltigen errette, wandte er ſich zu Dietlieb und ſprach: „An deine Tugend ſei gemahnt, unverzagter Degen von Steiermark. Wiſſe, daß ich dein Schwäher bin! deine Schweſter iſt mein Weib; ſeit jenem Tage, da ſie unter der grünen Linde vor deinen Augen verſchwand, iſt ſie Fürſtin in meinem Reiche und trägt die Krone von Tyrol. Laß mir das jetzt zu gute kommen, hehrer Held, und hilf mir!“ Dietlieb antwortete: „Das ſei gethan! da du der Mann meiner Schweſter biſt, will ich dein Kämpfer ſein; nun ſollſt du unverletzt davon kommen, oder es ſoll mein eigenes Ende ſein.“

Darauf ging er zu dem Berner und ſprach: „Herr Dietrich, löblicher Fürſt! gebt mir den König Laurin, ſo lieb euch alle Ritter ſind!“ Jener aber achtete dieſer Bitte nicht um ein Haar, ſondern that mit Laurin wie zuvor. Da rief

*) Eine Strecke Weges, ſo viel ein Heer, ehe es raſtet, zurücklegt.

der junge Steierer abermals: „Gebt mir den König Laurin, ſo lieb euch aller Frauen Ehre iſt!“ Aber der Held von Bern erwiederte: „Deine Bitte iſt vergebens. Er hat mir der Schmach zu viel angethan durch ſeinen Uebermuth, das muß ihm nun theuer zu ſtehen kommen.“ Da ſprach der hochgeborne Recke abermals: „Nun laßt mir euern Zorn, edler Herr, ſo will ich es euch mit Gegendienſten vergelten und euch untergeben ſein, ſo lang' ich lebe!“ Aber Dietrich antwortete ihm: „Nein, Dem ſoll Niemand mehr helfen; es muß ihm an's Leben gehen, und ſollt' ich auch darum deines Dienſtes entrathen müſſen.“

Als Dietlieb dieſe Worte hörte, da kehrte der kraftgewaltige Mann ſich zornig hinweg, ging zu ſeinem Roße und ſchwang ſich in den Sattel. Hoch reckt' er ſich in den Bügeln und rief mit einer Stimme voll bitteres Unmuths: „Nun wiſſet für wahr und gewiß, belobter Fürſt, daß König Laurin hier ungefangen bleibt, ſeitdem ich weiß, daß er meine Schweſter heimgeführt hat. Wer ihn nun in Feindes Weiſe anrührt, der that mir's zu Leide. Hier an ſeiner Statt ſtehe ich zur Buße für Alles, was er that, und nehme Alles auf mich. Er kommt hier glücklich davon, oder es muß mein eigenes Ende ſein.“ Herr Dietrich erwiederte Nichts darauf, aber Dietlieb ſah es ihm an, daß ihm ſein Herz heimlich in Zorn brannte, und ward wohl inne, es werde nicht ohne Kampf abgehen. Da machte er ſich raſch herzu, faßte das Zwerglein bei der Hand — laut dröhnte der Kettelpanzer, als er ihn zu ſich emporriß — und ſprengte mit ihm ohne viel Fragens über die Heide fort in den dichten Wald. Daſelbſt verbarg er den kleinen Mann im tiefſten Dickicht, daß ihn kein Menſch gewahrte.

4.
Kampf und Verſöhnung.

„Mein Roß her!“ herrſchte Herr Dietrich dem Alten zu, „ich muß mich ſputen ihn einzuholen. Er hat das Zwerglein meiner Rache entführt, dafür muß er mir zu Buße ſtehn!“

Während er ſo ſprach, ſchloß er ſeinen Helm beſſer, gürtete das Schwert um und nahm den Schild zur Hand, denn Beides hatte er von ſich gelegt, als er mit dem Zwergen zum Ringkampf ſchritt. „Nun reiche mir auch meinen Speer!“ rief er dem Meiſter zu, indem er ſein Roß beſtieg; in wüthigem Zorn ſchwang er den Schaft, nach Streit war ſein Begehr, all' ſeine Güte war verſchwunden. „Der Teufel aus der Hölle halte euch in ſeiner Huth! — ſo ſprach er — „ich räche mich und meinen Geſellen.“ Da ſprengt' er mit verhängtem Zügel davon, Meiſter Hildebrand von Garten, der ſcharfſichtige Mann, folgte ihm auf dem Fuße nach, und auch Wittich mit Wolfharten eilten ungeſäumt den Recken nach.

Als Dietlieb den Berner Helden gegen ſich herankommen ſah, verſuchte er noch einmal den Streit in Güte beizulegen: „Gebt mir den König Laurin,“ ſprach er, „ſo lieb euch alle Tugenden ſind!“ Seine Bitte war verloren; ohne ein Wort zu erwiedern, ſenkte Dietrich den Speer zum Anlauf, und Dietlieb, nicht gewillet, dem Stoße auszuweichen, that desgleichen und ritt ihm in vollem Laufe entgegen. Einer ſtach den Andern vom Roß, und kaum daß ſie die Erde berührten, ſtanden ſie auch ſchon wieder rüſtig auf den Füßen, zückten die ſcharfen Schwerter und bückten ſich hinter ihre Schilde. Nun liefen ſie einander an, furchtbar war dieſer Streit; ihr

eherner Fußtritt zerſtampfte den grünen Klee und ihre Sporen mäheten die lichten Blumen auf dem Plane. Mit Hieb und Stoß fügten ſich die Helden beide viel Leid zu, unter den Schlägen ſprang das wilde Feuer aus den Helmen; man hörte den Klang ihrer Schwerter mehr denn eine Meile weit. Da ſchlug Dietlieb dem Berner den Schild ab. Dietrich aber faßte nun ſein Schwert mit beiden Händen und brachte damit dem Steierer da, wo er eine Blöße ſeines Gegners wahrnahm, einen ſo wohlgemeſſenen Streich bei, daß Dietlieb beſinnungslos darniederſank und an der Erde geſtreckt lag wie ein Todter. „Wie nun, unbeſonnener Mann?“ rief Dietrich; „willſt du nun weiter für Laurin eintreten, den du in Sicherheit gebracht? Nun haſt du dich wahrlich mit großen Sorgen beladen!“ Es war, als hauchten dieſe höhniſchen Reden dem Gefallenen neues Leben ein. Er ſprang empor, daß die Rüſtung um ſeine Schultern erdröhnte, und in grimmigem Muthe ging er abermals auf ſeinen Gegner los. Dieſer aber traf ihn dergeſtalt auf ſeinen guten Schild, daß ihm ſchier davon der Schildfeſſel*) brach; dadurch kam er in große Bedrängniß und konnte vor Dietrichs dichtfallenden Streichen kein Stand halten. Gleichwohl wollte er lieber ſeine Kühnheit mit dem Tode büßen, als den Kampfplatz räumen.

Allzubedenklich wurde jetzt dem alten Meiſter der Streit der beiden trefflichſten Recken. „Nun drauf, ihr Degen alleſammt!“ ſprach er „laufet Dietlieben an und ich will den Andern zu begütigen ſuchen. Wir wollen ſie nicht länger mit einander ſtreiten laſſen; ihr wüthiger Zorn geht zu weit; ſie thun einander Schaden an, der uns Alle trifft.“ Wittich und Wolfhart, die zwei kühnen Männer, gehorchten alsbald dem Gebote Hildebrands. Mit dreiſten Sprüngen rannten ſie

*) Der Riemen, an welchem man den Schild trug.

auf den Steierer los und unterliesen sein Schwert, so daß er vom Kampfe abstehen mußte. Hildebrand aber, der Kluge, ging zu seinem Herrn und redete zur Sühne: „Kühner Degen," sprach er, „nun höret hie meinen Rath. Es ist nicht gut, daß zwei so Wackere sich befehden; wahrlich, ihr Beiden solltet lieber Gesellen*) sein! Denn, glaubet mir, Dietliebs Freundschaft würde euch mehr Hülfe leisten als irgend eines Andern." Dem antwortete der löbliche Fürst von Bern: „Hildebrand, lieber Meister, wie du räthst, so soll's geschehn. Geh' hin und trag' ihm Frieden und Freundschaft an." Das that der Alte gar gern, und als der gute Herzog von Steiermark Solches vernommen, sprach er: „Ist es Herrn Dietrich so zu Sinne, so will ich auch mein Zürnen lassen; und wenn ich hörte, daß auch mein Schwäher Laurin zu seiner Huld gelangte, so wollt' ich sein Geselle sein." „Da habt ihr meine Hand darauf!" sprach der weise Meister mit Freuden: „wir wollen Alle Gesellen sein!"

Dietlieb und Dietrich schwuren nun einander mit ganzer Treue Gesellschaft; und auch König Laurin sollte steten Frieden haben. Als das der Kleine vernahm, vergaß er aller seiner Sorgen. Sofort sprang er aus seinem Versteck hervor und sprach: „Wisset ihr was, meine werthen Gesellen? Da wir jetzt alle miteinander im Bunde stehn, so mache ich euch all das Meine unterthan; verfügt darüber nach euerm Willen. Dir aber, lieber Schwäher, bin ich noch schuldig zu erzählen, wie mir deine schöne Schwester zutheil geworden ist; das sollst du jetzt ganz nach der Wahrheit erfahren. Als ich einmal mir zur Lust durch die Lande fuhr, da sah ich bei der Burg zu Steiermark die hochsinnige Maid

*) Gesellen hießen die, welche mit einander ein Freundschaftsbündniß auf Leben und Tod geschlossen hatten, wie z. B. Roland und Olivier.

unter einer grünen Linde mit ihren Frauen und manchem kühnen Ritter luſtwandeln. Ihre Schönheit leuchtete unter Allen hervor wie der Mond vor den Sternen, und alsbald ergriff mich das Verlangen, dieſe müſſe mein Weib werden. Ich ritt, ohne daß mich Jemand ſah, — das vermochte ich durch meine Künſte — nahe herzu, warf eine Hehlkappe über die Jungfrau, ſchwang ſie auf mein Roß und führte die ſchöne Beute mit mir fort in den hohlen Berg. Nun iſt ihr Weinen längſt vorbei; denn das ſage ich euch in Treue und Wahrheit: Similde hat dort der Freuden mehr als andere Frauen, die eigen Land gewannen. Was ich an Gut beſitze, das gehört ihr, ſei es groß oder klein, Silber, Gold und Edelſteine, und die ganze Schaar meiner Zwerge, die ihr dienen. Mit meinen Schätzen habe ich weit umher das Land an mich gebracht und doch noch deren genug, um Königreiche zu kaufen, denn der Reichthum der Tiefe iſt ohne Maaß."

So ſprach der Zwerg und mein Herr Dietlieb erwiederte: „Nun liebt mir,*) daß ich durch dich Kummer und Ungemach erfahren habe. Iſt deine Rede eine Wahrheit, ſo gönne ich meiner Schweſter gern das Schickſal, mit welchem ſie ſelber zufrieden iſt. Sie habe dich zum Manne; iſt es ihr lieb, ſo bin ich froh." „Du ſollſt ſie ſelber ſehn," ſprach Laurin mit Lachen; „ihr Herren, wenn es mit eurer Huld geſchieht, ſo lade ich euch, wie ich es euch ſchuldig bin, in meinem Hauſe zu Gaſte. Des Tages Schein wird ſchwach und die Nacht bricht herein, ſuchen wir nun gutes Gemach**) im hohlen Berge. Da ſteht euch viel Gezwerg zum Dienſte bereit, und ihr findet viel Kurzweil, Vogelgeſang und Saitenſpiel und was ſonſt euer Herz erfreuen mag. Fürwahr, ich darf euch verſichern, daß euch dort eine Woche wie ein kurzer

*) d. h. es iſt mir lieb.
**) Bequemlichkeit.

Tag vorkommt. Kommt! morgen wollen wir die Hochzeit begehn, auf die ich mich ſeit vielen Tagen gerüſtet habe. Sie wäre ſchon längſt vollzogen, aber die Jungfrau verlangt, daß ich dazu die Bewilligung ihres Bruders hätte. Nun ſtehet dem Nichts mehr entgegen, und ihr Alle ſollt mir bei dieſem Feſte liebe Gäſte ſein. Glaubt meinem Worte und zweifelt nicht: ich kann euch nicht genug beſchreiben, wie viel Freude und Herrlichkeit euch dort begegnen wird. Ohne arge Liſt ſtelle ich euch das alles zu Gebote; vertrauet euch mir, es wird euch nicht gereuen!“ Da führten Dietrich und ſeine Mannen den alten Rathgeber bei Seite und fragten ihn heimlich, ob ſie ſich an Laurin und ſeine ſchönen Reden überlaſſen ſollten. Der ſcharfſichtige Mann gab ihnen zur Antwort: „Es hat damit ohne Zweifel ſeine Richtigkeit; denn ſchon oft in meinen Tagen habe ich vom König Laurin und ſeiner gewaltigen Herrſchaft über die Zwerglein unter der Erde ſagen hören. Darum wollen wir jetzt mit ihm in den Berg fahren und ſeine Wunderwerke ſchauen. Oder ſollte uns die Furcht abhalten, eine ſo günſtige Gelegenheit wahrzunehmen? Es ſtände uns übel an, wenn wir uns vor den kleinen Zwergen fürchten wollten, und würde uns einſtmals zur Schande gereichen, wenn ſo Etwas von werthen Recken im Lande herum käme; denn man würde es uns für Zagheit auslegen.“ Darauf ſprach der Fürſt von Bern: „Wohlan denn! laßt uns dem Zwerge in ſeine Wohnung folgen und ſeinen wunderſamen Haushalt ſehn; Gott, der uns Witz und Verſtand gegeben, der wolle uns an Leib und Ehre behüten. Wittich ſprach mit Heftigkeit dagegen, Wolfhart aber trat der Meinung der beiden Andern bei. Alſo wurden die Helden miteinander einig, und Hildebrand wandte ſich jetzt an Laurin mit den Worten: „Nun höre, du kleiner Wigant,*) gedenke

*) Kämpfer.

daran, daß wir uns dir auf Treu' und Glauben überlassen;" und Dieser wiederum gab zur Antwort: „So lang ich das Leben habe, werde ich mit Treue zu euch stehn, darauf sollt ihr euch verlassen."

5.

Zwergenwirthschaft.

In gutem Vertrauen folgten sie dem Zwerge durch den Wald. Nur Wittichen war die Reise leid, denn er fürchtete, daß sie bei dieser Fahrt noch in große Noth geriethen. Darob spotteten sein die vier andern Recken; Wittich aber, den ihr Gespött verdroß, nahm sein Roß unter die Sporen, er zwang es wie ein zorniger Mann und ritt in Hast und Eile all' den Uebrigen weit voraus, damit sie daran merken sollten, seine Bedenklichkeit käme nicht etwa aus verzagtem Sinne. So war er mehr denn eine Meile Wegs vorausgeeilt, als die Nacht zu dunkeln begann und Wittich, des weitern Wegs unkundig, auf die Uebrigen warten mußte. „Lasset mich voraus, hochgemuther Degen!" sprach Laurin, „mir sind die Steige bekannt, die zu dem Berge führen. Wenn wir durch den Wald gekommen, so seht ihr ein Brünnlein an einem hohlen Berge stehn, daselbst wollen wir Nachtherberge nehmen." Als sie nun eine Weile auf vielverschlungenen Pfaden dem kleinen Manne nachgeritten waren, traten sie aus dem Tann hervor und sahen einen Ort, wie ihnen Jener gesagt hatte: ein Brünnlein vor einem hohlen Berge. Da rief Wolfhart: „Nun bin ich froh, mich dünkt,

wir ſtehn vor Laurins Berg.“ „Mit Nichten!“ erwiederte ihm der König, „wir haben noch drei Meilen dahin. Der Berg, den ihr hier wahrnehmet, gehört meinem Neffen. Hier wollen wir zur Nacht bleiben.“ Er hieß die Herren ein Wenig warten und trat an den Berg heran; da hing eine goldene Schelle;*) da läutete der Zwerg ſo kräftiglich, daß es tief hinein hallete und alsbald that ſich der Berg auf. Da brach ein heller Schein hervor, ſo licht ganz wie der Schein des Tages, und war nicht von Fackeln und Lampen, ſondern vom Glanze der Edelſteine, mit denen die innern Wände beſetzt waren; die ſtrahlten weithin durch den Wald.

„Nun höret meinen Rath, liebe Geſellen!“ ſprach König Laurin, „und thut, was ich ſagen werde. Laſſet die Pferde hier ruhig graſen, es wird ihnen kein Leid gethan; wir aber wollen zu Hofe gehn. Der Wirth iſt ein biederer Mann, der mir ſtets treu und hold geweſen, denn von meiner Hand hat er dieſen Berg und das wilde Land umher zu Lehen. Der ſoll uns Nachtherberge geben ſammt Brod und Wein und was ſonſt ein Gaſt bedarf, denn an dem allen iſt hier kein Mangel.“

Hierauf gingen ſie in den Berg hinein; da ſahen ſie eine Menge Zwerge geſchäftig hin und wieder gehn; mannichfacher Schall klang ihnen entgegen, ſüßes Saitenſpiel und lieblicher Vogelgeſang. Der Wirth, der hier ſein Hausweſen hatte, wollte eben zu Tiſche gehn, als ihm kund gethan wurde, daß König Laurin mit fünf Recken gekommen wäre. „Das höre ich gerne!“ ſprach er zu ſeinem Geſinde, „nun ſchaffet ihnen gut Gemach!“ Er ſelbſt aber ging ſeinen

*) Vor dem Thore ritterlicher Burgen hing eine Glocke, ein Horn, eine metallene Tafel oder ſonſt Etwas dergleichen, wodurch der Ankommende denen, die drinnen waren, ein Zeichen geben und Einlaß begehren konnte.

Gästen freundlich entgegen und führte sie zu Tische. Ihr dürft mir's glauben, daß ihnen auf's Beste gedient ward mit Speise, reich nach hoher Art, und gutem Weine. Der Wirth bat sie fröhlich zu sein, das thaten sie gar gerne; und als sie gegessen hatten, hieß er die Tische hinwegheben und bat, ihn wissen zu lassen, wie lange sie bei ihm verweilen wollten. Laurin antwortete: „Wir bleiben nur diese Nacht, denn wir sind auf der Fahrt nach meiner Feste; sobald wir den Tag aufdämmern sehen, wollen wir weiter reiten."

Man bereitete ihnen ein gemächlich Lager, wo sie gute Ruhe fanden von den Anstrengungen ihrer Reise. Als aber die Nacht ein Ende nahm und der Tag heraufstieg, machten Laurin und seine Gesellen sich wieder auf die Fahrt. Der Wirth begleitete sie mit noch manchem Gezwerge vor den Berg, Laurin belobte ihn darüber, daß er sie nach bestem Vermögen bewirthet habe, und die Ritter sagten ihm für seine Gastfreundschaft großen Dank. Jedweder fing sein Roß ein, wo es auf der Heide ging, schwang sich wohlgemuth in den Sattel und nahm von dem Wirthe Abschied. „Gott lasse euch wohl fahren," sprach er, „und bewahre euch Leib und Ehre!"

Die Herren ritten fröhlich von dannen, Laurin voraus, die Andern im raschen Trabe hinterher, und noch am selbigen Morgen kamen sie zu dem Berge, in welchem Laurin zu Hause war. Vor dem Berge breitete sich ein wonniglicher Plan, mit vielen edlen Bäumen bepflanzt, welche die Luft mit süßen Düften würzten. Aus ihren Zweigen ertönte Gesang der Vögel; aus tausend Kehlen erklangen die lieblichen Stimmen und mischten sich unter einander, und was das Wunderbarste dabei war, Jeder der Waldsänger sang besonders und nach eigner Art. Auf dem Plane aber sah man viel wilder Thiere gehn, die hoben gegen einander ein Kampfspiel an, darnach aber kamen sie ganz zahm und friedlich

zu den Herren hingelaufen und duckten sich schmeichelnd unter die Hand ihres Meisters, denn sie waren also gewöhnt, daß sie sich allermorgens unter einer breiten Linde um ihn versammelten.

Darüber freute sich Laurin und die Ritter sahen diese Wunder mit Erstaunen. „Wen sollte noch diese Fahrt gereuen? mein Herz ist wahrlich voller Freuden!“ rief Herr Dietrich von Bern, und Wolfhart sprach gleiches Sinnes: „Ja wahrhaftig, Gott selber hat uns hergeführt, daß wir seltsame Dinge sähen, wie sie uns noch niemals vor Augen gekommen sind.“ Hildebrand aber mahnte bedächtiglich: „Nehmt euern Verstand und Sinne zusammen, wie's jungen Recken jederzeit geziemt! man soll den Tag nicht vor den Abend loben;“ und Wittich fügte rasch hinzu: „Folgt ihr meinem Rathe, so folgt ihr nicht dem Zwerge. Gehn wir mit ihm in sein Heimwesen, so kommen wir in große Arbeit; das sei euch, Helden, vorausgesagt!“ Da sprach der König Laurin: „Seid ohne Sorgen, es soll euch nicht gereun, das schwör' ich euch bei meiner Treue! Ihr seid meine lieben Gesellen; hier dieser Plan und Alles, was sonst Einer von mir begehrt, das soll sein eigen sein.“ Ihm erwiederte Herr Dietrich von Bern: „Deine Worte lauten freundlich; sind deine Werke wie deine Worte, so müssen wir uns das zu großem Gewinne rechnen.“ Abermals sprach Wittich, der kühne Mann: „Vieledler Berner! Glaubt ihr ihm sein Vorgeben, so wird eure Freude zu Nichte werden; es geschieht euch noch von ihm ein Leid.“ Wolfhart aber sprach spöttisch dagegen: „Herr Wittich! fürchtet ihr davon Ungemach, so bleibet hier und laßt uns ein!“ „Da kennet ihr mich schlecht!“ rief Wittich mit bitterm Unmuth, sprang ab, ließ sein Roß in den Klee laufen und war ohne weiter zu fragen der Erste, der am Thore des Berges stand. Dort hing ein goldnes Horn, das ergriff Wittich mit großer Hast

und blies es so kräftiglich, daß es weit in den Berg hineinhallete.

Alsobald lief drinnen ein Kämmerer in des Königs Saal, holte den Schlüssel und schloß das Thor auf, um die Helden einzulassen. Unterdessen waren Diese von den Rossen gestiegen und Hand in Hand dem Berge zugeschritten. Laurin führte sie durch die stählerne Pforte in das Innere des geheimnißvollen Berges. Viel Zwerglein, höfisch und wohlgestaltet, hatten sich aufgestellt, um sie geziemlich zu empfangen. Sie schritten weiter durch eine goldene Thür, während die äußere Pforte krachend wieder zuschlug. Da sahen sich die Recken von Reichheit umfangen, daß ihre Augen wie geblendet waren. Viele kleine Wichtlein traten jetzt herfür, Laurins Ritterschaft, in prächtigen Kleidern, die von Golde schimmerten, und begannen mancherlei Ritterspiel: denn so winzig sie waren, gaben ihnen doch die Zauberkräfte der Steine, die sie an sich trugen, große Stärke. Etliche warfen schwere Steine und schwangen sich in kühnem Sprunge bis zur Stelle, wo der Stein niederfiel. Andere hielten Turnei und brachen in vollem Rennen die Speerschäfte an einander. Etliche tanzten gar wunderschön, und mancher lustige Gaukler trieb mancherhand Spiel zur Kurzweil der edlen Gäste. Auch standen vor den Tischen vier wohlsingende Männer, zween kurze und zween lange, die sangen höfische Lieder, und die Königshalle erklang vom Wohllaut ihrer Stimmen.

Als man nun zu Tische gehen sollte, rief Laurin seinen Mannen zu: „Die mit mir dargekommen, das sind auserwählte Ritter, man soll ihrer hier mit Ehren pflegen!“ Aber in seinem Herzen barg er arge Tücke, und gedachte den Gästen statt Lust noch vieles Leid zu schaffen.

In dem Berge saß ein alter Zaubermeister, den hieß der König vor sich kommen und sprach: „Hie sind fremde, streitbare Männer, an denen versuche jetzt deine Meisterschaft und

ſchaffe durch Zauberei, daß ſie einander nicht mehr ſehn; ſo will ich deine Künſte loben." Es währete nur eine kleine Weile, da fiel dichte Nacht auf die Augen der Helden. „Was iſt das?" rief Wittich zuerſt; „ich kann Nichts mehr erkennen, der kleine Mann hat uns berückt!" Keiner wußte, wie ihm geſchah, wie eine Binde lag es ihnen vor den Augen; und Alle erhoben große Beſchwerde und ſprachen: „Iſt man uns hier zu Hofe gram, ſo hätte man es uns früher ſollen wiſſen laſſen, das iſt wahrlich nicht fürſtlich gethan! Wenn der König Laurin uns ſeine Treue bricht, und wir kommen einſt wieder aus dieſer Noth, ſo ſoll's ihm dafür übel ergehn." Da hob der kühne Wittich an: „Wie dünket euch nun, Herr Wolfhart? Bin ich euch noch der Allzuängſtliche? jetzt trügen meine Sinne nicht, wie ihr's nun ſelber inne werdet. Wär' ich jetzt noch draußen, wie ich hier bin, ſo brächte mich Nichts mehr herein, ihr möchtet meiner ſpotten, wie ihr wolltet. Der Teufel hole das Gezwerg!" Laurin aber begütigte ſie mit freundlichen Worten: „Ei ſeid doch ohne Sorgen! es geſchieht euch kein Leid, ich breche meine Treue nicht, ihr müßt euch den Scherz gefallen laſſen."

Mittlerweile hatte er ein Zwerglein zur Königin Similde geſendet, um ihr kund zu thun, es wären ausgewählte Ritter da aus deutſchem Lande, die ihr wohlbekannt wären, und ſie ſollte nach Hofe kommen, dieſelben zu begrüßen. Dieſer Botſchaft freute ſich die Königin überaus und ſprach: „Nun wohlauf, all' meine Dienerinnen, wir wollen zu Hofe gehn! ſorget, daß es würdiglich geſchehe, und legt eure beſten Kleider an." Die Dienerinnen waren darob gar wohlgemuth, daß ſie bei Hofe ſich ſollten ſehen laſſen und ſchmückten ſich mit großem Fleiß; und als ſie das vollbracht hatten, ordnete ſich der Zug und ſchritt feierlich nach der Königshalle. Voran gingen die Fiedler, klein von Geſtalt aber groß in ihrer Kunſt, immer je zwei und zwei beſonders; darnach auch andere kurze

Spielleute mit Poſaunen und Schalmeien, dann zwei ganz kleine Sänger, höfiſche Liederbringer, deren meiſterlicher Geſang alle Traurigkeit aus dem Herzen bannte und auch den Mißmüthigen fröhlich und guter Dinge machte. Da erhob ſich Sang und Klang, daß es weit voraushallete. Nun kam Similde, die hehre Königin, ſchlank hinaus ragend über den kleinen Troß wie eine Lilie über die bunte Menge der Aurikeln. Sie trug eine Krone auf ihrem Haupte, die war ſo reich mit edlem Geſteine beſetzt, daß drei Königreiche ihren Werth nicht aufgewogen hätten. Hinter der Königin ging die Schaar ihrer kurzen Mägdlein, Zwerginnen von der niedlichſten Art, ſchön und wohlgethan, gekleidet in Sammet und Seidenzeuch und geſchmückt mit koſtbarem Geſchmeide. Den Mägdlein endlich folgte die Schaar der edlen Recken, die drangen haſtig nach, denn Keiner wollte der Letzte ſein; Ritter, einer ganzen Elle lang, in blankem Harniſch und roſenfarbenen Hoſen. So ſtattlich war Frau Similde's höfiſches Gefolge!

Als ſie nun eintraten in den Saal, da fiel der Zauber von den Augen der fünf Helden und ſie ſahen plötzlich die Königin in ihrer Herrlichkeit vor ſich ſtehen. Da wurden ihre Herzen wieder freudenhaft, es hätte ihnen nichts Lieberes geſchehen können. Dietlieb vergaß all' ſein Leid, als er die verlorne Schweſter in ſo hoher Würde wiederfand. Züchtiglich nahete ſie ſich zuerſt dem Herrn Dietrich von Bern, und ſprach: „Seid mir willkommen, löblicher Fürſt! Es liebt mir, euch zu ſehn, denn ſchon lange hörte ich von eurer großen Mannheit und tugendlichen Sitte ſagen.“ So grüßte ſie auch die übrigen Helden auf das Beſte, ihren Bruder aber umfing ſie mit ihren Armen inniglich, drückte ihn an ihre Bruſt und küßte ihn und konnte lange vor Freuden, daß ſie ihn wieder ſah, kein Wort hervorbringen.

Dietrich sprach heimlich zu ihr: „Nun sage mir, liebe Schwester mein, willst du noch länger in dieser Höhle verbleiben bei Laurin dem Zwerge, oder willst du, daß ich dir von ihm helfe? dir wird noch ein biederer Mann zu Theil.“ Sie antwortete: „Lieber Bruder, wie du mir räthst, so soll geschehn. Mir gebricht hier Nichts, was des Menschen Herz erfreut; Dienst über Dienst geschieht mir hier, was ich irgend begehre, das wird mir gewährt tausendfach und wohl. Wenn ich aber heimwärts an meine Freunde gedenke, so wird all' meine Freude blind. Das ist hier ein ungetauftes Geschlecht, Christ vom Himmel ist ihnen verhaßt; ihr Glaube und Gottesdienst ist mir ein Gräuel; gern wäre ich wieder bei der Christenheit und meine Seele sehnet sich heim zu euch.“ Da sprach Dietrich zu der Maid: „Similde, laß dein Trauern sein. Wenn dir's hier nicht gefällt, so soll der Zwerg dich nicht in seiner Gewalt behalten, und sollt' ich auch mein Leben daran setzen.“

Nun war die Zeit gekommen, daß man sollte zu Tische gehn. „Traute Gesellen!“ sprach Laurin, „nun seid fröhlich und lustiger Dinge. Macht es euch bequem und leget euer Streitgewand ab, Helm und Schild sammt dem Schwert und der Brünne,*) hier in meinem Hause seid ihr in guter Sicherheit und bedürft nicht der Gewaffen.“

Die Ritter traueten seiner Treue, denn sie hatten ihm längst verziehen, daß er sie vorhin mit Zaubereikünsten so geneckt und geschrecket hatte, um sie nachher um so anmuthiger zu überraschen. Sie zogen ihr Eisengewand ab, welches die Kämmerer sofort in Empfang nahmen und dafür reiche Kleider herbeischafften, schöner, als sie je ein Ritter getragen hat. Die Tische, an welche man sich nun zum Mahle setzte, waren von Elfenbein, darein war kunstvolles Bildwerk

*) Panzer.

gegraben und köſtliche Geſteine eingefügt. Die Seſſel aber, welche davor ſtanden, waren mit Polſtern von rother Seide belegt. Man brachte Brot und Wein und was ſonſt noch auf einer Königstafel ſich geziemt. Manches Zwerglein und manches Mägdlein ſtand vor dem Könige und ſeinen Gäſten zum Dienſt bereit, Saitenſpiel und vielſtimmiger Geſang in hohen und tiefen Tönen erklang im Saale, die Gäſte aßen und tranken und ſaßen in großer Freude — Keiner ahnete, in wie große Noth er noch deſſelben Tages gerathen ſollte.

6.

Laurins Tücke.

Nach dem Mahle, als man die Tiſche wieder hinweggehoben hatte, bat der König die Königin, ſich mit ihren Dienerinnen wieder in ihr Gemach zu begeben, und er ſelber folgte ihr dahin zu einem geheimen Zwieſprach: „Meine Schöne," ſprach er, „ich brauche deinen Rath und Hilfe. Meine Sache ſteht ſehr kummervoll von wegen deſſen, was mir jene Recken angethan. Denn wiſſe, ſie verwüſteten mir meinen Roſengarten und traten ſeine goldnen Thüren an den Plan, ohne daß ihnen von mir zuvor ein Leid geſchehen war. Auch hätt' ich dafür an ihnen Rache genommen, aber während des Kampfes zerbrach mir Dietrich den Gürtel mit den Zwölfmännerkräften, — dazu rieth ihm der ſchlaue Hildebrand — dadurch gerieth ich in großes Ungemach und hätte ſchier das Leben verloren, wenn dein Bruder mir nicht geholfen hätte. Dafür bin ich deinem Bruder hold, aber den vier Andern gönne ich nichts

Gutes. Wenn Er ſich ihrer nicht annähme, ſo wär' es um Alle gethan, ſie müßten morgen hangen!" Dagegen ſprach die Königin: „Verfahret nicht zu raſch! ihr werdet ſie nimmermehr bewältigen, auch würde eure Ehre darunter leiden. Straft ſie in anderer Weiſe, damit ſie künftig Bedenken tragen euch muthwillig zu beleidigen; aber vergreift euch nicht an ihrem Leben, das müſſet ihr mir zuvor verſprechen."

Laurin gelobte ihr das. Darauf zog ſie einen Ring von ihrer Hand und ſteckte ihn an des Königs Finger: „Nehmt dies ſtatt des Gürtels; es iſt dieſelbe Kraft darin. Ich gebe es euch, damit ihr mit Ehren den Kampf beſtehen mögt, den ihr etwa vorhabt. Aber ich mahne euch an euer Verſprechen: ihr Leben muß euch heilig ſein und mit Ehren ſollt ihr ſie aus dem Berg entlaſſen." Das ſicherte ihr der Zwerg mit geläufigen Worten zu und war doch im Stillen zum ſchändlichſten Treubruch entſchloſſen, ſeitdem er wieder Zwölfmannskraft in ſich verſpürte, die ihm das Gold an ſeinem Finger gab. Sofort ſandte er zween ihm vertraute Ritter nach ſeinem Schwäher. Dieſer kam. „Habt ihr mich beſandt?" fragte er. „Ja wohl!" ſprach der König; „ich habe nothwendig mit dir zu reden. Du haſt geſtern geſehn, wie übel Dietrich von Bern mich behandelt hat; das will ich nicht ungerochen laſſen: es muß ihm ſammt ſeinen Geſellen an's Leben gehn. Darum wollt' ich dich bitten, daß du dich ihrer nicht annähmeſt. Wir Beide ſind Freunde und Verwandte, auch haſt du mir nichts Arges gethan, das ſoll dir jetzt zu Gute kommen. Ich bin dir von Herzen zugethan und theile mit dir mein Silber und Gold und Alles, was ich habe, wenn du mir in dieſem Kampfe, bei dieſem Vorhaben beiſtehen willſt." „Ich nicht!" ſprach der Held aus Steiermark, „lieber verlör' ich mein Leben! ich habe ihnen meine Treue zugeſchworen, ſollt ihr wiſſen; was ihnen nun durch euern Haß geſchieht, das geſchehe ſo auch mir; auf

eure Huld will ich verzichten.“ „So mußt du hier bleiben, bis du dich eines Beſſeren beſinnſt,“ ſprach Laurin, ging eilend durch die Thür des Gemachs und warf den Riegel vor. Dietlieb ſah ſich überliſtet und gefangen; Laurin aber ſchritt nun rüſtig an's Werk.

Er ging in die Halle zurück, wo die wackern Kämpen noch bei einander ſaßen und ſich fleißig zutranken. Der Wirth ſetzte ſich fröhliches Sinnes zu ihnen und befahl, mehr Getränke herbeizuſchaffen. Nun ſollt ihr von Untreue hören! Man brachte Moras*) und Wein, da war Galle und Taumeltrank gemiſcht. Laurin erhob den Becher und rief: „Neuen Trank her, wir wollen fröhlich leben!“ Da reichte man den Herren zu trinken dar, Laurin aber hütete ſich liſtiglich vor dem Taumeltrank, den Jene arglos hinunterſchlürften, und alſobald entſchliefen alle Vier und fielen vom Schlafe überwältigt mit ihren Angeſichtern nieder auf die Bank.

Laurin ſah dies mit Freude; er wußte nicht, daß er ſich ſelber Leid ſchuf. Jedweden band er nun mit ſtarken Feſſeln, daß er weder Hand noch Fuß auch nur um ein Haar regen konnte. Dann rief er einen ſtarken Rieſen herbei und frug ihn: „Rieſenkind, kannſt du wohl dieſe Helden durch die Gewölbe in den unterſten Kerker tragen?“ „Dieſe Viere nur?“ ſprach der Unhold ſpöttiſch, „ich trüge ihrer Zwölfe wohl.“ Er nahm ſeine lange, rauhe Stange, knüpfte die Helden daran und ſchwang ſie mit Leichtigkeit über ſeine Achſel. Laurin lachte hell auf, und der Rieſe trug die Gewaltigen ohne viele Umſtände aus der Halle fort in einen tiefen Kerker.

Ununterbrochen ſchliefen die Unglücklichen, ihres Schickſals unbewußt, bis an den andern Morgen. Jedoch es war

*) Ein ſüßer Gewürzwein.

eine ſchwache Ruhe, und als ſie endlich erwachten, da wurden ſie ganz freudenlos und ihre Klage hallete an den Wänden der Höhle wieder. „Wir haben hier nun Alle Einer wie der Andre den Leib verloren!“ ſprach Dietrich von Bern; „Laurin hat uns ſeinen übergroßen Haß erzeigt; wenn wir's vermöchten, ſo wollten wir es ihm vergelten.“

Ueber dieſen Gedanken ergriff ihn ſein Zorn dermaaßen, daß ihm der Odem aus dem Munde ging als eine viel gar große Gluth. Die Gluth verbrannte ihm die Bande, dadurch wurde ihm die eine Hand frei, damit löſte er die andere, deß' waren ſeine Geſellen froh. Eine ſtählerne Kette lag ihm an den Füßen, deren Ringe waren armdick. Das verdroß den Helden, er ſchlug mit der Fauſt darauf, da mußten ſie auseinanderſpringen wie ein weiches Ei. Nun war er ſeiner Feſſeln ledig und löſte auch die andern Drei und zer-

ſchlug die Gebände an Händen und Füßen. Nie war ihnen eine größere Freude widerfahren. Aber leider fehlten ihnen die Waffen, die der wilde Zwerg alleſammt in Verwahrung genommen hatte; auch wußte Keiner zu rathen, wie ſie aus dieſem Gefängniſſe entkommen ſollten. So lagen ſie in Sorgen bis an den dritten Tag und hatten geringe Hoffnung, daß ſie jemals aus Laurins Gewalt erlöſet würden. Aber Glück und Treue halfen den kühnen Helden von dannen, wie ihr bald vernehmen ſollt.

7.

Der Kampf im hohlen Berge.

Dietlieb war ein rechtſchaffener Mann und trug um die Helden große Sorge. Jedoch er war, wie ihr wißt, in ein feſtes Gemach eingeſchloſſen und ſein Unmuth half ihm Nichts dazu, die ſtarken Schlöſſer aufzumachen. Aber auch Similden ließ die Beſorgniß um ihren Bruder und ſeine Gefährten keine Ruhe, bis ſie ein Mittel erſonnen, ihnen zu helfen. Sie verdeckte den rothen Karfunkelſtein, der durch die Gewölbe des Berges ſeinen Schein ergoß. Dann ging ſie im Dunkel unbemerkt dahin, wo ſie den Schlüſſel zu dem Gemache wußte, in welchem Dietlieb gefangen war. Sie öffnete damit die Thür, Dietlieb ſprang alsbald zornig heraus und ſprach: „Wo ſind ſie? liebe Schweſter! nun ſag' mir bei deiner Treue, was iſt meinen Geſellen geſchehen? ſind ſie lebend oder todt, oder ſind ſie in großen Nöthen?“ Die Jungfrau gab ihm traurig zur Antwort, wie es den Helden

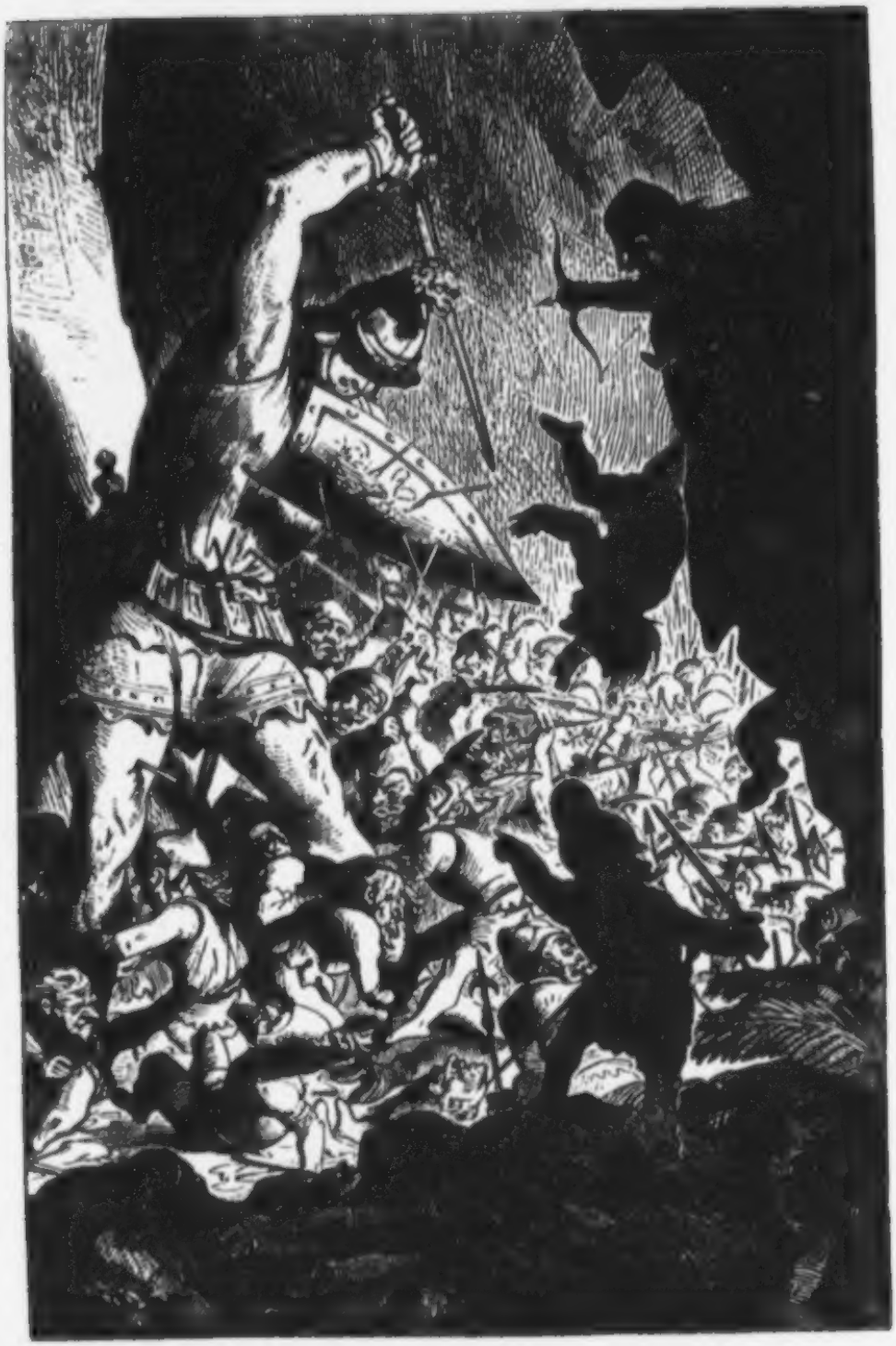
ergangen wäre. „Das ist mir leid!“ sprach er. „So sei denn dem Könige sammt allem Gezwerg in diesem Berge hiermit widersagt! Ich räche, was er den Freunden zu Leid gethan, so gut ich's vermag. Ach, hätte ich nur meinen guten Panzer! fürwahr, ich wollte gutes Muthes sein und die Wackeren erlösen oder es müßte mein eigenes Verderben werden.“ Similde sprach: „Ich will dir Brünne und Schild zeigen sammt den übrigen Waffen. Da der König mit Falschheit umgeht und an dir und deinen Freunden die Treue brach, so hüte dich, mein Bruder vor dem Argen. Unterliegest du ihm, so ist es um dein Leben gethan.“ „Laß es kommen, wie es will,“ sprach der wackere Degen, „ich löse meine Gesellen.“ Sogleich sprach die Jungfrau über den kühnen Mann manchen guten Segen,*) daß ihn keine Waffe mehr verletze, darnach führte sie ihn tief in den Berg hinein in einen Saal, wo er Aller Waffen fand. Dort wappnete sich der gute Recke, band den stählernen Hut auf und gürtete sich das Schwert um. Wie er sich wieder in Waffen sah, wuchs ihm mächtiglich die Zuversicht seines Herzens: „Wer nun noch Lust hat mich zu fangen, der komme her! es wird ihm besser sein, mir nicht in den Weg zu treten.“ Dann raffte er die Waffen der vier Freunde auf, die Helme, Panzer, Schilder und Schwerter, Alles mit Einem Male trug der Starke allein von dannen, um es den Gefangenen zu bringen. An den Wänden der unterirdischen Gänge immer weiter hineinschreitend, rief er sie mit Namen; aber der Kerker lag so tief, daß Keiner seine Stimme vernahm. Jetzt stand er vor der letzten Thür, die ihn von seinen Genossen schied; da nahm er seine Kraft zusammen und stürzte Alles vor sich hin zuthal, daß es krachend in den Tiefen wiederhallete. Als

*) Dem Segen einer Jungfrau schrieb der Glaube der alten Deutschen wunderthätige Kräfte zu.

Meiſter Hildebrand das Getöſe vernahm, leitete er ſich taſtend an der Wand fort und ſtieß auf die Waffen, die Dietrich hingeworfen hatte. Alſobald rief er die Uebrigen mit Frohlocken: „Ihr Helden, unſer Streitgewand iſt uns hier wiedergegeben! Nun kaufen ſie unſer Leben nicht zu wohlfeil!“

Laurin aber hatte es gar wohl gehört, als Dietlieb ſeinen Freunden rief und die klirrenden Waffen zutrug. Laut blies er in ſein Horn, das tönte weit durch alle Gänge des Berges. Von allen Seiten eilten die Zwerge herbei, in lichte Stahlringe gekleidet und wohl gewaffnet. Eine unmaaßen breite Schaar kampfmüthiger Streiter, ihrer Tauſend oder mehr, verſammelten ſich um den König. Laurin ging voran und führte ſie zur Stelle, wo er Dietlieben gewahrte. „Seht dort den großen Mann unter glänzigem Helme ſtehn!“ rief er. Uns allen hat er hier widerſagt und in unſerm eignen Hauſe zum Kampf herausgefordert. Sollten wir dieſen Uebermuth ungerochen laſſen? Er hat große Kraft und noch etliche Geſellen, die ich in Ketten legte. Wo ihr Dieſer anſichtig werdet, ſo ſchonet ihrer nicht, oder es iſt euer eigenes Verderben.

Ehe er noch ausgeſprochen hatte, ſahe man viel Schwerter zücken und dreihundert Mann machten auf den ſteierſchen Helden einen Anlauf. Der ſah ſie mit lachender Verachtung an: „Was ſucht ihr Männlein? wollt ihr's mit mir aufnehmen? Das möchte euch übel bekommen!“ ſprach der Held. Er riß einen Stein aus der Mauer und warf ihn auf der Zwerge Feldhauptmann, der allen Uebrigen kühn voranſchritt. Es war ein hoher, ſchöngewachſener Mann mit güldenem Helm und rothem Federbuſch, einer ganzen Elle lang, und hatte eben ſeinen Mund weit aufgethan, um den Fremdling aufzufordern ſich zu ergeben; da traf ihn das Mauerſtück auf den Kopf, daß er alsbald unter der Laſt verſchwand und Nichts mehr von ihm übrig war, als etliche



zerknirſchte Knöchlein. Aber das ſchreckte die Andern nicht, die mit wildem Ungeſtüm immer näher auf den Steierer eindrangen. Der König ſelber ſtellte ſich an ihre Spitze und ſchrie: „Nun her, meine lieben Helden, lauft ihn an, fällt ihn zu Boden, dann wollen wir ihn ſchon bemeiſtern. Habet auch auf den Ausgang des Kerkers Acht, denn ich fürchte, daß der Berner mit Liſt daraus entkommen möchte, wiewohl ich ihn mit ſtarken Feſſeln gebunden habe. Er hat einen liſtigen Rathgeber, der heißt Meiſter Hildebrand, und dieſer böſe Mann da hat ihm die Waffen zugetragen. Nun friſch daran! wir kommen ſonſt in große Arbeit.“ Mit dieſen Worten drang er auf Dietlieb ein und alles Gezwerg in dichter Menge ihm nach. Aber Dietliebs Herz war voller Mannheit und fürchtete ſich nicht, ob er wohl die große Menge um ſich her ſah. Er lehnte ſich an die Wand des Gewölbes und ſchwang ſein Schwert Welſung*) hoch in ſeiner Hand. Das ſchlug gewaltiglich in die Reihen der Zwerglein wie ein Wetterſtrahl und mähete ihrer eine große Zahl zu Boden. Jedoch war ſeine Arbeit vergebens, mit den härteſten ſeiner Schläge konnte er Laurin keine Wunde beibringen, den Zauberkünſte hieb- und ſtichfeſt machten, und ſtatt der Menge, die Dietlieb dort an Leib und Leben pfändete, wogten immer mehr und mehr heran als wüchſen ſie aus der Erde. Zwanzigtauſend nach Preis und Ehre dürſtige Streiter liefen den Recken an und wollten ihn von der Wand hinwegdrängen. Aber das Viterolfskind ſchlug um ſich rechts und links, daß lichtes Feuer aus den ſtählernen Helmen ſprang und zerſpaltene Schilde den Plan bedeckten: es war den Zwergen ein leider Tag!

Herr Dietrich hörte das Waffengetöſe und das Kampfgeſchrei; er ſprach zu ſeinen Gefährten: „Nun ſtritt ich auch

*) Die Heldenſchwerter hatten beſondere Namen.

gar gern und weiß nicht, wohin ich ſchlage oder mit wem ich's aufnehme. Ich höre den Streit und kann ihn doch nicht ſehen, denn böſer Zauber hat unſere Augen geblendet." Als das Dietlieb vernahm, warf er ihm ein Gürtelein zu, das ihm ſeine Schweſter gegeben hatte: „Da gürte dich ſchnell damit," ſprach er, „wer dieſen Gürtel trägt, an dem hat der Zauber ſeine Macht verloren. Ihr Andern aber, liebe Geſellen, haltet euch dort in der Höhle; ihr ſehet die Feinde nicht: leicht könnte euch ein Schade geſchehn, wenn ihr euch hervorwagtet. Laſſet mich und Dietrich dieſes Spiel allein vollenden." Der Vogt von Bern that, wie ihm geſagt war, und alſobald war er wieder ſehend und erblickte das ungeheure Heer der Zwerge und ſah den jungen Mann in großen Nöthen ſtehn. Haſtig griff er nach Schild und Schwert und band ſich den Helm feſter: „Dieſer Eine hat dort ſo ehrlich ausgehalten — die Laurinsmannen brächten ihn gern in Tod und Verderben; ſeine Ringe ſind von Blut roth; ich muß ihm helfen, es iſt Zeit!" Damit ſprang er kühn hervor und raſete mit ſeinem Schwert unter den Wichtlein, zweitauſend oder mehr fanden unter ſeiner Hand den Tod. Das verdroß den Zwergenkönig ſonder Maaß; nicht lange, ſo waren Beide kampfbegierig an einander. „Nun frommt dir weder deine gute Wehr noch deine ungeheure Heereskraft. Dem treuloſen Manne muß es doch zuletzt übel ergehen. Nicht deine Liſt, noch der Zauber, noch dein Ring ſoll dir helfen, mit dem du Helden in Noth gebracht. Nicht dein Silber noch dein rothes Geld kauft dich von der Rache los, die ich nun mit gutem Rechte an dir nehme." „Mit dir nehme ich es wohl noch auf!" ſprach Laurin voller Zorn und Bosheit, deckte ſich mit dem Schilde und drang auf den Fürſten ein. Dieſer merkte gar bald im Kampfe mit dem Kleinen, daß er die Kraft von zwölf Männern ſich gegenüber habe; doch wich und wankte er nicht, bis es ihm gelungen, mit einem einzigen Schlage

den Gegner also zu treffen, daß er betäubt zu Boden sank. Sogleich machte sich der Held über ihn her und zog ihm den Fingerring von der Hand, in welchem all' seine Stärke lag; dann riß er eine Borde von seinem Waffenrock, band damit das arme Wichtlein und stieß es mit einem Fußtritt hinter sich. Den Ring aber brachte er dem Meister Hildebrand und kaum daß Dieser ihn an den Finger steckte, da wuchs ihm die Kraft seines verfinsterten Augenlichts wie eine Flamme, die jäh aus der Asche emporzückt. „Nun wohlauf!" rief der alte Held, „nun kann ich wieder sehn und mir auch mein Stück Kampfesarbeit erlesen!" Da hob er sich zum Streit und stellte sich zu den beiden Recken.

Nun war ein kleiner Zwerg, der seines Herren Ungemach angesehen hatte, in großer Angst hinausgelaufen vor den Berg und blies allda mit vollen Backen in das Horn. Das hörten die fünf Riesen, die in dem Walde wohnten. Da fuhr der Riesenmeister vom Lager empor und sprach: „Horcht einmal! ich habe Hornes Ton vernommen: der König ruft uns zu Berge!" Und wie sie lauschten, da blies der Zwerg zum zweiten Male, und alsobald sprangen die Riesen auf, griffen nach ihren stählernen Stangen und rannten über Berg und Thal nach Laurins Veste. Als sie nun vor dem Thore ankamen, blies der Zwerg zum dritten Male und während der Zeit hatte Laurin zwölftausend Mann verloren; denn die drei Gesellen drinnen waren fleißig daran, alles Gezwerge zu vertilgen. Das Blut rann wie ein Winterbach aus der Höhle hervor und eine große Menge Zwerglein kam flüchtig durch die Pforte, um sich in den Felsenrissen, in Busch und Moos zu bergen. Es däuchte sie genug gefochten mit den gewaltigen Menschenkindern. Da bedurfte es nicht langes Fragens, was hier geschehen wäre. „Geht hinein und seht's euch selber an!" sprach der Zwerg, der das Horn blies

zu den Riesen; „ich vermag es nicht halb zu sagen, was all' für Wehe uns durch die fremden Gäste betroffen hat. Meinem Herrn ist viel Volks erschlagen, er selber ist sieglos worden und gefangen; drei Männer haben ihm so viel Uebels zugefügt, daß er es bis an den jüngsten Tag nicht ausklagen kann."

Die Riesen stürmten in den Berg hinein und mancher Zwerg, der vorher in der Flucht sein Heil gesucht hatte, sprang jetzt aus seinem Versteck hervor, nahm die weggeworfene Wehr wieder auf und eilte den Starken nach, um mit ihnen Sieg und Ehre zu theilen. Als Dietrich sie kommen sah, höhnte er ihnen entgegen: „Sehet da die großen Bergrinder! Was dünken sich denn diese groben Waldbauern, daß sie Streites mit uns begehren? Meinen sie etwa, wir würden uns wie dumme Kinder schrecken lassen?" Ohne alle Verzagtheit liefen die drei guten Recken die Riesen an und empfingen sie mit starken Schwertstreichen; Diese dagegen schlugen furchtbar mit ihren Eisenstangen aus, daß der Boden erdröhnte. Da gab es Schlag und Gegenschlag, das wilde Feuer stiebte aus den Steinen und die Gewölbe donnerten vom Kampfgetös.

Mit lebhafter Begierde horchten die beiden Ritter, die noch im Kerker saßen, auf den Waffenlärm in der Ferne; ihr ungeduldiges Verlangen, Antheil zu nehmen an diesem Streite, litt sie kaum noch länger an ihrem Orte. „Wolfhart, trauter Geselle!" sprach Wittich, „sollen wir hier wie Zage verborgen liegen und nicht zum Kampfe gehn? traun, das stände uns übel an!" „Du hast Recht;" antwortete Wolfhart, „die Freunde bedürfen unser, was giebt's da weiter zu bedenken? Sehen wir die Feinde nicht, so hören wir sie doch; wo das Getümmel am ärgsten ist, da werfen wir uns mitten unter sie und schlagen rechts und links, da müssen ja

auch die blinden Streiche treffen. Das ist mein Rath und mein Begehr." In Kampflust erglühend, schlossen sie ihre Helme, gürteten die Schwerter um, hoben die Schilde empor und wollten hinauseilen: da stand die schöne Similde vor ihnen und sprach: „Wohin, kühne Männer? die Rede, die ihr jetzt gethan, habe ich drinnen gar wohl vernommen und bewundere eure Entschlossenheit: ihr könnt den Feind nicht sehen und wollt es gleichwohl mit ihm aufnehmen. Das soll euch gelohnt werden." Sie bot Jedem von Beiden ein Ringlein von ihrer Hand, darin war ein wunderkräftiger Stein gefaßt, aus welchem lichte Strahlen schossen, und kaum daß Jene den güldnen Reif an ihren Fingern fühlten, da waren sie wieder sehend. Sie sagten der Jungfrau mit Freuden Lob und Dank; Similde eilte in ihr Gemach zurück, die Helden sprangen hinaus in den Streit, und mancher Zwerg mußte es nun entgelten, daß sie ihres Zornes Kräfte bis jetzt gespäret hatten. Dreitausend stellten sich ihnen in den Weg, daß sie nicht zu ihren Genossen kämen; aber die beiden Recken machten sich eine breite Bahn durch das ganze Heer, machten dann die Kehre und schritten noch einmal fechtend auf und ab, daß Keiner von Allen, die ihnen entgegengetreten waren, am Leben blieb. So kamen sie zu der Stelle, wo Dietrich, Dietlieb und Hildebrand noch immer mit den Riesen kämpften. Nun waren fünf gegen fünf, Jeder erlas sich seinen Gegner. Da hob erst ein rechtes Gefecht an. Die Riesenkinder merkten bald, daß sie besser wären im Wald geblieben, sie liefen wie irrsinnig hin und her, aber die kühnen Männer ließen sie nicht los, bis Einer bei dem Andern auf der Wahlstatt lag.

Zwerge und Riesen lagen todt. Still war es mit Einem Male geworden und nur die Stimme des gefangenen Laurin tönte kläglich durch die Hallen:

„Waffen!*) weh, o weh, daß ich geboren ward! Wie hab' ich hier nun mein Gut und meine Ehre verloren! o weh mir immer mehr!"

8.

Die Heimkehr der Helden.

Nun hört, wie dieſe Geſchichte zu Ende geht! Die Herren gingen in den Saal und fanden da Niemanden mehr als Jungfrau Similden. Sie belobten ſie mit viel dankenden Worten um der Hülfe willen, die ſie mit Gefahr ihres Lebens

*) Ausruf des Unwillens und des Schmerzes.

ihnen Allen hatte angedeihen lassen und sprachen: „Nun seid getrost! ihr seid erlöst von Laurins Tücke und Gewalt: der bestreitet uns nimmermehr. Mit Sieg und Ehren fahren wir heim zu Lande.“ Nun trug man die reichen Schätze zusammen, die man in dem hohlen Berge fand, und führte sie auf vielen großen Rüstwagen mit sich hinweg. Similde ritt auf Laurins leichtem Zelter, den gefangenen Zwergenkönig hatte Wittich vor sich auf den Sattelknopf genommen. So zog man wohlgemuth durch den Tann nach Dietliebs Veste.

Der alte Viterolf saß just in der Laube vor der Thür, als die Ritter herankamen. Er zitterte vor Freude, als er seinen lieben Sohn und die befreite Tochter wohlbehalten unter ihnen gewahrte. Er griff hastig nach seinem Stabe und ging ihnen bis an die Linde entgegen, wo vormals Similde jählings verschwunden war. Laurin erkannte die Stätte wohl und seufzete schwer auf; aber all' den Andern war dort ein fröhliches Wiedersehn. Auf des Greises Bitte gingen auch die vier Recken, die mit den Viterolfskindern gekommen waren, in die reiche Burg hinauf und wurden allda auf das Beste bewirthet. Nach schweren Tagen voll Noth und Kampfesarbeit saßen nun die Helden bei Mahl und Pokal wieder friedselig beisammen und erzählten wechselsweis dem alten Steierer, wie es ihnen ergangen war, von Laurins arger List und Kraft, von der Pracht seiner Haushaltung, wie er sie gebunden und geblendet und wie sie seine Untreue bitter vergolten hätten. „Das höre ich gern,“ sprach der Wirth; „wer Unrecht thut und auf Anderer Schaden bedacht ist, der schafft sich selber ein schlimmes Ende.“

Drei Tage verweilten die edlen Gäste in Dietliebs Burg, darnach begehrten sie Urlaub; sie befahlen den werthen Fürsten und seine Kinder beide in Gottes Huth und ritten

heim gen Bern. Dort wurden ſie mit hohen Ehren empfangen und von mancher ſchönen Frau wurde den wackern Helfern ein freundlicher Gruß zu Theil. Ihre Mannen und Verwandten drängten ſich um ſie und konnten des Fragens kein Ende finden. Und als ſie nun das Abenteuer zu Tyrol genau erfahren hatten, riefen ſie wie aus Einem Munde: „Glück und Heil iſt euch Tapferen widerfahren, Ehre und Preis habt ihr erjagt.“ Laurin aber, der kleine Mann, war ein Wunder vor ihren Augen und mußte fortan als Gaukler der Kurzweil der Helden dienen.

Der arme Heinrich.

1.

Glück und Elend.

Zu Schwaben war ein edler Herr ansässig, an welchem keine jener Tugenden vergessen war, die ein junger Ritter besitzen muß, um volles Lob zu haben. Im ganzen Lande rühmte man ihn vor allen Andern. Von Geburt fast den Fürsten gleich und mit großem Reichthume gesegnet, genoß er mehr noch um seines Muthes und seiner Herzensgüte willen Ansehn und Ehre. Sein Herz hatte alle Falschheit und Rohheit verschworen, und diesen Eid hielt er getreu bis an sein Ende. Er war eine Blume der Jugend, ein Spiegel des Frohsinns, ein Diamant steter Treue, eine Krone guter Sitte, eine Zuflucht der Nothhaften und ein Schild seiner Freunde. Mit Rath und That war er Jedem zur Hand, der sein bedurfte; so gewann er der Welt Lob und Preis. Sein Name war wohlbekannt und in Aller Munde: er hieß Herr Heinrich von der Aue.

Wie nun dieser Mann in vollem Glücke war und an Gut und Ehren und weltlicher Wonne die Fülle hatte, da wurde plötzlich sein hoher Muth in tiefes Elend geniedriget. Es bestätigte sich an ihm der Spruch des alten Liedes: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Die Krone der Weltlust fällt unversehens vom Haupte des Glück-

lichen unter seine Füße. Wie die Kerze im eignen Feuer, das ihr den Glanz verleiht, zur Asche wird, so verlischt oft unser Lachen in Thränen. Das wurde auch an Herrn Heinrich offenbar; auf Gottes Gebot fiel er aus seinem besten Glück in ein schmachvolles Leid: es ergriff ihn der Aussatz. Als man nun diese schwere Heimsuchung Gottes an seinem Leibe erkannte, da wandte sich Mann und Weib von ihm ab, und wie angenehm er der Welt zuvor gewesen, so widerwärtig war er ihr jetzt, so daß ihn gleich dem geschlagenen Hiob Niemand mehr gern ansah. Als aber der arme Heinrich wahrnahm, daß er wie Alle, die mit diesem Uebel behaftet sind, der Welt zuwider war, da vermochte er es leider nicht über sich, jenem Frommen auch an Geduld und Ergebung gleich zu werden, sondern er ward traurig und unfroh; sein hochfliegender Muth sank in die Tiefe, sein Honig ward zur Galle, eine trübe, dichte Wolke verhüllte ihm den Glanz seiner Sonne, ein rascher Donnerschlag zerbrach ihm seinen hellen Himmel. Er grämte sich überaus, daß er so viel Ehre hinter sich lassen mußte; verflucht und verwünscht schien ihm oft der Tag seiner Geburt.

Doch tröstete es ihn wieder ein wenig, als ihm Manche die tröstliche Versicherung gaben, daß diese Krankheit gar sehr verschiedenartig und in manchen Fällen heilbar wäre. Daraus faßte er einigen Glauben an die Möglichkeit seiner Genesung und ließ sich keine Nachfragen noch Mühe verdrießen. Er machte sich sogar auf und zog gen Montpellier, um dort die Aerzte zu befragen; aber er gewann damit Nichts als die trostlose Antwort, daß er niemals von seinem Uebel würde erlöset werden. Mit großer Bekümmerniß reiste er weiter und kam gen Salerno. Dort wandte er sich an den besten und berühmtesten Meister der Heilkunst und Dieser ertheilte ihm den räthselhaften Ausspruch: er sei zwar heilbar und werde doch niemals geheilet werden. „Wie mag

das zugehn?" sprach Heinrich, „du redest da ein Wort, das sich selber widerspricht. Bin ich heilbar, so werde ich auch geheilt; denn was man mir auch auferlegen wird zu thun oder zu zahlen, das getraue ich mir zu leisten, da es mir weder an Muth und Ausdauer noch an Gelde fehlt." „Nun lasset das Dingen!" sprach der Meister dagegen; „eure Krankheit ist nun einmal so! Was frommt es, daß ich's euch kundthue? Es giebt ein Mittel euch zu heilen; aber Niemand auf Erden ist so reich noch von so starkem Geiste, daß er sich dasselbe verschaffen könnte. Darum seid ihr zwar heilbar, wie ich sagte, und könnet doch nimmer geheilet werden: es wolle denn Gott euer Arzt sein." Da sprach der arme Heinrich: „Warum wollt ihr mir alle Hoffnung benehmen? Ich bin ja reich genug, und werde mein Silber und Gold nicht sparen, um eure Huld und Hülfe zu gewinnen." „Glaubt nicht, daß es mir an gutem Willen fehlt," entgegnete der Arzt. „Wäre es eine der Arzneien, die man mit Golde kaufen oder irgendwie gewinnen könnte, so ließe ich euch nicht verderben. Nun ist das aber leider nicht möglich, darum muß euch meine Hülfe versagt bleiben, und wäre eure Noth auch noch so groß. Denn wisset: ihr müsset eine reine Jungfrau haben, die aus freiem Willen für euch den Tod erleidet. Nun ist es nicht der Menschen Art, daß Jemand so Etwas freiwillig thue; und doch kann euch eben nichts Anderes helfen als das Herzblut eines Mägdleins; wer kann euch das erwerben?"

Nun erkannte der arme Heinrich wohl, daß es unmöglich sei, Jemanden zu finden, der freiwillig für ihn das Leben ließe; aller Trost, den er hier zu finden gehofft, war ihm benommen; seit jener Stunde gab er alle Gedanken an seine Genesung auf und wünschte nicht länger zu leben. Da zog er heim und vertheilte sein Erbe und sein fahrendes Gut, wie's ihm am besten schien. In der Stille machte er seine

armen Freunde reich und half auch Fremden aus ihrer Noth, damit sich Gott über das Heil seiner Seele erbarmen möchte; das Uebrige gab er Gotteshäusern; und so that er bescheidentlich all' seine Habe von sich und behielt nur ein Stück Landes, das erst vor Kurzem urbar gemacht worden war. Dorthin zog er sich in die Stille zurück und entfloh der Welt. Nicht Er allein beklagte das Unglück, das ihn betroffen, sondern allen Leuten, die ihn kannten und selbst denjenigen, denen er nur durch Hörensagen bekannt war, that es von Herzen leid, daß das Glück dieses Edeln ein so trauriges Ende genommen hatte.

2.

Heinrich und seine Pfleger.

Jenes Neuland, wohin sich der arme Heinrich zurückgezogen hatte, wurde von einem freien Pächter bestellt, der bisher noch Nichts von alle dem großen Ungemach empfunden hatte, womit andere Bauern von böser Herrschaft trotz Steuer und Abgaben übel geplaget waren. Was dieser Pächter freiwillig leistete, damit war sein Herr zufrieden, zudem hatte ihn derselbe von jeder fremden Last befreit, so daß Keiner im ganzen Lande ihm an Wohlstand gleichkam.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo er seinem Herren alles Gute, das er ihm verdankte, wieder vergelten konnte, und er that dies mit großer Treue und Geduld. Es war ihm Nichts zu viel und zu schwer, was er um des armen Hein-

richs willen erleiden mußte; Sorgen und Mühe ertrug er willig mit treuergebenem Sinn und bereitete dem Kranken alle mögliche Gemächlichkeit zur Erleichterung seiner Leiden. Gott hatte dem Meier ein glückliches Leben beschieden: er hatte einen rüstigen Leib, eine fleißige Hausfrau und auch schöne Kinder, wie sie des Mannes Freude sind. Unter diesen Kindern war ein Mägdlein von acht Jahren, anmuthig von Gestalt und von freundlichen Sitten. Die wollte nie einen Schritt von ihrem Herren weichen. Sie diente ihm mit kindlichem Eifer und pflegte sein zu aller Zeit, nur um seine Huld und seinen Gruß sich zu verdienen. Während die übrigen Hausgenossen, so viel es anging, die Nähe des Kranken vermieden, eilte sie zu allen Stunden zu ihm hin und wollte nirgend anderswo verweilen. Mit reiner Kindesgüte hatte sie ihr Herz dem armen Herren so ganz und gar ergeben, daß man sie immer zu seinen Füßen sitzen sah. Sie war seine einzige Kurzweil und Erheiterung; darum liebte er sie auch wieder und war gerne darauf bedacht, wie er ihr könne eine Freude machen. Er schenkte ihr häufig, was Kinder gern zu ihrem Spiele haben; einen kleinen Spiegel und ein Haarband, einen Gürtel und Fingerring, oder was es sonst zu kaufen gab, und wurde dabei bald gewahr, wie leicht man das Herz eines Kindes gewinnen kann. Durch solche kleine Gaben und mehr noch durch die Freundlichkeit, mit der er sie darreichte, machte er sich die süße Dirne so zugethan und vertraulich, daß sie bei ihm völlig heimisch war, und er sie scherzweise seine kleine Frau zu nennen pflegte.

Drei Jahre lang hatte er in seinen Leiden ihrer lieben Dienste genossen. Da traf es sich eines Tages, daß der Meier, sein Weib und ihre Tochter betrübtes Sinnes beisammen saßen und ihres Herren Leid beklagten. Mitleid und Furcht hatten daran fast gleichen Antheil. Denn sie sahen

voraus, daß sein Tod auch ihrem Glücke und Frieden ein Ende mache, wenn an die Stelle dieses edeln und wohlgesinnten Herren ein hartherziger Erbe trete. Unter solchen traurigen Gedanken ergriff der Meier das Wort und sprach: „Mein lieber Herr, wenn es euch nicht verdrießt, so hätte ich eine Frage an euch. Da zu Salerno so viele Meister der Heilkunde sind, wie kommt es, daß Keiner unter ihnen mit seiner Kunst euch zur Gesundheit helfen konnte? Herr, das nimmt mich Wunder!“ Da holte der arme Heinrich mit bitterlichem Schmerz einen tiefen Seufzer aus seinem Herzen und antwortete mit so schwerbeklommenem Muthe, daß ihm der Seufzer das Wort im Munde zerbrach: „Ich habe die Schmach, die Gott mir auferlegt hat, wohl verdient. Du selber bist Zeuge gewesen, wie vormals das Thor meines Herzens der weltlichen Lust weit offen stand, und Niemand in der Welt so völlig nach seinem Wunsch und Willen lebte als ich. Da achtete ich gar wenig darauf, daß mir Gott dieses Wunschleben aus seiner Gnade verliehen habe; vielmehr war ich gesinnt wie alle Weltthoren, die da wähnen, daß man Ehre und Gut auch ohne Gott haben könne. So vergaß auch ich in meinem Glücke den himmlischen Geber. Dieser Hochmuth verdroß den hohen Himmelspförtner, er verschloß mir die Pforte der Seligkeit; da komme ich nun leider nimmer hinein, das hat mir mein thörichter Sinn verwirkt. Gott hat zur Strafe eine sogethane Krankheit auf mich gelegt, davon mich Niemand erlösen kann. Nun hat die Welt sich von mir hinweggewendet: die Biederen nehmen sich mein nicht an, die Bösen verschmähen mich, ja der Schlechteste glaubt noch mir seine Verachtung zeigen zu dürfen und wendet seine Augen von mir ab. Jetzt erst wird deine Treue recht offenbar, weil du mich Siechen bei dir duldest und dich mir nicht entziehest. Und doch — so wenig du mich auch scheuest, und obwohl du der Einzige bist, dem

ich noch etwas gelte und deſſen Wohlfahrt hinwiederum gewiſſermaaßen von meinem Leben abhängt — mein Tod wird doch auch dir nicht ſchwer zu ertragen ſein. Dahin iſt es mit mir gekommen, daß mein Leben mir ſelbſt und aller Welt zur Laſt iſt. Nun ſage, weſſen Unwerth und weſſen Noth war jemals größer auf Erden? Vormals war ich dein Herr, nun bin ich dein bedürftig. Mein lieber Freund, Du und dein Weib und deine Tochter, ihr habt euch damit das ewige Leben erkauft, daß ihr mich Elenden bei euch aufgenommen und mit ſolcher Geduld und Güte pfleget. — Was du mich aber gefragt haſt, das will ich dir gern beantworten. Ich fand zu Salerno keinen Meiſter, der den Muth oder Willen gehabt hätte, ſich meiner Heilung zu unterwinden. Denn es wurde mir geſagt, ich müſſe, um von dieſem Uebel zu geneſen,

ein Heilmittel beschaffen, wie es Niemand in der ganzen Welt mit irgend Etwas gewinnen kann; ich müsse nemlich — das war der Ausspruch des Weisesten unter den Aerzten — eine mannbare Jungfrau haben, die um meinetwillen freiwillig den Tod erlitte; sie müsse sich lassen in's Herz schneiden und ihr Herzblut hergeben, das allein könne mir helfen. Aber das ist ganz unmöglich, daß Jemand für mich freiwillig in den Tod gehe; darum muß ich dies schmachvolle Leiden tragen bis an mein Ende. Gott gebe, daß es nicht ferne sei!"

Was er dem Vater erzählte, das hörte auch die reine Jungfrau, die zu den Füßen ihres lieben Herren saß. Ihr kindliches Gemüth, das man mit der Güte der Engel vergleichen durfte, achtete auf alle seine Worte und merkte sie wohl. Aber was sie dabei empfand, das verschloß sie in ihrem Herzen und ließ sich den Tag über Nichts merken, bis man zur Nachtzeit schlafen ging. Als sie nun nach ihrer Gewohnheit zu den Füßen ihrer Eltern sich gebettet hatte, und Beide eingeschlafen waren, da stieg manch' tiefer Seufzer aus ihrer Brust, und ihre Betrübniß über die Schmerzen ihres Herren ward so groß, daß der Regen ihrer Augen auf die Füße der Schlafenden niederträufelte. Davon erwachten sie und fragten, was ihr wäre und welcherlei Ungemach sie so in der Stille beklagte? Aber sie wollte es ihnen nicht sagen und erst, als ihr Vater mit vielem Bitten und Drohen in sie drang, begann sie: „Nun denn, so möget ihr in meine Klage miteinstimmen! Denn wie sollt' es uns nicht schwer bekümmern, daß wir unsern Herrn und mit ihm Gut und Ehre verlieren sollen? Wir bekommen niemals wieder einen so guten Herrn, der an uns thut, wie dieser."

Sie sprachen: „Tochter, du hast Recht. Aber leider frommet uns weder unsre Bekümmerniß, noch deine Klage auch nur ein Haar. Darum, liebes Kind, schweige davon

ſtill. Es iſt uns ſo leid wie dir; aber es ſteht ja nicht in unſrer Macht ihm zu helfen. Gott iſt es, der uns den lieben Herren nimmt: wär' es ein Anderer, ſo müßten wir ihm fluchen."

Mit ſolchen Worten geſchweigten ſie ihre Tochter, und ſie war ſtill; aber unfroh blieb ſie die ganze Nacht und auch den folgenden Tag, und was auch Jemand vornahm, um ſie auf andre Gedanken zu bringen, nie kam es aus ihrem Herzen.

3.

Eines Kindes Heimweh nach dem Himmelreich.

In der nächſten Nacht, als man wiederum ſich zur Ruhe begeben und auch ſie an ihre alte Bettſtatt ſich niedergelegt hatte, bereitete ſie abermals ein Bad mit weinenden Augen; aber unter den Thränen des Mitleids wuchs ihre Liebe zu ſolcher Macht und Stärke, daß ſie den feſten Entſchluß faßte: wenn ſie den morgenden Tag erlebe, ſo wolle ſie für ihren Herren das Leben laſſen. Ueber dieſem Vorſatze wurde ſie froh und leichtes Muthes und ſpürte keine Sorge mehr, außer daß ſie fürchtete, ihr Herr werde, wenn ſie es ihm verkündige, daran verzweifeln und alle Drei ihre Zuſtimmung verſagen. Darüber wurde ihre Unruhe ſo groß, daß ihre Eltern abermals davon erwachten wie in der vorigen Nacht.

Voll Unwillens richteten ſie ſich auf und ſprachen: „Was macht dich ſo unruhig? Du biſt recht albern, daß du mit ſolcher Klage, die doch zu Nichts führen kann, dir das Herz beſchwerſt. Warum läſſeſt du uns nicht ſchlafen?“ Mit ſolchen Worten ſtraften ſie die ſüße Maid und meinten damit ihre unnütze Klage beſchwichtiget zu haben, denn ſie wußten nicht, was ſie in ihrem Herzen bewegte. Aber die Antwort, die ſie erhielten, belehrte ſie zu ihrem Schrecken bald eines Anderen.

„Wie uns mein Herr geſagt hat,“ ſprach ſie, „ſo kann ihm gar wohl geholfen werden. Fürwahr! wenn ihr mir es nicht wehret, ſo bin ich gut zu ſeiner Arzenei. Ich bin eine Jungfrau und habe den Muth, ehe ich ihn verderben ſehe, für ihn zu ſterben.“

Ueber dieſe Rede erſchraken Beide, Vater und Mutter, und wurden überaus traurig. „Tochter!“ hob Jener an, „du biſt ein Kind, deine Treue wagt ſich an eine That, die deine Kräfte überſteigt; du wirſt nicht vollbringen können, weſſen du dich jetzt vermeſſen haſt. Du haſt den Tod noch nicht geſehen und kenneſt nicht, was du auf dich nimmſt. Wenn es dann wirklich dazu kommt, und die Stunde da iſt, wo nicht mehr zu rathen und zu helfen, dann möchteſt du dein Wort zurücknehmen und gerne leben bleiben und mußt doch ſterben und mit Reue zur Grube fahren, die du dir ſelber bereitet haſt. Darum verſchließe deinen Mund und laß fortan ſolche Reden nicht mehr laut werden, ſonſt geht dir's auf die Haut!“

„Mein Vater,“ erwiederte ihm darauf die Jungfrau, „ſo unerfahren ich auch bin, wohnet mir doch ſo viel Verſtand bei, daß ich aus der Sage der Menſchen weiß, welch' bittre und geſtrenge Noth das Sterben ſei. Aber wem ein langes Leben bei mühſeliger Arbeit verliehen wird, dem iſt auch nicht allzuwohl; denn wenn es ihm nun auch gelingt, ſeinen

Leib mit großer Noth bis in sein Alter zu fristen, so muß er doch noch den Tod erleiden; und ist dann seine Seele nicht wohlberathen, so wäre ihm besser, er wäre nimmer geboren. Ich aber bin, Gottlob! jetzt dahin gekommen, daß ich meinen jungen Leib hingebe um das ewige Leben. Ihr sollt mir's nicht verleiden, liebe Eltern! ich thu' es euch Beiden nicht minder als mir selbst zu Gute; denn ich allein kann euch vor Schaden und vor Leide wohl bewahren. Sehet doch an: jetzt habt ihr Gut und Ehre durch die Güte meines Herrn; so lange Er lebt, steht eure Sache wohl; lassen wir ihn sterben, so geht euer Glück mit ihm zu Grunde. Darum will ich ihn mit so schöner Kunst beim Leben erhalten, damit wir Alle mit ihm genesen. Gönnet mir das, denn es muß sein."

Als die Mutter den Ernst ihrer Tochter ersah, sprach sie mit Thränen: „Gedenke, liebes Kind, wie große Beschwerden ich um deinetwillen erlitten habe, und laß mich bessern Lohn empfangen, als von dem ich dich reden höre. Du willst mir das Herz brechen, ja dein eignes Heil willst du an uns verwirken. Gedenkest du wohl an Gottes Gebot? Geboten hat er und an's Herz gelegt, daß man Vater und Mutter liebe und ehre, und zum Lohne hat er verheißen der Seele Seligkeit und langes Leben auf Erden. Du sprichst: du wolleſt dein Leben zu unser Beider Wohlfahrt hingeben; ich sage dir, du willst uns das Leben ganz und gar verleiden; denn wenn wir, dein Vater und ich, gerne leben, so geschieht dies nur um deinetwillen. Ja, liebe Tochter, du solltest unsre Freude sein, unsres Lebens Wonne, die Blume unsres Geschlechtes, der Stab unseres Alters, und lässest du uns nun durch eigne Schuld über deinem Grabe stehn, so muß du von Gottes Gnade für immer geschieden sein; das hast du an uns beiden verdient."

Die Jungfrau erwiederte: „Mutter, ich traue dir und meinem Vater alle Liebe zu, welche Eltern ihrem Kinde leisten sollen, und ich befinde sie auch alltäglich an euch. Von eurer Gnade habe ich die Seele und einen schönen Leib; Alle, die mich sehen, preisen mich darum und sagen, ich sei das schönste Kind, das ihnen je vor Augen gekommen. Wem sollte ich nächst Gott mehr Gnade verdanken als euch Zweien? O wie innig bin ich euch verpflichtet und will dies nie verleugnen noch vergessen! Aber eben weil ich nun Seele und Leib nur durch eure Liebe habe, — liebe Mutter, seliges Weib! so lasset es geschehn, daß ich Beides aus der Gewalt des Teufels in Gottes Hände gebe. Vielen gereicht ja das Leben in dieser Welt zum Verluste der Seele. Darum will ich Gott dafür danken, daß er mir schon in meinen jungen Tagen einen Sinn gegeben hat, der dieses gebrechliche Leben gering achtet. Rein und unberührt von weltlichen Gelüsten möcht' ich mich in Gottes Gewalt überantworten; aber ich fürchte, daß, wenn ich älter werde, die Süßigkeit der Welt mich unter ihre Füße bringe, wie sie schon Manchen an sich gelockt und mit ihrem Schimmer betrogen hat. Möcht' ich doch lieber heut' als morgen sterben; nur im frühen Tod ist Sicherheit der Seele. Diese Welt behagt mir nicht so sehr, daß sie mich halten könnte. Ihre Freude wird so leicht zum Herzeleid; sie hat nichts Gewisses und keinerlei Bestand, heute Glück und morgen Weh, heute roth und morgen todt. Unsre Jugend ist nichts als ein Nebel, unser Leben nur ein Staub; was uns fest dünkt, das wankt und bebt wie ein Blatt am Baume. Ein Thor, wer diesem Schatten nachjagt und nach diesem Rauche seine Hände streckt. Ueber Fäulniß und Verwesung ist ein bunter Teppich gespreitet; wen sein Glanz verführt, der sinkt mit Leib und Seele in's Verderben. O gedenket der mütterlichen Treue und sänftet euern Schmerz um mich, so wird auch der Vater

ſich eines Beſſeren bedenken. Ich weiß ja, daß er mein Beſtes will, denn er iſt ein biderber Mann. Er wird einſehn, daß ihr, auch wenn ich leben bleibe, doch nur kurze Zeit eure Freude an mir haben könnt. Bleibe ich ohne Mann bei euch zwei oder drei Jahre, ſo ſtirbt mein Herr dahin, und ihr gerathet in ſo große Noth der Armuth, daß ihr mir keine Mitgift geben könnet und ich dann unverſorgt bis an euer Ende euch zur Laſt falle. Lebt er aber in ſeiner Krankheit ſo lange fort, bis man mich einem reichen und ehrenwerthen Manne giebt, ſo meinet ihr freilich, es ſei dann Alles nach Wunſch geſchehn; anders aber ſagt mir mein Herz. Denn wird mein Mann mir lieb, ſo bleibt doch Eine Noth: ich müßte doch um ſeinetwillen euch und meinen lieben Herren verlaſſen. Iſt er mir aber leid, ſo iſt es ärger als der Tod, denn unerträglich iſt das Leben einer Frau, wenn nicht des Gatten Liebe ihre Mühen und Schmerzen vergütet. Nun denn, ſo ſetzet mich lieber in das volle Glück, welches nimmer vergeht. Ein Freier wirbt um mich, dem ich mich wohl gönne. Fürwahr! dem ſollt ihr mich geben: dann iſt mein Leben wohlberathen. Ihm geht ſein Pflug leicht und und wohl, ſein Hof iſt alles Geräthes voll, da ſtirbt nicht Roß noch Rind, da plagen nicht weinende Kind', da iſt's nicht zu heiß noch zu kalt, da wird man von Jahren nicht alt, der Alte wird ein Junger, da iſt nicht Froſt noch Hunger, da iſt kein Schmerz noch Leid, da iſt volle Freud' ohn' Arbeit. Zu dem laſſet mich hinziehn und dieſen Acker meiden, den das Feuer und der Hagel ſchlägt, die Fluth verwüſtet, mit dem man mühevoll ringt und kämpft, und wo doch Ein Tag oft wieder zurücknimmt, was die Arbeit eines ganzen Jahres gewonnen hatte. Dieſen Acker will ich laſſen und die beſſere Heimath ſuchen und eure Liebe hindre mich nicht daran. Laſſet mich mit dem Herrn Jeſu gehen, er hat um mich Arme geworben mit wandelloſer Liebe! Verlanget

nicht von mir, was keinem Menschen zusteht zu begehren, daß ich das göttliche Gebot um menschlichen Gehorsams willen mißachten soll. Bei Gott! Niemand soll mich hindern, daß ich meinen Herrn um mich selber rette. Ihr habt ja der Kinder noch mehr, die lasset eure Freude sein und für meinen Tod euch Ersatz geben. Und wenn du, liebe Mutter, sagtest, du könntest es nicht verschmerzen, wenn du einst auf meinem Grabe stündest, so wisse, daß man dir Solches ersparen wird. Nie sollst du auf meinem Grabe stehn; man wird dich nicht zur Zeugin meines Todes machen. Ferne von euch, zu Salerne wird es geschehn: dort genesen wir Alle von unserm Leid und ich noch viel mehr als ihr."

Als die Eltern sahen, wie unabwendbar sich ihr Kind zum Tode drängte, wie weislich es sprach und durch kein menschliches Recht sich binden und halten ließ: da dachten sie, der heilige Geist habe ihr solchen Sinn in's Herz gegeben und solche Worte in den Mund gelegt, und wagten nicht weiter sie von dem Vorsatze abwendig zu machen, der ihr von Gott gekommen war. Nun saßen sie in ihrem Bett wie ohne Sinn und Gedanken und sprachen kein Wort. Ein kalter Schrecken schauerte durch ihre Glieder, der Jammer um ihr theures Kind wühlte in ihren Herzen; aber sie suchten vergebens nach einem Ausweg und mußten endlich der Ueberzeugung Raum geben, daß es das Beste sei, sich in den Willen der höheren Macht zu fügen. Da sprachen sie zu ihrer Tochter, daß sie ihre Rede erwogen und gebilliget hätten; es möge geschehn, was Gott ihr geheißen habe.

4.

Das geprüfte Opfer.

Nun war die reine Jungfrau fröhliches Sinnes. Kaum daß es getagt hatte, so ging sie in das Schlafgemach des armen Heinrich und rief ihn an: „Herr, schlafet ihr?“ „Nein, liebe Frau!“ sprach er, „sage mir, warum bist du so früh auf?“ — „Herr, dazu zwingt mich der Jammer über eure Krankheit.“ Er antwortete: „Gott vergelte dir, liebe Frau, daß du so viel Mitleid mit mir Armen hast; aber Rath und Hülfe giebt's nimmermehr.“ — „Ei gewiß wird euch noch eine Hülfe werden, mein lieber Herr! Da es so mit euch steht, daß euch geholfen werden kann, so sollt ihr darauf nicht länger warten. Herr, ihr habt uns doch gesagt, daß, wenn ihr eine Jungfrau hättet, die den Tod für euch litte, so würdet ihr genesen. Die will ich, weiß Gott! selber sein; euer Leben ist nützer als das meine.“

Da dankte ihr der Ritter für ihren guten Willen innigtlich und seine Augen erfüllten sich mit heimlichen Thränen. Er sprach: „Liebe Frau, der Tod ist nicht eine sanfte Noth, wie du dir vielleicht vorstellst. Du hast mich überzeugt, daß du mir helfen würdest, wenn du könntest. Das ist mir genug; ich erkenne deine edle Gesinnung, dein Wille ist reich und gut. Mehr darf ich nicht von dir begehren. Gott vergelte dir deine Treue. Aber es wäre mir zu Schimpf und Spott bei allen Leuten, wenn ich noch jetzt, nachdem alle Heilmittel diese Krankheit nicht aufzuhalten vermocht haben, zu einem neuen Versuche schritte. Liebe Frau, du thust wie die Kinder thun, die folgen ihren Einfällen ohne Ueberlegung; was ihnen in den Sinn kommt, es sei

gut oder böſe, damit haben ſie große Eile und hernach gereut es ſie wieder. Beſinne dich eines Beſſeren, liebes Kind! Dein Vater und deine Mutter können dich nicht entbehren; und ich ſelber kann mich nicht dazu entſchließen, das Unglück derer zu verlangen, die mir von jeher Liebe und Treue erwieſen. Geh' hin, traut Gemahl, und frage deine Eltern, und was Dieſe dir rathen, das thue."

So ſprach er zu der Guten und lächelte dazu, denn er verſah ſich deſſen wenig, was nachher geſchah. Der Meier und ſeine Frau traten in's Gemach und ſprachen: „Lieber Herr, ihr habt uns dermaaßen Liebe und Ehre angethan, daß wir uns des größten Undanks ſchuldig machten, wenn wir es auch nicht mit Allem, was uns zu Gebote ſteht, vergelten wollten. Unſre Tochter iſt entſchloſſen den Tod für euch zu erleiden, und wir haben eingewilliget. Es iſt heute der dritte Tag, daß ſie mit Bitten in uns gedrungen, bis ſie es von uns erlangt hat. Gott laſſe euch durch ſie geneſen, wir wollen ſie für euch hingeben."

Als nun der Ritter aus dieſen Worten den Ernſt erkannte, mit welchem das Mägdlein zu ſeiner Geneſung ihren Tod anbot, da erhob ſich großes Leidweſen und Wehklagen unter den Vieren. Der Vater und die Mutter konnten ſich des Weinens nicht enthalten, da es den Tod ihrer lieben Tochter galt. Den armen Heinrich aber rührte des Kindes Treue dergeſtalt, daß er heftig zu weinen begann und nicht wußte, ob es beſſer ſei, das Opfer anzunehmen oder abzulehnen. Darüber brach endlich auch die Jungfrau in Thränen aus, weil ſie fürchtete, der Kranke werde ſich nicht entſchließen können. So ſtanden ſie Alle lange Zeit einander traurig gegenüber.

Zuletzt bedachte ſich der Ritter und erklärte, daß er das Erbieten des Mägdleins mit großem Dank annehme. Um den Schmerz der Eltern abzukürzen, bereitete er, ſo ſchleunig

er vermochte, die Fahrt nach Salerno. Alles, was die Jungfrau dazu bedurfte, das wurde sofort herbeigeschafft, schöne Pferde und reiche Kleider, wie sie vorher nie getragen hatte, von Hermelin und Sammet und dem reichsten Zobel; denn Nichts schien dem Herren für sie zu kostbar.

Sie selbst war allezeit fröhlich, als wäre ihr ein großes Glück widerfahren; aber wer vermöchte das Herzeleid der Eltern zu schildern, die ihr liebes Kind so frisch und gesund dem Tod entgegenschickten und nimmer wiedersehen sollten? Jammervoll ohne Maaß wäre dieses Scheiden gewesen, wenn nicht die reine Gottesgüte, die auch dem jungen Kinde diesen hohen Todesmuth verliehen, den Schmerz der Alten gesänftet hätte. Es war ein Wunder, daß ihnen das Herz nicht brach. Ein himmlischer Trost hatte beim Abschied alle Betrübniß aus ihrer Seele genommen. Die Liebe hatte ihnen dies Leid bereitet, darum konnten sie den Verlust des Theuersten ertragen.

Heiteres Sinnes zog die Jungfrau mit ihrem Herren gen Salerno; man hörte aus ihrem Munde keine andre Klage, als daß der Weg so weit und der Tag der Genesung noch immer so ferne sei. Als sie nun das Ziel ihrer Reise glücklich erreicht hatten, ließ Heinrich dem Meister ansagen, er habe eine Jungfrau hergebracht, wie er sie verlangt habe. Dem däuchte das unglaublich, er begehrte das Mägdlein selbst zu sehn, und als man sie ihm zugeschickt, richtete er mit großem Ernst an sie die Frage: „Kind, bist du von selbst zu diesem Entschluß gekommen, oder haben dich Bitten oder Drohungen deines Herren dazu gebracht, also zu reden?“ Die Maid gab ihm zur Antwort, daß sie aus eignem freiem Herzen sich dazu erboten habe. Das verwunderte ihn überaus, er führte sie abseits und beschwor sie hoch und theuer ihm zu sagen, ob nicht ihr Herr durch Drohungen ihr diese Rede abgenöthiget habe.

„Kind," ſprach er, „dir iſt Noth, daß du dich beſſer beräthſt; ich will dir ſagen, worum es ſich handelt. Wenn du den Tod nicht ganz freiwillig erleideſt, ſo iſt es um dein junges Leben gethan und frommet uns doch leider nicht ein Bröslein. Darum verhehle mir deine Geſinnung nicht. Auch will ich dir ſagen, was dir geſchehen wird. Ich entkleide dich ganz und gar, da wirſt du dich in deiner Blöße vor mir ſchämen. Ich binde dir Hände und Füße, und wenn du Erbarmen mit dir haſt, ſo bedenke den Schmerz, der dir alsdann bevorſteht: ich ſchneide gerade auf dein Herz zu und breche es noch lebendig aus dir heraus — Fräulein, nun ſage mir, wie ſteht dir jetzt der Muth? Nie iſt einem Kinde ſo weh geſchehn, wie dir von mir geſchehen wird. Daß ich's nur thun und ſehen ſoll, macht mir ſchon Angſt und Grauſen; du aber ſollſt es erleiden. Und nun bedenke auch noch das: gereuet es dich in dem Augenblicke, da mein Meſſer dich verletzt, auch nur eines Haares breit, ſo habe ich meine Mühe und du dein Leben verloren." Abermals beſchwor er ſie mit allem Ernſt, ſich wohl zu prüfen, ob ſie ihrem Vorhaben auch gewachſen ſei; aber ſie fühlte ſich zu feſt entſchloſſen, als daß irgend ein Bedenken ſie wankend gemacht hätte. Mit Lachen ſprach ſie: „Gott lohne euch, lieber Herr, daß ihr mir ſo umſtändlich angeſagt habet, wie mir's ergehen wird. Wahrhaftig! ich bin ein Theil verzagt worden, es iſt mir ein Zweifel angekommen, den will ich euch ehrlich eingeſtehn: ich fürchte nemlich, daß unſer Vorhaben am Ende gar durch eure Zagheit unterweges bleibt. Eure Rede geziemte einem Weibe; ihr ſeid eines Haſen Geſell; eure Angſt iſt gar zu groß über meinen Tod; wie verträgt ſich das mit eurer berühmten Meiſterſchaft? Ich bin ein Weib und habe doch den Muth. Getrauet ihr euch zu ſchneiden; ich getraue mich es zu erleiden. Die Angſt und den Schmerz, von dem ihr mir geſagt habt, habe ich ſchon längſt auch ohne euch

gewußt; fürwahr, ich wäre nicht hergekommen, wenn ich mich nicht so ſtandhaft in meinem Sinne gewußt hätte, daß ich es wohl erleiden könne. Eure Vorſtellungen haben mir dazu geholfen, daß mir Furcht und Erbleichen nun ganz und gar entſchwunden ſind. Ich fühle ſo viel Angſt in mir, als ſollt' ich zum Tanze gehn. Mit einem Schmerze, der in Eines Tages Friſt zu Ende geht, iſt wohl das ewige Leben nicht zu theuer erkauft. Ihr ändert Nichts an meinem Entſchluſſe. Getrauet ihr euch meinem Herrn die Geſundheit und mir die Seligkeit des Himmels zu verſchaffen, bei Gott, ſo ſäumet nicht! laßt ſehn, was für ein Meiſter ihr ſeid! Der Tod iſt eine ſüße Noth, wenn ſolch ein Lohn ihm bereit ſteht; ich müßte albern ſein, wollt' ich ſo glücklichen Tauſch nicht eingehn."

Als der Arzt den unwandelbaren Sinn der Jungfrau erkannte, führte er ſie zu dem ſiechen Manne zurück und ſprach: „Es ficht uns kein Zweifel an, daß eure Jungfrau für unſern Zweck vollkommen tüchtig ſei. Nun ſeid fröhlichen Muthes, bald mache ich euch geſund."

Sofort führte er das Mädchen hinaus in ein verborgenes Gemach, verſchloß die Thür und legte einen Riegel vor, damit der arme Heinrich das Ende des Kindes nicht mit anſehn dürfe. In dieſer Kammer, wo er ſeine Arzeneien und Alles, was er zu ſeiner Kunſt gebrauchte, verwahrt hielt, hieß er das Mägdlein die Kleider ablegen. Sie that dies gern und willig und mit ſolcher Haſt, daß die Kleider aus der Naht riſſen. Bald ſtand ſie ohne Gewänder nackt und bloß, und ihre Unſchuld ſchämte ſich deſſen nicht. Als der Meiſter ſie anſah, ward er inne, daß keine ſchönere Creatur in aller Welt zu finden ſei, und Dies erbarmte ihn dermaaßen, daß ihm faſt Herz und Sinn an ſeinem Vorhaben verzagten. In der Mitte des Gemaches ſtand ein hoher Tiſch, auf den hieß ſie der Meiſter ſteigen und ſich

niederlegen, und als ſie das gethan hatte, band er ſie feſt. Dann nahm er ein langes breites Meſſer in ſeine Hand, welches er für ſolche Dinge bereit hielt. Er prüfte ſeine Schärfe und da ſie ihm nicht genügte, gedachte er ihren Tod ſo ſanft als möglich zu machen, nahm einen guten, harten Wetzſtein, der dabei lag und begann das Meſſer langſam auf- und abzuſtreichen und zu wetzen. Das hörte draußen der arme Heinrich, denn er ſtand vor der Thür voll bittern Jammers, daß er ſeinen Liebling nimmermehr lebendig wiederſehen ſollte. Da ſucht' und ſpähete er umher, bis er ein Loch in der Wand entdeckte und ſah durch die Ritze, wie ſie nackt und gebunden dalag und den Tod mit Lammesgeduld erwartete. Ihre Geſtalt erſchien ihm ſo lieblich und ſchön, er ſchaute ſie an, dann wieder ſich und wurde mit

Einem Male anderen Sinnes: ihm däuchte nicht mehr gut, wozu er bisher entschlossen gewesen; die alte, finstre Denkart verkehrte sich in neue Güte.

„Du hast einen thörichten Gedanken gehabt," sprach er zu sich selber, „daß du auch nur Einen Tag länger zu leben begehrst ohne das Wohlgefallen dessen, wider den Niemand etwas vermag. Du weißt nicht, was du thust, wenn du dieses schmähliche Leben, das Gott dir auferlegt hat, nicht willig ertragen magst, bis er selber durch den Tod dich davon erlösen wird. Und zudem weißt du ja nicht einmal, ob dich dieses Kindes Tod auch sicher heilt. Was dir Gott beschieden hat, das laß dir alles widerfahren! Nein, sie soll nicht sterben!"

Da war er schnell entschlossen, begann heftig an die Wand zu klopfen und begehrte Einlaß. Der Meister gab drinnen zur Antwort: „Ich habe jetzt keine Zeit euch aufzuthun!" — „Nein, Meister, ihr müßt mich sprechen!" — „Herr, ich kann nicht! wartet bis nachher!" — „Nein, Meister, es leidet keinen Aufschub, was ich euch sagen will!" — „So sagt mir's durch die Wand!" — „Wahrhaftig, Meister, das geht nicht an!"

Da ließ der Arzt ihn in die Kammer, der arme Heinrich eilte hin, wo das Mägdlein gebunden lag, und sprach: „Dies Kind ist so wonniglich, wahrlich ich mag seinen Tod nicht sehn. Gottes Wille mag sich an mir erfüllen; lasset sie wieder aufstehn! Das Geld, um das ich mit euch einig geworden, will ich euch geben; aber die Jungfrau sollt ihr am Leben lassen."

Als nun die Jungfrau recht ersah, daß man ihr zu sterben nicht vergönne, da ergriff Trauer und Unmuth ihre Seele; vor Zorn vergaß sie ihre Zucht und Sitte, raufte sich das Haar und gebärdete sich so jämmerlich, daß sie Niemand hätte sehen können, ohne zu weinen. „Wehe mir Aermsten

und o weh!“ rief ſie aus; „wie ſoll es mir nun ergehen? ſoll ich die reiche Himmelskrone, die mir wäre für dieſes Leiden zu Lohn gegeben worden, verloren haben? Nun bin ich erſt todt! O weh, gewaltiger Jeſu Chriſt! Nun entbehren mein Herr und ich der Ehren, die uns von Gott zugedacht waren; denn wäre dies Werk vollbracht worden, ſo wäre er geneſen und ich würde ewig ſelig ſein.“

Nun bat ſie noch einmal flehentlich um den Tod, aber es war vergebens; und als ſie ſah, daß Niemand ihre Bitte erfüllte, fuhr ſie zornig empor und ſprach: „Ich muß meines Herren Zagheit entgelten. Ich ſehe wohl, die Leute haben mich falſch berichtet, als ſie mir ſagten, ihr wäret bieder und rechtſchaffen und hättet feſten Mannesmuth. So helfe mir Gott! ſie haben gelogen. Die Welt war über euch im Irrthum: ihr waret von jeher und ſeid auch heute noch der Feigſte,“ den man finden kann. Was ich mir zu leiden getraue, das getraut ihr euch nicht einmal zuzulaſſen. Herr, warum erſchraket ihr denn, als ich gebunden ward? Es war ja eine dicke Wand zwiſchen euch und mir! Könnt ihr nicht einen fremden Tod vertragen? Herr, ich geb' euch mein Wort und meine Zuſage, mein Tod ſoll euch kein Leid bringen, nein, er iſt euch nützlich und gut.“

Aber ſo viel ſie auch bat und ſchalt, es half ihr Nichts, ſie mußte ihr Leben behalten. Der arme Heinrich nahm all' ihr Schelten mit Sanftmuth hin, wie es einem frommen Ritter, dem es nicht an guter Zucht gebricht, geziemet. Als er die Jungfrau wieder bekleidet und dem Arzte bezahlt hatte, was bedungen war, fuhr er ohne Säumen wieder heim zu Lande, wiewohl er wußte, daß er dort in Aller Munde Nichts als Spott und Läſterung finden würde. Doch das alles ſtellete er Gott anheim.

5.

Lohn der Treue.

Das gute Mädchen aber hatte ſich dermaaßen verweinet und verklagt, daß es dem Tode nahe war. Da erkannte ihre Treue und ihre Noth der Herzenskündiger, vor welchem keines Herzens Thor verſchloſſen iſt. Es war ſein gnädiger Wille geweſen, daß er Beide recht bis auf's Aeußerſte verſuchte, wie er vormals dem reichen Hiob gethan. Nun aber zeigte er ihnen, wie lieb ihm Treue und Erbarmung iſt, er ſchied ſie Beide von all' ihrer Noth und machte ihn zur Stunde rein und geſund. So ſchnell beſſerte es ſich mit dem guten Heinrich, daß er ſchon auf der Reiſe durch Gottes Pflege ganz genas und wieder ſo jung und ſchön ward als vor zwanzig Jahren. Mit großer Freude ließ er Allen, deren freundliche Geſinnung ihm bekannt war, ſeine Geneſung vermelden, und ſie waren mit Recht gar wieder fröhlich in ihrem Gemüth über die Gnade, die Gott an ihm gethan hatte.

Als nun ſeine beſten Freunde von ſeiner Ankunft hörten, ritten und gingen ſie zu ſeinem Empfange wohl drei Tagereiſen weit ihm entgegen. Sie wollten Niemandes Ausſage, ſondern nur den eigenen Augen glauben und die Wunder Gottes an ſeinem verjüngten Leibe ſehen. Der Meier und ſein Weib wären um keinen Preis daheim geblieben. Die Freude, die ſie empfanden, als ſie ihren Herren und ihr Kind geſund und wohlerhalten wieder ſahen, läßt ſich nicht beſchreiben. Sie wußten nicht, wie ihnen geſchah; ſo liebe Augenweide war ihnen noch nie begegnet; ihre Freude ſah ſich faſt wie Jammer an, denn Thränen vermiſchten ſich mit

ihrem Lachen; sie wollten die gerettete Tochter kaum wieder aus den Armen lassen und konnten sich von ihrem Munde nicht trennen.

Dem edlen Heinrich wurde von den wackeren Schwaben der festlichste Empfang zu Theil, und niemals vielleicht ist Jemandem auf der Heimfahrt von seinen Landsleuten größere Liebe erwiesen worden als diesem schwergeprüften Ritter. Fortan war Gottes Segen in Allem, was er vornahm; er ward reicher, als er zuvor gewesen, an Gut und Ehren; aber er hielt sich nun auch stetig zu Gott gewendet und befolgte seine Gebote gewissenhafter als ehemals, so daß er davon unvergängliches Lob hatte. Dem Meier und der Meierin gab er aus Dankbarkeit für ihre Treue das ganze Neuland, wo er krank gelegen hatte, mit Acker und Leuten zum Eigenthum. Des Mägdleins aber pflegte er mit Güte und Sorgfalt in jeder Weise, gleich als wäre es seine Frau, und wahrlich! sie hatte es so um ihn verdient.

Nun, nachdem Alles wieder glücklich und wohl bestellt war, riethen ihm seine Freunde dringend, er möge sich vermählen; und Heinrich erklärte, daß er dazu entschlossen sei und seine Verwandten zu sich berufen wolle, um mit ihnen darüber zu berathen. Als er sie nun insgesammt um sich versammelt und ihnen die Sache vorgelegt hatte, da sagten Alle einstimmig, es wäre recht und an der Zeit; aber wen er zur Gattin wählen sollte, darüber erhob sich ein großer Streit unter ihnen; der Eine rieth hin, der Andere her, wie die Leute zu thun pflegen, wenn sie Rath geben sollen. Da trat der arme Heinrich zwischen sie und sprach: „Ihr Herren, es ist euch Allen wohl kund, daß ich vor kurzer Zeit mit einem schmählichen Leiden behaftet und den Menschen zuwider war. Jetzt scheuet mich weder Mann noch Weib, Gottes Wille hat mir die Gesundheit zurückgegeben. Nun rathet mir, wie soll ich's dem vergelten, durch den ich wieder ge-

ſund worden bin?" Sie ſprachen: „Entſchlieſſet euch, daß Leib und Gut ihm unterthänig werde."

Sein „Trautgemahl," des Meiers Tochter, ſtand auch dabei. Da blickte er ſie liebreich an, umfing ſie mit ſeinen Armen und ſprach: „So wiſſet, liebe Herren, daß ich durch dieſe gute Maid, die ihr hier bei mir ſtehen ſehet, geneſen bin. Sie iſt noch frei und ledig, wie ich es bin: mein Herz räth mir, daß ich ſie zum Weibe nehme. Gott gebe, daß es alſo geſchehen dürfte. Sollte es aber nicht möglich ſein, ſo will ich zeitlebens unverehelicht bleiben, denn Ehre und Leben verdanke ich ihr allein. Darum bitte ich euch bei Gottes Huld, daß es euch wohlgefalle."

Da ſprachen ſeine Verwandten und Freunde insgemein: ſo wie er geſagt habe, ſei es geziemend und recht; und da

auch Prieſter zugegen waren, ſo ſäumte man nicht, den lieblichen Bund zu ſchließen und zu beſtätigen. Nach langem, ſüßem Leben auf Erden ererbten ſie das ſelige Himmelreich. Helfe Gott uns Allen zu demſelbigen Lohne, welchen dort ihre Liebe und Treue gefunden hat.

Kaiſer Otto
mit dem Barte.

1.

Des Kaiſers Bart.

Es lebte einſt ein Kaiſer mit Namen Otto, deſſen gewaltiger Macht waren viele Länder unterthan. Seine Geſtalt war hoch und herriſch; beſonders zeichnete ihn ſein ſchöner langer Bart aus, den er mit großer Sorgfalt pflegte. Was er bei ſeinem Barte ſchwur, dabei blieb es. Er hatte röthliches Haar und war ein geſtrenger jähzorniger Mann. Sein Herz entbrannte leicht in grimmiger Leidenſchaft; wer dann irgend Etwas gegen ihn begangen hatte, um deſſen Leben war es geſchehn; und über wen ſein Mund den Eid geſchworen: „Das büßeſt du, bei meinem Bart!“ der mußte auf der Stelle ſterben. So hatte er ſchon Manchem Leib und Leben genommen, der durch ein Vergehen ſeine Gnade verwirkt hatte.

Einſt hatte er in der ſchönen großen Veſte zu Babenberg zur Feier der heiligen Oſtern ein Hochfeſt veranſtaltet. Da kamen aus den Klöſtern viele hohe Aebte und mancher werthe Biſchof zu Hofe; auch zog in lichter Schaar eine ſtattliche Menge Graven, Freie und Dienſtmannen herbei, welche dem Reiche und dem kaiſerlichen Vogte angehörten. Während nun die Meſſe geſungen wurde, hatte man die Tiſche bereitet, Brot darauf gelegt und die prächtigen Trink-

gefäße aufgesetzt, damit, wenn Kaiser Otto mit seinen Fürsten aus dem Münster käme, er sich zum Imbiß setzte.

Nun war eben auch ein werther Junghherr da; der Sohn des mächtigen Herzogs von Schwaben, dessen einziger Erbe er dereinst werden sollte; edel von Gemüth und lieblich von Ansehn, alle Leute zollten ihm Lob und Ehre. Dieser liebe Knabe ging an dem Tage auch zu Hof, stand vor den Tischen, legte seine blanken Hände darauf, und wie Kinder zu thun pflegen, denen die Zeit bis zum Essen leicht zu lange währt, nahm er ein kleines Brot und wollte es essen. Als der junge Fürst das Brot an sich nahm und ein Stück davon abbrach, ging des Kaisers Truchseß, der die Tische besorgte, mit seinem Stabe vorbei und ward gewahr, daß den Junker nach dem Brote gelüstet hatte. Darüber gerieth er in Zorn, denn es war dieses Mannes Art, daß ihn auch eine Kleinigkeit in den Harnisch brachte; lief auf den Jüngling zu und schlug ihn mit dem Stabe so hart auf's Haupt, daß ihm Scheitel und Haar von rothem Blute naß wurden. Der Junker fiel darnieder und weinete am Boden sitzend manche heiße Thräne.

Dieses rohe Verfahren des Truchsessen gewahrete ein wackrer Ritter, Heinrich von Kempten, der des Knaben Zuchtmeister und mit ihm von Schwaben gekommen war. Schmerz und Unmuth griffen ihm an's Herz, als er seinen Zögling so unbarmherzig geschlagen sah und zorniglich wandte sich der furchtlose Mann zu dem Truchseß und sprach: „Was war denn hier zu züchtigen, daß ihr eure ritterliche Zucht so ganz bei Seite gesetzt und den Sprößling eines edlen Fürsten so übel zugerichtet habt? Ich sage euch unverhohlen, daß ihr dazu durchaus keinen Grund gehabt." „Laßt euch das nicht bekümmern," sprach der Truchseß; „kraft meines Amtes stehet mir zu, ungefügen Schälken zu wehren und, die am Hofe sich nicht sittig betragen, zu strafen.

Darum lasset eure Rede unterbleiben; ich fürchte euch so wenig als der Habicht das Huhn; oder was wollt ihr noch weiter vornehmen, weil ich den Herzog geschlagen habe?" „Das soll euch bald genug bekannt werden," sprach Heinrich von Kempten, „ich will es euch auf der Stelle bereuen machen, daß ihr einen edlen Fürsten also bläuen konntet, denn ich ertrage es nicht länger! Ihr tugendloser Bösewicht, wie dürft ihr noch leben, da ihr dem Kinde einen so ungefügen Schlag gabt? Weil eure ruchlose Hand so unadelig gehandelt hat, so soll euer Blut diesen Saal übergießen."

Bei diesen Worten ergriff er einen dicken Stock und schlug den Truchseß damit dergestalt auf's Haupt, daß ihm der Schädel wie ein Ei zerbrach und wie ein Topf in Scherben barst. Er drehte sich wirbelnd um und um und fiel mit zerschelltem Gehirn entseelt auf den Estrich nieder. Der Saal wurde von seinem Blute roth; Lärm und Getümmel erhob sich unter denen, die bei diesem unglücklichen Streite zugegen gewesen.

Mittlerweile war der Kaiser eingetreten, hatte das Wasser genommen *) und sich zu Tische gesetzt. Da gewahrte er das frische Blut aaf dem Estrich und sprach: „Was ist hier geschehn? Wer hat den Saal verunreinigt und ihn blutig gemacht?" Da sagte ihm das Ingesinde: ihm sei so eben sein Truchseß erschlagen worden. In hellem Zorne frug der Kaiser: „Wer hat mir an ihm dies Leid gethan?" „Das that Heinrich von Kempten!" riefen allesammt. „Ja, hat ihn der um's Leben gebracht," sprach der Kaiser, „so ist er uns zu früh von Schwaben in's Land gekommen. Er werde sogleich vor mein Angesicht herberufen; ich will ihn fragen, warum er mir so schweren Schaden gethan."

---

*) S. den guten Gerhard. S. 52.

Alſo wurde der Ritter vor den ergrimmten Kaiſer geladen, und als er vor ſeinen Augen ſtand, fuhr ihn Herr Otto mit wilden Worten an: „Wie habt ihr ſo getobet, daß mein wohlbelobter Truchſeß von euch ermordet liegt? Ihr habt meine ganze Ungnade euch aufgebürdet; meine kaiſerliche Gewalt ſoll ſich in aller Strenge an euch erweiſen, dieweil ihr meines Hofes Ehre und mein Anſehn verletzt und beleidiget habt; das ſoll an euch gerochen werden!“ „Nein, thut dies nicht!“ ſprach der unverzagte Heinrich; „laſſet mich Gnade finden und ſtete Huld, Herr Kaiſer! Geruhet erſt zu vernehmen, wie weit ich ſchuldig ſei oder nicht. Habe ich mit Fug und Recht eure Feindſchaft verdient, ſo laſſet mich den Tod erleiden. Vermag ich aber darzuthun, daß die Schuld nicht mein iſt, ſo wollet mir gnädig ſein, daß mir nichts Uebles geſchehe. Um Chriſti willen, der an dieſem oſterlichen Tage erſtanden iſt, vergönnet mir, daß ich eure Gunſt erlange; da ihr Vernunft und Einſicht habt zu wiſſen, was recht und billig iſt, ſo ehret heute dies heilige Feſt an mir Armen. Keine Schuld iſt jemals ſo groß geweſen, daß ihr nicht Gnade hätte zu Theil werden können; darum laſſet auch mich hier Heil finden und erwerben.“ Aber der Kaiſer, roth vor Zorn, bot ſeiner Bitte aus ergrimmtem Herzen Antwort: „Die Todesſchmerzen, die mein treuer Diener erlitten hat, quälen mir die Seele dermaaßen mit Kummer und Unmuth, daß es mir wahrlich nicht zu Muthe iſt, als ſollt' ich hier Gnade ſtatt Recht ergehen laſſen. Nein, meine Huld iſt euch auf immer verloren! Daß mein Truchſeß ohne Urſache durch euch den Tod gefunden, — ihr ſollt mir's büßen, bei meinem Bart!

Der werthe Ritter Heinrich verſtand gar wohl, was dieſer Eid beſage, den der böſe Kaiſer that. Er ſah ſich für verloren an und gerieth darüber in Wuth. Sich ſeines Leibes zu wehren und ſein Leben zu erhalten, es geſchehe, wie es wolle,

das war sein einziger Gedanke, denn es war ihm wohlbekannt, daß an dem, was Jener einmal bei seinem Barte gelobt hatte, nichts mehr zu ändern sei. „Nun merke ich," rief er aus, „daß mein Tod beschlossen ist! Darum thue ich recht, daß ich mich wehre und mein Leben vertheidige, so lange ich kann." Mit diesen Worten sprang der auserwählte Held rasch auf den Kaiser zu, ergriff ihn bei seinem langen Barte und riß ihn über den Tisch zu Boden, so daß Alles, was man vor ihm aufgetragen hatte, war's Fleisch oder Fisch, sammt Teller und Pokal mit ihm in den Staub fiel. Als er ihn so beim Barte zog, da wurden Kinn und Mund vieles Haares beraubt; das kaiserliche Haupt war beschimpft und die reichgezierte Krone rollte in ihrer Herrlichkeit über den Saal hin. Ehe man sich dessen versah, hatte er den Kaiser unter sich gelegt, zuckte sein wohlgewetztes Messer von der Seite und setzte es ihm hart an die Kehle; mit der Linken aber begann er ihn um den Kragen fest zu würgen und sprach: „Nun laßt mich Bürgen und Sicherheit empfangen, daß mir eure Gnade und Huld zu Theil werde; sonst ist's auf Erden um euer Leben geschehn! Widerrufet den Eid, den ihr geschworen habt, wenn ihr gesund davon kommen wollt, oder es muß euer Ende sein!"

So lag er mit der ganzen Last seines Leibes auf ihm, raufte ihn ohne Widerstreit am Bart und würgte ihn so hart, daß er nicht sprechen konnte. Bestürzt waren die edlen Fürsten aufgesprungen, liefen und drangen gemeinschaftlich herzu, wo der Kaiser fast wie ein Todter unter dem von Kempten lag, und hätten den Hülflosen gern aus den Händen seines Ueberwältigers erlöset. Aber Heinrich rief ihnen entgegen: „So wie mich Jemand anrührt, muß der Kaiser sterben; damit bringe ich den in große Noth, der ihm zu helfen gedenkt. Da ich mich nicht retten kann, so kommt erst der Wirth an's Gericht; ich steche den Alten mit diesem

Messer ab, und die Gäste sollen es auch entgelten, die mich schlagen wollen; ich vergieße ihres Blutes manchen Tropfen, bevor ich verderben mag. Nur heran! wer Lust zu sterben hat, der kehre sich her und rühre mich an!"

Da traten sie Alle zurück, wie es ihnen wahrhaftig ihre Pflicht gebot, auch begann der Kaiser mit aller Mühe ihnen zuzuwinken, daß sie möchten seitwärts treten. Das ward gethan und geschah. Darauf sprach der unverzagte Heinrich: „Laßt mich hier nicht lange liegen, wenn ihr das Leben behalten wollt! Es werde mir Sicherheit gethan, daß ihr mich unverletzt entlassen wollt. Wird mir diese Gewißheit nicht zu Theil, so ist es euer Tod."

Alsobald hob der Kaiser seine Finger auf und gelobte bei kaiserlicher Ehre, daß er ihn zur Stunde unbeschädigt wolle ziehen lassen. Nachdem ihm somit der Kaiser volle Sicherheit gewähret hatte, ließ er den Bart aus der Hand und half Herrn Otto vom Estrich aufstehn. Als derselbe sich erhoben hatte, setzte er sich in seinen reichverzierten Stuhl, fing an Haar und Bart wieder in Ordnung zu streichen und sprach zu dem Ritter also: „Ich habe euch Sicherheit gegeben, daß ich euch Leib und Leben unverderbet lasse. Nun ziehet eure Straße, aber so, daß ihr mich immerdar vermeidet und ich euch nie mehr mit Augen sehe. Ich merke wohl, daß ihr zu einem Ingesinde mir zu gefährlich seid; habt ihr doch hart genug an mir geunfugt! Wer meinen Bart ansieht, der räth mir gewiß, daß ich eurer näheren Bekanntschaft entsagen soll. Mich muß ein anderer Meister scheeren als ihr, das wisset ohne Spott; mein Bart soll bei Gott! euer Scheermesser fernerhin vermeiden, denn es schneidet unsanft Haut und Haar den Königen ab. Ich hab' es genug empfunden, daß ihr ein übler Scheerer seid: darum sollt ihr vom heutigen Tage ab Hof und Land räumen."

Da nahm der Ritter alsbald Urlaub von Allen, die an des Kaisers Hofe waren, und zog von dannen. Er kehrte nach Schwaben zurück und ließ sich daselbst auf ein reiches Lehen nieder. Als Dienstmann des Stiftes hatte er Acker, Wiesen und Feld genug; er befand sich gar wohl, denn es fehlte ihm weder an reichlichen Einkünften noch an Ansehen und Ehre.

2.

Der Ueberfall zu Puglia.

Zehn Jahre später begab es sich, daß der Kaiser Otto jenseit der Alpen einen großen Krieg führte und eine herrliche Stadt belagerte. Er und die Seinen hatten lange Zeit viel Mühe darangesetzt, diese Veste mit Steinen und Pfeilen und anderen Wurfgeschossen anzugreifen und zur Uebergabe zu nöthigen. Inzwischen aber war er neuer Mannschaft bedürftig worden. Er sandte deshalb nach deutscher Ritterschaft aus und ließ überall künden und sagen, daß, wer irgend zu der Zeit etwas vom Reiche zu Lehen hätte, ihm unverweilt müßte zu Hülfe kommen; dabei that er den Fürsten kund, daß ein Jeglicher, der ihm dienstbaft wäre oder Lehensverpflichtungen von ihm empfangen hätte, nach Pülle *)

*) d. i. Puglia oder Apulien.

kommen sollte und ihm streiten helfen. Wer dies nicht thäte, der sollte sein Lehen verwirkt haben.

Als diese Botschaft in allen deutschen Landen bekannt gemacht wurde, wurde sie auch dem Abte von Kempten*) durch einen Boten kundgethan. Da machte sich dieser lobesame Fürst zur Reise bereit, auch wurden sofort alle Dienstmannen beschickt und bei Treue und Eid zur Heerfahrt ermahnt. Den verständigen Ritter von Kempten aber ließ er vor sich kommen und sprach: „Ihr habt wohl gehört, daß der Kaiser nach Mannschaften in die deutschen Lande gesandt hat, und daß ich der Fürsten Einer bin, der ihm über das Gebirge zu Hülfe kommen soll. Dazu bedarf ich euer und meiner Dienstleute; die mahne ich allesammt und euch zuerst, daß ihr der Fahrt und Reise, die mir und euch geboten ist, euch nicht entziehet. Ihr sollt euch also ohne Verzug dazu bereit machen."

„Ach Herr, was habt ihr gesagt!" sprach Heinrich erschrocken; „es ist euch doch bekannt, daß ich nicht vor dem Kaiser erscheinen darf, dieweil ich seine Huld auf immer verwirkt habe. Erlasset mir die Reise, die mir zum Verderben gereichen würde, denn die Ungnade des Kaisers liegt schwer auf mir. Ich habe aber zwei Söhne erzogen, die will ich mit euch darsenden; so erhaltet ihr statt des Einen, der nur mit Unlust zum Kampfe zöge, zwei junge kriegslustige Helden." „Nein!" sprach der Abt, „ich bin nicht Willens diese Beiden an eurer Statt anzunehmen, denn ihr seid mir nützlicher als sie. Meine Hoffnung und all' meine Ehre ruhen dermalen

*) Otto der Große gab den Kirchen bedeutende Hoheitsrechte, durch welche die Bischöfe und Aebte den Herzogen und Graven an Macht und Ansehen völlig zur Seite gesetzt waren. Dafür aber waren Jene auch gleich Diesen verpflichtet, ihre Lehensleute und Dienstmannen bei Aufgeboten zu Reichskriegen dem Könige zuzusenden.

auf euch: ihr könnet uns im Streite die trefflichſten Dienſte leiſten, und was man in hohen Angelegenheiten an den Hof zu beſchicken hat, das wiſſet ihr viel beſſer zu verrichten als irgend Jemand. Mir iſt bei dieſer Heerfahrt Keiner dienlicher als ihr, darum bitte ich, daß ihr mir mit Rath und That zur Seite ſteht. Widerſtrebet ihr mir aber und entziehet euch dem Dienſte, welchen ihr mir ſchuldig ſeid, weiß Gott! ſo gebe ich, was ihr von mir zu Lehen habt, einem Andern, der es beſſer zu verdienen befliſſen iſt."

„Bei meiner Treue!" ſprach da der Rittersmann, „lautet eure Rede alſo, daß ihr mein Lehen einem Andern geben wollt, wenn ich euch in dieſem Stücke nicht Gehorſam leiſte, ſo mache ich mich lieber mit euch auf die Fahrt. Weiß der Herr! wie viele Sorge mir dieſe Reiſe macht; ehe ich aber Lehen und Ehre einbüße, reite ich mit euch wahrhaftig in den Tod. Meine Hülfe ſoll euch, ſobald als es erforderlich iſt, mit gutem Willen bereit ſein. Ihr ſeid mein Herr, dem ich meine Dienſte gewähren muß; da ihr mich ihrer nicht entbinden wollt, ſo geſchehe nach euerm Willen." Darauf rüſtete ſich der wackere Mann zur Heerfahrt und fuhr mit ſeinem Herrn von dannen über das Gebirge. Er war ſo kühn und keck, daß ihn die Furcht von keinem Unternehmen zurückſchreckte; er that, was ſein Herr ihm auftrug und entzog ſich keinem ſeiner Befehle.

Nun waren ſie beide vor dieſelbe Stadt gezogen, wo der römiſche Vogt mit ſeinem ſtarken Heere lag. Heinrich von Kempten vermied aber des Kaiſers Angeſicht, da ihn der alte Haß deſſelben, welchen er vormals verſchuldet hatte, mit Beſorgniß erfüllte. Darum floh ihn der kühne Mann und ſchlug ſeine Hütte ein wenig abſeits vom übrigen Heere auf.

Eines Tages hatte er ſich daſelbſt ein Bad bereiten laſſen, um nach den Mühen des Kampfes ſeine Glieder zu erquicken. Er badete in einem Zuber, den man für ihn aus einem be-

nachbarten Dorfe herbeigeſchafft hatte. Wie nun der Ritter ſo im Bade ſaß, ſah er aus der Stadt einen Theil der Bürger kommen und von der andern Seite her den Kaiſer ihnen entgegengehn; denn Dieſer war im Begriff mit Jenen wegen der Uebergabe der Stadt gütlich zu unterhandeln. Aber die Treuloſen gingen mit Trug und Falſchheit um und gedachten, wenn der Kaiſer mit ihnen eine Unterredung ſuche, ihn mit leichter Mühe niederzumachen. In der That kam er in gutem Vertrauen ohne Gewaffen daher und ritt ungewarnt in den Hinterhalt, der ihm gelegt war. Mit frechen Händen griffen ihn die Reiſigen an und wollten ihm fern von allem Beiſtande das Geſchick bereiten. Als der Ritter von Kempten im Bade das erſah, wie man Verrath und Mord in's Werk ſetzte und des Kaiſers Leben durch feindliche Untreue gefährdet war, da ließ er Baden und Dehnen unter-

wegs, sprang als ein raschentschlossener Mann aus dem tiefen Zuber, lief zu seinem Schilde, der an der Wand hing, und nahm ein gutes Schwert in seine Hand; damit kam der Held in raschem Laufe dem Kaiser zu Hülfe, erlöste ihn von seinen Widersachern und hielt nackt und bloß, wie er war, den Feinden Stand. Gewaltiglich setzte er sich zur Wehre, zerhauend und zerschellend, was ihm vor die Klinge kam. Viele, die es noch eben zuvor nach dem Morde des Kaisers gelüstet hatte, fühlten sich selber jetzt todeswund; mit Strömen von Blut bezeichnete die starke Hand des Kämpen jene Stelle, welche man sich zur verruchten That ersehen hatte; gar Manchen aus der Schaar dieser Treulosen trieb er einem bitterlichen Ende zu, und was am Leben blieb, das machte er flüchtig.

Als der Ritter solchergestalt den Kaiser befreit hatte, lief er sonder Verweilen wieder zu seinem Bade, setzte sich schnell darin nieder und badete, wie er zuvor that. Der Kaiser aber kehrte zu seinem Heere zurück. Wer ihn mit so mannlicher Abwehr erlöst hatte, war ihm nicht kund, denn er hatte seinen Retter nicht erkannt. Als er nun zu seinem Gezelte kam, stieg er rasch vom Pferde und setzte sich zornniglich auf seinen Thronstuhl. Die Fürsten drangen allesammt erschrocken herzu und der Kaiser sprach: „Ihr Herren, vernehmet, wie nahe ich verrathen war, und hätten mir nicht zwo ritterliche Hände geholfen, so wär's um mich geschehn gewesen. Wüßte ich nur, wer mir in dieser höchsten Noth so baldigen Trost gebracht und mich nackend aus dem feindlichen Gedränge herausgehaun, ich wollte ihn belohnen und begaben! Leib und Leben habe ich von seiner Hülfe Zoll: nie hat ein besserer Ritter das Schwert getragen, das glaubt mir! Kennet ihn Jemand, bei Gott! der bringe ihn vor meine Augen; ich gelobe es öffentlich, daß er soll reichen Sold empfahn; mein Herz ist ihm in aller Treue hold und

muß ihm immer günstig sein, denn ein auserles'nerer Ritter lebt weder hier noch anderswo!"

Nun waren Etliche zugegen, die wußten wohl, daß Niemand anders dem Kaiser geholfen hatte als Heinrich von Kempten; und Diese sprachen allesammt um die Wette: „Herr, wir kennen den Helden, der euer kostbares Leben vom Tode errettet hat. Nun trifft es sich aber, daß dermalen eure Ungnade schwer auf seinen Schultern lastet, denn er steht durch sein eigen Vergehen ferne von eurer Huld. Wenn ihm das Glück zu Theil würde, dieselbe wieder zu erlangen, so ließen wir ihn euch wohl sehn." Da sprach Herr Otto: „Und wenn er meinen Vater erschlagen hätte, so wollte ich doch ihm meine Huld wieder zuwenden und meine Gnade ihm erweisen." Das betheuerte er auf seine Treue und kaiserliche Ehre. Da ward ihm Heinrich von Kempten genannt und der ruhmvolle Kaiser erwiederte: „Wahrlich, das höre ich gern, daß er in dies Land gekommen ist. Wer anders hätte das wohl auch gethan als Er, der vormals die Verwegenheit in seinem Herzen trug, einen Kaiser bei seinem Barte über den Tisch zu ziehn? Sein Muth ist fröhlich und frisch, das gereicht ihm nimmer zum Nachtheil. Meine volle Freundschaft gehört diesem Wackeren; doch kann ich mir's nicht versagen, ihn erst ein wenig zu erschrecken und übel zu empfangen."

Da hieß er schnell hingehn und ihn zu Hofe bringen. Das geschah in nicht gar freundlicher Weise und auch der Kaiser gebahrde sich gegen ihn, als ob er ihn haßte: „Nun sagt," so fuhr er ihn an, „wie durftet ihr euch hieher wagen oder vor meine Augen kommen? Ihr wißt doch, warum ich euer Feind wurde; ihr seid es ja, der mir den Bart ohne Scheermesser geschoren, und dessen Grimm ihn so vieler Haare beraubt hat, daß er noch ohne Locke ist; daß hat eure Hand gethan; und daß ihr euch gleichwohl getrautet in

meine Nähe zu kommen, daran wird offenbar, daß ihr's auf Hoffahrt angelegt habt und Uebermuthes pflegen wollt.“ „Gnade, Herr!“ ſprach der Degen; „ich kam gezwungen her, darum bitte ich inſtändig, daß ihr dieſe That verzeihet. Mein Lehensherr, Einer der Fürſten, die hier vor euch verſammelt ſind, gebot mir bei ſeiner Huld, daß ich durch Nichts mich abhalten ließe mit ihm herzukommen. Ich betheure heute bei meiner Seligkeit, daß ich nur ungern dieſe Fahrt geritten, aus keinem andern Grunde, als weil ich, ſo mir Gott! ſein hohes Gebot erfüllen mußte; denn er hätte mir ſonſt mein Lehen genommen.“

Da fing der Kaiſer an zu lachen und ſprach: „Ihr ſeid unſchuldig, auserwählter Mann, das höre ich wohl; darum will ich gern meinen Zorn gegen euch aufgeben. Mir und Gott ſollt ihr tauſendmal willkommen ſein: ihr

habt mich eines großen Unglücks erlediget; ohne eure Hülfe, seliger Mann, war's um mein Leben geschehn!"

Da sprang er auf und lief zu ihm hin und küßte ihm Augen und Liede. Eine lautere Sühne und ein Friede ward unter ihnen geschlossen; ihrer Beider Groll war dahin, denn der hochgeborne Kaiser hatte seinen Zorn über der Liebe zu dem edeln Helden vergessen. Er gab ihm Lehne und Einkünfte, die ihm jährlich tausend Mark einbrachten. Seine verwegene und tapfre Mannheit brachte ihn zu großem Reichthume und zu so vollen Ehren, daß man noch jetzo seiner gedenket.

Darum soll jeder ritterliche Mann keck von Gemüth sein, alle Zagheit wegwerfen und seines Leibes Kraft wohl üben.

Mannessinn und Waffenkunst
Bringen Jedem Ehr' und Gunst.

Berlin, gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Heldengeschichten des Mittelalters.

Ihren Sängern nacherzählt

von

Ferdinand Bäßler.

Neue Folge. — Drittes Heft.

Mit Illustrationen von L. Burger und Anzelmann.

Berlin, 1852.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Beowulf,

Wieland der Schmied

und die

Ravennaſchlacht.

Für die Jugend und das Volk bearbeitet

von

Ferdinand Bäßler.

Mit Illuſtrationen von **L. Burger** und **Unzelmann.**

Berlin, 1852.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorwort

zum

dritten Hefte.

Die erste der hier mitgetheilten Erzählungen führt dem Leser die uralte Sage von Beowulf zu, welche, ursprünglich in den Küstenlanden zwischen der Oſt- und Nordsee heimisch, schon im 5ten Jahrhunderte mit den Angeln nach Britanien überſiedelte und dort im Anfange des 8ten Jahrhunderts ihre Niederzeichnung fand. An Werth und Würde des Alters kann ſich dieſem angelſächsiſchen Heldenliede unter den Denkmälern altdeutſcher Dichtung nur noch eines, das Bruchſtück des althochdeutſchen Hildebrandliedes aus dem Anfange des 9ten Jahrhunderts, an die Seite ſtellen. Der klare Einblick, welchen es in die urdeutſche Dichtungsweiſe, in die gedrungene Kraft und tiefe Sinnigkeit ihres Ausdrucks, in die Unmittelbarkeit ihrer Naturanſchauung, in die ſchlichte Größe ihrer Gedanken und Darſtellung, wie in die Energie ihrer Phantaſiegebilde gewährt, macht es zu einer

um ſo koſtbareren Reliquie der germaniſchen Vorzeit. Ebenſo einzig wie in literariſcher ſteht es in culturgeſchichtlicher Beziehung da, indem es ein Bild des öffentlichen und häuslichen Lebens norddeutſcher Stämme während des Zeitalters der Völkerwanderung in ſolcher Lebendigkeit und Friſche, in ſolcher Fülle der Züge und bis ins Einzelne durchgebildeter Plaſtik vor uns entfaltet, wie es auch bei der fleißigſten Zuſammenſtellung aus den Werken der Geſchichtſchreiber und ſonſt woher nicht zu gewinnen wäre.

Zuerſt durch Thorkelin (Kopenhagen 1815), dann durch Kemble (London 1835) veröffentlicht, iſt das Beowulfslied dem deutſchen Vaterlande durch eine ſtabreimende Ueberſetzung L. Ettmüllers (Zürich 1840) wieder zugeführt worden, welche jedoch bei ihrem engen Anſchluß an die alliterirende Form und die ſtarre, knappe, räthſelhafte Diction des Originals für den Neudeutſchen, mit Wilmar zu reden, faſt ſelber wieder eine Ueberſetzung erforderte; und eine ſolche iſt demjenigen Leſerkreiſe zu Dienſt und Liebe, den ich bei meinen Bearbeitungen deutſcher Heldenſagen vor Augen habe, im Vorliegenden verſucht worden.

Die zu zweit in dieſem Hefte mitgetheilte Dädalusſage der Deutſchen, Wieland der Schmied, bildet eine der anziehendſten Partieen der Wilkinaſaga (vollſtändig überſetzt von Fr. H. von der Hagen in den erſten Bänden ſeiner „Nordiſchen Heldenromane." Breslau 1814). Wie im Beowulf England, ſo giebt in der letztgenannten Sage Skandinavien dem deutſchen

Mutterlande ein ſchätzbares Stück ſeiner Nationalpoeſie zurück. Ein unbekannter Mann aus dem Norden, der im 13ten oder 14ten Jahrhunderte in Deutſchland ein lebhaftes Intereſſe für die epiſchen Lieder ſeiner Stammverwandten faßte, ſtellte das ihm daraus von Bürgern aus den Hanſeſtädten Bremen, Münſter und Soeſt Mitgetheilte mit gutem Sinn und Geſchick in einem unter dem obigen Namen bekannt gewordenen Sagenbuche zuſammen, welches, für die gelehrte Sagenforſchung von großem Werthe, wie in Hinſicht ſeines Urſprungs ſo auch an poetiſchem Gehalt und Tüchtigkeit der Darſtellung ſich mit den beſten unſerer alten Volksbücher in gleiche Reihe ſtellt.

Die dritte Sage: Die Schlacht von Raben (Ravennaſchlacht), ein Nebenzweig der Etzels- und Dietrichsſage, iſt uns nur in ihrer ſpäteſten und verkommenſten Geſtalt, einer weitſchweifigen und geſchmackloſen Umdichtung durch den fränkiſchen Markt- oder Bänkelſänger Caspar von der Rön aus dem letzten Drittel des 15ten Jahrhunderts überliefert (abgedruckt im zweiten Bande des Heldenbuchs von von der Hagen und Primiſſer, Berlin 1820—24): „edles Metall," wie W. Grimm ſagt, unter „taubem Geſtein," bis L. Ettmüller, durch dieſes Urtheil angereizt, die dankenswerthe Mühe daran ſetzte, „das Unechte vom Echten, die Einhüllung vom Kerne abzulöſen," und in ſeinem „Maere von vroun Helchen süne" (Zürich 1846) die muthmaaßliche Geſtalt des alten Gedichts aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts und damit den unverkümmerten Genuß der Sage wieder herzuſtellen. Das einleitende Capitel der vorliegenden Bearbeitung iſt dem alten Gedichte:

„Dietrichs Flucht zu den Heunen“ und aus der Wilkinasaga entnommen; im Uebrigen folgt die Erzählung mehrentheils dem Texte Ettmüllers, doch so, daß ſie manche, wie mir ſchien, mit Unrecht verworfene oder doch für meinen Zweck erwünſchte Strophe aus dem Liede Caspars von der Rön wieder aufnahm.

Neuſtadt-Magdeburg, am 30. Juli 1852.

Ferd. Bäßler.

Beowulf.

Angelſächſiſche Heldenſage.

1.

Beowulfs Fahrt zum Könige Hrodhgar.

Vor Zeiten herrſchte über die Dänen ein guter König mit Namen Hrodhgar. Der war glücklich in Krieg und Frieden bis in ſein hohes Alter. Da er aber alt geworden und Alles bis dahin ihm nach Wunſch gerathen war, traf ihn ein ſonderliches Unglück. Es kam ihm in den Sinn, eine große und glänzende Halle zu bauen, darin er ſich mit ſeinen Mannen verſammeln und fröhliche Feſte begehen wollte. Das that er und nannte ſie Heorot, d. i. Hirſch, denn ſtolz und hoch wie ein Hirſch mit ſeinen Geweihen ragte dieſer Männerſaal mit zahlreichen Zinnen und hatte nicht ſeines Gleichen. Dort verweilte ſich der König gern im Kreiſe ſeiner Dienſtmannen und feierte frohe Gelage; aber ihre Freude nahm ein jähes Ende.

Ein düſterer Geiſt, Namens Grendel,*) der die nahen Moore bewohnte, hörte mit Neid und Zorn den Harfenklang und das Getöſe der Freude, welches täglich von dort aus ſeiner dunklen Behauſung herüberſcholl. In ſpäter Nacht machte er ſich auf, um zu ſpähen, was dies ſei, und fand

*) D. i. Zermalmer, Vernichter.

im Saale die Schaar der Edelinge*) nach dem Zechgelage auf den Bänken entschlummert, sorglos und keines Unheils gewärtig. Grimmig fuhr der Unhold zu, ergriff mit Hast dreißig Männer und eilte, seiner Beute froh, mit diesem Haufen von Todten nach seiner Wohnung. Als nun der Morgen anbrach, und die Erwachenden den grauenvollen Mord wahrnahmen, da erhub sich Klage und Wehgeschrei nach der Freude des Gastmahls. Unfröhlich saß der gute Fürst, das hohe Haupt darniedergebeugt von der Last des Grams und der Sorgen. Aber nicht genug! In der nächsten Nacht wiederholte der Spukgeist seine Frevel und so wüthete zwölf Winter**) lang der Eine gegen Alle, also daß wer von den Dienstmannen zur Bewachung dieser Feste verpflichtet war, nur mit Furcht und Grauen daselbst sein Nachtlager nahm und das herrlichste der Häuser bald ganz unwohnlich dastand. Denn nicht durch Thieropfer ließ sich der Wütherich auf längere Zeit versöhnen, noch durch glänzende Gaben besänftigen. Er schonte weder Jung noch Alt, sondern schlug und zerriß, wer und wieviel ihm beliebte, und schleppte seine Beute mit sich in den Pfuhl. Das war mächtiges Unheil! Oft saßen die Skildinge***) mit gebrochenem Muthe beisammen und hielten Rath, welche Vorkehrungen sie treffen sollten, und fanden's nicht. Oft gingen sie zum Tempel und gelobten mit flehentlichen Worten Opfer und Geschenke Thor dem Donnergotte, dem Feinde der Riesen, daß er ihnen Hülfe senden möchte wider das schrecklichste aller Nachtübel.

Da kam die Kunde davon auch zu den Ohren Beowulfs. Der war ein Dienstmann Hygelaks, des Königs

*) Edle, Adelige.

**) Die nordische Sprache zählt sehr bezeichnend die Jahre nach Wintern, wie unsere Dichter oft umgekehrt nach Sommern oder Lenzen.

***) Nachkommen des Königs Skild, d. h. Dänen.

der Geaten,*) ein gewaltiger und kriegsberühmter Held. Schon manchen harten Kampf mit den Unholden der Tiefe hatte er sieghaft ausgefochten und dürstete immer nach neuer Gelegenheit, seine Stärke zu erproben. Als nun derselbe von den Uebelthaten Grendels vernahm, rief er: Kommt, lasset uns dem werthen Könige zu Hülfe eilen! Ihm sind Männer noth! Rüstet mir den Wogengänger,**) der uns auf dem Wege des Schwanen***) zu ihm hinübertrage. Aber nicht Alle traten seiner Meinung bei. Vielen schien dieses Wagniß allzu gefährlich, und obwohl sie ihm den Ruhm eines so edeln Unternehmens gern gegönnt hätten, suchten sie ihm doch die Fahrt zu verleiden, denn es war ihnen um den Ausgang bange. Aber während sie noch mit aller Anstrengung ihres Geistes die Zeichen befragten, hatte der Gute sich schon unter dem Geatenvolke die Gefährten erkoren, funfzehn der Muthigsten, die er zu finden vermochte. Ein seekundiger Strandbewohner zeigte ihnen den geeignetsten Ort zur Ausfahrt. Bald war das Fahrzeug in's Meer gebracht, und gerüstet bestiegen die Kämpen das Schiff; da beugte sich unter ihnen die Fluth und schwoll gegen den Ufersand hinauf. Die Seemänner trugen in den Busen des Nachens Waffen und Kampfgewande, die blinkenden Zierden. Dann stießen sie vom Lande, und mit schaumbeflossenem Halse flog das Schiff, vom Winde beflügelt wie ein Vogel über das tiefe Meer, bis sie am andern Tage das Land auftauchen sahen, die ragenden Berge, die Brandungsklippen, die langen Landzungen. Da war der Lauf vollbracht, die Arbeit zu Ende. Die Leute stiegen am Ufer hinan, seilten den Mast

*) Geaten oder Gauten, ein mächtiges Volk Skandinaviens, von welchem noch heutiges Tages die südliche Provinz des Königreichs Schweden den Namen Gothland führt.

**) Das Schiff.

***) D. i. auf dem Meere.

an, nahmen die Ringpanzer und Gewaffen hervor und dankten Gott, daß ſie die Meereswoge ungefährdet durchſchifft hatten.

Da ſah der Wächter der Skildinge, dem es oblag, jene Küſtenſtrecke zu behüten, die Fremdlinge an's Land gehen und die ſchimmernden Schilde hervortragen. Auf ſeinem Streitroſſe ritt er zum Strand heran, wägte den Speer in ſeinen kräftigen Händen und rief: „Wer ſeid ihr Männer im Kriegsgewand, die ihr den brandenden Kiel über der Waſſerbahn ſich wiegen ließet und kampfgerüſtet herankommt? Ich bin hergeſtellt, Acht zu haben auf die See, daß kein Feind das Land der Dänen mit einem Schiffsheere überfalle und ſchädige. Nie ſah ich bewaffnete Männer, die das Loſungswort unſers Fürſten nicht wußten, ſo unumwunden wie euch hier Einfahrt nehmen. Nie kam mir ein ſo gewaltiger Jarl*) zu Geſicht, wie Jener dort in eurer Mitte. Lügt nicht ſein äußeres Anſehn, ſo hat er ſchon manchen guten Kampf gethan und manches Ehrengeſchenk genoſſen. Eure Abkunft muß ich nun erfahren, ehe ihr von hier vorwärts gehet ins Dänenland. So ſagt mir denn an: von wannen ſeid ihr, ihr fernwohnenden Meerbeſchreiter?“

Beowulf nahm jetzt das Wort und ſprach: „Wir ſind Geatenmänner und Hygelaks Heerdgenoſſen.**) Mein Vater war der edle König Ekheow. Er ſtarb im hohen Alter, und ſein Angedenken ſteht noch bei vielen weiſen Männern weithin auf der Erde in Ehren. Mit guter Geſinnung gegen deinen Herrn ſind wir hergekommen und bringen ihm eine wichtige Botſchaft. Sei du unſer Führer, und was ich im Sinne trage, ſoll nicht lange verborgen bleiben. Ich will

*) Häuptling.
**) Die mit dem Könige an demſelben Heerde ſitzen, ſeine vertrauten Dienſtmannen.

ihm Kunde geben, wie er des wilden Schädigers sich entledigen solle, der ihm in dunklen Nächten Hohn und Mord bereitet. Denn nicht fürderhin soll er in seinem herrlichen Hause unfröhliche Zeiten und drückenden Harm erdulden."

Der biedere Buchtwart*) erwiederte ihm: „Ich höre nun wohl, daß dieses Kriegsvolk dem Fürsten der Skildinge hold ist. Gehet und tragt eure Waffen weiter; ich weise euch den Weg. Ich will nur noch meine Genossen mahnen, daß sie euer Fahrzeug gegen jeden Feind bewahren und das neugetheerte Schiff am Strande in Ruhe halten, bis es euch werthe Helden über das Meer zur Westmarke**) zurückträgt."

Also machten sie sich auf und zogen fürbaß; ihr Schiff lag ruhig vor Anker. Sie schritten landeinwärts, bis sie den schönen goldverzierten Saal zu Gesicht bekamen. Da wandte der dänische Begleiter seinen Hengst, und indem er noch einmal auf die Fremdlinge zurücksah, sprach er: „Dort seht ihr das Ziel eurer Reise! Für mich aber ist's Zeit, wieder umzukehren und am Strande Wache zu halten. Zu Ruhm und Ehre halte euch der Allwaltende und lasse euch heil und gesund aus dem Kampfe hervorgehn."

Auf einer mit bunten Steinen gepflasterten Straße schritten die Geaten nun vorwärts bis zu dem Eingange des Saales, zu welchem eine Stiege von wenigen Stufen emporführte. Auf ihren Häuptern glänzte golden der feuerharte Eberhelm und die hellen Ringe der Stahlrüstung erklangen, als sie zum Saale hinschritten. Sie lehnten die Schilde gegen den Wall des Hauses und stellten die Speere zusammen, die schlanken Schäfte von Eschenholz***) mit den

*) Hüter der Bucht.
**) Westküste des Geatenlandes.
***) Schon im homerischen Zeitalter nahm man gern

ſtahlgrauen Spitzen. Während deß kam ein Dienſtmann des Königs herzu. Es war Wulfgar, der Vandalenfürſt.*) Der fragte ſie: woher ſie kämen und was ihr Begehr wäre? Darauf antwortete der Führer der Geaten: „Wir ſind Hygelaks Bankgenoſſen. Beowulf iſt mein Name. Meine Botſchaft will ich dem Könige anſagen, wenn er uns die Huld erzeigt, daß wir den Edeln begrüßen dürfen.“ „Ich will den König darum fragen,“ erwiederte Wulfgar, „wie du es wünſcheſt, und dir ungeſäumt die Antwort zurückbringen, welche mir der würdige Herrſcher zu geben gedenkt.“

Mit eiligen Schritten ging er hin, wo Hrodhgar, der greiſe, grauhaarige Fürſt bei ſeinen Kämpfern ſaß, und als nun Wulfgar nach höfiſcher Sitte ihm vor der Achſel ſtund, begann er: „Herr, es ſind Männer der Geaten über das Meer gekommen. Ihr Führer nennt ſich Beowulf. Sie bitten dich, du mögeſt ihnen eine Unterredung geſtatten, und du weigere ihnen nicht die Gunſt deiner Gegenrede. Denn nach ihrem Waffengeſchmeide zu urtheilen, ſind ſie der Ehre der Jarle werth, mit Königen zu Tiſche zu ſitzen.“ Hrodhgar, der Helm der Skildinge, erwiederte: „Ich kannte ihn wohl, dieſen Beowulf, als er noch ein Knabe war. Sein edler Vater hieß Ekgtheow, welchem Hrethel die einzige Tochter zur Hausfrau gab. Nun kommt der Sohn, den alten Freund ſeines Vaters zu beſuchen. Eile dich, heiß ihn eintreten in die Verſammlung der Sippen**) und ſage ihnen, ſie ſeien den Dänen willkommen.“

Der wackere Dienſtmann ging zu der Thüre der Halle

Eſchenholz zu Lanzenſchäften, wozu es ſich ſeiner Zähigkeit wegen beſonders eignet.

*) Wahrſcheinlich Häuptling eines zurückgebliebenen Zweiges der nach dem Süden entwanderten Vandalen. Noch jetzt führt der König der Dänen den Titel Rex Vandalorum.

**) Verwandten.

und brachte, auf der Schwelle ſtehend, den draußen Harrenden die Botſchaft: „Es heißet euch der König, ihr Hochgemuthen, willkommen. Tretet ein unter euern Helmen und im Heergewande, den Herrſcher zu ſehen. Aber die Schilde und Speere laſſet hier, man wird ihnen ihren Platz ſchon anweiſen.“

2.

Reden der Helden in der Halle von Heorot.

Da erhob ſich der Hehre und die Schaar ſeiner Helden und folgte der Weiſung des Führers in die Halle von Heorot, während Etliche auf Beowulfs Befehl draußen zurückblieben, um der Waffen zu hüten. Er aber in glänzender Brünne*) trat ſammt ſeinen Begleitern bis an den Hochſitz und redete den König alſo an: „Heil dir König Hrodhgar! Ich bin Hygelaks Blutsverwandter und Dienſtmann. Viele mannhafte Thaten habe ich ſchon in meiner Jugend begangen. Oft ſchon bin ich vom Siege heimgekommen, gefärbt vom Blute der Feinde. Fünf Rieſengeiſter in den Waſſern, greuliche Nixe erſchlug ich und rächte die Geaten für alles Leid, ſo ſie von Jenen erduldet hatten. Nun iſt mir auch Grendels heilloſes Thun in meiner Heimath verkündet worden. Seefahrer haben mir erzählt, dieſer herrliche Saal

*) Kettelhemd, Ringpanzer.

werde für deine Helden eitel und unnütz, sobald das Abendlicht unter des Himmels Heitre verdämmert.*) Da haben mir, edler Herrscher, meine Recken gerathen, dein Haus zu besuchen, weil sie die Macht meiner Stärke kannten, und dir meine Hülfe anzubieten. So thue ich denn! Ich will über Grendeln Gericht halten und dein Haus von ihm reinigen; und darum bitte ich dich, Obdach der Skildinge um dieses Eine: daß du mir allein dieses Werk überlassest: Einer gen Einen will ich mit dem Wütherich kämpfen. Und da ich erfahren habe, daß er seiner Drachenhaut wegen von keiner Waffe könne verletzt werden, so will ich weder Schwert noch Schild zum Kampfe tragen und nur mit Griffen auf ihn fahnden, ob ich ihn bloß mit meiner Hände Kräften bewältige. Laß uns die Sache allein ausmachen und sei nicht auf meinen Schutz bedacht; denn so ich siege, ist er nicht von Nöthen; unterliege ich, so ist er umsonst. Wenn aber der Tod mich nimmt, so bahret den blutigen Leichnam, daß er der letzten Ehre nicht entbehre, und bestattet ihn, und zeichnet mein Grab, wie sich geziemt, mit Steinen. Dem Könige Hygelak sende, wenn Hilt**) mich hinwegrafft, das Panzerhemd, das mir die Brust beschirmt, das schönverschlungene Schlachtnetz. Es ist das trefflichste aller Kriegsgewande. Wieland,***) der Wunderschmid, hat es gefertiget, und König Hrethel hat es auf mich vererbt. Das ist mein letzter Wille. Schalte nun Wyrd,†) wie sie darf."

Freudig erwiederte Hrodhgar: „So trieb dich die Kampflust und die Ehrbegier, uns zu besuchen, Freund Beowulf?

*) Um die Zeit des Sonnenuntergangs erscheint der Himmel besonders heiter und durchsichtig.

**) Die Kriegsgöttin, auch den Kampf selbst bezeichnend. Das Wort ist noch erhalten in den Namen Criemhild, Brunhild u. a.

***) Berühmter Waffenschmid der nordischen Sage.

†) Name der ältesten Norne oder Schicksalsgöttin.

Wie iſt da der Sohn recht nach des Vaters Art gerathen! Denn auch dein Vater durfte der Stärke ſeiner Hand vertrauen. In hartem Zweikampfe erwürgte er den gewaltigen Haduleip, dem man mit keiner Waffe beikommen konnte, ſo undurchdringlich war ſeine Rüſtung. Darnach kam er als Bote der Wylfinge*) über die bäumenden Wogen zu uns herüber. Mein Bruder Heregar war damals nicht mehr am Leben, und ich als Erbe ſeiner Herrſchaft beſchirmte kühn die Hortburg der däniſchen Helden. Aber dieſem Stärkeren wagte ich nichts zu verweigern. Ich ſühnte die Feindſchaft mit lange aufgeſparten Schätzen, die ich den Wylfingen hinüberſandte, und dein Vater ſchwur mir dagegen Eide des Friedens und der Freundſchaft. — Was aber Grendeln betrifft, ſo iſt es meinem Herzen ſchwer und herbe zu ſagen, wie viel Hohn und Unheil er mir, dem kampfgewohnten Manne, in meinem Hauſe bereitet hat. Mein Burgvolk iſt erwürgt, meine Wehrſchaar dahingerafft: die Norne**) hat ſie hinweggefegt. Gott nur vermag den Tollwüthigen in ſeinem Thun zu hindern. Oft genug haben die Orlogſöhne***) beim Zechgelage über dem Methkeſſel, wie es Gebrauch iſt, das Gelübde abgelegt, hier im Waffenſaale Grendeln mit den nackten Schwertern zu erwarten und ſeinem Grimme wehrhaft zu begegnen: dann war die Halle zur Morgenzeit von Männern leer, alle Bankdielen†) mit Blut beſloſſen, das Eſtrich mit Heerſchweiß††) überſtrömt — ich hatte der Freunde weniger und meine Beſten eingebüßt. Doch genug davon! Sitze nun zum Schmauſe nieder und

*) Ein gothiſcher Stamm, bekannt durch ſeinen in der deutſchen Heldenſage gefeierten Helden Hildebrand.

**) Schickſalsgöttin.

***) D. i. Söhne des Kampfes.

†) Die Erhöhungen, worauf die Bänke ſtanden.

††) Schweiß für Blut, wie noch jetzt in der Jägerſprache üblich.

freue dich mit den Kämpen beim Gelage in fröhlichem Muthe, wie dein Herz dich antreibt."

Da wurde den Geaten im Biersaale eine Bank geräumt und sie setzten sich. Ein Höfling bediente sie. In der Hand trug er den glänzenden Bierkrug und schenkte den Schaumtrank. Ein Skalde stimmte ein heiteres Lied an. Da war Heldenlust in Heorot und fröhliche Genossenschaft unter den Dänen und Geaten.

Aber mit Neid und Widerwillen sah Hunferdh, der dem Könige der Skildinge zu Füßen saß,*) auf den fremden Gast. Es war ihm unerträglich, daß irgend ein anderer Mann auf Erden größeren Ruhmes genießen sollte als er selber. Da ließ er in seinem Herzen den Streit los und begann die erbitternde Rede:

„Bist du der Beowulf, der sich vormals mit Breca, dem Fürsten der Brondinge, in einen Wettstreit auf der sausenden See einließ? Weder Freund noch Feind konnte euch von dem tollkühnen Unternehmen abbringen, hinauszurudern in die offene See und die Meerstraße zu durchmessen mitten in der Winterszeit, wo sich die Woge mit Eise mischt, und sieben ganzer Nächte verbrachtet ihr mit Sorgen auf der Fluth der Schrecken. Er aber blieb Sieger, denn er war der Stärkere, und in der Morgenfrühe trug ihn die Hochfluth bei Headhorâmes ans Gestade. Du hast es jenem an ausdauernder Kraft nicht gleich thun können, darum fürchte ich für dich noch viel schlimmeren Ausgang, wenn dich dein Uebermuth anreizt, es nun gar mit Grendeln aufzunehmen."

Unmuthig erwiederte Beowulf: „Freund, du redest im Rausche, denn schwerlich würde dir sonst beikommen zu behaupten: Breca oder irgend ein anderer Mann habe mich an

*) Nämlich als Liebling des Königs.

Meereskraft*) übertroffen. Oder wenn du dir ein Märlein auftischen ließest, so erfahre die Wahrheit. Halberwachsen waren wir und noch jung an Jahren, da gelobten und verbanden wir uns beide mit einander draußen im Meere das Leben zu wagen und das leisteten wir! Mit dem nackten Schwert in den Händen schwammen wir im Sund umher und gedachten mit den Haien den Kampf zu wagen. So waren wir zusammen in der See fünf Nächte lang, bis die windbewegte Fluth, der beißende Froststurm und die nebelnde Nacht uns trennten. Da nun die Meerfische mich in solcher Arbeit gewahrten, auf rauher Bahn mit Wind und Wogen kämpfend, da ward ihr Muth gereizt, mich Einzelnen zu befehden. Mit grimmigen Griffen zog mich der Ungethüme eines zum Grunde hinab; aber mein gutes Streitgewand schützte mich vor seinen Bissen, bis es mir gelang, ihm des Schwertes Spitze in den Leib zu stoßen. Da ließ ich nicht ab und drang auf die übrigen ein, die am Meergrunde lauernd umhersaßen, und dienete ihnen mit scharfen Schwertschlägen, wie es schicklich war. Also arbeitete ich mühvoll die ganze Nacht hindurch, bis es still ward in der Tiefe, und kein Feind mehr bemerkbar war: da tauchte ich wieder auf, und hell vom Osten kam das Licht Gottes über die Lande her, das flimmernde Banner des Tages. Der Sturm hatte sich gelegt, die Wellen schwaderten,**) ich konnte die Seeküste wieder sehen und die windumwehten Wälle. Und als ich ans Land stieg, da lagen sie alle, die Leichen der Unholde mit Wundenmaalen bedeckt auf dem Wellenrücklaß. Mein Schwert hat sie für immer beschwichtiget, daß

*) D. i. an Schwimmkraft oder Fähigkeit, schwimmend im Meer auszudauern.

**) Die Wellen schwadern, wie sie sich nur noch leicht heben und senken und so allmälig beruhigen.

ſie fürder nicht mehr denen, welche die Meerfluth pflügen,*) die friedliche Hinfahrt wehren. — Soll ich noch weiter erzählen, wie ich die neun Nixe erſchlug: — nie habe ich unter des Himmels Bogen härteren Kampf erfahren als in jener Nacht; dennoch brachte ich mich aus aller Fährlichkeit unverletzt zurück. Wann hätte man von Breca oder gar von dir ſo theuerliche Fahrt verkündet? Unthaten ſind dir gelungen, aber noch keine Thaten! Du Elender führeſt hier auf der Bierbank das große Wort, aber Alles, was ich hier vorfinde, macht deinen Witz zu Schanden. Wäre dein Herz und dein Arm ſo wacker wie deine Zunge, wahrlich, dann hätte Grendel nimmer an deinem Altherren ſo viel Hohn verübt! Aber er erkannte recht wohl, daß er eure eitle Stärke nicht ſehr zu fürchten braucht; darum nimmt er von euch Pfänder nach Belieben, wüſtet und würget nach Luſt. Kein Däne wird ihm Einhalt thun, aber ich, ein Geate, will ſeinen Schrecken ein Ende machen, und morgen, wenn der Himmelswart**) wieder das Licht des Tages über das Volk der Erde ſcheinen läßt: dann mag Jeder, der da will, wohlgemuth und ohne Sorgen ſich hier zum Zechgelage einfinden. Es wird nichts mehr vorhanden ſein, was ihm ſeine Luſt vergällt und vereitelt."

Der greiſe König war ganz fröhlich über den Entſchluß Beowulfs, denn er trauete ſeiner Zuſage. Hoch ſtieg die Freude der Männer und lauter Jubel dröhnte durch den Saal. Siehe, da erſchien Wealtheow, die goldgeſchmückte Königin, ihrer hausfräulichen Pflicht gedenkend, unter den

*) Daſſelbe ſchöne Bild in Schillers Braut von Meſſina:
Wer das grüne kryſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Dem vermählt ſich das Glück, dem gehört die Welt,
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!

**) D. i. Sonne.

Gästen, grüßte ſie freundlich und reichte den Becher, wie nach der Sitte ihr zukam, den verſammelten Helden: zuerſt dem edlen Landeshüter, dem Könige ihrem Gemahl, und ermunterte ihn mit holden Worten, ſich des Gelages zu erfreuen und den Leuten ſich als ein milder Wirth zu erweiſen. Mit Luſt ergriff der biedere Herrſcher aus ihren Händen den Becher. Dann weiter wandte ſie ſich zu den Uebrigen, erſt zu den Alten, dann zu der Jugend, bis ſie auch zu Beowulfen kam und, indem ſie ihm den koſtbaren Methkrug brachte, grüßte ſie den Schirm der Geaten und dankte ihm mit vieler Anmuth für ſein Verſprechen. „Ja, vielwerthe Fürſtin," erwiederte der Wackere, „ich hab' es mir geſchworen, als ich zum Strande ging und in meiner Kämpen Geleite das Schiff betrat: ich will hier eine That verrichten, die eines Jarles werth ſei, oder in dieſem Saale meinen Endetag erwarten."

Der Königin gefiel die kühne Rede des Geaten; ſie wandte ſich zurück zu dem königlichen Hochſitze und ließ ſich

an der Seite des Herrſchers nieder. Nun blieb man fröhlich beim Gelage, bis der König ſich erhob, um das Abendlager zu ſuchen. Denn er gedachte daran, wie viel Sorge und Noth die hier Säumenden erwartete, ſobald ihnen das Licht der Sonne verſänke, die nebelnde Nacht ſie umhüllte und die Schattengeſtalten der Geiſter zu ſchreiten begönnen. Alles Wehrvolk ſtand auf und Hrodhgar grüßte Beowulfen zum Abſchied mit herzlichen Worten: „Niemals," ſprach er, „habe ich irgend einem Kämpen meine Burg mit ſo gutem Vertrauen übergeben wie dir. Halte denn das beſte der Häuſer in deiner Hut, achte der Ehre, wache gegen den Wütherich und laß die Stärke deines Armes kund werden. Es ſoll kein Wunſch dir übrig bleiben, wenn du dieſe ruhmvolle That lebend vollendeſt."

3.

Beowulfs Kampf mit Grendeln.

Mit dieſen Worten verließ Hrodhgar im Geleite ſeiner Helden die Halle. Beowulf aber blieb mit den Seinen zur Stelle. Da er wußte, daß Waffen Grendeln nichts anhaben könnten, ſo legte er jetzt die Eiſenbrünne ab, ſetzte den Helm vom Haupte, gab das große Schlachtſchwert, das ausgewählte Eiſen, dem Diener und hieß ihn es aufbewahren. Dann legte er ſich aufs Lager nieder, hüllte ſich in die Decke und ließ ſein Haupt auf dem Pfühle ruhn. Um ihn herum lag mancher ſchnelle Seeheld ſtill und ſchweigend, aber in

ſorgenſchweren Gedanken; denn Keiner von ihnen hoffte, daß er glücklich von dannen ging und die ſüße Heimath jemals wiederfinden würde, ſein Volk und die Freiburg des Vaters. Aber die Walkyre,*) die das Gewebe der Schlachten webt, verlieh ihnen Wahlglück, daß ſie den Furchtbaren beſiegten durch Eines Mannes Kraft.

Um Mitternacht waren Alle, die das Haus behüten ſollten, entſchlafen, nur Beowulf lag wachend auf ſeinem Lager und harrete zürnend auf die Ankunft Grendels. Da ſtieg aus dampfendem Moore das Scheuſal auf und nahete ſich, in Dunſt und Wolken gehüllt, dem wonnigen Saale, welchen es ſchon ſo oft mit Mord und Schrecken erfüllt hatte. In wüthiger Gier ſtürmte der Unhold gegen die Wohnung heran, riß die mit Eiſenbändern gefeſtete Thür auf und drang in die Halle. Von den Augen ſchoß ihm wie helle Lohe, der ſchauerliche Strahl, und mit grimmiger Luſt überblickte er die Menge der Schläfer, die reiche Weide unerſättlicher Mordgier. Gar manches Leben gedachte er vom Leibe zu ſcheiden, ehe der Morgen heraufläme und machte ſich ungeſäumt an die blutige Arbeit. Mit ſchrecklichem Zähneblecken ergriff er einen der Schläfer, ſchliß ihn mitten von einander, biß ins Fleiſch, ſog das Blut aus den Adern und verſchlang Alles in großen Stücken, daß in Kurzem von dem Getödteten nichts mehr, weder Fauſt noch Fuß zu ſehen war.

Nun ſchritt er fürbaß, um den Zweiten zu ergreifen, und neigte ſich über Beowulfen, der ſich bis dahin ſtill und lauernd in ſeinem Ruhbette gehalten hatte. Da ſtreckte der Recke jach ſeine Hand aus, ergriff den Unhold und hielt ihn, auf den Arm geſtützt, dermaßen feſt, daß der alte

*) Walkyrien hießen die nordiſchen Schlacht- und Siegesgöttinnen.

Frevler flugs inne wurde, er habe noch nie auf Erden einen Menſchen von härterem Handgriffe gefunden. Da wuchs ihm Furcht im Herzen und konnte doch nicht los. Beowulf aber ſprang jetzt hurtig auf ſeine Füße und drängte den Gegner ſo gewaltſam vorwärts, daß dem zurückgebeugten Rieſen die Finger brachen. Der Wütherich wünſchte ſich weit hinweg aus der Nähe des Starken und ſtrebte aus allen Kräften ſich loszumachen, aber umſonſt! Er fühlte ſeine Finger in der Hand eines Mächtigeren. Furchtbar erdröhnte der Männerſaal, als die Beiden ingrimmig mit einander rangen. Die ſchönen Krüge von Eichenholz fielen um, und den Dänen wurde rings umher die Ale verſchüttet. Ein Wunder war es, daß die Halle ſelber die ehernen Tritte dieſer Ringer aushielt und der königliche Bau unter ſo gewaltigen Erſchütterungen nicht in Trümmer fiel; aber er war zum Glück von innen und außen feſt und ſorgſam mit

Eisenbanden umschmiedet. Dennoch erbebte er von unten bis oben, und von den Bankdielen flog manche wohlgefügte Methbank. Ein Laut drang aus der Halle ins Weite, neu und seltsam, daß den Dänen, welche draußen auf dem Walle Wache stunden, schüttelnder Schrecken ankam, — so grausig erklang das Wehgeschrei des Verwundeten, das Lied des Sieglosen. Denn Beowulf hielt ihn fest wie in der Haft des Todes. Nun raffte der Unhold seine letzte Kraft zusammen, um dem Gewaltigen sich zu entreißen: an der Achsel ward eine klaffende Wunde sichtbar, die Sehnen zersprangen, die Bänder der Knochen barsten; Hand, Arm und Schulter blieben in der Faust des Siegers, und todwund entrann Grendel in seine freudenlose Wohnung. Er wußte nun, daß seines Alters Ende da war und die Vollzahl seiner Tage.

So hatte der starke Recke das grauenvolle Nachtwerk glücklich vollbracht und den Seedänen sein kühnes Versprechen gehalten. König Hrodhgars Halle war fortan vor dem Grimme des alten Frevlers gesichert, und sein Volk der Sorgen entledigt. Schnell verbreitete sich die Kunde von Beowulfs Sieg über die ganze Landschaft. Schon am frühen Morgen war die Halle von der neubegierigen Menge des Volkes umringt. Von fern und nahe kamen die Fürsten herbei, um die Wunder anzuschauen, welche die Mannesthat des Fremdlings bezeugten: den losgerissenen Arm des Ungeheuers und seine blutige Fährte. Mit Jauchzen folgte man der Rennspur des Flüchtigen vom Neubau bis zum Meere, wo die Nire wohnen. Da sah man die Brandung in Blute wogend und die todfarbene*) Tiefe noch dampfend vom heißen Blutdunst. Und nachdem sie sich an solchem Anblicke gesättiget, kehrten die Kämpen wieder um und rühmten

*) D. i. blutig.

unter einander die Großthat Beowulfs, und manch ein Biedermann bezeugte, daß zwischen beiden Seen*) und unter des Himmels Wölbung kein mächtigerer Kämpe sich finden ließe oder ein Held, der würdiger wäre, über Land und Leute zu herrschen.

Im Wettlaufe ließen nun die Edeln ihre Rosse auf der weißen Straße dahinjagen, um dem Könige Beowulfs That zu verkünden. Alsobald erhob sich dieser gar hochgemuth und ging eilends mit dem Gefolge seiner Recken sammt der Königin im Geleite ihrer Jungfrauen nach der Methhalle. Und als er nun an der Stufe stand und sah den stolzen, goldverzierten Bau vom Frevel gereiniget und sahe Grendels Hand, die man ihm darlegte, da erhob er seine Blicke betend gen Himmel und sprach: „Dem Allvater**) sei allezeit Dank und Lob für diesen Anblick! Viel Uebels hab' ich erduldet und verzweifelte daran, daß mir jemals im ganzen Leben Vergeltung werden sollte. Blutbesudelt stand mir das beste meiner Häuser; meine Landburg war zur Herberge scheußlicher Nachtgespenster worden, und Keiner unter der Zahl meiner Helden, der ihrem Unfuge wehren konnte. Nun hat ein fernhergekommener Kämpfer mit Gottes Hülfe vollbracht, was unser Keiner vermocht hat. Ja! welches Weib auch immer diesen Sohn gebar, sagen darf sie, wenn sie noch unter den Lebenden weilt, des Weltschöpfers Gunst habe sie vor Allen in ihrem Geschlechte begnadet. Lieben will ich dich, Beowulf, bester Mann, von ganzer Seele, als ob du mein Sohn wärest. So weit es in meiner Gewalt steht, soll kein vergeblicher Wunsch dich kränken. Habe ich doch geringere Recken mit Schätzen belohnt und viel minder Tüchtige reich gemacht. Doch was sind alle Gaben gegen

*) Ost- und Nordsee.
**) Odin oder Wodan.

deine That! Du ſelbſt haſt den beſten Preis dir zuertheilt: daß deine Tugend lebt immer und ewig! Der Allvater lohne dir's mit Heil, wie er ſchon heute gethan hat!"

Beowulf antwortete: „Uns ſelber zur Freude haben wir den Kampf gewagt und friſch uns verſucht an der Wuth des Unholdes. Ich wünſchte nur, du ſelber hätteſt ihn hier geſehen, den widerwärtigſten aller Gäſte, welche jemals deine Schwelle überſchritten. Und wahrlich! ich habe es daran nicht fehlen laſſen, ihn zum Bleiben zu nöthigen, ſo dringend, als ich nur immer vermochte. Mit Banden gedachte ich ihn hier an ſeine Sterbelager zu feſſeln, daß er zur Luſt daläge vor den Augen derer, denen er vormals zum Schrecken geweſen. Aber Gott hat nicht zugelaſſen, daß ich ihn am Weggange verhinderte; und um nur Flucht und Leben zu retten, hat der Elende lieber Arm und Achſel darangegeben!"

Darauf ſchwieg der Fürſt der Geaten und rühmte ſich nicht fürder ſeiner That; denn beſſer als Worte bezeugte die losgeriſſene Hand des Beſiegten die Mannskraft deſſen, der dieſen Zweig vom Stamme riß. Mit Staunen betrachteten die Edelinge die Rieſenfauſt.*) Ihre ſtarrenden Nägel waren hart und ſcharf, dem Stahle vergleichbar, und Jeder, der ſie beſchauete, mußte ſich überzeugen, daß auch das beſte Eiſen nicht vermögend geweſen wäre, die Fauſt des Ungethüms zu brechen.

Auf das Geheiß des Königs wurde jetzt Heorot, die gute Feſte, wieder geſäubert und aufgeſchmückt. Denn wüſt und unerfreulich war ihre Geſtalt geworden gleich einer Wahlſtatt. Tiſche und Bänke lagen umgeſtürzt und zer-

*) Man ſieht noch am zerhauenen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Roland Schildträger.

trümmert, die blanken Wände zerstoßen, die Haspen ausgerissen und zerbrochen, der Estrich mit Blute besudelt, und nichts an dem ganzen Baue war unverletzt geblieben, außer das Hochdach. Nun aber kamen Männer und Maide zuhauf in den Gastsaal und tilgten mit fleißigen Händen die Verwüstung. Bald erglänzte der Methsaal wieder in seiner vorigen Zier und Schöne; an den Wänden herab hingen Decken und Teppiche und hielten dem Auge die Wunderschau ihrer eingewobenen Bilder dar.

Nun war Zeit und Stunde gekommen, da auch Healfdenes Sohn, der hehre König, zur Halle ging, um mit den Seinen daselbst das Mahl zu halten. Nie habe ich vernommen, daß eine stolzere Schaar von edeln Recken sich um einen milderen Herrscher reihete. Zur Tafel setzten sich die wackeren Kämpen und freuten sich der Fülle der Bewirthung. Kaum sah man jemals so tapfere Zecher friedseliger beisammen: kein erhitzter Streit noch Waffenlärm störte die Freuden des Methkrugs.*).

Da ließ der König das Schwert seines Vaters Healfdans herbeibringen, den glänzenden Heerkampfstrahler, und gab es Beowulfen zum Ehrenlohn. Dieser Gabe fügte er noch ein güldenes Schlachtenbanner mit verziertem Griffe, einen guten Helm mit Bilde eines Ebers auf seinem Dache und ein künstlich geflochtenes Panzerhemd hinzu. Wahrlich, solcher Gaben brauchte Beowulf vor Allen, die da Schild tragen, sich nicht zu schämen. Darauf ließ der König acht Rosse mit reich besetzten Zäumen in die Umzäunung des Burghofs führen, und das schönste darunter trug den prächtigen Heersessel, dessen der König selber sich zu bedienen pflegte, wenn er ausritt, die Schlachtenreihen zu ordnen.

*) Die rühmende Erwähnung dieses Umstandes läßt uns ahnen, wie viel häufiger sonst das Gegentheil statt fand.

Ueber dies Alles, Waffen und Roſſe, verlieh er Beowulfen Gewalt zu eigenem Gebrauche. So fürſtlich lohnte der Volksherrſcher den Waffendienſt des Geaten. Aber auch all den Anderen, ſo mit ihm über das Meer gekommen waren, ließ er Gaben reichen und hieß für den Einen, welchen Grendel ergriffen und gemordet hatte, mit Golde Erſatz geben.*)

Nun erſcholl Sang und Klang vor den Heergeſellen im Saale. Der Skalde ergriff das Luſtholz.**) Er begann ein gewaltiges Lied von den Kämpfen der Altväter in den Tagen der Vorzeit; und heller Beifall erſcholl von allen Bänken, als Frohmanns***) Geſang verhallte. Da erſchien Wealtheow, das edle Gemahl des Königes. Unter dem Goldreife ihres Hauptes hin ſchritt ſie durch den Saal bis zu den Stühlen, wo ihre Söhne Hredhrik und Hrodhmund bei einander ſaßen, und auch Beowulf, der Held bei den Heldenkindern. Sie bot ihm den Humpen dar und ließ durch den Diener zwei Armgolde und einen Halsring herbeibringen, der war ſo groß und herrlich wie der Armſchmuck Freyjas,†) der holdſeligſten unter den Göttinnen. „Nimm

*) Hrodhgar erbot ſich freiwillig zu einer Entſchädigungsſumme für den Gefolgsmann Beowulfs, inſofern er ſich gewiſſermaßen als Urſache ſeines Todes anſehen konnte. Nach uraltem germaniſchem Rechtsbrauche wurde nämlich auch der Todtſchlag durch eine beſtimmte Erſatzſumme an Vieh oder Geld geſühnt und durch ſolche Ausgleichung die endlos ſich fortſpinnende Blutrache verhütet. Tacitus Germania c. 21. Suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui quam amicitias necesse est. nec implacabiles durant: luitur enim etiam homicidium certo armentorum ac pecorum numero, recipitque satisfactionem universa domus, utiliter in publicum, quia periculosiores sunt inimicitiae iuxta libertatem.

**) Die Harfe.

***) Der Sänger.

†) Die Göttin der Liebe. Ihr Halsſchmuck hieß Briſing und war ein Geſchenk kunſtreicher Zwerge.

dies Ehrengeſchenk," ſprach ſie, „von meiner Hand, lieber Beowulf, und gebrauche ſeiner in Glück und Heil! Mögeſt du froh gedeihen in aller Zeit, und laß dir auch die Zukunft dieſer Knaben befohlen ſein, wenn einſt der König, ſeinem Geſchicke folgend, Volk und Erbreich in eines Anderen Hände legt. Werde du ihnen dann ein Lehrer deiner Tugenden und laß ſie des Beiſtandes deines tapferen Armes genießen. Nah und fern ehren dich hochſinnige Helden, ſo weit die Fluth an windumwehte Dünen ſchlägt. Wandle dein Leben lang in Segen und erhalte mir den Sohn, der des Vaters Krone trägt, in Frieden, Recht und Würden." Darauf zu den Gäſten insgeſammt ſich hinwendend, ſprach ſie: „In gutem Frieden ſehe ich hier die Häuptlinge bei einander ſitzen, wohldenkenden Herzens, treu und holdgeſinnt dem Mannherrn.*) Edle Degen ſind das und williges Dienſtvolk! Thuet denn, wie ich bitte: trinket und ſeid in Eintracht fröhlich!"

Sie ging zum Seſſel, und die Gäſte des Königs waren fröhlich und wohlgemuth beim Weine, und Keiner gedachte der grimmen Macht des Schickſals, die über ſie alle dräuend hereinſah. Da kam der Abend, und Hrodhgar kehrte zu ſeinem Hofe heim und ſuchte das Lager.

*) D. i. dem Könige, als Herrn der Mannen und Vaſallen.

4.

Neues Unheil in Heorot. Beowulfs Gang nach der Wohnung Grendels.

Eine große Anzahl der Häuptlinge war zum Schutze des Palaſtes zurückgeblieben. Sie hoben die Bänke von den Dielen und ſtellten ſie bei Seite, um den Saal zum Nachtlager einzurichten, und breiteten nun rings umher die Pfühle und Polſter. Sie legten ſich nieder, ihnen zu Häupten den Heerſchild, und neben ſich den Helm, die Brünne und den kräftigen Speer, damit ſie zu jeder Stunde kampfbereit daſtünden, wenn der Stammkönig ihres Dienſtes bedürfte. Alſo entſchliefen ſie. Aber mit Schmerzen mußten ſie die kurze Abendruhe entgelten.

Ingrimmig gedachte Grendels Mutter an das jammervolle Ende ihres Sohnes. Von Wuth und Rache geſtachelt, ging ſie aus ihrer grauenvollen Wohnung hervor gen Heorot, Entgeltung zu nehmen für den Verlorenen. Doch kaum hatte ſie die Schwelle des Saals betreten, da erwachten die Männer und ſprangen auf. Grauſen ergriff ſie beim Anblicke des Ungeheuers wie ein Mägdlein, wenn es in die Mitte kämpfender Männer geräth. Ueber den Sitzen riß man die Schwerter herab, zog die Klingen aus der Scheide und hob die Schilde vom Boden. Als aber die Unholdin ſich entdeckt und die Männer ſo wehrhaft ſich begegnen ſah, ſäumte ſie ſich nicht, ſondern ergriff raſch Einen der Edeln und fuhr mit ihm davon. Das war Askhere, den dies herbe Geſchick betraf, ein wackerer Kämpfer, welcher dem

Könige von alle ſeinem Geſinde zwiſchen beiden Meeren der Liebſte war; und leider war Beowulf nicht zugegen, denn man hatte ihm einen andern Ort zur Nachtherberge eingeräumt. Wehklage erfüllte Heorot, und der Kummer war wieder eingezogen in die herrliche Feſte. Gram erfüllte den alterweiſen König, als er das Schickſal ſeines Oberdegens*) erfuhr: fürwahr, das war kein glücklicher Tauſch, für Grendeln den Liebling ſeines Herzens hingeben zu müſſen!

Sobald der Tag ſichtbar geworden, ließ er Beowulfen

*) Befehlshaber über die Dienſtmannen.

zu Hofe kommen. Er kam in Begleitung der Jarle und von ſeinen Gefährten gefolgt vor den König und frug mit Verwunderung: ob zufolge der Nothladung ihm etwa dieſe Nacht nicht zum Heile geweſen ſei? Hrodhgar entgegnete: „Forſche nicht nach Heil! Neuer Gram iſt dem Dänenvolke bereitet. Aſkhere iſt todt, mein Raungeſell*) und mein Rathgeber, mein Kampfgenoß, der mir überall zur Seite ſtand, wo die Heermänner ſtritten und die Eberzeichen**) auf den Helmen erdröhneten. Ich weiß nicht, welcher ſcheußliche Aasſchwelg***) wieder Eingang in meine Burg gefunden hat und es uns entgelten läßt, daß du in geſtriger Nacht Grendeln für ſeine Unthaten ſo empfindlich gezüchtiget haſt. Der Wütherich fiel, ſeines Endes würdig: doch nun iſt ein anderer da, den Verwandten zu rächen. Er hat das Ende dieſer unglückſeligen Fehde noch weit hinausgeſchoben. Wer weiß, wie lange wir ohnmächtigen Zornes ſolche Frevel erdulden werden! Willſt du aber wiſſen, auf welchen Urheber die Spuren deuten, ſo vernimm noch dies: Leute von gutem Verſtand, die auf dem Lande wohnen, habe ich ſagen hören, daß ſie zween ſolcher Markgänger†) geſehen hätten,

*) Dem man ſeine Gedanken vertraulich ins Ohr raunt, Vertrauter.

**) Auf dem Giebel des Helmes führte man zu Ehren der Göttin Freya und ihres Bruders Freyr das Bild eines Ebers; oder auch der ganze, Stirn und Schläfe bedeckende Theil des Helmes hatte die Geſtalt eines Eberhauptes. Dieſer heiligen Zeichen bediente man ſich als Talismane, um ſich gegen feindliche Waffen feſt zu machen. Schon Tacitus erwähnt dieſes Gebrauchs bei den Aeſtyern oder deutſchen Oſtſtämmen (Eſthen). German. c. 45: Matrem deum venerantur. insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omniumque tutela securum deae cultorem etiam inter hostes praestat.

***) Der in Leichnamen ſchwelgt, wie man ähnlicher Weiſe von einem „Weinſchwelg“ redete.

†) Die Feldmarken umirrende Spukgeiſter.

den einen in Weibesgestalt, den andern wie ein Mannsbild, nur daß er Mannes Maaß weit überragte. Diesen hat man schon vorlängst Grendel genannt, den Andern kennt Niemand mit Namen. Tief im Dunkel des Fennmores*) haben sie ihre Behausung am windigen Vorgebirge, wo ein Felsenstrom unter dem Geklüfte niederwärts zur Meerbucht schäumt. Es ist nicht weit von hier, eine Meile Wegs, bis zum Moore. Ueber ihm ragen rauschende Bäume. Hoch bis zu den Wolken hinauf spritzt dort die siedende Brandung, wenn der Wind verderbliche Ungewitter aufstört, die Luft sich schwärzt und die Himmel hallen. Und des Nachts gewahrt man dort grausige Wunder, Feuer lodert über den Wassern, 's ist nicht geheuer an dem Ort. Oefters konnten wir uns selber davon überzeugen. Wenn der hochgehörnte Hirsch, der flüchtige Heideläufer, von Hunden geängstiget zum Hochwalde eilt und, in jene Gegend verscheucht, keinen andern Ausgang mehr vor sich sieht, — lieber giebt er dann sein Leben verloren und bleibt am Lande, als daß er in die Lache sprünge und solchergestalt seinen Verfolgern sich entzöge. — Die Hülfe steht abermals bei dir allein, o Beowulf! Du kennst nun den Ort und weißt die furchtbare Wohnung, wo du den sündenvollen Unhold finden kannst: suche ihn, wenn du darfst. Ich will dir auch diesen Kampf, wie ich schon gethan, mit Kleinodien, mit gewundenem Golde, mit alten Schätzen lohnen. Einen Siegespreis will ich dir geben, wie ihn noch Keiner empfangen hat, wenn du davon kommst."

Beowulf antwortete ihm: „Sorge nicht, weiser König! Seliger ist es, seinen Freund zu rächen, als mit ihm zu klagen. Einmal kommt doch das Ende dieses Weltlebens.

---

*) Fenn nennt man das feste, mit Moor umgebene, und darum unzugängliche Land.

Wirke, wer es vermag, unermüdlich, ehe der Tod kommt. Das ist der beste Nachruhm eines Helden. Wohlan denn, Hüter des Reiches! Laß uns schnell von hinnen und die Gangspur von Grendels Verwandten schauen. Das verheiße ich dir: nicht auf die offene See entkommt er, noch in den Bauch der Erde, noch in des Berges Waldung, noch in den Grund des Weltmeeres. Fliehe er, wohin er mag, ich werde ihn greifen! Trage noch diesen Tag deinen Schmerz in Geduld, wie ich zu dir hoffe. Es soll dir Sühne werden für Alles, was du erlitten hast!"

Der Greis erhob sich und dankte dem Allmächtigen umdeßwillen, was der Mann da sprach. Alsobald zäumte man den Hengst des Königs, das langgemähnte Schlachtroß. In Kurzem hatte sich der König zur Fahrt gerüstet und schwang sich in den Sattel. Eine Schaar schildbewehrter Männer folgte dem werthen Fürsten, und das Volk eilte über das Feld und das mürbe Moor vorwärts; weithin längs dem Saume des Waldes sah man die Schritte der Wanderer. Den Uebrigen voraus, nur von wenigen wohlerfahrenen Männern begleitet, schritt Beowulf dahin. Auf unwegsamen Pfaden und engen Einwegen*) überstieg er schroffes Geklüft und jähe Felsenhänge, die Häuser der Nixe, bis er den dunkeln, freudenlosen Bergwald gewahrte. Ein schmutzig-blutiges Gewässer leckte den Fuß des Felsen, und mit Grausen entdeckten die Dänen das Hauptnetz**) des unglücklichen Askheres an einer Klippe hangend. Mit schauerlichen Tönen verkündete unterweilen das Horn den Zurückgebliebenen, daß man die Wohnstätte des Mörders gefunden habe. Die Schaar lagerte sich am Ufer und betrachtete in Muße den schauerlichen Ort. Eine Menge von Gewürm und seltsamen See-

*) Engpässe, die nur für Einen Menschen breit genug sind.
**) Eine Kettelhaube, die man unter dem Helme trug und welche zugleich Hals und Schultern deckte.

drachen tummelte sich im Sunde; auf den Vorgebirgen saßen Wildthiere und böse Nixe, welche zur Zeit der Abenddämmerung den Schiffern oft sorgenvolle Fahrt auf der Segelbahn bereiten. Als sie aber das Getümmel der nahenden Männer und das gellende Streithorn hörten, stürzten sie sich erschreckt und erbost in die Fluthen. Da nahm Beowulf den Flitzbogen*) und schoß einen scharfgespitzten Pfeil auf eines der fliehenden Ungeheuer. Mit dem Eisen in der Wambe ruderte es immer mühseliger und langsamer durch die Bucht, während Beowulfs Gefährten ihm mit Saufpießen hart zusetzten, bis es zum Tode wund, seine Flucht ganz aufgab. Nun zogen sie es zum Strande; eine breite Woge schwoll, als es herankam, gegen das Ufer, und die Wehrmänner beschauten mit Verwunderung das gräuliche Ungethüm.

Beowulf aber rüstete sich ohne Säumen zu einem härteren Kampfe. Den Leib umhüllte er mit dem Eisenkleide, der geschmeidigen, reichverzierten Brünne; auf das Haupt setzte er den hellen Silberhelm mit dem goldenen Fürstenreife.— herrliche Waffen, die nun ferne vom Tageslichte in der Tiefe der Meerfluth den Kampfplatz suchen sollten! wohlbewahrt gegen Biß und Hieb des Gegners war *der* Leib, den *sie* verwahrten. Aber zur Befehdung des Ungeheuers verlieh Hunferdh dem Geatenfürsten sein eigenes Schwert, mit Namen *Hrunting*.*) Sie hatten Beide ihres neulichen Zwistes vergessen. Hunferdh trat diesmal willig gegen den Würdigeren zurück und war ihm gern zu einer Reckenthat behülflich, zu welcher er selber weder Kraft noch Kühnheit

*) Pfeilbogen, Armbrust.

**) Der Mensch benennt gern mit besonderem Namen, was zu ihm in besonderem Verhältnisse steht. Daher führen auch Schwert, Helm und Roß der Helden oft eigene Namen. So hieß Beowulfs Schwert Nägeling, Frithjofs Angurwadel, Siegfrieds Balmung, Karls des Großen Joyeuse, Rolands Durandal, Oliviers Alteclăre.

genug in ſich fand; und Beowulf hinwiederum nahm ohne Bedenken von dem Beleidiger ein Geſchenk an, welches ihm zu ſeinem Vorhaben unentbehrlich ſchien. Denn vortrefflich war dieſes Schwert wie kein anderes, eines der Altkleinode, ſtets vom Vater auf den Sohn vererbt ſeit den früheſten Zeiten. Seine Schneide war in Drachenblut gehärtet und in Gift getränkt. Nie hatte es den Mann betrogen, der mit ihm die Schreckensbahnen der Schlacht beſchritt, und nicht zum erſten Male förderte es ein gewaltiges Heldenwerk.

Als nun Beowulf ſich vollſtändig gerüſtet hatte, wandte er ſich zum Könige und ſprach: „Du ſiehſt mich, machtreicher und weiſer Gebieter, zum Wagniſſe bereit. Gedenke nun deſſen, was du mir geſtern verſpracheſt, daß du, wenn ich in dieſem Kampfe bleiben ſollte, mir an Vaters Stelle treten wolleſt. Sei du Schutz und Schirm den Meinigen, wenn Hilt mich hinwegrafft. Die Liebesgaben, ſo du mir dargereicht, ſende dem Geatenkönige Hygelak, damit er an ihnen erkenne, was für einen guten und freigebigen Hortſpender ich in der Ferne gefunden, weil ich Thaten gethan, die ſeiner werth waren! — Und Hunferdhen, dem kampfberühmten Manne, gieb das koſtbare Schwert, welches ich geſtern aus deinen Händen empfangen habe. Möge es ihm für das gute Schwert Hrunting ein Erſatz werden, mit welchem ich nun in die Tiefe fahre, ewigen Ruhm zu gewinnen oder einen unſichtbaren Tod.“

5.

Beowulfs Kampf mit Grendels Mutter.

Nach diesen Worten eilte er, ohne die Antwort abzuwarten, an den Rand der Klippe und stürzte sich hinab. Die Woge schlug über ihm zusammen. Er sank der unermessenen Tiefe entgegen. Einen Tag währete es, ehe er den Seegrund erkennen konnte.

Da merkte die mürrische Unholdin, welche seit hundert Wintern dort ihren Wohnsitz hatte, daß ein Fremdling, ein Menschenkind, von droben den Abgrund besuchte. Mit ihren mörderischen Klauen langte sie da nach ihm hinauf und griff ihn. Es wäre um des Fürsten Leben geschehen gewesen, wenn nicht das gestrickte Streithemd den scharfen Fingern gewehret hätte, bis auf den Leib hindurchzufahren. Aber die Meerwölfin ließ ihn darum nicht los, sondern zog ihn bis zum Grunde hinab, wo sie ihren Bau hatte. So jähe war diese Bewegung, daß der Kriegsfürst trotz alles Muthes kaum an Gegenwehr denken konnte. Der Strudel hinderte ihn am Gebrauche der Waffen. Viel grausige Schwimmthiere drangen auf ihn ein und brachen mit ihren Hauzähnen seinen Panzer, so daß er schon aus vielen Wunden blutete, noch ehe er festen Boden unter seinen Füßen fühlte. Jetzt aber merkte er, daß er in die Halle seines Feindes gelangt sei. Beim Scheine eines lodernden Feuers konnte er die ganze Wohnung übersehen und gewahrte seinen Gegner, das riesige Meerweib. Da griff er risch zum Schwerte. In sausenden Streichen ließ er ihr um das Haupt ein wildes Kampflied gellen. Aber zum ersten Male betrog die gute Klinge

den, der im Streite ſie führte; ſo viel Helme ſie vormals zerbrochen und Feindesſchädel geſpalten hatte, ſo wollte doch keiner ihrer Streiche auf dem Haupte der Seewölfin haften. Da nun der Gute ſich von ſeiner Wehr verlaſſen ſah, gedachte er ſeines Ruhmes und wollte nur der eigenen Kraft vertrauen. Er warf das Waffen von ſich, daß es am Boden hinglitt, griff in wildem Zornesmuthe die Feindin an der Achſel und drängte ſie ſo gewaltiglich, daß ſie zu ſeinen Füßen ſank. Aber nicht lange hatte er Urſache, ſich dieſes Sieges zu freuen: denn die Unterlegene wehrte ſich mit wüthigen Griffen und Stößen. Beowulf ſtrauchelte und kam zu Fall. Alſobald ſaß auch der Unhold auf ihm und zog aus dem Gürtel den Sachs, das Meſſer mit der breiten Klinge. Der Augenblick war da, wo die Mordgrimmige den einzigen Sohn zu rächen gedachte; und ſicherlich wäre der Veſte aller Kämpen hier ein ſtiller Gaſt des Grabes geworden, hätte nicht das breite Bruſtnetz ſein Leben gegen Spitze und Schneide der Feindeswaffe geborgen. Aber es half ihm das gute Kettelhemd und der heilige Gott Wodan, der Sieger im Wahlfeld. Der verlieh ihm Kraft, dem Ungethüme ſich zu entreißen; und als er ſich umſah, gewahrte er unter dem Rüſtzeug ein altes, ſtreitgerechtes Rieſenſchwert, ein fürtreffliches Waffenſtück, nur daß es mächtiger war, als daß es Menſchenhand im Schwertgetümmel hätte ſchwingen können. Das ergriff der kühne Mann und ſchwang es in bitterem Grimm und am Leben verzweifelnd. Schäumend und funkelnd wie ein ergrimmter Eber oder Bär ſchlug er um ſich und traf das Meerweib ſo hart, daß die Waffe tief am Halſe eindrang und die Nackenwirbel durchbrach. Sie ſtürzte entſeelt auf die Flur hin. Das Schwert troff vom heißen Blute des Meerweibes, und ſiehe, ſeine Klinge ſchmolz bis an das Heft hinab gleich dem Eiſe, wenn der ewige Gebieter über die Weiten und Zeiten in den Früh-

lingstagen die Seile der Wogen*) löset und die ſtarrenden Waſſer entfeſſelt.

Alſobald ſahen die Recken, welche droben mit Hrodhgarn am Ufer warteten, die ganze Bucht ſich blutig färben. Sie erſchraken insgeſammt über den Anblick. Die bleichhaarigen Greiſe, die den König umſtanden, ſagten ihm, daß ſie kaum noch hofften, den werthen Helden wiederzuſehen, denn das blutige Meer bringe ihnen Meldung, daß die Seewölfin ihn zerriſſen habe. Es war ſchon am ſpäten Nachmittag. Trauernd kehrte der König mit den Seinigen heim; aber die Geaten, Beowulfs Waffengefährten, blieben am Geſtade und ſtarreten noch immer, in Furcht und Hoffen getheilt, auf die Fluthen.

Während ſie dort ihn faſt als einen Todten betrauerten, freuete ſich drunten der Sieger ſeines Werkes. Von der Leiche des Seeweibes kehrte er ſich nach der Wand hin, wo Grendel todwund, ſchwach und odemlos im Ruhebette lag, unfähig, fernere Greuel zu verüben oder auch nur den Tod der Mutter zu rächen. Da gab ihm Beowulf die volle Entgeltung für die leidvollen Morde, die er ſeit ſo langer Zeit an Hrodhgars Heerdgenoſſen begangen hatte. Grimmig ſchwang er die Kriegsflamme, das wackere Schwert Hrunting, auf ihn nieder; und diesmal betrog es ihn nicht: der Unhold ſprang vor Schmerzen vom Lager auf und fiel dann entſeelt zu Boden. Ein zweiter Streich löſte dem Todten das Haupt vom Rumpfe.

Von allen Schätzen, welche der Geatenfürſt in dieſen Wohnungen aufgehäuft fand, nahm er Nichts mit ſich, als den goldverzierten Griff des zerſchmolzenen Rieſenſchwertes und das Haupt Grendels.

---

*) Wogſeil heißt der Froſt, weil er das Waſſer im Gefrieren gleichſam feſſelt und bindet.

Nun ſtieg er wieder durch die Waſſer empor und tauchte aus der Dämmerung der Tiefe an das Licht der Oberwelt. Rüſtig ſchwamm der Schnelle der Küſte zu, freudig über den Seekampf und die mächtige Bürde, die er mit ſich führte. Ein Freudengeſchrei ſtieg in die Lüfte, als der Troſt der Kielmänner wieder zum Vorſchein kam. Mit brünſtigen Dankgebeten gingen ihm die Gefährten entgegen und entkleideten den Kampfmüden des Helmes und der Brünne. Das Meer war wieder frei und von den Wütherichen erlöſt. Die Wellen legten ſich und die Strömung entſchlummerte.

Mit heiterem Herzen gingen ſie nun zurück und beſchleunigten ihre Schritte auf dem Heerwege. Auch das Haupt Grendels führten ſie mit ſich. Das war kein leichtes Werk; denn auch der Stärkſte der Männer hätte es nicht zu heben vermocht, ſondern ihrer Vier mußten es mit Mühe auf einem Spieße fürbaß tragen. So kamen ſie zum Saale. Vierzehn Geaten begleiteten den edlen Führer, und durch die jauchzende Menge ſchritt der theuerwerthe Held mit frohen Schritten der Methhalle zu, um den König zu grüßen. Hinter ihm her wurde das Rieſenhaupt am zottigen Haare hereingetragen, ein ſchreckhafter Anblick für die Jarle und die Edelfrau!

Da hub Beowulf an: „Mit Freude, o Fürſt der Skildinge, bringen wir dir dieſe Seegaben, die Pfänder unſers Ruhmes. Du ſieheſt ſie ruhig an, aber unſanft war es, ſie zu erwerben. Das Leben habe ich daran geſetzt im Wuthkampfe unter dem Waſſer. Mit Mühe wurde das Werk vollbracht und der Tiefe dieſe Beute entriſſen. Aber nach Recht wurde der Waffengang geſchieden, und Gott lieh der guten Sache ſeinen Beiſtand. Sorglos magſt du nun in Heorot mit dem Gefolge deiner Sippen und mit Jeglichem deiner Leute ſchlafen. Denn die dein Haus mit Mord und Raub heimſuchten, ſie ſind nicht mehr!“

Mit dieſen Worten gab er dem greiſen Könige das Heft des erbeuteten Schwertes in die Hände. Ein Wunder war es zu ſchauen, von kunſtvoller Arbeit. Es ſchillerte in bunten Farben wie Schlangenhaut von der Menge edlen Geſteines, welche der Künſtler eingefügt. In herrlichem Bildwerke ſah man auf ihm den alten Kampf zwiſchen den Göttern und Rieſen eingegraben, und auf der Leiſte von lichtem Golde war mit Runen*) geſetzt und geſagt, für wen zum erſten dieſes Schwert gewirket und gefertiget worden. Denn uralt war dies Waffenſtück, ein Erbkleinod aus den Tagen der Vorzeit.

Da erwiederte der weiſe Sohn Healfdenes — und Alle ſchwiegen, während der König ſprach: — „Beowulf, mein Freund! der Ruhm deiner Kämpfe wird weite Wege wandern zu allen Völkern. Bei dir iſt Beſonnenheit mit Kraft, und Weisheit mit Muthe im Bunde. Du wirſt weithin werden ein Schirm deinen Mannen, ein Schützer in Huld, eine Hülfe der Helden. Dir wird ein ſchöneres Loos fallen als Heremod, dem thatgewaltigen Herrſcher der Skildinge. Groß war er, aber nicht gut. Der gute Gott hatte ihm Wonne der Macht verliehn, ihn erhöhet über alle Männer, und was er vornahm, das gelang ihm wohl. Aber arg und hart war ſeines Herzens Geſinnung. Niemals vertheilte er nach Recht und Sitte freundliche Gaben unter ſeine Recken, ſondern drückte ſein Volk und würgte in finſterer Wuth die Wehrgenoſſen. Einſam ſaß er auf ſeinem Throne, ferne von Menſchenfreuden, bis er ruhmlos zu den Todten hinabging. — Nimm dir dies zur Lehre und achte auf die Weiſung eines Mannes, den die Zahl der Jahre klug gemacht: Gedenke der Milde, bleibe den Menſchen hold, wie hoch dich auch die inwohnende Kraft über die Menge hinaus-

*) Nordiſche Schriftzeichen.

hebt! Ein Wunder iſt es zu nennen, wie der mächtige Gott zuweilen einem Sterblichen aus ſeiner Fülle Weisheit und Ehre, Güter und Aecker und Obmacht der Dinge ſpendet. In ungehemmter Luſt läßt er des Mannes Muthgedanken ſchweifen nach fernem Ziele, giebt ihm der Erde Wonne zu eigen, ſetzt ihn in ſichere, männerumſchirmte Burg, bewältiget für ihn Völker und Länder, daß er in ſeiner Thorheit ſeines Glückes kein Ende denken kann. Er wohnt in Pracht und Herrlichkeit; nicht um ein Haar kümmern ihn Alter und Krankheit; nicht die irrende Sorge verdüſtert ihm das Herz; nicht Haß noch Hader zeigt ihm das trotzige Angeſicht, den gezückten Stahl: ſondern alle Welt wandelt nach ſeinem Willen; er kennt kein Leid, kein Weh, bis daß in ſeinem Innern der Uebermuth wächſt und wuchert, während der Hirt der Seele*) ſchläft. Und iſt ſein Schlaf zu feſt durch Zaubermacht gebunden, dann iſt der Mörder, die böſe Begierde, nah, der vom Bogen die Pfeile des Frevels ſchießt. Dann hilft dem Menſchen kein Harniſch mehr: ehe er's wehren und hindern kann, ſitzt ihm der bittere Pfeil im Herzen. Dann dünkt ihm zu wenig, was er ſeit lange beſaß; grambherzig giert er immer nach Mehrerem, hütet mit ſchlafloſem Auge ſein Gut und kennt die Freude nicht mehr, mit vollen Händen Gaben auszutheilen und ein Menſchenantlitz zu erheitern. Seiner Sterblichkeit vergißt er ganz und gar, bis dieſer Leichnam endlich unverſehens und zum Tode reif dahinſinkt. — Hüte dich vor dieſem Verderbniß, Beowulf, lieber Freund, du erſter unter den Männern! und erwähle dir das Edlere, trachte nach unvergänglichen Schätzen! Hege nicht Uebermuth, werther Kämpfer! Jetzt zwar blühet deine Macht für eine Weile; einſt aber wird es doch geſchehn, daß dich Seuche oder Schwert überwältigen, oder daß Feuer oder

*) Das Gewiſſen.

Fluth oder des Stahles Biß oder der Lanze Flug oder des Alters Ohnmacht oder des Auges verderblicher Zauberblick*) dich zu Falle bringt: ſchleunig ergeht es, daß dich, du Tapferſter, der Tod bezwingt. So habe auch ich hundert Winter über die Dänen geherrſcht und mit glückhaften Waffen ſie vor ſo mancher Völkerſchaft geſchirmt, daß ich keinen Feind mehr unter dem Gewölbe des Himmels wußte, den ich zu fürchten hätte. O wie ſchnell wandelte ſich mein Glück in Leid und Trauer, ſeit Grendel, der Urfeind, ein Gaſt dieſes Hauſes ward. Dank ſei dem Herrn, dem ewigen Schöpfer, der mir das alternde Leben bis zu dieſem Tage geſpart hat, da ich auf dieſes blutige Haupt, auf mein altes Leid, mit meinen Augen ſchauen darf! Wohlauf nun! eile zum Sitz, du Kampfberühmter, und theile mit uns die Luſt des Zechers. Wenn der Morgen kommt, ſei uns die Menge der Kleinode gemeinſam!"

6.

Abſchied und Heimkehr.

Die Recken überließen ſich nun dem fröhlichen Trinkgelage, bis der Nachthelm**) über ihnen zu dunkeln begann. Da erhoben ſie ſich von ihren Bänken. Der König begab ſich in ſein Schlafgemach, und auch den Geaten verlangte nach

*) Man ſchrieb dem „böſen Blicke" der Neider ſchädliche Kräfte zu.

**) Der nächtliche Himmel.

ſo harter Kampfesarbeit ſehnlich nach Ruhe. Ein Kriegsmann führte ihn in das geräumige und wohlbereitete Gaſthaus und beſorgte mit Einſicht Alles, was zu guter Gemächlichkeit von Nöthen iſt. Dort ſchlief der Heerwerkmüde die ganze Nacht hindurch, bis der Tag wie ein glänzender Vogel gen Himmel aufflog.

Da bereiteten ſich die Kämpen zur Heimkehr. Zunächſt gab er das Schwert Hrunting dem Sohne Ecglafes zurück, dankte ihm aufrichtig dafür und ſprach manch' lobendes Wort von der Güte und Tüchtigkeit der Waffe. Daß ſie ihm nutzlos geweſen im Kampfe gegen Grendels Mutter, das ſagte er nicht: zu ſtolz war der Mann, um das wohlgemeinte Darlehn zu ſchmähen und ſeinen Werth zu ſchmälern.

Hierauf begab er ſich zum König Hrodhgar und ſprach zu ihm die Worte des Abſchieds: „Es treibt uns, edler Herrſcher, das Verlangen, heimzukehren und den König Hygelak wiederzuſehn. Unvergeſſen wird es uns bleiben, wie freundlich deine Güte uns hier aufgenommen und nach Wünſchen gehalten hat. Wenn ich einſt auf Erden irgendwie dir höhere Freude zu erzielen vermag, als ich es diesmal gethan; wenn du wieder einmal Waffenwerke meiner Hand bedarfſt: ſchnell und mit Freuden werd' ich dir zu Dienſten ſtehn und dir zu Gunſten die Eſche*) tragen. Sollte mir einſt jenſeit des Meeres die Kunde kommen, daß feindliche Nachbarn dich bedrängen, wie vormals geſchehen iſt, ſo will ich dir mit tauſend Tapferen, wenn Männer dir noth ſind, zu Hülfe kommen. Denn von Hygelaken, dem Volkshirten, weiß ich, daß er mit Wort und Werk mir gerne beiſteht. Wenn da dein Sohn Hredhrik einſt zu den Höfen der Geaten ſchickt, um Kriegshülfe zu unterhandeln und um Helden zu werben, ſo wird er dort zahlreiche Freunde finden. Denn

*) Die Lanze.

Fremde wird der am eheſten ſich befreunden, wer ſelber tüchtig iſt; dem Würdigen kann ſich Niemand verſagen."

König Hrodhgar antwortete: „Gott ſelber hat dir dieſe Rede in die Seele geſandt. Nie hörte ich Einen bei ſo jungen Jahren mit ſo viel Wohlerfahrenheit reden. Wie man den Mann und den Herrſcher begehrt, ſo biſt du: kühn von Muth, klug an Geiſt und weiſe in Worten. Wenn es einſt geſchieht, daß der Tod Hygelaken, deinen Erbherren, hinwegnimmt und du noch am Leben biſt, wahrlich! nimmermehr werden dann die Geaten einen Würdigeren zum Könige ſich erkieſen können, zum Leutegebieter und Hortſpender der Helden. Lieber Beowulf, deine Edelthat wird es fügen, daß zwiſchen dem Geatenſtamme und dem Volke der Dänen forthin Friede ſei und die Feindſchaft ruhe, durch welche ſie ſich vormals ſo viel Leides gethan. Es gelte zwiſchen uns, ſo lange ich über dieſes Reich walte, Gemeinſamkeit der Schätze; mit freundlichen Gaben grüße ein Tapferer den andern in der Ferne; über das Bad des Tauchhuhns*) hinüber trage das Schiff jeweilen Zeichen der Gunſt und der Freundſchaft."

Darauf gab ihm der König abermals zwölf Hortkleinode und wünſchte ihm glückliche Heimfahrt. Er fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Thränen rollten dem Greiſen in den Bart, denn er ahnete, daß er ihn niemals werde wiederſehen. Innige Sehnſucht bewältigte ihm Sinn und Gedanken, als er den herzlieben Mann nun mußte von ſich laſſen, denn er liebte ihn faſt mehr als ſeine eigenen Söhne. Beowulf ſchied von dannen. Des Ehrenſoldes ſich freuend, ſchritt er über die Grasflur dem Meere zu, wo der Seegänger**) ſeiner harrete und ungeduldig am Ankerſeile hin und wiederſchaukelte. Viele muthige Recken gaben ihm das Geleite bis zum

*) Das Meer.
**) Das Schiff.

Strande. Mit reichen Geſchenken, mit Roſſen und kriegeriſcher Wehr und güldenen Kleinodien, belud man das geräumige Fahrzeug.

Da begannen die Ruder die Meerfluth zu ſchlagen, die Geatenkämpen ſchieden von Danland. Mit Seilen am Maſte gefeſtet bläheten ſich die Meerlinnen, der Seebaum*) dröhnete und der Wind förderte mit friſchem Hauche die Seefahrt. Freudig glitt der ſchaumumſpülte Wogengänger dahin, bis die Geaten den wohlbekannten Strand begrüßten. Der Kiel ſprang auf und ſtand am Lande. Schleunig war da der Uferwächter zur Hand, welcher ſchon lange mit Späheraugen auf die Anfahrt der lieben Männer gewartet hatte. Mit dem Ankertaue ſeilte er das gerundete Fahrzeug am Geſtade feſt, daß die Fluth es nicht leichtlich entführen möchte, und hieß dann die Gaben der Edelinge aus dem Schiffsraume ans Land tragen.

Da betrat Beowulf mit den Seinen die heimiſche Erde. Nicht in der Ferne brauchte er den König Hygelak, den Hredhling**), zu ſuchen; denn er bewohnte mit dem Geſinde ein herrliches Haus nahe am Seewall. Dorthin gingen ſie auf dem Steige mit mächtigen Schritten. Der König vertheilte juſt Armringe unter ſeine Kämpfer, als man ihm die Kunde brachte: Beowulf komme von der Küſte herauf lebend und heil aus dem fernen Kampfe. Alſobald befahl er, den raſchen Gäſten in der Halle Raum zu machen. Den Sieger hieß er ihm ſelber gegenüber ſitzen und begrüßte ihn mit herzlichen Worten. Hygd, die hehre Königin, Häredhes Tochter, trug längs dem Saale den Edelingen den lauteren Trank zu. Da begann Hygelak, — denn die Neubegier ließ

*) Meerlinnen heißen die Segel, Seebaum der Maſt.
**) D. i. der Sohn Hredhels. Vergl. Skildinge von Skild, Kerlinge von Karl.

ihn nicht länger damit zurückhalten — den Heimgekehrten freundlich zu fragen:

„Wie erging es euch auf der Fahrt, guter Beowulf? seit du darauf bedacht wareſt, dir jenſeit der Salzfluth die Sorge zu ſuchen und Kampfesarbeit in Heorot? Haſt du dem werthen Hrodhgar gegen das grauſige Weh, das weithin unter den Menſchen kund und ruchbar geworden, Beiſtand geleiſtet? In heimlichen Sorgen ſott mein Herz, wenn mich der Zweifel an dem Siege des lieben Mannes beſchlich. Lange genug, wiewohl vergebens, bat ich dich, daß du den Kampf mit jenem Ungeheuer nicht aufnähmeſt, ſondern es den Dänen überließeſt, wie ſie ſich ſeiner entledigen ſollten. Gott ſei gedankt, daß ich dich heil und geſund nun wiederſehe!“

Da hob Beowulf an und erzählte Alles treulich und genau, wie er's bei den Skildingen gefunden, wie er Grendeln aus der Methhalle verſcheucht, wie er das Meerweib in der Tiefe aufgeſucht und den Unholden beiden den Garaus gemacht. Auch der Güte und Freigebigkeit des Königs Hrodhgar gedachte er und ſeiner glänzenden Hofhaltung, und als er geendet hatte, hieß er den Ehrenlohn, welchen er dort empfangen, herbeibringen, den Helm mit dem glänzenden Eberſchmucke, die ſchimmernde Brünne, das herrliche Kriegsſchwert und vier apfelfalbe Roſſe. Das alles gab er dem Könige zu eigen und fügte ſogar den Halsring, das wonnige Wundergold, hinzu, welches ihm die Königin Wealtheow geſchenkt hatte. Denn ſein Herz war groß und edelgeſinnt und wußte nichts von Geiz und Untreue. Alſo ehrte ſich Beowulf mit guten Thaten und betrug ſich treuhaft. Nie war er herbe und hart gegen Andere, wiewohl er unter allem Mannvolke die meiſte Kraft beſaß. Nie ſchlug er beim Trunke die Heerdgenoſſen, noch erregte er ſonſt wo unter den Gefreundten Streit und Hader. Darum liebten

und ehrten ihn die Geaten vor allen Anderen. In ſeiner Jugend hatten ſie ihn für blöde und zag gehalten*) und allen anderen Edelingen hintangeſetzt. Nun aber wußte man keinen unter den Tüchtigſten, den man ihm hätte gleichen können. Eine ſchöne Buße wurde dem ehrhaften Manne für alles Bittere, welches er vormals erfahren hatte, zu Theil. Am meiſten aber ehrte ihn der König ſelbſt. Er umgürtete ihn mit dem goldgeſchmückten Schwert aus Hredhels Nachlaſſe, dem ſchönſten Kleinode, welches je bei den Geaten erfunden ward, und erhob ihn dadurch über alle Häuptlinge; auch gab er ihm große Güter und Ländereien und machte ihm zum Höchſten im Reiche, ſo daß er vor ihm ſelber faſt Nichts als den Thron voraus hatte. Als aber Hygelak ſpäter im Kampfe mit den Frieſen ſeinen Tod fand, da geſchah es, wie einſt Hrodhgar vorausgeſagt hatte: Beowulf wurde der erwählte Erbe des Reiches und herrſchte darüber als ein guter König fünfzig Winter lang.

*) Es iſt deutſchen Sagen eigenthümlich, ihre tüchtigſten Helden in der Jugend als blöde und verkannt darzuſtellen, bis die ihnen inwohnende verborgene Kraft plötzlich in voller Reife hervortritt. Auch in Göthe's Hermann tritt dieſer echt deutſche Zug in beſonderer Bedeutſamkeit hervor.

7.

Der Kampf mit dem Drachen.

Beowulf war hoch in's Alter gekommen und lebte, wie es schien, einem friedlichen Ende entgegen. Doch wurde ihm vom Himmel ein Ausgang beschieden, der seinem ungeschwächten Heldensinne gemäß und seines alten Ruhmes würdig war. Es verhielt sich damit also.

Ein Mann, welcher landesflüchtig vor dem Zorne seines Herren umherirrte, fand einst einen Grabhügel im Felde nahe am Vorgebirge, und eine Felsenhöhle darin, zu welcher bis dahin noch Niemand den unbetretenen Weg gefunden hatte. Und da er nun in das Innere der Steinburg hineingetreten, fand er daselbst alte Schätze übereinander gehäuft und einen gräulichen Drachen schlafend daneben. Da nahm der Flüchtling mit zitternder Hand eine vollgewichtige Goldschale und eilte davon. Und er brachte dem zürnenden Machtherren das Erbeutete dar, bat um Frieden und sühnte sein Vergehn mit dem reichen Funde; und also kam er wieder zu Gnaden.

Wie aber der Schatz in die Höhle gekommen, davon wird uns Folgendes erzählt: In uralten Zeiten kam einst ein lebensmüder König dorthin, der war der letzte seines Geschlechtes und brachte mit sich all die herrlichen Kleinode seines Hauses; denn er vergönnte sie keinem Fremden, darum wollte er sich mit ihnen vergraben. In's Dunkel des Hügels*) verbarg er den unermeßlichen Hort und sprach:

*) Hügel.

„Halte ihn nun, Hügel! Nicht ſollen fürder gierige Hände nach dem Eigenthume der Jarle greifen. Seine Erben ſind alle dahin! Schlachtentod, Wundenunheil hat mir alle die Wackeren meiner Leute geraubt. Sie haben das Leben geſchloſſen und theilen Walhallas Wonne. Hienieden iſt Keiner mehr, der dieſer Schätze werth wäre. Dies Schwert — wer trüge es? oder wer wägte wohl die wuchtvolle Schale, das theure Trinkgefäß in ſeinen Händen? Das Alter iſt ſiech an Kraft. Die Fürſten ſchlafen, denen dieſe Trutzhaube die edle Stirn deckte. Der ſtählerne Helm, mit Golde gefüllt, und das Kriegskleinod, welches in ſo manchem Kampfe die Schrammen feindlicher Schwerter ertrug, raſten ſollen ſie bei den Recken! Nicht in Fremdlingshänden ſoll dieſe Brünne aus der verlaſſenen Burg ſeiner Herren hinausziehn! Dort tönt nicht mehr Harfenluſt und die Freude des Sängers. Nicht der kühne Falke umſchwingt in freudigem Fluge die Halle, noch ſtampfet das ſchnelle Roß im Burghof. Bitterer Mord hat die Vollherzigen alle hinweggerafft!“

So ſprach der Trübſinnige und ſchloß ſich im Schooße des Grabes mit ſeinen Schätzen ein und klagte, der Eine nach Allen, die ihm vorausgegangen, bei Tag und bei Nacht, bis der Tod ihm zum Herzen drang.

Drauf nahm ein alter Drache den Hort in Beſitz und hütete ſein viel lange Jahre: und kein Menſch wußte um ihn, bis daß jener Landesflüchtige das Hortlager fand und die Goldſchale davon entwendete. Als nun der Wurm erwachte, merkte er alsbald, daß ein Menſch nach dem Golde gegriffen; er vermißte das theure Trinkgefäß und brach in Wuth aus. Er berach den Stein und fand des Flüchtigen Fußſpur und eilte ihr nach, aber er fand in der Oede keinen der Menſchen, doch gierte er nach Blut und Rache. Er ging wieder hinein, warf ſich über den Schatz hin und lag voll Ungeduld, bis der Abend kam. Als nun der Tag nach

Wunſche gewichen war, wollt' er nicht länger hinter dem Walle lauern, ſondern fuhr feuerſprühend in's Land hinaus, den Raub zu rächen. Wo er dahinſchoß, überſchüttete er das Land mit Lohe und ſteckte die blanken Gehöfte in Brand. Allnächtlich ſahe man weithin die flackernden Feuerſäulen, womit der leidige Drache die Erdenkinder höhnte und ängſtete. Unangefochten kehrte er dann bei Tages Anbruch in das Düſter ſeiner Höhle zurück und ruhete auf ſeinen Schätzen aus, furchtlos vor jedem Feinde, denn er vertraute der Unzugänglichkeit ſeines Verſtecks und dem Schrecken, den ſeine Wuth einflößete. Aber dieſe Hoffnung täuſchte den Wütherich.

Boten verkündeten Beowulfen eilig und wahrhaft, was Schaden und Unheil das Land durch den grimmigen Drachen betroffen habe, und wie ſein eigenes Haus, die ſchönſte der Königsburgen, in Schutt und Aſche geſunken ſei. Dieſe Botſchaft erfüllte die Seele des Guten mit Gram und Sorgen. Er befahl, ihm eine Rüſtung ganz von Eiſen zu bereiten, denn er bedachte wohl, daß nichts von Holz im Kampfe mit dem Flammenathmer ihm helfen könnte. Auch wollte er nicht mit einem großen Heere von Kriegsvolk den ſchillernden Unhold heimſuchen. Denn er trug nicht Scheu noch Furcht vor dieſem Wurme: hatte er doch ſchon ſo oft in ſeinem Leben Furchtbares gewagt und überſtanden.

So nahm er denn nicht mehr denn zwölf Männer mit ſich, um den Drachen in ſeinem Baue aufzuſuchen. Er wußte, von wannen dieſe Fehde entſtanden war, und hatte den Mann in ſeiner Haft, der ſolches Unheil dem Lande verurſacht hatte. Dieſer war der dreizehnte bei der Schaar. Wider ſeinen Willen, voller Trauern und Bangigkeit mußte er mit ihnen gehen und den Recken den Weg zeigen, denn er war der Einzige, welcher den Erdſaal wußte. So gelangten ſie vor den Bühel nahe am Seeſtrande, wo das Unge-

heuer den Goldschatz hütete. Da war wahrlich für Keinen ein guter Kauf zu machen!

Auf einer Klippe saß der streitfertige König und beschaute den Kampfplan. Sein Geist war düster und unfroh, voll Todesahnung; denn nahe über seinem Haupte stand Wyrd, den greisen Kämpen zu begrüßen. Da hob er an und entbot den theuren Herdgenossen Heil und Segen: „Viele Kämpfe," sprach er, „habe ich in der Kraft der Jugend bestanden; viel Orlogzeiten haben mein Leben ausgefüllt: ihrer aller gedenk' ich. Ich war erst sieben Jahre alt, als mich Hrethel, der edle Völkerfürst, von meinem Vater hinweg in Sold und Nahrung nahm. Sein Sippe war ich; er hielt mich lieb und werth, als wäre ich einer seiner Söhne, Herebald und Hädhkyn oder mein lieber Hygelak. Traurige Tage blickten in meine Jugend herein. Herebald, der Thronerbe — denn er war der Aelteste — erlitt unziemlichen Tod durch Brudershand, als Hädhkyn, des Zieles verfehlend, den scharfen Pfeil vom Hornbogen ihm durch die Brust schnellte. Das war sühneloser Mord! Denn wie sollte der Vater den Sohn am Sohne rächen? Grauenvoll ist es dem greisen Manne, wenn er sein eigen Kind dem Galgen überlassen soll. Dann ergießt er endlose Klage aus brechendem Herzen, wenn sein Sohn draußen den Raben zur Speise wird und er ihn nimmer wieder aus des Todes Gewalt retten kann. Jeder Morgen mahnt ihn an den Ausgang seines Erzeugten. Nimmer darf er in seinem Hause auf einen anderen Erben hoffen. Mit Gram und Sorgen durchschleicht er des Sohnes Wohnung. Der Wonnesaal ist wüste, vom Winde durchstrichen, todtenstill. Nicht des Jünglings hallende Schritte, nicht Sang und Harfenklang vernimmt er — es schläft der Held in seinem Hügel. Wehklagen erwachen statt der Lieder. Alles dünkt ihm zu weit und räumig, Welt und Wohnhaus, weil ihm der Eine fehlt.

— Darum verſchonte Hrebhel den Mörder ſeines Lieblings und ließ Hädhkynen niemals die leidige That entgelten, wiewohl er ihm in der Seele verhaßt war. So ſtarb mir der theure Pfleger in ſtillem Gram und Herzeleide dahin. Darnach, als der gute König heimgegangen zu ſeinen Vätern, da kam viel Noth und Fährlichkeit über Volk und Land. Zwiſchen den Schweden und Geaten brach ein wüthiger Kampf los. Hädhkyn fiel in der Schlacht; längſt ſchon war ihm das Leben leid, ſeit er den Bruder traf. Da ward Hygelak Erbe des Reiches, und redlich habe ich ihm mit Schwertesdienſten vergolten, was ſein Vater mir Gutes gethan hat. Niemals hat er bedurft, bei den Dänen oder Gefthen oder ſonſtwo ſich ſchlechtere Helfer mit ſchwereren Schätzen zu erkaufen. Alle Fehden focht ich ihm ſieghaft aus. Unter Kämpfen bin ich denn grau geworden, und alſo will ich auch im Alter noch rühmlichen Streit vollbringen. Dieſer Stahl, der treue Gehülfe meiner Thaten, iſt noch nicht ſtumpf geworden, und auch meine Kraft iſt mit nichten gebrochen. Mögen ſie noch einmal mit einander wirken, was dem Volke zum Heil gereicht. Den Landſchädiger fordr' ich zum Kampf heraus; der Hort des Berges ſei der Kampfpreis!"

Darnach begrüßte der liebe Landfürſt zum letzten Male ſein Geſind und erwog bei ſich, welchergeſtalt er wohl am beſten das Ungeheuer befehde. „Gern wollte ich auf Wehr und Waffen gegen den Wurm verzichten," ſprach er, „wenn ich nur wüßte, wie ich ihn anders ergreifen und bewältigen möchte, wie ich vormals mit Grendeln gethan. Aber ich fürchte, daß ſein Gift und ſein Feuerodem mir ſolches verwehren wird; darum habe ich Schild und Brünne an mir. Eines doch weiß ich gewiß: daß ich von dem Gegner nicht laſſen oder auch nur um einen Schritt breit vor ihm weichen werde, es falle der Würfel, wie er wolle. Hier am Walle ſoll das Schickſal, das aller Menſchen Meiſter iſt, über uns

entſcheiden. Ich bin ſtark an Muth und fürchte mich vor dieſem fliegenden Kämpfer nicht. Harret ihr am Hügel, wackere Männer, bis ihr den Ausgang der Fehde wiſſet. Nicht euer Werk iſt das, noch ſonſt eines gewöhnlichen Mannes; ſondern mir, dem Einen, iſt ſolche Waffenthat beſtimmt. Mit ſieghafter Kraft erwerb' ich den Goldhort oder Gund*), die kühne Lebensbrecherin, entreißt euch heute euren Fürſten."

Da ſprang er auf vom Schilde, auf dem er geſeſſen hatte. In voller Rüſtung trat er in den Eingang der Höhle, der einigen Stärke ſeiner ſelbſt vertrauend; das thut wahrlich kein ſchlechter Mann! Und als er nun unter dem Steinbogen ſtund, ſah er einen Strom hervorbrechen, ſiedend und brodelnd von dem Feuer des Drachen. Und weil er vor ſolcher Gluth nicht in die Tiefe des Berges gelangen konnte, begann er aus voller Bruſt den Schlachtruf zu erheben. Grimmig und grollend erdröhnete ſeine Stimme unter dem Felsgewölbe und hetzte den Drachen zum wüthigen Ausfall an. Da währte der Friede nicht lange. Das Ungethüm erhob ſich. Flammend brach ſein Zornesodem aus der finſteren Halle, und der Hügel erdröhnete. Beowulf kehrte dem grauſenhaften Gaſte den Schild entgegen und ſchwang den ſchneidigen Stahl. Mit Haß und Streitbegier blickten die beiden Kämpen ſich an, und doch graute auch Einem vor dem Andern. Unbeweglich verharrete der König hinter ſeinem Schilde, bis der Gegner herankäme. Da bog ſich der Wurm wie eine Schlange zuſammen, blinzelnd und mit Schlauheit erlauernd, wo er ſeinem Widerwart etwa beikommen könnte. Dann ſchnellte er wieder in die Höhe, ſtieß Dampf und Flammen aus ſeinem Rachen und ſchritt mit

*) Gund bedeutet Krieg und war der Name einer der Walkyrien. Das Wort iſt noch erhalten in den Namen Günther d. i. Krieger, Guntram (Kriegsrabe), Kunigund (Stammeskriegerin).

nickendem Hals und gekrümmten Rücken, den Boden ſtampfend zum Kampfe. Beowulf merkte wohl, daß ſein ſtählerner Schild ihm nicht lange mehr Leib und Leben behüten werde. Sein Muth drängte ihn zur Entſcheidung. Er ſchwang die Fauſt und führte mit dem alten Erbſchwerte einen gewaltigen Streich gegen den Unhold. Aber die Schneide erweichte auf dem ſchuppigen Panzer und drang zaghafter ein, als dem bedrängten Kämpfer von Nöthen war. Statt den Drachen niederzuſtrecken, wie der König gehofft hatte, hatte Schlag und Wunde ihn nur noch grimmiger gemacht. Die Bruſt ſchwoll ihm von Zorn und Rachgier, eine furchtbare Stimme wälzte ſich hervor, Feuer ſchoß nach wie aus dem Eiſen unter dem Hammer, und weithin ſprangen die Lohen des Streites. Beowulf wußte nicht, wie er vor dem Scheuſale, welches ſtoßweiſe gegen ihn heranſchnellte, ſich wehren ſollte. Sein Schlachtſchwert, das vielbewährte Eiſen, verſagte ihm den Dienſt. In großer Noth ſtand der Herrliche, der bis dahin einem ganzen Volke geboten hatte, einſam und allein.

In dichter Schaar hätten ihn jetzt die Kampfgefährten umſtehen müſſen, aber ſie flohen erſchrocken zum Walde und waren nur darauf bedacht, das eigene Leben zu retten. Nur Einer unter ihnen war mehr um den Führer, als um ſich ſelbſt beſorgt: denn keine Gefahr übermag in wohldenkenden Gemüthern den mächtigen Zug der Blutsverwandtſchaft. Wiglaf hieß dieſer biedere Held, der Sohn Weohſtanes, ein Fürſt der Skilfinge*) und dem Geſchlechte der Wägmundinge entſproſſen gleichwie Beowulf. Als dieſer den König in harter Drangſal ſah, da gedachte er an all' das Liebe und Gute, welches ihm Jener als ſeinem Gefolgsmanne erwieſen hatte, an alle die Ehrengaben aus ſeiner Hand, an das wonnige Stammgut der Wägmundinge, welches ihm

*) Schweden.

Beowulf übergeben hatte, an den Ruhm und die Tugend des Gebieters, an das gemeinsame Blut und die Pflicht der Treue: da hielt ihn Nichts mehr zurück, er griff den Schild und zückte das Schlachtschwert. Es war das erste Mal, daß der junge Kämpe an der Seite des Königs einen ernsten Kampf bestehen sollte; aber sein Muth schmolz so wenig vor dem Feuerhauche des Drachen als der gute Stahl, den er vom Vater zu wackeren Thaten überkommen hatte. Mit Wehmuth blickte er auf die Fliehenden zurück und sprach:

„Ihr Männer, lasset es euch wieder zu Sinne kommen, wie wir einst unserm Herrscher im Methsaale gelobt haben, daß wir ihm die reichlichen Goldspenden, so er uns dargab, mit guten Waffendiensten vergelten wollten, wenn er deren einmal bedürfte. Dieser Zusage hat er vertraut und darum uns vor all den Andern zu dieser Ausfahrt erkoren. Denn wahrlich! nicht Feiglinge suchte er zu Gefährten bei seinem Waffengange, wiewohl er uns zu Gute ganz allein dies Heldenwerk zu vollbringen sich vornahm. Nun ist die Stunde gekommen, wo der werthe Volkshirt des Beistandes guter Mannen bedarf. So laßt uns denn gehn und dem Kühnen helfen, wie heiß auch der Gluthschauer des grimmigen Drachen sei. Gott weiß an mir, wie viel lieber mir es ist, daß zur Seite des Wohlthäters meinen Leib die Gluth umarme, als daß ich denselben mit Schanden davonbringe! Denn schmachvoll wäre es, den Schild heimzutragen in die Halle, wenn wir den Feind nicht fällen und den König erhalten konnten.*) Traun! das wäre nicht nach der Sitte der

*) Deutsche Gefolgschaften rechneten es sich zur höchsten Schmach, den Führer in der Schlacht zu überleben. S. Tacitus Germania c. 14: Cum ventum in aciem, turpe principi virtute vinci, turpe comitatui virtutem principis non adaequare, iam vero infame in omnem vitam ac probrosum superstitem principi suo ex acie recessisse, illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare, praecipuum sacramentum est.

Väter gethan! Sondern was ihn trifft, das sei uns Allen gemeinsam."

Während er noch so sprach, drang er durch Rauch und Flammen hin bis zum Könige und rief ihm zu: „Beowulf, du Lieber, halte aus und leiste Alles wohl, wie du im Jugendalter verheißen hast: nie, so lange du lebtest, wolltest du dir selber untreu werden, noch dein Wesen verwandeln. Nun denn, du Stetiggesinnter, so wahre dein Leben mit aller Macht; ich leiste dir Beistand!"

Als nun der Drache zween Feinde gegen sich sahe, ging er mit zwiefacher Gewalt auf die verhaßten Männer los. Sein ganzer Leib schillerte vielfarbig in den Feuerwogen, die aus ihm hervorbrachen. Wiglaf suchte sich mit dem Schilde zu schirmen; der aber verbrannte bis auf den Eisenbeschlag seines Randes. Auch der Kettelpanzer begann in dieser Gluth zu schmelzen, so daß der junge Kämpe sich unter den Schild seines Verwandten flüchten mußte. Da raffte Beowulf noch einmal all seines Leibes Kraft zusammen und führte mit seinem Schwerte Nägling einen so schwergewuchtigen Streich auf den Unhold, daß es im Haupte festsaß. Doch hatte er sich dessen wenig zu freuen. Nägling zersprang, das alte vielerprobte Waffen wurde noch im Endlingskampfe ihm untreu. Da stürmte der Drache zum dritten Male furchtbar auf ihn ein und gab ihm für die erlittene Wunde bittere Entgeltung. Mit grimmigen Bissen zerfleischte er ihm den ganzen Hals, daß der rothe Lebenssaft seinen Leib überrieselte.

Als das Wiglaf ersah, vergaß er vor Schmerz und Zorn sein selber. Es galt ihm nichts mehr, Haupt und Leben zu hüten; aber in seiner Faust entbrannte eine Kraft, dergleichen er bis dahin noch nie empfunden hatte. Mit einem Hiebe seiner funkelnden Klinge schlug er den übeln Gast darnieder. Da krümmte er sich todeswund am Boden, und das Feuer

begann mit ſeiner Lebenskraft allmählig zu verlöſchen. Aber auch Beowulf, welchem jetzt die Beſinnung wiederkehrte, nahm ſeinen Antheil am Siege, zückte das kleinere Schwert, welches er zur Aushülfe an ſeiner Brünne trug, und ſpaltete mit kräftigem Schwunge den züngelnden Wurm mitten von einander. So hatten die beiden blutsverwandten Fürſten in gemeinſamer Arbeit das weltberühmte Werk vollbracht. Mannheit und Treue hatten den Dränger überwunden.

8.

Beowulfs Tod und Begräbniß.

Nun aber begann die Wunde, welche der tollwüthige Drache dem Könige geſchlagen hatte, zu ſchwären und zu ſchwellen. Er fühlte alsbald das Gift in ſeinem Leibe wirken und ſchickte ſich mit weiſem Bedacht zum Sterben an. Da ſaß er auf dem Sockel eines Pfeilers und beſchaute das Rieſenwerk, die gewaltigen Steinbogen, die das ewige Erdhaus auf ihren Häuptern trugen. Der treue Waffengenoſſe eilte, den kampfesmüden, blutbeſloſſenen Helden mit einem Trunke Waſſers zu laben. Aber das Maaß ſeiner Tage war verfloſſen, nahe ſtand der Tod, und Beowulf ſahe ihm ruhig entgegen.

„Gern“ ſprach er, „wollte ich nun meinem Sohne Wehr und Rüſtung ſenden, wenn mir ein Abkömmling meines Leibes und ein Erbbeſchützer vergönnt wäre. Fünfzig Win-

ter habe ich dies Land beherrſcht. Von all den umwohnenden Volkskönigen iſt Keiner, der mit Heergeſellen mich hätte heimſuchen und mein Reich bedrängen dürfen. Nach Recht und Ziemlichkeit habe ich das Meine bewahrt, nicht Argliſt geübt, noch Meineid geſchworen. Alles deſſen mag ich mich nun, da das Leben vom Leibe ſcheidet, getröſten, daß der Vater der Menſchen mir nichts vorhalten darf, was mich unwerth machte, in Walhalla einzugehn. Wiglaf, mein Theurer, gehe du nun ſchnell in das Innere des Steingewölbes, den Hort zu ſuchen; denn ſein Hüter liegt und ſchläft, von unſerer Hand erſchlagen, und wehret nicht mehr den Eingang. Eile dich nun, daß ich die Altkleinode noch ſehen und meine Augen weiden könne an den lichten Steinen und Gemmen. Seh' ich den Kampfpreis meines Todes, dann werde ich um ſo leichter ohne Klage Leben und Leute verlaſſen, über die ich ſo manches Jahr gewaltet habe."

Schleunigſt gehorchte der Sohn Weohſtanes dem wunden Herrſcher, ging gerüſtet unter das Dach der Höhle und ſah da ſiegesfreudig das Bett des Wurmes: glitzerndes Gold, Menge der Kleinode, alte Gefäße von wundervoller Arbeit, die ſtanden da eignerlos, ihrer Helle beraubt umher. Auch mancher Helm, vom Roſte benagt, lag am Boden. Viele Armbänder hingen, an Faden gereihet, an den Wänden; und hoch über ſeinem Haupte ſah er eine allgüldene Fahne ſchweben, ein unter Zaubergeſängen gewobenes Wunderwerk, von welchem ſich ein ſo helles Licht ergoß, daß er Alles am Boden deutlich erkennen und den Drachenbau überblicken konnte. Doch ſäumte er nicht lange, ſondern ſtreckte ſeine Hand nach dem Horte — er der einzelne Mann durfte es ſich erkühnen, denn der furchtbare Hirt dieſer Schätze lag todt. In den Buſen ſteckte er Becher und Schalen, ſo viel er wollte, nahm auch das blanke Banner und das eiſerne Schwert in eherner Scheide, welches der Althäuptling ge-

tragen, bevor er in diesem Hügel sein Grab gesucht hatte. Mit Schätzen beladen kehrte er hastig an das Tageslicht zurück, von Sorge und Bangigkeit getrieben, ob er seinen Gebieter noch lebend antreffen werde.

Er fand ihn noch athmend, aber kraft- und regungslos am Bergeshange lehnen und und begann ihn mit Wasser zu besprützen, bis noch einmal sein Auge sich öffnete und die Rede sich mühsam aus seiner Brust hervordrängte: „Dem ewigen Weltenkönige," sprach er, „sage ich Dank für diesen Anblick. Kühn habe ich mit meinem Tode diesen Hort erkauft. Schaltet nun damit nach der Nothdurft der Leute. Ich mag nicht länger hier sein. Heißet das Kriegsvolk einen Grabhügel über der Meeresbrandung errichten, meinem Volke zum fernen Gedächtnisse. Auf Hrones-Nossen*) soll er sich hoch erheben, daß die Schiffer ihn weithin auf dem Meere gewahren und Beowulfs Burg nennen."**) Da nahm der starkherzige Herrscher die goldenen Ringe vom Hals und Arme, auch den reichverzierten Helm und das Panzerhemd, gab das alles dem jungen Kämpen und hieß es ihn wohl gebrauchen: „Du bist der letzte Sproß unseres Stammes," sprach er, „der Letzte der Wägmundinge. Alle meine Blutsverwandten, die kräftigen Männer, hat Wyrd hinweggerafft. Sie haben den fernen Gang vollbracht und ich folge ihnen."

---

*) D. i. Wallfisches-Landzunge.

**) Wohl wird mancher daher die blaue Woge durchschneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:
Hier liegt keineswegs der Achäer geringster bestattet,
Denen zurück den Weg der Mören Strenge versagt hat;
Denn nicht wenige trugen den thürmenden Hügel zusammen. —
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Das ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden.
Göthes Achillais.

Das war Beowulfs letzte Rede, und als er das gesagt hatte, sank er zur Erde. Wiglaf neigte mit Jammer sich über ihn. — Nicht lange darauf kamen die Kampfflüchtigen wieder aus dem Walde hervor, die Zunft der Feigen, welche zuvor nicht gewagt hatte, ihrem Heerkönige in seiner Bedrängniß mannhaft beizustehn. Es waren zehn an der Zahl, die kehrten nun mit Scham zurück und blickten schweigend bald den Entseelten bald seinen Genossen an. Freudlos saß der kühne Schildträger an des Königes Schulter und besprengte ihn mit Wasser, immer von neuem versuchend, ob er in dem geliebten Altvater das Leben erhalten könnte. Doch war es vergebens. Da schauete er mit einem Blicke voll Haß und Verachtung die Gefährten an und ergoß über sie die herbe Rede:

„Schmach über euch, ihr Ungetreuen! Mit Wahrheit wird die Welt nun sagen können, daß dieser mildgesinnte Herrscher alle Kleinodien und Reckengewande, die ihr noch jetzt an eurem Leibe traget, nutzlos verschwendet habe. Er hat dafür kein dankbares Herz und keine hülfreiche Hand gefunden, als er in Noth kam! Nimmer hat er seiner Fahrtgenossen sich rühmen dürfen: unter allen denen, die er reich gemacht, war kein Mann von Ehre und Muth, der bei ihm aushielt. Aber Gott, der über die Siege waltet, verlieh ihm, daß er selber für sich allein an dem Schädiger seines Lebens Rache nahm. Nur wenig konnte ich seinem Leibe zu Schirm und Hülfe dienen; doch versuchte ich es, so gut ich konnte, dem Verwandten beizustehen, und that es über mein Vermögen. Wären Solcher, wie ich, nur Mehrere unter euch gewesen! Aber zu Wenige standen um den König, als die Stunde der Drangsal über ihn einbrach. Nun soll hinfort euch kein Antheil am Solde der Helden werden! Das Glück eines freien Eigenthums, ja die Nahrung des Leibes müsse euch und eurer Sippschaft fehlen! Des Landrechts

beraubt, muß Jeder dieſer Männer in Elend und Verbannung gehn, wenn erſt die Recken daheim eure treuloſe That, eure ſchmachvolle Flucht erfahren. Tod iſt jedem Edlen beſſer, denn ehrlos leben."

Nun ſandte Wiglaf einen Boten über die Seeklippen nach dem Hag,*) wo die Schaar der Häuptlinge den langen Tag bangen Muthes beiſammen ſaß und mit Sehnſucht auf das Ende des Tages und die Wiederkunft des lieben Mannes wartete. Eilends kam der Mann vom Geſtade dahergeritten und verhehlte ihnen nicht die traurige Märe:**)

„Nun iſt der werthe Herrſcher der Geaten dahin und wohnet in der Raſt des Todes. Ihm zu Füßen liegt ſein Mörder, der gräuliche Drache, entſeelt, mit tiefen Schwertwunden gezeichnet; und Wiglaf, der Getreue ſitzet in Harm verſunken daneben und hält Wache über die Leiche des Königes. Der ſtarke Volkstroſt iſt nicht mehr! Das Land ſei nun auf Orlogzeiten gefaßt, auf blutige Kämpfe, wenn unter den Franken und Frieſen der Fall des Gefürchteten kund wird! Denn Nichts als ſein ruhmvoller Name hielt ſie bisher von unſern Grenzen fern. Doch was auch kommen mag: laſſet uns das Nächſte nicht verſäumen und ſeinen edeln Leib mit geziemenden Ehren zur Brandſtätte fahren! Nicht Eines Mannes Gut ſoll mit dem Tapferen zur Aſche werden, ſondern all die unzählbaren Schätze, die ſein unüberwindlicher Muth erworben hat. Was er mit ſeinem theuern Leben erkaufte, das ſoll Keinem zum Erbe bleiben, ſondern Feuer ſoll es freſſen und Flamme verſchlingen. Kein Mann ſoll dieſer Kleinodien Eines zur Erinnerung tragen, kein ſchönes Weib ſich Hals und Arme damit ſchmücken! Wem geziemete jetzt noch ein Zierrath?

---

*) Das (königliche) Wohnhaus.
**) Geſchichte, Nachricht.

Scherz und Luſt iſt vorbei, ſeit der Leiter des Heervolkes das Lachen aufgab. In Gram und Trauer werden die Frauen, des Schmuckes vergeſſen, daheim ſitzen! Mancher Schaft, der ſchon lange träge im Winkel geſtanden, wird in Mannesfauſt wieder erwarmen und durch die Lüfte ſauſen. Nicht Lied und Harfenklang wird den Kriegsmann erwecken; aber der wilde Rabe wird vergnüglich über den Leichen ſeinen Ruf vernehmen laſſen und dem Adler erzählen, wie's ihm beim Schmauſe glückte, als er mit dem Wolfe die Wahlſtatt beraubte."

So ſprach der ſchnelle Bote die leidige Botſchaft, und er log nicht, da er Solches redete. Alles Wehrvolk ſtand auf und eilte betrübtes Herzens, in Thränen zerfließend, nach dem Felſen, wo die Adler horſten, um das traurige Wunder mit eigenen Augen zu ſchauen. Da ſahen ſie den Guten entſeelt im Sande auf dem Rüſtbette liegen und neben ihm den ſeltſamen Wicht, den gräulichen Drachen. Von der Gluth, die in ihm langſam verkochte, war ſein Leib widerlich aufgeſchwellt, und ſeine Länge betrug funfzig Fußmaaße.

Nun führte ſie Wiglaf in's Innere der Erdhöhle und zeigte ihnen den unermeßlichen Hort; denn nur Weniges im Vergleiche mit dem, was dort noch aufgehäuft lag, hatte er, dem ſterbenden Könige zur Luſtſchau, an das Licht des Tages hervorgetragen. Da ſtunden Becher und Krüge, da lagen Teller und koſtbare Schwerter, roſtdurchfreſſen, als ob ſie im Schoße der Erde tauſend Winter geraſtet hätten. Uebermächtig war dies Erbe der Altväter, von Zauber in der Tiefe feſtgebunden, daß kein Sterblicher es vermocht hätte, den Schatz zu heben, außer wem es von Gott, den mächtigen Geber des Sieges, verliehen ward.

Nun hieß der ſinnige Sohn Weohſtanes die umwohnenden Burgbeſitzer und Häuptlinge beſenden und dieſelbigen

auffordern, Brandscheiter nach Hrones-Nossen zu führen, an die Stätte, wo der König sein Grab sich bestellt hatte. Den Dienern aber gebot er: „Haltet die Bahre bereit! wenn wir zurückkommen, führen wir unsern lieben Gebieter dahin, wo er lange in des Allwaltenden Bewahrung harren soll."

Hierauf erkor er aus des Königs Mannen sieben der kräftigsten und trat selbacht mit ihnen unter das Dach des Argen. Einer der Heermänner ging mit der Fackel voran. Doch nicht wie sonst wurde diesmal die Beute durch das Loos getheilt, die sie drinnen im Saale fanden hüterlos und verlassen: sondern ungezählt wurde all das Gold auf Wagen geladen und zur Brandstätte gebracht. Den Drachen stießen sie von den Klippen in's Meer, und die Hochfluth schwemmte ihn hinweg. Aber die Leiche des Königes fuhr man auf hoher Bahre im Geleite seiner Edeln nach Hrones-Nossen. Mit Helmen und Schilden und blanken Brünnen schmückten ihm die Krieger der Geaten den Scheiterhaufen und legten den werthen Herrscher unter vielen Seufzern und Thränen mitten darauf.

„Wohlan denn!" rief Wiglaf, der Getreue, „nun steige Lohe empor, und Gluth verzehre des Wehrvolks Häuptling, ihn, der niemals erbebte, wenn der Strom der Pfeile, von der Sehne geschnellt, über den Schildwall schoß, der dem Hagel und Schauer fliegender Speere stillhielt und mit seinem Schilde, dicht mit Feindesgeschossen gespickt, hochherrlich aus dem Kampfe hervortrat!"

Da steckten die Recken den Scheiterhaufen in Brand; der Rauch stieg auf. Knisternd und sausend, vom Windzuge mächtig angefacht, schlug die Flamme empor, und das Klagegeschrei folgte ihr nach, bis von dem gewaltigen Helden nur noch ein Häuflein Asche vorhanden war. Nun warfen die Geaten den Leichenhügel auf — der war hoch und breit, den Seefahrern weithin sichtbar — und zimmerten in zehen

Lagen das Grabmal des Helden. Alle Ringe und blanken Steine, alle Kleinodien und Zierrathen, die ſie zuvor aus der Höhle des Drachen geholt hatten, legten ſie in den Schoß des Hügels. Da liegt das Gold, ungenutzt von den Erdbewohnern wie vor Alters, im Sande vergraben. Und als das vollbracht war, ritt eine Schaar von Edelingen, zwölf an der Zahl, um den Hügel und erhob den Geſang zum Lobe des Königes. Sie prieſen ſeine Herrſchaft und die Thaten ſeiner Heldenſtärke; und alle Heergenoſſen des Verblichenen beklagten den guten Herrſcher und rühmten, daß unter allen Königen in der Welt Beowulf der mildeſte und liebreichſte, der mannhafteſte und kühnſte geweſen ſei.

Wieland der Schmied.

1.

Von Wielands Abkunft und ſeinen Lehrjahren.

Es war ein König in Wilkinenland, mit Namen Wilkinus. Der traf einſt auf einer Heerfahrt über die Oſtſee ein ſchönes Meerweib an, die gefiel ſeinen Augen, und er nahm ſie zum Weibe und führte ſie mit ſich nach Hauſe in ſein Schloß. Nach etlicher Zeit begab ſich's, daß ſie ihm einen Sohn gebar, dem gaben ſie den Namen Wade. Wie ſie aber den Sohn geboren hatte, wollte ſie nicht länger bleiben, denn es behagte ihr nicht unter den Menſchenkindern, und ſie ſehnete ſich wieder hinaus auf die weite See und in die Tiefe der Gewäſſer. Da ſchwand ſie mit Einem Male hinweg, und Niemand weiß, was ſeitdem aus ihr geworden iſt.

Der Knabe aber wuchs und ward groß und ſtark weit über menſchliches Maaß hinaus, und da ſah man, daß es ein Rieſe war. An Gemüth artete er ganz nach ſeiner Mutter, war nicht wie Menſchenkinder theilnehmend und geſellig, ſondern wild, rauh und trotzig gleich den Wogen des Meeres und deshalb nirgends gern geſehen. Auch ſein Vater liebte ihn wenig und hielt ihn nicht gleich ſeinen

übrigen Söhnen, doch gab er ihm, bevor er ſtarb, zwölf Höfe in Seeland zum Erbe; und daſelbſt wohnte nun Wade und kümmerte ſich um Niemanden. Auch wird von ihm nicht gedacht in den Liedern und Sagen der Vorzeit, daß er ein Kriegsheld geweſen und Heerfahrten gethan, um Ruhm zu gewinnen und ſein Gut zu mehren, ſondern er begnügte ſich mit dem, was ihm ſein Vater gleich Anfangs gegeben hatte.

Rieſe Wade hatte einen Sohn mit Namen Wieland. Dieſer zeigte ſchon bei jungen Jahren viel Verſtand und Geſchicklichkeit; darum wollte ihn ſein Vater irgend ein Handwerk erlernen laſſen und bei einem guten Meiſter in die Lehre geben. Nun hörte er von einem Schmiede in Heunenland,*) der hieß Mimer und war der kunſtreichſte aller Schmiede. Dahin fuhr nun Rieſe Wade und übergab Mimern ſeinen Sohn, welcher damals neun Winter alt war, und nachdem er das Nöthige mit Mimern beſprochen, kehrte er wieder heim nach Seeland in ſeine Wohnung.

Wieland hatte nun einen guten Meiſter, doch verlebte er bei ihm manchen ſchlimmen Tag. Es ſtand nämlich zu ſelbiger Zeit bei Mimern auch Jung-Siegfried**) in der Lehre; der war ein raſcher, wilder Knabe voll Uebermuthes und kühner Streiche; und da dem bedächtigen Wieland ſolches Weſen nicht wohlgefiel, kamen ſie öfter mit einander in Streit, wobei er jedesmal den Kürzeren zog und viel Schläge erleiden mußte. Als aber Rieſe Wade ſolches vernahm, wollte er nicht leiden, daß Wielanden von ſeinem Schmiedegeſellen Unbill widerführe, kam wieder und nahm ihn mit ſich heim nach Seeland.

Wieland war drei Jahre in Heunenland geweſen und

*) D. i. Hunnenland oder Ungarn.
**) Der berühmte Held der Nibelungen.

nunmehr zwölf Winter alt; aber trotz seiner Jugend stand er bei Jedermann in Ansehn, denn er hatte Mimers Unterweisung wohl benutzt und war schon damals der kunstfertigste aller Männer weit und breit. Er verhielt sich ein Jahr lang bei seinem Vater in Seeland, und dieser sah sich unterdessen nach einem andern Meister um, bei welchem Wieland seine Kunst vollenden könnte. Da hörte er von zwei Zwergen, die in einem Berge Namens Kallova oder Glockensachsen*) ihre Wohnung hätten. Diese Zwerge verstunden besser zu schmieden, als sonst kein Anderer, weder Zwerge noch Menschen. Trefflich wußten sie allerlei Eisenarbeit zu machen, als Schwerter, Harnische und Helme; auch von Gold und Silber konnten sie allerhand Kleinodien fertigen; und aus allen Erzen, die man nur schmieden mag, konnten sie Alles verfertigen, was sie wollten.

Da machte Wade mit seinem Sohne sich dahin auf den Weg. Wie sie aber an die Meerenge kamen, da war kein Schiff vorhanden, auf welchem sie hätten hinüberfahren können; und Wade wartete dort einige Zeit, in der Hoffnung, es werde ein Fahrzeug vorüberkommen und sie aufnehmen. Als er nun lange gewartet hatte und kein Schiff erschien, wurde er des Harrens müde. Er besah die Länge seiner hingestreckten Glieder, stand auf, nahm den Knaben auf seinen Nacken und watete in den Sund. Es war derselbe neun Ellen tief, dennoch reichte das Wasser dem Riesen nur bis an die Brust und netzte dem Knaben kaum die Füße. Als sie nun jenseits das feste Land betraten, wanderten sie noch manchen Tag landeinwärts, bis sie vor dem Berge Kallova standen.

Riese Wade ging zu den Zwergen hinein, redete mit

*) Westlich von der Weser unter den niedersächsischen Bergen zu suchen.

ihnen und sprach: er habe hier seinen Sohn Wieland und wünsche, daß sie den Burschen auf zwölf Monden zu sich nähmen und ihm allerhand Schmiedearbeit lehrten; dafür wolle er ihnen so viel Goldes geben, als sie verdingten. Die Zwerge erwiesen sich bereit, den Burschen anzunehmen und verlangten eine Mark Goldes zum Lehrgelde. Darauf ging er ein und gab ihnen das Bedungene sogleich auf die Hand. Nun setzten sie noch den Tag fest, nach zwölf Monden Frist, an welchem er sich hier einfinden und seinen Sohn wieder abholen sollte; und so war der Handel beiderseits geschlossen.

Riese Wade zog nun allein wieder heim nach Seeland. Wieland aber blieb im Berge zurück und lernte schmieden. Dabei stellte er sich so gelehrig an, daß er Jegliches nachschmiedete, was die Zwerge ihm vormachten; und diese konnten ihn so gut bei ihrer Arbeit gebrauchen, daß sie seiner Dienste gern noch länger, als bedungen war, genossen hätten. Als daher am bestimmten Tage Riese Wade nach seinem Sohne kam, baten sie, den Burschen noch zwölf andere Monate da zu lassen, und ehe daß sie ihn fahren ließen, wollten sie lieber die Mark Goldes wieder zurückgeben, die sie als Lehrgeld empfangen hätten; auch wollten sie ihn noch einmal so viel Künste lehren, als er schon von ihnen gelernt habe. Diesen Vorschlag nahm Riese Wade an und setzte nun mit ihnen den Tag der Rückkehr fest. Hinterdrein aber gereuete die Zwerge, daß sie den Dienst ihres Lehrlings so theuer erkaufen sollten. Sie redeten deshalb noch einmal mit dem Riesen und verlangten, daß, wenn er nicht an dem bestimmten Tage nach seinem Sohne käme, es ihnen frei stehen sollte, diesem den Kopf abzuhauen. Der Riese verwunderte sich über den absonderlichen Antrag, doch ging er darauf ein und wollte nun heimfahren.

Da rief er seinen jungen Sohn noch zu einem Zwie-

ſprach hinaus vor den Berg, und wie ſie draußen waren, führte er ihn abſeits, gürtete ſich das Schwert ab, das er an ſeiner Seite trug, und ſtieß es unter einem Reiſigt tief in die Erde, ſo daß gar nichts mehr davon zu ſehen war. Darauf ſprach er zu Wielanden: „Mein Sohn, du weißt, welche boshafte Bedingung mir deine Lehrmeiſter geſtellt haben. Nun kann ich mir zwar nicht anders denken, als daß ich am beſtimmten Tage eintreffen und dich von hinnen führen werde. Sollte dies aber nicht geſchehen und die Zwerge dir an das Leben wollen, ſo weißt du nun, wo du Hülfe zu ſuchen haſt: nimm dies Schwert und wehre dich mannlich; denn beſſer iſt Solches, als von zween Zwergen ermordet zu werden; und ich will, daß unſere Freunde ſagen, ich habe einen Mann und nicht ein Weib erzeugt.“

Damit ſchieden Vater und Sohn, und Rieſe Wade fuhr wieder heim nach Seeland. Wieland aber ging in den Berg zu den Zwergen und lernte nun noch einmal ſo viel als zuvor und ließ nicht eher ab, als bis er alle Geheimniſſe ihrer Kunſt verſtand. Dabei dienete er ihnen mit Fleiß und Achtſamkeit, und ſie ließen ſich ſeine Dienſte gern gefallen und belobeten ihn darum; aber im Herzen waren ſie ihm gram, denn ſie mißgönnten ihm, daß er ſo geſchickt geworden und alle Künſte ihnen abgelernt hatte. Doch tröſteten ſie ſich darüber mit dem Gedanken, daß er ſeiner Geſchicklichkeit nicht lange genießen ſolle, da ihnen ja ſein Haupt zum Pfande ſtehe.

Als nun das Jahr bald um war, gedachte Wade lieber zu früh als zu ſpät nach ſeinem Sohne ſich auf den Weg zu machen, damit er nicht, wenn irgend ein Zufall ihn unterwegs aufhielte, den feſtgeſetzten Tag verſäume. Er brach deshalb bei Zeiten auf und zog beides, Tag und Nacht, immerfort ſeine Straße, bis er an die Stelle kam, die zwiſchen ihm und den Zwergen beſtimmt war; und ſo geſchah

es, daß er drei Tage früher, als verabredet war, dort eintraf. Er fand aber den Berg vor sich verschlossen und konnte nicht hineinkommen. Er legte sich daher an einer Seite des Berges nieder und wollte da abwarten, was vorginge, bis daß ihm der Berg aufgeschlossen würde. Aber von der rastlosen Fahrt und dem schrecklich langen Wege war er sehr müde geworden, und er schlief ein und schlief fest und lange; denn er war nicht weichlich, daß er zum Ausruhn einer bequemen Lagerstatt bedurft hätte, sondern er lag, wie er gekommen war, und schnarchte so, daß man es weit hören konnte. Mittlerweile brach ein heftiges Unwetter los: es ergoß sich ein so starker Regen, daß es ein Wunder war; zugleich erhob sich ein gewaltiges Erdbeben und riß oben von dem Berge eine Klippe los, die mit einem Strome von Wasser, Schutt und Erde, Steinen und Bäumen über den schlafenden Riesen stürzte; und so kam Wade um sein Leben.

Als nun der bestimmte Tag gekommen war, da schlossen die Zwerge den Berg auf, gingen hinaus und sahen zu, ob Riese Wade nach seinem Sohne gekommen wäre. Wieland, der nicht weniger begierig war, dies zu erfahren, ging auch heraus vor den Berg, den Felsenpfad hinab und schaute sich überall nach seinem Vater um, aber er sah ihn nirgends. Da kam er in das Felsthal, wo Wade sich zum Schlafe niedergelegt hatte, und sahe, wie da eine Klippe frisch herabgestürzt war; und wie er so still stand und mit Verwunderung den grausigen Bergsturz betrachtete, siehe, da ragte aus dem Getrümmer die lange Eisenstange hervor, deren sich Wade als eines Wanderstabes zu bedienen pflegte. Alsobald kam ihm in den Sinn, daß diese Klippe seinen Vater müsse erschlagen haben, und er sahe, daß hier keine Rache zu nehmen sei, und gedachte nun an das, was sein Vater beim Abschiede ihm gerathen hatte.

Alſobald machte er ſich auf, nach dem verborgenen Schwerte zu ſuchen. Anfangs ſuchte er nahe bei der Klippe, und da er es dort nicht fand, erinnerte er ſich, daß Rieſe Wade das Schwert weiterhin nach der Ebene in einem buſchigen Sumpfe verſteckt hatte. Als er aber dahin kam, fand er die Stelle von dem Gewitterregen und den Bergwaſſern ganz überſchwemmt, und wurde ſich nun bewußt, in was großer Noth er ſich befände: ſein Vater war todt und er ſelber dem Tode verfallen. Wie er nun unſchlüſſig, was er thun ſolle, ſich umblickte, ſah er auf einmal, wie der Schwertgriff aus dem Boden hervorragte, ging freudig hinzu, riß das Schwert heraus, ſah es an und ſprach: „Was darf ich nun noch das Schlimmere für mich fürchten?“ Er ſah, wie die Zwerge auf dem Berge ſtanden und vergnügt umherſchauten; und zum Glück gewahrten ſie nicht, was Wieland da vorgenommen hatte.

Da ging er auf den Berg und hatte das bloße Schwert unter dem Rockſchoße verborgen, trat zu dem, der ihm der nächſte war, und gab ihm den Todesſtreich; demnächſt erſchlug er auch den andern: und ſo zahlte er ihnen ein Lehrgeld, welches ſie nicht erwartet hatten.

Darnach begab er ſich in den hohlen Berg und nahm all ihr Schmiedezeug und alles Gold und Silber, das er finden konnte, führte das Roß hervor, welches den Zwergen gehört hatte, und bepackte es mit dieſen Gütern; auch ſich ſelber lud er ſo viel auf, als er nur immer tragen konnte, und wandte ſich nun gen Norden nach Dänemark.

2.

Wie Wieland zum Könige Nidung kam, und welche Wette er mit dem Schmied Amilias einging.

Nachdem Wieland drei Tage gewandert war, kam er an einen großen Strom, der hieß Weserstrom; da konnte er nicht über das Wasser. An dem Strome zog sich ein großer Wald entlang, darin verweilte sich Wieland einige Zeit und überlegte, was weiter zu thun sei; und da er merkte, daß der Ort, wo er war, unweit der See liege, rüstete er sich, ging auf einen Hügel am Ufer und ersahe sich einen großen Baum. Diesen fällte er zur Erde, hieb die Aeste vom Stamme und höhlte denselben inwendig aus. Nun legte er an das Ende, welches dünner war und zu den Zweigen hinlief, sein Schmiedezeug und sein Gut zusammen, und da, wo der Stamm dicker und geräumiger war, that er seine Speise und Trank hin; zuletzt stieg er selbst hinein und verschloß dann den Stamm so fest und dicht, daß ihm auf keine Weise weder Strom noch Meer schaden konnte. An unterschiedlichen Stellen bohrte er Löcher in den Stamm und setzte Gläser darein, welche so eingerichtet waren, daß er sie nach Belieben öffnen und schließen konnte; und wenn sie geschlossen waren, so konnte kein Wasser eindringen, so wenig, als wenn der Baum noch ganz gewesen wäre.

Nun lag der Stamm am Ufer des Stromes und darinnen Wieland mit all seinem Gut und dem Werkzeug: da bewegte er sich in dem Stamme so lange hin und her, bis daß derselbe sich in den Strom wälzte, und der Strom

führte ihn mit ſich fort in die hohe See hinaus, und der Stamm trieb achtzehn Tage lang umher, da kam er endlich an ein Land.

Ueber dieſes Land herrſchte ein König, der hieß Nidung, und das Land, worüber er König war, hieß Thiodi*) und lag in Jütland. Nun begab es ſich eines Tages, daß des Königs Leute mit Strandnetzen in See ruderten, um friſche Fiſche für des Königs Tiſch zu fangen. Sie warfen ihre Netze aus und zogen ſie ans Land. Da wurde das Netz mit einem Male ſo ſchwer, daß ſie es kaum herausbringen konnten; und wie es endlich ans Land kam, ſahen ſie, daß ein wunderſam großer Baumſtamm dahinein gerathen war. Sie zogen ihn mit Mühe ans Ufer und betrachteten ihn genau, was für ein Baum das ſein möchte; und weil ſie ſahen, daß er wunderkünſtlich geſchnitzt und wohlverwahrt war, vermutheten ſie, es möchte etwas darinnen verborgen ſein. Sie ſchickten daher Jemanden zum Könige und baten ihn, daß er kommen und dieſen Baum ſehen möchte.

Der König kam, beſchaute den Stamm und gebot zu unterſuchen, was etwa darinnen wäre. Da hieben ſie mit Aexten in den Stamm. Als aber Wieland ſpürte, was ſie thaten, fürchtete er, ſie möchten ihm Schaden zufügen, und rief ihnen zu, inne zu halten, es wäre ein Menſch in dem Baume. Als die Leute die Stimme aus dem Innern des Stammes erſchallen hörten, meinten ſie, der böſe Feind ſelber müſſe in dem Baume ſein, und liefen alle voller Schrecken davon, der Eine hier, der Andere dorthin. Aber der König blieb ruhig am Orte und gedachte abzuwarten, was ſich weiter begeben würde.

Unterdeß öffnete Wieland ſein Fahrzeug, ſtieg heraus, trat vor den König und ſprach: „Ein Menſch bin ich, Herr,

*) Nordweſtliche Ecke von Jütland, jetzt Thy.

und nicht ein Gespenst, und dringlichst will ich euch bitten, daß ihr mir Sicherheit gebet meines Leibes und Gutes; so will ich mit euch gehen und euch dienen."

Da der König sah, daß er ein Ausländer und ein ansehnlicher Mann und kein Gauner war, obwohl er auf wundersame Weise hierher gekommen, so gab er Sicherheit ihm und seiner Habe. Doch hielt es Wieland immer für besser, sein Schmiedezeug und seine Schätze zu verbergen. Er brachte daher beides an einen abgelegenen Ort und vergrub es daselbst mit sammt dem Stamme.

Wieland lebte nun an König Nidungs Hofe und war ein höfischer und gewandter Knappe. Der König hielt ihn gern in seiner Nähe und hatte ihm darum einen ganz leichten Dienst gegeben, der in nichts Anderem bestand, als daß er drei Messer zu verwahren hatte, deren sich der König bei Tische bediente.

Wieland war nun etwa ein Jahr lang bei Hofe gewesen, da geschah es eines Tages, daß er an das Meer ging, um des Königs Messer zu waschen und zu fegen; da fiel ihm das beste Messer, so der König hatte, aus der Hand ins Wasser; und es war an selbiger Stelle so tief, daß er gleich alle Hoffnung aufgeben mußte, es jemals wieder zu erlangen. Da ging er in großer Bekümmerniß heim, indem er sich vorhielt, wie übel es der König vermerken würde, daß er durch die Fahrlässigkeit seines Dieners um sein bestes Messer gekommen wäre, und er sprach zu sich selber: „Fürwahr, ich bin recht aus der Art geschlagen, und wenig frommt es mir, daß ich von edler Abkunft bin! Nun war ich bei einem guten Könige in Dienst gekommen, und er gab mir vorerst ein leichtes und geringes Geschäft, um meine Brauchbarkeit zu prüfen, und hatte die Meinung, wenn er sähe, daß ich des Geringeren fleißig wartete, so würde ich auch des Größeren also wahrnehmen, wenn er es in meine Hände legte: und

ſo wäre ich allgemach emporgekommen und ein anſehnlicher Mann geworden. Aber da ich nun dieſen geringen Dienſt verſehen ſollte, da verwahrloſte ich ihn, und mag mich nun Jedermann wohl einen Thoren heißen." So ſprach er zu ſich ſelber, und Scham und Reue trieben ihn, ernſtlich zu überlegen, wie er ſeinen Fehltritt wieder gut machen könne.

Nun hatte der König Nidung einen Schmied in ſeinen Dienſten, der hieß Amilias und ſchmiedete für den König alles Geräthe, das von Eiſen gemacht wird. Zu dieſem Amilias begab ſich jetzt Wieland, fand aber weder ihn noch ſonſt Jemanden in der Schmiede, da Amilias mit ſeinen Geſellen eben zum Imbiß gegangen war. Da ſetzte ſich Wieland an ſeine Werkſtatt zu ſchmieden und brachte ein Meſſer zu Stande, welches dem, das er verloren hatte, vollkommen gleich war. Dann ſchmiedete er noch einen großen, dreieckigen Nagel von ſo beſonderer Art, daß Niemand weder zuvor noch nachher einen beſſer geſchmiedeten geſehen hatte; und alles dieſes hatte Wieland vollbracht, ehe Amilias vom Imbiß zurückkam und bevor der König zu Tiſche ging. Den Nagel legte er auf den Amboß, das Meſſer aber nahm er mit ſich und ging davon. Bald darauf kam Amilias mit ſeinen Geſellen wieder in die Schmiede, ſahe den Nagel auf dem Amboße liegen und fragte, wer dieſes treffliche Stück gemacht habe. Aber Keiner bekannte ſich dazu, und niemals ſahen ſie einen auf dieſe Art geſchmiedeten Nagel weder zuvor noch nachher.

Zur Mittagszeit ſtand Wieland wieder wie gewöhnlich vor des Königs Tiſche, ſeines Dienſtes zu warten, und that, als wenn nichts geſchehen wäre. Als nun der König bei Tafel ſaß, brachte ihm Wieland ſeine Meſſer. Der König nahm eines derſelben und zerſchnitt damit das Semmelbrod, welches vor ihm auf dem Tiſche lag: und das Meſſer ſchnitt durch das Brot und ein ſolches Stück von dem Tiſche, als

es traf. Der König verwunderte sich, wie dieses Eisen so scharf sein könnte, da dergleichen ihm noch nicht vorgekommen, und wandte sich zu Wielanden mit der Frage: „Wer muß dies Messer gemacht haben?“ Wieland stellte sich unbefangen und antwortete: „Wer anders wird es gemacht haben, als Amilias der Schmid, der alle eure Messer gemacht hat und alles Andere, was ihr schmieden lasset?“ Amilias, der in der Nähe stand und ihr Gespräch hörte, war mit dieser Antwort höchlich zufrieden, wiewohl sie gelogen war, und sprach zum Könige: „Herr, ich habe dieses Messer gemacht, so wie all die anderen; denn ihr habt ja keinen andern Schmid als mich allein, Alles zu schmieden, was ihr bedürft und was ihr wollt.“ Aber der König ließ sich nicht irre machen: „Niemals,“ sprach er, „sah ich aus deinen Händen so ein gutes Eisen kommen, als dieses ist; und wer es auch gemacht habe, du hast es nicht gemacht.“ Darauf blickte er Wielanden scharf an und sprach: „Hast du dieses Messer gemacht?“ Wieland antwortete: „Herr, es wird sein, wie Amilias sagt; er wird es gemacht haben.“ Aber der König fuhr fort: „Wenn du nicht die Wahrheit sagst und willst mich mit Lügen bedienen, statt zu bekennen, wie es sich mit dem Messer verhält, so hast du meinen Zorn.“ Da erwiederte Wieland: „Euern Zorn will ich nicht haben, wenn anders ich ihn abzuwenden vermag;“ und gestand ihm, wie er das Messer am Meere verloren und ein anderes an dessen Statt geschmiedet habe. Der König sagte darauf: „Das dachte ich wohl, daß Amilias nicht etwas so Gutes zu Stande gebracht noch dergleichen machen könnte, denn nimmer ist mir ein so treffliches Messer vorgekommen, und nach dieser Probe darf ich glauben, daß deines Gleichen an Geschicklichkeit nicht mehr gefunden werde.“

Der stolze Amilias fühlte sich durch das Eingeständniß Wielands tief beschämt; doch vermochte er nicht die Lob-

ſprüche, welche der König Jenem ertheilte, lange anzuhören und fiel ihm mit den Worten in die Rede: „Herr, ihr ſpendet heute Lob und Tadel nicht mit kargem Maaße. Aber ich glaube, nicht vermeſſentlich zu reden, wenn ich ſage, daß ich nichts Schlechteres ſchmiede als Dieſes iſt und daß ich ein anderes ebenſo ſcharfes Eiſen mache, wenn ich allen Fleiß daran wenden will; und nimmer will ich das zugeben, daß ſein Geſchmeide*) beſſer ſei als das meine: ſondern erſt ſoll unſer beider Geſchicklichkeit ſich gegen einander verſuchen, ehe ich ungeſchickter heißen will als Wieland.“ Dieſer antwortete: „Meine Geſchicklichkeit iſt nicht ſonderlich; was ich aber kann, das will ich nicht ſparen, auf daß wir unſere Schmiedekunſt verſuchen. Mache du ein Stück und ich will ein anderes machen, dann mag man prüfen und entſcheiden, welches das beſſere ſei.“ Amilias ſprach: „Dieſe Wette nehm' ich an!“ und Wieland fuhr fort: „Ich habe nicht großes Gut, doch wollen wir etwas daran ſetzen, wenn du damit einverſtanden biſt.“ Amilias antwortete: „Ja, das wollen wir thun, und weil du kein Gut haſt, ſo ſollſt du dein Haupt daran ſetzen, und ich ſetze mein Haupt dagegen; wer als der Geſchicktere erfunden wird, der ſoll dem Andern das Haupt abhaun.“ Wieland ſprach: „Setze ſo viel daran, als du immer willſt, und mache, was du am beſten kannſt; aber was willſt du ſchmieden? und welchergeſtalt wollen wir die Probe anſtellen?“ Da antwortete Amilias: „Du magſt ein Schwert machen, wie du es am beſten kannſt; und ich will eine vollſtändige Rüſtung machen, Helm, Harniſch und Panzerhoſen, ſo gut ich's immer vermag. Geſchieht es nun, daß dein Schwert durch meine Rüſtung ſchneidet, ſo daß du mich damit verwundeſt, ſo ſollſt du mir den Kopf abhaun.

*) D. i. im eigentlichen und urſprünglichen Sinne: was geſchmiedet iſt, Schmiedearbeit.

Wenn aber dein Schwert nicht durch meine Waffen ſchneidet, ſo ſoll dein Haupt in meiner Gewalt ſtehn, und zweifle nicht daran, daß ich dann von meinem Rechte Gebrauch mache. Und binnen zwölf Monden ſoll Jeder von uns dieſe Arbeit zu Stande bringen.“ Wieland erwiederte: „Ja, ja, das will ich gern; nimm nur dein Wort nicht wieder zurück, ſondern halte, was du hier ſageſt.“ Da ſprach Amilias: „Ich will dir Bürgen ſtellen, daß das Wort, welches ich hier gebe, nicht von mir gebrochen werden ſoll;“ und dazu erboten ſich ſofort zwei der wackerſten Ritter am Hofe des Königs, welchen die Kunſtfertigkeit des Amilias wohlbekannt war. Amilias that ſich darauf nicht wenig zu gute und fragte Wielanden mit höhniſchem Tone: „Wo aber ſind deine Bürgen?“ Der Jüngling erwiederte: „Nicht weiß ich, wer für mich bürgen ſoll, da Niemand hier weiß, was ich leiſten kann, denn ich bin den Leuten dieſes Landes unbekannt.“ Der König aber überdachte ſich, wie er doch mit jenem Meſſer eine treffliche Probe ſeiner Schmiedekunſt gegeben habe, auch erinnerte er ſich, in welchem wunderſamen Fahrzeuge Wieland ans Land gekommen und wie künſtlich daſſelbe mit großer Geſchicklichkeit zubereitet geweſen; da ſprach er zu Wielanden: „Ehe daß es dir an einem Bürgen fehlen ſoll, will ich ſelber für dich bürgen.“ Und auf dieſe Weiſe feſteten ſie ihre Wette, daß der König für Wielanden und die zwei Ritter für Amilias Bürgſchaft leiſteten.

3.

Wie Wieland ſein Schmiedezeug ſich wieder verſchafft.

Noch an demſelben Tage begab ſich Amilias in ſeine Schmiede, nahm alle ſeine Geſellen mit und begann an ſeinem Probeſtücke zu ſchmieden; und er fuhr ſo fort einen Tag nach dem andern alle zwölf Monden durch. Wieland dagegen verrichtete nach wie vor ſeinen Dienſt an des Königs Tiſche und that, als habe er Nichts weiter zu thun, und ſo ging ein halbes Jahr dahin. Darob wurde der König unruhig und fragte eines Tages ſeinen Knappen: welchermaßen er ſeine Wette zu löſen gedenke, oder wann er anfangen wolle zu ſchmieden? Wieland erwiederte: „Herr, weil ihr mich daran mahnet, ſo will ich darangehn. Ich wünſchte aber, daß ihr mir ein Schmiedehaus bauen ließet, darin ich ſchmieden kann.“

Dieſer Wunſch wurde ihm gewährt. Als nun die Schmiede gebaut war, ging Wieland hin zu der Stelle, wo er den Baumſtamm vergraben hatte, und wollte ſein Schmiedezeug daraus hervorholen. Aber ſiehe da, das Behältniß war aufgebrochen und all ſein Gut und Werkzeug weggenommen. Solches gefiel ihm gar übel; es kam ihm in den Sinn, daß ihn damals ein Mann bei der Arbeit betroffen hatte, als er ſeine Habe in die Erde vergrub; und nun wußte er wohl, Dieſer und kein Anderer müſſe ſein Werkzeug genommen haben, aber den Namen des Mannes wußte er nicht.

Er begab ſich nun auf der Stelle zum Könige und erzählte ihm, wie es ihm mit ſeinem Werkzeug ergangen wäre. Dem Könige gefiel Solches auch übel, und er hieß ihm nachſpüren, wer dieſer Mann geweſen ſein möchte, und fragte Wielanden: „Würdeſt du ihn wohl wiedererkennen, wenn er dir vor Augen käme?“ Wieland antwortete: „Ja, Herr!“ Da ließ der König eine Volksverſammlung berufen und entbot, daß alle Männer ſeines Reiches darkommen und ſeinen Willen vernehmen ſollten. Und dieſes Gebot kam zu Jedermann in Jütland, und Allen bedünkte es verwunderlich, was dies bedeuten ſollte, daß der König alle Männer vor ſein Angeſicht berief.

Wie nun Alle beiſammen waren, ging Wieland durch die Reihen entlang und betrachtete einen Jeden ſcharf und genau, um den Mann herauszufinden, der ſein Schmiedezeug mitſammt ſeinen Schätzen genommen hätte. Aber er fand den Mann nicht, auch keinen ihm ähnlichen, und da er bis zum Letzten gekommen war, ging er zum Könige und ſagte ihm, daß der, den er damals geſehen, in der Verſammlung nicht vorhanden ſei.

Der König nahm es übel auf und ſprach: „Viel geringer iſt dein Verſtand, als ich dachte, und du verdienteſt wohl, daß man deine Füße in den Block legte, ſo arg haſt du meiner geſpottet. Um deinetwillen berief ich die Verſammlung, alle Männer meines Reiches haben ſich eingeſtellt, und mithin muß auch der darunter ſein, der dein Werkzeug und dein anderes Gut genommen hat: du aber erkennſt ihn keineswegs, wie du zuvor mich hoffen ließeſt; und nun iſt dieſe ganze Veranſtaltung umſonſt geweſen. Was ſollen die Leute davon denken? Fürwahr biſt du ein Thor, und thöricht war es auch von mir, daß ich Bürge wurde für dich.“ Da ging der König unwillig aus der Verſammlung und alles Volk mit ihm.

Wieland war nun erſt recht übel daran; ſein Schmiedezeug und ſein Gold war fort, und des Königs Zorn hatte er obendrein; und das verdroß ihm zumeiſt, daß er bei ſeinem Miſigeſchicke ſich einen Thoren mußte ſchelten laſſen. Da ſann er auf ein anderes Mittel, wie er könne Gut und Ehre wiedergewinnen; und nach einiger Zeit machte er, ohne daß Jemand etwas gewahr wurde, ein Geſchmeide, das war ein Bild in Geſtalt eines Mannes, dem machte er Haar auf das Haupt, malte ihm Geſicht und Wangen, kleidete es an und bildete es ganz ſo, als ob ein Mann daſtünde. Dann trug er es eines Abends heimlich in des Königs Saal und ſtellte es in eine Ecke, wo der König vorüber gehen mußte zu ſeinem Schlafgemach. Als nun der König hinausging mit allen ſeinen Mannen, da trug ihm Wieland die Kerze vor; und wie er in den Vorſaal kam, blickte er zu ſeiner Rechten, ſahe das Ebenbild und rief ihm zu: „Heil dir und Willkommen, mein guter Freund Reigin! warum ſtehſt du hier außen ſo einſam? wann kamſt du, und wie gelang es dir mit der Botſchaft, darum ich dich nach Schwedenland ſandte?“

Aber es ſchwieg dieſer Mann, der da ſtund. Da ſprach Wieland: „Herr, gar hochfährtig iſt dieſer Mann, und nimmer wird er euch Antwort geben; denn ich machte mit meinen Händen dieſes Ebenbild nach meiner Erinnerung; und wenn du ſein Antlitz und ſeine Tracht erkennſt und weißeſt ſeinen Namen, ſo iſt es gut: denn das iſt der Mann und ſo heißt er, nach welchem ich dieſen hier gebildet habe, und derſelbe hat mein Werkzeug und mein Gut genommen.“

Da lachte der König hell auf und ſprach: „Freilich war nicht daran zu denken, daß du den hier finden würdeſt, ich ſandte ihn nach Schwedenland in meinen beſonderen Geſchäften. Habe ich dich neulich geſcholten, ſo nehme ich mein Wort zurück; denn fürwahr, du biſt ein geſchickter und

künſtlicher Mann und ein guter Mann biſt du. Nun ſchaffe ich dir dein Werkzeug und dein Gut bald wieder, wenn er es genommen hat, und gut machen will ich auch, daß ich mit harten Worten wider dich geſprochen habe."

Solchergeſtalt wurde dem Könige kund, wie es um Wielands Werkzeug ergangen war. Bald darauf kam Reigin heim und meldete dem Könige ſeine Botſchaft. Darnach fragte ihn dieſer, ob er Wielands Werkzeug und Güter genommen habe. Er geſtand es ein und ſagte, er habe es nur zum Scherz gethan. Der König ſprach: „Dieſer Scherz hätte übel ablaufen können; gieb ihm auf der Stelle zurück, was du genommen haſt." Das that er auch; und ſo gelangte Wieland wieder zu ſeinem Gut und Schmiedezeug.

4.

Wieland ſchmiedet das Schwert Mimung und gewinnt die Wette.

Aber noch immer ſtand Wieland täglich vor des Königs Tiſche, verrichtete ſeinen gewöhnlichen Dienſt und that, als ob er gar nichts weiter zu bedenken hätte; und ſo vergingen abermals vier Monate des zweiten Halbjahrs. Als dieſe Zeit um war, erinnerte der König ihn wiederum und fragte,

warum er denn noch immer nicht daran ginge, ſein Schwert zu ſchmieden, auf das er gewettet hätte? Wieland that, als ob er ganz bereit dazu wäre, und ſprach: „Sogleich will ich es ſchmieden, wenn es euch gut dünkt und ihr dazu rathet.“ Der König fuhr fort: „Halte dich ja dazu; mir ſcheint, als wenn du einen ſchweren Stand habeſt; du haſt mit einem geſchickten und dabei bösartigen Manne zu ſchaffen. Geh nun und ſchmiede und verſuche dich.“

Wieland ging nun in ſeine Schmiede, ſetzte ſich an die Arbeit und machte ein Schwert in ſieben Tagen. Und am ſiebenten Tage kam der König ſelber zu ihm um nachzuſehen, wie weit er ſein Werk gefördert habe: da hatte Wieland ein gutes Schwert ganz fertig, daß ſich der König darob verwunderte. Und ſie gingen mit einander, das Schwert zu erproben. Da führte Wieland den König an einen Strom und nahm ein Flock Wolle, einen Fuß dick, warf es auf das

Waſſer und ließ es vom Strome treiben, ſetzte hierauf das Schwert dagegen und ließ die Wolle gegen die Schärfe treiben; und ſiehe, das Schwert ſchnitt das Flock in zwei Stücke. Da ſagte der König, das ſei ein gutes Schwert und wolle er ſelber tragen, denn nimmer habe er ein feſteres und ſchärferes Schwert geſehen, und nur das Eine finde er daran auszuſetzen, daß es ſo groß und ſchwer ſei und nicht leicht zu handhaben. Wieland erwiederte: „Das iſt eben noch kein gutes Schwert; und noch viel beſſer muß es werden, ehe ich davon laſſe.“ Nun gingen ſie wieder heim, und der König begab ſich in ſeinen Saal und war ganz heiter, weil dieſe erſte Probe ſo gut ausgefallen war.

Wieland aber ging wieder in ſeine Schmiede, nahm eine Feile hervor und zerfeilte das ganze Schwert zu eitel Staub. Hierauf ſammelte er die Feilſpäne, ſchüttete ſie in Milch, mengte Mehl darein und knetete alles zuſammen. In ſeinem Hofe hielt er Maſtvögel, die ließ er drei Tage hungern, dann nahm er den Teig und gab ihn den Vögeln zu freſſen. Darnach nahm er den Vogelkoth, brachte ihn in die Eſſe und ſchmelzte und ſchied nun aus dem Eiſen alles, was noch an Schlacken darinnen war; und daraus machte er wieder ein Schwert, leichter und kleiner als das erſte; und dieſe Arbeit vollbrachte er inner dreizehn Tagen.

Wie nun das Schwert ganz ausgearbeitet war, kam der König abermals in Wielands Werkſtatt, und ſobald er die neugefertigte Waffe ſah, dünkte ſie ihm die allerſchönſte zu ſein, ſo ihm jemals vor Augen gekommen, und wollte ſie ſelber mit ſich nehmen; denn ein köſtlicheres Kleinod könne man nimmer finden und gewinnen als dieſes Schwert. Sie gingen nun wieder zum Strome, um auch dieſe Klinge zu erproben. Wieland nahm diesmal ein doppelt ſo dickes Flock Wolle und warf es vor die Schärfe des Schwertes, und dieſes Schwert zerſchnitt das Flock wie das vorige. Der

König konnte ſich nicht genug darob verwundern und ſagte, daß man nie ein beſſeres Schwert gewinnen könnte, ob man auch weit darnach ſuchte; auch wäre es leichter als das vorige, wiewohl noch immer etwas zu groß. Wieland erwiederte: „Herr, dies iſt ſchon ein gutes Schwert, aber doch muß es noch beſſer werden.“ Dieſe Rede gefiel dem Könige wohl und er ging heim in ſeinen Saal und war fröhlich.

Wieland aber begab ſich abermal in ſeine Schmiede, zerfeilte auch dieſes Schwert ganz zu Staub und verfuhr damit auf dieſelbe Weiſe wie das vorige Mal; und als drei Wochen um waren, da hatte Wieland das dritte Schwert gemacht. Als nun der König kam, die neue Waffe zu beſchauen, gefiel ſie ihm aus der Maaßen wohl und betheuerte, nimmermehr könnte man ein trefflicheres Schwert finden, weder ein ſchärferes, noch ein ſchöneres (denn es war blitzend mit Gold ausgelegt und hatte einen Griff von herrlicher Arbeit); auch wäre es ein handlich großes Schwert, dagegen die beiden vorigen zu ungefüge geweſen. Nun gingen ſie abermals zum Strome und Wieland nahm ein noch größeres Flock Wolle, das war drei Fuß dick und ebenſo lang, warf es auf das Waſſer und hielt die Klinge ruhig hinein gegen den Strom, und wie das Flock gegen die Schwertesecke*) trieb, da zerſchnitt ſie daſſelbe ebenſo leicht als das Waſſer ſelbſt. Da ſprach der König: „Und wenn man über alle Welt darnach ſuchte, ſo würde man kein Waffenſtück finden, das ſich dieſem vergleichen ließe; und dieſes Schwert will ich führen jedesmal, ſo oft ich mit meinen Feinden zu kämpfen habe.“ Wieland erwiederte: „Dieſes Schwert, wenn irgend etwas an ihm iſt, gönne ich Niemanden anders als euch, Herr! Bevor ich es aber eueren Händen übergebe, will ich noch die Scheide und das Wehr-

*) Ecke bezeichnet die Schneide.

gehenk dazu machen, ohne das läßt es ſich ja nicht gebrauchen.“ Der König war damit zufrieden und ging heim in ſeinen Saal und war fröhlich.

Wieland aber ging wieder in ſeine Schmiede, ſetzte ſich an die Arbeit und fertigte ein anderes Schwert, welches jenem von Anſehn ſo völlig gleich war, daß man ſie nicht von einander unterſcheiden konnte. Das gute Schwert, welches er dem Könige zuvor gezeigt und zugeſagt hatte, verſteckte er unter die Blaſebälge und ſprach zu ihm: „Liege du da, Mimung! wer weiß, ob ich nicht binnen Kurzem dein bedarf.“

Wieland war nun mit ſeiner Schmiedearbeit an ein [illegible] wieder täglich vor des Königes Tiſche, wartete ſeines Dienſtes und war ohne Sorgen. Als nun das Jahr abgelaufen war, und der beſtimmte Tag heraufkam, an welchem Wieland und Amilias ihre Kunſt gegen einander erproben ſollten: machte ſich Amilias ſchon früh am Morgen auf, nahm ſeine Panzerhoſen, ſchnallte ſie ſich um, ging hinaus auf den Markt und luſtſprangte und zeigte ſich vor den Leuten. Da ſagten Alle, die ihn ſahen, daß ſie nimmer beſſere Eiſenhoſen geſehen hätten als dieſe; und ſie waren auch vortrefflich in ihrer Art, Alles zwiefach gearbeitet und überaus wohl geſchmiedet. Und als die Zeit des Frühmahls kam, ging er heim und legte ſeinen Harniſch an, der war beides, weit und lang und auch zwiefach, und alſo begab er ſich nach dem Saale des Königs. Da ſagte Jeder, der ihn ſahe, daß er niemals einen ſo guten Harniſch geſehen hätte wie dieſen. Darob war Amilias heiter und guter Dinge und rühmte höchlich ſich und ſein Gewaffen. Und als er nun vor den Tiſch des Königs trat, da ſetzte er ſich den Helm aufs Haupt, der war hellglänzend und außer Maaßen ſtark und dick; und dem Könige gefielen ſeine Waffen gar wohl.

Nachdem der König gespeiset hatte und die Tische hinweggehoben waren, begab er sich mit allen seinen Mannen hinaus auf einen freien Platz, wo der Wettstreit der beiden Schmiede sollte vollzogen werden. Amilias ging auch mit ihnen und er zeigte sich ganz bereit zur Probe. Da eilte Wieland zu seinem Schmiedehause, nahm das Schwert Mimung aus seinem Versteck hervor und ging, das bloße Schwert in seiner Hand, wieder zum Könige.

In der Mitte des Platzes stand ein Stuhl, darauf setzte sich Amilias in voller Rüstung, wie er war; Wieland aber trat hinter ihn und setzte des Schwertes Ecke an den Helm. Da sprach er zu Amilias und fragte ihn: Ob er etwas spüre? Amilias antwortete und sprach: „Hau zu mit aller Macht, denn deren wirst du bedürfen, wenn es durchdringen soll!" Da drückte Wieland das Schwert, und es schnitt und glitt durch Helm und Haupt, durch Panzer und Bauch bis auf den Gürtel. Amilias saß noch still auf seinem Stuhle; und Wieland fragte ihn: ob er jetzt spüre, daß es schneide? Amilias antwortete, es wäre ihm so, als wenn kaltes Wasser über seinen Leib führe. Da sprach Wieland: „Schüttle dich, und du wirst es erfahren!" Nun schüttelte er sich, da fielen die Stücke zu beiden Seiten vom Stuhle, und beschloß Amilias also seine Lebtage. Da sagten Manche diesen Spruch, daß, wer sein Haupt am höchsten trage, auch leicht am tiefsten falle.

Der König wollte nun das Schwert sogleich in Empfang nehmen und selber mit sich forttragen. Allein Wieland wußte ihn abermals hinzuhalten und sprach: „Herr, ich will nur noch die Scheide holen, die ich daheim in der Werkstatt gelassen, und das Schwert abtrocknen; dann will ich es euch mit allem Zubehör überbringen." Damit war der König zufrieden, Wieland aber ging in sein Schmiedehaus und versteckte den Mimung wieder unter die Blasebälge; darnach

nahm er das andere Schwert, ſo er darnach gemacht hatte, ſtieß es in die Scheide und ging hin und brachte es dem Könige. Und der König freute ſich höchlich über die Gabe des Meiſters, dieweil er meinte, es ſei daſſelbige Schwert, womit Wieland dieſe gewaltige That vollbracht hatte; und wähnete nun das köſtlichſte Kleinod zu beſitzen, dergleichen nirgends zu finden wäre, und ob man über die ganze Welt darnach ſuchte.

Wieland war fortan der berühmteſte Schmied in allen Nordlanden und ſtand bei dem Könige Nidung in guter Freundſchaft und großen Ehren. Er ſchmiedete dem Könige allerlei Koſtbarkeiten von Gold und Silber und allen Erzen, woraus man nur ſchmieden mag. Das Lob ſeiner Geſchicklichkeit war in Jedermanns Munde, und ſein Name ſtand unter den Wäringern*) dermaaßen in Anſehn, daß man von jedem Geſchmeide, welches beſſer als gewöhnlich gearbeitet war, zu ſagen pflegte: „Das iſt ein Wieland an Kunſt, der das gemacht hat.“

*) Nordländer.

5.

Wieland holt den Siegerstein und wird verstoßen.

Wieland war nun bei dem Könige Nidung schon geraume Zeit, da kamen eines Tages, als der König zu Tische saß, Männer vor ihn und meldeten, ein großes Heer sei in das Reich eingefallen und richte großen Schaden an. Auf diese Nachricht sammelte der König alle seine Mannen um sich; und als das Heer bereitet war, machte er sich auf und hatte in allem nicht weniger als dreißig Hundert. Mit diesem Heere zog er fünf Tage lang, ehe er den Feind traf.

Die beiderseitige Kriegsmacht war nunmehr nur noch eine Tagereise weit auseinander und somit vorauszusehn, daß es am andern Tage darauf zum Treffen kommen werde. Als aber am Abende der König sein Gezelt aufschlagen ließ, fiel ihm ein, daß er den Siegerstein daheim habe liegen lassen. Mit dem Siegerstein verhielt es sich also. Man war zu jener Zeit des Glaubens, es gebe gewisse Steine, denen die Kraft beiwohne, Jedem, der einen solchen bei sich trüge, den Sieg zu verleihen. Dergleichen Steine führten gern diejenigen, welche in den Krieg zogen und streitbare Kämpen waren; und von dem Vertrauen, welches sie zu dem Steine hatten, mochte es herrühren, daß sie wirklich die Fährlichkeit, in die sie hinein gingen, glücklich überstanden.

Der König Nidung war nicht wenig darüber betroffen, daß sein Siegerstein daheim geblieben war, denn da sein Heer an Zahl der Streiter dem feindlichen nachstand, so fürchtete er, daß er im Treffen den Kürzeren ziehen würde,

wenn er nicht ſeinen Stein noch überkäme. Er ließ daher ſeine Räthe und alle ſeine beſten und klügſten Freunde zuſammenberufen und fragte, ob Einer ſeiner Mannen ſich getraute, ihm den Siegerſtein herbeizuholen, bevor der Streit begonnen hätte; und wäre Jemand, der dieſes übernähme und brächte ihm den Stein, ehe am kommenden Morgen die Sonne im Oſten ſtünde, dem wollte er die Hälfte ſeines Reichs abtreten und ſeine Tochter zum Weibe geben. Der König verſuchte nun dieſe Rede an Alle, die ihm die wackerſten dazu dünkten; auch hatten wohl Manche Luſt zu der Fahrt, aber Keiner getraute ſich, ſie in ſo kurzer Friſt, als dazu geſetzt war, zu vollenden; und ſo wurde mit Hin- und Wiederreden der ganze Tag nutzlos hingebracht. Da es nun ſchon Abend geworden und der König erkannte, daß keiner ſeiner Ritter die Fahrt unternehmen wollte, rief er Wielanden zu ſich und ſprach: „Du, mein lieber Freund Wieland, willſt du dieſe Fahrt thun?“ Da antwortete Wieland: „Herr, auf euer Verlangen will ich die Fahrt thun, wenn ihr mir halten wollt, was ihr verheißen habt.“ Der König erwiederte: „Sicherlich wollen wir das alles vollbringen, was wir gelobt haben.“

Da ging Wieland fröhlich hin und nahm einen Hengſt, welcher der beſte aller Hengſte war, von welchen man weiß. Er hieß Schimming und ſtammte aus der Heerde des alten Studas, der im Lande gegen Süden wohnte; und dieſes Roß war durchaus ſtark und muthig und im Laufe ſo ſchnell wie ein Vogel im Fluge. Wieland ritt nun zur Nacht hinweg und legte in der Hälfte dieſer Nacht denſelben Weg zurück, welchen der König mit dem Heere in fünf Tagen gezogen war; und dieſe Strecke war ſo lang, daß wenig Männer ſie in drei Tagen geritten wären. Um Mitternacht kam er vor der Burg des Königs an, nahm den Siegerſtein zu ſich und ritt wieder des Weges, den er gekommen war; und ehe

noch die Sonne im Osten aufstieg, traf er vor dem Feldlager des Königes wieder ein. Indem er sich nun dem Lager näherte, kamen ihm sieben berittene Männer entgegen. Es waren König Nidungs Leute, welche in der Nacht die Roßwacht gehabt hatten und nun zum Flusse reiten wollten, ihre Rosse zu tränken. Ihr Hauptmann war der Truchseß des Königs und bei ihm drei Ritter und drei seiner Knappen. Die ritten also Wielanden entgegen, grüßten ihn und er sie wieder. Darauf fragten sie, wie seine Fahrt ergangen wäre; und Wieland sagte, sie wäre gut ergangen und er hätte den Siegerstein des Königs bei sich. Da sprach der Truchseß ganz erstaunt: „Lieber Freund, hast du den Siegerstein hier? Fürwahr, du übertriffst alle andern Männer in allen Stücken, da du diese Fahrt in so kurzer Stunde vollendet hast.“ Wieland antwortete: „Mich dünkt, ich habe den Stein, und ich glaube dieses Geschäft so ausgerichtet zu haben, als ich bestens konnte.“ Da sprach der Truchseß: „Gieb mir nun den Siegerstein, ich will ihn dem Könige bringen und sagen, ich hätte ihn geholt; ich will dir dafür so viel Gold und Silber geben, als du verlangst, und dir damit auch meine Freundschaft geloben.“ Wieland aber schüttelte den Kopf und sprach: „Truchseß, du hättest ebensowohl als ich diese Fahrt thun und den Stein holen können, und ich glaube schwerlich, daß du den Stein aus meinen Händen erhältst. Auch ist es gar nicht fein von dir, daß du mir so etwas zumutheſt, da du weißt, was für ein Preis dem zugesichert ist, der dem Könige diesen Stein bringt; und darum, weil ich ihn holte, will ich ihn auch dem Könige selber bringen.“ Der Truchseß erwiederte mit höhnischem Lachen: „Thöricht bist du, wenn du wähnst, daß du, ein Schmied und geringer Kerl, des Königs Tochter erhalten werdest, da doch Männer aus den besten Geschlechtern dieses Landes sie nicht erhalten konnten.“ Wieland sprach: „Warum sollt' ich mich ihrer

für unwerther halten als die, ſo nicht einmal um ſie zu werben wagten? und wenn ich ſie auch nicht erhalte, ſo ſoll es doch in allen Landen berühmt werden, daß Wieland dem Könige den Siegerſtein geholt hat.“ Da ſprach der Truchſeß: „Wenn du den Siegerſtein nicht geben willſt, da ich dich darum bitte und dir meine Freundſchaft und auch Gut dafür biete, ſo ſollſt du ihn geben mit Schmach, wie dir gebührt, und das dafür nehmen, was dir unbehaglich iſt. Greift zu, meine Mannen, und zieht eure Schwerter! er ſoll hier den Siegerſtein zugleich mit dem Leben laſſen.“

Alſobald ritt der Truchſeß und ſeine Begleiter mit gezückten Schwertern auf ihn ein. Da aber Wieland ſahe, daß hier Gewalt für Recht ergehen ſollte, zog er ſein Schwert Mimung, ſchlug den Truchſeß auf den Helm, und ſpaltete mit einem Streiche Helm und Haupt, Panzer und Bauch, ſo daß das Schwert auf dem Sattelbogen ſtund. Darauf hieb er den einen Ritter in den Hals, ſo daß ihm der Kopf ſammt dem Kopfe des Roſſes herabflog; desgleichen hieb er dem andern Ritter den Rücken über dem Sattelbogen mitten durch: da kam Furcht und Grauſen über die Vier, welche noch übrig waren, und ſie flohen eiligſt davon.

Nach dieſem Strauße ſetzte Wieland ſeinen Weg ruhig fort, kam vor den König und überbrachte den Siegerſtein. Es läßt ſich denken, daß er mit großer Huld und Freude empfangen ward. Darnach verlangte der König zu wiſſen, wie es mit ſeiner Fahrt ergangen wäre, und Wieland erzählte den ganzen Verlauf ſeiner nächtlichen Reiſe und verſchwieg auch das nicht, was zuletzt zwiſchen ihm und dem Truchſeß vorgefallen, indem er noch hinzufügte, daß er nur ungern, zur Erhaltung ſeiner ſelbſt, dem Gegner habe müſſen ans Leben gehn. Als aber der König das vernahm, ward er überaus zornig und ſprach: „Habe dir großen Undank dafür;

du haſt meinen liebſten Freund und beſten Dienſtmann erſchlagen. Hebe dich weg, du giftiger Mordhund, ſo ſchleunig du vermagſt, und komme mir nie wieder vor Augen; und wenn du dich nicht fortmachſt, ſo laß ich dich aufknüpfen und ſollſt ſterben gleich dem ſchändlichſten Diebe." Wieland trat von dem Könige zurück und ſprach: „Solchen Beſcheid giebſt du mir, o König, nur deshalb, weil du willſt, daß unſer Vertrag nicht zu Stande komme; aber nicht Alle werden dein Verfahren billigen, wiewohl ich mich ihm ſchweigend unterwerfe." So ging denn Wieland in eben der Stunde, wo er auf die höchſten Ehren gehofft hatte, mit Schimpf und Schmach von dem Könige.

Noch an demſelben Tage traf König Nidung mit dem Feinde zuſammen, ſtritt mit ihm und gewann den Sieg. So befreite und friedete er das Land, kehrte mit Ruhm und Preis wieder heim und dünkte ſich, dieſe Heerfahrt wohl ausgerichtet zu haben, wie denn auch war. Er ſaß nun ruhig und ungefährdet wieder in ſeiner Hofburg; aber von Wielanden wußte Niemand, wo er hingekommen war.

6.

Wielands Rache.

Wieland aber vermerkte es übel in ſeinem Herzen, was ihm vom Könige Nidung widerfahren war. Die böſe Natur ſeiner Ahnen regte ſich in ihm und er ſann auf Rache. Nach einiger Zeit kam er heimlich und unerkannt wieder an

des Königs Hof, ging in die Küche und gab ſich für einen Koch aus; und ſo half er daſelbſt und bereitete mit den andern Köchen die Speiſen für die Tafel des Königs. Da nahm er ein köſtliches Gericht, welches der Königstochter vorgeſetzt werden ſollte, und that ein Zaubermittel darein. Und kaum hatte die Königstochter von der Speiſe gekoſtet, da war ihr das Herz wie verwandelt, daß ſie wähnen mußte, ſie könne nicht leben, wenn ſie nicht den Schmied Wieland zum Manne habe; und täglich fragte ſie nach Wielanden und beklagte ſein Loos und daß ihr Vater ihm ſein Wort gebrochen und ihn aus dem Reiche verſtoßen habe. Als der König das vernahm, ahnete er, daß hier Zauberei im Spiele wäre, und ließ nachſuchen unter allen ſeinen Leuten, ob Wieland etwa wieder nach Hofe gekommen, und ſo ward er in der Küche gefunden. Da man ihn nun vor den König brachte, ſprach Dieſer alſo zu ihm: „Weißt du wohl, daß du Leib und Leben verwirkt haſt damit, daß du dich in meinem Reich und Hauſe wieder betreffen ließeſt? Aber deiner Geſchicklichkeit wegen will ich dir dein Leben laſſen, und ſollſt mir auf andere Weiſe büßen, was du Uebels gethan haſt.“ Darauf ließ ihn der König vor ſich hinſetzen und ihm an beiden Füßen die Sehnen zerſchneiden, ſowohl die, welche ſich vorn nach dem Bein hinauf und hinten in das Knie ziehen, als auch die, welche von dem Spann und der Ferſe nach der Wade hinaufgehn; und davon waren ihm, ſo lange er ſeitdem noch lebte, beide Füße unbrauchbar zum Gehen.

Wieland lag nun in des Königs Hofe und war übel gehalten, bis eines Tages der König an ihm vorüberging und Wieland ihn alſo anrief: „Herr,“ ſprach er, „mit Recht habe ich das verdient, daß du mich an beiden Füßen lähmen ließeſt, denn ich habe übel wider dich gehandelt. Und ſiehe, nun kann ich nimmer, ſo lang ich lebe, deiner Hand entkommen; und wenn ich es auch vermöchte, ſo wollte ich es doch

nicht, denn mein Herz hat immerdar an dir gehangen; vor der Schwelle deiner Wohnung als ein Krüppel zu liegen, dünkt mich ein seliger Loos als mit gesunden Gliedern von deinem Angesichte verbannt zu sein." Diese Worte griffen dem Könige an das Herz und er sprach: „Wahrlich, ich will es dir vergüten und büßen, was du von mir erlitten hast; ich will dir Gold und Silber geben, so viel du verlangst, und an deiner Kunst sollst du eine Trösterin deines Unglücks haben."

Da ließ der König Nidung ein Schmiedehaus bauen und Wielanden dahin bringen. Daselbst saß er nun und schmiedete alle Tage für den König aus Gold und Silber und allen anderen Erzen, die man schmieden mag. Dem Könige gefiel es wohl, daß Wieland nun bei ihm bleiben müsse, so lange er lebe, und er meinte sich hierin wohl berathen zu haben. Hätte er aber gewußt, was dieser Mann im Sinne hatte, dann hätte er kein dringenderes Geschäft gewußt, als ihn von sich weg zu thun, so weit er konnte.

Da nun Wieland seine Werkstatt nicht mehr verlassen konnte, fehlte es ihm in den Feierstunden an Unterhaltung. Er schickte daher nach Seeland zu seinem Bruder, dem jungen Eigil, und ließ ihn bitten, daß er zu ihm gen Jütland kommen möchte. Das that er auch, und der König nahm ihn gut auf und hatte viel Freude an ihm, denn Eigil war einer der wackersten Männer und hatte ein Ding vor Allen voraus: er schoß nämlich mit dem Bogen besser, als irgend Jemand anders. Nun kam es eines Tages dem Könige bei, zu versuchen, ob Eigil wirklich ein so meisterlicher Schütze wäre, als von ihm gesagt war, oder nicht. Er ließ Eigils dreijährigen Sohn herbeibringen und ihm einen Apfel auf den Kopf legen und gebot Eigilu darnach zu schießen, und zwar so, daß er weder darüber hinaus noch zur Rechten oder Linken vorbei, sondern allein den Apfel träfe; dagegen

verbot er ihm nicht, den Knaben zu treffen, weil er wußte, daß er ſchon von ſelber es vermeiden würde, wenn er irgend könnte. Auch war ihm nur Ein Schuß und Ein Pfeil erlaubt und nicht mehrere. Eigil aber nahm drei Pfeile hervor, legte den einen auf die Senne, ſchoß und traf mitten in den Apfel, ſo daß der Pfeil die Hälfte deſſelben mit ſich hinwegriß und alles zuſammen auf die Erde fiel. Dieſer Meiſterſchuß iſt lange hoch geprieſen worden, und der König bewunderte ihn auch, wie er es verdiente; und Eigil ward ob dieſer That berühmt vor allen Männern, und man nannte ihn gemeinhin Eigil den Schützen.

Nun wollte der König Nidung von ihm wiſſen: warum er drei Pfeile hervorgenommen hätte, da ihm doch nur verſtattet geweſen, Einen zu ſchießen. Eigil antwortete ohne Zaudern: „Herr, ich will nicht gegen euch lügen, ſondern frei herausreden: wenn ich meinen Knaben mit dem erſten Pfeile getroffen hätte, ſo waren Euch dieſe beiden zugedacht.“ Der König nahm dieſe Antwort gut auf, und dünkte Allen, daß er biderbe geſprochen habe.

König Nidung hatte außer der Tochter, die wir ſchon erwähnt haben, drei Söhne. Die beiden jüngſten waren noch im Knabenalter und machten dem Vater viele Freude; denn ſie waren wacker und hatten Luſt zu jeder ritterlichen Kunſt und Tugend. Da ſie nun Eigils Geſchicklichkeit im Bogenſchießen ſahen, fanden ſie großes Vergnügen daran; ſie holten ihre Bögen hervor und brannten vor Eifer, daß man ſie einſt auch als gute Schützen rühmen möge. Da kamen ſie eines Tages in Wielands Schmiede und baten ihn, ihnen Geſchoſſe zu ſchmieden. Wieland aber ſagte, er habe keine Zeit dazu, „und wiewohl ihr des Königs Söhne ſeid,“ ſprach er, „ſo will ich doch nichts für euch ſchmieden ohne Willen und Gebot eures Vaters, ſo wie er mir heut des Tages hat befehlen laſſen.“

Die Knaben ſtanden traurig und betroffen vor ihm, da ſprach Wieland, als ob er ſich eines Beſſeren beſänne, weiter zu ihnen: „Nun, ihr Jungherren, wenn euch ſo viel daran liegt, daß ich euch etwas ſchmiede, ſo müßt ihr mir zuvor eine Bitte gewähren, die iſt ganz gering.“ Die Knaben fragten, worin ſie beſtände. Wieland antwortete: daß ſie rücklings zur Schmiede kommen ſollten, ſobald friſcher Schnee gefallen wäre. Den Knaben war es einerlei, ob ſie rückwärts oder vorwärts gingen, und ſagten ihm ſeine Bitte gerne zu. Es war zur Winterszeit und eben in der Nacht darauf fiel friſcher Schnee. Die jungen Königskinder waren deſſen froh und kamen ſchon früh am Morgen vor Sonnenaufgang zu Wielands Schmiede und waren ſo gegangen, wie Wieland verlangt hatte; und nun baten ſie, daß er ihnen die Pfeile ſchmieden möchte. Wieland ſtellte ſich auch nicht ſäumig dazu; er warf aber die Thür feſt hinter ihnen zu und tödtete dann die beiden Knaben und verbarg ihre Leichen unter den Schmiedebälgen in einer tiefen Grube.

Noch denſelben Morgen vermißte man die Königskinder, und Niemand wußte, wo ſie hingegangen waren. Der Vater glaubte, ſie wären in den Wald gezogen, Vögel und Thiere zu jagen, oder an den Strand, Fiſche zu fangen. Als es aber zu Tiſche gehen ſollte und die Kinder noch immer nicht da waren, ſandte man Leute aus, ſie zu ſuchen; doch fand man ſie nirgends. Da kamen die Boten auch in Wielands Schmiede und fragten, ob des Königs Kinder da geweſen wären? Wieland ſagte, ſie wären dargekommen, aber wieder fortgegangen, und er habe ſie (ſagte er) den Weg nach dem Königsſaale gehen geſehn; „ſie baten mich, daß ich ihnen Geſchoſſe machen ſollte und hatten ihre Bögen mit, und ich vermuthe, daß ſie in den Wald gegangen ſind,“ ſagte er.

Auf dieſe Rede kehrten die Boten wieder heim und gewahrten, daß auch die Fußſpuren der Knaben heimwärts

gingen, und hatte Niemand Verdacht auf Wielanden in dieſer Sache. Der tiefbekümmerte König ließ ſeine Söhne noch manchen Tag ſuchen, man fand ſie aber nimmer. Endlich ward es Allen überdrüſſig, länger zu ſuchen, und auch der König glaubte zuletzt, daß es vergeblich wäre, indem er annahm, daß die Kinder in den Wald gezogen und von wilden Thieren zu Schaden gekommen oder auf der See verunglückt wären, falls ſie etwa an dem Strande gegangen; und ſo waren der Vermuthungen darüber mancherlei, aber keine traf das Wahre.

Wieland aber war eingedenk geblieben der Treuloſigkeit und Schmach, die ihm vom Könige Nidung widerfahren war; denn es fehlte ihm nicht an Grimmigkeit, wie er hier in vollem Maaße bewies; und er glaubte ſich nun ſchon ziemlich gerochen zu haben, ſelbſt wenn er es nicht fürder noch könnte. Doch hatte er ſich damit noch nicht genug gethan und begann nun ein noch ſchrecklicheres Werk. Er zog die Leichen der Knaben aus dem Verſteck hervor, ſchabte alles Fleiſch von den Gebeinen, nahm dann ihre Schädel, faßte ſie in Gold und Silber und machte daraus zwei große Trinkſchalen; aus ihren Schulterblättern und Hüftknochen machte er Oelſchalen und faßte ſie in Gold und Silber, und aus etlichen ihrer Gebeine machte er Meſſerhefte, aus anderen Pfeifen, aus anderen Schlüſſel, aus anderen Leuchter, welche auf des Königs Tiſche ſtehen ſollten; und ſo machte er aus jedem ihrer Gebeine irgend ein Tiſchgeräth; und ſolches wären große Kleinodien geweſen, wäre nicht ſo große Untreue und Falſchheit darunter verborgen geweſen. Der unglückliche König aber ahnete nichts davon, ſondern freute ſich über die trugvollen Werke ſeines Schmieds, und ſo oft er vornehme Männer oder fremde Geſandte zum Gaſtgebot hatte, ließ er dieſes koſtbare Geräth aufſetzen und gedachte, daß kein

König auf Erden seines Gleichen hätte, und daran hatte er freilich Recht.

Jetzt hatte Wieland seine Rache gesättiget und wünschte sich nur noch, daß er wie früher den Dienst am Tische des Königs hätte, um mit eigenen Augen zu sehen, wie sein Feind aus den Gebeinen seiner Söhne essen und trinken müsse.

7.

Wielands Flucht und Heimkehr.

Nach diesem bat Wieland seinen Bruder Eigil, er möchte ihm allerhand Federn bringen, beides, große und kleine; er wolle sich ein Federkleid machen. Eigil zog in den Wald und schoß allerlei Vögel und brachte seinem Bruder die Federn.

Da machte Wieland ein Federkleid, und wie es fertig war, da sah es ganz dem ähnlich, als wäre es der abgestreifte Federbalg eines Greifs oder eines Geiers oder des Vogels, welchen man Strauß nennt. Nun rief Wieland seinen Bruder Eigil, zeigte ihm, was er gemacht hatte, zog ihm das Federhemd an und bat ihn, damit zu fliegen und zu versuchen, ob es tauge. Eigil fragte: „Wie soll ich mich emporschwingen und fliegen und wie mich niederlassen?“ Wieland sprach: „Du mußt dich gegen den Wind empor-

ſchwingen, und fliegen magſt du, wie du willſt, beides, hoch oder tief; aber niederlaſſen ſollſt du dich vor dem Winde."

Da hob ſich Eigil empor in die Luft und flog hierhin und dorthin ſo leicht wie der ſchnellſte Vogel. Als er ſich aber wieder niederlaſſen wollte, da fiel er köpflings herunter und ſtieß ſo heftig auf die Erde, daß er kaum noch von ſeinen Sinnen wußte, ſo hart betäubte ihm der Fall die Ohren und Schläfe. Da fragte ihn Wieland: „Nun ſage, Bruder Eigil, ſind dieſe Flügel etwas nutz?" Eigil antwortete: „Wären ſie ſo gut zum Niederlaſſen, als ſie zum Fliegen ſind, ſo wäre ich jetzt weit von hier in einem andern Lande, und nimmer bekämeſt du ſie wieder." „Das dachte ich mir!" ſprach Wieland mit Lachen, „gieb her, ich will beſſern, was daran noch fehlt."

Nun fuhr Wieland ſelber mit Beihülfe ſeines Bruders in das Flügelkleid, hob ſich in die Luft empor und ſprach im Schweben: „Unrecht hatte ich dich angewieſen, daß du dich vor dem Winde müßteſt niederlaſſen; denn ich traute dir nicht, ob du mir das Flügelkleid wiederbringen würdeſt, wenn du erführeſt, wie gut es wäre; und das magſt du wiſſen, daß alle Vögel ſich gegen den Wind niederlaſſen und ebenſo ſich emporheben. Und nun will ich dir, Bruder, auch mein Vorhaben nicht länger verbergen: ich will heimfahren, zuvor aber noch zu König Nidung, mit ihm zu reden. Und wenn ich da etwas ſage, das ihn zornig macht, ſo daß er dich nöthiget, nach mir zu ſchießen, ſo vermagſt du wohl, wenn du irgend unſere Verwandtſchaft ehren willſt, deinen Schuß ſo einzurichten, daß mir daraus kein Schade entſtehe. Ziele nur unter meinen linken Arm, und du wirſt mir kein Leid anthun."

Nach dieſen Worten flog Wieland auf den höchſten Thurm der Königsburg und rief laut, daß König Nidung herauskommen ſolle, mit ihm zu reden. Als nun der König

aus dem Saale ging und mancher Mann mit ihm, und er Wielanden auf der Zinne des Thurms erblickte, sprach er: „Bist du jetzt ein Vogel, Wieland? was willst du und wohin willst du fliegen? Mancherlei Wunder machst du aus dir!“ Wieland antwortete: „Herr, jetzo bin ich ein Vogel und zugleich auch ein Mensch: von hinnen gedenke ich nun zu fahren, und nimmer sollst du mich wieder in deine Gewalt bekommen, nimmer erlebst du das. Aber nicht will ich mich heimlich von dir hinwegstehlen, sondern du sollst zuvor erfahren, wie unsere Rechnung zu einander steht, damit du nicht wähnest, ich sei dir etwas schuldig geblieben. So höre denn: du versprachst mir einst, deine Tochter zu geben und mit ihr die Hälfte deines Reiches, dieweil du sahest, daß dir große Noth und Krieg vor der Thüre stand. Ich verhalf dir zum Siege; du aber machtest mich landflüchtig und vogelfrei, dafür, daß ich mich meiner Haut wehrte und denjenigen erschlug, der zuvor mich erschlagen wollte. Du nahmst solches zum Vorwande, mit mir zu brechen, und lohntest mir meine Arbeit übel. Ich aber blieb dessen eingedenk, und wiewohl ich hülflos und ohnmächtig war, so haben wir uns doch gegenseitig Manches zu Leide gethan. Du ließest mir die Sehnen an meinen beiden Füßen zerschneiden: dafür erschlug ich dir deine beiden Söhne, und zum Zeugniß dessen, daß ich nicht daran lüge, hast du deine beiden Trinkschalen, die sind aus ihren Schädeln gemacht, und deine Messer und deine Leuchter und dein bestes Trinkgeräth, das ist alles aus ihren Gebeinen gearbeitet. Und nichts will ich dir jetzt mehr verschweigen. Du warest zu stolz, dem kunstfertigsten Manne deines Reichs und dem Erhalter deiner Herrschaft deine Tochter zum ehelichen Gemahl zu geben: und nun wisse, daß sie wider dein Wissen und Willen denselben zum Manne erwählt hat; und so endigt sich unser Verkehr!“

Indem ſchwang ſich Wieland hoch in die Luft empor und flog davon. Da rief König Nidung: „Du junger Eigil, nimm deinen Bogen und ſchieß ihn in die Bruſt; nimmer ſoll er lebend von hinnen kommen für die Frevel, die er hier verübt hat!“ Eigil antwortete: „Nicht mag ich das thun gegen meinen Bruder!“ aber der König erwiederte: „Weil er dein Bruder iſt, haſt du ſchon den Tod verdient, und dadurch allein retteſt du dein Leben, daß du ihn ſchießeſt, und durch nichts Anderes.“ Da legte Eigil den Pfeil auf die Senne und ſchoß Wielanden unter den linken Arm. Dahin hatte Wieland eine Blaſe gebunden, in welcher er das Blut der Söhne Nidungs verwahrte; da nun der Pfeil die Blaſe zerriß, fiel das Blut auf die Erde. Nidung aber rief: „Das traf gut!“ und frohlockte über das Blut ſeiner Kinder; und Alle die mit ihm waren, ſtimmten ein und meinten, daß Wieland dieſen Schuß nicht lange mehr überleben könne. Wieland aber entflog gen Seeland und wohnte daſelbſt in den Gehöften, die ihm ſein Vater, der Rieſe Wade, hinterlaſſen hatte.

König Nidung wurde bald darnach ſiech, der Kummer nagte ihm am Herzen, und nach kurzer Friſt ſtarb er. Sein älteſter Sohn, Otwin mit Namen, übernahm das Reich und war bei Jedermann beliebt, denn er war ein guter, milder Herrſcher; auch hatte er ſeine Schweſter ſehr lieb und that ihr Alles nach Wunſche.

Als das Wieland daheim vernahm, ſandte er Boten nach Jütland und ließ den jungen König um Frieden und Freundſchaft bitten. Dieſem war auch ganz erwünſcht, ſich mit Wielanden zu ſühnen. Er lud ihn freundlich zu ſich ein und gelobte ihm Sicherheit zu einer Unterredung. Hierauf kam Wieland ſelber nach Jütland und wurde da wohl empfangen. Auch gab ihm Otwin ſeine Schweſter zur Gemahlin und bat ihn dazubleiben, wenn er wollte. Wieland

aber trug Bedenken, an dem Orte ſich niederzulaſſen, wo er ſo viel Böſes erlitten und mit Böſem vergolten hatte, und erwiederte dem Könige: es dünke ihm behaglicher, wieder heimzufahren in ſein Geburtsland und zu ſeinem Vatererbe, doch (ſagte er) wolle er dem Könige zugethan ſein in allen guten Dingen, ſo viel er nur immer vermöchte. König Otwin ließ ihm ſeinen Willen und verhieß ihm ſeine Freundſchaft, wo er auch ſei und bleiben möge. Alſo fuhr Wieland wieder heim gen Seeland und ſeine Gattin mit ihm. Der König gab ihm großes Gut und viele Koſtbarkeiten, und ſo ſchieden ſie als gute Freunde.

Die Königstochter gebar Wielanden einen Sohn, dem gaben ſie einen Namen und hießen ihn Wittich. Dieſer Knabe gedieh ſo vortrefflich, daß an Verſtand, Stärke, Schönheit und Wuchs nicht ſeines Gleichen war im ganzen Dänemark, ja, wenn man auch noch einmal ſo weit darnach ſuchte. Und als er zum Jünglinge erwachſen war, gab ihm ſein Vater das berühmte Schwert Mimung und das gute Roß Schimming, und Wittich zog aus, ſich in der Fremde zu verſuchen, und ward ein tapferer Degen und der Waffengefährte des großen Dietrich von Bern.

Die Ravennaſchlacht.

1.

Dietrichs Flucht und Aufenthalt bei den Heunen.

Zu Bern, welches heutiges Tages den Namen Verona führt, regierte ein preiswürdiger Held, der hieß Dietrich*), Dietmars Sohn, aus dem Geschlechte der Amelungen. Seines Vaters Bruder Ermenrich**) herrschte in Rom und war der reichste und mächtigste König im ganzen Süden. Diese Beiden lebten eine Zeit lang in Freundschaft und Frieden neben einander, bis es Ermenrichen beikam, Zins zu fordern von seines Bruders Sohne; und da ihm Dietrich diesen verweigerte, entbrannte ein heftiger Kampf zwischen den Blutsfreunden, und Ermenrich erlitt eine harte Niederlage in diesem Kriege und hatte zu der Schande auch den Schaden.

Es geschah aber nach dieser Zeit, daß Ermenrich durch einen Ueberfall die werthesten Freunde und Waffengefährten Dietrichs in seine Gewalt bekam; darunter war Hildebrand,

*) Theodorich, König der Ostgothen oder Amelungen, nach Ueberwindung Odoakers bei Ravenna König von Italien 493 n. Chr.

**) Odoaker, Häuptling der den Gothen verwandten Rugier, durch Absetzung des letzten römischen Kaisers Romulus Augustulus König von Italien 476—493 n. Chr.

Dietrichs Lehrmeiſter, der kühne Wolfhart und noch manch anderer theuerliche Degen. Der arge Ermenrich aber rechnete auf die Treue und Herzensgüte ſeines Neffen und ließ ihm ſagen, er werde dieſe Gefangenen insgeſammt henken laſſen, wenn Dietrich ſie nicht loskaufe mit ſeinem ganzen Hab' und Gut und ſeiner Herrſchaft. Da gab der Getreue Land und Leute für ſeine Freunde hin. Er räumte ſeinem Oheime das ſchöne Amelungenland und zog mit ſeinen Rittern nordwärts über das Gebirge und ſo kam er gen Heunenland. Dort nahm ihn der König Etzel*) mit vielen Ehren auf und erbot ihm, ſo lange bei ihm zu bleiben, als er ſelber es annehmlich fände, und ſich alles des Beſten zu bedienen, ſo nur vorhanden wäre. Alſo blieb nun Dietrich bei dem Könige Etzel eine lange Zeit.

Mit ihm war auch ſein junger Bruder Diether zu den Heunen gekommen, ein ritterlicher Knabe, der unter ſeinen Ebenalten nicht ſeines Gleichen fand weder an Stärke noch an Schönheit und höfiſchen Sitten. König Etzel hatte auch zwei Söhne, Ort und Scharf; und dieſe drei Kinder waren faſt von gleichem Alter und hielten ſich ſo innig zu einander, daß ſie ſich faſt niemals trennten. Frau Helche, die Königin, liebte ihre Söhne mit großer Zärtlichkeit, und nicht minder liebte ſie den Jungherren Diether, ihren Pflegling; denn er war unter ihrer mütterlichen Hut aufgewachſen, gleich als wäre er ihr eigen Kind.

So ſtanden Beide, Dietrich und Diether, in großer Gunſt bei dem Könige Etzel und ſeinem Gemahl, Frau Helchen, und ſie hatten Lob bei allen Leuten in Heunenland. Am meiſten aber war Frau Helche darauf bedacht, wie ſie dem edlen Berner den Aufenthalt in ihrem Reiche lieb und angenehm machen könnte; und um ihn ihrem Hauſe

*) Attila.

noch enger zu verbinden, gab sie ihm ihre eigene Nichte, die schöne Herrat zur Frau und begabte sie mit so reichem Gute, daß sie wohl fürstlich leben konnten.

Es konnte aber Herr Dietrich nicht sein Reich verschmerzen und sehnete sich zurück in das Erbe seiner Väter. Und er wandelte viele Tage trübsinnig umher und wußte nicht, wie er sein Leid länger ertragen sollte. Da ging er eines Tages in den Saal, welchen die Königin bewohnte und darin sie saß mit ihren Dienstfrauen. Als Frau Helche sein gewahrte, stund sie auf und empfing ihn mit freundlichem Gruße. Sie ließ eine güldene Schaale voll Weines bringen, reichte selber sie ihm dar und sprach: „Willkommen, guter Herr, sitz her und thu uns Bescheid und schalte über Alles, was wir euch leisten können." Da er nun getrunken hatte, sprach sie weiter: „Herr, von wannen kommst du, und was ist dein Begehr? Hast du irgend ein Gewerbe bei uns, oder hast du uns eine neue Märe zu sagen?

Dietrich aber war voll Kummers. Thränen rannen aus seinen beiden Augen, und er sprach: „Hohe Frau, ich komme von meinem Hofe und habe hier ein angelegentliches Gewerbe und keine neue Märe zu melden. Wohl habe ich eine starke Märe zu sagen, doch neu ist sie nicht, denn sie ist schon alt. Ich bringe es nicht aus dem Sinne, wie ich mein Reich verließ und meine gute Burg zu Bern und manche andere theuerliche Stadt verlor und mich landflüchtig so in König Etzels Gnade und Schutz begab. Alles das habe ich nun schon so lange Jahre entbehren müssen. Das härmet mich sehr und will es vor euch und allen Heunen klagen."

Da antwortete Frau Helche: „Wohl sind das starke Märe, deren ihr da gedenket; doch nimmt mich's nicht Wunder, daß euch das oftmalen in den Sinn kömmt: denn schwerer vergißt sich genossenes Glück als erlittenes Leid. Ihr seid nun bei uns so manches Jahr gewesen und habt

uns in harten Kriegen groſsen Beistand geleistet. Wenn ihr nun eures Reiches nicht vergessen könnt und wollet hinreiten und versuchen, ob ihr es eurem ungetreuen Ohm wieder abgewinnen möget, so ist es billig, daſs wir euch dazu behülflich sind. Laſst uns denn zum Könige gehn und ihm euer Begehren kund thun."

Mit diesen Worten stand die Königin auf, nahm ihr Oberkleid und ging zu dem Saale, darinnen der König saſs. Dietrich folgte ihr. Als sie nun vor den Stuhl des Königs kam, empfing er sie freundlich, lieſs eine güldene Schaale voll Weines bringen und reichte sie ihr dar. Darnach bat er sie, auf dem Hochsitze neben ihm zu sitzen und fragte nach ihrem Begehren.

Da hob Frau Helche also an: „Herr, ich habe ein dringendes Ansuchen für den guten Herrn Dietrich von Bern. Er hat mich daran gemahnt, wie er vorlängst aus seinem Lande vertrieben worden und hat sein ganzes Reich dem Feinde lassen müssen. Das grämet ihn sehr, und er will nun wieder in seine Heimath fahren und sich rächen, wofern er euern Beistand erhielte. Gedenket nun daran, daſs König Dietrich schon so lange Zeit bei uns gewesen ist und hat für euch manche Fährlichkeit bestanden, beides, in Feldschlachten und Zweikämpfen, und manchen schlimmen Tag erduldet um euretwillen. Sein Schwert hat uns gute Dienste geleistet und groſse Länder gewonnen. Das müsst ihr ihm nun lohnen und ihm ein Heer geben, womit er sein Reich wiedergewinne."

So sprach Frau Helche. Aber der König hörte ihre Rede mit Unmuth; es däuchte ihm übel, daſs er um dieses gebeten wurde und zorniglich gab er zur Antwort: „Wenn König Dietrich unsern Beistand haben will, so mag er selber darum bitten. Oder ist er zu stolz, daſs er keine Hülfe haben will, wir bieten sie ihm denn von selber an?"

Die kluge Königin erwiederte: „Zürnet nicht, lieber Herr, daß ich das erste Wort in dieser Sache geredet habe. Nicht Hoffahrt oder Stolz bewog ihn, daß er sein Gewerbe nicht selber anbrachte; sondern deshalb habe ich statt seiner geredet, weil er und auch ich der Meinung waren, daß du so sein Anliegen besser aufnehmen werdest, als wenn er allein dafür redete. Ich weiß, du hast dich ihm wohlgeneigt erwiesen, und so wirst du auch diesmal ihm seine Bitte nicht versagen. Ich selber will ihm zum Beistand geben zehnhundert wohlgewappnete Ritter; und nun magst du sagen, Herr, was du ihm geben willst."

Da antwortete König Etzel: „Frau, es verhält sich Alles so, wie du gesagt hast, daß König Dietrich lange bei uns gewesen ist und manchen guten Dienst gethan hat; gewiß ist es darum billig, daß wir ihm jetzt bei seinem Vorhaben Hülfe leisten; und noch dazu, da ihr sein Fürsprecher seid, so mag ich Solches um so lieber thun, beides, um seinetwie um euretwillen. Nun habt ihr ihm zehnhundert Ritter zugesagt, so will ich ihm meinen Mann *), den Markgrafen Rüdiger von Bechlaren **) geben und mit ihm zwanzighundert Ritter, auch alle wohlgerüstet."

Da sprach Dietrich von Bern mit Freuden: „Nun ist es mir nach Wunsch und Hoffen ergangen, daß mir großer Gewinn entstehen müßte aus der Fürbitte der Königin, und daß ihr, Herr, so wohlgeneigt sein würdet, uns die erbetne Hülfe zu gewähren. Diesen Erweis eurer Güte nehmen wir

*) D. i. Dienstmann oder Vasall.

**) Jetzt Pechlarn am rechten Donau-Ufer in Unter-Oestreich. Rüdiger, das edle Bild der deutschen Heldensage von männlicher Milde und Herzensgüte bei Ehrenfestigkeit und Treue, ist aus den Nibelungen bekannt. Vergl. Heldengeschichten des Mittelalters. Leipzig, 1843. Heft 2.

mit Dank und Freuden an; möget ihr Gottes Lohn dafür haben; und nun hindert mich nichts mehr."

Hierauf gebot der König, daß ein Heer von der Stärke, als dem Berner zugeſagt worden war, ſich ſtreitfertig mache. Dieſes Heer rüſtete ſich nun den ganzen Winter, und wurde nichts Anderes ſo häufig und fleißig im heuniſchen Lande geſchmiedet, als Schwert und Schild, Helm und Harniſch. Auch Spieße, Sättel und Zäume und allerlei Rüſtzeug, wie es Ritter zu einer Heerfahrt bedürfen, wurden in Menge bereitet; und als der Lenz begann, ſtand das Heer der Heunen gerüſtet und bereit, mit Dietrichen gen Welſchland zu fahren und ſein Reich ihm wieder zu gewinnen.

2.

Frau Helche entläßt ihre Söhne mit Dietrichen nach Welſchland.

Früh am Morgen, ehe der Tag leuchtete, hatte Frau Helche einen ängſtlichen Traum. Ihr däuchte, ein wilder Drache bräche mit groſſer Kraft durch das Dach in ihre Kammer, ergriffe ihre beiden jungen Söhne und führte ſie mit Gewalt davon. Sie ſahe, wie er ſie durch die Luft auf eine breite Heide trug; dort fiel ein Greif über ſie her und zerriß ſie vor ihren Augen. Das Herz erkrachte ihr vor Jammer und Weh; darüber erwachte ſie und fühlte ihr Angeſicht in Thränen gebadet.

Dieſer Traum ſagte ihr richtig voraus, was den jungen Königen nachmals widerfuhr, als ſie dieſelben dem Berner Helden mit auf die Heerfahrt gab; denn leider ſah ſie ihre Kinder ſeitdem nie wieder.

Draußen aber erhob ſich jetzt großes Getöſe und Sturm von Waffengeraſſel und Geſchrei und Roſſegewieher und allerlei Lärmen des Kriegsvolkes. Die ganze Stadt war ſo voller Männer und Roſſe, daß Niemand vorwärts kommen konnte, der da gehen wollte, und Keiner des Andern Rede vernehmen konnte, wenn er nicht dicht bei ihm ſtand; und noch immer trafen neue Schaaren mit ihren Führern ein, die zur Heerfahrt nach Welſchland entboten waren.

Als nun das ganze Heer verſammelt und zum Abzuge bereit war, da entſtand großes Herzeleid und manche werthe Frau ſah man bitterlich weinen. Auch die beiden jungen Könige, Ort und Scharf, Etzels und Frau Helchens liebe Söhne, waren voll Traurigkeit und gingen hin, wo ſie ihre Mutter fanden. Wie ſie darkamen, ging ihnen die Königin freundlich entgegen, küßte ſie inniglich an den Mund und frug: „Was iſt euch, liebe Kinder, daß ihr ſo traurig ſeid?“

„Ach viel liebe Mutter,“ hoben Beide zugleich an, „wenn doch Jemand ſich unſer annehmen wollte!“ „Wir möchten gern — fuhr Scharf fort — mit Herrn Dietrich gen Welſchland fahren und die gute Stadt zu Bern ſehen, von der er den Namen führt. Ach, Mutter, hohe Frau, bittet doch meinen Vater, ſo es mit eueren Hulden geſchehen mag, daß er uns die Reiſe vergönne. Es fahren ja alle unſre Geſpielen dahin, wie ſollten wir alleine zurückbleiben?“

Frau Helche ſah die Kinder traurig an und ſprach mit Güte: „Der Bitte müßt ihr euch enthalten, liebe Söhne! Schlagt euch die Reiſe aus dem Sinn! Das ſind Kindesgedanken; ihr wiſſet nicht, wie es im Kriege hergeht. So lange ihr auf der Fahrt wäret, würden euch die Recken wohl

hüten und bewahren; aber wenn es zum Streite kommt, dann denkt Jeder an ſich ſelbſt und überläßt euch eurem Schickſal. Wie ſollt' ich das ertragen, wenn ihr zu Schaden kämet?"

„Das ſollt ihr nicht beſorgen, meine liebe Mutter!" fielen ihr die Kinder ins Wort. „Bei Tag und Nacht wollen wir an Herrn Dietrichs Seite bleiben; der hält uns in guter Hut, das dürft ihr ſicher glauben."

Während ſie noch ſo ſprachen, kam Etzel mit dem Berner herbei, und da er ſeine Söhne, einen wie den andern, ſo traurig daſtehen ſah, fragte er, was den Kindern geſchehen wäre. Die Königin erwiederte: „Etzel, deine Söhne wollen ſich nicht abrathen laſſen; ſie begehren mit dem Heere nach Welſchland zu reiten." — „Das wird nimmer mein Wille!" verſetzte der König raſch; „mit meinem Rathe geſchieht das nimmermehr! Unerfahrene Knaben, was fällt euch ein? Seid mir ſtill davon; ſparet mir und euch das Herzeleid!"

Traurig ſprach der junge Ort dagegen: „Etzel, hehrer König, wir ſind ja unterwegs nicht ohne Aufſicht, darum dürft ihr uns ſchon aus den Augen laſſen. Auch ſind wir keine Kinder mehr. Seht nur, von unſeren Geſpielen ſind ſo viele dabei. Da fährt ſo mancher gute Recke hin! warum ſoll denn uns verſagt ſein, was man Andern vergönnt?"

„Redet, was ihr wollt, es geſchieht nimmermehr," ſprach Etzel; „was ihr auch immer einwendet, ich geb' es nicht zu. Wenn euch etwas zu Leide geſchähe, das wäre mein Tod, lieben Söhne! Darum ſtehet ab von eurer Bitte."

Da trat der Vogt von Bern zu ihm und ſprach: „Vertrauet mir die Kinder! ſie trugen gar ſo ſehnliches Begehren zu dieſer Reiſe. Ich will ſie nie aus meiner Hut laſſen und meine beſten Helden zu ihrem Schutze beſtellen." Aber Etzel erwiederte zur Stelle: „Nein, ich fürchte Ermenrichs Verrätherei. Widerführe den Kindern ein Unglück, ſo müßte ich vergehen."

„Uns kann nichts widerfahren," sprach Ort der Degen; „ich vertraue ganz den guten Recken, in deren Geleite wir hingehen. Sind es nicht alle treue und wackere Männer? Die werden uns doch wahrhaftig nicht unbehütet laſſen. Ja, mein Vater, verwehret ihr uns dieſe Reiſe, ſo werdet ihr uns nimmer wieder fröhlich ſehn."

Mit weinenden Augen wandte ſich jetzt Frau Helche zum Könige von Heunenland und ſprach gütlich zu ihm: „Ach Etzel, lieber Mann, deine Kinder dringen allzuſehr in dich! So laß ſie denn getroſt reiten, da ſie es nicht aufgeben wollen. Es ziehen ja ſo manche Mannen und Freunde mit ihnen, denen ihr Wohl am Herzen liegt." — „Kummer und Sorgen kommen über mich!" ſprach Etzel, „Frau, das ſehet ihr wohl! Mit vielen Thränen werdet ihr es einſt bezahlen müſſen, daß ihr den Bitten der Knaben nicht zu widerſtehen vermochtet. Mir nahet Herzeleid, wie es ſich auch fügen mag!"

„Machet euch doch nicht ſo traurige Gedanken, edler König von Heunenland," ſprach abermals der junge Ort; „ihr braucht wahrlich nicht in Sorgen um uns zu ſtehn, denn wir wollen uns ſchon in Acht nehmen, daß wir dem Feinde nicht in die Hände fallen."

Der König ſchwieg, wiewohl er im Herzen dem Anliegen ſeiner Kinder noch immer nicht beiſtimmte. Aber Frau Helche nahm das Wort und ſprach: „Nun denn, ſo nimm ſie hin, Dietrich, edler Fürſt! Du haſt die Sorgen und Bekümmerniß geſehen, mit welchen wir Beide die ſüßen Kinder von uns laſſen. Möge dir das immer vor Augen ſtehn und richte dich darnach. Du nimmſt das Beſte von Allem, was unſer Reich umfaſſet, mit dir fort. Ich und mein Herr bitten dich um Alles, laß unſere lieben Söhne dir befohlen ſein."

„Verlaßt euch auf mich, hohe Frau!" betheuerte Herr Dietrich. „Ihr ſollt ſie in Kurzem geſund und wohlerhalten

wiederſehn. Ich verſichere euch auf meine Treue, ihre Reiſe ſoll euch nimmer gereuen."

Da ließ die Königin fünfhundert Saumthiere mit Golde beladen und gab es dem Berner zur Steuer *). Ich glaube, es kam ihr nicht ſchwer an, denn ſie war reich und gütig genug dazu. Dietrich nahm es mit Dank an und neigte ſich mit Wohlgezogenheit vor der Königin und ihren Frauen. Darnach nahm er auch von dem Könige Urlaub **). Nun ging es an ein Scheiden von den Kindern. Aber ich kann euch nicht mit Worten beſcheiden, wie ſchwer und bitter dieſer Abſchied war. Lange hielt Frau Helche die beiden Knaben mit ihren weißen Armen umfangen und begleitete dieſelben noch bis an das Ende des Schloßhofes. Da küßten die Knaben ihre Mutter und deren Frauen, ſchwangen ſich mit Leichtigkeit auf die Roſſe und ſprengten durch das Burgthor davon. Mit Jammer ſchauten die Zurückbleibenden den jungen Helden nach; die fuhren ſo wohlgemuth dahin — ihrem Verderben entgegen. Weh über dieſe Reiſe!

*) Geſchenk.

**) Erlaubniß zu gehen, Abſchied.

3.

Dietrich übergiebt die Kinder dem ſtarken Ilſan.

Als nun Dietrich mit ſeinem Heere gen Welſchland kam, wurde er von den Lombarden mit Freuden empfangen. Denn Alle waren ihm noch gewogen und haßten die Herrſchaft des ungetreuen Ermenrich. So gelangte er ohne Widerſtand bis vor die werthe Stadt, von welcher er den Namen führte. Mit fröhlichem Schalle kamen die Leute vor das Thor ihm entgegen und riefen: „Gott willkommen, Vogt von Bern! Geſegnet ſei der Tag, der euch herwieder gebracht hat.“ Alſo zog er friedlich in ſeine Stadt ein, während die Menge des Kriegsvolkes draußen auf dem Wachfelde lagerte. Da wurde auf das grüne Gras manch luſtiges Gezelt geſchlagen, und unter Freude und Luſtbarkeit gedachte Keiner der heuniſchen Männer, wie ſchwere Kampfesarbeit und wie viel Herzweh in den nächſten Tagen ihrer warte.

In der Nacht aber rief ein Bote Dietrichen vom Lager auf und brachte ihm die Meldung: „Du kommſt deinem Feinde nicht mehr unverhofft. In Eile hat Ermenrich ein ſtarkes Heer aus allen Gauen des Reiches zuſammengebracht und liegt zu Raben *) in der Feſte. Seines Volkes iſt ſo viel, daß ich noch nie eine ſo große Kriegsmacht beiſammen geſehen.“

*) D. i. Ravenna, eine durch die Sümpfe ihrer Umgebung ſchwer zugängliche Stadt, nach Roms Verfall Reſidenz der weſtrömiſchen Kaiſer, ſo wie der deutſchen Könige von Italien.

Dem wackeren Verner brach bei dieſer Nachricht der Schweiß aus. „Freund,“ ſprach er, „du tröſteſt nicht eben tröſtlich. Kann man denn dieſem Schlauen niemals zuvorkommen? Haben die Lüfte es ihm zugetragen oder hat ihn ſein böſes Gewiſſen gemahnt, daß er vor Dietrichen müſſe auf ſeiner Hut ſein? Nun wohl, Thor und Riegel ſollen ihn nicht ſchützen. Gott wird entſcheiden, auf welcher Seite das Recht ſteht. Wohlan, nun geht es an ein Streiten, wie es die Welt noch nicht geſehen hat! Mancher Sattel wird ſeines Reiters ledig und mancher lichte Helm verhauen werden. Zu Verluſt oder zu Gewinn, wir reiten gen Raben!“

Da ließ der lobeſame Fürſt alſobald ſeine Verwandten und Dienſtmannen zu Hofe kommen und redete ſie alſo an: „Ich bitte um eueren Rath, edle und werthe Helden. Wir brechen heute noch gen Raben auf und fordern Ermenrichen zum Streite. Nur macht mir das viel Sorgen und Unruhe, wie wir mit den Kindern thun ſollen, die uns Etzel befohlen hat. Wie berge ich ſie vor den Feinden, derweile wir zur Feldſchlacht ausziehn?

Da nahm Dietleib von Steiermark das Wort und ſprach: „Edler Verner, ich will euch ſagen, was ihr thun ſollt, und die Andern insgeſammt werden meinen Rath gutheißen. Laſſet die jungen Könige hier zu Bern. Hier ſind ſie vor aller Unbill beſchirmt, denn die Bürger dieſer Stadt ſind uns gewogen; ſo brauchen wir um die Fürſtenkinder nicht in Sorgen zu ſtehen, wie es uns draußen auch immer ergehen mag.“

Der Verner erwiederte: „Das iſt ein guter Rath, dem will ich Folge leiſten. Nun rathet weiter: wen ſoll ich bei den Kindern zum Hüter laſſen?“

„Das thut Jeder der Euren mit Freuden, wen ihr irgend dazu erwählt,“ ſprach Held Rüdiger. „Soll ich euch aber einen Vorſchlag thun, ſo nehmet Ilfan den Starken. Der wird ihrer bis zu unſerer Rückkunft mit Ehren pflegen. Denn

er iſt beides, klug und tapfer, und auch ein zuverläſſiger Mann."

Darauf wandte ſich Dietrich zu Ilſan und ſprach: „Nun wohl mir, kühner Recke, daß ich an dir einen ſolchen Getreuen habe! Alle meine Ehre lege ich heute in deine Hand, indem ich die lieben Jungherren dir übergebe, ja all' mein Glück und meine Freude, denn ſie ſind mir lieber als mein eigen Fleiſch und Blut. Wie einſt unſer Heiland im Sterben ſeine Mutter St. Johanni befohlen hat, ſo überweiſe ich Dieſe deiner Liebe und Pflege. Verſprich mir, daß du ſie nie von deiner Seite laſſen willſt. Alle Wege der Stadt, innen und außen, muſt du ihnen verſperren. Achte nicht auf ihr Bitten und Zürnen; laß ſie nimmer vor das Thor, nicht auf Stiege nach Straßen. Dein Gut und Leben muſt du mir zum Pfande für deine Pfleglinge ſetzen, daß du ſie nun und nimmer aus deiner Hut entlaſſeſt, bis ich ſelber dich deines Amtes entbunden habe. Widerführe den Kindern ein Ungemach, wahrlich, du müſteſt es mit dem Tode büßen; du wäreſt mir nicht zu lieb, ich tödtete dich mit eigner Hand! Auch meinen lieben Bruder, den jungen Diether, übergebe ich dir, und du muſt mir mit deiner Ehre für ihn einſtehn. Bedenke, was mir dieſe Knaben gelten! Lieber wollte ich auf das römiſche Reich verzichten, ehe daß ich dieſe lieben Herren verlöre!"

„Verlaßt euch darauf," antwortete Ilſan, „ich will meiner werthen Herren mit Treue pflegen. Es ſoll ſie kein Leid treffen, dafür bürge ich euch. Gebe nur Gott, daß ich die Stunde erlebe, wo ich euch alleſammt geſund wiederſehe."

Dietrich rief nun ſeinen Bruder Diether in den Kreis und ſprach: „Lieber Bruder, ihr ſolltet nach Fug mit uns gehen und das Reich erſtreiten helfen, denn es iſt das eure nicht minder als das meine. Aber damit Etzels Söhne um ſo lieber hier bleiben, ſo laß ich ihnen den Geſpielen zurück.

Ihr ſeid nur um wenige Jahre älter denn ſie, darum folgen ſie euch gern und euer Rath iſt ihnen deſto nützer. So habet denn Acht auf eure Freunde. Wollen ſie von hinnen reiten, ſo verhindert ſie jedesmal daran mit aller Schicklichkeit. Sie ſind ja euch ſo theuer und werth wie mir. Haltet ſie wie ein Kleinod, welches wir um keinen Preis verlieren dürfen. Erwäget auch, was unſere eigene Lage erfordert. Wir ſind bis heute landloſe Herren, vertriebene Könige. Nur Etzels Gunſt und Beiſtand kann uns wieder zum väterlichen Erbe verhelfen. Träfe uns aber an ſeinen Kindern ein Unglück, ſo wäre es auch mit uns vorbei. Und auch du, unverzagter Ilſan — fuhr er fort — gedenke an das Leid deines Herren, und was ich dieſe ganze Zeit her im Elend erlitten habe. Deine treuen Dienſte werde ich reichlich zu lohnen wiſſen. Und nun merke noch dies: wenn dir die Botſchaft käme, ich hätte die Schlacht verloren und wäre flüchtig worden, ſo bitte ich bei Allem in der Welt, gieb darum nicht die Stadt zu Bern in die Hand der Feinde. Laß dich nur immer hier innen von Ermenrich belagern und verzage nicht. Mauer und Wall ſind feſt genug und können manchen Sturm aushalten. Folge mir, wie ich dich jetzt lehre. Wenn dir Jemand die Meldung bringt, ich ſei erſchlagen, ſo glaube ihm nicht. Laß dir die Stadt nicht durch Lug und eiteln Vorwand abgewinnen."

Mit Zuchten *) erwiederte Ilſan: „Nun ſagt mir, lieber Herr, und laſſet mich das recht wiſſen, auf wen ich hoffen und warten ſoll, wenn ihr, was Gott verhüte, im Streite erläget und den Tod fändet?"

„Darauf will ich dir Beſcheid geben," antwortete Herr Dietrich. „Wäre es auch, daß ich ſtürbe, ſo ſollſt du, ſtarker Recke, die Stadt zu Bern halten und bewahren, bis daß dir

*) D. i. mit Wohlgezogenheit und Anſtand.

Etzel aus dem Heunenlande zu Hülfe kommt. Gieb die Stadt und Kinder in ſeine Gewalt. Ich weiß, daß, ſobald dies ihm kund wird, er euch in dieſer Fährlichkeit nicht wird zu Grunde gehen laſſen. Das thät' er ſchon um meines Bruders Dietther willen, wie vielmehr, da es die Rettung ſeiner eignen Kinder gölte."

„Das thu' ich, werther Herr!" ſprach Ilſan. „In dieſem Falle mache ich die Stadt Bern dem Könige Etzel unterthan. Doch vertraue ich Gott, daß es dahin nicht kommt, ſondern daß er euch noch lange hier in Glück und Frieden wird wohnen laſſen."

Während ſie noch ſo mit einander redeten, kamen Frau Helchens Söhne herbeigeſprungen. Es that ihnen von Herzen leid, als ſie vernahmen, daß ſie hier bleiben ſollten. Mit Kummer ſah der milde Markgraf Rüdiger die beiden Fürſtenkinder an und frug: „Ihr jungen Könige, weſſen iſt euch ſo leid?" Scharf antwortete ihm mit bewegter Stimme: „Ihr kühnen Helden! nun laßt ihr uns unterwegs, und wir meinten doch, mit euch die Heerfahrt zu vollbringen. Ach, das muß uns wohl nahe gehn! Wiſſen wir doch nicht, ob wir euch jemals wiederſehen." — „Ihr dürft darum nicht verzagen, hehre Könige!" ſprach der Markgraf. „Laſſet ab von eurer Klage; ihr ſehet uns wohl in kurzer Friſt geſund und fröhlich wieder hier zu Bern."

Damit küßte ſie der milde Markmann *) unter Weinen und Schluchzen. Es war ihm, als ſollte er dieſen lieben Kindeshäuptern im Leben nie wieder begegnen. Dann trat auch Dietrich mit trübenden Augen an ſie heran. „Nun gehabt euch beide wohl," ſprach er, „Gott behüte euch vor allem Herzeleid!" — „Alſo pflege Gott auch euer, Herr Die-

*) Eigentlich Grenzwächter, hier gleichbedeutend mit Markgraf, d. i. königlicher Richter einer Mark.

trich!“ erwiederten die Knaben. Die Thränen rannen ihnen aus den Augen auf Hände und Kleider nieder. Das war der letzte Abſchied.

4.

Kampf der drei Fürſtenkinder mit Wittichen.

Es waren erſt wenige Tage ſeit dem Abzuge des Heeres vergangen, da traten Helchens Kinder und der junge Diether Hand in Hand vor ihren Meiſter, und Ort redete ihn alſo an: „Ilſan, hehrer Meiſter, wir bitten dich recht inniglich, da wir hier in deiner Pflege ſtehn, ſo vergönne uns einmal auszureiten. Wir möchten gar zu gerne die Stadt beſehn. Die Leute ſagen, daß ſie ſo ſchön ſei und ein herrlicher Bau; aber wir kennen noch weiter nichts davon, als was ſich hier vom Fenſter aus überblicken läßt. Ei, wie prächtig muß ſie ſein! läge ſie in Heunenland, mein Vater hätte große Ehre davon. Laß uns hinaus, daß wir ſie durchreiten; wir kommen in kurzer Zeit zurück!“

Mit Treuen erwiederte Ilſan: „Vielliebe Herren, laßt eure Bitte unterbleiben; es darf nicht ſein. Träfe es ſich, daß euch bei dieſem Ritt ein Leid geſchähe, ſo wollte ich lieber ſelber den Tod erleiden.“

„Wie ihr doch ſeid!“ ſprachen die Kinder; „wir reiten ja nicht weit weg, lieber Meiſter. Auch ſind wir nicht ſo

blind und unerfahren, daß wir uns nicht gebührlich in Acht nähmen. Was kann uns denn da Uebels begegnen?"

„Spart mir ſo große Sorgen!" ſprach Ilſan. „Ich habe dem Berner mein Wort gegeben. Ich würde an Treu und Ehre krank, wenn ich gegen mein Verſprechen handeln wollte."

Mit keckem Stolz entgegnete der junge Diether: „Was du damit gegen meinen Bruder ſündigeſt, das nehme ich auf mich! Thue du nur unſern Willen, ich will's vertreten, daß du von ſeinem Zorne nichts zu befürchten haſt. Uebrigens ſtehe ich dir dafür, daß es ihm gar nicht zu Ohren kommt."

„Nun, ſo ſeid der Bitte gewährt," ſprach Ilſan, „ich will eurem Vorhaben nicht länger zuwider ſein. Aber das Eine bedinge ich mir aus: ich ſelber werde euch begleiten."

Ueber dieſen Beſcheid wurden die Kinder ganz vergnügt. Während der Alte die nöthigen Befehle gab und ſich zum Ritt anſchickte, ſprangen ſie in den Hof hinab und in den Stall, wo ſie ſchon vorher ganz in der Stille ihre Roſſe gezäumt und geſattelt hatten. In Eile zogen ſie die Pferde hervor, ſaßen auf und ſprengten davon. Sie nahmen ſich eben nicht viel Zeit, Straßen und Häuſer der Stadt zu betrachten, ſondern jagten durch das Thor ins Freie. Dort aber verfehlten ſie den rechten Weg und geriethen auf eine Straße, die ſie immer weiter von der Stadt abſeits führte. Die jungen Helden hatten deß freilich wenig Acht; konnten ſie doch einmal wieder nach Herzensluſt die Roſſe tummeln und der langentbehrten Freiheit genießen. Sie eilten immer vorwärts, und ehe Ilſan ſich zu der Fahrt bereitet hatte, waren ſie ſchon mehr denn eine Wegeſtunde geritten.

Ilſan jagte den Kindern in großen Sorgen nach. Er ritt um die Stadt herum und ſpähete nach allen Seiten in die Ferne; aber ſie waren nirgends zu finden. „Wohin ſoll ich mich nun wenden, ich armer Ilſan? wer mir das ſagen

könnte!“ ſprach der geängſtete Greis. Er hub mit lauter Stimme zu rufen an, aber Niemand gab ihm Antwort. Kein Hufſchlag ließ ſich erlauſchen, und zum Unglücke verhüllte ihm ein ſtarker Nebel alle Ausſicht. Der Alte ſtand ſtill und ging mit ſich ſelbſt zu Rathe. Er dachte: „Ob die Kinder in ihrem unerfahrenen Sinne etwa gar nach dem Heere geſtrichen ſind? O weh, dann iſt's um ſie geſchehn! Ja leider, das ſieht ihnen ähnlich: ſie ſind mir nach Raben entronnen, daran iſt kein Zweifel mehr.“ Er ſtieg vom Roſſe, ſchnallte den Sattel feſter und eilte dann über die Heide den Kindern nach, bis es Abend ward; aber er fand ſie nicht.

Während deß waren die Knaben immer ſtracks vorwärts geritten, bis die Nacht ſie keinen Pfad mehr erkennen ließ. Da ſaßen ſie ab, lagerten ſich auf dem Graſe, hüllten ſich in ihre Mäntel und waren vor großer Müdigkeit bald eingeſchlafen, ſo daß ihnen keine Zeit verblieb, das Abenteuer dieſes Tages weiter zu bedenken. Als ſie aber am andern Morgen mit Tagesanbruch erwachten und ſich in tiefſter Einſamkeit und fremder Gegend gewahrten, da hub Diether ſeine Sorgen zu klagen an: „Nun rathet, lieben Freunde, was thun wir nun? Ich fürchte, daß dieſe Fahrt nicht gut abläuft; und in was für Sorgen wird der getreue Ilſan unſertwegen ſtehn! Ich wollte faſt, wir wären daheim geblieben!“

Sie gürteten mit emſiger Hand ihre Streitroſſe. Unterdeſſen wurde es völlig Tag. Heiter ſchien die Sonne und ließ weit hinaus über das blühende Gelände ſehn. „Diether!“ rief der junge Scharf, „kannſt du noch traurig ſein? ſchau hin, das iſt Italia! o wie freue ich mich dieſer Augenweide!“ — „Waffen immer mehr! *) was iſt das ein ſchönes und

*) Lebhafter Ausdruck des Staunens, ſonſt auch Hülfe- und Weheruf.

herrliches Land!“ jubelte Ort: „ahi! Vogt von Bern, nun begreife ich, warum ihr dies Reich nicht verſchmerzen konntet, und wolltet hie leben oder ſterben.“

Sie waren aber, ohne daß ſie es wußten, in die Nähe der Wahlſtatt von Raben gerathen, und der blutige Kampf zwiſchen Dietrich und Ermenrich war ſchon ſeit der Frühe des Morgens im vollen Gange. Während nun die Fürſtenkinder noch um ihre Roſſe beſchäftiget waren, ſahen ſie einen ſtattlichen Ritter gegen ſich herankommen. Die Knaben erſtaunten über dieſen Anblick und ſprachen unter einander: „Herr Gott der Güte! wer mag der Recke ſein, der dort ſo zuverſichtlich ausſchaut? Komm, laß uns näher zu ihm hinanreiten, mein Trautgeſell! Siehſt du, wie er den Schild emporrückt? er gebahret ſich recht, als wolle er ſtreiten.“

Da erblickte ihn auch Diether, der junge Vogt von Bern. Ein heimlicher Seufzer quoll aus ſeiner Bruſt; aus dem Grunde ſeines Herzens ſchoß ihm der Schmerz in die Augen und füllte ſie mit Thränen; ſein Leib war mit Jammer befangen.

Frau Helchens Söhne bemerkten das wohl und fragten ihn, was Leides ihm ſo ſchnelle geſchehen wäre?

„Mir mag wohl leid ſein!“ gab Diether zur Antwort. „Der Recke, der dort hält, hat mir und meinem Bruder viel Uebels gethan. O weh! könnt' ich mich an ihm rächen, das thäte ich gern! Was ſoll ich euch mehr ſagen?“

„So laß mich nur noch das fragen, mein lieber Diether,“ ſprach Ort: „wer iſt der kühne Recke? wie heißt er? ich ſage dir, er kommt nicht davon, wir rennen ihn an.“

Da gab Diether mit Seufzen ſeinen Freunden Beſcheid und ſprach: „Wittich heißt er, und iſt der Amelungen Einer. Mein Bruder hatte ihm die Stadt Raben vertraut, aber der verrätheriſche Mann hat ſie mit allem Gut und Leuten dem böſen Ermenrich übergeben und uns die geſchwo-

rene Treue gebrochen. Hei! wenn er von meinen Händen hier ſein Ende empfinge!"

„Sind wir doch junge Recken," ſprach Ort mit Eifer; „wohlan! wir wollen an den Kühnen und ſeinen Schild zerhaun! Er muß es mit uns aufnehmen, wenn anders er ſich getraut, uns auf der Heide zu erwarten."

Inzwiſchen hatte auch Wittich die Kinder wahrgenommen, rief ſie mit lauter Stimme an und ſprach: „Nun ſagt mir, werthe Recken, gehört ihr zum Gefolge des Berners?" — „Das ſollt ihr wohl inne werden!" erwiederte ihm ſchnell der junge Diether. „Wo hattet ihr die Beſinnung, als ihr unſer Land verkauftet? Das ſollet ihr ſchwer büßen. Leib und Leben müßt ihr daran geben. Weiß Gott, Herr Wittich, ihr kommt nicht ſo hin; ihr müßt mir heute eure treuloſe That entgelten. Ihr laßt uns euer Haupt zum Pfande!

„Ihr redet wie die Kinder," ſprach Wittich, „was geht euch das römiſche Reich an? Ziehet ruhig eurer Straße und ſtellet euer Schelten ein, oder ihr bekommt Heunſchland in euerm Leben nicht wieder zu ſehn."

„Zager Ungetreuer!" riefen die drei wie aus einem Munde, „wie darfſt du dich unterſtehn, edlen Königen öffentlich mit ſolchen Worten zu begegnen? das mußt du wahrlich büßen!"

Mit Kühnheit ſaßen Helchens Söhne alſobald zu Roß. Alle Schüchternheit der Jugend war dahin. Mit Eifer rückten ſie die Straße niederwärts über ein tiefes Thal, welches ſie von ihrem Gegner trennte; dann ſprengten ſie wieder am jenſeitigen Abhange hinan und gingen mit nackten Schwertern auf Wittichen los. Als dieſer die Knaben ſo kampfbegierig gegen ſich herankommen ſah, gürtete er in der Eile ſein Roß beſſer und ſchwang ſich zornig wieder in den Sattel. Er dachte in ſeinem Sinne: „Ich komme nicht anders

davon; und ehe ich euch das Feld räume, mag es mir lieber ans Leben gehn!"

Da gab er ſeinem Roſſe Schemming zu beiden Seiten die Sporen; in weiten Sprüngen flog es zum Kampfe, daß die Schellen der Rüſtung erklangen. Scharf der Kühne ritt dem ſtarken Wittich ohne Furcht entgegen. Mit grimmiglichem Muthe ſchwang er das Schwert und verſetzte ihm manchen Schlag. Meiſterlich focht der unerwachſene Held; und wie viel Wunders man auch von Wittichs gewaltiger Kraft erzählt, dennoch brachte ihm Frau Helchens Kind zwo Wunden bei, daß auch ein Mann ſich ſolcher Streiche hätte rühmen können. Darob erzürnte Herr Wittich: die Schmach that ihm weher denn der Schlag. Und nun ſollt ihr vernehmen, was weiter geſchah. Mit Grimm ſchwang er Mimingen, das haarſcharfe Schwert, und endete mit Einem Schlage das Spiel. Die Klinge drang unaufhaltſam zwiſchen den Augen hin durch Hirn und Zähne bis zum Ziele des Todes. Vom Roſſe ſinkend ſchwang der junge König noch einmal das Schwert mit ſo kräftiger Hand auf Wittichen, daß helles Feuer aus dem Harniſch fuhr. Damit ſtürzte er entſeelt zu Boden.

Mit unnennbarem Herzeleid ſahen ihn Bruder und Freund auf der Heide liegen. Ohne Beſinnen drang Ort gegen Wittichen heran. Schmerz und Rachedurſt jagten ihn blind vorwärts, und wäre es in das offne Grab geweſen. Als Wittich ſahe, daß man auch jetzt noch nicht ihn ruhig wollte von dannen laſſen, verſuchte er noch einmal mit gütlichen Worten den unſeligen Streit beizulegen und ſprach:

„O weh, König von Heunenland, ihr habt recht kindiſch daran gehandelt, daß ihr mich zum Gefechte gezwungen habt. Denket daran, edler Fürſt, daß ich nur ungern euch dies Leid zugefügt habe, und laſſet es daran genug ſein. Folget nun meinem Rathe: fahret ruhig eurer Straße. Eure Ehre

iſt völlig gewahrt, indem ich Frieden von euch begehre. Ich ſchlage euch ungern, das dürft ihr glauben, denn ich achte euren Muth und euer früher Tod würde mich jammern. Erhaltet euch dem edeln Berner, der ſolcher junger Helden und Helfer noch länger bedarf. Darum ſage ich es noch einmal: wenn ihr bei guten Sinnen ſeid, ſo weicht mir aus dem Wege."

„Wehre dich, Mörder, es muß dein Tod ſein!" ſchrie Ort. „Du mußt mir den vielliebeu Bruder entgelten, der hier todt auf der Heide liegt. Das gereicht dir noch heute zum Verderben."

„Nicht doch, junger Held!" ſprach Wittich. „Laß deinen Zorn fahren und bedenke, ein kleiner Schaden läßt ſich beſſer verſchmerzen, als wenn man ihn läßt größer werden. Bleibſt du geſund, ſo hat dein Vater noch einen Troſt an dir. Wer aber ſoll ihm deinen Bruder erſetzen, wenn du dich auch noch zum Tode drängſt?"

„Verzagter Böſewicht!" rief Ort; „wozu, wähneſt du, daß ich mich noch aufſparen ſoll? Deine mörderiſche Hand hat mich von dem geſchieden, der von Jugend auf noch nie von meiner Seite gewichen war. Darum muß mir mein Leben leid ſein, ſo lange es noch währt."

Bei dieſen Worten faßte er das Schwert mit beiden Händen und hob es zum Streiche. Sie ſprengten an einander. Alsbald entbrannte ein heißer Kampf. Die Klingen ſauſten und die Helme erklangen unter den gewaltigen Schlägen. „Noch ſteht es bei euch!" begann Wittich aufs neue mitten im Gefechte: „es kommt euch nicht zu gute, wenn ihr erſt meinen Zorn kennen lernt. Wahrlich, ich ſchlage euch dann zu Boden; und wenn das einmal geſchehen iſt, was hilft mir dann meine Reue?"

Mittlerweile hatte ſich auch Diether ſtreitfertig gemacht und eilte auf den Kampfplatz. Mit vereinten Kräften fielen

nun die beiden jungen Fürſten den gewaltigen Gegner an; ſie drängten die Roſſe dicht an ihn und ſetzten ihm dermaaßen zu, daß er ihnen nicht länger Stand halten konnte. So trieben ſie ihn auf der Wahlſtatt hin und her und rings herum. Vorn und hinten hingen ſie an ihm, Schläge ohne Zahl fielen auf ihn nieder, das Feuer ſprühte aus ſeinem Helme, als ob er zum zweiten Male geſchmiedet würde. Aber wehe! ſie waren zu unerfahren zum ernſtlichen Streite. Und jetzt kam der Zorn über Wittichen: da ſchlug er mit ſeinem guten Schwerte kräftiglich zu und ſpaltete dem jungen Ort Helm und Haupt. Er ſchoß vom Roſſe nieder auf das Land. Da lagen nun Frau Helchens Söhne, einer beim andern, todt auf der Heide.

Jammer ohne Maaß befiel bei dieſem Anblicke den jungen Vogt von Bern. Das Blut ſprang ihm aus den Augen; es war ihm noch nie ein größeres Leid geſchehn. Die gefallenen Freunde zu rächen, war ſein einziger Wille und Gedanke. Ergrimmt ſprangen beide Kämpfer von den Roſſen. Mit flammenden Blicken ſtürmten ſie gegen einander und weithin über die Heide vernahm man ihre Schwertſchläge. Bald da bald dort ſprang Diether auf Wittichen ein und wägte ihm manchen harten Schlag zu, für welchen ihm dieſer keinen Dank wußte. Nie hat ein unerfahrener Knabe einem kampfgeübten Manne ſo viel zu ſchaffen gemacht. Doch leider frommte ihm das wenig. Muth und Behendigkeit konnten nicht das Maaß der Kraft erſetzen, um welches er ſeinem Gegner nachſtand. Er hatte Wittichen bereits vier ſtarke Wunden beigebracht: da ergrimmte der Starke über die erlittene Schmach und dachte an kein Verſchonen mehr. Er warf den Schild auf den Boden, faßte das Schwert in beide Hände und ging auf Diethern los. O weh, daß Diethers kühne Jugend ſolchen Feind verachtete! Er wich ihm um keinen Schritt, ſondern rückte ihm kühn entgegen.

Da fuhr die Klinge nieder und traf ihn gerade da, wohin Wittich den Streich gezielt hatte. Verflucht ſei das Schwert, das dieſe Heldenblume niedermähete! Von der Achſel fuhr es wüthend durch den Leib bis zum Gürtel. „Ach hehrer Bruder Dietrich, nimmer ſeh' ich dich wieder!“ ſprach das edle Kind und ſank vom Roſſe. Mit Andacht neigte es ſich zur Erde, nahm mit beiden Händen ſo viel es Erde faſſen konnte, und führte ſie zum Munde unſerm Herrn zum Opfer *). Dann reckte der junge Held ſeine Hände empor und betete: „Herr, ich bitte dich um deiner Auferſtehung willen, erbarme dich über mich Armen durch deinen vielheiligen Tod! — o weh, nun kann ich nicht mehr!“ ſeufzete er und gab den Geiſt auf.

Da hob Wittich an, den Tod des edeln Königs von ganzem Herzen zu beweinen. Er küßte Diethern inniglich in ſeine Wunden und wehklagete: „Könnte ich dir noch von aller deiner Noth helfen! Gott müſſe mich verfluchen und meinem Leben ein Ende machen. Was ſoll ich noch auf der Erde? Ich muß doch hinfort vor Dietrichs Rache alle Lande räumen und finde nirgends wieder Ruh noch Raſt.“

Er ging zu ſeinem Streitroſſe Schimming und wollte von dannen reiten. Aber vor Leid und Reue entwich ihm

---

*) Diether begeht ſo zu ſagen das heilige Nothmahl, wie man in ähnlichen Fällen zur Nothtaufe ſchreitet. Der nordiſchen Götterlehre zufolge war die Erde aus dem Fleiſche eines göttlichen Urweſens, des Rieſen Ymer, geſchaffen. Als ein Ueberreſt und theilweiſe Uebertragung dieſes heidniſchen Glaubens iſt die im chriſtlichen Mittelalter nicht ungewöhnliche Sitte anzuſehn, daß jählings Sterbende, wenn kein Prieſter mit dem Troſte des Sacramentes zugegen war, ſtatt des Leibes Chriſti, Erdbroſamen ergriffen und als letzte Wegezehrung zu ſich nahmen. Dieſem von der Kirche niemals anerkannten Gebrauche eines Erſatzmittels für das geweihte Brot des h. Nachtmahls entſpricht übrigens die in altchriſtlichen Zeiten bei dringenden Fällen zugelaſſene Anwendung von Wein, Oel oder Sand zur Ertheilung der Taufe.

alle Kraft; er vermochte nicht, ſich in den Sattel zu ſchwingen. Unſchlüſſig und gebeugt lehnte er an der Seite ſeines Thieres. Da ward ihm allererſt recht weh ums Herz, und ohnmächtig legte er ſich auf der Heide nieder.

5.

Dietrichs Wehklage und vereitelte Rache.

Die Erzählung führt uns nun zu Dietrichen von Bern zurück. Er war mit ſeiner geſammten Heereskraft vor die Stadt Raben gezogen, und ehe Ermenrich ſich deſſen verſah, lag er ſchon vor den Thoren und begann die Belagerung. Da gebot der König von Rom ſeinen Mannen gewaltiglich: „Wohlauf und wehret *) die Feſte! laſſet uns einen Ausfall thun und den Feind ins Weite jagen.“

Helfrich, der kühne Dienſtmann Etzels, ſtand eben auf der Wacht und ſah Ermenrichen mit ſeinem Volke aus dem Thore in der Stille hervorreiten. Da rief er mit heller Stimme in das Lager hinein: „Wohlauf alleſammt, wackere Männer! die Stunde iſt da! dort ſprengt der Feind heran!“

Da ſtürmten die Reitergeſchwader auf einander los. Mit Grimm zuckten ſie die ſcharfen und ſtarken Waffen. Ahi! wie ſchlugen und ſtachen ſie da beidenthalb mit Schwertern

*) Vertheidiget.

und Spießen auf einander! Da ward manch Panzerhemd durchstochen, da splitterten die Speere; schreckliche Werke wurden dort vollbracht. Für und wieder klangen die Schwerter, Schlag und Gegenschlag, da lösten sich die Maschen der Halsberge *); durch starke Eisenhüte schnitten die Klingen, als wäre es Tuch. Man schlug sich Wunden, denen kein Verband mehr half, und zahlte sich den Zins mit der Münze des Todes. Waffen und Leichen bedeckten das Blachfeld: da war böse Augenweide. Schwere Rache nahm Dietrich für langes Leid. Mit Schrecken sah Ermenrich nach kurzem Kampfe einen großen Theil seines Heeres vernichtet. Er wollte es nicht weiter auf gutes Glück ankommen lassen und versprach Morungen von Tuskan **) zweihundert gute Rosse und viele reichbeladene Saumthiere, wenn er ihm von dannen hülfe. Da entrann der Ungetreue von allen seinen Mannen, und damit nahm der Streit ein Ende. Die Feinde, von ihrem Führer verlassen, räumten dem Sieger das Feld und flohen in die Stadt zurück.

Froh ward der Berner, er hatte sich wohlgerochen. Da gebot er, die Todten aus dem Blute zu heben und zu bestatten. Während dieses geschah, sah man den guten Ilsan über das Blachfeld kommen. Mit freundlichem Gruße ging der Berner ihm entgegen, und seine erste Frage war nach den Kindern: „Nun sag' an, bei deiner Treue, Ilsan, wie steht es um meine lieben Herren? wie gehaben sie sich beide? Bring' mir ein tröstliches Wort, denn ich habe viel Sorge um sie ausgestanden."

Ilsan sah den Fürsten traurigen Muthes an und sprach: „Ach Herr, fraget mich nicht mehr, ich habe die jungen Könige verloren. Ist denn aber hier Niemand, der um die

*) Der Hals und Brust bergende Kettelpanzer.
**) Toskana.

Kinder wiſſe? Ich vermuthete ſie hier bei der Fahne. O wehe, wenn es nicht gut um ſie ſtünde!"

Dietrich war außer ſich bei dieſer Nachricht; er hieß ſofort Ritter und Knechte eilen, die Kinder zu ſuchen. „Niemand," rief er, „darf dies unterlaſſen, er ſei hoch oder gering: Mage und Mann *) muß nach den Kindern ausgehn. Ohne ſie bin ich ein geſchlagener Mann; o weh mir immer mehr! nun erſt habe ich Gut und Ehre verloren."

Jetzt kam auch der kühne Helferich herangeſprengt. Er wollte dem Fürſten Botſchaft bringen. Aber die Stimme verſagte ihm und wie ein Todter ſtürzte er vom Roſſe zu Boden. Mit Jammer und Leid ſchlug er beide Hände über ſeinem Haupte zuſammen und konnte vor Schluchzen noch immer kein Wort hervorbringen. Da neigete ſich der edle Berner zu ihm nieder und ſprach: „Sage an, guter Held, was iſt dir geſchehn? warum trauerſt du ſo ſehr?" Helfrich antwortete: „Wohl iſt Urſache zu trauern und zu wehklagen ohne Ende. Die jungen Könige ſammt euerm Bruder liegen erſchlagen auf der Heide!"

Dietrich lief nach ſeinem Roſſe; ſeine Dienſtmannen folgten ihm. So jagte er dahin, bis ihn Helfrich zu der Stelle gebracht, wo die lieben Todten lagen. Mit kläglichen Gebärden warf ſich der Berner über die Leichen hin, küßte ſie in ihre Wunden und hielt ſie mit ſeinen Armen innig umfangen. „Nun erſt," ſprach er, „habe ich meinen Jammer gefunden." Er ſchlug verzweifelt ſeine Hände in die Augen: „O weh über dies große Leid! daß meine Mutter mich je unter ihrem Herzen getragen, deß müſſe ſich Gott erbarmen. Auf der ganzen weiten Welt hat er keinen Aermeren geſchaffen. Nun wehe mir, daß ich geboren ward." Er hob an, wider ſich ſelbſt zu wüthen und riß ſich das Haar aus dem

*) Mage d. i. Verwandter, Mann d. i. Dienſtmann.

Scheitel. — „O weh, wo soll ich mein Angesicht verbergen, wenn man der Königin diese Kunde bringt?“

„Ihr habt wohl Fug und Recht zu klagen, edler Fürst,“ begann der milde Rüdiger; „Gott hat euch schwer gepfändet! Euer Schicksal geht mir nahe, aber womit soll ich euch trösten? Ihr werdet Heunenland niemals wiedersehn.“

Vor Schmerz und Verzweiflung biß Dietrich sich ein Glied vom Finger und hob an, sich zu verfluchen: „Daß Gott mich auf der Stelle ertödte! Verderben komme über mich! Vermaledeit sei alle Freude meines Lebens; kein Glück und Heil werde mir je zu Theil! In dieser Welt wird für mich nimmer wieder Rath. Denn wahrlich, wohin ich mich wende, an jedem Orte der Erde nah und fern wird man mit Fingern auf mich weisen und sagen: Seht, der hat seinen Herrn verrathen. Unhuld und Fluch wird über mein unschuldiges Haupt gehn. O weh, armer Dietrich, wohin willst du dich nun kehren? mit welcher Stirn willst du den Menschen begegnen? O wollte Gott, daß ich schon vor Jahren gestorben wäre, und Vergessenheit bedeckte meine Gebeine!“

Nochmals nahm er die jungen Leichen in seinen Arm, kehrte sie um und beschaute merksam ihre Wunden. Dann sprach er mit einem kurzen Wort: „Diese Wunden sind Mimings Werk!“ —

Nun ging er hin zu der Leiche seines Bruders. Ein Jammergeschrei und Weinen ohne Maaßen erhob sich alsobald unter den Recken. Wer hätte seinen Schmerz bei diesem Anblicke verhalten können? waren doch beide Brüder gleich beweinenswerth, der lebende wie der todte. Und Dietrich hob an: „Nun breitet sich mein Jammer, und meine Klage mehret sich. O weh, Bruder Diether, warum liege ich nicht von Feindesschwert erschlagen neben dir?“ Er blickte auf gen Himmel und seine Augen flammten wie Feuer: „Herr Gott,

betrachte du die große Pein meiner Seele. Laß mich von dieſem Schmerze nicht verzehret werden, noch meine letzte Stunde kommen, bis daß ich mir Rache geſchafft für dieſen Frevel. Was ſoll ich noch weiter ſagen? An dir, mein Bruder, habe ich meiner Freuden Oſtertag verloren. Wie viel Tugend lag an dir, du junger auserkorener Recke, davon mich nun Gott geſchieden hat. Mein Leben muß mir immer mehr leid ſein. Aller Welt Freude iſt mir mit dir dahin gegangen, du mein liebſter, nächſter Blutsverwandter! O welch ein Volksdegen wäre einſt aus dir erwachſen mir zum Troſte!"

Da verſtummte er und fing ſich ſelber beim Haar und raufte es ohne Schonung aus Scheitel und Schläfen. Nie in ſeinem Leben war ihm ein größeres Leid geſchehn.

Siehe, da ritt Wittich über die Heide. Wie von böſen Geiſtern verfolgt, jagte er dahin. Haſtig rief da der Markgraf Rüdiger: „Was ſäumet ihr noch, Vogt von Bern? Wollt ihr euern Feind ſehn? Geſchwind zu Roß, erwählter Degen, jaget ihm nach!"

Der Held ſprang auf. Geſattelt und gezäumt ſtand Falke, das gute Roß, ſeinem Herrn bereit. Er beſtieg es in bitterem Muthe und ließ die Sporen in ſeine Seiten greifen. Nun flogs dahin: hei, wie gerne hätte der Berner dieſen Wittich eingeholt! Da er aber ſah, daß Wittich ſchon den Vorſprung gewonnen, rief er ihn mit lauter Stimme an: „Nun warte, du Starker, bei allen Frauen beſchwöre ich dich, laß mich deine Mannheit erproben. Biſt du ein Recke im Streit, ſo laß dich erbitten, daß du dieſen Kampf mit mir ausfechteſt. Wenn du auf ritterliche Sitten hältſt, ſo ſteige vom Roß und harre meiner, bis ich dich erreite."

„Davor will ich mich wohl hüten!" dachte Wittich bei ſich und ritt, ſo ſchnell ſein Roß vermochte, fürbaß.

Abermals rief Dietrich über den Rand ſeines Schildes

dem Gegner nach: „Warte doch, stolzer Degen! Bei allen Jungfrauen beschwöre ich dich, laß uns nicht ohne Kampf von einander scheiden. Bei deiner Heldenkraft sei daran gemahnt, daß du vormals immer den Kühnsten im Sturm und Streit dich zuzähltest. Bist du kühn, so stehe mir!"

Aber je länger er rief, desto mehr beschleunigte Wittich seine Flucht. Denn wie manchen Kampf er bisher tapfer ausgefochten hatte, so wagte er doch diesmal mit Nichten dem Könige von Bern Stand zu halten. Furchtbar vor allen Sterblichen war ihm jetzt der Mann, dem er das Liebste geraubt hatte. Er schaute rückwärts und gewahrte, wie schon die hellen Flammen aus Dietrichs Munde loderten. Denn so geschah jedesmal, wenn der Berner in heftigen Zorn gerieth*), und das war die Stunde, in welcher Niemand ungestraft ihm entgegentrat.

Aber unablässig rief Dietrich noch hinter ihm her: „O weh, hehrer Wittich, thue doch nun als ein Mann! Laß uns nicht glauben, du habest es blos mit unerfahrenen Knaben aufgenommen und kehrest Männern den Rücken zu. Gieb mir Genugthuung, scheide mich von meinem Herzeleide. Bei aller Ritterschaft mahne ich dich: sage mir an, weß ich dich frage. Wie wehrten sich die Kinder, die nun von deiner Hand erschlagen auf der Heide liegen? Das möcht' ich wohl gern erfahren! — Ach, was hatten dir denn die lieben Herren zu Leide gethan? — Warte noch, guter Held," begann er nach einer Weile von neuem: „du brauchst mich nicht zu fürchten! Wahrlich, du trägst leichtlich über mich den Sieg davon, denn meine Kraft ist gebrochen; ich bin schon todt in Gliedern und Händen. Bei allen werthen Frauen beschwöre ich dich: kehre um, wackerer Held, und wag' es mit mir. Ich

*) So im Kampfe mit dem Zauberer, Zwerg Laurin. Siehe Kleeblatt kurzweiliger Erzählungen. Berlin, 1850. S. 18.

weiß wohl, daß du meinem Leben auf dieſer Wahlſtatt ein Ende machſt; darum ſäume nicht. Erlöſe mich von der Qual des Lebens! Und willſt du nicht, ſo müſſe Gott dich ſchänden."

Wittich aber eilte je länger je mehr, um den Händen des ſchrecklichen Verfolgers zu entrinnen. Mit guten Worten und Verheißungen mahnte er Schemmingen, das wackere Roß — ungern hörte es der Vogt von Bern: — „Spute dich, Rößlein! Dinkel und lindes Heu will ich dir geben, wenn du mich diesmal glücklich davonbringſt." Da wurde der Hengſt gar freudig über dieſe Rede ſeines Herrn. Seine Sprünge wurden weit, und hurtig enttrug er ihn dem gefährlichen Streite. Als das der Berner gewahrte, wurde er noch trauriger und klagte: „O weh, Schemming, warum thuſt du mir dieſes Leid an? Du trägſt mir meinen Feind von dannen; darob muß ich trauern und klagen mehr und mehr!"

Er ſpornte Falken, daß ihm das Blut aus den Weichen ſprang. Wie der Wind jagte das edle Thier dahin und kam dem Flüchtlinge immer näher. Mit Schrecken wurde Dieſer jetzt gewahr, daß er dem Meere zu nahe gekommen. In breitem Bogen ſah er die See vor ſich, welche ſeiner Flucht die Grenze ſteckte, während hinter ihm das Land mit jedem Sprunge ſich wie ein Netz immer enger zuſammenzog. Er dachte bei ſich: „Da iſt keine Wahl; fechten mag ich nicht mit ihm, aber, Herr Gott, was ſoll es weiter werden? entrinnen kann ich ihm auch nicht. Nun helfe mir Gott von dannen!"

Nun war Dietrich Wittichen ſo nahe gekommen, daß ſie nur noch um einen Roßſprung auseinander waren. Wittich gab ſchon ſein Leben verloren; wie ſinnlos ſprengte er über das Ufer ins Meer hinein. Da theilte ſich die Woge, ein Meerweib, Wachilde, ſtieg aus der Fluth empor und zog

Mann und Roß mit ſich auf den Grund des Meeres. So ſchützte ſie den theuern Mann vor den Händen des Verfolgers, denn ſie war, wie ich mich verſinne, Wittichs Ahne *).

Als nun Dietrich Wittichen nicht mehr vor ſich ſah, da wurde ſein Jammer groß. Er ſprengte dem Fliehenden nach eine Strecke ins Meer hinein, bis ihm die Fluth bis an den Sattelbogen ſtieg. Da mußte er umkehren, wie ſehr ihm auch das Herz blutete. Er ſtieg am Strande ab, ließ ſein Roß ruhen, das mit Schweiß und Blute ganz beronnen war, und gedachte es abzuwarten, ob er Wittichen etwa wieder zu Geſicht bekäme.

Wittich ſaß nun auf dem Meeresgrunde bei ſeiner Ahne Wachilde. Da hob ſie an, ihn zu ſchelten und ſprach: „Nun ſage mir, du Held, das möcht' ich doch gerne von dir hören, warum floheſt du vor dem edeln Vogt von Bern? Du haſt dich wie ein Feigling betragen und gethan. Du hätteſt den Berner überwunden, hätteſt du nur gewagt, ihm Stand zu halten. Wozu trägſt du die Waffen, du hehrer Degen? Heute war Dietrich in deine Hand gegeben: von nun an mußt du immerdar dich vor ihm hüten."

Mit Schaam und Verdruß erwiderte Wittich: „So will ich umkehren und ihm zum Kampfe ſtehn. Noch iſt es Zeit, ich ſehe ihn droben am Strande harren. Gieb mir Miningen her, ich will hinaus zum Streite!"

„Nein!" ſprach Frau Wachilde, „das iſt leider nun zu ſpät. Ich widerrathe dir die Fahrt. Du haſt die gute Stunde vorbeigelaſſen."

„Nun und woher wäre denn das geſchehn, daß ich ihn heute erſchlagen hätte?"

---

*) Der König Wilkinus und das Meerweib Wachilde waren die Eltern des Rieſen Wade. Dieſer war der Vater Wielands, deſſen Sohn Wittich war.

„Das will ich dir sagen," fuhr Frau Wachilde fort. „Als Dietrich, in Zorn entbrannt, dir nachsetzte, da war von seinem Feuerodem alles Waffengeschmeide an seinem Leibe ganz erglüht und erweicht und hätte ihm im Kampfe keinen Schutz gewährt. Das ist nun wieder hart geworden; verlaß dich darauf: verloren wäre dein Streiten; er erschlüge dich. Denn er ist ergrimmt zu dieser Zeit, daß deiner dreißig ihn mit Nichten bestehen könnten."

Da nun Herr Dietrich lange vergebens am Gestade gewartet hatte, ritt er wieder auf die Wahlstatt zurück. Dort saß er in tiefer Trauer zu den Königen nieder, küßte sie abermals in ihre Wunden und sprach: „Wollte Gott, ich läge todt zu dieser Stunde!"

6.

Wie Frau Helche den Tod ihrer Kinder erfährt und Dietrich wieder zu Gnaden kommt.

Unter Weinen und Klagen hatte man nun Diethern und Frau Helchens Kinder zur Erde bestattet und alle Freude über den gewonnenen Sieg war mit ihnen zu Grabe gegangen. Die Heerfahrt, die mit so viel Glück begonnen hatte, ging nun erfolglos zu Ende. Dietrich war jetzt der Mann nicht mehr, dem der Sinn darnach gestanden hätte, Reich

und Krone ſich wieder zu gewinnen. Den heuniſchen Recken aber, welche ihm Welſchland ſollten erobern helfen, war die Heerfahrt ohnehin leid und verhaßt, nachdem ſie den Söhnen ihres Königes das Leben gekoſtet hatte. Sie verlangten zurück in die Heimath.

Da ließ ſie der Fürſt von Bern mit Trauern von ſich. Er umarmte Einen nach dem Andern zum Abſchiede; zu Rüdigern aber ſprach er: „Laß dich mein Leid erbarmen, milder Markmann, und thue mir nach deiner Freundestreue, wenn du nach Heunenland kommſt. Nimm dich meiner Unſchuld bei der Königin an. Laß es dich nicht verdrießen, die Sache eines Verlaſſenen zu führen, dem das Unglück die Zahl der Freunde verringert hat. Wirb mit Fleiß meine [illegible]ſchaft an Frau Helchen und bezeuge ihr mit aller Kraft, daß ich nicht Schuld trage an dem Tode ihrer Söhne. Sollte dies ihren Zorn nicht beſchwichtigen können, ſo erinnere ſie daran, wie viel gute Dienſte ich ihr und dem Könige vormals in Treue geleiſtet habe. Und wenn es deiner Klugheit gelingen ſollte, theurer Mann, daß ich wieder Huld gewinne, ſo ſende mir eiligſt einen Boten her gen Bern, daß ich dieſer Sorge entlediget werde.“

Darauf nahmen die Helden Abſchied, und Etzels Mannen räumten die römiſche Marke. In großem Leid kamen ſie nach Heunenland; und als ſie nun vor die Stadt zu Gran gekommen, wagten ſie nicht hineinzugehn und vor dem Angeſichte der Königin zu erſcheinen. Die Führer traten zuſammen, um mit einander zu berathen, und der Markgraf Rüdiger ſprach zu den Verſammelten:

„Ihr löblichen Helden, was gedenket ihr nun zu thun? Frau Helche, die hehre Königin, iſt, wie ihr wiſſet, hie in der Stadt zu Gran. Wir kehren wieder und bringen ihr die Söhne nicht zurück. Wie wollen wir das vor ihr verantworten?“ Da ſprachen Alle überein: „Wir können nicht

wieder zu Gnaden kommen! wir wollen lieber das Land räumen, als ihr vor Augen treten." — „O wehe, daß es dahin mit uns gekommen ist," rief der Markgraf; „so wollte Gott, daß ich todt wäre!"

Da rief der wackere Sinthram zwischen die Klagenden und sprach: „Ihr thut wie Verzweifelte! Warum wollt ihr eure Sache in voraus verloren geben? Bittet doch den kühnen Helfrich und den verständigen Rüdiger, daß sie die Trauerbotschaft mit Vorsicht nach Hofe bringen und unsre Unschuld bezeugen." Diesem Rathe fielen Alle gerne bei und die beiden auserwählten Recken machten sich, wiewohl mit schwerem Herzen, auf den Weg.

Es waren ihnen aber schon zwei Boten vorausgegangen, von denen Niemand wußte. Während nemlich die heunischen Recken dort auf der Wiese im Kreise zusammenstanden und Rathes pflogen, hatte man die Rosse ohne Hut gelassen; und zwei von ihnen, welche die Nähe ihrer gewohnten Stallung inne wurden, liefen, ohne daß es Jemand gewahrte, der königlichen Hofburg zu. Zu derselben Stunde war die Königin aus dem Palaste getreten, mit ihren Frauen im Garten zu lustwandeln und die schönen Blumen auf dem Plane zu schauen. Siehe, da kamen die zwei stattlichen Rosse heran, ohne Reiter und die Sättel mit Blute befleckt. Die Königin erschrak; ihre Hand fuhr zum Herzen, die Blumen erblichen vor ihren Augen. „O weh!" rief sie, „wie wird mir so bange! da kommt mir traurige Märe. Dort stehn zwei Rosse, denen gleich, auf welchen meine Söhne von hier gen Bern ritten. Wären sie's, das möchte ich gerne wissen."

Während sie so sprach, kam Herr Rüdiger mit Helfrichen daher. Sie sah ihnen schon von weitem an, daß ein schwerer Kummer sie beugte, und ging ihnen voll trauriger Ahnung entgegen: „Willkommen, Rüdiger," sprach sie, „und alle Etzelsmannen mit dir! Mache nun meinen Sorgen ein Ende

und ſage an, wo ſind meine beiden Söhne? Nun ſeid ihr alle gekommen, aber meine Kinder ſehe ich nicht unter euch. Eure traurigen Mienen weiſſagen mir nichts Gutes, ja ich fürchte ein groſses Unglück; ... o weh, meine lieben Söhne, ich ſehe euch leider nimmer mehr!"

Aber Rüdiger konnte vor Leid nicht ſprechen. Frau Helche ſah ihm wohl ſeinen groſsen Jammer an; da wurde ihr immer gewiſſer, was ihr Herz gefürchtet hatte: „Tugendhafter Markmann," ſprach ſie, „halte nicht länger mit dem zurück, was ich doch erfahren muſs. Gieb mir wahrhaftige und zuverläſſige Kunde von meinen Kindern. Leben ſie oder ſind ſie todt?" Er antwortete: „Hohe Königin, ich will euch die Wahrheit nicht verhehlen — haltet an euch und klaget nicht zu ſehr! — eure Söhne ſind leider erſchlagen: ſie liegen zu Raben auf der Heide."

Als die Königin dieſe Botſchaft vernahm, begann ſie zu wanken und fiel zur Erde nieder. Mit Jammer rang ſie die Hände: „O weh mir unglückſeligem Weibe, daſs ich je geboren ward! Wozu ſoll mir noch das Leben? Arme Helche, deine Freude und Wonne iſt verloren, und Niemand lebt, der dich tröſten könnte." Sie ſchlug mit ihren weiſsen Händen ſich zum Herzen: „Weh, arme Helche, daſs dich deine Mutter je zu ſolchem Herzeleide getragen hat! Meine Augenweide iſt dahin! O Scharf, liebes Kind! ſoll ich dich nimmer wiederſehn? Mein Leid iſt ohne Maaſs und Ende; welch grauſameres Geſchick hätte mir widerfahren können! wer kann mich je von meinen Schmerzen löſen?"

Da ſprach Helfrich von Lunders: „Edle Königin! gebt euer unmaaſsliches Klagen auf. Es läſst ſich ja durch Härmen und Grämen das Geſchehene nicht mehr wenden. Mein Hab und Gut wollt' ich ſonſt dafür hingeben, daſs ich euch nicht mehr weinen ſähe, und mit Freuden für meine lieben Herren ſterben."

„Wie soll ich meinen Thränen gebieten und meine Klagen beschwichtigen?“ erwiderte die Königin. „Ueberall, auf Stiegen und Straßen, folgt mir der Kummer nach. Ach Niemand weiß ja, wie viel Tugend diese Knaben zierte! Wie holdselig begann mir jeder Tag, wenn mich des Morgens ihre süße Stimme weckte! Blühende Augenweide, wenn sie in kindlicher Freude mir entgegensprangen und mit ihren weißen Händen mich herzten! Das hat nun alles ein Ende! ihre tugendliche Sitte und ihr minniglicher Gruß däuchte mir so rein und so süß! Wonne meiner besten Zeit, wie hab' ich dich verloren! Fluch über den von Bern! Weh über mich, daß ich ihm jemals meine Huld schenkte! Er hat die Kinder verrathen, das weiß ich wohl, guter Rüdiger, und Niemand soll es mir ausreden: meine Kinder sind verkauft, ich sehe klar und deutlich, wie es gekommen ist; das hat Dietrich von Bern gethan. — Ach weh, Ort, lieber Sohn, soll ich deines anmuthigen Gekoses für immer beraubt sein? deines holden Geplauders, über dem ich so oft meine Sorgen vergaß? Roth wie eine Rose war dein Mund und wußte schalkhaft-süße Worte zu sprechen. Deine kindliche Güte gab mir viel Wonne, und dein tugendliches Herz war mir ein wertheres Gut als Reich und Krone.“

Nun kam Frau Herrat, die Gemahlin Dietrichs, mit ihren Frauen und Jungfrauen herbei. Die Trauerbotschaft war auch zu ihnen gedrungen. Freudlos, in Trauer und Jammer setzte sie sich neben der Königin nieder. Diese aber blickte mit Zorn auf ihre Niftel und sprach: „Stehet auf und geht mir aus den Augen! Von euch ist mir dieses Leidwesen gekommen. Liebes und Gutes geschieht euch von mir niemals wieder. Verflucht sei die Stunde, verwünscht sei der Tag, da ich euch diesem Manne gab. Mit Thränen muß ich nun alle Huld bezahlen, die ich diesem Fremdlinge je bewie-

ſen habe. Verſenkt in ewiges Vergeſſen müſſe die Kunde ſein, da ich zum erſten Male vom Berner hörte!"

Da nahm Rüdiger das Wort und ſprach: „Redet nicht alſo, edle Königin; ſolche Worte höre ich nicht gern aus eurem Munde: ſie thun dem Herzen weh und treten der Wahrheit zu nahe, denn mit Unrecht beſchuldiget ihr den Berner. Mein Leib müſſe von Stund an ſchwinden und vergehen, wenn Dietrich am Tode eurer Kinder irgend Schuld hat. Mein Leben ſetze ich zum Pfande dafür: heute noch würde er auf das römiſche Reich verzichten, wenn er ihr Leben damit erkaufen könnte. Wollt ihr mir es zutrauen, verehrte Frau, ſo möget ihr wohl erkennen, daß mir der Tod eurer Söhne ſo viel Kummer macht, als jemals auf eines Mannes Herz gefallen iſt; und nun merket wohl, was ich euch beſcheide: hehre Königin, wie mir das Schickſal eurer Kinder nahe geht, ſo muß mich auch der junge Diether dauern, der an ihrer Seite den Tod gefunden hat. Ich brauche euch nicht erſt zu ſagen, wie ungern Dietrich ſeinen Bruder verloren hat. Daſſelbe Unglück, welches euch betroffen, beugt auch ihn darnieder, und daß ihr übel von ihm denken könntet, das verdoppelt ſeinen Kummer. Darum laſſet euch die Worte zu Herzen gehn, ſo er euch hierher entboten hat: daß ihr in Huld euch erinnern möchtet, wie er euch noch nie in ſeinem Leben bekränket habe, ſondern in Treuen, wie er irgend vermochte, allezeit euch zu Dienſten geweſen."

Frau Helche ſah den Markgrafen forſchend an und ſprach: „Sage mir, Rüdiger, auf Treu' und Ehre, haſt du den König von Rom etwa trauern und wehklagen geſehn? und iſt das wahr, daß der junge Diether den Tod fand?"

„Leider iſt es wahr, hohe Frau," erwiderte der Markgraf; ſo wenig ihr mir auch trauet, lüge ich nicht um ein Haar."

Als die Königin das vernahm, löste sich ihr Zorn und Leid in milde Wehmuth, und mit Theilnahme folgte sie dem weiteren Berichte Rüdigers. „Hättet ihr seinen Schmerz gesehn, edle Fürstin, als er die Kinder auf der Wahlstatt fand," so fuhr der Getreue fort, „ihr hättet keinen Augenblick an seiner Redlichkeit gezweifelt. Mit meinen Augen sah ich, wie er die jungen Könige an alle ihre Wunden küßte und ihr Angesicht mit Thränen wusch. Dann raſete er gegen sich selber in sinnverwirrendem Schmerze — Niemand durfte ihn daran verhindern — schlug und raufte sich das edle Haupt und biß sich ein Glied vom Finger. Wir haben um ihn fast so viel gelitten als um die Todten, und nimmer — das darf ich euch versichern — werde ich seiner Klage vergessen."

Da richtete sich Frau Helche eilends vom Boden auf und mit seufzendem Munde sprach sie: „Ach nun beklage ich von Grunde meines Herzens, daß ich Dietrichen geflucht habe. Ich kann es mir ja nicht bergen: ihm ist an seinem Bruder nicht minder leid geschehn als mir an meinen Kindern. Ach armer Berner, wie jammert mich nun dein großes Herzeleid! Nun, treuer Rüdiger, eile ohne Verzug gen Welschland, versichere den Betrübten meiner Huld und sage ihm, daß mir sein Anblick heute und immerdar wie in den vorigen Tagen willkommen sei."

Der Markmann erwiederte: „Das ist mir lieb zu hören, werthe Königin, und ich vertraue euern Worten. Doch sagt mir, kann ich mich auch dessen versichert halten: wenn ich euch den Berner nun wieder zuführe, kann er ohne Furcht sein, daß er hier nichts zu befahren habe?"

„Ich sage dir, kühner Recke," betheuerte die Königin, „die lautere Gesinnung meines Herzens. Sei du ohne Sorgen um den Freund, wackerer Markmann! sage dem guten Helden, er solle sonder Furcht zu Hofe kommen; ich wolle dafür sorgen, daß er auch die Huld des Königs wieder gewinne."

Froh ward da Rüdiger und ſäumte nicht länger. Schneller, als er gekommen, eilte er nach Bern zurück und brachte Dietrichen Huld und Frieden aus Heunenland. Nach langem Herzeleid wurde Dietrich durch dieſe Botſchaft wieder getroſten Muthes und machte ſich mit Rüdigern auf gen Etzelnburg *). Fröhlich kam ihm Alt und Jung entgegen und die Etzelsmannen empfingen mit Ehrerbietung den ſchwergeprüften Helden, als er in den Saal der Hofburg eintrat.

Aber der reiche Etzel grüßte ihn kalt und verdroſſen. Dietrich nahete ſich dem königlichen Hochſitze und bot ſein Haupt zu Etzels Füßen. Frau Helchen aber erbarmte der unfreundliche Empfang des hehren Gaſtes. Sie begann heftig zu weinen und wandte ihr Angeſicht hinweg, ſie konnte dieſen Anblick nicht länger ertragen. Und Dietrich ſprach zu dem Könige: „Etzel, hoher Gebieter, räche nun an mir dein Ungemach und deine lieben Söhne beide. Scheide mich jetzt von meinem Leben; es gilt mir nur wenig, ſeitdem ich ſie verlor!“

Da hob ihn der König verſöhnt zu ſich empor, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſprach: „Was du mir gethan haſt, ſoll dir verziehen ſein: du haſt an meinen Kindern keine Schuld.“

---

*) Die Stadt Ofen, bei den Ungarn Buda genannt, welches nach Thuroz ungriſcher Chronik der Name von Etzels anfänglichem Mitherrſcher war.

Berlin, gedruckt in der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Im Verlage der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin ist erschienen und daselbst, wie in allen anderen Buchhandlungen, zu haben:

Hellenischer Heldensaal

oder

Geschichte der Griechen in Lebensbeschreibungen,

nach den Darstellungen der Alten

von

Ferdinand Bäßler.

Zwei Bände. 62 Bogen 8. mit 32 Illustrationen.

Preis in Kattun gebunden 5 Rthlr. 15 Sgr.
Elegant in Leder mit Goldschnitt 7 Rthlr.

„Der erste Band führt die Geschichte von der Heroenzeit bis zur Höhe der Blüthe des griechischen Lebens; der zweite bringt sie von da in den drei letzten Büchern bis herab zum Untergange althellenischer Größe, von Agesilaus bis zur Zerstörung von Corinth durch Mummius. Es ist keine bedeutende Thatsache des hellenischen Alterthums, welche nicht an geeigneter Stelle ihren Platz und ihre Würdigung gefunden hätte, und zwar auf eine Art, welche bei aller Leichtigkeit und Gefälligkeit der Form das tiefere Eingehen auf das Wesen althellenischer Zustände durch ein tüchtiges Quellenstudium nicht verkennen läßt. Eben deshalb möchte auch dieses Werk vor manchem anderen geeignet sein, die bildsame Jugend in den Geist des altgriechischen Lebens einzuführen und ihr eine gediegene Anschauung von den Geschicken hellenischer Staaten zur Zeit ihrer Größe und ihres Verfalls zu verschaffen. Wir können das nun vollendete Werk vorzüglich zu diesem Zwecke Jedem empfehlen, der in dem rechten Studium des klassischen Alterthums eines der wirksamsten Mittel der Bildung des Geistes und der Gesinnung erkannt hat. Eine Zeittafel und ein Register am Ende des zweiten Bandes erleichtern die Uebersicht und den Gebrauch des Ganzen auf sehr zweckmäßige Weise, so wie überhaupt die äußere Ausstattung, welcher eine Anzahl meisterhaft ausgeführter Bilder in Holzschnitt zur wahren Zierde gereichen, Alles bietet, was Geschmack und vollendete typographische Kunst in unserer Zeit nur immer leisten mögen.“

Der Siebenjährige Krieg,

dem alten Ruhme und den neuen Ehren des preußischen Heeres

als Heldengedicht gewidmet.

Aus des Großvaters Erzählungen.

1850. $8\frac{1}{2}$ Bogen 8. mit 6 Portraits:

König **Friedrich der Große**, die Generale: **Schwerin, Winterfeld, Seydlitz, Zieten** und **Prinz Heinrich.**

Geheftet. Preis: 12 Sgr., Velinpap. 1 Rthlr.

Die Widmung lautet:

Was giebt es noch, worauf man schaut
Mit Freuden, in der Welt,
Von Allem, dem man sonst vertraut,
Was noch zusammenhält?
Wes Ruhm ist alt und doch auch neu,
Wer blieb erprobten Ehren treu?
Wer ist der wackre Held?

Das Preußenheer! Ihm klingt mein Sang —
O schwaches Sängerthum!
Drommeten und Kanonenklang,
Die trugen seinen Ruhm
Längst weit bis an der Welten End,
Und hoch hinauf zum Firmament,
Des Preußenheeres Ruhm!

Ist auch vor solcher Donnerluft
Kein Lied zu hören mehr,
Doch preis' ich noch aus voller Brust
Mein vaterländisch Heer;
Hoch fliegen Mützen in die Luft,
Und um mich her der Jubel ruft
Ein Vivat Ihm zur Ehr!

Du, Knabe, komm' und hör' mich an,
Erzählen will ich Dir,
Was unterm alten Fritz gethan
Voll Muth und Ruhmbegier
Dies wackre Heer durch sieben Jahr —
Hoch fliege Preußens schwarzer Aar,
Hoch flieg' er für und für!

Heldengeſchichten des Mittelalters

von

Ferdinand Bäßler.

Neue Folge. — Viertes Heft.

Mit 8 Illuſtrationen von L. Burger.

Berlin, 1855.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Sagen

aus der

Geſchichte des deutſchen Volkes.

Für die Jugend und das Volk bearbeitet

von

Ferdinand Bäßler.

Mit 8 Illuſtrationen von **L. Burger.**

Berlin, 1855.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorwort.

Mit diesem und dem, so Gott will, nächstfolgenden Bändchen deutscher Sagen gedenke ich eine Arbeit abzuschließen, welche, vor zwölf Jahren mit jugendlicher Begeisterung unternommen, auch im Mannesalter unter mancherlei Wechsel der Zeit und der Wirksamkeit kraft der ersten Liebe zum öfteren mich zu sich zurückrief. Wenn dieselbe nach dem anfänglichen Plane nur die Wiedererzählung einiger unserer bedeutendsten Nationalepen in Aussicht genommen hatte, so erweiterte sie sich durch die ermunternde Sympathie, welche der verehrungswürdige Herr Verleger der „neuen Folge" dieser Heldengeschichten ihr zugewandt, zu einer deutschen Sagenbibliothek für die Jugend und das Volk, welche, wie ich glaube, nun reichhaltig genug sein wird, um ihren Lesern einen Blick in die vaterländische Sagenwelt nach allen Richtungen hin aufzuschließen.

Diesem Zwecke entsprechend ist denn auch ein weiteres Quellengebiet, als das ursprünglich abgegrenzte, in den Bereich dieser Mittheilungen gezogen worden. Die bisherigen Hefte haben ihre Stoffe den alten epischen Liedern

entnommen und „ihren Sängern nacherzählt". Es blieb noch übrig, einerseits auch demjenigen nachzugehn, was von Sagen der deutschen Vorzeit in den Werken der mittelalterlichen und späteren Chroniſten Aufnahme und Bewahrung gefunden hat; anderſeits dem, was in der neueren Zeit von den wiſſenſchaftlichen Sagenforſchern, im Angeſichte des drohenden Verſchwindens dieſer letzten Reſte der alten Volkspoeſie, der mündlichen Ueberlieferung abgelauſcht und niedergezeichnet worden iſt.

Das für unſre Sammlung Ausgewählte iſt, wie die Sonder-Titel andeuten, nach dem Geſichtspunkt der geſchichtlichen und der örtlichen Sagen in die beiden Schlußhefte vertheilt worden; wobei nicht in Abrede geſtellt werden ſoll, daß die Grenzlinie zwiſchen beiden nicht überall mit Sicherheit gezogen werden konnte oder auch zuweilen bewußter Weiſe überſchritten worden iſt. Die Zuſammenordnung des Verwandten in einzelne Gruppen wird die Ueberſicht des Ganzen erleichtern und zur Beobachtung des Charakteriſtiſchen auffordern.

Die hier vorliegenden Geſchichtsſagen ſind in acht Gruppen vertheilt. Die erſte nimmt ihren Ausgang von der heidniſchen Urzeit und führt durch das Zeitalter der Kämpfe mit Rom vor und während der Völkerwanderung bis zum Untergang der gothiſchen Reiche. Die zweite und dritte Gruppe giebt die Sagen der Langobarden und der Franken, an welche ſich in der vierten die Sagen der karlingiſchen Herrſcher anſchließen. Die fünfte vergegenwärtiget in einer Reihe von Miſſions-

ſagen und Legenden die Pflanzung des Chriſtenthums auf germaniſchem Boden wie die Einwohnung chriſtlicher Denkart und Sitte in das Leben der Nation. Die ſechſte Gruppe bildet der thüringiſche Sagenkreis, dem an Mannichfaltigkeit, Fülle und Continuität durch eine lange Folge von Menſchenaltern hin unter allen deutſchen Stammſagen nur der langobardiſche ſich vergleichen dürfte. Die Sagen der ſiebenten Gruppe folgen der deutſchen Reichsgeſchichte durch das Zeitalter des Ritterthums von Heinrich dem Vogler bis auf Maximilian, „den letzten Ritter“. Die achte endlich ſchließt den Cyclus mit Sagen des proteſtantiſchen Zeitalters. Ihr Mittelpunkt, die markige Heroen- und Prophetengeſtalt Luthers, iſt als die Grenzſäule anzuſehen, wie der alten Zeit überhaupt, ſo auch der Periode der geſchichtlichen Sagenbildung. Ueber ſie hinaus wagt ſich die Geſchichtsſage immer ſeltener und ſchüchterner nur noch etlichen auserwählten Lieblingen der Nation an das helle Taglicht der Welthiſtorie nach; und ſo ſteht mit Fug und Recht am Schluſſe des Ganzen „Ziethen der Herenmeiſter“ als äußerſter Vorpoſten der Volksſage mitten im Jahrhunderte der Aufklärung.

Man giebt wohl Freunden, die in ungewiſſe Fernen und Geſchicke entwandern, einen Segenswunſch mit. Mögen dieſe Büchlein jeden, der mit ihnen in Verkehr tritt, an Geiſt und Herzen das ſchöne Wort der Gebrüder Grimm laſſen inne werden:

„Es wird dem Menſchen von heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben aus-

zieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlands überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sage und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben."

Neustadt-Magdeburg, am 22. April 1855.

Ferd. Bäßler.

Ueberſicht des ganzen Werkes.

Die ſchönſten Heldengeſchichten des Mittelalters. Leipzig, bei Hartung. 1843 — 1845.

Heft 1. Frithjofsſage.
" 2. Der Nibelungen Noth.
" 3. Gudrun.
" 4. Roland.
" 5. Alexanderſage.

Neue Folge. Berlin, Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei. 1848 — 1855.

Heft 1. Der gute Gerhard.
" 2. a) Zwerg Laurin.
b) Der arme Heinrich.
c) Otto mit dem Barte.
" 3. a) Beowulf.
b) Wieland der Schmied.
c) Die Ravennaſchlacht.
" 4. Sagen aus der Geſchichte des deutſchen Volkes.
" 5. Sagen aus allen Gauen des Vaterlands.

Inhalt.

I.

Nr.		Seite.
1.	Der Besuch der Göttin	3
2.	Drusus Germanicus	4
3.	Die nordische Charybdis	5
4.	Die deutschen Siebenschläfer	6
5.	Herzog Adelger von Baiern	7
6.	Die Wanderungen der Gothen	14
7.	Der verhängnißvolle Schatz	15
8.	Fridigern	16
9.	Das Grab des Königs Alarich	18
10.	Das Kriegsschwert Attilas	18
11.	Von den Wohnsitzen der Hunnen	19
12.	Die Rettung der Stadt Orleans	21
13.	Die weissagenden Störche	22
14.	Roms Fürsprecher	23
15.	Die Geisterschlacht	24
16.	Odoaker	25
17.	Gisa	26
18.	Theoderichs Aufgang	26
19.	Theoderichs Ende	30
20.	Der blinde Sabinus	30
21.	Walther im Kloster	32
22.	Gelimer	36
23.	Das geheimnißvolle Schloß	37

II.

24.	Wie die Langobarden ihren Namen erhalten	38
25.	Tatos Sieg über die Heruler	39
26.	Albuin wird seinem Vater tischfähig	41

Nr.		Seite.
27.	Der paniſche Schrecken	43
28.	Untergang der Gepiden	44
29.	Albuin vor Pavia	46
30.	Albuins Tod	47
31.	Autharis Werbung um Teudelinda	50
32.	Die Säule des Authari	52
33.	Teudelinda und Agilulf	53
34.	Heldenthat des Knaben Grimuald	54
35.	Wie Pertari durch die Treue ſeiner Diener gerettet ward	58
36.	Der treue Seſuald	64
37.	Der ſtarke Amalong	66
38.	Pertaris Rückkehr	67
39.	Kuninkpert und Alahis	68
40.	Das Stelzbein	74
41.	Ferdulf und Argait	75
42.	König Rother	78
43.	Deſiderius wird König der Langobarden	107
44.	Der langobardiſche Spielmann	110
45.	Die Schlacht auf dem Todtenfelde	112
46.	König Karls Ankunft vor Pavia	113
47.	Die Eroberung von Pavia	115
48.	Algis	116
49.	Die Ahnen des Paulus Diaconus	119
50.	Paulus Diaconus und Kaiſer Karl	121

III.

51.	Childerich und ſein kluger Rathgeber	124
52.	Baſinas Weiſſagung über Chlodovech	126
53.	Chlodovech und Chrothilde	128
54.	Die Flucht des Attalus	137
55.	Theoderich und Herminefred	142
56.	Das himmliſche Schiedsgericht	145
57.	Der wandelnde Wald	147
58.	König Guntrams Traum	149
59.	Brunichilde	150
60.	Chlothar II. im Kampfe mit den Sachſen	153

IV.

61.	Pipins Kraftprobe	156
62.	Pipins Kampf mit dem Schatten	157
63.	Karls des Großen Abkunft	157

Nr.		Seite.
64.	Karls des Großen Jugend	160
65.	Von Kaiser Karls Gestalt und Lebensweise	165
66.	Der Kaiser und die Schlange	166
67.	Karls Heimkehr	169
68.	Frankfurt	171
69.	Karls Kampf mit Wittekind	172
70.	Wittekinds Taufe	175
71.	Wittekind an Karls Tafel	176
72.	Wittekinds Ende	177
73.	Der Riese Hidde	178
74.	Die Todesgeweiheten	178
75.	Roland und der Riese Ferracut	179
76.	Weisheit zu verkaufen!	184
77.	Kaiser Karl in der Schule	185
78.	Kaiser Karl macht seinen Schreiber zum Bischof	187
79.	Bischof Hildebold von Köln	188
80.	Der Deutsche als Gast des griechischen Kaisers	190
81.	Bischof Heitto	191
82.	Pipins kluger Rath	194
83.	Herzog Thassilo in Lorsch	196
84.	Einhard und Imma	198
85.	Karl und die Normannen	202
86.	Kaiser Karls Traum	203
87.	Die Vorzeichen vom Tode Karls des Großen	206
88.	Die Gründung Hildesheims	208
89.	Ludwig des Deutschen Weisheit und Stärke	210

V.

90.	Libussa	211
91.	Die heilige Odilia	215
92.	Die heilige Genoveva	222
93.	Bonifacius bannet die Raben	229
94.	Ohrdruff	230
95.	Bonifaciuspfennige	231
96.	Herzog Inguon bekehret den Adel in Kärnthen und Krain	232
97.	Des Teufels goldenes Haus	235
98.	Die Ankunft Ludgers auf Forfetesland	237
99.	Erzbischof Hoger	238
100.	Die Thränen	239
101.	Die Blinde	239
102.	Der Herr löst die Gefangenen	240
103.	Bekehrung der Stettiner	241

Nr.		Seite
104.	Die Christenboten in Wolgast	244
105.	Von der alten Preußen Herkunft und Gottesdienst	248
106.	Widewuto opfert sich für sein Volk	253
107.	Die Leiche des heiligen Adalbert	255

VI.

108.	Vom Ursprunge der Sachsen und wie sie unter den Thüringern seßhaft wurden	257
109.	Irminfried	260
110.	Abraham, lege deine Hand nicht an den Knaben!	272
111.	Die Erbauung der Wartburg	273
112.	Der Mord im Walde	274
113.	Der Sprung vom Giebichenstein	276
114.	Wie Landgraf Ludwig gehärtet ward	278
115.	Der Edelacker	279
116.	Die lebendige Mauer	281
117.	Ludwigs des Eisernen Begräbniß	283
118.	Wie es dem eisernen Landgrafen nach seinem Abscheiden ergangen ist	284
119.	Der Sängerkrieg auf Wartburg	286
120.	Die heilige Elisabeth und die Rosen	290
121.	Der Aussätzige	291
122.	Landgraf Ludwig in Compagnie mit einem Krämer	292
123.	Der Graf von Gleichen	294
124.	Sophia von Brabant	298
125.	Friedrich mit der gebissenen Wange	300
126.	Friedrichs Ritt zur Taufe	303
127.	Die Schwaben bei Lucka	304
128.	Das Mysterium	305

VII.

129.	Adalbert von Babenberg	310
130.	Das mörderische Halsband	313
131.	Treffen der Franken und Sachsen bei Merseburg	315
132.	Heinrich der Vogler	316
133.	Die verscheuchten Finken	317
134.	Heinrich I. schafft neuen Adel	318
135.	Der Hund als Rächer seines Herrn	319
136.	Der Schwanritter	320
137.	Ottensund	325
138.	Der Bischof Hatto	326

Nr.		Seite.
139.	Willegis von Mainz	327
140.	Graf Hugos Buße	328
141.	Der glückliche Uriasbrief	330
142.	Das geöffnete Zauberbuch	333
143.	Die Zerstörung der Harzburg	334
144.	Rudolf von Schwaben	335
145.	Die Schlacht am Welfesholz	336
146.	Die Weissagung der Mutter Gottfrieds von Bouillon	338
147.	Der Zweikampf vor Anikke	339
148.	Die heilige Lanze zu Antiochien	343
149.	Die Erscheinung auf dem Oelberge	346
150.	Die Weiber von Weinsberg	348
151.	Wirth am Berge	349
152.	Der Scheim von Bergen	350
153.	Kaiser Friedrichs Jagdauszug	351
154.	Das Gelnhäuser Stadtwappen	352
155.	Der verlorene Kaiser Friedrich	352
156.	Kaiser Friedrich zu Kaiserslautern	353
157.	Friedrich im Kyffhäuser	354
158.	Heinrichs des Löwen Meerfahrt	355
159.	Heinrich von Braunschweig und sein Löwe	357
160.	Die Ermordung der Tartaren-Kaiserin zu Neumarkt in Schlesien	362
161.	Das Todtenglöcklein	366
162.	Die Belagerung von Fischhausen	367
163.	Der Polenwürger	367
164.	Der Bote aus der andern Welt	368
165.	Die Christburg	369
166.	Das Gastmahl des Albertus Magnus	372
167.	Der fromme Graf von Habsburg	374
168.	König Rudolf und die Bäckerin	375
169.	Wilhelm Tell und die Eidgenossen	377
170.	Die drei Telle	391
171.	Friedrich von Oesterreich im Kerker zu Trausnitz	392
172.	Der reichste Fürst	392
173.	Isern Hinrik	393
174.	Kaiser Max auf der Martinswand	395

VIII.

175.	Johann Hussens Weissagung und Brandstätte	398
176.	Die Hussitenschlacht bei Aussig	399
177.	Der Traum Friedrichs des Weisen	400

Nr.		Seite.
178.	Luthersbuche, Luthersbrunnen, Luthersfuß	403
179.	Luther und Herzog Hans zu Sachsen	406
180.	Luthers Weissagung über Schloß Mansfeld	407
181.	Wallenstein vor Stralsund	407
182.	Gustav Adolf und die hamburgischen Kaufleute	409
183.	Paulus Gerhardt	413
184.	Karl XII. und die treuen Pommern	415
185.	Der alte Ziethen als Hexenmeister	417
	Nachweisungen und Bemerkungen	420

Sagen

aus der

Geſchichte des deutſchen Volkes.

I.

1. Der Beſuch der Göttin.

Den zahlreichen Völkerſchaften, welche das nordöſtliche Deutſchland zwiſchen Elbe und Oder bewohnten, war die Verehrung der Nerthus, d. i. der Mutter Erde, gemein. Man hegte den Glauben, dieſe Gottheit nehme perſönlich Theil an den Angelegenheiten der Menſchen und beſuche die Völker. Auf einer Inſel des Oceans — ſo berichtet der Römer Tacitus weiter — iſt ein heiliger Hain und in ihm ein geweihter Wagen, mit Teppichen überdeckt. Ihn anzurühren iſt allein dem Prieſter verſtattet. Er merkt es, wenn die Göttin in ihrem Heiligthume gegenwärtig iſt, und begleitet den Wagen, von Kühen gezogen, mit tiefer Ehrfurcht durch das Land. Dann giebt es frohe Tage, und feſtlich geſchmückt ſind alle Stätten, welche die Göttin ihres Beſuchs und Aufenthaltes würdiget. Nicht gehen ſie in den Krieg, nicht greifen ſie zu den Waffen, verſchloſſen ruht alles Eiſen; Frieden und Ruhe ſind nur dann ihnen bekannt, nur dann erwünſcht, bis derſelbe Prieſter die Göttin, des Umgangs mit Sterblichen erſättigt, dem Heiligthume zurückgiebt. Darnach wird der Wagen und die Teppiche und, wer es glauben will, die Gottheit ſelbſt in einem geheimen See gewaſchen. Sclaven thun dabei Handreichung, welche alsbald derſelbe See verſchlingt. Daher das geheime Grauen und die heilige Unkunde, was das ſei, das nur Todesgeweihte ſchauen.

---

2. Druſus Germanicus.

Der römiſche Kaiſer Auguſtus ſandte ſeinen Stiefſohn Druſus, welchen die Römer nachmals mit dem Beinamen Germanicus ehrten, an den Rhein mit dem Auftrage, das jenſeitige Germanien dem römiſchen Reiche zu gewinnen. Was der große Cäſar ſich nicht unternommen hatte, das ſchien dieſer Jüngling glücklich zu vollbringen. Unaufhaltſam drang er an der Spitze ſeiner Legionen in das Land der Chatten ein und rückte bis zu den Sueven vor. Das Land, das er durchzog, unterwarf er, aber nicht ohne große Anſtrengungen; die ihm entgegentraten, ſchlug er, aber nicht ohne blutige Kämpfe. Von da wandte er ſich gegen die Cherusker, ging über die Weſer und gelangte alles verheerend in ſchnellem Zuge bis an die Elbe. Auch dieſen Fluß, der auf dem vandaliſchen Gebirg entſpringt und in bedeutender Breite in den nördlichen Ocean mündet, verſuchte er zu überſchreiten; brachte es aber nicht zu Stande. Ein Weib nemlich, von übermenſchlicher Größe, trat ihm entgegen und ſprach: „Wohin eilſt du, unerſättlicher Druſus? Das Schickſal vergönnt dir nicht, dies alles zu ſchauen. Kehr um! denn deiner Thaten und deines Lebens Ende iſt nahe herbei gekommen.“ Durch dieſe Erſcheinung erſchreckt, ſtand Druſus von ſeinem Vorhaben ab, richtete ein Siegeszeichen auf, zum Denkmale, wie weit in feindliches Land er die römiſchen Waffen getragen, und kehrte eilends um. Aber ,bevor er den Rhein erreichte, ſtürzte er mit ſeinem Roß und brach den Schenkel. Während er nun krank darniederlag, umſchweiften Wölfe zum Vorzeichen ſeines nahenden Todes das

Lager; man ſah zwei unbekannte Jünglinge mitten durch den Lagergraben reiten und hörte in den Lüften ein Jammergeſchrei wie von weiblichen Stimmen. Dreißig Tage nach jenem Unfall war der Stolz und die Hoffnung Roms eine Leiche. (Im J. 9 v. Chr.)

3. Die nordiſche Charybdis.

Nicht ferne vom galliſchen Meeresſtrande nach Weſten zu, wo ſich der unendliche Ocean ausbreitet, iſt ein unergründlich tiefer Waſſerſchlund, den man hergebrachter Weiſe den Nabel des Meeres nennt. Zweimal des Tages ſoll er die Fluthen verſchlingen und wieder ausſtoßen, wie ſich das an jener Küſte durch die mit ungemeiner Schnelligkeit kommenden und wieder gehenden Wogen erweiſt. Von dieſem Schlunde werden, ſo wird verſichert, oftmals die Schiffe ſo plötzlich und geſchwinde angezogen, daß ſie dem durch die Luft fliegenden Pfeile zu gleichen ſcheinen und nicht ſelten in jener Tiefe ſchrecklich zu Grunde gehen. Wenn ſie aber ſchon daran ſind, verſchlungen zu werden, werden ſie oft plötzlich von der Gewalt der Fluthen mit derſelben reißenden Schnelligkeit wieder zurückgetrieben, mit der ſie vorher angezogen waren.

Man behauptet, ein ähnlicher Schlund befinde ſich auch zwiſchen der britaniſchen Inſel und der hiſpaniſchen Provinz Gallicien. Ungefähr dreißig Meilen von der ſequaniſchen Küſte*) entfernt liegt das Eiland Ebodia,**) auf dem man, wie die Bewohner deſſelben verſichern, das Rauſchen der in

*) Das franzöſiſche Küſtenland am Canal zu beiden Seiten der Sequana oder Seine.
**) Alderney, nahe an der Normandie.

das Haus der Charybdis strömenden Wasser vernimmt. Ich habe — so erzählt Paulus Diaconus — einen sehr vornehmen Gallier erzählen hören, wie mehrere schon vorher von einem Sturme hart mitgenommene Schiffe hierauf von eben dieser Charybdis verschlungen wurden. Nur Einer von der ganzen Mannschaft dieser Schiffe blieb, als die Uebrigen alle umkamen, am Leben und wurde von der strömenden Wasserfluth bis zu der Mündung jenes fürchterlichen Schlundes getragen. Als er aber bereits in den unendlich tiefen und weiten Abgrund hineinsah und nun von Furcht halbtodt schon hinunterzustürzen erwartete, da saß er plötzlich ganz unvermuthet auf einem Felsen fest. Denn da das bestimmte Wasser, das hineinlaufen sollte, schon ganz von der Tiefe verschlungen worden war, so wurde der Rand des Schlundes blosgelegt. Und wie er nach solchen Gefahren vor Angst zitternd kaum erst fest saß und immer noch den nur etwas verzögerten Tod erwartete, da sah er es auf einmal wie eine Art großer Berge aus der Tiefe der Wasser sich erheben und die versunkenen Schiffe emportauchen. Als eines davon in seine Nähe kam, so ergriff er es mit aller Macht und fuhr dann unverweilt wie im Fluge nach der Küste. So entrann er dem fürchterlichen Untergang und berichtete nachmals selbst von der großen Gefahr, die er überstanden hatte.

---

4. Die deutschen Siebenschläfer.

An den fernsten Grenzen Deutschlands nach Westen zu erblickt man am Strande des Meeres unter einem hohen Felsen eine Höhle, wo sieben Männer, man weiß nicht seit wann, in langem Schlafe liegen, nicht bloß am Leib, sondern

auch an den Kleidern ganz unversehrt, so daß sie gerade darum, weil sie so viele Jahre hindurch nicht den geringsten Schaden erlitten, bei jenen rohen und ungelehrigen Völkern in großer Verehrung stehen. Nach der Kleidung zu schließen muß man sie für Römer halten. Als einmal jemand aus Vorwitz einen derselben entkleiden wollte, so dorrten ihm bald darauf, wie erzählt wird, die Arme ab, und diese seine Strafe verbreitete solchen Schrecken, daß seitdem keiner mehr die Schläfer anzurühren wagte. Es wird sich noch zeigen, zu welchem Zweck die göttliche Vorsehung sie so lange Zeiten hindurch aufbewahrt. Vielleicht sollen durch ihre Predigt — denn man hält sie für nichts anderes als für Christen — jene Völker noch einmal zum Heil berufen werden.

---

5. Herzog Adelger von Baiern.

Zur Zeit des Kaisers Severus war in Baiern ein Herzog, Namens Adelger, der stand in großem Lobe und wollte sich nicht vor den Römern demüthigen. Da es nun dem Kaiser zu Ohren kam, daß niemand im ganzen Reiche ihm die gebührliche Ehre weigerte außer Herzog Adelger, so sandte er Boten nach Baiern und ließ ihn nach Rom entbieten. Adelger hatte nun einen getreuen Mann, den er in allen Dingen um Rath fragte; den rief er zu sich in sein Gemach und sprach: „Ich bin ungemuth, denn die Römer haben nach mir gesendet, und mein Herz stehet nicht dahin; sie sind ein böses Geschlecht und werden mir Böses anthun; gern möchte ich dieser Fahrt entübrigt sein, rathe mir dazu, du hast kluge Gedanken.“ Der alte Rathgeber antwortete: „Gerne rathe ich dir alles, was zu deinen Ehren stehet;

willst du mir folgen, so besende deine Mannen und heiß sie sich kleiden in das beste Gewand, das im Lande gefunden wird; fahr mit ihnen furchtlos nach Rom und sei dem Kaiser alles Rechtes bereit, denn du bist nicht stark genug, um wider das römische Reich zu fechten; verlangt der König aber über sein Recht hinaus, so kanns ihm übel ausschlagen."

Herzog Adelger berief seine Mannen und zog an des Kaisers Hof nach Rom, wo er übel empfangen wurde. Zornig sprach der Kaiser ihm entgegen: „Du hast mir viel Leides gethan, das sollst du heute mit deinem Leben gelten!" — „Dein Bote," antwortete Adelger, „hat mich zu Recht und Urtheil hieher geleitet; was alle Römer sprechen, dem will ich mich unterwerfen und hoffen auf deine Gnade." — „Von Gnade weiß ich nichts mehr," sagte der Kaiser; „das Haupt soll man dir abschlagen, und dein Reich einen andern Herrn haben."

Als die Römer den Zorn des Kaisers sahen, legten sie sich dazwischen und erlangten, daß dem Herzog Leib und Leben geschenkt wurde. Darauf pflogen sie Rath und schnitten ihm sein Gewand ab, daß es ihm nur zu den Knien reichte, und schnitten ihm das Haar vornen aus; damit gedachten sie den edeln Helden zu entehren.

Adelger aber ging hart ergrimmt in seine Herberge. Alle seine Mannen trauerten, doch der alte Rathgeber sprach: „Herr, Gott erhalte dich! laß nur dein Trauern sein und thu nach meinem Rath, so soll alles zu deinen Ehren ausgehen." — „Dein Rath," sagte Adelger, „hat mich hieher gebracht, magst du nun mit guten Sinnen meine Sache herstellen, so will ich dich desto werther halten; kann ich aber meine Ehre nicht wieder gewinnen, so komme ich nimmermehr heim nach Baierland." — Der Alte sprach: „Herr, nun heiß mir thun, wie dir geschehen ist, und besende alle deine Mannen und leih und gieb ihnen, daß sie sich allesammt bescheeren lassen; damit rette ich dir alle deine Ehre."

Da forderte der Herzog jeden Mann sonders vor sich und sagte: „Wer mir in dieser Noth beisteht, dem will ich leihen und geben; wer mich lieb hat, der lasse sich scheeren, wie mir geschehen ist.“ Ja, sprachen alle seine Leute, sie wären ihm treu bis in den Tod und wollten alles erfüllen. Zur Stunde beschoren sich alle, die mit ihm ausgekommen waren, Haar und Gewand, daß es nur noch bis an die Knie reichte; die Helden waren lang gewachsen und herrlich geschaffen, tugendreich und lobesam, daß es jeden Wunder nahm, der sie ansah, so vermessentlich war ihre Gebärde.

Früh den andern Morgen ging Adelger mit allen seinen Mannen zu des Kaisers Hof. Als sie der Kaiser ansah, sagte er in halbem Zorne: „Rede, lieber Mann, wer hat dir diesen Rath gegeben?“ — „Ich führte mit mir einen treuen Dienstmann, sprach Herzog Adelger, der mir schon viele Treue erwiesen, der ist es gewesen. Auch ist es unsrer Baiern Gewohnheit daheim: *was einem zu Leide geschieht, das müssen wir allesammt dulden* — so tragen wir uns nun einer wie der andere, arm oder reich, und das ist unsere Sitte so.“ Der König von Rom sprach: „Gieb mir jenen alten Dienstmann, ich will ihn an meinem Hofe halten, wenn du hinnen scheidest; damit sollst du alle meine Gnade gewinnen.“

So ungern es auch der Herzog that, konnte er doch dieser Bitte nicht ausweichen, sondern nahm den treuen Rathgeber bei der Hand und befahl ihn in die Gewalt des Kaisers. Darauf nahm er Urlaub und schied heim in sein Vaterland; voraus aber sandte er Boten und befahl allen seinen Unterthanen, die Lehnrecht oder Rittersnamen haben wollten: daß sie sich das Haar vornen aus- und das Gewand abschnitten, und wer es nicht thäte, daß der die rechte Hand verloren hätte. Als es nun auskam, daß sich die Baiern so beschoren, da beliebte der Gebrauch hernach allen in deutschen Landen.

Es ſtund aber nicht lange an, ſo war die Freundſchaft zwiſchen dem römiſchen König und dem Herzog wieder zergangen, und Adelgern ward von neuem entboten, nach Rom zu ziehen bei Leib und Leben, der König wolle mit ihm Rede haben. Adelger, ungemuth über dieſes Anſinnen, ſandte heimlich einen Boten nach Welſchland zu ſeinem alten Dienſtmann, den ſollte er bei ſeiner Treue mahnen, ihm des Königs Willen, weshalb er ihn nach Hofe rief, zu offenbaren und zu rathen, ob er kommen oder bleiben ſollte. Der alte Mann ſprach aber zu Adelgers Boten: „Es iſt nicht recht, daß du zu mir kommſt; hiebevor, da ich des Herzogen war, rieth ich ihm je das Beſte; er gab mich dem Könige hin, daran warb er übel; denn verriethe ich nun das Reich, ſo thät ich als ein Treuloſer. Doch will ich dem König am Hofe ein Beiſpiel erzählen, das magſt du wohl in Acht behalten und deinem Herrn hinterbringen; frommt es ihm, ſo ſteht es gut um ſeine Ehre.“

Früh des andern Morgens, als der ganze Hof verſammelt war, trat der Alte vor den König und bat ſich aus, daß er ein Beiſpiel erzählen dürfte. Der König ſagte, daß er ihn gerne hören würde, und der alte Rathgeber begann:

„Vor Zeiten, wie mir mein Vater erzählte, lebte hier ein Mann, der mit großem Fleiß ſeines Gartens wartete und viel gute Kräuter und Würze darin zog. Dies wurde ein Hirſch gewahr, der ſchlich ſich Nachts in den Garten und zerfraß und verwüſtete die Kräuter des Mannes, daß alles niederlag. Das trieb er manchen Tag lang, bis ihn der Gärtner erwiſchte und ſeinen Schaden rächen wollte. Doch war ihm der Hirſch zu ſchnell, der Mann ſchlug ihm blos das eine Ohr ab. Als der Hirſch dennoch nicht von dem Garten ließ, betraf ihn der Mann von neuem und ſchlug ihm halb den Schwanz ab: „„Das trag dir, ſagte er, zum Wahrzeichen! ſchmerzt's dich, ſo kommſt du nicht wieder.““

Bald aber heilten dem Hirsch die Wunden, er strich seine alten Schliche und äßte dem Mann Kraut und Wurzeln ab, bis daß dieser den Garten listig mit Netzen umstellen ließ. Wie nun der Hirsch entfliehen wollte, ward er gefangen. Der Gärtner stieß ihm seinen Spieß in den Leib und sagte: „„Nun wird dir das Süße sauer, und du bezahlst mir theuer meine Kräuter.““ Darauf nahm er den Hirsch und zerwirkte ihn, wie es sich gehörte. Ein schlauer Fuchs lag still neben in einer Furche; als der Mann wegging schlich der Fuchs hinzu und raubte das Herz vom Hirsch. Wie nun der Gärtner, vergnügt über seine Jagd, zurück kam und das Wild holen wollte, fand er kein Herz dabei, schlug die Hände zusammen und erzählte zu Haus seiner Frau das große Wunder von dem Hirsch, den er erlegt habe, der groß und stark gewesen aber kein Herz im Leib gehabt. — „„Das hätte ich zuvor sagen wollen, antwortete des Gärtners Weib; denn als der Hirsch Ohr und Schwanz verlor, hätte er ein Herz gehabt, so wär er nimmer in den Garten wieder gekommen.““

All diese kluge Rede war Adelgers Boten zu nichts nütze, denn er vernahm sie einfältig und kehrte mit Zorn gen Baierland. Als er den Herzogen fand, sprach er: „Ich habe viel Arbeit erlitten und nichts damit erworben; was sollte ich da zu Rom thun? Der alte Rathgeber entbietet dir nichts zurück, als ein Beispiel,*) das er dem König erzählte, das hieß er dir hinterbringen. Daß er ein übel Jahr möge haben!“

Als Adelger die Rede des Boten vernahm, berief er schnell seine Mannen und erzählte ihnen, was der alte Rathgeber vor dem Kaiser gesprochen hatte. „Dies Beispiel, fuhr er fort, will ich euch, ihr Helden, wohl auslegen. Die Römer

*) Der alte deutsche Ausdruck für Gleichniß oder Fabel.

wollen mit Netzen meinen Leib umgarnen; wisset aber, daß sie mich zu Rom in ihrem Garten nimmer berücken sollen. Wäre aber, daß sie mich selbst in Baiern heimsuchen, so wird ihnen der Leib durchbohrt, wo ich anders ein Herz habe, und meine lieben Leute mir helfen wollen."

Da man nun am römischen Hof erfuhr, daß Adelger nicht nach Rom gehen wollte, sagte der König: so wolle er sehen, in welchem Lande der Herzog wohne. Das Heer wurde versammelt und brach, dreißig Tausend wohl gewaffneter Knechte stark, schnell nach Baiern auf; erst zogen sie vor Bern, dann ritten sie durch Trientaal. Adelger mit tugendlichem Muthe sammelte all seine Leute, Freunde und Verwandten; bei dem Wasser, welches Inn heißt, stießen sie zusammen; der Herzog trat auf eine Anhöhe und redete zu ihnen:

„Wohlan, ihr Helde unverzagt! jetzt sollt ihr nicht vergessen, sondern leisten, was ihr mir gelobt habt. Man thut mir groß Unrecht. Zu Rom wurde ich gerichtet und hielt meine Strafe aus, als mich der König schändete an Haar und Gewand; damit gewann ich Verzeihung. Nun sucht er mich ohne Schuld heim; läge der Mann im Streite todt, so wäre die Noth gering. Aber sie werfen uns in den Kerker und quälen unsern Leib, höhnen unsre Weiber, tödten unsre Kinder, stiften Raub und Brand; nimmer mehr hinfüro gewinnt Baiern die Tugend und Ehre, deren es unter mir gewohnt war: um so mehr, ihr Helden, wehret beides, Leib und Land."

Alle reckten ihre Hände auf und schwuren: wer heute entrinne, solle nimmerdar auf baierscher Erde weder Eigen noch Lehen haben.

Herzog Adelger leitete hierauf sein Heer gen Brixen an das Feld, da schlugen sie ihr Lager auf; das ersahen die Wartmänner der Römer, die richteten ihre Fahne auf und zogen den Baiern entgegen. Da fielen viele Degen und brach mancher Eschenschaft! Volkwin stach den Fähnrich

des Königs, daß ihm der Spieß durch den Leib drang: „Diesen Zins, rief der vermessene Held, bringe deinem Herrn und sage ihm, als er meinen Herrn schändete an Haar und Gewand, das ist jetzt dahin gekommen, daß ers ihm wohl vergelten mag.“ Volkwin zuckte die Fahne wieder auf, nahm das Roß mit den Sporen und durchbrach den Römern die Schaar. Von keiner Seite wollten sie weichen, und viel frommer Helden sank zu Boden; der Streit währte den sommerlangen Tag. Die grünen Fahnen der Römer wurden blutfärbig, ihre leichte Schaar troff von Blut. Da mochte man kühne Jünglinge schwer verhauen sehen, Mann fiel auf Mann, das Blut rann über eine Meile. Da mochte man hören schreien nichts als Ach und Weh! Die kühnen Helden schlugen einander, sie wollten nicht von der Wahlstätte kehren weder wegen des Todes noch wegen irgend einer Noth, sie wollten ihre Herren nicht verlassen, sondern sie mit Ehren dannen bringen, das ward ihr aller Ende.

Der Tag begann sich zu neigen, da wankten die Römer. Volkwin der Fähnrich, dies gewahrend, kehrte seine Fahne wider den König der Römer; auf ihn drangen die muthigen Baiern mit ihren scharfen Schwerten und sangen das Kriegslied. Da vermochten die Wälschen weder zu fliehen noch zu fechten. Severus sah, daß die Seinen erschlagen oder verwundet lagen und die Wahlstätte nicht behaupten konnten. Das Schwert warf er aus der Hand und rief: „Rom, dich hat Baiern in Schmach gebracht, nun acht ich mein Leben nicht länger!“ Da erschlug Volkwin den König; als der König erschlagen war, steckte Herzog Adelger seinen Schaft in die Erde neben dem Haselbrunnen: „Dies Land hab ich gewonnen den Baiern zu Ehre; diese Mark diene ihnen immerdar!“

6. Die Wanderungen der Gothen.

Hoch im Norden liegt eine große Insel mit Namen Scanzia (d. i. Scandinavien). Von Osten und Westen umfließt sie ein weites Meer und auch von Norden her entsendet der dort unbefahrbare Ocean gleichsam wie einen Arm dasjenige Gewässer, welches das deutsche Meer genannt wird. Südlich der Insel gerade gegenüber mündet in drei Armen die Weichsel aus, welche von den sarmatischen Bergen herabkommt und Deutschland von Scythien scheidet. Die Insel Scanz ist wild und rauh, unwirthlich nicht blos gegen die Menschen, sondern auch grausam gegen die Thiere. Die Völker, die dort wohnen, leben nur von Fleisch; selbst Honig findet man daselbst nicht wegen der gestrengen Kälte. Die Gewässer erstarren im Winter vor Frost, und die Wölfe, die sie dann überschreiten, werden blind. In den nördlichen Gegenden dieser Insel, da wo das Volk Adopit seinen Sitz hat, soll man mitten im Sommer vierzig Tage und Nächte ununterbrochen die Sonne sehen und eben so lange zur Zeit des Winters ihr Licht entbehren. Während uns aber die Sonne von unten aufsteigt, soll sie dort am Rande der Erde hinzuschleichen scheinen.

Die Insel Scanz ist eine Werkstätte der Völker. Aus ihr sind die Nationen hervorgebrochen wie ein Bienenschwarm, wie das Schwert aus seiner Scheide. Von dort sind auch die Gothen unter ihrem Könige Berich in drei Schiffen ausgefahren. Von diesen Schiffen fuhr eines langsamer als die beiden andern und wurde darum Gepanta, das gaffende, geheißen; und davon bekam der Gothenstamm, der in diesem Schiffe vereint war, den Spottnamen der Gepiden:

und als müßten sie sein, wie sie heißen, so waren die Gepiden in der That groß von Leib und träge an Geist. Die übrigen Gothen wurden mit den Gepiden uneins, und nachdem sie sich eine Zeit lang befehdet hatten, trennten sie sich von einander, und jeder Stamm zog seine eigenen Wege.

Die Gothen kamen auf ihren Wanderungen auch in das Land Scythien und fanden einen fruchtbaren Strich, bequem und zur Niederlassung einladend. Sie mußten aber über einen breiten Fluß setzen, und als die eine Hälfte des Zuges hinüber war, brach die Brücke zusammen; so daß keiner der Zurückgebliebenen hinüber, keiner der Jenseitigen wieder zurück konnte. Die ganze Gegend ist durch Moor und Sumpf, den niemand zu betreten wagt, eingeschlossen. Aber noch heutigen Tages — so erzählt Jornandes*) — soll man, wie uns Reisende versichern, von jenseits aus weiter Ferne Vieh brüllen hören und andere Anzeigen daselbst wohnender Menschen finden.

7. Der verhängnißvolle Schatz.

Zur Zeit der Herrschaft des Kaisers Constantius, als die Macht der Gothen schon anfing das römische Reich zu bedrohen, wurde dem Valerius, Präfecten in Thracien, die Anzeige gemacht, daß an einem gewissen Orte ein Schatz vergraben liege. Valerius begab sich zu der bezeichneten Stelle und erfuhr von den Bewohnern der Gegend, daß der Schatz ein altes feierlich geweihtes Heiligthum wäre. Da er deshalb Bedenken trug, nachzugraben, berichtete er darüber

*) Ein Alane von Geburt, um die Mitte des 6. Jahrhunderts, schrieb: „über der Gothen Ursprung und Thaten."

an den Kaiſer, empfing aber die Weiſung, den Schatz zu heben. Man grub nun in die Erde und fand drei aus gediegenem Silber gearbeitete Bildſäulen, nach barbariſcher Weiſe mit eingeſtämmten Armen, in bunten Gewändern und Haaren auf dem Haupte. Sie lagen mit den Geſichtern gegen Norden gerichtet, nach dem Lande, wo die Barbaren wohnten. Aber ſobald dieſe Bildſäulen gehoben und hinweggebracht worden, brachen wenige Tage darauf die Gothen zuerſt in Thracien ein und ihnen folgten andere Barbaren, von welchen ganz Thracien und Illyrien überſchwemmt wurde. Jene geheiligte Stätte lag zwiſchen Thracien und Illyrien, und die drei Bildſäulen ſchienen gegen den Einbruch aller barbariſchen Völker als Hüter des römiſchen Reiches eingeweiht zu ſein.

---

8. Fridigern.

Von den wilden Hunnen bedrängt, hatten die Weſtgothen den römiſchen Kaiſer Valens um Aufnahme in ſeinem Reiche gebeten und verſprochen, daß ſie nach ſeinen Geſetzen leben und ihm unterthan ſein wollten. Nachdem der Kaiſer ihnen dies Anſuchen bewilligt, waren ſie ſammt und ſonders mit Weib und Kind und all ihrer Habe über die Donau gekommen und lebten ſeitdem als Gäſte im römiſchen Reiche. Es begab ſich aber, daß bald darnach eine Hungersnoth unter ihnen ausbrach. Fridigern, Alatheus und Safrach, ihre Vorſteher und Anführer, wandten ſich an die Anführer des römiſchen Heeres, Lupicinus und Maximus, und handelten um Lebensmittel. Dieſe aber aus ſchändlicher Habgier feilſchten ihnen Schaf- und Ochſenfleiſch, ja ſelbſt das Aas von Hunden und andern unreinen Thieren, welche die Menſchen

ſonſt nicht zu eſſen pflegen, zu theuren Preiſen, ſo daß ſie für ein Brot einen Knecht, für ein Stück Fleiſch zehn Pfund Silber erhandelten. Die Gothen gaben, was ſie hatten. Als die aber alles Geld und Geräth und alle Sclaven verhandelt hatten, verlangte der grauſame Käufer ihre Kinder von ihnen. Die Eltern erwogen, es ſei beſſer, die Freiheit ihrer Kinder hinzugeben, wenn ſie ihnen damit das Leben friſteten, und barmherziger, einen Sohn durch Verkauf zu erhalten, als durch Behalten zu tödten; und ſo willigten ſie auch in dieſes unnatürliche Verlangen.

Unterdeſſen ſann Lupicinus auf ſchändlichen Verrath und ließ Fridigern zum Gaſtmahle laden. Dieſer kam arglos mit kleinem Gefolge. Als ſie nun beim Mahle ſaßen, entſtand draußen Streit, und die Gothen erſchlugen einige Römer, welche ſie um ihres Hungers willen verhöhnt hatten. Dem Lupicinus wurde dies gemeldet, als er von Wein und Schlaf ſchon trunken war; er gab Befehl, die Begleiter des Fridigern zu erſchlagen. Dieſer aber vernahm das Geſchrei der Sterbenden, erkannte ſogleich den Verrath und zog das Schwert mitten am Gaſtmahl; verwegen und ſchnell eilte er ſeinen Geſellen zu Hilfe. Glücklich brachte er die Seinigen davon und eilte mit ihnen dem Lager zu. Dort forderte er alle Gothen auf, die Frevelthat zu rächen; und es war nicht ſchwer, ſie zum Kampfe anzufeuern, denn ein beſſeres Loos ſchien es ihnen, in der Schlacht, als vor Hunger zu ſterben. Dieſer Tag machte dem Hunger der Gothen und der ruhigen Herrſchaft der Römer ein Ende, und die Gothen walteten in dem Lande, das ſie beſetzt hatten, nicht wie Ankömmlinge und Fremde ſondern wie Herren und Herrſcher. Fridigerns Thaten aber lebten noch lange in den Heldenliedern der Gothen fort.

---

9. Das Grab des Königs Alarich.

Als die Westgothen aus Italien nach Afrika ziehen wollten, starb unterwegs ihr König Alarich, den sie über alles liebten. Und sie gedachten ihm ein Grab zu bereiten, wie kein anderer König auf Erden habe. Da leiteten sie den Fluß Barent, welcher neben der Stadt Consentina*) hinfließt, aus seinem Bette ab. Mitten im alten Flußbette ließen sie darauf durch einen Haufen Gefangener ein Grab graben, darein versenkten sie die Leiche Alarichs mit seinen Schätzen. Nachdem sie das vollbracht, leiteten sie das Wasser wieder ins alte Bett zurück, und damit niemand die Stätte verriethe, wo ihr König begraben liegt, tödteten sie alle die, welche das Grab gegraben hatten.

---

10. Das Kriegsschwert Attilas.

Ein Hirt weidete seine Heerde und sah, wie ein Vieh am Fuße hinkte. Als er nun die Ursache der scharfen Wunde nicht erklären konnte, folgte er den Blutspuren und entdeckte endlich ein Schwert, worauf die grasende Kuh unvorsichtig getreten hatte. Der Hirt grub das Schwert aus und brachte es dem König Attila. Attila aber freute sich und erkannte daran, daß er zum Herrn der Welt bestimmt wäre, weil ein Gott ihm das Kriegsschwert, das die Scythen stets heilig hielten, in seine Hände geliefert hätte.

---

*) Cosenza am Busento.

11. Von den Wohnſitzen der Hunnen.

Nachdem Kaiſer Julian der Abtrünnige im perſiſchen Kriege durch Gottes Gericht umgekommen war und vom römiſchen Reiche nicht nur die überſeeiſchen Provinzen ſondern auch die nächſten, Pannonien, Noricum, Rätien und Germanien und die Franken oder Gallier abgefallen waren, und wiederum die fränkiſchen Könige wegen ihrer Sünden und Frevel hinfällig zu werden anfingen, da drang das Volk der Hunnen mit geſammter Macht hervor, alles verwüſtend wie eine weit ſich verbreitende Feuersbrunſt, und was übrig blieb, ſchleppten ſie in die geſichertſten Schlupfwinkel zuſammen. Von den ſchwerzugänglichen Sitzen dieſes Räubervolkes giebt uns der unter dem Namen des Mönchs von St. Gallen*) bekannte Lebensbeſchreiber Karls des Großen folgende ſeltſame Schilderung, indem er ſich dabei auf die Erzählungen beruft, die er in ſeiner Jugend aus dem Munde ſeines Pflegers und Erziehers Adalbert vernommen hatte. Dieſer Adalbert nämlich war ein alter Kriegsmann, welcher den tapfern Gerold von Baiern auf den Kriegszügen Karls des Großen gegen die Hunnen**), Sachſen und Slaven begleitet hatte und von den Wunderdingen, die er erfahren hatte, ſeinem Zöglinge nach Art der Alten gern und umſtändlich Bericht gab.

Einſt hob der ehrliche Veteran ſeine Erzählung, womit er mich oft Tage lang in ſeiner Nähe feſthielt, mit folgenden Worten an: „Das Land der Hunnen iſt mit neun Reifen umgürtet.“ Da ich mir keine anderen Reife vorſtellen konnte, als von Weiden geflochtene, und fragte: „Was war

*) Er ſchrieb im Auftrage Kaiſer Karls des Dicken 883.

**) Oder Avaren, die ſich im 8. Jahrhundert von der Oſtgrenze des damaligen Baierns bis an die Raab in Ungarn feſtgeſetzt hatten.

denn daran wunderbar, Meiſter?“ ſo antwortete er: „Mit neun Hecken war es befeſtigt.“ Auch die kannte ich nur von ſolcher Art, wie man ſie um die Saatfelder zu pflanzen pflegt; und da ich demnach weiter fragte, fuhr er fort: „So weit war ein Ring, das heißt, ſo viel Raum umfaßte er, wie von Zürich bis Conſtanz iſt; ſo von Eichen, Buchen und Fichtenſtämmen aufgebaut, daß er von einem Rande zum andern zwanzig Fuß breit ſich erſtreckte, und ebenſo viele in die Höhe maß; die ganze innere Höhlung aber wurde mit Steinen oder feſtem Lehm ausgefüllt und die Oberfläche der Wälle mit dichtem Raſen bedeckt. An den Rändern aber wurden kleine Bäume gepflanzt, die, wie man es ja oft ſieht, abgehauen und in den Boden geſenkt, doch Blätter und Zweige treiben. Zwiſchen dieſen Dämmen alſo waren die Ortſchaften und Dörfer ſo gelegen, daß man von einem zum andern eines Mannes Ruf vernehmen konnte. Dieſen Ortſchaften gegenüber waren zwiſchen jenen unüberwindlichen Mauern nicht gar breite Thore angebracht, durch welche zu ihren Raubzügen nicht nur die äußeren, ſondern auch die nach innen wohnenden auszurücken pflegten. Ferner von dem zweiten Ringe, der ähnlich wie der erſte aufgebaut war, erſtreckten ſich zehn deutſche Meilen bis zum dritten, und ſo fort bis zum neunten, obgleich jeder folgende viel enger wie der vorige war. Auch waren von Ring zu Ring die Beſitzungen und Wohnungen überall ſo eingerichtet, daß man auf jeder die Hornſignale vernehmen konnte. Zu dieſen Befeſtigungen alſo ſchleppten ſie zweihundert und mehr Jahre hindurch alle Reichthümer des Abendlandes zuſammen, und da auch die Gothen und Vandalen die Ruhe der Menſchen ſtörten, ließen ſie die weſtliche Welt faſt ganz ausgeleert zurück. Und doch bezwang ſie der ſiegreiche Karl in acht Jahren ſo völlig, daß er nicht einmal den kleinſten Reſt von ihnen übrig bleiben ließ.

12. Die Rettung der Stadt Orleans.

Der Hunnenkönig Attila zog aus von Pannonien und brach mit gewaltiger Heeresmacht in das gallische Land ein, und gerade am Vorabende des heiligen Osterfestes kam er vor die Stadt Metz. Und die Hunnen verheerten alles und warfen Feuer in die Stadt, tödteten das Volk mit der Schärfe des Schwertes und mordeten selbst die Priester des Herrn vor den geweihten Altären. Darnach zogen sie ab und verheerten noch viele andere Städte Galliens. Und Attila kam auch gen Orleans und berannte es mit Sturmböcken, denn so gedachte er es zu erobern. Es war aber dazumal Bischof in dieser Stadt der heilige Anianus, ein Mann von ausnehmender Klugheit und ruhmwürdiger Heiligkeit. Und als das Volk in der Noth der Belagerung sich zu ihm als seinem Bischof wandte und zu ihm rief, was es begönne, da setzte er sein Vertrauen auf Gott und erinnerte sie alle niederzusinken zum Gebet und unter Thränen anzurufen die Hilfe des Herrn, welche den Gläubigen bereit ist in allen Nöthen. Und als sie nun fleheten zum Herrn, wie er ihnen geboten hatte, da sprach er zu ihnen: „Nun sehet herab von der Stadtmauer, ob das Erbarmen des Herrn schon zu unserer Hilfe nahe.“ Er wußte nämlich, Gott werde sich erbarmen, und Aetius, der römische Feldherr, dessen Schutze der damals noch den Römern unterworfene Theil von Gallien übergeben war, werde zum Entsatz herbeieilen. Denn zu diesem war er schon früher nach Arles gegangen, da er wohl geahnet hatte, was da kommen werde. Sie sahen aber herab von der Mauer und gewahrten niemand.

Da sprach Anianus: „Betet im Glauben, denn der Herr wird uns heute noch erlösen.“ Als sie aber gebetet hatten, sprach er: „Sehet euch abermals um.“ Und wie sie

ſich umſahen, entdeckten ſie niemanden, der ihnen Hilfe brachte. Er ſprach aber zu ihnen zum dritten Male: „Wenn ihr betet und Glauben habt, ſo wird der Herr bald bei euch ſein.“ Und jene riefen unter vielen Thränen und Wehklagen die Barmherzigkeit des Herrn an. Und als ihr Gebet vollendet war, ſahen ſie, nach dem Gebot ihres greiſen Biſchofs, zum dritten Male von der Mauer herab und ſie bemerkten, wie in der Ferne gleichſam eine Wolke von der Erde aufſtiege. Da meldeten ſie es dem Biſchofe und er ſprach zu ihnen: „Das iſt die Hilfe des Herrn.“

Indeſſen aber bebten ſchon die Mauern der Stadt von den Sturmböcken und droheten einzuſtürzen: ſiehe da erſchien Aetius und Theodor der Gothenkönig und Thorismod, ſein Sohn, mit ihren Heeren vor der Stadt, warfen den Feind zurück und ſchlugen ihn in die Flucht.

Und er entwich in die Ebene von Méry ſur Seine (nach Andern in die Ebene von Chalons, das catalauniſche Gefilde), wo bald darnach die große Entſcheidungsſchlacht geſchlagen wurde, aus welcher Attila ſieglos über die Grenzen Galliens zurückging (451 n. Chr.).

---

13. Die weiſſagenden Störche.

Attila hatte ſchon lange Aquileja, die Hauptſtadt der Veneter, belagert. Da aber die Belagerten ihm hartnäckig widerſtanden, fing ſein Heer an zu murren und wollte von dannen ziehen. Da geſchah es, daß der König im Zweifel, ob er das Lager aufheben oder noch länger harren ſollte, um die Mauern der Stadt herwandelte und ſah, wie die weißen Vögel, nämlich die Störche, welche auf den Giebeln der Häuſer niſteten, ihre Jungen aus der Stadt trugen und

gegen ihre Gewohnheit auswärts ins Land brachten. Attila, als ein weiser Mann, rief seinen Leuten und sprach: „Seht, diese Vögel, die ja der Zukunft kundig sind, verlassen die bald untergehende Stadt und die einstürzenden Häuser!“ Da schöpfte das Heer neuen Muth, und sie bauten Werkzeuge und Mauerbrecher; Aquileja fiel im Sturm und ging in den Flammen auf; diese Stadt wurde so verheert, daß kaum die Spuren übrig blieben, wo sie gestanden hatte. Von dort aus schweiften die Hunnen auch über die andern Städte der Veneter. Nur wenige von diesem Volke entrannen und gründeten sich auf den unzugänglichen Inseln des adriatischen Meeres eine neue Heimath, aus welcher später das meerbeherrschende Venedig emporwuchs.

---

14. Roms Fürsprecher.

Attila lagerte mit seinem Volke am Gardasee und gedachte von dort auf Rom loszugehen. Da sandten die Römer in großen Sorgen Gesandte zu ihm, geführt vom heiligen Vater, Papst Leo dem Großen. Im Schmuck der priesterlichen Kleidung mit dem würdevollen Glanze des Oberhirten der abendländischen Christenheit trat Leo vor Attila und bat ihn mit eindringlichen Worten, der Weltstadt zu verschonen. Gestalt und Rede des frommen Fürsprechers flößte dem Führer der hunnischen Horden Ehrfurcht ein; doch konnte er noch zu keiner Entschließung kommen, ihm demnächst Bescheid zu geben. In der Nacht aber erschienen dem Könige im Traume die Apostel Petrus und Paulus und bedroheten ihn mit augenblicklichem Tode, wenn er wagte, die Bitte ihres Nachfolgers abzuschlagen. Am andern Morgen ver-

ſammelte Attila die Seinen, ihnen zu verkünden, daß er den Römern Frieden bewillige und heimkehren wolle in ſein Reich, jenſeit der Donau. Und er zog heim.

15. Die Geiſterſchlacht.

In einer Schlacht, welche die Römer unter der Regierung Valentinians III. vor den Thoren von Rom gegen die Hunnen und ihren Anführer Attila lieferten, wurde auf beiden Seiten ein ſo gewaltiges Blutbad angerichtet, daß außer den Heerführern ſelbſt und wenigen ihrer Trabanten keiner der Kämpfenden beider Parteien übrig blieb. Und was das Wunderbarſte iſt, es heißt: da die Streiter gefallen waren und nun die Leiber von einander abließen, da ſetzten die Seelen den Kampf noch drei ganze Tage und Nächte fort und fochten mit gleicher Wuth, wie im Leben. Man ſah und hörte die Schattenbilder auf einander losſtürzen und mit den Waffen zuſammentreffen.

Noch mehr ſolche Trugbilder von Schlachten aus alter Zeit erſcheinen noch immer, und an allem, was ſonſt lebendige Streiter thun, ſagt man, thäten die Schatten es ihnen gleich, nur daß ſie kein Wörtchen ſprächen. Eine ſolche Erſcheinung ſei in dem Gefilde bei dem ehemaligen See Sogda, und zwar um die Zeit der Morgenröthe, bei den erſten Sonnenſtrahlen. Eine zweite ſei zu Kurboi in Karien; dieſe wiederhole ſich nicht alltäglich, ſondern ſetze zuweilen einige Tage aus, unbeſtimmt wie lange; hier ſehe man um die Morgendämmerung bis zum hellen Sonnenaufgang in der Luft ſchreitende Schattenbilder von Seelen mit einander im Kampfe begriffen.

16. Odoaker.

Heruliſche Jünglinge, welche um Kriegsdienſt nach Rom wanderten, kamen unterwegs in Pannonien an der einſamen Bethütte des heiligen Severinus vorüber, und klopften an, ſeinen Segen mitzunehmen. Einer derſelben war in ſchlechte Häute gekleidet, aber von hochſtattlichem Wuchs, ſo daß er ſich unter den Eingang der beſcheidenen Klauſe bücken mußte. Zu dieſem ſprach der Greis aus dem Geiſte der Weiſſagung: „Zeuch hin, mein Sohn, jetzt zwar in ſchlechtem Gewande, aber einſt wirſt du vielen reiche Gewänder ſchenken.“

Dieſer Jüngling war Odoaker. Er zog hin nach Italien und wurde dort Anführer der kaiſerlichen Leibwache. Er ſah, wie dort alles ſo faul und zerrüttet war, und daß es nur eines Anſtoßes bedurfte, um das morſch gewordene Reich der Römer über den Haufen zu werfen. Als nun einer der oberſten Würdenträger Namens Oreſtes ſeinen ſechzehnjährigen Sohn Romulus auf den kaiſerlichen Stuhl erhob, wollt es Odoaker nicht länger leiden, daß Schwächlinge über Männer herrſchten, ſetzte den Kaiſer ab und beſtieg den Thron als König von Italien 476 J. nach Chriſti Geburt.

Odoaker ehrte die Aſche deſſen, der ſein Glück geweiſſagt. Als er ſeinen Bruder Arnulf mit Kriegsmacht ins rügiſche Land ausſchickte, wurde das Gebein des Heiligen mit Sorgfalt über das Gebirg gen Montefeletro geführt, und ſpäter durch Papſt Gelaſius nach Campanien ins Caſtello dell ovo bei Neapel verſetzt.

17. Giſa.

Giſa, die geſtrenge Frau, die Gemahlin des Königs Fava von Rügenland*), ließ einſt unweit Faviane, dem alten Vindebonum, römiſche Leute (Chriſten) in Knechtſchaft führen. Da trat der heilige Severin, welcher in jenen Gegenden das Evangelium predigte, zur Fürſtin und flehte für die Unglücklichen. Stolz entgegnete Giſa: „In deine Zelle zurück, Knecht Gottes! wir ſchalten mit dem Unſrigen, als uns wohlgefällt.“ Umſonſt warnte der Prieſter vor göttlichem Strafgericht.

Es hielt aber zu ſelbiger Zeit die Königin auch etliche Goldſchmiede barbariſcher Abkunft in Gefangenſchaft, damit ſie ihr koſtbares Geſchmeide machten. Zu dieſen begab ſich eines Tages ihr kleiner Sohn Friedrich, den Arbeiten der Künſtler zuzuſehen. Da fielen die Schmiede über den Knaben her, hielten ihm die Meſſer auf die Bruſt und ſchwuren, er ſollte nicht entkommen, ihre Freiheit ſei denn der Preis der ſeinigen. Als dies die Mutter hörte, zerriß ſie voll Jammers ihr Kleid und ſchrie: „Will dich, o Severin, dein Gott in meinem Blute rächen?“ Und ſie gab die Goldſchmiede frei, auch die römiſchen Leute; und Boten ritten eilends zum Prieſter, daß er ſeinen Gott verſöhne.

---

18. Theoderichs Aufgang.

Nach dem Tode ſeines Vaters Theodemir wurde der berühmte Theoderich König der Oſtgothen im Lande Pan-

*) In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts das von dem Rügen eingenommene Gebiet am Marchfluße und das vorliegende Pannonien.

nonien. Als der oſtrömiſche Kaiſer Zeno dies erfuhr, lud er ihn freundlich ein, nach Konſtantinopel zu kommen, wo Theoderich vormals als Pfand der Freundſchaft und des Bündniſſes zwiſchen den Römern und Oſtgothen ſeine Kindheit verlebt hatte. Theoderich folgte dieſer Einladung und wurde von dem Kaiſer mit allen Ehren aufgenommen; und da Theoderich nicht lange darnach bei einer Empörung dem Kaiſer das Leben und den Thron rettete, nahm ihn dieſer zum Sohne an und bekleidete ihn mit hohen Würden.

Während aber Theoderich im Palaſte und in der Stadt des Kaiſers aller Ehren genoß, kamen Boten ſeines Volkes und klagten ihm, daß ihnen die Lebensmittel ihres Landes nicht mehr hinreichten. Da zog Theoderich es vor, nach der alten Weiſe ſeines Volkes durch Kampf und Mühe ſich den Lebensunterhalt auf Koſten anderer zu erwerben, als ſelbſt beim Kaiſer der Ruhe zu genießen und ſein Volk unterdeſſen darben zu laſſen. Darum ſprach er zu Zeno: „Obwohl mir nichts abgeht, während ich hier dein Diener und Genoß an deinem Hofe bin, ſo habe ich doch eine Bitte an dich, die du mir gütigſt gewähren wolleſt.“ Zeno verſprach ihm zu Willen zu ſein und fragte, was es wäre. Da ſprach Theoderich weiter: „Italien iſt ſo lange von deinen Vorgängern glücklich beherrſcht worden; warum ſoll denn jetzt die Hauptſtadt der Welt unter der Tyrannei der Rugier und Turilinger ſchmachten? Sende mich dahin mit meinem Volke, damit du ſelbſt der Beſchwerden dieſes Krieges überhoben bleibſt, und dann, wenn ich dort die Feinde beſiegt habe, ſoll der Ruhm deiner Milde leuchten. Denn es verſteht ſich, daß ich, dein Diener und dein Sohn, jenes Reich nur durch deine Schenkung beſitzen kann; es iſt aber nicht billig, daß ein Anderer, den du nicht kennſt, das Joch der Tyrannei dem Senate von Rom und jenem Lande auferlege. Wenn ich den Sieg erhalte, ſo werde ich das Land durch das Geſchenk

deiner Milde besitzen; unterliege ich aber, so wirst du nichts verlieren, sondern sogar noch den Lohn gewinnen, den du jetzt jährlich meinem Volke zahlst."

Als Zeno diese Worte vernahm, war ihm zwar der Abschied von seinem besten Freunde nicht lieb; aber doch wollte er ihm seine Bitte nicht versagen, die ja auch für ihn selbst so vortheilhaft war. Theoderich ging also heim zu seinem Volke und forderte es auf, mit ihm gen Italien zu ziehen. Das war ihnen allen recht; denn längst waren dunkle Berichte von der Schönheit des Landes und von der Fruchtbarkeit des Bodens zu den Ohren der Ostgothen gedrungen, die in dem rauheren Pannonien, das sie selbst verödet hatten, sich nach einem ergiebigeren Boden und nach reicherer Beute sehnten. Das ganze Volk der Ostgothen machte sich auf gen Welschland (im J. 489). Aber Odoaker hatte von dem Herannahen des gewaltigen Heeres vernommen und war nicht Willens, ihnen ohne Kampf die Herrschaft über das schöne Land abzutreten. In vielen blutigen Schlachten maßen sie ihre Kräfte an einander; und auch Theoderich erlitt in diesem Kriege manche Niederlage. Einmal sogar geschah es, daß er dem Andrange der Fliehenden nicht widerstehen konnte und selbst mit ihnen fortgerissen wurde. Da trat ihm aber seine Mutter in den Weg und rief ihm zürnend zu: „Fliehen willst du?" Alsbald kehrte Theoderich um, und es gelang ihm, den anstürmenden Feind aus dem Felde zu schlagen.

Am Morgen der heißesten Schlacht dieses Krieges, als eben die Sonne aufging, trat Theoderich in das Zelt seiner Mutter und sprach zu ihr: „Der Tag ist da, wo du der Welt beweisen kannst, daß du einen Sohn geboren hast, der seiner Väter würdig ist. Das Bild meines Vaters schwebt vor meinen Augen, der im Kampfe nie etwas dem Zufall des Geschicks sondern nur seiner eignen Kraft verdankte.

Ihr aber übergebt mir jetzt die Gewänder, die ihr mühsam und mit Kunst bereitet habt; wer mich an meinem Muthe nicht erkennt, der erkenne mich am Glanze meines Kleides, daß dieser die Feinde heranlocke und begierig mache, von mir Beute zu erlangen."

Als Theoderich diese Worte noch sprach, erklang schon die Trompete zum Treffen.

Es war der gewaltigste Kampf dieses Krieges und ein entscheidender Sieg für Theoderich und die Ostgothen. Odoaker nahm seine Zuflucht hinter die festen Bollwerke seiner Hauptstadt Ravenna. Drei Jahre lang lagen die Gothen vor dieser durch Sümpfe geschützten Veste und konnten sie nicht gewinnen, und wenn Odoaker eine günstige Gelegenheit wahrnahm, so machte er einen Ausfall und verbreitete Furcht im gothischen Lager. Aber in der Stadt wüthete der Hunger, der Odoaker zuletzt nöthigte, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten. Nachdem ihm Freiheit und Leben zugesichert und der Vertrag gegenseitig beschworen worden, übergab Odoaker dem Theoderich Leute, Land und Reich. Die Thore Ravennas öffneten sich am 5. März des Jahres 493. In feierlichem Aufzuge schritt der Erzbischof von Ravenna, von seiner ganzen Geistlichkeit umgeben, unter Absingung von Psalmen und Gesängen dem Ostgothenkönige entgegen. Sie fielen vor ihm nieder und baten auch für sich um Schonung ihres Lebens und ihrer Habe, und auch ihnen gewährte Theoderich ihre Bitte. Dies war der Anfang des großen ostgothischen Königreiches in Italien. Odoaker aber überlebte seine Herrschaft nicht lange, denn Theoderich ließ ihn bald darnach, indem er ihm Schuld gab, er habe ihm nach dem Leben getrachtet, aus dem Wege räumen *).

---

*) Vergl. die merkwürdige Umgestaltung dieser geschichtlichen Ereignisse durch die deutsche Heldensage in „der Schlacht von Raben." Heldengesch. Neue Folge. Heft. 3.

19. Theoderichs Ende.

Theoderich, der große König der Oſtgothen, hatte lange Jahre mit Weisheit und Würde ſein Reich regiert, aber am Ende ſeiner Tage befleckte er ſeinen Ruhm durch eine That tyranniſcher Willkür und Grauſamkeit. Er ließ zwei rechtſchaffene Römer, Symmachus und Boethius, auf falſche Anklage ihrer Neider hin enthaupten und ihre Güter einziehen. Nicht lange darnach aber begab es ſich, daß dem Könige, da er Abendmahlzeit hielt, neben anderen Speiſen der gekochte Kopf eines großen Fiſches vorgeſetzt wurde. Da däuchte es dem Könige nicht anders, als ſähe er das Haupt des Symmachus, wie er die Zähne in die Unterlippe biß und mit verdrehten Augen drohend ihn anblickte.

Erſchrocken ſprang Theoderich vom Stuhl auf und ſchrie: „Seht da den Kopf des Symmachus! Seht, wie ſeine Augen vor Wuth funkeln! ſein Mund iſt mit langen Zähnen bewaffnet, er will mich damit zerknirſchen!“ Von Fieberfroſt an allen Gliedern bebend eilte der König zu Bett, ſchrie und klagte über die begangene Unthat und rief ohne Aufhören: man ſolle dem Symmachus und Boethius wehren, daß ſie ihn nicht erwürgten. Und in dieſer Raſerei verblieb er, bis er ſeinen Geiſt aufgab. Dies war die erſte und letzte Ungerechtigkeit, die er begangen hatte, daß er den Symmachus und Boethius verurtheilt, ohne nach ſeiner ſonſtigen Gewohnheit die Sache vorher unterſucht zu haben.

---

20. Der blinde Sabinus.

Der Biſchof Sabinus hatte vor hohem Alter das Licht der Augen verloren, und war ganz blind. Da nun König

Totila von dieſem Manne hörte, daß er weiſſagen könne, wollte er's nicht glauben, ſondern ſelbſt prüfen. Bei ſeiner Ankunft in jener Gegend lud der Mann Gottes den König zum Gaſtmahl ein. Totila wollte nicht ſpeiſen, ſondern ſetzte ſich zur Rechten des Greiſes. Als darauf ein Diener dem Sabinus den Weinbecher reichen wollte, ſtreckte der König ſeine Hand ſtillſchweigend aus, nahm den Kelch und reichte ihn mit ſeiner eignen Hand, ſtatt des Knaben, dem Biſchof hin. Dieſer empfing ihn, ſagte aber: „Heil dieſer Hand!“ Totila, erröthend über ſeine Entdeckung, freute ſich gefunden zu haben, was er ſuchte.

Dieſer Sabinus brachte ſein Leben weit hinauf, ſo daß endlich ſein Archidiaconus, aus Begierde ihm als Biſchof zu folgen, den frommen Mann zu vergiften trachtete. Er gewann den Weinſchenken, daß er ihm Gift in den Kelch miſchte, und beſtach den Knaben, der dem Sabinus bei dem Mittagsmahl den Trank zu reichen pflegte. Der Biſchof ſprach auf der Stelle zum Knaben: „Trinke du ſelbſt, was du mir reichſt.“ Zitternd wollte der Knabe doch lieber trinken und ſterben, als die Qualen leiden, die auf einem ſolchen Menſchenmord ſtanden. Wie er aber den Becher eben an den Mund ſetzte, hielt ihn Sabinus zurück und ſprach: „Trinke nicht, ſondern reiche mir, ich will trinken; geh aber hin und ſage dem, der dirs gab, daß ich tränke, und er doch nicht Biſchof werden würde.“ Hierauf machte der Biſchof das Zeichen des Kreuzes, und trank ohne Gefahr. Zur ſelben Stunde ſank der Archidiaconus an einem andern Orte, wo er ſich eben aufhielt, todt zu Boden, als ob das Gift in ſeine Eingeweide durch des Biſchofs Mund gelaufen wäre.

21. Walther im Kloſter.

Nachdem der berühmte Held Walther von Aquitanien viele Kriegsthaten in der Welt verrichtet hatte und hochbejahrt war, gedachte er ſeiner Sünden und nahm ſich vor, durch ein ſtrenges, geiſtliches Leben die Verzeihung des Himmels zu erwerben. Sogleich ſuchte er ſich einen ſchönen Stab aus, ließ oben an die Spitze mehrere Ringe und in jeden Ring eine Schelle heften; darauf zog er ein Pilgrimkleid an, und durchwanderte ſo faſt die ganze Welt. Er wollte aber die Weiſe und Regel aller Mönche genau erforſchen und ging in jedes Kloſter ein; wenn er aber in die Kirche getreten war, pflegte er zwei oder drei Mal mit ſeinem Stabe hart auf den Boden zu ſtoßen, daß alle Schellen klangen; hierbei prüfte er nämlich den Eifer des Gottesdienſtes. Als er nun ein Mal in das Kloſter Novaleſe gekommen war, ſtieß er auch hier, ſeiner Gewohnheit nach, den Pilgerſtab hart auf den Boden. Einer der Kirchenknaben wandte ſich um, zu ſehen, was ſo erklänge; alsbald ſprang der Schulmeiſter zu und gab dem Zöglinge eine Maulſchelle. Da ſeufzte Walther und ſprach: „Nun bin ich ſchon lange und viele Tage durch die Welt gewandert und habe dergleichen nicht finden können.“ Darauf meldete er ſich bei dem Abt, bat um Aufnahme ins Kloſter und legte das Kleid dieſer Mönche an; auch wurde er nach ſeinem Willen zum Gärtner des Kloſters beſtellt. Er nahm zwei lange Seile und ſpannte ſie durch den Garten, eins der Länge und eins der Quere nach; in der Sommerhitze hing er alles Unkraut darauf, die Wurzeln gegen die Sonne, damit ſie verdörren und nicht wieder lebendig werden ſollten.

Es war aber in dem Kloſter ein hölzerner Wagen, überaus ſchön gearbeitet, auf den man nichts anderes legte,

als eine große, oben mit einer helllautenden Schelle verſehene Stange. Dieſe Stange wurde zuweilen aufgeſteckt, ſo daß ſie jedermann ſehen und den Klang hören konnte. Alle Höfe und Dörfer des Kloſters hatten nun auch ihre Wagen, auf denen der Mönche Dienſtleute Korn und Wein zufuhren; jener Wagen mit der Stange fuhr dann voraus, und hundert oder funfzig andere Wagen folgten nach, und jedermann erkannte daran, daß der Zug dem berühmten Kloſter Novaleſe gehörte. Und da war kein Herzog, Graf, Herr oder Bauer, der gewagt hätte, ihn zu beſchädigen; ja die Kaufleute auf den Jahrmärkten ſollen ihren Handel nicht eher eröffnet haben, als bis ſie erſt den Schellenwagen heranfahren ſahen. Als dieſe Wagen einmal beladen zum Kloſter zurückkehrten, ſtießen ſie auf des Königs Leute, welche die königlichen Pferde auf einer Wieſe weideten. Dieſe ſahen kaum ſo viel Güter ins Kloſter fahren, als ſie übermüthig darauf herfielen und alles wegnahmen. Die Dienſtleute widerſetzten ſich vergeblich, ließen aber, was geſchehen war, augenblicklich dem Abt und den Brüdern kund thun. Der Abt verſammelte das ganze Kloſter und berichtete die Begebenheit. Der Vorſteher der Brüderſchaft war damals einer Namens Aſinarius, von Herkunft ein Franke, ein tugendhafter, verſtändiger Mann.

Als nun Walther rieth, man müſſe zu den Räubern kluge Brüder abſenden, und ihnen die Sache gehörig vorſtellen laſſen, ſagte jener ſogleich: „So ſollſt du, Walther, ſchnell dahin gehen, denn wir haben keinen klügeren und weiſeren Bruder.“ Walther aber, der ſich wohl bewußt war, er werde den Trotz und Hochmuth jener Leute nicht ertragen können, verſetzte: „Sie werden mir mein Mönchskleid ausziehen; was ſoll ich dann thun?“ „Wenn ſie dir dein Kleid ausziehen,“ ſprach Aſinarius, „ſo gieb ihnen noch die Kutte dazu, und ſage, alſo ſei dirs von den Brüdern befohlen.“

Walther ſagte: „Wie ſoll ich mit dem Pelz und Unterkleid verfahren?“ „Sag,“ verſetzte der ehrwürdige Vater, „es ſei von den Brüdern befohlen worden, ſich auch dieſe Stücken nehmen zu laſſen.“ Darauf ſetzte Walther hinzu: „Zürne mir nicht, daß ich weiter frage; wenn ſie auch mit den Hoſen thun wollen, wie mit dem übrigen?“ „Dann,“ antwortete der Abt, „haſt du deine Demuth ſchon hinlänglich bewieſen; denn in Anſehung der Hoſen kann ich dir nicht befehlen, daß du ſie ihnen laſſeſt.“

Hiermit war Walther zufrieden, ging hinaus und fragte die Kloſterleute: „Ob hier ein Pferd wäre, auf dem man im Nothfall einen Kampf wagen dürfe?“ „Es ſind hier gute, ſtarke Karrengäule,“ antworteten jene. Schnell ließ er ſie herbeiführen, beſtieg einen und ſpornte ihn, und dann einen zweiten, verwarf ſie aber beide und nannte ihre Fehler. Dann erinnerte er ſich eines guten Pferdes, das er einſt mit ins Kloſter gebracht hatte, und frug, ob es noch lebendig wäre? „Ja Herr,“ ſagten ſie, „es lebt noch, iſt aber ganz alt und dient bei den Bäckern, denen es täglich Korn in die Mühle trägt und wieder holt.“ Walther ſprach: „Führt es mir vor, damit ich es ſelber ſehe.“ Als es herbeigebracht wurde, und er darauf geſtiegen war, rief er aus: „O dieſes Roß hat die Lehren noch nicht vergeſſen, die ich ihm in meinen jungen Jahren gab.“ Hierauf beurlaubte ſich Walther von dem Abt und den Brüdern, nahm nur zwei oder drei Knechte mit und eilte zu den Räubern hin, die er freundlich grüßte und ermahnte, von dem Unrecht abzuſtehn, das ſie den Dienern Gottes zugefügt hätten. Sie aber wurden deſto zorniger und aufgeblaſener und zwangen Walthern, das Kleid auszuziehen, welches er trug. Geduldig litt er alles und ſagte, daß ihm ſo befohlen worden ſei. Nachdem ſie ihn ausgezogen hatten, fingen ſie an, auch ſeine Schuhe und Schienen aufzulöſen. Wie ſie aber an die

Hofen kamen, ſprach Walther: „Das ſei ihm nicht befohlen.“ Sie antworteten: „Was die Mönche befohlen hätten, daran wäre ihnen gar nichts gelegen.“ Walther hingegen ſagte: ihm ſtehe das auch nicht länger an, und wie ſie Gewalt brauchen wollten, machte er unvermerkt ſeinen Steigbügel los und traf damit einen Kerl ſolcher Geſtalt, daß er für todt niederſank, ergriff deſſen Waffen und ſchlug damit rechts und links um ſich. Darnach ſchaute er und ſah neben ſich ein Kalb auf dem Graſe weiden, ſprang zu, riß ihm ein Schulterblatt aus, und ſchlug damit auf die Feinde los, welche er durch das ganze Feld hintrieb. Einige erzählten, Walther habe demjenigen, der ſich am frechſten erzeigt und gerade gebückt habe, um ihm die Schuhe aufzubinden, mit der Fauſt einen ſolchen Streich über den Hals verſetzt, daß ihm das zerbrochene Halsbein ſogleich in den Schlund gefahren ſei. Als er nun viele erſchlagen hatte, machten ſich die Uebrigen auf die Flucht und ließen alles im Stich. Walther aber bemächtigte ſich nicht nur des eigenen, ſondern auch des fremden Guts, und kehrte mit reicher Beute beladen ins Kloſter zurück.

Der Abt empfing ihn ſeufzend und ſchalt ihn heftig aus. Walther aber ließ ſich eine Buße auflegen, damit er ſich nicht leiblich über eine ſolche That freuen möge, die ſeiner Seele verderblich war. Er ſoll indeſſen, wie einige verſichern, drei Mal ſo mit den einbrechenden Heiden gekämpft und ſie ſchimpflich von den Gefilden des Kloſters zurückgetrieben haben.

---

22. Gelimer.

Als Gelimer, der letzte König der Vandalen, von Beliſar in der Feldſchlacht geſchlagen und ſeines großen blühenden Reiches in Afrika verluſtig geworden (533), warf er ſich mit dem Reſte ſeines Heeres in die numidiſche Bergfeſte Pappua. Dorthin ſchickte Beliſar den Heruler Pharas ihm nach, daß er den Berg mit ſeiner Reiterſchaar bewachen und umſchloſſen halten ſolle, bis der Hunger den Feind zur Uebergabe nöthigen werde. Lange Zeit hielt Gelimer die Belagerung tapfer aus, bis ihm Pharas in einem Briefe freundlich zuſprach: er ſolle der Großmuth des Kaiſers vertrauen und nicht durch hartnäckiges Widerſtreben gegen das Schickſal ſich noch elender zu machen. Da nun Gelimer das menſchliche Herz ſeines Gegners ſah, ſchrieb er ihm wieder: „Bewillige mir eine Bitte, lieber Pharas, und ſchicke mir eine Leier, ein Brot und einen Schwamm.“ Ueber dieſe Bitte verwunderte ſich Pharas, da er nicht wußte, was ſie bedeuten ſollte. Der Ueberbringer des Briefes erklärte ſie ihm und ſprach: „Gelimer hat ein Brot begehrt, weil er ein ſolches nicht mehr zu ſehen bekommen, ſeitdem er den Felſen von Pappua erſtiegen hat; er bedarf eines Schwammes, weil ihm von vielem Weinen das eine Auge blind geworden iſt; nach einer Leier aber ſehnt er ſich, um bei ihrem Klange den Kummer ſeines Herzens in Liedern auszuſchütten.“ Da ergriff den Pharas Trauer über den Wechſel menſchlicher Größe und er ſandte dem unglücklichen Könige, was er begehrt hatte.

23. Das geheimnißvolle Schloß.

Unter der Regierung des letzten Königs Roderich ging das schöne Reich der Westgothen in Spanien, der Sage zufolge aus folgender Veranlassung, zu Grunde. Zu Toledo stand ein Schloß, welches bei vieler vorhergehender Könige Leben verschlossen und stets mit starken eisernen Riegeln bewahret gewesen. Der gedachte König Roderich aber ließ es wider aller Spanier Willen, in der Meinung, daß ein großer Schatz darinnen verborgen liege, öffnen. Er fand aber nichts weiter, als einen verschlossenen Kasten und als man auch diesen erbrochen, ein Tuch, auf welchem Männer in fremder Tracht und dunkler Gesichtsfarbe abgebildet waren, nebst einer Schrift dieses Inhalts: „Wenn dieses Schloß wird geöffnet und seine Riegel zerbrochen werden, alsdann mag man wohl festiglich glauben, daß dieses hier abgebildete Volk Spanien überfallen und einnehmen wird.“ Der König befand sich hierüber aus der Maßen bestürzt und ließ das Schloß wieder verschließen und mit starken Riegeln wohl verwahren. Es hat sich aber kurz darnach diese Weissagung durch den Ausgang bestätigt. Denn im Jahre 711 brachen die Araber aus Afrika in Spanien ein, vertilgeten die spanische Ritterschaft sammt dem Könige in einer Feldschlacht, welche ganzer acht Tage währte, und bekamen so das ganze Königreich unter ihre Gewalt.

II.

24. Wie die Langobarden ihren Namen erhalten.

Es giebt eine Inſel im Norden, die heißt Skadan, und daſelbſt wohnten viele Völker. Unter dieſen war ein kleines Volk, welches man die Winniler nannte; und bei ihnen war ein Weib mit Namen Gambara, die hatte zwei Söhne: der eine hieß Ybor, d. i. Eber, und der andere hieß Agyo. Die führten mit ihrer Mutter Gambara die Herrſchaft über die Winniler.

Es erhoben ſich nun gegen ſie die Herzöge der Wandalen, nemlich Ambri und Aſſi, mit ihrem Volk und ſprachen zu den Winnilern: „Entweder zahlet uns Zins, oder rüſtet euch zum Streit und ſtreitet mit uns.“ Darauf antworteten Ybor und Agyo mit ihrer Mutter Gambara und ſprachen: „Es iſt beſſer für uns, zum Streit uns zu rüſten, als den Wandalen Zins zu zahlen.“

Da baten Ambri und Aſſi, die Herzöge der Wandalen, den Gott Godan, daß er ihnen Sieg verleihe über die Winniler. Godan antwortete und ſprach: „Die ich beim Sonnenaufgang zuerſt ſehen werde, denen will ich den Sieg geben.“

Aber zu derſelben Zeit gingen auch Gambara und ihre Söhne Ybor und Agyo, welche die Fürſten der Winniler waren,

hin und baten Freia, die Götterkönigin, Godans Frau, daß sie den Winnilern helfe. Und Freia gab ihnen den Rath: wenn die Sonne aufginge, sollten die Winniler kommen, und die Weiber sollten ihr Haar wie einen Bart ins Gesicht hängen lassen und mit ihren Männern kommen.

Da ging, als der Himmel hell wurde und die Sonne aufgehen wollte, Freia, die Frau Godans, um das Bett, wo ihr Mann lag, und richtete sein Antlitz gen Morgen und weckte ihn auf. Und als er aufsah, so gewahrte er die Winniler und ihre Weiber, wie ihnen das Haar um das Gesicht hing. Und er sprach: „Wer sind diese Langbärte?“ Da sprach Freia zu Goban: „Herr, du hast ihnen den Namen gegeben, so gieb ihnen auch den Sieg.“

Und er gab ihnen den Sieg, so daß sie nach seinem Rathschlusse sich wehrten und den Sieg erlangten. Seit der Zeit sind die Winniler Langobarden geworden.

---

25. Tatos Sieg über die Heruler.

Rodulf, der Herulerkönig in Rugiland,*) erhob Krieg wider Tato, den König der Langobarden,**) und beide Heere trafen im Blachfeld zusammen. Rodulf schickte die Seinen in den Kampf, er selbst aber blieb, da er am Siege gar nicht zweifelte, im Lager beim Bretspiel sitzen. Denn es waren die Heruler zu damaliger Zeit überaus kriegsgeübt und hatten durch viele Siege, die sie schon erfochten, einen großen Namen. Und sie pflegten fast ganz nackt in die

---

*) Unteröſterreich.

**) Zwiſchen 506 und 512 n. Chr.

Schlacht zu gehen, sei es, um leichter zu streiten, oder um zu zeigen, daß sie Wunden, die der Feind ihnen schlüge, verachteten. Auf deren Stärke baute nun der König ganz fest und ließ, während er sorglos am Spiele saß, einen seiner Leute auf einen daneben stehenden Baum steigen, damit er ihm den Sieg der Seinigen melden könnte, drohte ihm aber dabei das Haupt abzuschlagen, wenn er von der Flucht der Heruler berichte. Als nun der Späher die Schlachtreihe der Heruler wanken und von den Langobarden bedrängt werden sah, gab er doch, so oft ihn der König fragte, wie es mit den Herulern stehe, immer zur Antwort: „Sie kämpfen trefflich.“ Und da er aus Furcht jener Drohung nicht frei zu sprechen wagte, so that er das Unglück, welches er mit ansah, nicht früher kund, als bis das gesammte Heer sich zur Flucht wandte. Jetzt brach er, wiewohl zu spät, in den Ruf aus: „Wehe dir, Herulervolk, was für ein Zorn kommt über dich von dem Herrn des Himmels!“ Durch diese Worte beunruhigt, sprach der König: „Fliehen denn etwa meine Heruler“; worauf jener: „Nicht ich, sondern du selbst, o König, hast das gesagt.“ Während nun, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, der König und alle um ihn in ihrer Bestürzung unschlüssig waren, was sie thun sollten, kamen die Langobarden über sie und hieben sie nieder. Auch der König selbst, so mannhaft er sich auch hielt, ward erschlagen. Wie aber die Heruler da- und dorthin aus einander flohen, traf sie der Zorn des Himmels, also daß sie die Flachsfelder für Wasser ansahen, die sie durchschwimmen könnten; wie sie aber die Arme zum Schwimmen ausbreiteten, wurden sie vom Schwerte erschlagen.

26. Albuin wird seinem Vater tischfähig.

Unter der Regierung des Königs Auduin verließen die Langobarden abermals ihre bisherigen Wohnsitze und zogen in die reichen Donaugegenden, welche zu jener Zeit den Namen Pannonien führten. Seitdem lebten sie in beständiger Feindschaft mit den Gepiden, welche das linke Ufer des Flusses inne hatten, so daß beide Völker nur durch den Strom von einander geschieden waren. Der lange genährte Streit kam endlich zum Ausbruch, und beide Theile rüsteten sich zum Kriege. Als es nun zum Treffen kam, hielten sich beide Heere so wacker, daß lange Zeit keines von dem andern zum Weichen gebracht werden konnte. Da geschah es, daß mitten im Streit Albuin, der Sohn Auduins, und Turismod, der Sohn des Gepidenkönigs Turisind, auf einander stießen, und nach kurzem Kampfe traf Albuin den Turismod mit dem Schwerte dermaßen, daß er todt vom Rosse fiel. Wie nun die Gepiden sahen, daß ihres Königs Sohn, welcher hauptsächlich der Urheber dieses Kriegs gewesen, gefallen sei, wandten sie sich entmuthigt zur Flucht. Die Langobarden aber waren heftig hinter ihnen her und erschlugen ihrer eine große Anzahl. Dann kehrten sie wieder um und zogen den Gefallenen die Rüstungen aus.

Als sie dann von der Wahlstadt wieder heimgekehrt waren, lagen sie ihrem König Auduin sehr an, er möge den Albuin, durch dessen Tapferkeit sie in der letzten Schlacht den Sieg erlangt hätten, zu seinem Tischgenossen machen, damit er seinem Vater wie in der Gefahr so auch beim Mahle zur Seite wäre. Aber Auduin erwiderte, daß er das nicht zu thun vermöchte, weil es gegen die Sitten ihres Volkes wäre. „Denn ihr wißt ja wohl", sprach er, „wie bei uns der Brauch besteht, daß der Sohn des Königs nicht eher mit seinem

Vater tafeln darf, als bis er von dem Könige eines anderen Volks die Waffen empfangen hat."

Als Albuin dieſe Worte ſeines Vaters vernommen, nahm er bloß vierzig Jünglinge mit ſich und machte ſich auf zu Turiſind, dem Gepidenkönig, mit welchem er kurz zuvor in Krieg gelegen hatte. Er ſagte dem Könige, warum er gekommen wäre. Dieſer nahm ihn freundlich auf, lud ihn an ſeine Tafel und ſetzte ihn hier zu ſeiner Rechten, wo ſonſt immer ſein Sohn Turismod ſeinen Platz gehabt. Während der Mahlzeit aber kam dem Turiſind ſein Sohn in den Sinn, deſſen alter Sitz, deſſen Tod, und wie jetzt der, der ihn erſchlagen, ſeine Stelle einnehme. Da ſeufzte er laut auf und konnte ſich nicht mehr halten, ſondern machte ſeinem Schmerze mit den Worten Luft: „Lieb iſt mir dieſer Platz, aber der Anblick des Mannes, der jetzt darauf ſitzt, fällt mir ſchwer."

Durch dieſe Worte des Vaters aufgeſtachelt, begann des Königs zweiter Sohn, welcher mit zu Tiſche war, gegen die Langobarden ſich in Spottreden zu ergehen, und bemerkte: ſie wären den Stuten zu vergleichen, deren Füße bis an die Schienbeine weiß wären, denn die Langobarden pflegten von den Waden abwärts weiße Strümpfe zu tragen. Darauf gab ihm einer der Langobarden das Wort entgegen: „Geh nur hinaus auf das Asfeld, dort wirſt du ohne Zweifel erſchauen können, wie kräftig dieſe Stuten mit den Hufen ausſchlagen. Dort liegen die Gebeine deines Bruders wie von ſchlechtem Vieh auf dem Anger umhergeſtreut.

Wie das die Gepiden hörten, konnten ſie ihren Zorn nicht mehr verhalten; mit Heftigkeit brach ihre Erbitterung hervor, und wollten den ihnen gebotenen Schimpf mit den Waffen rächen. Auch die Langobarden waren zum Kampf bereit und legten die Hand ans Schwert.

Aber da trat der König hinter dem Tiſche hervor, warf ſich in die Mitte der Hadernden und gebot den Seinen Stille,

indem er den mit harter Strafe bedrohete, der den Kampf beginnen würde. „Denn das iſt," ſprach er, „kein Gott gefälliger Sieg, wenn man den Feind im eignen Hauſe erſchlägt." Als ſolchergeſtalt der Streit beigelegt war, ſetzten ſie ſich wieder zu Mahle und waren mit einander fröhliches Sinnes. Turiſind langte die Waffen ſeines Sohnes Turismod herab, übergab ſie dem Albuin und entließ ihn dann wohlbehalten in ſeines Vaters Reich. Auduin aber nahm jetzt den heimgekehrten Sohn zum Tiſchgenoſſen; und wie nun dieſer vergnügt die Speiſen der königlichen Tafel genoß, erzählte er der Reihe nach alles, was ihm bei den Gepiden begegnet war. Da wunderten ſich alle, welche zugegen waren, und lobten Albuins Kühnheit, nicht minder aber rühmten ſie Turiſinds Treue und Redlichkeit.

---

27. Der paniſche Schrecken.

Die Langobarden und Gepiden hatten eine Zeit lang Frieden mit einander gehalten; doch währte es nicht lange, da begann wieder der Streit, und die Langobarden gingen unter ihrem Könige Auduin wieder gegen die Gepiden vor, welche Turiſind anführte. Schon waren ſie einander nahe, da überfiel ſie alle plötzlich — man wußte nicht warum und woher — ein Schrecken, den man einen paniſchen nennt, und ſie rannten alle in wilder Flucht davon. Nur Auduin ſelbſt und Turiſind hielten Stand mit wenigen Begleitern und verſuchten vergebens ihre Völker durch Schmeichelworte oder Drohungen wieder zurück zu rufen.

Auduin war beſtürzt, und da er noch nichts davon wußte, daß es den Gepiden ebenſo ergangen ſei wie den Langobarden, ſchickte er ſogleich einige Herolde zu Turiſind ab, um dieſen

um Frieden zu bitten. Als die Gesandten zu Turisind kamen, sahen sie bald, wie dort die Sachen stünden, und schlossen aus dem eigenen Unfall auf den der Gepiden. Darum fragten sie den König Turisind, wo denn die Menge seines Volkes geblieben sei. Der König machte kein Hehl aus dem Vorgefallenen und erwiderte: „Sie sind geflohen, ohne daß jemand sie angriff." Darauf erwiderten die Gesandten: „Dasselbe ist auch den Langobarden widerfahren; denn da du, o König, uns sogleich die Wahrheit offenbarst, so können auch wir dir nichts verhehlen. Gott will, daß unsere Völker unversehrt bleiben, und hat ihnen darum, als sie schon kampfgerüstet waren, einen heilsamen Schrecken eingeflößt, daß sie sich zerstreuen sollten. So wollen denn auch wir dem göttlichen Willen folgsam sein und den Kampf nun scheiden."

„Wohlan," sprach Turisind, „es geschehe, wie ihr gesagt habt." Alsbald schlossen sie einen Waffenstillstand auf zwei Jahre und versprachen einander, daß, wenn inzwischen wieder Zwist ausbräche, sie von beiden Seiten Gesandte schicken und durch diese den Streit ausgleichen wollten. Während der Frist dieser zwei Jahre aber bereiteten sich beide Völker aufs neue zum Kriege vor.

---

28. Untergang der Gepiden.

Nachdem König Audoin gestorben war, erhielt sein Sohn Albuin, als der zehnte König der Langobarden, nach dem Wunsche aller die Herrschaft. Da er allenthalben einen großen und ob seiner Macht berühmten Namen hatte, so gab ihm Chlothar, der Frankenkönig, seine Tochter Chlodsuinda zur Frau.

Mittlerweile starb auch Turisind, der Gepidenkönig, und

ihm folgte ſein Sohn Kunimund in der Herrſchaft, der die alten Beleidigungen zu rächen begehrte und darum das Bündniß mit den Langobarden brach und den Krieg ſtatt des Friedens wählte. Albuin aber ſchloß mit den Avaren, welche urſprünglich Hunnen, nachmals nach ihrem Könige Avaren genannt wurden, einen ewigen Bund. Durch dieſes Bündniß geſtärkt, zog er in den von den Gepiden ihm angeſagten Krieg. Als dieſe in Eile ihm entgegenrückten, fielen die Avaren, wie es Albuin mit ihnen verabredet hatte, in ihr Land ein. Die Botſchaft von dem Einfalle der Avaren machte den König Kunimund ſehr bekümmert; doch ermahnte er ſeine Leute, obwohl von zwei Seiten hart bedrängt, ſich wacker zu halten und zuerſt auf die Langobarden loszugehn. Vermöchten ſie dieſe zu überwinden, ſo würden ſie die Hunnen bald aus dem Lande jagen.

Es kam alſo zur Schlacht und auf beiden Seiten wurde mit aller Macht geſtritten; die Langobarden aber blieben Sieger und wütheten ſo ſchrecklich gegen die Gepiden, daß ſie faſt völlig aufgerieben wurden und von dem zahlreichen Heere kaum ein Bote ihrer Niederlage übrig blieb.

In dieſer Schlacht tödtete Albuin den Kunimund und ließ ſich dann, wie es bei vielen deutſchen Stämmen Sitte war, aus dem Schädel ſeines Feindes einen Trinkbecher machen; Kunimunds Tochter, mit Namen Roſemunda, führte er mit einer großen Menge verſchiedenen Alters und Geſchlechts gefangen mit ſich fort und machte ſie, nachdem Chlodſuinda geſtorben war, zu ſeiner Gemahlin, aber — wie ſich nachmals zeigte — zu ſeinem Verderben.

Damals machten die Langobarden eine ſo große Beute, daß ſie zum größten Reichthume gelangten. Der edle Stamm der Gepiden aber kam ſo ſehr herab, daß ſie ſeitdem nicht einmal mehr einen eigenen König hatten, ſondern alle, die den Krieg überlebten, unterwarfen ſich den Langobarden und

ſeufzten in harter Knechtſchaft, da die Hunnen im Beſitz ihres Landes waren.

Albuins Name aber ward weit und breit ſo berühmt, daß noch Jahrhunderte lang ſein Edelmuth und ſein Ruhm, ſein Glück und ſeine Tapferkeit bei den Baiern, Sachſen und andern Völkern dieſer Sprache geprieſen ward.

---

29. Albuin vor Pavia.

Als die Langobarden aus Pannonien in Italien einbrachen, um dieſes ſchöne Land ſich zum bleibenden Wohnſitz zu gewinnen, fiel ihnen eine Stadt nach der andern in die Hände; nur Ticinum, welches nachmals Pavia genannt wurde, leiſtete ihnen hartnäckigen Widerſtand und hielt eine Belagerung von drei Jahren und etlichen Monden aus, bevor es dem Könige Albuin und ſeinen Langobarden ſich übergab. Als nun Albuin durch das St. Johannisthor in die Stadt einzog, ſtürzte ſein Roß mitten im Thore darnieder, und weder die Sporen des Reiters noch die Schläge des Marſchalls konnten es wieder auf die Beine bringen. Da ſprach ein Langobarde zu dem Könige: „Erinnere dich, mein König, was für ein Gelübde du im Zorn über dieſe Stadt gethan haſt. Brich dieſes grauſame Gelübde, und du wirſt alsbald in die Stadt einziehn; denn wahrhafte Chriſten ſind es, die ſie bewohnen.“ Albuin hatte nämlich gelobt, die geſammte Bevölkerung, weil ſie den Langobarden ſo ſchwere Verluſte zugefügt, mit dem Schwerte umzubringen. Als ihm aber jetzt die Rede jenes Weiſen zu Herzen ging und er ſein Gelübde zurücknahm und den Bürgern Gnade zuſagte: alſobald erhob ſich ſein Roß und trug ihn willig weiter. Und als er in die Stadt eingezogen war, hielt er ſein Verſprechen und that

niemanden etwas zu Leide. Da ſtrömte alles Volk zu ihm in den Palaſt, welchen einſt König Teuderich erbaut hatte, und faßte nach ſo großem Elende wieder frohe Hoffnung für die Zukunft.

---

30. Albuins Tod.

Nachdem Albuin drei Jahre und ſechs Monate in Italien regiert hatte, fiel er durch die Anſchläge ſeiner Gemahlin. Die Urſache ſeiner Ermordung war folgende. Als er in Verona länger, als er hätte thun ſollen, fröhlich bei einem Gelage ſaß, den Becher vor ſich, welchen er aus dem Schädel ſeines Schwiegervaters, des Königs Kunimund, hatte machen laſſen, da befahl er auch der Königin Wein zu reichen und forderte ſie ſelbſt auf, luſtig mit ihrem Vater zu trinken. Möge dies keiner für unmöglich halten, ich rede die Wahrheit in Chriſto, und ich ſelbſt (Paulus Warnefried) habe dieſen Becher geſehen, wie ihn König Ratchis bei einer feſtlichen Gelegenheit in Händen hielt und ihn ſeinen Gäſten zeigte.

Wie nun Roſemunda dieſe unmenſchliche Zumuthung hörte, da regte ſich tiefer Schmerz in ihrem Herzen, den ſie nicht mehr zu unterdrücken vermochte; und ſie glühte von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod des Vaters zu rächen. Sie verſchwor ſich bald darauf mit Helmigis, dem Skilpor, d. i. Schildträger und Milchbruder des Königs, zur Ermordung Albuins. Helmigis rieth der Königin, den Peredeus, der ein ungemein ſtarker Mann war, zu dem Anſchlage beizuziehen. Als aber Peredeus zu ſo ſchwerer That ſich nicht verſtehen wollte, drohete ſie ihm, ſie werde ihn, wenn er bei ſeiner Weigerung verharre, bei ihrem Gemahle eines ſchweren Verbrechens anklagen, welches dieſem unmöglich

mache, ſeines Lebens zu ſchonen. Da zog es Perebeus vor, zu der Ermordung ſeines Herrn ſeine Hilfe zuzuſagen.

Roſemunda hieß nun, als ſich Albuin um Mittag zur Ruhe gelegt hatte, alles im Palaſte ſtille ſein, ſchaffte alle Waffen bei Seite bis auf das Schwert des Königs, welches ſie zu Häupten ſeines Ruhebettes feſtband, ſo daß er es weder aufheben noch aus der Scheide ziehen konnte, und dann ließ das unnatürlich grauſame Weib, nach dem Rathe des Perebeus, den Mörder Helmigis herein. Albuin erkannte, ſobald er aufwachte, die Gefahr, die ihm drohete, und griff ſchnell nach ſeinem Schwerte. Aber es war ſo feſt angebunden, daß er es nicht wegreißen konnte; da nahm er einen Fußſchemel und wehrte ſich damit eine Zeit lang; aber ach! der ſtreitbarſte und kühnſte Mann vermochte mit dieſer armſeligen Waffe nichts gegen ſeine Mörder und ward wie ein Schwächling umgebracht. Er, der durch die Beſiegung ſo vieler Feinde ſich den größten Kriegsruhm erworben hatte, fiel durch die Ränke eines Weibes (im J. 572). Sein Leichnam wurde unter lautem Jammern und Klagen der Langobarden unter den Stufen einer zum Palaſt hinaufführenden Treppe beigeſetzt. Er war ſchlank von Geſtalt und ſein ganzer Körper trefflich zum Kampf.

Helmigis ſuchte nun nach Albuins Ermordung die Herrſchaft an ſich zu reißen; aber es gelang ihm nicht, da die Langobarden, voll Schmerz über den Tod ihres Königs, ihn umzubringen trachteten. Roſemunda ſchickte daher ſchleunigſt zu Longinus, den griechiſchen Statthalter von Ravenna, und ließ ihn bitten, ihr ſo ſchnell als möglich ein Schiff zu ſchicken, auf dem ſie von dannen fliehen könnten. Longinus leiſtete dem mit Freuden Folge und ſandte ſogleich ein Schiff ab, auf welchem dann Helmigis und Roſemunda, welche bereits ſein Weib geworden war, bei Nacht entflohen. Sie nahmen die Albiſinda, des Königs Tochter, und den ganzen langobar-

diſchen Schatz mit ſich fort und gelangten ſchnell nach Ravenna. Da lag der Statthalter Longinus der Roſemunda an, den Helmigis umzubringen und ſich mit ihm zu vermählen. Sie, zu jeder Schlechtigkeit gern bereit und zugleich von dem Wunſche erfüllt, Herrin von Ravenna zu werden, erklärte ſich einverſtanden damit, und als Helmigis aus dem Bade kam, reichte ſie ihm einen Gifttrank dar, den ſie für beſonders geſund ausgab. Wie jener aber merkte, daß er den Becher des Todes getrunken, ſo zog er ſein Schwert gegen Roſemunda und zwang ſie den Reſt zu trinken. Und alſo ſtarben durch das Gericht des allmächtigen Gottes die ruchloſen Mörder in Einer Stunde.

Als dieſe ſo umgekommen waren, ſchickte der Statthalter Longinus die Albiſinda ſammt den langobardiſchen Schätzen nach Konſtantinopel zum Kaiſer. Einige verſichern, Peredeus ſei gleichfalls mit Helmigis und Roſemunda nach Ravenna gekommen und von da mit Albiſinda nach Konſtantinopel geſchickt worden; und dort habe er einen merkwürdigen Beweis ſeiner Stärke abgelegt, indem er einen Löwen von wunderbarer Größe in einem Kampfſpiele vor dem Volke und dem Kaiſer getödtet habe. Aber dieſer Sieg ſchlug zu ſeinem Verderben aus. Denn in Folge deſſen wurden ihm, damit er nicht, weil er ein ſo ſtarker Mann war, etwa Schlimmes anſtellte, auf kaiſerlichen Befehl die Augen ausgeriſſen. Nach einiger Zeit aber verſchaffte er ſich zwei Meſſer, verbarg dieſe unter ſeine Aermel und ging nun nach dem Palaſte, wo er verſprach, dem Kaiſer, wenn er vor ihn gelaſſen werde, einige wichtige Mittheilungen zu machen. Der Kaiſer ſandte nun zwei Patricier aus ſeiner nächſten Umgebung zu ihm, um ihn anzuhören. Als dieſe aber zu Peredeus gekommen waren, ſo ging er näher auf ſie zu, als wollte er ihnen etwas ganz im Geheimen ſagen, und brachte ihnen, in beiden Händen die Meſſer, die er verborgen gehalten hatte, ſchwere Wunden bei,

so daß sie alsbald zu Boden stürzten und den Geist aufgaben. Also rächte er das ihm zugefügte Leid und tödtete zur Sühne für den Verlust seiner beiden Augenlichter zwei dem Kaiser besonders nützliche Männer.

31. Autharis Werbung um Teudelinda.

Die Langobarden waren zehn Jahre lang ohne König gewesen und nur von ihren Herzögen regiert worden; darnach fanden sie es besser, Einem zu gehorchen als der Willkür Vieler, und machten nach gemeinsamen Beschlusse den Authari, den Sohn Klephs, zu ihrem Oberhaupte (im Jahre 584). Sie gaben ihm den Beinamen Flavius, wie die beiden trefflichsten Kaiser des römischen Reichs, Vespasianus und Titus, geheißen hatten, und er zeigte bald, wie würdig er dieses Namens sei. Denn wunderbar in der That war es unter seiner Herrschaft im Reiche der Langobarden: keine Gewaltthätigkeit wurde verübt, keine geheimen Anschläge wurden gemacht, niemand wurde ungerechterweise zu Frohndiensten gezwungen, niemand plünderte, Diebstahl und Räubereien fielen nicht vor, so daß jedermann, wie ihm gefiel, ohne Furcht und Sorge leben konnte. Nach einiger Zeit schickte der König Flavius Authari Gesandte nach Baiern und ließ durch sie um die Tochter des Königs Garibald für sich werben. Garibald nahm sie freundlich auf und versprach dem Authari seine Tochter Teudelinda zu geben. Als die Gesandten mit dieser Nachricht zu Authari zurückkamen, ergriff ihn das Verlangen, seine Braut mit eigenen Augen zu sehen. Er erlas sich unter seinen Langobarden wenige aber rüstige Leute, gab ihnen einen ihm ganz treu ergebenen Mann zum Führer und zog mit ihnen alsbald gen Baiern.

Als ſie der Sitte gemäß vor den König Garibald geführt worden, und jener, der das Haupt der mit Authari gekommenen Geſandten vorſtellte, nach der Begrüßung die gebräuchliche Anrede gethan, ſo trat Authari, der von Perſon niemanden am Hofe bekannt war, auf den König zu und ſprach: „Mein Gebieter, der König Authari, hat mich eigens darum hergeſandt, damit ich eure Tochter, ſeine Braut, die unſre künftige Herrin iſt, ſehen ſoll, auf daß ich meinem Herrn ſicherer berichten kann, wie ihre Geſtalt iſt.“

Wie das der König hörte, ſo ließ er ſeine Tochter herbei holen, und als nun Authari ſie ſchweigend angeſchaut hatte, wie ſchön ſie war, und ſie ihm in allem wohl gefiel, ſprach er zum Könige: „Da uns die Geſtalt deiner Tochter wohlgefällt und wir ſie darum zu unſrer Königin wünſchen, ſo möchten wir, falls es eurer Herrlichkeit beliebt, einen Becher Weins aus ihrer Hand entgegennehmen, wie ſie ihn ſpäter bei den Gaſtmählern des Königs uns reichen wird.“

Der König willigte ein, daß es ſo geſchehe, und Teudelinda reichte den Becher zuerſt jenem, der das Haupt zu ſein ſchien, und hierauf dem Authari, von dem ſie nicht wußte, daß es ihr Bräutigam ſei. Als dieſer getrunken hatte und ihr nun den Becher zurückgab, ſo berührte er, ohne daß es jemand bemerkte, ihre Hand mit dem Finger und ſtrich ihr mit ſeiner Rechten von der Stirn über die Wangen herab.

Ganz beſchämt erzählte das Teudelinda ihrer Amme; da ſagte dieſe zu ihr: „wenn dieſer Mann nicht der König ſelbſt und dein Bräutigam wäre, ſo hätte er auf keinen Fall dich zu berühren gewagt. Laß uns einſtweilen ſtille ſein, damit dein Vater nichts davon erfahre. Denn wahrlich es iſt ein Mann, der es wohl verdiente König zu ſein und dein Gemahl zu werden.“ Es blühete aber damals Authari in jugendlichem Mannesalter, war von edler Geſtalt, hellgelocktem Haare, röthlichem und ſchönem Antlitz.

Bald darauf machten ſie ſich mit königlichem Geleite wieder auf den Heimweg. Als nun Authari in der Nähe der Grenze von Italien gekommen war und die Baiern, die ihm das Geleite gaben, noch um ſich hatte, erhob er ſich auf ſeinem Roſſe, ſo hoch er konnte, und ſchlug mit aller Macht die Streitart, die er in der Hand trug, in einen nahe ſtehenden Baum, ließ ſie darin ſtecken und ſprach die Worte: „Solche Streiche führt Authari.“ Wie er das geſprochen, da erkannten die Baiern, die ihm das Geleite gaben, daß er der König Authari ſelber ſei.

Als nun nach einiger Zeit Garibald durch feindlichen Einfall der Franken in Noth kam, floh Teudelinda mit ihrem Bruder Gundoald nach Italien und ließ ihrem Verlobten ihre Ankunft melden. Der ging ihr ſogleich in ſtattlichem Aufzuge zur Hochzeit entgegen und traf ſie auf dem Sardisfeld oberhalb Verona, wo am fünfzehnten Tage des Wonnemonats unter allgemeinem Jubel die Hochzeit gehalten wurde.

32. Die Säule des Authari.

Es geht die Sage, der König Authari ſei einſt mit ſeiner *Heerſchaar bis nach Spoletum und Beneventum vorgedrungen* und ſogar bis nach Regium der äußerſten und nahe bei Sicilien liegenden Stadt Italiens ſei er gezogen. Und hier ſei er auf ſeinem Roſſe bis zu einer Säule geritten, die daſelbſt im Meere ſtehen ſoll, habe ſie mit ſeiner Lanze berührt und dabei die Worte geſprochen: „Bis hieher ſoll das Gebiet der Langobarden reichen.“ Und dieſe Säule ſtehe, ſo ſagt man, noch bis auf den heutigen Tag und werde die Säule des Authari genannt.

33. Teudelinda und Agilulf.

Als Authari mit Teudelinden auf dem Sardisfelde unter großen Festlichkeiten sich vermählte, war neben andern langobardischen Herzögen auch Agilulf zugegen, der Herzog von Turin. Es erhob sich aber ein starkes Gewitter, und ein Stück Holz, das im königlichen Hofe lag, wurde unter gewaltigem Krachen des Donners vom Blitzstrahl getroffen. Da sprach ein Sclave, der ein Wahrsager war und vermöge teuflischer Kunst wußte, was ein Blitzstrahl bedeute, zu Agilulf, seinem Herren: „Dieses Weib, welches sich so eben mit unserem Könige vermählt hat, wird nach nicht langer Zeit deine Gemahlin werden.“ Als das Agilulf hörte, drohete er ihm den Kopf herunter zu schlagen, wenn er noch ein einziges Wort davon spreche. Jener aber versetzte: „Ich mag getödtet werden, aber gewiß ist, daß diese Frau dazu in unser Land gekommen ist, daß sie dir angetraut werde.“ Und so geschah es auch in der Folge.

König Authari starb noch in der Blüthe seiner Jahre nach erst sechsjähriger Herrschaft. Der Königin Teudelinda aber erlaubten die Langobarden, weil sie ihnen so wohl gefiel, ihre königliche Würde zu behalten, und riethen ihr, sich aus sämmtlichen Langobarden einen Mann auszuwählen, welchen sie wollte, nur aber einen solchen, der die Herrschaft kräftig führen könnte.

Da berief Teudelinda die weisesten Männer, um sich mit ihnen zu berathen, und wählte Agilulf, den Herzog von Turin, sich zum Gemahl, dem Volke der Langobarden zum Könige. Es war dieser Agilulf ein tüchtiger und streitbarer Mann und an Leib und Seele zur Führung der Herrschaft wohl geeignet. Die Königin entbot ihn sogleich zu sich und zog

ihm selbst bis nach der Stadt Laumellum *) entgegen. Als er zu ihr gekommen war, so ließ sie sich, nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt, Wein bringen, trank zuerst und reichte dann den Rest dem Agilulf hin. Wie dieser den Becher von ihr entgegennahm und dann ihre Hand mit Ehrfurcht küßte, sprach sie lächelnd und erröthend: „Der darf mir nicht die Hand küssen, der meinen Mund küssen dürfte." Agilulf blickte verwundert zu ihr auf; aber sie hieß ihn sich erheben und sagte ihm nun, daß sie ihn nach dem Rathe der Weisen zu ihrem Gemahl und zum König der Langobarden erkoren habe. Unter großem Jubel wurde die Vermählung gefeiert und Agilulf im Monat Mai des Jahres 591 in einer allgemeinen Versammlung der Langobarden auf den königlichen Thron gesetzt.

---

34. Heldenthat des Knaben Grimuald.

Einst fiel der König der Avaren, den diese in ihrer Sprache Kakan nennen, mit einem zahllosen Heere in das venetianische Gebiet ein. Gisulf, der Herzog von Friaul, welchem es oblag, die nordöstliche Mark des langobardischen Reiches gegen feindliche Einfälle zu hüten, ging mit seinen Leuten, so viel er deren in der Eile an sich ziehen konnte, den Avaren kühn entgegen, wurde aber bald von der ungeheueren Uebermacht auf allen Seiten umringt und nach tapferem Widerstande mit seiner kleinen Schaar fast gänzlich aufgerieben. Die Gemahlin Gisulfs, Namens Romilda, fand mit

*) Lumelle

denjenigen Langobarden, welche dieſer Niederlage entkommen waren, ſammt den Weibern und Kindern der Gefallenen, hinter den Mauern von Forojuli*) Schutz. Sie hatte zwei ſchon erwachſene Söhne, Taſo und Kako, die beiden anderen aber, Rodualb und Grimualb, ſtanden noch im Knabenalter. Die Avaren nun überzogen das ganze Land Friaul, verheerten alles mit Feuer und Schwert, belagerten die Stadt Forojuli und boten ihre ganze Macht auf, ſie zu erobern. Als nun eines Tages der Avarenkönig gewappnet und mit großem Gefolge um die Mauern herumritt, um zu erſpähen, an welcher Stelle er die Stadt am leichteſten nehmen könnte, da erblickte ihn Romilda von den Mauern herab, und als ſie ſah, daß er im ſchönſten Mannesalter ſtehe, gefiel er ihren Augen wohl, wiewohl er der Feind ihres Volkes war. Da ſchickte das ruchloſe Weib heimlich einen Boten ab und ließ ihm ſagen, ſie wollte ihm, wenn er verſpräche ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen, die Stadt mit allen, die darinnen wären, übergeben.

Als das der Barbarenkönig vernahm, ſo verſprach er mit hinterliſtiger Bosheit, in ihren Vorſchlag einzugehen. Sie öffnete nun unverweilt die Thore von Forojuli und ließ ihn zum Verderben ſämmtlicher Einwohner in die Stadt. Die Avaren rückten ein, plünderten alles was ſie fanden, übergaben die Stadt den Flammen und ſchleppten alle, die ſie aufgriffen, in die Gefangenſchaft fort, unter dem trügeriſchen Verſprechen, ſie in Pannonien anzuſiedeln, von wo die Langobarden einſt ausgezogen waren.

Als aber die Avaren auf ihrem Heimzuge nach dem ſogenannten heiligen Feld gekommen waren, ſo beſchloſſen ſie alle volljährigen Langobarden mit dem Schwerte umzubringen, die Weiber und Kinder aber unter ſich als Kriegsbeute

*) Friaul

zu verloosen. Aber Taso, Rako und Rodualö, die Söhne Gisulfs und der Romilda, merkten den bösen Anschlag der Avaren, bestiegen ihre Pferde und machten sich auf die Flucht. Einer von ihnen war der Meinung, ihr jüngster Bruder Grimuald sei noch zu jung, um sich auf einem Rosse in vollem Laufe halten zu können, und hielt es daher für besser, er gäbe ihm den Tod, als daß er ihn im Joche der Sclaverei zurückließe. Wie er aber seinen Speer erhob, um ihn zu durchbohren, so weinte der Knabe und rief: „Tödte mich nicht! ich kann mich ja auf einem Rosse halten.“ Da ergriff ihn sein Bruder am Arme, hob ihn auf den glatten Rücken eines Pferdes ohne Sattel und ermahnte ihn sich festzuhalten, so sehr er nur könnte. Der Knabe aber faßte mit der Hand die Zügel des Pferdes und jagte seinen fliehenden Brüdern nach.

Die Avaren wurden aber die Flucht der Gefangenen bald gewahr, warfen sich auf die Pferde und verfolgten sie; während die drei andern Brüder in beschleunigtem Laufe noch glücklich entkamen, wurde der Knabe Grimuald, der ihnen nicht so schnell folgen konnte, von einem Avaren eingeholt. Weil er aber noch so zarten Alters war, mochte er den Knaben nicht tödten, sondern bewahrte ihn lieber zu seinem Dienst auf. Er kehrte also, Grimualds Roß am Zügel führend, nach dem Lager um und war hocherfreut über seine volle Beute, denn der Knabe war von schöner Gestalt, glänzenden Augen und langem, hellem Lockenhaar. Grimuald aber, voller Schmerz, gefangen so dahin geführt zu werden, bewegte große Gedanken in seiner kleinen Brust. Er zog sein kurzes Schwert, wie er es in seinem Alter führen konnte, aus der Scheide und schlug den Avaren, der ihn mit sich führte, mit aller Macht auf das Haupt; und der Hieb ging bis auf das Gehirn, so daß der Feind alsbald vom Pferde fiel. Dann wandte der Knabe Grimuald sein Roß um,

jagte fröhlich von dannen, bis er seine Brüder wieder eingeholt hatte, und erfreute diese höchlich durch die Erzählung von seiner Befreiung und dem Tode des Feindes.

---

35. Wie Pertari durch die Treue seiner Diener gerettet ward.

Grimuald ward, wie schon seine Kindheit verheißen hatte, ein tapferer Mann und kam durch seine Kriegsthaten so hoch in Ansehen, daß ihn die Beneventer zu ihrem Herzog wählten. Es führten aber zu jener Zeit zwei Brüder gemeinschaftlich die Herrschaft im Reiche der Langobarden, Pertari und Godipert. Da nun diese, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, unter einander uneins wurden, ergriff Grimuald, von einer der Parteien herbeigerufen, die Gelegenheit, kam mit zahlreicher Mannschaft nach Ticinum, tödtete den Godipert und riß die königliche Gewalt an sich. Pertari aber, der in Mailand regierte, räumte auf diese Nachricht in größter Eile das Land und suchte bei den Avaren Zuflucht (662).

Als Grimuald erfuhr, daß Pertari ins Scithenland geflohen sei und beim Avarenkönige Kakan lebe, so schickte er Gesandte zu diesem und ließ ihm sagen, wenn er dem Pertari noch länger Aufenthalt in seinem Reiche gewähre, so könne der Friede zwischen Langobarden und Avaren nicht länger bestehen. Wie der Avarenkönig das hörte, rief er den Pertari vor sich und hieß ihn gehen wohin er wolle, damit nicht die Avaren seinetwegen mit den Langobarden in Feindschaft kämen. Auf das hin machte sich Pertari auf zu Grimuald und kehrte nach Italien zurück: denn er hatte gehört, daß er sehr milde sei. Als er nun

nach der Stadt Lauda*) kam, schickte er den Unulf, seinen Getreuen, zu Grimuald voraus, um diesem seine Ankunft zu melden. Unulf kam zum Könige und meldete ihm, daß Pertari im Vertrauen auf seine Gnade zurückkehre. Wie das der König hörte, gab er das Versprechen, dem Pertari solle nichts Böses widerfahren; und so erschien dieser vor Grimuald, und wie er eintrat, wollte er sich dem Könige zu Füßen werfen; dieser aber hielt ihn gnädig davon zurück und küßte ihn. Da sprach Pertari: „Ich bin dein Knecht; da ich wußte, daß du christlich gesinnt und fromm bist, so bin ich, obwohl ich unter den Heiden hätte leben können, im Vertrauen auf deine Gnade zu deinen Füßen gekommen." Der König erwiderte ihm darauf mit seinem gewöhnlichen Schwur: „Bei dem, der mich geschaffen hat, du sollst, nachdem du dich mir anvertrauet hast, in keiner Weise etwas Uebels erfahren, sondern ich werde so für dich sorgen, daß du mit Anstand leben kannst."

Alsdann wies er ihm in einem geräumigen Hause Wohnung an, hieß ihn nach seinen Mühsalen der Ruhe pflegen und ließ ihm aus öffentlichen Mitteln Unterhalt und alles, was er bedurfte, in reichlichem Maße darreichen.

Sobald Pertari die vom Könige ihm angewiesene Wohnung bezogen hatte, strömten die Bürger von Ticinum in ganzen Schaaren zu ihm, die einen, um ihn zu sehn, andere, die ihn von früheren Zeiten her schon kannten, ihn zu begrüßen. Aber was können böse Zungen nicht anrichten? Es dauerte nicht lange, so kamen böswillige Schmeichler vor den König und stellten ihm vor: wenn er den Pertari nicht schnell aus der Welt schaffe, so werde er bald selbst Reich und Leben einbüßen; denn in dieser Absicht, versicherten sie, ströme die ganze Stadt zu ihm. Grimuald schenkte diesen Reden zu schnell Glauben, vergaß, was er versprochen hatte,

*) Lodi

und ließ sich aufreizen, die Ermordung Pertaris auf der Stelle zu beschließen. Da es schon spät am Tage war, so überlegte er, wie er ihn am andern Morgen aus dem Wege räumen könne. Deshalb schickte er ihm zu Abendmahlzeit mancherlei Speisen, auch treffliche Weine und allerhand Getränke, um ihn trunken zu machen, damit er in Rausch befangen und in tiefen Schlaf begraben nicht an seine Rettung denken könnte.

Es war aber Einer, der schon bei Pertaris Vater Diener gewesen; der steckte, als er dem Pertari den königlichen Schemel brachte, seinen Kopf unter den Tisch und flüsterte ihm heimlich zu: „Hüte dich Pertari! es ist auf deinen Tod abgesehn!

Pertari gab nun sofort seinem Mundschenken die Weisung, ihm nichts als etwas Wasser in einem silbernen Becher zu reichen; und als die, welche ihm die vielerlei Getränke vom Könige brachten, nach dessen Befehl ihn aufforderten, seinen Becher auszutrinken, so sagte er, er wolle ihn zu Ehren des Königs leeren, schlürfte aber nur etwas Wasser aus seinem Kelche. Die Diener gingen wieder hin und berichteten dem Könige, Pertari sei tüchtig am Trinken, worauf dieser zufrieden erwiederte: „Er trinke nur zu, der Säufer, morgen wird er den nemlichen Wein mit seinem Blute vermischen."

Pertari aber ließ den Unulf schleunig zu sich kommen und verkündete ihm den Plan des Königs zu seinem Tode. Unulf schickte sogleich einen Diener nach seinem Hause, ließ sich Polster bringen und ein Lager neben Pertaris Bett bereiten. Sie durften nicht säumen; denn schon schickte Grimuald seine Trabanten, die das Haus, in welchem Pertari schlief, bewachen sollten, damit er auf keine Weise entkommen könnte. Als jetzt das Gelag aufgehoben war und alle sich entfernt hatten bis auf Pertari, Unulf und den Kämmerer Pertaris, die ihm durchaus treu waren, so eröffneten diese beiden jenem ihren Plan und beschworen ihn zu fliehen, während sie so

lange als möglich die Feinde mit dem Vorgeben, er ruhe in seinem Schlafgemach, hinhalten wollten. Als er sich damit einverstanden erklärt hatte, legte Unulf die Polster, die Laken, das Bärenfell, kurz alles, was zum Bette gehört, dem Pertari auf Rücken und Nacken, trieb ihn der Verabredung gemäß, als wäre er ein tölpischer Sclave, unter vielen Scheltworten zur Thüre hinaus, schlug ihn mit einem Stocke und hörte nicht auf ihn zu mißhandeln, so daß er unter seinen Fußtritten und Schlägen mehrmals zu Boden stürzte. Als die Trabanten des Königs, welche zur Wache dahin gestellt waren, den Unulf fragten, was das wäre, sprach er: „Der Taugenichts da hat mir mein Bett in die Schlafkammer dieses betrunkenen Pertari gestellt, der so voll Weines ist, daß er wie todt daliegt. Aber ich bin es nun satt, mich noch länger um diesen Unsinnigen zu bekümmern, und werde fortan, so lange mein Herr König lebt, in meinem eigenen Hause bleiben." Wie jene das hörten, glaubten sie, es wäre wahr, und waren sehr vergnügt darüber; und so ließen sie ihn und den vermeinten Sclaven, der, um nicht erkannt zu werden, sein Haupt verhüllt hatte, frei abziehen.

Als sie fort waren, blieb jener treue Kämmerer, nachdem er sorgfältig die Thür verriegelt hatte, ganz allein im Hause zurück. Unulf aber ließ den Pertari an der Ecke der Mauer, welche an den Fluß Ticinus*) stößt, mittelst eines Seiles hinunter und führte ihm so viel Gefährten zu, als er zusammenbringen konnte. Diese griffen Pferde, die sie auf der Weide fanden, auf und gelangten mit ihnen noch in der nemlichen Nacht nach der Stadt Asta**), wo sich Pertaris Anhänger, die sich dem Grimuald noch gar nicht unterworfen hatten, befanden. Von dort eilte Pertari nach der Stadt

*) Tessino.
**) Asti.

Turin und entkam, nachdem er die Grenze Italiens überschritten, glücklich in das Land der Franken. So errettete der allmächtige Gott durch seine barmherzige Fügung den Unschuldigen vom Tode und bewahrte zugleich den König, der von Herzen dem Guten zugethan war, vor Sünde.

Während nun noch König Grimuald meinte, Pertari schlafe in seiner Wohnung, ließ er von da bis zu seinem Palaste Reihen von Wachen aufstellen, damit Pertari durch ihre Mitte geführt würde und so in keiner Weise entfliehen könnte. Als die vom Könige Abgesandten kamen, um den Pertari nach dem Palast zu rufen, und an der Thüre des Hauses klopften, bat sie der Kämmerer, welcher drinnen war: „Habt Erbarmen mit ihm und lasset ihn noch ein Weilchen ruhen, denn er liegt, von seiner Reise erschöpft, noch in tiefem Schlafe.“ Jene beruhigten sich dabei und meldeten dem Könige, daß Pertari noch im tiefen Schlafe liege; worauf Grimuald sprach: „So sehr also hat er sich gestern Abend mit Wein angefüllt, daß er gar nicht erwachen kann.“ Bald darauf aber befahl er ihnen, sie sollten ihn sogleich aufwecken und nach dem Palaste bringen.

Als sie an die Thüre des Gemachs kamen, worin, wie sie glaubten, Pertari schlief, fingen sie an stärker zu klopfen. Wiederum bat sie der Kämmerer, sie möchten doch den Pertari noch ein klein wenig schlummern lassen. Aber jene schrieen voller Zorn, der Trunkenbold habe jetzt genug geschlafen, stießen alsbald mit den Füssen die Thür des Gemaches ein und stürzten auf Pertaris Bette zu. Da sie ihn hier nicht fanden, meinten sie, er habe sich irgendwo versteckt; und wie alles Suchen vergebens war, fragten sie den Kämmerer, was aus Pertari geworden sei, und dieser gab ihnen jetzt ruhig zur Antwort: „Er ist entflohen.“

Alsobald ergriffen sie ihn bei den Haaren und schleppten ihn wüthend unter Schlägen und Mißhandlungen vor den

König und ſagten: dieſer habe um die Flucht Pertaris gewußt und müſſe dafür billig den Tod erleiden. Der König befahl ihn loszulaſſen und fragte ihn hierauf: auf welche Art Pertari entkommen wäre. Der treue Diener berichtete alles der Reihe nach, wie es ſich zugetragen hatte. Darauf wandte ſich der König an die Umſtehenden und fragte ſie: „Wie dünket euch um dieſen Menſchen, der ſolches gethan hat?“ Da gaben alle mit Einem Munde zur Antwort, er verdiene unter Martern jeglicher Art zu ſterben. Aber der König ſprach: „Bei dem, der mich erſchaffen hat, dieſer Menſch, der aus Treue zu ſeinem Herrn den Tod nicht geſcheuet hat, verdient, daß man ihn gut behandle.“ Dann nahm er ihn unter ſeine Kämmerer auf, ermahnete ihn, ihm dieſelbe Treue zu beweiſen, die er gegen Pertari bewieſen, und verſprach, ihm dies reichlich zu entgelten.

Hierauf fragte der König, was aus Unulf geworden wäre; man meldete ihm, er habe zu der Kirche des heiligen Erzengels Michael ſeine Zuflucht genommen. Er ſandte ſofort zu ihm und verſprach, es ſolle ihm kein Leid widerfahren, er möge nur, ſeiner Huld vertrauend, ſich einſtellen. Unulf kam, warf ſich dem Könige zu Füßen und erzählte auf deſſen Frage, durch welche Mittel und Wege Pertari habe entkommen können, alles nach der Ordnung. Der König lobte ſeine Treue und Klugheit und ließ ihn huldreich im Beſitze ſeines ganzen Vermögens.

Einige Zeit darauf fragte Grimuald den Unulf, ob er lieber bei Pertari ſein möchte, als bei ihm. Da antwortete Unulf freimüthig und betheuerte mit einem Schwur: er möchte lieber mit Pertari ſterben, als anderswo im höchſten Genuſſe leben. Darauf fragte der König auch jenen Kämmerer, ob er es vorziehe, bei ihm im Palaſte zu wohnen oder bei Pertari in der Fremde zu leben. Dieſer gab eine ähnliche Antwort wie Unulf, und der König nahm die Worte beider gütig

auf, belobte ihre Treue, und hieß den Unulf alles mit sich nehmen, was er wolle, seine Knechte, Pferde und allerlei Geräth, und damit ungefährdet zu Pertari ziehen. In gleicher Weise entließ er auch den Kämmerer. So nahmen denn diese, wie der König ihnen gestattet hatte, ihre ganze Habe, so viel sie brauchten, und zogen damit unter dem freien Geleite des Königs nach dem Lande der Franken zu ihrem geliebten Pertari.

---

36. Der treue Sesuald.

Der Kaiser Constantinus, der auch Constans genannt wird, beschloß Italien den Händen der Langobarden wieder zu entreißen, und er zog mit seinem Heere aus Konstantinopel und kam nach Athen, und von da fuhr er über Meer und landete in Tarent, und von da aus rückte er weiter und drang in das Gebiet von Benevent ein und eroberte fast alle langobardischen Städte, an denen er vorüberkam. Hierauf schloß er mit seinem ganzen Heere Benevent ein und begann mit Eifer die Belagerung der Stadt, wo damals Romuald, der noch sehr junge Sohn Grimualds, das Herzogthum führte. Dieser schickte, sobald er von dem Anzuge des Kaisers Kunde erhielt, seinen Erzieher Sesuald zu seinem Vater Grimuald und ließ ihn beschwören, so schnell als möglich zu kommen und seinem Sohne und den Beneventern mit Heeresmacht beizustehn. Auf diese Nachricht rückte Grimuald unverweilt mit einem Heere gen Benevent, und das that er sowohl seinem Sohne zu Liebe als auch den Beneventern, deren Herzog er selber in seiner Jugendzeit gewesen, bevor er auf den Thron der Langobarden gelangte.

Unterdessen setzte das Heer des Kaisers der festen Stadt

Benevent mit allerlei Maſchinen heftig zu. Romuald aber leiſtete tapferen Widerſtand. Zwar wagte er wegen der geringen Anzahl ſeiner Kriegsleute mit einer ſo großen Menge der Feinde nicht in offner Feldſchlacht zu ſtreiten, dagegen brach er mit tüchtigen Jünglingen häufig ins feindliche Lager ein und richtete daſelbſt großen Schaden an.

Als nun ſein Vater Grimuald nahe heran rückte, ſchickte er den Seſuald voraus, um dem Sohne ſeine baldige Ankunft zu melden. Aber leider fiel Seſuald den Griechen in die Hände und wurde vor den Kaiſer gebracht. Dieſer fragte ihn, woher er komme. Seſuald antwortete, er komme vom Könige Grimuald, der in Eile heranrücke. Darüber erſchrak der Kaiſer und berieth ſich ſogleich mit den Seinigen, wie er mit Romuald einen Vertrag abſchließen könnte, um unangefochten nach Neapel zurückzukehren.

Er ließ nun den Erzieher Seſuald an die Mauer führen und bedrohete ihn mit dem Tode, wenn er dem Romuald oder den Bürgern etwas von dem Herannahen Grimualds melden würde, er ſollte vielmehr verſichern, es ſei dieſem unmöglich zu kommen. Jener verſprach ſo zu thun, wie ihm befohlen ward; als er aber an die Mauer kam, verlangte er den Romuald zu ſehen. Sobald nun dieſer auf der Mauer erſchien, ſprach er ſo zu ihm: „Harre aus, mein Gebieter Romuald! habe Zuverſicht und laß dich nicht ängſtigen: in kurzem wird dein Vater erſcheinen und dir Hilfe bringen; denn wiſſe, in dieſer Nacht ſteht er mit einem ſtarken Heere am Fluſſe Sangrus. Nur flehe ich dich an, daß du dich meines Weibes und meiner Kinder erbarmeſt, denn mich wird dieſes treuloſe Volk nicht am Leben laſſen.“

Als er das geſprochen hatte, wurde ihm auf Befehl des Kaiſers das Haupt abgeſchlagen und mittelſt einer Wurfmaſchine, welche Petraria genannt wird, in die Stadt geſchleudert. Da ließ Romuald das Haupt ſeines edeln Lehrers

zu sich bringen, küßte es unter Thränen und befahl es an würdiger Stelle zu beerdigen.

Der Kaiser fürchtete nun die schleunige Herankunft König Grimualds, hob die Belagerung Benevents auf und zog nach Neapel.

---

37. Der starke Amelong.

Als der Kaiser in Neapel angekommen war, erbat sich einer seiner Großen mit Namen Saburrus zwanzigtausend Mann von ihm und versprach damit den Romuald siegreich zu bekämpfen. Er erhielt das Heer und zog damit nach dem Orte, der Forinus heißt; und hier schlug er sein Lager auf.

Wie Grimuald, welcher bereits in Benevent angelangt war, dies hörte, wollte er gegen ihn ausziehen. Aber sein Sohn Romuald sprach zu ihm: „Es ist nicht nöthig, sondern gebt mir nur einen Theil von eurem Heere. Ich will unter Gottes Beistand mit ihm streiten, und wenn ich ihn besiege, so wird Eurer Hoheit ein größerer Ruhm zufallen."

Der König gewährte ihm diese wackre Bitte: mit einem Theile von seines Vaters Heere und mit seinen eignen Leuten zog Romuald gegen Saburrus ins Feld. In dem Augenblicke, wo er das Treffen begann, ließ er an vier verschiedenen Stellen zugleich die Trompeten blasen, um den Feind zweifelhaft zu machen, wohin er sich zur Vertheidigung wenden solle, und alsbald fiel er kühn über den Feind her. Wie nun beide Theile im heißen Kampfe waren, da nahm einer aus des Königs Heer mit Namen Amalong, welcher den Speer des Königs zu tragen pflegte, diesen Speer in seine beiden Hände und durchbohrte mit Macht so ein Griechenmännlein, hob es aus dem Sattel und trug es in freier Luft über seinem Haupte. Wie das griechische Heer solches Graunbild sah,

ward es von ungeheurer Furcht ergriffen und wandte sich zur Flucht. Es erlitt eine vollständige Niederlage und holte sich auf der Flucht den Tod. So kehrte Saburrus, der seinem Kaiser langobardische Siegeszeichen zu gewinnen versprochen hatte, mit wenigen Mannen und mit Schande beladen zu ihm zurück. Romuald aber hatte über seinen Feind einen Sieg errungen, zog in Triumph heim nach Benevent und brachte seinem Vater Freude, allen aber Sicherheit vor einem Feinde, welchen sie noch vor kurzem gefürchtet hatten und nunmehr verachten durften.

---

38. Pertaris Rückkehr.

König Grimuald hatte mit Dagipert dem Frankenkönige einen festen Friedensbund geschlossen. Seitdem hielt sich Pertari auch in den gallischen Landen nicht für sicher und gedachte nach der britannischen Insel hinüber zu gehn zu dem Könige der Sachsen.

Grimuald aber hatte sich neun Tage lang in seinen Palast zurückgezogen, nachdem er sich zur Ader gelassen hatte. Wie er nun zur Kurzweil seinen Bogen zur Hand nahm, um eine Taube zu schießen, da brach die Ader seines Armes wieder auf. Die Aerzte legten ihm, wie erzählt wird, vergiftete Heilmittel darauf und führten so seinen Tod herbei (671). Er war von gewaltigem Körperbau, kahlem Haupte, starkem Barte, an Kühnheit der erste, durch Rath und That gleich ausgezeichnet. Er hatte neun Jahre über die Langobarden geherrscht und hinterließ seinem Sohne Garibald, der noch ein Knabe war, den Thron.

Eben zu dieser Zeit verließ Pertari Gallien und bestieg ein Schiff, um nach der britannischen Insel ins Sachsenreich

zu fahren. Wie er aber schon eine Weile auf der See gefahren war, ließ sich von der Küste her eine Stimme hören, die fragte: „Ist Pertari auf diesem Schiffe?“ Als man zur Antwort gab, Pertari sei da, sprach jener Rufer weiter: „Saget ihm, er möge heimkehren in sein Vaterland, denn heute ist der dritte Tag, daß Grimuald aus dieser Welt geschieden ist.“

Auf diese Nachricht kehrte Pertari augenblicklich um, konnte aber, wie er gelandet war, den Menschen nicht finden, der ihm Grimualds Tod verkündet hatte. Dies brachte ihn auf den Glauben, es sei das kein Mensch, sondern ein Bote vom Himmel gewesen. Sofort zog er nun der Heimath zu und wie er an die Clausen*) Italiens kam, so fand er hier bereits alle Diener des Palastes und das ganze königliche Gefolge, welches ihn, umgeben von einer großen Menge Langobarden, erwartete.

Er kehrte jetzt nach Ticinus zurück, und wurde von sämmtlichen Langobarden auf den Thron gesetzt. Er war ein gottesfürchtiger, rechtgläubiger Mann, der fest an der Gerechtigkeit hielt und den Armen reichliche Almosen gab. Alsbald schickte er nun nach Benevent und ließ von da seine Gemahlin Rodelinda und seinen Sohn Kuninkpert zu sich bringen.

---

39. Kuninkpert und Alahis.

Nachdem Pertari noch achtzehn Jahre lang in Frieden regiert hatte, schied er aus diesem Leben und überließ seinem Sohne Kuninkpert Thron und Reich der Langobarden. Es erhob sich aber wider ihn der Herzog von Trident, Alahis, der Sohn des Bösen, und brachte mit Hilfe des Aldo

*) Engpässe.

und Grauſo, zweier angeſehener Bürger von Brexia*) und vieler andern Langobarden, ſeinen böſen, längſt vorbereiteten Plan zur Ausführung: er ſetzte ſich in Kuninkperts Abweſenheit in Beſitz der Herrſchaft und des Palaſtes zu Ticinum. Auf dieſe Nachricht entfloh Kuninkpert auf die im lariſchen See nicht weit von Comum gelegenen Inſel und ſetzte ſich hier in feſten Vertheidigungsſtand.

Indeß nicht gar zu lange ſaß der treuloſe und rohe Tyrann auf dem angemaßten Throne; und die Veranlaſſung zu ſeinem Sturze war folgende. Wie er eines Tages auf dem Tiſche Schillinge zählte, fiel ihm ein Geldſtück auf den Boden herab, und der Sohn des Aldo, noch ein zarter Knabe, der gegenwärtig war, hob es auf und gab es dem Alahis wieder. Dieſer im Glauben, der Kleine verſtehe noch nicht, was er damit meine, ſprach unbedachtſamer Weiſe: „Von dieſen Dingern hat dein Vater gar viele, die er mir, wills Gott, demnächſt wird ablaſſen müſſen.“ Als der Knabe Abends nach Hauſe kam und ihn ſein Vater fragte, was der König heute mit ihm geſprochen habe, ſo erzählte er dem Vater, was vorgefallen war und was der König zu ihm geſagt hatte. Wie Aldo dies hörte, erſchrak er ſehr, ließ ſeinen Bruder Grauſo zu ſich kommen und theilte ihm mit, was der König in ſeinem argen Sinne geredet hatte. Hierauf beſprachen ſie ſich mit ihren Freunden und ſolchen, denen ſie trauen konnten, und erſannen einen Plan, den Tyrannen vom Throne zu ſtoßen, ehe er ihnen Schaden zufügen könnte.

Eines Morgens gingen ſie in den Palaſt und ſprachen zu Alahis: „Was willſt du immer wie ein Gefangener hinter dieſen Mauern ſitzen? die ganze Stadt und alles Volk iſt dir treu, und jener Trunkenbold Kuninkpert iſt ſo herunter gekommen, daß ihm weiter gar keine Macht mehr zur Ver-

*) Breſcia.

fügung steht. Ziehe hinaus auf die Jagd und tummle dich mit deinen jungen Gesellen herum; wir schirmen dir unterdessen mit deinen übrigen Getreuen diese Stadt. Aber auch das noch versprechen wir, daß wir dir in kurzem das Haupt deines Feindes Kuninkpert bringen werden."

Alahis gab diesen Worten Gehör, zog hinaus nach dem großen Stadtwald und überließ sich der Lust und dem Weidwerk. Aldo aber und Grauso gingen nach dem Comer-See, bestiegen ein Boot und fuhren zu Kuninkpert. Als sie vor ihn kamen, warfen sie sich ihm zu Füßen, gestanden ein, wie schlecht sie an ihm gehandelt, und thaten ihm kund, was für böswillige Pläne Alahis geäußert, und welchen Rath sie ihm zu seinem Verderben gegeben hätten. Da flossen denn auf beiden Seiten Thränen, Schwüre wurden gewechselt und der Tag bestimmt, an welchem Kuninkpert kommen und die Stadt Ticinum ihm übergeben werden sollte.

Und so geschah es auch. Am festgesetzten Tage erschien Kuninkpert vor Ticinum, wurde mit Freuden von ihnen aufgenommen und zog wieder in seinen Palast ein. Da liefen alle Bürger, die Bischöfe und die Priester, Jung und Alt zu ihm, umarmten ihn unter Thränen und sagten in unaussprechlicher Freude Gott Dank für seine Wiederkehr; er aber küßte sie alle, so viele um ihn waren.

Nun ward ein Bote an Alahis abgeschickt mit der Nachricht: Aldo und Grauso hätten ihr Versprechen gelöst und ihm Kuninkperts Kopf gebracht und nicht blos den Kopf, sondern den ganzen Leib; er sitze bereits im Palaste. Alahis wurde von dieser Botschaft schwer betroffen; wüthend und zähneknirschend stieß er viele Drohungen gegen Aldo und Grauso aus und entwich über Placentia in die östlichen Landschaften des Reiches. Dort brachte er theils mit Güte, theils mit Gewalt eine Stadt nach der andern auf seine Seite und sammelte ein zahlreiches Heer. Alahis mit dem ganzen Ost-

lande und Kuninkpert mit ſeinen Mannen rückten nun gegen einander und ſchlugen auf der Ebene Coronate *) ihr Lager auf.

Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, ſchickte Kuninkpert an Alahis einen Boten mit der Herausforderung zum Zweikampfe. Aber Alahis wollte ſich hierauf durchaus nicht einlaſſen. Einer ſeiner Leute, der damit übel zufrieden war, redete ihm eifrig zu, da er ja ein tapfrer und kriegsgeübter Mann ſei, den Kampf mit Kuninkpert unbedenklich aufzunehmen, worauf Alahis erwiederte: „Ich weiß wohl, daß dieſer Kuninkpert ein Trunkenbold iſt und einfältigen Sinnes; doch hat er Muth und außerordentliche Körperkraft. Bei Lebzeiten ſeines Vaters, als wir beide noch Jünglinge waren, wurden im Palaſte Widder von beſonderer Größe gehalten, und dieſe hob er, indem er ſie an der Wolle des Rückens packte, mit ausgeſtrecktem Arme vom Boden, was ich nicht vermochte.“ Wie das jener hörte, ſprach er zu ihm: „Wenn du nicht den Muth haſt, dich mit Kuninkpert in einen Zweikampf einzulaſſen, ſo mag ich auch fürder nicht mehr dein Dienſtmann ſein.“ Damit machte er ſich auf und ging ſofort zu Kuninkpert über und erzählte ihm den ganzen Hergang.

Die beiden Heere rückten nun auf einander los, und wie ſie ſchon ſo nahe bei einander waren, daß ſie handgemein werden mußten, trat Seno, ein Diaconus von Ticinum und Pfleger an der Kirche St. Johannis des Täufers, an den König Kuninkpert, welchen er gar ſehr liebte, heran und ſprach zu ihm: „Mein Herr König! unſer aller Leben beruht auf deinem Wohlergehen; kommſt du in der Schlacht um, ſo wird der Tyrann Alahis uns alle auf verſchiedene Weiſe zu Tode martern. Möge dir alſo mein Rath gefallen: gieb mir

*) Corna in der Gegend von Como.

deine Rüſtung und ich will ausziehen und mit dem Tyrannen ſtreiten. Falle ich, ſo wirſt du meine Sache wieder gut machen; ſiege ich aber, ſo wird dir um ſo größerer Ruhm zufallen, da du durch deinen Knecht geſiegt haſt."

Der König erklärte, er werde das nicht zugeben; aber die Getreuen, die um ihn waren, drangen mit Thränen in ihn, er möchte dem, wozu ſich der Prieſter erboten, ſeine Einwilligung geben. So gab er denn endlich nach, da er gutmüthigen Sinnes war, gab dem Diaconus ſeinen Harniſch, den Helm, die Beinſchienen ſammt den andern Waffen und ließ ihn in ſeiner Rüſtung in den Kampf ausziehen, gleich als wäre er es ſelbſt. Dieſer Prieſter hatte nämlich dieſelbe Größe und Geſtalt wie der König, ſo daß er von jedermann für König Kuninkpert gehalten wurde, als er in voller Rüſtung aus dem Zelte hervortrat.

Das Treffen begann, auf beiden Seiten wurde mit aller Macht gekämpft. Alahis aber richtete den Hauptangriff dahin, wo er den König vermuthete, und tödtete den Diaconus Seno in der Meinung, den Kuninkpert erſchlagen zu haben. Er befahl, dem Gefallenen das Haupt abzuſchlagen und, auf einen Speer geſteckt, es dem Heere zu zeigen. Als er ihm aber den Helm abnahm, erkannte er ſeinen Irrthum. „Weh mir!" rief er, „ich habe nichts gewonnen, als einen Pfaffen getödtet! Aber das gelobe ich jetzt: wenn mir Gott abermals den Sieg verleiht, will ich einen ganzen Brunnen mit Gliedern der Prieſter füllen.

Als Kuninkperts Mannen den Prieſter Seno, welchen ſie für den König hielten, im Kampfe fallen ſahen, gaben ſie die Sache verloren und wichen entmuthigt zurück. Aber ſogleich trat nun Kuninkpert ſelbſt hervor, gab ſich ſeinen Leuten zu erkennen und ſein Anblick benahm ihnen die Furcht und ſtärkte alle Herzen zu neuer Siegeshoffnung.

Von neuem ordneten ſich die Schlachtreihen, hier berei-

tete ſich Kuninkpert, dort Alahis ſelbſt zum Kampfe, und als beide Heere abermals ſich ſo weit genähert hatten, daß ſie handgemein wurden, rief Kuninkpert dem Alahis die Worte zu: „Siehe, welch eine Menge Volks ſteht auf beiden Seiten! Warum ſollen ſo viele Menſchen zu Grunde gehn? Meſſen wir beide allein, du und ich, unſre Schwerter im Zweikampf, und wem von uns der Herr den Sieg verleihen will, der möge all dies Volk wohlbehalten und unverſehrt beherrſchen!“

Aber vergebens drangen die Mannen Alahis in ihren Herrn, zu thun, was Kuninkpert ihm vorſchlug: „Ich kann es nicht thun,“ ſprach er, „denn ich ſehe zwiſchen ihren Speeren die Geſtalt des heiligen Erzengels Michael, bei welchem ich jenem Treue geſchworen habe.“ Da ſprach Einer von ihnen: „Aus Angſt ſiehſt du, was nicht vorhanden iſt. Du biſt ſchon lange darüber hinaus, dir ſolche Gedanken zu machen.“

Unter dem Schall der Trompeten ſtürzten nun die Heere auf einander, und da man auf keiner Seite wich, ſo entſtand ein großes Blutbad. Endlich fiel der grauſame Tyrann Alahis, und Kuninkpert errang unter des Herrn Beiſtand den Sieg. Denn das Heer des Alahis wandte ſich bei der Kunde von ſeinem Tode zur Flucht, wobei die, welche nicht die Schärfe des Schwertes traf, in den Gewäſſern der Adda den Tod fanden. Nachdem nun Alahis ein ſolches Ende gefunden, ließ König Kuninkpert die Leiche des Diaconus Seno an der Thüre der Kirche des heiligen Johannes, welcher derſelbe vorgeſtanden hatte, prächtig beſtatten; er ſelbſt aber kehrte als Herrſcher mit Triumph und Siegesjubel nach Ticinum zurück.

40. Das Stelzbein.

In ſpäterer Zeit kamen die Brüder Aldo und Grauſo, deren wir im vorigen Erwähnung gethan, bei dem Könige Kuninkpert in Verdacht, daß ſie es nicht redlich mit ihm meinten, und er verabredete mit ſeinem Stallmeiſter, der in langobardiſcher Sprache Marpahis heißt, einen Plan, wie er ſie aus dem Wege räumen ließe, bevor ſie Gelegenheit fänden, ihre vormalige Untreue, die er durch ihre ſpäteren nützlichen Dienſte nicht für geſühnt erachtete, zu erneuern. Während er über dieſe Dinge mit ihm ſprach, ſaß an dem Fenſter, vor dem ſie ſtanden, eine große Mücke, die wollte Kuninkpert mit ſeinem Meſſer tödten; aber er traf ſie blos an einem Beine, welches ſie verlor, und ſo flog ſie davon. Wie nun Aldo und Grauſo, die von der Abſicht des Königs nichts ahneten, auf dem Wege nach dem Palaſte vor die daneben liegende Kirche des heiligen Märtyrers Romanus kamen, begegnete ihnen ein hinkender Mann mit einem abgenommenen Beine und ſagte ihnen, Kuninkpert werde ſie, wenn ſie zu ihm kämen, ums Leben bringen. Als ſie das hörten, nahmen ſie, von großer Furcht ergriffen, ihre Zuflucht in die nahe gelegene Kirche und ſetzten ſich an dem Altare derſelben nieder.

Nicht lange, ſo wurde dem Könige gemeldet, Aldo und Grauſo hätten ſich in die Kirche des heiligen Romanus geflüchtet. Da hob der Kuninkpert an, ſeinen Stallmeiſter zu ſchelten, warum er ſeinen Plan verrathen hätte? Aber dieſer erwiederte ihm: „Mein Herr König, du weißt, daß, ſeitdem wir dieſe Sache beſprochen haben, ich dir nicht aus den Augen gekommen bin: wie hätte ich alſo einem Andern davon ſagen können? Da ſchickte der König zu Aldo und Grauſo und ließ ſie fragen: warum ſie ihre Zuflucht zu

dem heiligen Orte genommen hätten? Sie gaben zur Antwort: „Weil uns angeſagt worden iſt, daß uns der König tödten wolle.“ Wiederum ſchickte der König zu ihnen und ließ ſie fragen: wer es geweſen, der ihnen ſolches angeſagt hätte; wenn ſie ihm den nicht nennen würden, ſo könnten ſie keine Gnade bei ihm finden. Da ließen ſie dem Könige berichten, wie es ſich zugetragen hatte; wie nemlich ein hinkender Mann, der einen abgenommenen Fuß und bis zum Knie ein Stelzbein gehabt habe, ihnen begegnet ſei, und der habe ihnen jene Mittheilung gemacht. Da merkte der König, daß ſelbige Mücke, der er den Fuß abgeſchnitten, ein böſer Geiſt geweſen ſei und ſeinen geheimen Gedanken verrathen habe. Sofort ließ er nun die beiden Brüder unter der Verſicherung ſeiner Gnade aus der Kirche holen, verzieh ihnen ihre Schuld und hatte ſie von nun an in ſeinem nächſten Gefolge.

41. Ferdulf und Argait.

Die Langobarden hatten eine Zeit lang viel von ihren ſlaviſchen Nachbarn zu leiden, welche häufig unvermuthet und in großer Zahl in das Land einbrachen und mit Raub, Mord und Brand großes Weh und Schaden anrichteten. Es hatten darum vor allem die Herzoge von Friaul an der Grenze des Reiches gegen dieſe unbändigen Feinde einen harten Stand. Nach dem Tode Abos, welcher manchen herrlichen Sieg über ſie gewonnen hatte, kam dieſes Herzogthum an den Ligurier Ferdulf, einen thatkräftigen aber ehrgeizigen Mann, und dieſer brachte durch ſeine übereilte Begier, ſeinem Vorgänger es gleich zu thun, ſich und die Seinen ins Verderben. Da er nemlich eine Gelegenheit, ſich durch kriege-

rische Thaten hervorzuthun, nicht abwarten wollte, so bewog er einige Slaven, die er dafür gut bezahlte, zu dem Versprechen, ein slavisches Heer in sein Gebiet zu schicken, damit er es schlagen könne. Dies geschah auch, aber zum großen Nachtheile der Langobarden.

Slavische Räuberbanden überfielen die Schafhirten und Heerden, die in ihrer Nachbarschaft weideten, und machten sich mit ihrer Beute davon. Der Amtmann oder — wie er in langobardischer Sprache genannt wird — der Sculdahis, d. i. Schultheiß jenes Bezirks, ein edler, an Leib und Seele tüchtiger Mann, jagte mit seinen Leuten den Feinden nach, konnte sie aber nicht mehr einholen. Auf dem Heimwege begegnete ihm der Herzog Ferdulf und fragte ihn, was von jenen Räubern geworden sei. Argait, so hieß der Schultheiß, antwortete: „Sie sind entkommen!" worauf ihm Ferdulf höhnisch entgegnete: „Wie hättest du auch eine tapfere That vollbringen können! heißest du doch Argait und ein Arga bist du auch!" Es galt aber bei den Langobarden für eine der schwersten Beleidigungen, wenn jemand Arga, d. i. Feigling, genannt ward. Darum gerieth jener, der in der That kein arger, sondern ein tapferer Mann war, über diese Rede des Herzogs in heftigen Zorn: „Wolle Gott, daß ich und du so lange leben, bis es offenbar geworden, wer von uns beiden der Arga ist."

Nicht lange nach diesem Zwist begab es sich, daß jenes slavische Heer, welches Ferdulf so muthwillig durch Geldzahlungen herbeigezogen hatte, mit starker Macht hereinbrach. Da die Slaven ihr Lager auf dem höchsten Gipfel eines Berges aufgeschlagen hatten, wo man ihnen fast von allen Seiten nur sehr schwer beikommen konnte, so umzog Herzog Ferdulf mit seinem Heere den Berg, um auf einem minder steilen Wege ihnen beizukommen. Da sprach Argait zu Ferdulf diese Worte: „Erinnere dich, Herzog, daß du mich

einen feigen und untüchtigen Mann oder in unſerer Sprache einen Arga genannt haſt. Der Zorn Gottes ergehe nun über den von uns beiden, welcher zuletzt an dieſe Slaven kommt.“ Und mit dieſen Worten wandte er ſein Roß und ritt gerades Wegs den ſteilen Abhang des Berges hinan auf das Lager der Slaven zu. Ferdulf aber ſchämte ſich, ſeinem Gegner den Vorſprung zu laſſen, und ritt ihm auf dem ſteilen und ungebahnten Wege nach. Das Heer hielt es für ſchimpflich, ſeinem Herzoge nicht zu folgen und ſchritt gleichfalls hinterdrein. Wie nun die Slaven ſie auf dem abſchüſſigen Boden gegen ſich heranrücken ſahen, rüſteten ſie ſich mannhaft zum Widerſtand und ſtritten mit großen Steinen, Beilen und anderen Waffen wider ſie, warfen ſie von den Pferden und machten faſt alle nieder. Und alſo erlangten ſie den Sieg nicht durch ihre eigne Kraft, ſondern durch den Zufall. Hier wurde der ganze Adel von Friaul aufgerieben, hier fiel Herzog Ferdulf und auch jener, der ihn zu dieſem Wettkampf herausgefordert hatte, fand den Tod. Die vielen tapferen Männer, die hier durch übeln Hader und Unbeſonnenheit umkamen, hätten bei einträchtigem und verſtändigem Handeln Tauſende von Feinden bezwingen können.

Ein Langobarde jedoch, mit Namen Munichis, der nachmals Vater der Herzoge Petrus von Friaul und Urſus von Ceneta wurde, führte damals eine That von wunderſamer Tapferkeit aus, die ſich auch mit ſeiner Rettung belohnte. Wie er nemlich vom Pferde geworfen war, und ihm ein Slave, der ſich augenblicklich über ihn herſtürzte, die Hände mit Stricken gebunden hatte, wand er noch mit gefeſſelten Händen dem Slaven den Speer aus der Rechten, durchbohrte ihn damit und rollte ſich dann, gebunden wie er war, den ſteilen Berg hinunter, und ſo entkam er.

42. König Rother.*)

Bei dem Weſtmeere ſaß ein König, der hieß Rother. In der Stadt zu Bare**) lebte er in hohen Ehren. Zwei und ſiebenzig Könige dieneten ihm. Er war der hehrſte Mann, der je zu Rom die Krone empfangen hat. Es gebrach ihm an keinerlei Gut, außer daß er kein Weib hatte; darum riethen ihm die jungen Ritter, die an ſeinem Hofe lebten, er ſolle ein edles Weib zur Gattin erleſen, wie ſie ihm gezieme; denn wenn er dereinſt ohne Leibeserben abſcheide, wem ſollten ſie die Krone zu Rom geben? Er ſprach: „Wohl hätte ich gern ein wohlgebornes Weib, die meines Reiches würdig wäre; aber ich weiß keine nirgend im Lande, die mir ſo wohl gefiele, daß ſie euer aller Lob verdiente.“

Er hatte aber unter ſeinen Mannen einen Grafen mit Namen Liupolt, der war ſein Mann und Mag***), ſein Getreuer und Vertrauter, deſſen Rathes er ſich in allen Sachen gern Gehör gab. Dieſer ſprach zu ſeinem Herrn: „Ich weiß fürwahr eines reichen Königes Tochter, ſo hehr und ſchön, wie ſie meinem Herrn gebührt; die wohnt gen Oſten jenſeit der See in der herrlichen Stadt Konſtantinopel. Ihr Vater heißt Konſtantin. Seine Tochter leuchtet an Schönheit vor anderen Frauen wie die Sterne vom Himmel und das Gold von der Seide. Aber es wird Mühe und Noth geben, ſie zu erlangen, denn bisher hat noch kein Mann um ſie geworben, dem es nicht das Leben gekoſtet hätte.“

---

*) Der geſchichtliche König dieſes Namens Rotharis, Geſetzgeber der Langobarden, regierte vom Jahre 636—652. Die Sage aber rückt ihn bis an das Zeitalter Pipins herunter.

**) Bari, Hafenſtadt in Apulien, von wo aus man zur Zeit der Kreuzzüge häufig nach dem Morgenlande fuhr.

***) Dienſtmann und Verwandter.

Als der König Rother das vernahm, sprach er: „Aber wer will mein Bote sein?“ Da erwiedert Liupolt: „Du mahnest mich, indem du fragst, o König; denn ich habe dir dazu gerathen. Ich will dir diese Botschaft ausrichten so treu und gut ich immer kann. Nun wähle dir eilf reiche Grafen, die du mit Ehren als Botschafter eines großen Reiches dorthin senden mögest. Der zwölfte will ich sein.“

Da entbot der König seine Mannen zu Hofe, und wie sie gekommen waren, sagte er ihnen seinen Willen. Da sprach mancher schnelle Held: „Herr, wollt ihr mich senden? und wär es ans Ende der Erde, ich wollt es nicht widerreden;“ und so waren die eilf Grafen bald gefunden, die ihm schwuren, über See zu fahren und für ihren Herrn um die Jungfrau zu werben, denn sie wären dem Könige alle von Herzen hold.

Bald war das Schiff sammt seiner Ladung bereit, Rosse und Waffen, und was sonst nöthig war, hineingebracht, und die Helden schickten sich zur Abfahrt an. Liupolt, der kluge und vielerfahrene, sollte ihr Führer sein. Da gebot der König, daß man ihm seine Harfe bringe, ließ die Botschafter auf das Verdeck des Schiffes treten und spielte ihnen drei Singweisen vor, die sie wohl kannten, und darnach sprach er: „Kommt ihr jemals in Noth und ihr vernehmet diese drei Singweisen, so sollt ihr meiner gewiß sein.“ Dessen freute sich gar mancher, der nachmals in große Noth kam.

Unter freudigem Zuruf stießen sie vom Gestade. Eia, wie die Segel rauschten, als sie auf den Wogen dahin fuhren! Der gute König stand noch lange am Strande, als sie allgemach seinen Blicken entschwanden, und bat den gnadenreichen Gott, daß er ihm diese Getreuen glücklich heim zu Lande führe.

Die hehren Boten kamen gen Konstantinopel im Griechenlande und legten ihr Schiff vor Anker. Liupolt bat

einen Kaufmann des Landes, daß er so lange ihr Schiff hüten möchte, bis sie von Hofe zurückkämen, er wolle es ihm reichlich lohnen; und gab ihm einen guten Mantel im voraus. Der Kaufmann sprach: „Drei Tage und Nächte hüte ich dein Fahrzeug, gehe oder reite, wohin du willst; bei Gott dem Allmächtigen, der mir das Leben verliehen hat, du hast mir königlich gegeben, das will ich dir mit Treue vergelten."

Die Herren bereiteten sich nun zum Gang an den Hof des mächtigen Königs. Noch nie hatte ein Herrscher so stattliche Boten gesendet. Ihre Mantel von Sammet und Pfellel*) waren mit edlen Steinen verbrämt; köstliches Bildwerk, Hirsche und Hindinnen und allerlei Wunder waren in ihre Gewande gestickt; ihre goldenen Sattelschellen erklangen hell und klar, daß man schon von ferne die herrliche Reiterschaar vernehmen konnte. So kamen sie zu Hofe. Hei, was gab es da für Gaffer, die den Frauen ansagten, was für Gewand die fremden Gäste trügen!

Auch die gute Königin erfuhr alsobald die Ankunft der Herren. „Stehet auf, Herr Konstantin," sprach sie, „diese Gäste zu empfangen! Wie gern ich das wüßte, von wannen sie kommen sind! Ihr Gewand ist so seltsam. Wer die ausgesandt hat, das ist gewiß ein statthafter Mann. Nach meiner Einsicht dünkt mich gut, daß wir diese Boten ehren. Sie sind solcher Antworten nicht gewohnt, als du bisher manchen Boten gegeben hast. Männer, wie diese, sind noch nie in dieses Land gekommen."

Da machte Konstantin sich auf, ging in den Hof und empfing die fremden Boten. Die gute Königin hieß sie alle willkommen sein. Liupolt aber begann zu dem Könige also zu sprechen: „Nun erlaube mir meines Herrn Botschaft, darum ich hieher gesandt bin, auszurichten, daß ich dir, gu-

---

* Eine Art schweren Seidenzeuchs.

ter Herr, ansage, was dir ein reicher König entbieten läßt. Er ist der allerschönste Mann, welchen je ein Weib geboren hat. Ein großes Reich ist ihm unterthan, schnelle Helden dienen ihm. Saitenspiel, Rosse, ritterliche Kurzweil und Jagdlust aller Art sind an seinem Hofe; aller Tugend und edlen Sitten fleißiget sich mein Herr. Darum magst du mir wohl mit Recht erlauben, seine Botschaft dir anzusagen." Konstantin antwortete: „Um deines Herrn willen soll es dir erlaubt sein. Richte aus, was du im Sinne hast."

Da sprach Liupolt: „Nun vernimm, König Konstantin: mein Herr, der König Rother, begehret deiner Tochter. Er ist ein statthafter Mann, und wenn Gott vom Himmel es fügt, daß diese beiden zusammen kommen, so hat noch nie ein Weib auf Erden ein seligeres Loos gewonnen."

Wie aber Konstantin diese Rede vernahm, wurde er zornig und sprach: „Daß ich dir erlaubt habe, deine Botschaft auszurichten, das wird mir noch lange leid thun. Bei Gott, es ist dein Glück, daß du nur im Namen eines Anderen geredet hast. Denn noch nie hat ein Mann um meine Tochter geworben, dem es nicht seinen Kopf gekostet hätte. Das soll euch zwar nicht geschehen, aber meine Gefangenen müßt ihr bleiben und sehet eure Heimath niemals wieder."

Alsobald hieß sie der König in einen finstern Kerker werfen, wo weder Sonne noch Mond hinschien. Seitdem war es mit ihrer Freude aus. Sie litten Hunger und Noth, Frost und Nässe, und manchem tapfern Manne kam das Weinen an. Sie fielen nieder auf die Erde, breiteten ihre Hände in Kreuzesgestalt und riefen Gott im Himmel an, daß er ihnen von dannen helfe; und der Allmächtige erbarmte sich ihrer, daß sie nachmals insgesammt wieder gesund in ihre Heimath kamen.

Der König aber sandte hin zum Schiffe der Fremdlinge; er ließ alle Schätze, welche sie zur Brautwerbung mit sich

geführet hatten, Gold und Silber, Ringe und Schnallen, Kleider, Waffen und Fahnen heraus nehmen, übergab es seinem Kämmerer, daß er es verwahre, und befahl ihm hoch und theuer, nichts davon abhanden kommen zu lassen, so lieb ihm sein Leben sei.

Nun währete es Jahr und Tag, daß jene Männer im Kerker schmachteten. König Rother wurde sehr traurig, als seine getreuen Boten nicht wiederkehrten. Er saß in Schmerz und Gram versunken auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, redete kein Wort und dachte nur, wie er die Freunde wieder gewinnen sollte. Darnach ließ er den alten Grafen Berchter von Meylan vor sich kommen und sprach zu ihm: „Berchter, du sollst mir rathen. Das Schicksal meiner Boten läßt mir keine Ruhe mehr. Sollte es Gott gestattet haben, daß der König Konstantin sie enthauptet hat, so soll mein Fuß nicht wieder römische Erde betreten, bevor er es mir mit seinem Leben entgolten hat. O wie traurig hat mich dieser Mann gemacht!“

Der Alte sprach: „Zwölf Söhne hatte ich vordem; die sandtest du mit großer Heereskraft über die Alpen gegen die wilden Heiden, die sonder Glauben und heilige Satzung leben. Die sind alle im Dienste Gottes gefallen bis auf zwei, Liupolt und Erwin, den letzten Trost meines Alters. Und diese sind nun hingezogen gen Griechenland, deine Botschaft auszurichten. Sollt ich auch sie noch verlieren, ich armer schwerberaubter Mann, wie könnt ich das jemals verklagen?*) Darum magst du mir wohl gewähren, edler Herr, daß ich dir so dringend, als ich immer vermag, zur Heerfahrt unter die Griechen rathe; und von allen deinen Mannen wird keiner anderes von dir begehren, als daß du jenen mit Treue vergeltest, was sie um deiner Ehre willen erleiden. Ja, laß

*) D. i. zu Ende klagen, verschmerzen.

uns über See fahren und von den Griechen sei es mit Güte oder mit Gewalt die lieben Männer zurück verlangen. Ich stelle dir tausend Ritter zu der Fahrt und will mit Rath und That, wie ich irgend kann, in diesem Werke dir beistehen. Ach, meine Kinder reuen*) mich gar sehr!"

Da hoben beide an zu weinen, bis endlich Rother, der getreue Mann, das Wort ergriff: „Ich will dirs lohnen, wie ich immer vermag, lieber Berchter, daß du mir so gut gerathen hast. Ich hörte einst von meinem Vater sagen: ein guter Recke solle verständigem Rathe sein Ohr leihen. Das wird mir gewiß nie leid werden, daß ich deiner Weisheit vertrauet habe."

Sofort sammelte Rother seine Freunde um sich und ließ sie Berchters Rath vernehmen. Sie sagten insgemein, er habe wohl geredet. „Führe uns in ritterlicher Weise gen Griechenland, daß man dort gewahre, was es heiße, an König Rothers Mannen sich vergreifen. So wirst du deine Ehre am besten bewahren."

Nur Einer widerrieth; man solle die Fahrt unterbleiben lassen, damit der zweite Schade nicht größer werde denn der erste; geschehene Dinge ließen sich nicht wenden. Da wurde Berchter zornig und sprach: „Du zaghafter Mann, wie darfst du hier im Rath der Helden reden?" und schlug ihn mit der Faust, daß ihm das Blut aus dem Halse sprang. Man trug ihn halb entseelt hinweg; drei Nächte lag er ohne daß er hörte oder sprach; aber jedermann sagte: es sei ihm all recht geschehn.

Die Fahrt war beschlossen. Rother berief seine besten Dienstmannen aus dem Reiche zu sich und sandte Boten weithin in die Lande zu verkündigen, wer da wolle reich werden, der solle zu Hofe kommen, er bedürfe zu Heerfahrt guter

*) Schmerzen.

Knechte. So gewann der König mächtige Heereskraft; in großen Schaaren ritten die zwei und siebenzig Kronen und kamen vor den König zu Rom. Da sah man auf dem Platze einen wunderlichen Mann daher schreiten, der war übergroß und stark, daß ihn kein Roß zu tragen vermochte, und führte eine stählerne Stange von vier und zwanzig Ellen in seiner Hand. Das war der Riese Asprian, aus einem fernen unkundigen*) Lande. Er kam sonst nimmer zu Hofe, diesmal aber däuchte es ihn der Mühe werth; des Königs Botschaft war ihm hochwillkommen. Zwölf riesige Mannen waren sein Gefolge, die trugen Schwerter und Stangen und lange Geiseln; was die Riemen daran sein sollten, das waren Ketten, woran große Knöpfe hingen. Jeder, der sie gesehen hatte, dachte bei sich, was mit solchen Kämpen könne ausgerichtet werden. Das Erstaunlichste aber war ein schrecklicher Riese, den sie gebunden wie einen Löwen daher führten; denn sein Zorn war so grimmiger Art, daß man ihn anders nicht von der Kette ließ, als wenn man den Feinden gegenüber stand. Er war der allerkühnste, der je einer Mutter Sohn hieß. Mit Drohungen und mit Güte hatte ihn Asprian zu seinem Dienstmann gewonnen. Witold hieß der gute Held.

Als Berchter die Riesen sah, sprach er: „Das sind da wackere Helfer, die wohl zu fechten vermögen. Wo erwarb je ein König solche Streitgenossen? Wer ihren Zorn erregte und ihrer Stange nicht auswiche, um dessen Leben gäb ich keinen Pfennig. Führest du zwölf von diesen Wiganden**) über Meer, so darf uns kein Mann mit seinem Volke bestehen.***) Nun, lieber Herr, empfange sie mit Ehren. Sind sie auch am Hofe ungelegen, wo man noch nie so unge-

*) Unbekannten.

**) Kämpfer.

***) Es mit uns aufnehmen.

ſchlachte Leute ſah: im Feindeslande werden ſie dir um ſo willkommener ſein."

Der König nahm die Kampfgenoſſen mit Ehren auf. Er ordnete die Angelegenheiten ſeines Reiches und übertrug, ſo lange er abweſend wäre, dem wackeren Amalger Krone und Gericht zu Rom. Dann wandte er ſich nach der Stadt Bare, von wo ſie über Meer fahren wollten.

Die Schiffe lagen zur Abfahrt bereit; ſie waren mit allem, was gute Helden auf ſo weiter Fahrt bedürfen, wohl verſehen. Auch Gold und Silber, Sammet und Seide und mancherlei Stoffe lagen da aufgehäuft. Der König hatte Leute in ſein Gefolge berufen, die es verſtanden, künſtlich in Gold zu arbeiten; alles Geſchmeide, das er hatte, führte er mit ſich, es war ſo viel, daß bis zum Tage des jüngſten Gerichts kein Mann mehr ſo viel haben wird. Auch ſeine Harfe nahm er mit. Nachdem die Helden insgeſammt in die Schiffe getreten, ſtießen ſie vom Geſtade, und wohlgemuth fuhren ſie von dannen über die breite See.

Als ſie nun nahe vor Konſtantinopel kamen, ſprach Rother zu den Heergeſellen: „Lieben Freunde, wir kommen jetzt in ein unkundiges Land, und es iſt wahrlich kein Kindesſpiel, was wir uns unternommen haben. Wir müſſen mit guten Liſten zu Werke gehn, um Leib und Leben zu bewahren. Darum bitte ich euch insgemein: nennt mich hinfort nicht mehr bei meinem Namen, heißet mich Dietherich, damit keiner dieſer Fremdlinge unſer Vorhaben merke." Das ſchworen ſie ihm mit einem Eide und ließen es zu keinem Meineid werden.

Die Helden waren kaum ans Land getreten, als das Volk neugierig zuſammenlief, die fremden Gäſte zu beſchauen. Da begannen die Rieſen, auf dem Sande mit einander zu fechten, und alsbald hob ſich die ganze Menge in ängſtlicher Flucht davon; es mochte keiner auf den andern warten. Ein

Bürger kam in aller Haſt zum König Konſtantin gelaufen und meldete ihm die Ankunft der Fremden. Wer ſie wären und was ſie hieher geführt, wußte er nicht zu ſagen. „Denn wahrlich“, ſprach er, „es hat ſchwerlich jemand ſo lange dort verweilt, daß er die Schiffe hätte recht beſehen können; es iſt ſchreckliches Volk darin, mit langen eiſernen Stangen, und einer liegt ſeines unbändigen Zornes wegen mit Ketten gebunden im Schiffe.“

Mittlerweile hatten die Helden ſich bereitet, nach Hofe zu gehn. Sie ließen den gebundenen Rieſen als Wächter am Geſtade und zogen mit weißen Maulthieren und apfelgrauen Roſſen, denen die Mähnen mit goldenen Borten ſchön geſchmückt waren, in das Land. Die Rieſen liefen in ihren Streitgewändern neben her.

Es war gerade an einem Oſtertage. König Konſtantin ſaß in Pracht und Herrlichkeit am Poderamishofe *) mit Herzogen, Grafen und Freiherren, die er in ſein Haus geladen hatte. Sie wurden alle vor Furcht in Schweiß gebadet, als ſie gewahrten, wie die Rieſen tobten.

Dietherich und ſein Gefolge wurden vom Könige gut empfangen; Herzoge gingen ihm entgegen und zwei Grafen ſollten Aſprians Stange nehmen; aber ſie war ſo ſchwer, daß ſie dieſelbe fallen ließen und nicht wieder aufheben konnten. Dietherich trat vor Konſtantins Stuhl und ſprach geziementlich: „Ich habe viel von deiner Trefflichkeit gehört, und meine Noth iſt größer, als ich ſagen kann. Ein gewaltiger König, Namens Rother, der weſtlich jenſeit des Meeres wohnt, hat mir ſein Reich verboten; und ich komme, dir meine Dienſte anzubieten. Nimm ſie in Gnaden an, deine Tugend — ſo hört ich — ſei nicht geringer als deine Macht; im Vertrauen darauf bin ich in dein Land kommen. Weiſeſt

*) Hippodromos.

du mich von dir, so muß ich mich König Rothern in die Hände geben und es ist um mich geschehn." Der Riese Asprian unterstützte die Rede seines Herrn mit nachdrücklicher Gebärde: er stieß mit dem Fuße auf den Boden, daß er bis an das Knie in die Erde trat. Der König erbleichte, aber so leid es ihm im Herzen war, solche Gäste in seinem Lande zu sehen, hielt er es doch aus Furcht für das Beste, sie zu behalten. Er sagte ihnen daher feierlich seine Gnade zu, ließ ihnen eine Herberge vor dem Thore anweisen und lud sie auf den dritten Tag zur Tafel.

Dietherichs Mannen säumten nicht, sich häuslich einzurichten. Die Kämmerer gingen in die Stadt, mietheten zwölf Wagen und führten darauf die Schätze aus den Schiffen in die Herberge. Man führte jetzt auch den gebundenen Riesen hervor; sechs andere Riesen trieben ihn wie einen unbändigen Stier und hießen ihn sich recht ungebärdig stellen, damit Dietherichs Mannen den Griechen noch furchtbarer würden. Als die Königin den Riesen daherbringen sah, sprach sie: „Nun schau, Herr Konstantin, da führen sie deinen Meister, zwar noch in Ketten, aber o weh! wie thöricht sind wir gewesen, daß wir unsere Tochter dem Rother versagt haben, der diese Starken von sich stoßen durfte. Was es auch sei, darum sie dich bitten, du kannst ihnen nichts verweigern. Hätten sie meine Gesinnung, so forderten sie für sich das Weib, welches so manchen Mann ins Unglück gestürzt und ihm das Leben gekostet hat. Denn wahrlich, du darfst eher mit der Hand dir in das Auge greifen, als diese Helden erzürnen."

Als nun der Tag kam, da die Recken sollten zu Hofe kommen, hingen sie ihre Mäntel um und gingen geziementlich vor Konstantin. Stolz und herrlich schritten sie einher, der unwissende Höfling galt vor ihnen nichts und durfte auch nicht zu ihnen gehn. Man legte die Tücher auf und setzte

ſich zu Tiſche. Die Kämmerer, Truchſeſſen und Schenken bedienten aus Furcht die Gäſte mit großen Ehren.

Es hatte aber König Konſtantin einen ſchrecklichen Löwen, der frei bei Tiſche umherlief und bald da bald dort den Gäſten das Brot wegnahm; denn niemand wagte, ihm zu wehren. Da er aber dem Aſprian zu nahe kam, ergriff ihn dieſer bei der Pfote und warf ihn an die Wand des Saales, daß er all zerbrach. Wie leid es auch dem Könige war, er regte weder Hand, noch Fuß, noch ſagt' er ein Wort dazu. Aber die Königin ſah es gern, daß der Löwe getödtet war. Lachend ſprach ſie zum Könige: „Es kommt noch, wie ich euch vorausgeſagt. Soll ich dir rathen, ſo laß die gefangenen Boten wieder frei und ſende ſie reich beſchenkt in ihre Heimath. Wenn Rother einſt an ſeine Mannen gedenkt, ſo iſt dein Reich verloren." Aber der König erwiederte, das thäte er nimmermehr, möchte es ihr lieb oder leid ſein; dieſe Gefangenen müßten ſeinen Zorn erdulden und kämen nimmer aus Griechenland, ſo lange er lebte.

Der kluge Dietherich merkte wohl, daß die Königin an ihnen Gefallen fand, und unterließ nicht, ſich ihrer Gunſt zu verſichern. Als man das Waſſer genommen hatte*), trat er vor Konſtantin und bat, in ſeine Herberge ziehen zu dürfen: „Nun laßt mich, Frau Königin, eurer Gnade empfohlen ſein, denn ich führe eine hilfloſe Schaar; die trefflichen, die ich hatte, hat mir Rother erſchlagen." Konſtantin ſprach: „Ich erlaube es gern, fahre zur Herberge; und ſo du etwas begehrſt, was ich habe, ſo ſoll es dir werden. Ich will dir gern Lohn und Ehre geben; aber halte deinen Hofmann an, daß er ſich geziemend bei Tiſche betrage; denn

*) D. i. nach Aufhebung der Tafel, wobei den Gäſten zum Waſchen der Hände Waſſer gereicht wird.

ihr erſchrecktet mir das Weib, welches mir lieb wie mein Leben iſt; meinen Mannen möchte es nicht ſchaden, die ſind ſolche Stückchen ſchon gewohnt, aber in dieſem Saale iſt dergleichen ſelten geſchehn." Da ſprach der Rieſe Aſprian: „Herr, wie ſollt ich es anders machen? dein Wehrwolf nahm mir mein Brot!"

Herr Dietherich fuhr zur Herberge und kam unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit vierzehn Tage lang nicht wieder zu Hofe. Den Armen aber, welche Gott ihm ſandte, wurden die Pforten aufgethan; man ließ ſie ein- und ausgehen und gab ihnen für ihre Nothdurft. Berchter, Aſprian und andere Dienſtmannen nahmen alle Bedürftigen mit freundlichem Erbarmen auf und richteten ihnen den Tiſch zum Imbiß an. Das war den Armen ſehr noth, denn in der Stadt bot ihnen keiner etwas. Auch die Ritter, welche aus Armuth weder Kleider noch Roſſe hatten, und denen deshalb verboten war, bei Hofe zu erſcheinen, zogen in großer Schaar zu Dietherich, und er ſetzte ſie neben ſich, ließ ihnen einſchenken und gebot den Truchſeſſen, keinen dieſer fremden Gäſte zu vergeſſen. Man forſchte nach, wer den Namen Ritter führte, und der bekam ſeidenes Gewand und Roſſe mit allem Zubehör. Aſprian trug da manchen Mantel aus den Kammern herbei, band ihnen Schwerter um und gab ihnen Fahnen in die Hand. Da begannen ſie zu buhurdiren *); ſie wußten ſeit langer Zeit von keinem ſo fröhlichen Tage zu ſagen, und als man ſie entließ, gab man jedem noch tauſend Mark Goldes. Dietherichs Gnade machte die Armen reich.

Da kam mancher von ihnen fröhlich an Konſtantins Hof und erzählte, wie freigebig man ihn beſchenkt habe. „Weiß Gott", ſprach die Königin mit Seufzen, „er mag

*) Turniren.

wohl edel sein; ach ich Aermste, wie leid ist mir geschehen, daß meine Tochter dem versagt ward, der diesen Helden seinen Dienstmann nannte; Rother ist sicherlich ein reicher und hochgesinnter Fürst." „Frau, ihr sprechet recht", sagten Konstantins Mannen; „der Teufel thue denen den Tod an, die es abwendeten. Wären wir mit König Rother gefahren, er hätte uns mit großen Ehren wieder über das Meer gesandt. Nun können wir nichts besseres thun, als daß wir Dietherichs Mannen werden; der giebt mit vollen Händen und macht uns alle reich."

Nun fand sich einer nach dem andern von des Königs Ingesinde bei Herrn Dietherich ein und bot ihm seinen Dienst an; denen folgten bald die freien Herren nach und die edeln Grafen und alles, was an Konstantins Hofe war, die reichen Herzoge ausgenommen, alle zogen in Masse zu Dietherich, der ihnen Geld, ungeschnittenes Seidenzeuch und schneefarbene Mäntel gab. So dauerte es nicht lange, und Dietherich hatte sechstausend Mann, die ihm alle Tage zu Dienste waren.

Als nun die Ritter mit den schönen Gaben zurückkamen, da war früh und spät in den Gemächern der Frauen viel Redens von Herren Dietherich und wie herrlich er lebe. „Ach sagt mir doch, — hob die junge Königin an — wie soll ich es von meinem Vater erlangen, daß wir in geziemlicher Weise den Helden zu sehen bekommen?" — „Ich weiß es wahrlich nicht," sprach Herlint, ihre Vertraute, „aber du bist deines Vaters einziges Kind und ihm sehr lieb; so bitte ihn nun, daß er ein Hochfest gebe und die Helden dazu ins Haus lade, so mögen wir ihn am allerbesten sehen, und besser läßt es sich nicht zu Stande bringen."

Die Jungfrau billigte den Rath der klugen Magd, ging schnell zu des Königs Gemache und sprach: „Wolltet ihr jetzt hier, mein Vater, ein Fest anstellen? Das dünkte mich

ehrenvoll! So ſammelt eure Mannen um euch, damit die Recken inne werden, wie reich und wie gütig ihr ſeid. Ich wüßte nicht, wozu der Fürſt ſoll, wenn er nicht bisweilen einen glänzenden freudigen Hof hält."

„Wohl dir, daß du lebeſt," ſprach König Konſtantin, „und daß du ſtets auf das Hohe deinen Sinn gerichtet haſt; du räthſt mir immer das Beſte. Ja, ich will Gäſte haben und alles ſo anrichten, daß man noch lange davon ſagen ſoll, welche Freude hier beim Hochfeſte geweſen."

Das Mägdlein ging wieder in ihr Gemach; der König aber ſandte die Boten weithin und berief die Ritter ſeines Reiches zur Wirthſchaft*), die er anrichten wollte. Er hieß ſie alle ſich einzufinden und wer ſich darwiderſetzte, dem gebot man es bei der Weide**), daß er gern käme, ſonſt hinge man ihn. Da getraute ſich denn niemand auszubleiben; jeder ſchaarte ſich zu ſeines Gleichen; unter hellem Schall, mit feſtlichen Kleidern angethan, hoben ſich die Gäſte zum Poberamishofe, ſechzehn Herzoge und dreißig Grafen.

Die Fürſten übernachteten in der Stadt; und als nun der Tag des Hochfeſtes anbrach, nahm jeder Kämmerer für ſeinen Herrn einen Platz, der ihm vom Hofe angewieſen war. Für Dietherichen hieß man Aſprian ſorgen, dieſer brachte einen prächtigen Seſſel von Elfenbein mit koſtbaren Steinen zur Stelle und ſetzte einen nicht minder herrlichen Tiſch davor, daß der reiche Dietherich wohl ohne Schande daſelbſt ſitzen konnte. Es war aber ein ſtolzer Herr unter den Geladenen, Herzog Friedrich, deſſen Kämmerer hatte ſich verſäumt und gebot Aſprianen Platz zu machen. „Nun rücke zu, du großer Schlauch," ſprach er, „hieher gehört mein Herr, es giebt keinen Edleren im Reich, nächſt dem Könige Kon-

*) Bewirthung.

**) Mit Weidenruthen pflegte man Verbrecher zu erhenken.

ſtantin!“ Aſprian erwiederte: „Daraus wird nichts! man hat mir dieſen Platz von Hofe angewieſen. Es würde mich gut dünken, ihr verſchöbet euern Zorn auf eine andere Zeit.“ Der Kämmerer aber, im Vertrauen auf die hundert Mannen, die mit ihm gekommen waren, wollte mit Gewalt ſich Raum machen. Da hub Aſprian der gute Held die Hand auf und gab ihm einen Ohrſchlag, daß ihm der Kopf zerſchellte. Die Mannen griffen zu den Schilden und wollten Aſprianen ſchlagen; Herzog Friederich ſelber, dem ſein Kämmerer leid that, wappnete ſich und rief ſeine Gefährten; das ganze Volk erhob ſich und drang mit wüthigem Geſchrei auf den einzelnen Mann ein. Aber auch Dietherichs Mannen ward angeſagt, daß man bei Hofe ihren Geſellen in große Noth bringe. Darob entſtand große Unruhe. Der Rieſe Widolt, welcher gebunden dalag, begann entſetzlich zu brummen wie ein Bär, zerriß ſeine Ketten, ergriff eine ſtählerne Stange von vierundzwanzig Ellen und ſprang wie ein Raſender dahin. Er ließ nichts geſund, was ihm in den Weg kam. „Was bedeutet dieſe Gedränge?“ ſchrie er; „wollen ſie dir Schaden thun, das ſollen ſie theuer bezahlen!“ So drang er ſchlagend und ſchmetternd bis zu Aſprianen vor, riß dem edeln Herzoge, der ihm zufällig unter die Hände kam, den ſtählernen Hut ab und zog ihn bei den Haaren in die Höhe. Es war ein Glück, daß ſie nicht zu feſt in der Haut ſaßen; der Rieſe behielt den Schopf, der Herzog entfiel ihm im Gedränge und kam davon. Widolt entſchädigte ſich für den Einen an den Uebrigen. Da wurde mancher Mann geſtoßen, daß er unſanft auf den Boden kam, bis es Aſprianen ſelber bange ward, es möchte hier mehr geſchehn, als die Nothwehr erheiſchte. Darum trat er mit begütigender Rede zu dem Rieſen und ſprach: „Freund, laßt es genug ſein, es war nicht ſo übel gemeint; ſtillet euern Zorn und gebt die Stange her.“ Ein Rieſe nahm ſie ihm aus der

Hand; Widolt ließ ſich fangen und binden und ward zur Herberge gebracht.

Ein Spielmann war der erſte, der nach Hofe zu dem Könige kam und die Nachricht brachte, daß es ein großes Fechten gebe: „Das weiß der heilige Chriſt," ſprach er, „ich ſage die Wahrheit: da theilte einer Schläge aus mit der längſten Stange, die ich je geſehn. Blindlings ſchlug er darein, es mochte treffen, wen es wollte; ihm waren alle recht, Arme wie Reiche, er raufte ſie fürchterlich. Mir iſt nur lieb, daß ich ſo fortkam; warf er mich doch über vier Männer weg, daß meine Füße die Erde nicht berührten. Ich ſtand ihm aber auch im Lichten, wo er meiner nicht bedurfte."

Bald kamen auch die Anderen nach, denn jedem war die Luſt vergangen, auf dem Kampfplatze ſich lange zu verweilen; und die Klage wurde groß über Dietherichs Kämmerer, daß er ſie gerauft hätte. Konſtantin beſchied ſie: es thue ihm ſehr leid, aber ſie ſollten es ſeinem Herrn ſagen, ob der ihn richten wollte; er unterwände es ſich nicht. Als ſie nun ihre Beſchwerde bei Herrn Dietherich vorbrachten, gebot er, den kühnen Widolt vorzuführen. „Hat er irgend jemanden beſchädigt," ſprach der ſchlaue Mann, „ſo ſoll es ihm an das Leben gehen, hier vor euerm Angeſicht."

Der Herzog Frieberich erſchrak, als er erwog, daß er unbedachter Weiſe noch einmal in die Gefahr hineingelaufen, welcher er nur eben mit genauer Noth entronnen war. Er ſollte dem grimmen Widolt als Kläger gegenübertreten! „Da bewahre mich Gott vor!" dachte er, „der ſchlüge wahrlich alles kurz und klein und ſchonte weder Freund noch Feind, ehe er ſeinen Hals hergäbe, und wer wollte ihm das verdenken, da er die Kraft dazu hat? Wollt ichs doch lieber mit dem leibhaftigen Teufel zu thun haben als mit dieſem unbändigen Wütherich."

Da ſprach er laut: „Herr, lade den Rieſen nicht vor,

wir erlaſſen ihn des Gerichtes. Er hat uns nicht ſo großen Schaden gethan, daß wir ihn nicht aus Freundſchaft gegen dich verſchmerzen wollten. Da du Held deiner Heimath beraubt biſt, ſo ſoll man dir in dieſem Reiche nicht weiter Verlegenheit bereiten, ſondern dich, weiß Chriſtus! in Ehren halten, das ſteht uns beſſer an." Dafür dankte ihm der Held, und die, welche gerauft waren, ſchwiegen.

Der König indeß konnte ſich darüber noch nicht zufrieden geben, daß er mitten in ſeiner Hauptſtadt von fremden Rittern, die bei ihm erſt Gaſtrecht geſucht hatten, ſchwer verhöhnet worden. „Solchen Unfug", ſprach er, „richtet Dietherichs Kämmerer eines Stuhles wegen an! was hat man von ſolchen Raufbolden noch weiter zu befahren! Warum hat man nicht die Schützen gerufen, wenn niemand ſie in der Nähe zu beſtehen wagte? Die hätten ſie nieder geſchoſſen, daß auch nicht einer davon gekommen wäre; darob wollte ich froh ſein." „Nun ſchweig", ſprach die Königin, „und laß dein Geſchwätz! Wäreſt du ihm ſo nahe geweſen, daß du ihn recht geſehen hätteſt, dir hätte kein Bogen geholfen. Wenn du Nothern unſre Tochter gegeben hätteſt, ſo dürfte dich niemand höhnen; denn er hätte dir aus ſeinem Lande ſo wackere Kämpfer geſandt, daß keiner es mit dir aufzunehmen wagte. Nun dulde Hohn und Schaden in deinem Lande von Dietherichs Mannen."

Konſtantin unterdrückte ſeinen Zorn und befahl, das Hochfeſt ſollte nunmehr beginnen; er ſchickte nach ſeiner Tochter, daß ſie zu Tiſche käme, und die ſchöne Maid ſäumete nicht; ſie erſchien mit hundert edelen Frauen und trug, wie ihr Vater gewollt hatte, eine goldene Krone. Die Frauen waren alle koſtbar gekleidet in ſeidenen, mit Gold allenthalben geſtickten Obergewändern, mit Zobel und Purpur darunter. Darnach ſtellte ſich auch Herr Dietherich mit ſeinem Gefolge ein.

Die Recken waren schön in Seide gekleidet, sie trugen goldene Mützen und Edelsteine daran. Dietherich hatte einen Karfunkel, der alles überstrahlte.

Was war da ein Gedränge der Menge! wie schauten da die Gaffer nach den Gewändern der Ritter! Das Hochfest dauerte drei Tage. Am dritten ließ man das fahrende Volk*) zu den Tischen, und Dietherich gab allen reichlich, einem armen Spielmann schenkte er seinen Mantel, und so thaten alle seine Mannen; keiner von denen, die mit ihm waren, behielt sein Obergewand. Solche Milde hatte man hier zu Lande noch nie gesehn! So endigte das Fest. Die Gäste ritten heim und auch Dietherichs Helden fuhren zu ihrer Herberge und mußten neu gekleidet werden.

Da begann die junge Königstochter den tugendhaften Mann von ganzem Herzen zu minnen, obschon sie ihm damals noch fremd war. Seitdem gewann sie manche Lebensfreude mit ihm, auch manches Trübe darunter.

Still war es im Gemach der Frauen geworden, da sprach die junge Königin zu ihrer Vertrauten: „Ach weh, Frau Herlint, wie ist mein Herz in Unruhe um Herrn Dietherich! wie gern hätt ich den einmal verstohlener Weise hier gesehn, wenn es mit Züchten geschehen könnte! Wer mein Bote zu ihm sein wollte und brächte mir den guten Helden her, der könnte leicht fünf goldene Ringe sich verdienen."

„Ei fürwahr", sprach die Dienerin, „ich selber will euch diesen Gang thun; mag es kommen, wie es will, ich gehe zu seiner Herberge. Ist er doch ein so ehrbarer Mann, daß wir ihn ohne Schimpf bei uns sehen können."

Eilends ging Herlint in eine Kammer, schmückte sich mit stattlichen Gewändern und so ging das listige Weib zu Herrn Dietherich, der sie freundlich empfing, setzte sich ganz nahe

*) Umherziehende Leute, Spielleute, Sänger, Gaukler.

zu ihm und raunte dem Recken ins Ohr: „Meine Frau, die Königin, entbietet dir holden Gruß; sie ist dir in Freundschaft zugethan und läßt dich bitten zu ihr zu kommen, da will die edle Maid dich mit Ehren empfangen, wie du es verdienst. Denn glaube nur, wärst du nicht ehrenhaft, sie hätte dir solches nicht sagen lassen."

Aber mit kluger Vorsicht erwiederte Dietherich: „Frau, du versündigest dich an mir vertriebenem Manne. Es hat auch für mich eine Zeit gegeben, da ich in Frauengemächern mich durfte sehen lassen. Warum spottet ihr mein? aber leider thut man mit dem Armen immer so. Eure Frau hat nicht daran gedacht, mich zu sich einzuladen; ihr habt der Herzoge und Fürsten genug am Hofe, mit denen ihr euren Scherz treiben möget, deß hättet ihr weniger Sünde. Ihr verdient den Abgrund der Hölle, daß ihr mich für Narren haben wollt. Denn wahrlich, ich bin kein so armer Mann, als ihr euch einbildet; war ich doch daheim ein reicher Graf."

Herlint, die ihre Rede wohl zu stellen wußte, ließ sich durch diese unmuthige Antwort nicht irre machen und sprach: „Nein doch, Herr Dietherich, denke nicht das von mir; ich habe es, weiß Gott! nicht gethan. Meine Gebieterin hieß mich hergehn; es nimmt sie sehr Wunder, daß ihr so oft am Hofe gewesen seid und noch nicht begehrt habt, sie zu sehen. Das geschieht doch selten von einem so stattlichen Ritter. Willst du sie aber sehen, so wirst du nicht übel daran thun."

Dietherich antwortete: „Ich wußte wohl, daß es dein Ernst war; aber es sind hier am Hofe so viele Merker*), daß, wer seine Ehre bewahren will, der muß sich geziementlich halten. Wenn deine Herrin meine Dienste geruhet anzunehmen, so sage ihr, daß ich mit Freuden dazu bereit bin; aber zu ihr kommen darf ich nicht wegen der Mißdeutungen,

*) Aufpasser.

die daraus entſtehen könnten. Sie wolle das nicht von mir begehren, damit man nicht läſterlich von uns rede und Konſtantin mir das Reich verbiete. Dann müßt ich vor Rothern ferner noch flüchtig ſein und könnte mich nirgends ſicher aufhalten."

Mit dieſem Beſcheid wollte Herlint von dannen gehn; aber der Herr bat ſie zu warten und ließ eilends von den Goldſchmieden zwei ſilberne Schuhe gießen und zwei von Golde. Aber Aſprian gab ihm heimlich den Rath, er ſolle ihr zwei ſolche mitgeben, die beide an *einen* Fuß paßten; und er that alſo. Dazu gab er Herlinten einen ſchönen Mantel und zwölf Armringe von rothem Gold, wie man die Botin einer Königin ehren ſoll.

Herlint kam eilends in das Gemach ihrer Frau zurück und ſagte ihr an: wie der Ritter gar fürſichtiglich auf ſeine Ehre halte, und wie viel ihm an des Königs Huld gelegen ſei; darum erachte er es für unthunlich, daß er zu ihr komme. „Aber ſchau", fuhr ſie fort, „das ſendet er dir zum Geſchenk: zieh dieſe Schuh an, daß wir ſehen, wie ſie paſſen! und auch mir that er Liebes genug, einen Mantel gab er mir und zwölf Ringe; wohl mir, daß ich hingegangen bin! es mag auf Erden keinen ſchöneren Ritter geben als Herrn Dietherich."

„Ich ſehe wohl", ſprach die Königin traurig, „daß ich nicht glücklich bin: er will mich nicht ſehen. Nun gieb mir die Schuhe her, ich fülle ſie dir mit Golde."

Das ward gethan; Herlint konnte mit ihrem Botenlohn zufrieden ſein. Die Königin ſetzte ſich, ſie zog den goldenen Schuh an, dann nahm ſie den ſilbernen: der ging an denſelben Fuß.

„O weh", ſprach die Jungfrau, „wie er unſer geſpottet hat! Mit dieſen ſchönen Schuhen iſt ein Mißgriff gethan, ich bringe ihn nimmer an. Fürwahr, du mußt noch einmal

hingehen und Herrn Dietherich geziementlich bitten, daß er dir den andern Schuh gebe und mich selber sehen wolle."

Da sprach Herlint: „Ach wie sehr müssen wir uns beide schämen! nun, sollte ich auch immer Schande davon haben, ich muß aber wieder hingehn."

Da schürzte die wohlgethane Magd ihr schönes Gewand; vor Eifer und Eile vergaß sie der Zucht und des frauenhaften Ganges; sie lief rasch über den Hof zu dem Herrn Dietherich. Er empfing sie höflich mit allen Gebärden, als hätte er sie nie gesehn. Der Held wußte wohl, warum sie wieder kam.

„Ich muß immer noch auf Botschaft kommen", hub Herlint an; mit den Schuhen ist ein Mißgriff geschehen; sie sind der Königin nach deinem Willen gegeben, und nun passen sie nicht zu einander; daran läßt dich meine Herrin mahnen, und ob du sie nicht selbst sehen wolltest." Dietherich erwiederte: er käme gern, aber die Kämmerer würden ihn beim Könige anzeigen. „Bewahre Gott!" versetzte Herlint, „die sind fröhlich auf dem Hofe, wo sie dem Ritterspiel zuschauen, und achten auf nichts anderes. Ich will voran gehen, nimm zwei deiner Diener und folge mir schnell in die Kammer nach; bei dem großen Getümmel wird man dich nicht vermissen, und ich sorge dafür, daß niemand dazwischen kommt, derweil du bei der Königin bist."

Dietherich sagte die Zusammenkunft zu, gab Herlinten die Schuhe mit und entließ sie, nachdem er abermals sie reichlich beschenkt hatte. Darauf berieth er sich mit dem alten Berchter, ob er wohl unbemerkt hingehen könne. Der Herzog sprach: „Am Poderamishofe sah ich viel Leute, die Lustbarkeit hat alles dorthin gezogen, es achtet keiner auf dich." Um noch sicherer zu gehn, bestieg der kluge Mann sein Roß und führte tausend Ritter auf den Platz, daß sich lautes Getöse erhub. Die Riesen trieben allerhand Possen.

Widolt mit der Stange sprang vor ihnen her mit den Gebärden eines Hirsches; Asprian schoß einen Burzelbaum nach dem andern; Grimme sprang zwölf Klafter weit, ein anderer ergriff einen ungefügen Steinblock und warf ihn hoch über die Menge hinweg, und so trieben es auch die übrigen; das Volk staunte, lachte, schrie, lief ihnen nach, niemand nahm es wahr, als Herr Dietherich sich in der Stille entfernte.

Die junge Königin stand am Fenster; alsbald kam der junge Held mit zwei Rittern und wurde wohl empfangen; die Kammer wurde ihm aufgethan, er ging hinein, und die Königin hieß ihn selbst willkommen. Sie sprach: „Ich habe dich gern deiner Trefflichkeit wegen sehen wollen; zum andern aber auch darum, daß du mir die schönen Schuhe anziehen sollst." „Sehr gern", sprach Dietherich und setzte sich mit artigen Gebärden zu ihren Füßen. Sie hob den Fuß auf sein Knie. Besser ward noch nie eine Frau beschuhet. Da sprach der listige Mann: „Nun sage mir edele Frau, so wahr du eine Christin sein willst: welcher von den vielen Männern, die um dich geworben haben, hat dir am besten gefallen?" „Herr", sprach sie, „bei meiner Seele und so wahr ich getauft bin, wenn aus allen Ländern die wackeren Helden zusammen kämen, so wäre doch keiner, der sich mit dir vergleichen könnte, und keine Mutter hatte einen so edeln Sohn, der dir gleich wäre; du, Dietherich, bist in allen Trefflichkeiten ein auserwählter Mann: allein, wenn ich die Wahl haben sollte, so nähme ich einen guten und mächtigen Helden, dessen Boten um meinetwillen hier im Kerker liegen; Rother ist er geheißen und herrschet jenseit des westlichen Meeres. Ich will auf immer Jungfrau bleiben, wenn mir der nicht zu Theil wird."

Als Dietherich das vernahm, sprach er: „Willst du Rothern minnen, den will ich dir bald zustellen. Es lebt in der Welt kein Mann, der mir mehr Liebes gethan hat, das

ſoll ihm zu Gute kommen. Ehe ich in Ungnade bei ihm fiel, hat er mir oft meine Noth erleichtert und iſt gut und huldreich gegen mich geweſen, das lohne ihm Gott heute noch."

„Fürwahr!" ſprach die junge Königin, „ich merke an deiner Rede, daß dich König Rother nicht vertrieben hat, denn du wärſt auch ein zu guter Held, daß er dir das thun ſollte. Gewiß! du biſt als Bote hergeſandt, verhehl es mir nicht; was mir heute geſagt wird, iſt immer wohl verwahrt bis an den jüngſten Tag."

Da ſprach der Herr zur königlichen Maid: „Nun ich ſtelle meine Sachen Gott und dir anheim; ja deine Füße ſtehn in Rothers Schooße."

Die Jungfrau erſchrack heftiglich, zog eilig den Fuß zurück und ſprach: „So ungezogen war ich nie; mich hat der Uebermuth betrogen, daß ich meine Füße in deinen Schooß geſetzt habe. Biſt du wirklich Rother, ſo mag kein König größere Trefflichkeit erlangen. Du haſt in der Liſt Meiſterſchaft, und hätte dich Gott hergeſandt, das wäre mir innig lieb; wäre es wahr, was du ſagſt, ſo räumte ich ſicherlich gern mit dir mein Vaterland; denn es lebet kein ſo ſchöner und guter Mann, den ich nehmen wollte, wenn du König Rother biſt."

Da ſprach Dietherich mit liſtigem Gemüthe: „Ich habe mehr Freunde als die armen Herren, welche in dem Kerker liegen; wenn die mich aber ſähen, ſo möchteſt du von ihnen erfahren, daß ich wahr geredet habe." „Fürwahr", ſprach die Königin, „die will ich von meinem Vater aus dem Kerker erbitten; er giebt ſie aber keinem Mann, der ihm nicht dafür bürgt, daß ihrer keiner entrinne, bevor man ſie wieder in den Kerker bringt." Dietherich erwiederte: dieſe Bürgſchaft wolle er übernehmen. Da küßte ihn die Jungfrau, und er ſchied mit Ehren. Sobald Berchter ſeinen Herren ſah, ließ

er die Verſammlung aus einander gehen; Herr Dietherich ſagte dem wackern Herzoge, wie die Sache ſtand, und beide lobten Gott.

Am andern Morgen ging die Jungfrau vor ihres Vaters Thür und klopfte an. Sie war in ein ſchwarzes Gewand geſchlüpft, hatte einen Stab in der Hand und einen Palmzweig auf der Schulter. Als ihr Vater öffnete, erzählte ſie ihm: ihr habe in vergangener Nacht geträumt, der allmächtige Gott ließe ihr durch einen ſeiner Boten anſagen, daß ſie lebendig in den Abgrund der Hölle ſolle; darum wolle ſie zum Troſt ihrer Seele in die Fremde wandern.

Konſtantin fragte erſchrocken: wie er ihr helfen könne? ſie erwiederte: wenn er etwas zu ihrem Troſte thun wolle, ſo möge er die gefangenen Fremdlinge auf drei Tage frei laſſen, damit ſie dieſelben kleiden, ſpeiſen und pflegen könne und durch Gutthat an dieſen Elenden Gnade für ihren armen Leib erlange. Konſtantin erklärte ſich bereitwillig dazu, wenn jemand für ſie bürge. Den Bürgen zu ſuchen verſprach die Tochter.

Als nun Konſtantin zu Tiſche ging, und Dietherich mit ſeinen Mannen ſich einfand, ging ſie umher trauernd und weinend und fragte: ob jemand ihr zu Liebe für die Gefangenen mit ſeinem Leben bürgen wolle? Das aber wollte keiner thun, und ſo kam ſie bis zu Dietherich, der ſagte mit Freuden zu, er wolle bürgen. Sofort begleiteten ihn des Königs Mannen zum Kerker. Der alte Berchter weinte, als man ihn öffnete. Erwin war der erſte, der herauskam; und als der Vater ihn ſah in ſeiner elendigen Geſtalt, wandte er ſich und rang die Hände. Aber er bezwang ſich und ſchwieg, daß man nicht merke, wie nahe dieſe Jammerhaften ihn angingen. Nach Erwin kamen auch die übrigen Grafen und Ritter hervor, ſchwarz und ſchmutzig, kaum noch bekleidet, Liupolt hatte nur ein Schürzlein um die Lenden. Man

brachte sie zur Herberge; unterwegs sprach Erwin zu seinem Bruder Liupolt: „Sahst du den alten Mann mit dem schönen Barte, der sich umwandte, als er mich sah, und die Hände rang? das mag wohl unser Vater sein, und es ist ein großes Zeichen, daß wir heim kommen."

Des andern Tages bat die Königstochter ihren Vater um Erlaubniß, daß sie die fremden Ritter bediene. Der König gewährte es ihr, und eilig ging sie über den Hof. Man hieß nun die Boten herausgehen, führte sie in ein Bad, legte ihnen gutes Gewand an. Die Tische wurden zubereitet, und Berchter war Truchseß, während seine Kinder aßen.

Während nun die Herren beim Mahle waren und ein Theil ihres Leides vergaßen, schlich Dietherich mit einer Harfe hinter den Vorhang und stimmte jene Liederweise an, womit er sie einst in die Fremde entlassen hatte. Kaum war sie begonnen, da ensank dem, der eben trinken wollte, der Becher, und der Wein floß auf den Tisch; dem, der Brot schneiden wollte, entfiel das Messer. Vor Freuden wurden sie fast unsinnig, keiner gedachte mehr seiner Noth, sie jubelten laut auf, dann wieder saßen sie still und lauschten auf das Spiel. Liupolt aber sprang über den Tisch und zog den Harfner hervor, und alsbald fiel er und sein Bruder mit Thränen ihm um den Hals; und all die andern drängten sich um ihn, fielen ihm zu Füßen und küßten ihm Hände und Gewand. Da sah die Jungfrau wohl, daß er König Rother war.

Als die Fürstin sich entfernt hatte, ließ man die Boten allenthalben frei in der Stadt umhergehen und gönnte es ihnen wohl, nach so langer Haft sich wieder einmal an freier Luft, am Blau des Himmels, der Gärten Grün und dem fröhlichen Gewühl der Menschen zu ergötzen. Aber nach dem dritten Tage wurden sie wieder in den Kerker gelegt; doch war er auf Befehl der jungen Königin geräumt und gesäubert worden, auch hatte sie verstohlenener Weise Betten und an-

deres Geräth, Semmeln und Weißbrot hineintragen lassen, damit sich die Helden erholten. Was ihnen aber wackerer half als die genossene Pflege, war die gute Gewißheit: König Rother sei gekommen und werde in Kürze ihres Leides ein Ende machen.

Es begab sich aber in jenen Tagen, daß dem Könige Konstantin aus Asien übele Botschaft kam. Imelot von Babylon, ein schrecklicher Heide, war gegen ihn im Anzuge, daß er ihn zu seinem Dienstmann mache; denn er wollte alle Reiche haben mit großer Gewalt, und in den Heidenländern wagte niemand mehr sich seinem Gebot zu widersetzen; zwei und siebenzig Könige waren ihm unterthan; er wollte selber Gott sein.

Eilboten kamen und brachten dem Könige Kundschaft: ein gewaltiges Heer rücke wider ihn heran, dergleichen noch nie unter dem Himmel gesehen worden. „Wir sahen die Vorhut", sprachen sie, „das mochten wohl hundert Tausend sein." Dem Könige wurde schwer zu Muthe, aber Dietherich tröstete ihn und sprach: „Gieb mir die Elenden, welche in Haft liegen, auf meine Bürgschaft; denn hätten sie Roß und Gewand, so würde mancher wackere Held darunter erfunden werden. Dazu besende die Mannen, sammle dein Heer, wir wollen dem Feind entgegen fahren." Konstantin war dieses Rathes froh, ließ die Gefangenen heraus führen und ihnen alles wiedergeben, was man ihnen abgenommen hatte; dazu sandte er durchs ganze Reich und ließ seine Mannen einberufen, so daß innerhalb weniger Tage funfzigtausend Mann beisammen waren. Da machten sie sich auf und ritten wohl sieben Nächte dem Feindesheere entgegen und kamen ihm so nahe, daß sie den Rauch aus seinem Lager aufsteigen sahen. Als sie aber die zahllose Menge seiner Gezelte erblickten, da kam große Sorge über manchen Mann, wie sie den Kampf mit solcher Uebermacht bestehen sollten.

Als es aber Nacht geworden, machte sich Dietherich mit seinen vertrautesten Freunden heimlich auf und nahm die Riesen Asprian und Widolt mit sich, ritt an das feindliche Lager heran und fragte die Wachen, wo ihr Herr wäre; er sei sein Dienstmann und habe sich auf der Fahrt verſäumt, nun führe er ihm noch manchen guten Helden zu. Da zeigte man ihn hin, und als er zu Imelot in das prächtige Zelt trat, zuckte Asprian das Schwert und hieß ihn still sein, wenn er das Leben behalten wolle. Imelot sah den ungeheuern Mann und seine schreckliche Waffe über sich. Da schwieg er und gab sich gefangen. Nun sie sich des Führers versichert, fielen sie mannhaft über das Heer im Lager her. Widolt mit der Stange schlug wie der Donner drein, und wo er hintraf, da fuhren die Haufen aus einander wie Staub, der dahin weht. Der grimme Tod jagte sie in die Weite. Als man nun seines Zorns genug genossen, wurde Widolt wieder gebunden, und Herr Dietherich kehrte heim, als wäre nichts geschehen. Aber der Wächter hörte sie in der Stille herankommen, und weil er glaubte, es wären die Feinde, rief er Konstantins Herr zu den Waffen. Konstantin sprang auf, wappnete sich und eilte in Dietherichs Zelt, den säumigen Mann zu mahnen: „Wohlauf, Herr Dietherich," rief er, „die Heiden fordern uns zum Kampf! der Tod naht manchem Manne!" Da sprach Imelot, der gefesselt zu Dietherichs Füßen lag: „Ihr spottet ohne Noth; Imelot ist euer Gefangener, und die er gestern noch sein nannte, die sind erschlagen und zerstreut."

Dem Könige däuchte diese Rede selbst wie ein Spott, bis Dietherich den gefangenen Heiden bei der Hand nahm und ihn dem Könige übergab. „Dein Feind", sprach er, „ist in deiner Gewalt, eines zweiten Sieges bedarfst du nicht, es ist niemand vorhanden, der dir widerstünde; aber — fuhr

der listige Mann fort — willst du nicht der lieben Frauen gedenken, die daheim um dich in Sorgen stehn? Wir sollten einen Boten haben, der ihnen ansagte, wie gut es uns ergangen ist." „Du selber sollst der Bote sein", erwiederte der König, „einen erwünschteren wüßt ich den Frauen nicht zu senden; aber", setzte er vorsichtig hinzu, „laß deines Volkes ein Theil bei mir, daß die Menge des Trosses dich auf der Fahrt nicht aufhalte."

Damit war Dietherich wohl zufrieden, nahm seine vertrauten Helden mit sich und eilte gen Konstantinopel. Als er aber in den Palast kam, sagte er den Königinnen böse Botschaft an: „Imelot hat gesiegt," sprach er, „das Heer der Griechen ist zerstreut, der Feind folgt mir auf dem Fuße, und ich getraue mich nicht, mit diesen Wenigen ihm die Stadt streitig zu machen. Wer sein Leben lieb hat, der sehe zu, wie er entrinnen möge; Imelot kennt kein Verschonen, ich fliehe über Meer."

Da weinete Konstantins Weib und bat ihn, sie und ihre Tochter mit sich zu nehmen. Der listige Mann zeigte sich dazu bereit, und führte die Königinnen zum Gestade. Mittlerweile brachte Asprian den Kammerschatz in den Raum des Fahrzeugs. Darnach führte Dietherich das Königskind an Bord, die Mutter aber ließ er am Ufer stehn. „O weh! Herr Dietherich!" rief das jammerhafte Weib, „was hast du vor? willst du mich den grausamen Feinden überlassen und mein Kind wie eine Beute davon führen? O bei allen Tugenden, die wir an dir bisher gefunden, beschwöre ich dich, nimm mich in dein Schiff zu meiner Tochter."

Da sprach der Schlaue: „Fürchtet nichts, hehre Frau, ihr sollt euch wohlgehaben. Konstantin ist nicht sieglos geworden, er reitet wohlgemuth seiner Hauptstadt zu und führt Imelot gefangen mit sich her. Inner drei Tagen wird er

bei euch sein; dann sagt ihm: seine Tochter sei mit König Rothern gen Westen über das Meer gefahren; denn wisset, dies ist mein Name und nicht Dietherich."

„Wohl mir", sprach die Königin, „daß ich je das Leben gewann! Gott der Allmächtige lasse dich lange mit meiner Tochter in Gnaden leben. Fürwahr, wackerer Degen, sie hätte dir leichter sollen gegeben werden, als du sie gewonnen hast, wenn es nach meinem Willen ergangen wäre. Wie Konstantin um das schöne Kind sich quälen wird, ist mir das Wenigste. Nun du Rother bist, fahre, theurer Degen, wohl, und Sanct Aegidius beschütze dich!"

Das schöne Mägdlein rief ihrer Mutter noch ein Lebewohl zu und hin fuhr das Schiff in die Weite. Sie aber kehrte in lachender Freude wieder in den Palast zurück und gönnte es Rothern wohl, daß Gott ihn mit Ehren in sein Land heimsandte.

Am dritten Tage zog Konstantin unter großem Schall und Gepräng in Konstantinopel ein. Er fragte hastig, wo seine Tochter wäre, weil er sie nicht sähe. Da antwortete ihm die Königin: „Freue dich, Konstantin, sei gutes Muthes, Konstantin, deine Tochter ist in guten Händen. Jener ehrenreiche Ritter, der sich Dietherich nannte, das war König Rother, der hat sie über das Meer entführt. Der listige Mann will sie als Pfand behalten, bis ihm dafür gelohnet ist, daß er dir so gute Dienste erwiesen hat. Und damit hat er uns recht gethan: wie konnten wir so kurzsichtigen Verstandes sein, zu wähnen, daß landesflüchtige Männer, verstoßene Dienstmannen, Vasallen so reich an Gut und Habe wären. Ihr seid nun gewarnt, Konstantin; kommt jemals wieder ein vertriebener Mann zu euch, so sehet euch besser vor."

Der König brach in Jammer und Thränen aus: „O weh, Frau Königin, sprach er, nun kommt uns theuer zu

stehen, was Rother von seinen Schätzen hier unter die Leute vertheilt hat." Vor Leid fiel er in Ohnmacht, aber bald stellte sich noch ein größerer Unfall ein. Denn während alles erschrocken herzusprang und um den König beschäftiget war, hatte Imelot der' günstigen Gelegenheit wahrgenommen, er war entwischt. Fremde Kaufleute, welche mit ihrem Fahrzeuge just im Hafen lagen, nahmen ihn an Bord und führten ihn gegen Zusage reichen Lohnes eilend von dannen.

Wie nun der König wieder zu Sinnen kam und von den Umstehenden erfuhr, der gefangene Heide sei entronnen, sprach er: „Lasset uns darauf bedacht sein, größeres Unglück zu verhüten! Frau Königin, nehmt aus dem Schatze so viel euch gut dünkt und lohnet damit reichlich die Helden, welche Rother bei uns zurückgelassen hat. Mögen sie heimfahren und mir gewogen bleiben, daß, wenn Imelot noch einmal mit Heereskraft sich wider mich aufmacht, sie mir zu Hilfe kommen."

Gern that die Königin, wie ihr befohlen war, füllte den Fürsten ihre Schilde mit Gold und beschenkte auch die Knechte mit guten reichen Gaben. So zogen Rothers Recken fröhlich heim, kamen bei Bare glücklich an das Land und wurden vom Könige mit tausend Freuden empfangen. Seitdem herrschte Rother in Frieden und Segen über das Reich, und der Ruhm seines Namens ging aus in alle Lande. Die junge Königin gebar ihm einen Sohn, der ward Pipin geheißen; dessen Sohn ist Karl der Große.

---

43. Desiderius wird König der Langobarden.

Es lebte in der Stadt Brixia ein vornehmer Mann, fromm und gottesfürchtig, mit Namen Desiderius. Als nun einst die Barone und die Mächtigen der Langobarden

in Ticinum einen König wählen wollten, da sprach Desiderius zu seiner Frau Ansa: „Ich will gen Ticinum reisen, wo die Fürsten der Langobarden zusammengekommen sind, sich einen König zu setzen.“ Sein Weib aber lachte und sprach: „Geh hin, vielleicht wählen sie dich zu ihrem König.“

Er zog also von dannen und kam am ersten Tag bis zu einem Orte, welcher Lenum*) heißt; daselbst legte er sich zur Ruhe unter einen Baum nieder. Und wie er eingeschlafen war, siehe, da kam eine Schlange und wand sich um sein Haupt wie eine Krone. Sein Diener wollte ihn, wie er das sah, nicht aufwecken, aus Furcht, die Schlange möchte ihn

verletzen. Unterdessen träumte dem Desiderius, es werde ihm das königliche Diadem aufs Haupt gesetzt. Als er nun er-

---

* Lene zwischen Brescia und Cremona

wachte, und die Schlange, ohne ihn irgend verletzt zu haben, wieder fort war, da sprach er zu seinem Diener: „Steh auf, wir wollen gehen, denn ich habe einen Traum gehabt, nach dem ich glaube, König zu werden.“ Und unterwegs erzählte ihm der Diener, was ihm mit der Schlange begegnet war.

Wie er nun in den Hof kam, wo das Volk stand und wissen wollte, wen die Wahlfürsten zum Könige wählen würden, nachdem sie, ohne sich darüber einigen zu können, schon viele Tage hingebracht hatten, da sprachen die, welche im Hofe standen und warteten, zu Desiderius: „Gehe hinein zu ihnen, Desiderius, und sag ihnen, daß wir es alle müde sind, so lange auf ihre Wahl zu warten.“ Er trat also unbefangen zu ihnen ein und berichtete von dem Murren des Volks, das auf die Wahl wartete. Als sie aber den Desiderius erblickten, von dem noch gar nicht die Rede gewesen war, da sprach einer von ihnen laut vor allen: „Dieser Desiderius hier ist ein adeliger Mann, und obwohl nicht sehr begütert, doch tüchtig im Krieg. Laßt uns ihn zum Könige wählen.“ Und in kurzem waren sie alle nach Gottes Willen einstimmig für ihn und wiesen ihn ins Krönungsgemach und bekleideten ihn mit den königlichen Abzeichen. Wie das im Hof bekannt wurde, da freuten sich alle insgesammt.

Desiderius aber vergaß nicht jenes Ortes, wo die Schlange sein Haupt umwunden hatte, und baute daselbst zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi und des heiligen Bekenners Benedict ein großes und herrliches Kloster und verlieh ihm Privilegien und viel Landes. Seine Frau Ansa folgte dem Beispiele ihres Gemahls und stiftete aus ihrem eignen Vermögen ebenfalls ein reiches und herrliches Kloster in der Stadt Brixia für Nonnen und begabte es mit Landgütern, Wiesen, Mühlen, Quellen, mit Hörigen und Leib-

eigenen und mit vielen Koſtbarkeiten, wie es einer Königin der Langobarden geziemte.

44. Der langobardiſche Spielmann.

Als Deſiderius, der Langobardenkönig, vernahm, daß König Karl ihn mit Krieg überziehen wollte, beſchickte er alle Großen ſeines Reichs und ließ ſie vor ſich kommen, um ſie zu befragen, was er thun ſollte. Sie erwiederten ihm, er mit ſeinem kleinen Heere könnte der Uebermacht der Franken nicht die Spitze bieten. „Aber laß", ſo ſprachen ſie, „alle Thäler und Engpäſſe, die aus Gallien nach Italien herüberführen, durch eine Mauer, die von Berg zu Berge gezogen wird, ſchließen und ſo ihnen den Weg verſperren." Und alſo that er auch. Und bis auf den heutigen Tag ſind noch die Grundmauern dieſer Befeſtigung zu ſehen.

Wie nun das Land ſolchergeſtalt geſchloſſen war, kamen die Franken herangezogen und fanden keinen Zugang; und ſie berannten einen Tag und den andern, zu tauſend oder zweitauſend Mann, die Verſchanzungen der Langobarden.

Es hatte nun König Deſiderius einen Sohn mit Namen Algis, einen Jüngling von gewaltiger Körperkraft: der pflegte zu Kriegszeiten mit einem eiſernen Stocke herumzureiten und Feinde damit niederzuſchlagen. Dieſer behielt die Franken und alles, was ſie vornahmen, ſcharf im Auge, und wenn er wahrnahm, daß ſie ſich der Ruhe überließen, überfiel er ſie plötzlich, hieb mit ſeinen Leuten rechts und links auf ſie ein und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an.

Wie nun die Franken in beſagter Weiſe täglich viel Verluſt erlitten und nichts zu Stande brachten, da fand ſich ein langobardiſcher Spielmann in ihrem Lager ein und trug

ihnen ein Lied vor, deß Inhaltes: „Welcher Lohn wird dem zu Theil, der Karln ins Land Italien führt, auf Wegen, wo kein Spieß gegen ihn erhoben, kein Schild zurückgestoßen wird, wo keinem seiner Mannen ein Leid widerfahren soll?“ Als dem Könige zu Ohren kam, was der fremde Spielmann gesungen hatte, berief er den Mann zu sich und versprach ihm alles, was er fordern würde, zu gewähren, wenn er durch ihn den Sieg gewönne.

Das ganze Heer wurde nun zusammenberufen, und Karl nahm Abschied von dem Abte und von den Brüdern des Klosters Novalese, in welchem er schon so lange verweilt hatte. Der Spielmann mußte nun vorausgehn: er ließ aber die gewöhnlichen Wege bei Seite liegen und führte den König über einen Bergsteig, welcher bis auf den heutigen Tag „der Frankenweg“ heißt. Wie sie von diesem Berge niederstiegen, kamen sie in eine Ebene des gavensischen Fleckens, sammelten sich daselbst und stellten sich in Schlachtreihe gegen Desiderius. Diesem kam es ganz unvermuthet, daß die Franken ihm bereits im Rücken stünden, und floh nun eiligst seiner Hauptstadt zu. Die Franken aber ergossen sich über das ganze Land und eroberten und verwüsteten alles, Burgen und Dörfer.

Jetzt trat nun der Spielmann vor König Karl und mahnte ihn an sein Versprechen. Der König erwiederte: „Fordere, was du willst.“ Darauf sprach der Spielmann: „Ich will auf einen dieser Berge steigen und mit Macht in mein Horn stoßen, und so weit man es hören wird, das Land sollst du mir zum Lohne geben mit Männern und Weibern, die darinnen sind.“ Der König sprach: „Es geschehe, wie du gesagt hast.“

Der Spielmann verneigte sich, stieg auf einen Berg und blies, daß es weithin durch die Thäler und über die Gefilde erscholl. Dann stieg er sogleich wieder herab, ging durch

Dörfer und Felder, und wen er traf, den fragte er: „Haſt du Horn blaſen hören?“ Und wer nun antwortete: „Ja, ich habs gehört“, dem gab er einen Backenſtreich und ſprach: „Du biſt mein eigen.“

Alſo verlieh Karl dem Spielmanne das Land, ſo weit man ſein Blaſen hatte hören können; und er und ſeine Söhne beſaßen es nach ihm, und bis auf den heutigen Tag heißen die Einwohner dieſes Landſtrichs: die Zuſammengeblaſenen (Transcornati) *).

45. Die Schlacht auf dem Todtenfelde.

Wie alle Flüſſe in das Meer ſich ergießen, ſo ergoſſen ſich auch, nachdem die Langobarden von den Clauſen geflohen waren, alle möglichen Völkerſchaften unter König Karl in das Land Italien. Der König Deſiderius ſtellte ſich ihm aber doch noch einmal im offnen Feld entgegen mit ſeinem kleinen Heere. Denn wo Deſiderius einen Prieſter hatte, da hatte Karl einen Biſchof, wo jener einen Mönch, dieſer einen Abt, wo jener einen Fußſoldaten, dieſer einen Herzog und Grafen, wo Deſiderius einen Mann, da konnte Karl dreißig ins Feld ſtellen.

Die Schlacht hub alſo an, und drei Tage lang ſtritten die Langobarden mannhaft und wichen vor der ungeheuern Uebermacht nicht zurück. Am Ende des dritten Tags aber rief Karl, von göttlichem Feuer entflammt, ſeinen Hauptleuten zu: „Entweder fallet im Streite oder erkämpfet euch den Sieg.“ Da mußte Deſiderius mit dem Heere der Lango-

* In unſchuldig lieblicher Geſtalt kehrt dieſe Sage in Uhlands Singenthal wieder.

barden bis zu dem Orte fliehen, welcher jetzt Mortaria heißt, damals aber wegen seiner Lieblichkeit „das schöne Wäldchen" genannt wurde. Hier hielt er mit den Seinigen Stand und sprach zu ihnen: „Tapfere Krieger, esset Brod mit mir, trinket Wasser und lasset eure Rosse sich etwas verschnaufen."

Am andern Morgen aber zog König Karl wieder gegen sie und fand die Langobarden wohl gerüstet. Beide Heere stritten mannhaft und keine geringe Zahl kam auf beiden Seiten um, und darum heißt der Ort bis auf den heutigen Tag Mortaria, das ist: das Todtenfeld. Von da floh Desiderius nach Pavia.

46. König Karls Ankunft vor Pavia.

Zu jener Zeit lebte am Hofe des Desiderius ein Mann mit Namen Otkar, einer der vornehmsten fränkischen Fürsten, welcher bei König Karl in Ungnade gefallen war und das Land hatte räumen müssen, worauf er bei dem Könige der Langobarden eine Zuflucht gefunden. Als nun die Nachricht erscholl, Karl ziehe mit seiner Heeresmacht gegen Pavia heran, wollte Desiderius seinen Gegner mit eignen Augen sehen, rief den Otkar zu sich und stieg mit ihm auf einen sehr hohen Thurm, von wo sie weit und breit die Ankommenden erblicken konnten.

Da zeigte sich zuerst der Troß des fränkischen Heeres, der in dichten Haufen gegen die Feste rüstig anrückte. „Ist Karl unter diesem großen Heere?" fragte Desiderius. „Noch nicht!" antwortete Otkar. Hierauf kam das Volksheer, gesammelt aus dem ganzen weiten Frankenreich; und wie Desiderius diese gewaltige Menge sah, sprach er mit Zuversicht: „gewiß zieht Karl mit diesen Truppen." Otkar erwiederte:

„Immer noch nicht, auch jetzt noch nicht!“ Da wurde es dem Könige schwül zu Muthe und er sprach: „Was sollen wir anfangen, wenn noch mehrere mit ihm kommen?“ „Wie er kommen wird“, antwortete jener, „sollst du gewahr werden; was mit uns werden soll, weiß ich nicht.“ Und siehe, da sie noch sprachen, erschien das Hausgesinde des Königs Karl, das niemals müßige. Erstaunt hub Desiderius an: „Darunter ist doch König Karl!“ Aber Otkar sprach: „Noch nicht, auch jetzt noch nicht.“ Nächstdem zeigten sich die Bischöfe und Aebte und Geistlichen mit ihren Begleitern. Als er die gesehen, stammelte der Fürst, dem Lichte schon feind und nur nach dem Tode verlangend, mit Mühe noch die Worte: „O laß uns hinabsteigen und uns in der Erde verbergen vor dem Zorn eines so furchtbaren Feindes.“ Otkar aber, der sich aus besseren Zeiten der unvergleichlichen Macht und Kriegsrüstung seines Königes erinnerte, brach in die Worte aus: „Wenn du siehst, daß auf den Gefilden ein eisernes Saatfeld starrt, und daß der Po und Tessin mit dunkeln, eisenschwarzen Meereswogen gegen die Mauern der Stadt anschwellen, dann gewarte, daß Karl kommt.“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als zuerst gegen Westen es anfing sich zu zeigen wie eine finstere Wolke, die den hellen Tag beschattete. Aber als Karl allmählig näher kam, glänzte den Belagerten von dem Scheine der Waffen ein Tag entgegen, der für sie finsterer war wie jede Nacht. Da sah man ihn auch selbst, den eisernen Karl, das Haupt mit eisernem Helm, die Arme mit eisernen Ringen bedeckt, die weite Brust, die breiten Schultern geschützt durch einen eisernen Harnisch, eiserne Schuppen umhüllten die Schenkel, eiserne Schienen die Beine, die Linke trug eine Eisenstange hoch aufgereckt und die Rechte ruhete am Schwertgriff. An seinem Schilde sah man nichts als Eisen. Auch sein Pferd war eisern an Farbe und Muth. Alle, die ihm vorauszogen, zur

Seite gingen und nachfolgten, ja das ganze Heer ſchien auf gleiche Weiſe gerüſtet. Eiſen erfüllte die Felder und Wege; die Strahlen der Sonne wurden zurückgeworfen durch den Glanz des Eiſens. „O das Eiſen! Wehe das Eiſen!“ ſo tönte das verworrene Geſchrei der Einwohner. Einen raſchen Blick hinüberwerfend ſprach Otkar zu Deſiderius: „Siehe da haſt du ihn, nach dem du ſo viel frugeſt!“ und mit dieſen Worten brach er wie entſeelt zuſammen.

47. Die Eroberung von Pavia.

Karl hatte Turin erobert und alle Städte und Burgen und zog nun vor Pavia, wo ſich Deſiderius mit ſeinem Sohne Algis und ſeiner Tochter eingeſchloſſen hatte. Deſiderius war ſehr demüthig und gut. Jedesmal ſtand er, wie etliche erzählen, um Mitternacht auf und ging in die Kirchen, um da zu beten; die Thore der Kirchen öffneten ſich ihm ſogleich von ſelbſt vor ſeinem bloßen Anblick.

Wie nun Karl die Stadt Pavia ſchon lange belagert hielt, ſchrieb des Deſiderius Tochter einen Brief an ihn und ſchoß ihn mit einer Armbruſt über den Fluß Ticinus. In dem Briefe ſtand: wenn ſie der König zum Ehegemahl nehmen wolle, ſo werde ſie ihm die Stadt und den ganzen Schatz ihres Vaters überliefern.

Karl antwortete ihr darauf ſo, daß die Liebe der Jungfrau nur noch ſtärker entzündet wurde. Sie ſtahl ihrem Vater, während er ſchlief, die Schlüſſel der Stadt unter dem Kopfkiſſen weg und meldete dem Könige wieder mittelſt der Armbruſt: er ſollte ſich in dieſer Nacht bereit machen, auf ein gegebenes Zeichen in die Stadt zu rücken. Als nun Karl Nachts ins Thor einzog, ſprang ihm das Mädchen fröhlich

entgegen; aber im Gedränge gerieht ſie unter die Hufe der Roſſe und wurde, weil es finſtere Nacht war, von dieſen zertreten.

Ueber dem Gewieher der Pferde erwachte Algis, des Königs Sohn, zog ſein Schwert und tödtete viele Franken. Aber ſein Vater verbot ihm, ſich zu wehren, weil es Gottes Wille ſei, daß die Stadt in Feindes Hand komme. Da entfloh Algis, Karl aber nahm die Stadt in ſeinen Beſitz und zog in die königliche Burg und ließ ſich daſelbſt Treue ſchwören.

---

48. Algis.

Als Karl bereits im ruhigen Beſitz von Italien war und ſich in der Stadt Pavia aufhielt, wollte Algis, der Sohn des Königs Deſiderius, ſehen, was da vorging, und wagte es ſelbſt nach Pavia zu kommen. Denn er war von Jugend auf ſehr ſtark und kühn von Muth. Er fuhr zu Schiffe dahin, nicht wie ein Königsſohn, ſondern umgeben von wenigen Leuten, wie einer aus geringem Stande. Von niemanden wurde er erkannt, bis zuletzt von einem ehemaligen treuen Diener ſeines Vaters. Es war aber ſchon lange her, daß er Vater und Reich verloren hatte. Wie er ſich nun von jenem erkannt ſah, ſo bat er flehentlich und bei dem Eid der Treue, welchen er einſt ſeinem Vater geſchworen, daß er ihn nicht dem König Karl verrathen möchte. „Bei meiner Treue", antwortete jener, „ich will dich niemanden verrathen, ſo lange ich dich verhehlen kann." „So bitte ich denn," ſprach Algis weiter, „ſetze mich heute, wenn der König zu Mittag ſpeiſt, ans Ende eines Tiſches und ſchaffe, daß alle Knochen, die man von der Tafel aufhebt, vor mich gelegt werden."

Jener sagte ihm das zu, denn er war es, dem es oblag, die Speisen auf die königliche Tafel zu setzen; und als es nun ans Essen ging, so that er es alles der Verabredung gemäß. Algis aber zerbrach alle Knochen und aß gleich einem hungrigen Löwen das Mark daraus, warf sie dann unter den Tisch und machte einen tüchtigen Haufen zusammen. Darnach erhob er sich unbemerkt und entfernte sich früher vom Mahle als die Uebrigen.

Als der König das Mahl geendet hatte und aufstand, bemerkte er die Menge Knochen unter dem Tische und fragte: „Wer hat, um des Himmels Willen, alle diese Knochen so zerbrochen?" Alle antworteten, sie wüßten es nicht; Einer aber sprach: „Es saß hier ein starker Degen, der zerbrach alle Knochen, mochten es Hirsch-, Bären- oder Ochsenknochen sein, so leicht als wären es Hanfstengel."

Der König ließ augenblicklich den Truchseß rufen und fragte ihn: „Wer und woher war der Starke, der hier saß und die vielen Knochen zerbrach?" Jener antwortete: „Herr, ich weiß es nicht." Aber der König ließ ihn damit nicht los, sondern sprach: „Bei meines Hauptes Krone, du weißt es." Als nun der Truchseß sahe, daß er dem Könige mit Ausflüchten nicht entschlüpfen könne, fürchtete er sich und schwieg.

Endlich wurde es dem Könige kund, daß es Algis gewesen, und es war ihm ärgerlich, daß er so ungestraft davon gekommen. Da forschte er weiter: „Wohinaus ist er gegangen?" Einer versetzte: „Er kam zu Schiffe und wird vermuthlich so auch wieder weggehn." — „Willst du", sprach ein Andrer, „daß ich ihm nachsetze und ihn umbringe?" — „Auf welche Weise?" fragte Karl. — „Gieb mir deine goldnen Armringe, und ich will ihn damit berücken."

Der König gab sie ihm alsbald, und jener eilte schnell dem Algis zu Lande nach, bis er ihn einholte.

Als er ihn von fern erblickte, rief er ihn bei seinem Namen und meldete ihm dann, daß Karl ihm seine goldenen Armspangen zum Geschenke sende, und machte ihm Vorwürfe, daß er so heimlich davon gegangen, und nun solle er mit seinem Schiffe ans Land fahren, damit er ihm die Geschenke übergeben könne. Algis that so; wie er aber näher kam und die Gabe auf der Spitze des Speeres ihm darreichen sah, ahnete er Verrath, warf seinen Panzer über die Schulter, nahm seinen Speer zur Hand und rief: „Was du mir mit dem Speere darreichst, will ich auch mit dem Speer empfangen. Sendet mir übrigens dein Herr betrüglich diese Gabe, damit du mich tödten mögest, so will ich ihm nicht nachstehn und schicke ihm dafür meine Armspangen."

So reichte er sie jenem hinüber, der, in seiner Erwartung getäuscht, beschämt heimkehrte und dem Könige die Armspangen des Algis brachte. Wie aber Karl sie anlegen wollte, fielen sie ihm bis über die Schultern. Da rief er aus: „Es ist kein Wunder, daß dieser Mann Riesenstärke hat." Und hinfort fürchtete er den Algis noch mehr, weil er ihn und seinen Vater des Reiches beraubt hatte; und weil er ein so starker Held war, darum hätte er ihn gerne unter den Todten gewußt.

Wie aber Algis so großer Gefahr entkommen war, begab er sich zu seiner Mutter, der Königin Ansa nach Brixia, wo sie ein reiches Münster*) gestiftet hatte.

*) Siehe S. 109.

49. Die Ahnen des Paulus Diaconus.

Paulus Diaconus, Warnefrits Sohn, der berühmte Geſchichtſchreiber der Langobarden, welchem wir die Ueberlieferung der meiſten im Vorigen mitgetheilten Sagen und Geſchichten dieſes edeln Volksſtammes verdanken, giebt über die Schickſale ſeiner Ahnen folgende anmuthige Nachricht.

Zu der Zeit, da das Volk der Langobarden aus Pannonien nach Italien kam, war auch mein Urgroßvater Leupichis, der ein Langobarde von Geburt war, mitgezogen. Nachdem er etliche Jahre in Italien zugebracht hatte, ſo ſtarb er und hinterließ fünf unmündige Söhne. Dieſe geriethen zu der Zeit, als Friaul von den Avaren eingenommen wurde, ſämmtlich in Gefangenſchaft und wurden in die Fremde nach dem Avarenlande abgeführt. Nachdem ſie daſelbſt viele Jahre lang das Elend der Gefangenen erduldet und bereits des Mannes Alter erreicht hatten, ſo blieben vier von ihnen, deren Namen ſich nicht erhalten haben, in den Banden der Knechtſchaft; der fünfte von den Brüdern, welcher nachmals mein Urgroßvater wurde, beſchloß, wie ich glaube auf Eingebung des Herrn der Barmherzigkeit, das Joch der Gefangenſchaft abzuſchütteln und nach Italien, wo er das Volk der Langobarden noch anſäſſig wußte, zurückzukehren und ſeine Freiheit wieder zu erlangen. Auf ſeine Flucht nahm er einen Bogen mit dem Köcher und etwas Wegezehrung mit, wußte aber gar nicht, wohinaus er ziehen ſollte: da kam ein Wolf und wurde ihm Führer und Begleiter auf der Reiſe. Wie der Wolf vor ihm herging, ſich häufig nach ihm umſah; wann er Halt machte, auch ſtille ſtand; wann er aufbrach, wieder vorausging: — da merkte Leupichis, daß ihm das Thier von Gott zugeſchickt ſei, damit es ihm den Weg weiſe, den er nicht kannte.

Als ſie auf dieſe Weiſe mehrere Tage durch das einſame Gebirge gezogen waren, ging dem Wanderer das wenige Brot, das er hatte, ganz aus. Mit leerem Magen ſchritt er weiter; als er aber von Hunger gänzlich erſchöpft war, ſpannte er ſeinen Bogen und wollte den Wolf mit dem Pfeile tödten, um ihn zu verzehren. Aber der Wolf wich dem Schuſſe aus und verſchwand aus ſeinen Augen. Leupichis wußte, als der Wolf ihn verlaſſen, nicht, wohin er gehen ſollte; und noch dazu hatte er durch den Hunger alle Kraft verloren, ſeinen Weg fortzuſetzen. Schon am Leben verzweifelnd, warf er ſich an die Erde und ſchlief ein.

Da ſah er im Traum einen Mann, der folgende Worte zu ihm ſprach: „Steh auf, der du ſchläfſt! wandre nach der Gegend, wohin deine Füße jetzt gerichtet ſind; denn dort liegt Italien, wohin du willſt.“ Sogleich ſtand Leupichis auf und zog in der Richtung weiter, von welcher er im Traum gehört hatte, und bald kam er zu der Wohnſtätte von Menſchen. Es waren aber in jenen Gegenden Slaven anſäſſig. Eine bereits ältliche Frau merkte, wie ſie ihn erblickte, alsbald, daß er ein Flüchtling ſei und Hunger leide. Von Mitleiden bewegt, verſteckte ſie ihn in ihrem Hauſe und reichte ihm insgeheim und ganz allmählig Nahrung, damit er nicht, wenn er auf einmal bis zur Sättigung Speiſe erhielte, ſein Leben verlöre. Wie er nun auf ſolche Weiſe allmählig wieder zu Kräften gekommen und fähig war ſeine Wanderung fortzuſetzen, gab ſie ihm noch Speiſe auf den Weg mit und wies ihn an, welche Richtung er einſchlagen müßte.

Nach einigen Tagen erreichte er Italien und kam zu dem Hauſe, in welchem er geboren war. Er fand es ſo verfallen, daß es nicht allein kein Dach mehr hatte, ſondern auch von Hecken und Dornen verwachſen war. Er hieb ſie nieder; an einem ſtattlichen Eſchenbaum aber, welchen er innerhalb der Wände vorfand, hing er ſeinen Köcher auf. Durch Gaben

ſeiner Verwandten und Freunde unterſtützt, konnte er ſein Haus wieder herſtellen und nahm ein Weib; aber von dem Vermögen, welches ſein Vater gehabt hatte, konnte er nichts mehr herausſchlagen; er blieb durch diejenigen, die ſich durch langjährigen Beſitz daſſelbe angeeignet hatten, davon ausgeſchloſſen.

Dieſer Leupichis nun wurde, wie ich ſchon oben angab, mein Urgroßvater. Er erzeugte einen Sohn, Arichis; dieſer meinen Vater Warnefrit, und Warnefrit mich, den er Paulus nannte, und meinen Bruder Arichis, auf welchen der Name unſeres Großvaters überging.

---

50. Paulus Diaconus und Kaiſer Karl.

Zu den Zeiten des Königs Deſiderius zeichnete ſich in den Wiſſenſchaften der Diaconus Paulus aus. Er ſtammte aus der Stadt Forojuli und nach dem Rang dieſer Welt von nicht niedrigen Eltern ab. Vom König und von allen war er hoch geſchätzt und geliebt, und der König hörte in allen geheimen Sachen auf ſeinen Rath.

Nachdem Deſiderius im Kriege mit den Franken dem König Karl unterlegen und nicht nur des Reichs und der Freiheit, ſondern auch, wie einige ſagen, des Augenlichts beraubt worden, ſtand Paulus aus alter Treue zu ſeinem Herrn dem Könige Karl zweimal nach dem Leben; und da ſolches dem Könige von ſeinen Getreuen berichtet war, ſo ließ er es doch lange hingehen, wegen der großen Liebe, die er zu ihm trug. Aber als er es zum dritten Male verſuchte, ließ er ihn greifen und in offener Verſammlung vor ſich führen, und redete ihn mit dieſen Worten an: „Sage mir, Diaconus Paulus, warum haſt du mir zweimal und dreimal nach dem

Leben geſtanden?“ Paulus, hohen Sinnes, wie er war, gab kühn zur Antwort: „Thue mir, wie du willſt, aber ich rede die Wahrheit und ſoll nichts Falſches aus meinem Munde kommen! Ich bin ein Getreuer geweſen des ehemaligen Königs Deſiderius, und dieſe Dienſttreue gilt bei uns heute noch.“

Wie er das in offener Verſammlung vor allen Großen geſagt hatte, befahl der König erzürnt ſeinen Mannen, ſie ſollten ihm unverzüglich die Hände abhauen. Als dieſe aber ſein Wort auszuführen ſich anſchickten, ſo fing der milde König wegen der gar großen Liebe, die er zum ihm trug, und wegen ſeiner Geſchicklichkeit tief aufzuſeufzen an und brach in die Worte aus: „Wenn wir ihm die Hände abhauen, wo finden wir einen ſo anmuthigen Schriftſteller wieder?“

Die Großen aber, die ihn umgaben und die Vornehmen, denen Paulus ob ſeiner Anhänglichkeit zu König Deſiderius verhaßt war, gaben das zur Antwort: „Wenn du, König, dieſen Diaconus ungeſtraft laufen läſſeſt, ſo wird dein Reich keine Feſtigkeit haben.“ Da ſprach der König: „Saget mir, was euch nun gut dünkt.“ Sie aber erwiederten aus böſem Munde: „Augenblicklich ſollen ihm die Augen ausgeſtochen werden, damit er hinfort keine Briefe oder Verſchwörungen mehr gegen eure Hoheit und eure Herrſchaft mit ſeinen Händen anzetteln kann.“

Als er nun die Härte und Grauſamkeit ſeiner Leute ſah, ward er ſehr aufgeregt und dachte darauf, ihn vor ſolchem Unglück zu bewahren, er ſprach alſo weiter: „Wo werden wir denn einen ſo herrlichen Dichter und ſolch tüchtigen Geſchichtſchreiber wieder finden?“

Da riethen ihm ſeine Großen, er ſolle ihn auf eine Inſel in die Verbannung ſchicken, damit er ſich dort langſam abquäle. Das geſchah; er wurde in Feſſeln auf die Inſel des Diomedes, welche heutiges Tages Iſola de Tremiti heißt, in die Verbannung geſchickt, und lebte daſelbſt lange in Noth

und Pein. Aber da Paulus der Wahrheit folgte, welche Chriſtus iſt, ſo befreite ihn auch die Wahrheit wunderbar mit ihrer ſtarken Macht. Denn ein Menſch, der ihm lange gedient hatte, entführte ihn heimlich von der Inſel und brachte ihn nach Benevent. Wie das dem Fürſten Arichis gemeldet wurde, ſo wurde er voll Freude, weil es ihn ſchon lange verlangt hatte, ſeine Geſtalt zu ſehen und aus ſeinem Munde die ſüßen Worte zu vernehmen. Alsbald ſchickte er ihm nicht wenige ſeiner Großen und Ritter entgegen, die ihn einholen ſollten. Und als ſie in herrlichem Aufzug nach Benevent kamen, fiel der Fürſt ihm um den Hals und weinte vor Freude und küßte ihn. Und als Paulus zu der Fürſtin Adelperga, der Tochter ſeines alten Herrn kam, verneigte er ſich demüthig vor ihr und ſprach: „Ich habe deinen milden Vater verloren, aber der Herr hat mir ſeine Kinder erhalten und läßt mich dazu noch deine Sprößlinge ſchauen.“ Da weinte die Fürſtin bitterlich.

Arichis aber gab ihm Diener und Kleider und Speiſe und Trank im Ueberfluß und ließ ihn in ſeinem Schloſſe wohnen und pflog häufig Geſpräche mit ihm über die freien Wiſſenſchaften. Und wenn ſie ſich mit einander über die heilige Schrift unterhielten, ſo war der Fürſt ganz unerſättlich.

III.

51. Childerich und ſein kluger Rathgeber.

Merovech, von welchem die Frankenkönige nachmals Merovinger genannt worden ſind, hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohne Childerich. Dieſer aber führte ein ſchwelgeriſches Leben und ließ die Töchter des Landes, an welchen er Gefallen fand, mit Gewalt ihren Eltern entführen und nach Hofe bringen. Darob ergrimmten die Franken gegen ihn und beſchloſſen ihn zu tödten oder der Herrſchaft zu entſetzen. Er hatte aber einen ſehr ergebenen Diener, mit Namen Wiomad, der ihm ſchon vormals, als er mit ſeiner Mutter von den Hunnen in die Gefangenſchaft geführt worden war, wieder zur Freiheit verholfen hatte. Als er nun hörte, was die Franken wider ihn im Sinne hätten, rief er dieſen Vertrauten zu ſich und ging mit ihm zu Rathe, wie er ihm die aufgebrachten Gemüther wieder verſöhnen könnte. Dieſer nahm ein Goldſtück, theilte es in zwei Stücke und, indem er dem Könige die eine Hälfte darreichte, ſprach er: „Fliehe nach Thüringen und verbirg dich dort eine Weile. Ich werde unterdeß verſuchen, ob ich die Franken werde wieder mit dir ausſöhnen können. Sobald mir dies gelingt, werde ich zu dir ſenden, und wenn ich dir dann dieſe Hälfte, die ich jetzt bei mir behalte, ſchicke, und ſie mit deiner Hälfte verbunden ein Goldſtück ausmacht, ſo kehre ohne Furcht in deine Heimath zurück.“

Childerich entwich und hielt sich in Thüringen beim Könige Bisin und seiner Gemahlin Basina verborgen. Die Franken aber erhoben, als Childerich sie verlassen hatte, den Aegidius, den Befehlshaber der Römer in demjenigen Theile Galliens, welcher bis dahin unter der Gewalt dieses Volkes geblieben war, zum Könige über sich; und das war nicht ein guter, sondern ein thörichter und sinnloser Einfall von ihnen. Wiomad wußte sich das Vertrauen des Römers zu erwerben und wurde von ihm zum Unterkönige eingesetzt. Dieser gab nun dem Aegidius den Rath, er solle jedem Franken einen Schoß von einem Goldgulden auferlegen; und Aegidius that also. Die Franken nahmen dies ruhig hin und zahlten den Schoß. Da sagte Wiomad abermals zu Aegidius: „Das hartnäckige Volk, das ich nach deinem Befehl regieren soll, ist zu gering eingeschatzt, darum ist es übermüthig; laß einen Jeden drei Goldgulden einzahlen.“ Die Franken ließen sich auch dies ruhig gefallen und sprachen: „Besser ist es, wir zahlen drei Gulden Schoß, als daß wir unter Childerich ein elendes Leben führen.“ Wiomad sprach darauf abermals zu Aegidius: „Die Franken lehnen sich gegen dich auf, und du wirst ihren Trotz nicht beugen, wenn du nicht eine gute Zahl von ihnen hinrichten lässest.“ Und er wählte hundert von ihnen aus, unnützes Volk und die in Fährlichkeiten nicht zu gebrauchen waren, und sandte sie an Aegidius, der sie auf Wiomads Rath hinrichten ließ.

Da geriethen die Franken in große Angst und Bestürzung und fragten bei Wiomad an, was sie thun sollten. Ist es nicht genug, sagten sie, an dem Schoß, den wir zahlen? Wie lange sollen wir dies Elend noch ertragen und ruhig mit ansehn, daß die Unsrigen wie das Vieh hingeschlachtet werden? Er antwortete ihnen: „Erinnert ihr euch nicht oder habt schon vergessen, wie die Römer euer Volk überfielen und aus ihrem Lande jagten? So habt auch ihr euren König,

der wacker und tüchtig war, aus dem Lande gejagt und diesen Söldling des römischen Kaisers, einen grausamen, jähzornigen und hochmüthigen Menschen über euch erhoben. Unbedachtsam habt ihr gehandelt und nicht wohl, sondern übel euch berathen." Sie sagten: „Jener hat uns hintergangen und wider das Gesetz an unsern Kindern gehandelt. Aber es gereut uns, daß wir dies wider unsern König gethan haben. Möchten wir ihn doch wiederfinden können und er in Frieden über uns herrschen!"

Da schickte Wiomad seinen Theil des Goldstücks, welches er mit dem Könige getheilt hatte, zu Childerich und ließ ihm sagen: „Kehre zurück in das Reich der Franken, denn es ist alles für dich sicher." Da der König dies Zeichen sah, die Hälfte des Goldstücks nemlich, welche zu der seinigen genau paßte, hatte er den Beweis vor Augen, daß diese Botschaft ächt sei, und machte sich auf den Weg nach Frankenland. Auf die Nachricht hiervon eilte er ihm entgegen nach dem Schlosse Bar, und die von Bar nahmen den König auf. Und weil sie ihn zuerst aufgenommen hatten, erließ er ihnen auf Wiomads Rath in Gnaden alle Abgaben an den Staat. Hierauf wurde Childerich wieder von allen Franken zum Könige eingesetzt und bestand manchen Kampf mit Aegidius und brachte den Römern viele Niederlagen bei.

52. Basinas Weissagung über Chlodovech.

Als Basina, welche in Thüringen mit dem Könige Bisin vermählt war, erfuhr, daß Childerich von den Franken wieder zum Könige erhoben sei, verließ sie ihren Gemahl und entfloh zu Childerich. Dieser fragte sie erstaunt, weshalb sie aus so weiter Ferne zu ihm käme, und sie gab ihm zur Antwort:

„Ich kenne deine Tüchtigkeit und weiß, daß du wacker und hurtig bist, deshalb bin ich zu dir gekommen, bei dir zu wohnen. Denn hätte ich selbst an dem äußersten Saume des Meeres einen tüchtigeren Mann als dich gekannt, so würde ich ihn aufgesucht und bei ihm gewohnt haben."

Und Childerich freute sich der Rede des treulosen Weibes und vergaß der Freundschaft, die er in Bisins Hause genossen, und nahm Basina zum Weibe. Der Sohn dieser beiden war der berühmte Chlodovech.

Es geschah aber in der Nacht, ehe Chlodovech das Leben erhielt, sprach Basina zum Könige: „Erhebe dich still und melde deiner Magd, was du im Vorhofe der Königsburg siehest." Er erhob sich und ging hinaus und sah Thiergestalten, welche Löwen, Einhörnern und Leoparden glichen und im Hofe umherwandelten; kehrte zurück und meldete es seinem Weibe.

Basina aber sprach zu ihm: „Mein Gebieter, gehe abermals hinaus und melde deiner Magd, was du gesehen hast." Er ging abermals hinaus und sah Gestalten wie von Bären und Wölfen dort umherwandeln. Und als er dies ihr meldete, hieß sie ihn zum dritten Male hinausgehen und ihr melden, was er sähe. Und als er zum dritten Male hinausging, sah er kleinere Thiere daselbst wie Hunde und andere geringere Thiere, welche unter einander haderten und sich anfielen.

Da er aber alles dies der Basina gemeldet hatte, sprach sie darauf: „Was du im Gesichte gesehen hast, besteht alles in Wahrheit und ist so auszulegen. Es wird uns ein Sohn geboren werden, der wird an Stärke gleich sein einem Löwen, seine Söhne aber werden stark sein wie Leopard und Einhorn. Die dann von ihnen geboren werden, werden stark und gefräßig sein wie Bären und Wölfe. Die du sahest, als du zum dritten Male hinausgingst, werden die letzten dieses

Reiches ſein; die werden herrſchen wie Hunde, und ihre Kraft wird nur gleich ſein der der kleineren Thiere. Die vielen anderen kleinen Thiere aber, die unter einander haderten und ſich anfielen, deuten hin auf die Völker, welche ohne Furcht vor den Fürſten ſich unter einander befehden."

Und Baſina gebar einen Sohn mit Namen Chlodovech. Der war gewaltig und ein tapferer Streiter gleich einem Löwen, allen andern Königen an Stärke überlegen.

---

53. Chlodovech und Chrothilde.

Zur Zeit, als Chlodovech König der Franken war, herrſchte Gundobad über die Burgunder. Dieſer tödtete ſeinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte; die Gemahlin deſſelben ließ er mit einem Stein um den Hals in das Waſſer werfen und ertränken. Von ihren beiden Töchtern verbannte er die ältere, mit Namen Chrona, vom Hofe und ſchickte ſie in ein Kloſter; die jüngere aber, welche Chrothilde hieß, behielt er bei ſich.

Da nun Chlodovech öfter Botſchaft in das Burgunderland ſandte, ſahen ſeine Boten einſt Chrothilden die Jungfrau; und da ſie fanden, daß ſie anmuthig, ſchön und verſtändig ſei, und vernahmen, ſie ſei von königlichem Geſchlecht, meldeten ſie dies ihrem Könige. Da beſchloß Chlodovech um ſie zu werben. Weil er ſelbſt aber ſie nicht ſehen durfte, ſandte er an den Hof des Grundobad einen römiſchen Mann mit Namen Aurelianus, ob der ſie vielleicht durch irgend eine Liſt zu Geſicht bekommen könnte. Chrothilde war aber Chriſtin. Und als ſie an einem Sonntage zur Meßfeier ging, legte Aurelianus, der Bote Chlodovechs, ärmliche Kleider an und nahm einen Sack auf den Rücken — die guten

Kleider, die er mitgebracht hatte, ließ er bei seinen Gefährten, die im Walde sich versteckt hielten — und legte sich vor dem Armenhause bei der Kirche mitten unter den Bettlern nieder. Als die Messe beendet war, fing Chrothilde nach gewohnter Weise an, unter die Armen Almosen zu vertheilen und legte auch dem Aurelianus, der sich wie ein Bettler stellte, als sie an ihn kam, ein Goldstück in die Hand. Er aber küßte die Hand der Jungfrau und zog vorsichtig ihr den Mantel zurück. Darnach ging sie in ihr Gemach und sandte eine Magd aus, ihr den Fremdling zu rufen. „Sage mir, junger Mann", so sprach sie, „warum stellst du dich wie ein Bettler und zogst mir doch den Mantel zurück?" Er antwortete: „Meine Gebieterin, ich habe dir ein großes Wort zu melden, wenn du mir Gelegenheit gewähren willst, unter vier Augen mit dir zu reden." Sie gewährte ihm dies und sagte zu ihm: „Nun sprich!" Da hob er an: „Mein Herr, der Frankenkönig Chlodovech, schickt mich zu dir. Er wünscht sich mit dir zu vermählen und dich zu seiner Königin zu machen. Und damit du diesen Worten traueſt, sendet er dir diesen Ring."

Sie nahm den Ring mit großer Freude und verwahrte ihn in der Schatzkammer ihres Oheims. Den Aurelianus aber hieß sie dem Könige seinen Gruß erwiedern und ihm sagen: „Eine Christin darf sich nicht einem Heiden vermählen. Sei daher auf deiner Huth, daß niemand von dieser Sache erfahre. Aber wie mein Gott und Herr, den ich vor aller Welt bekenne, es will, so ergehe es. Gehe nun hin in Frieden." Da kehrte Aurelianus zurück und meldete dies dem Könige.

Im folgenden Jahre schickte Chlodovech den Aurelianus an Gundobad als Gesandten ab, um seine Braut Chrothilde zu holen. Als Gundobad dies vernahm, erschrak er in seinem Gemüthe und sprach: „Alle tapfern und rechtskundigen Männer unter den Burgundern und alle meine Freunde sol-

len erfahren, wie König Chlodovech nur eine Gelegenheit gegen uns sucht; denn er hat meine Nichte niemals gesehen." Und er wandte sich zu Aurelianus und sprach: „Du bist gekommen, um unsere Häuser zu durchsuchen und eine Gelegenheit zu erspähen. Melde deinem Herrn von uns, daß er umsonst die Lüge gesprochen hat, meine Nichte sei ihm verlobt." Aurelianus aber blieb gelassen und antwortete ihm: „Mein Herr König läßt dir melden: wenn du ihm seine Braut geben willst, so bestimme ihm selbst den Ort, welchen du willst, wo er Chrothilden empfangen kann. Willst du aber dies nicht, so wird er mit dem Heere der Franken sich rüsten, dir zu begegnen." Er antwortete darauf: „Er komme, wo es ihm beliebt; ich rüste mich mit dem ungeheuern Heere der Burgunder, gegen ihn zu ziehen, auf daß er falle und vor den Augen aller Welt in das Verderben gerathe, welches er über so viele Andre gebracht hat. Das Blut so vieler Menschen, das durch eure Hände vergossen ist, soll gerächt werden!"

Als die Burgunder, die in seinem Rathe waren, diese Rede hörten, geriethen sie in große Furcht vor dem Zorne Chlodovechs und der Franken. Sie gaben daher Gundobad einen Rath und sprachen: „Laß, o König, erst von deinen Dienern und den Kämmerern des Staats nachforschen, ob nicht etwa vordem heimlich Geschenke von Gesandten des Königs Chlodovech überbracht sind, auf daß er nicht eine Gelegenheit finde, über dein Volk und dein Reich zu kommen; sonst möchtest du nicht als Sieger durch deine gerechte Sache aus dem Kampfe hervorgehen, denn fürchterlich ist Chlodovechs heidnische Wuth."

So riethen die Burgunder dem Könige, wie dies bei ihnen Sitte ist. Und als man nachsuchte, fand man in dem Schatze des Königs einen Ring mit Chlodovechs Namen und Bildniß.

Da betrübte sich König Gundobad sehr und ließ die

Jungfrau deshalb zur Rede stellen. Sie aber sprach: „Ich weiß, mein Herr König, daß vor einigen Jahren dir Goldgeräth von Chlodovechs Gesandten überbracht wurde, und daß man damals mir, deiner Magd, einen ganz kleinen goldnen Ring in die Hand legte, den ich in eurer Schatzkammer bewahrte.“ Er sprach zu ihr: „Einfältig und unbedachtsam hast du gehandelt“, nahm sie und übergab sie zornigen Herzens an Aurelianus. Dieser aber empfing mit seinen Gefährten Chrothilden mit Freude und Jubel und brachte sie zu Chlodovech nach Soissons im Frankenlande.

König Chlodovech war hoch erfreut und vermählte sich mit ihr. Chrothilde aber hielt, wie sie verständiges Sinnes war, ihre Gedanken und Hoffnungen auf den Herrn gerichtet und sprach zu ihrem Gemahle: „Nun, mein König und Herr, höre die Worte deiner Magd und gewähre in Gnaden, was deine Magd bittet.“ Der König erwiederte: „Verlange, was du willst, und ich will es dir gewähren.“ Da verlangte sie solches und sprach: „Zuerst bitte ich dich, daß du an den Gott im Himmel, den allmächtigen Vater, der dich erschaffen hat, glaubst. Zum Zweiten, bekenne den Herrn Jesum Christum, seinen Sohn, der dich erlöst hat, den König aller Könige, den der Vater vom Himmel gesandt hat. Zum Dritten erkenne den heiligen Geist, der alle Gerechten stärkt und erleuchtet, dessen Macht unaussprechlich und dessen Allgewalt ewig ist; und hast du sie erkannt, so glaube an sie. Verlasse die eitlen Götzen, die nicht Götter, sondern todtes Menschenwerk sind, und vertilge sie durch das Feuer. Die heiligen Kirchen aber, die du niedergebrannt hast, stelle wieder her. Gedenke ferner, ich bitte dich darum, das Erbtheil meines Vaters und meiner Mutter zu verlangen, welche mein Oheim abscheulicher Weise ermorden ließ. Ihr vergossenes Blut räche der Herr!“

Chlodovech sprach: „Das Eine, was du bittest, ich soll

meine Götter verlaſſen und deinen Gott verehren, iſt ein ſchweres Ding; deine andere Bitte aber werde ich alsbald dir erfüllen.“ Sie aber drang aufs neue in ihn und bat ihn abermals flehentlich: „Darum allermeiſt flehe ich dich an, daß du Gott, dem allmächtigen Herrn, der im Himmel iſt, dieneſt.“

Chlodovech ſandte nun abermals den Aurelianus zu Gundobad nach dem Burgunderland, und zwar, um den Schatz der Königin Chrothilde zu fordern. Gundobad aber gerieth in Zorn und ſprach: „Soll ich mein Reich oder meine Schätze auch dem König Chlodovech geben? Habe ich dir nicht geſagt, Aurelianus, daß du nicht mehr in mein Reich kommen ſollteſt, um mein Hab und Gut zu erkunden? Beim Leben der Fürſten ſchwör ich dir und gebe meinen Eid zum Pfande: kehrſt du nicht ſchnell zurück und machſt dich von dannen, ſo iſt es um dich geſchehn.“ Aurealianus aber antwortete ihm und ſprach: „Es lebt mein Herr, König Chlodovech, und der Adel der hochherzigen Franken, und dein Drohen fürchte ich nicht, ſo lange mein Gebieter lebt. So meldet dir dein Sohn, mein Herr, König Chlodovech: um den Schatz ſeiner Gemahlin, meiner Gebieterin, zu holen, werde er mit ſeinem Heere zu dir kommen.“

Da gaben die Burgunder, wie dies bei ihnen Sitte iſt, dem Könige Gundobad einen Rath und ſprachen: „Gieb deiner Nichte etwas von dem Schatze, der ihr gehört, denn das iſt billig. Halte Frieden und mache einen Bund mit Chlodovech und dem Volke der Franken, auf daß ſie nicht über unſer Land kommen; denn erſchrecklich iſt dieſes Volk, das ohne Gott lebt.“

Gundobad hörte auf ihren Rath und gab mit eigenen Händen an Aurelianus für Chlodovech beſonders einen ſehr großen Theil ſeines Schatzes, ſeiner Nichte aber, der Königin Chrothilde, überſandte er das koſtbarſte Hausgeräth. Als er

nun Gold und Silber in Fülle und die kunstreichsten, herrlichsten Arbeiten dem Gesandten übergab, sprach er: „Was bleibt mir nun noch, als daß ich mein Reich mit Chlodovech theile?“ und sprach weiter zu Aurelianus: „Kehre heim zu deinem Herrn, du kannst ihm wohl etwas bringen, schöne Geschenke, die euch keine Arbeit gemacht haben!“ Der schlaue Aurelianus aber erwiederte: „Mein Herr, König Chlodovech, ist dein Sohn, und alles, was ihr habt, ist euch gemeinsam.“ Da riefen die weisen Männer unter den Burgundern: „Wohl dem Könige, der solche Diener hat!“ So kehrte Aurelianus mit vielen Schätzen nach dem Frankenland zurück, und der König gab ihm zum Lohn für seine Dienste die Burg Melun und die herzogliche Gewalt.

Chrothilde aber, die gläubige Königin, gebar einen Sohn und brachte ihn zur heiligen Taufe. Sie ließ die Kirche mit Teppichen und Decken schmücken und alles auf das würdigste bereiten, damit der König, ihr Gemahl, nachdem er durch die Predigt nicht hatte bekehrt werden können, durch diese festliche Handlung zum Glauben erweckt werde. Ihr Sohn aber, welcher den Namen Ingomer erhielt, starb, nachdem er getauft, noch in den weißen Kleidern, in welchen er das Bad der Wiedergeburt empfangen hatte *). Da schwoll dem Könige die Galle, und er schalt die Königin heftig, indem er sprach: „Wäre der Knabe geweiht im Namen meiner Götter, gewiß, er lebte noch; aber er konnte nicht leben, weil er im Namen eures Gottes getauft ist.“ Die Königin erwiderte: „Gott dem Allmächtigen, dem Schöpfer aller Dinge, sage ich Dank, daß er mich nicht für unwerth erachtet, die Frucht meines Leibes in sein Reich aufzunehmen. Denn mein Gemüth ist unbekümmert, da ich weiß, daß die in weißen Ge-

*) Die Täuflinge wurden in weißen Kleidern (wovon noch das Westenhemdchen) zur Taufe gebracht und blieben während der Taufwoche damit bekleidet.

wanden von dieser Welt gerufen sind, vor Gottes Angesicht leben werden."

Darnach gebar sie einen andern Sohn, welchen sie in der Taufe Chlodomer nannte. Dieser fing auch an, zu erkranken, und der König sprach: „Es kann mit ihm nicht anders ergehen, als mit seinem Bruder, daß er, getauft im Namen eures Christus, alsbald sterbe." Aber durch das Gebet der Mutter wurde auf des Herrn Geheiß das Kind wieder gesund.

Die Königin ließ auch ferner nicht ab, in ihren Gemahl zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und ablasse von den Götzen; aber auf keine Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einst mit den Alamannen in einen Krieg gerieth: da zwang ihn die Noth, zu bekennen, was sein Herz vordem verleugnet hatte. Als nemlich die beiden Heere zusammenstießen *), kam es zu einem schrecklichen Blutbade, und Chlodovech war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Aurelianus, welcher seinen Herrn in Verzweiflung sah, ergriff den von Gott gesandten Augenblick und rief jenem zu: „Mein Herr König, glaube doch an den Herrn des Himmels, den meine Gebieterin, Königin Chrothilde, dir verkündiget hat." Da erhob Chlodovech seine Augen gen Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen und er sprach: „Jesus Christ, Chrothilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes; Hilfe sollst du den Bedrängten, Sieg geben denen, die auf dich hoffen: — ich flehe dich demüthig an um deinen mächtigen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, und erfahre ich so jene Macht, welche das Volk, das deinem Namen sich weiht, von dir erprobt zu haben rühmt, so will ich an dich

*) Dies geschah, wie man gewöhnlich annimmt, in der Gegend von Zülpich zwischen Bonn und Jülich.

glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahren, sie haben mich verlassen mit ihrer Hilfe. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich nun rufe ich an, und ich verlange, an dich zu glauben. Nur entreiße mich erst aus der Hand meiner Widersacher."

Und da er solches sprach, wandten die Alamannen sich und fingen an zu fliehen. Als sie aber ihren König getödtet sahen, unterwarfen sie sich dem Chlodovech und sprachen: „Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen; wir sind ja dein." Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. Das geschah im funfzehnten Jahre seiner Regierung, 496 Jahre nach Christi Geburt.

Darauf ließ die Königin heimlich den Bischof von Rheims, Remigius, rufen, einen Mann, welcher gleichsehr durch hohe Wissenschaft und die Kunst der Beredtsamkeit als durch Heiligkeit ausgezeichnet war. Diesen bat sie, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Der Bischof beschied ihn im Geheimen zu sich und fing an, ihn dringend zu ermahnen, daß er Glauben fasse zu dem lebendigen Gotte und den falschen Göttern absage. Als er ihm nun das Evangelium auslegte und unter anderem ihm vor Augen führte, wie der Herr Christus in sein Leiden eingegangen sei: da ergriffen Wehmuth und Zorn den wilden Kriegsmann, so daß er in die Worte ausbrach: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte das Unrecht, das er erlitt, gerächt!" Daran erkannte der Bischof, daß sich das Herz des Heiden zum Glauben wende, und als er weiter in ihn drang, hob jener an: „Gern höre ich dich, heiligster Vater; aber eins macht mir Bedenken; das Volk, das mir folgt, duldet nicht,

daß ich ſeine Götter verlaſſe. Doch ich gehe und ſpreche mit ihm nach deinem Wort."

Als er darauf mit den Seinen zuſammentrat, rief alles Volk zur ſelben Zeit, noch ehe er den Mund aufthat, — denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: „Wir verlaſſen die ſterblichen Götter, gnädiger König, und ſind bereit, zu folgen dem unſterblichen Gott, welchen Remigius predigt."

Solches wurde dem Biſchof gemeldet, und er befahl hocherfreut, das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen behängt, mit weißen Vorhängen die Kirchen geſchmückt, der Taufſtein in Ordnung gebracht, Wohlgerüche verbreiteten ſich, es ſchimmerten hell die duftenden Kerzen, und der ganze Tempel um den Taufſtein wurde von einem himmliſchen Wohlgeruch erfüllt; und ſolche Gnade ließ Gott denen zu Theil werden, welche damals gegenwärtig waren, daß ſie meinten, ſie ſeien verſetzt in die Wohlgerüche des Paradieſes. Zuerſt verlangte der König, vom Biſchof getauft zu werden. Er ging, ein neuer Conſtantin, zum Taufbade hin, ſich rein zu waſchen von dem alten Ausſatz, und ſich von den ſchmutzigen Flecken, die er von Alters her gehabt, im friſchen Waſſer zu reinigen. Als er aber zur Taufe hintrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde alſo an: „Beuge ſtill deinen Nacken, Sicamber *), verehre, was du verfolgteſt, verfolge, was du verehrteſt."

Alſo bekannte der König den allmächtigen Gott als den dreieinigen, und ließ ſich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und wurde geſalbt mit dem

*) Sicamber war nach der Sage der ältere Name der Franken, zur Zeit als ſie noch nach der Zerſtörung ihrer Vaterſtadt Troja ſich am Don und in den Gegenden der mäotiſchen Sümpfe (des aſſowſchen Meerbuſens) niedergelaſſen, woſelbſt ſie eine Stadt mit Namen Sicambria gründeten. Geſchichtlich finden ſich die Sicamberen als gefürchtete Feinde der Römer erſt an der Sieg, dann am Rhein und der Waal; nach ihrer Verbindung mit den Franken wurde Sicamber der Ehrenname der Franken und namentlich der merovingiſchen Könige.

heiligen Oele*) unter dem Zeichen des Kreuzes Chriſti. Von ſeinem Gefolge wurden aber getauft mehr denn dreitauſend.

54. Die Flucht des Attalus.

Als Chlodovech im Jahre 511 geſtorben war, kam ſein Reich an ſeine vier Söhne, Theoderich, Chlodomer, Chilbebert und Chlothar, und ſie theilten es unter ſich zu gleichen Theilen. Theoderich aber und ſein Bruder Chilbebert geriethen mit einander in Zwiſt und Krieg. Als ſie nun wieder Frieden mit einander ſchloſſen, ſchworen ſie einander zu, es wolle nicht mehr einer gegen den andern zu Felde ziehn, und zur Bekräftigung deſſen gaben ſie ſich gegenſeitig Geißeln. Unter dieſen befanden ſich viele Söhne vornehmer Römer. Als nun wiederum ſich Hader zwiſchen den Königen erhob, verfielen dieſe Geißeln als Leibeigne dem Staate, und die, welche die Aufſicht über ſie erhielten, gebrauchten ſie nun als Knechte. Viele jedoch von ihnen entkamen durch die Flucht und kehrten in die Heimath zurück, Einige aber blieben in der Knechtſchaft.

Unter dieſen war auch Attalus, ein Neffe des heiligen Gregorius, Biſchofs von Langres, in die Leibeigenſchaft des Staates verfallen, und man hatte ihn zum Pferdeknechte beſtimmt. So diente er einem Franken in dem Gebiete von Trier. Der heilige Gregorius ſchickte einen Diener aus, um jenen zu ſuchen. Sie fanden ihn auch und boten dem Franken Geſchenke zum Löſegeld. Dieſer aber wies ſie zurück und

*) Die ſpätere Sage hat hinzugefügt, auf das Gebet des Remigius habe, da es an dem heiligen Oele gefehlt, eine Taube vom Himmel das Fläſchchen mit dem heiligen Oele gebracht, mit welchem ſeitdem die Könige von Frankreich geſalbt werden.

ſprach: „Wer ſo vornehmer Abkunft iſt, muß mit zehn Pfunden Goldes gelöſt werden.“

Als jene Diener nun unverrichteter Sache nach Hauſe kamen, ſprach ein gewiſſer Leo, welcher als Koch dem Gregorius diente, zu ihm: „Möchteſt du es mir nur erlauben, vielleicht kann ich aus der Gefangenſchaft ihn befreien.“ Da freute ſich ſein Herr, und ſtracks eilte Leo zur Stelle. Er gedachte nemlich den Jüngling heimlich zu entführen, aber dies gelang ihm nicht. Da nahm er einen Menſchen zu ſich und ſprach: „Komm mit mir und verkaufe mich im Hauſe jenes Franken, und was du bekommſt, ſoll dein ſein; nur daß ich freie Hand gewinne, ins Werk zu ſetzen, was ich vorhabe.“

Als er ihm dies geſchworen, ging jener Menſch mit ihm fort, verkaufte ihn für zwölf Goldgulden und verſchwand. Der Käufer aber befragte den neuen Diener, was er verſtünde, und jener antwortete: „Ich verſtehe ſehr gut, alles zu bereiten, was man an den Tafeln der Herren ſpeiſt, und gewiß wird meinesgleichen in dieſer Kunſt nirgends gefunden. Denn fürwahr, ich ſage dir, auch wenn du dem Könige ein Mahl zurichten wollteſt, ich kann dir königliche Gerichte machen, und keiner beſſer als ich.“ Da ſprach der Herr: „Siehe, Sonntag iſt vor der Thür — denn ſo pflegen die Franken den Tag des Herrn zu nennen — an dieſem Tage werde ich meine Nachbarn und Verwandten einladen in mein Haus; mache mir alſo ein Mahl, daß ſie ſich wundern und ſprechen: „„In des Königs Hauſe haben wir es nicht beſſer gefunden.““ Und jener ſprach: „Mein Herr laſſe mir nur eine Menge von jungen Hühnern herbeiſchaffen, und ich werde thun, wie er befiehlt.“

Als nun der Koch alles zugerichtet, was er befohlen hatte, brach der Tag des Herrn an, und ein großes Mahl wurde angerichtet mit den herrlichſten Leckerbiſſen. Und da

sie alle gespeist und das Mahl gelobt hatten, gingen die Verwandten des Herrn von dannen. Da ließ er große Gunst diesem Diener zu Theil werden, und derselbe erhielt Macht über alles, was sein Herr besaß, denn er liebte ihn sehr, und allen, die bei ihm waren, theilte derselbe das Brot und Fleisch zu.

Aber nach Verlauf eines Jahres, als der Herr seinetwegen schon ohne alle Besorgniß war, ging jener einst auf eine Wiese, welche nahe beim Hause war, mit dem jungen Attalus, dem Pferdeknechte, hinaus; und er legte sich zu ihm abseits auf den Boden, so daß sie den Andern den Rücken zuwandten, damit man nicht merkte, was sie mit einander sprächen. „Es ist Zeit," sprach er zu dem Jünglinge, „daß wir der Heimath gedenken. Laß dich also in dieser Nacht, wenn du die Pferde in den Stall geführt hast, nicht vom Schlaf übermannen, sondern, wenn ich dich rufe, so komm, und wir wollen uns auf den Weg machen."

Es hatte gerade jener Franke viele seiner Verwandten zu einem Mahle geladen, und unter diesen auch seinen Eidam. Als nun um Mitternacht sie vom Mahle sich erhoben, da folgte Leo mit dem Schlaftrunke dem Eidam seines Herrn in sein Gemach und reichte ihm zu trinken. Da sprach dieser zu ihm: „Mein Schwäher überläßt dir alles, so sag mir doch, wenn du es kannst: wann willst du ihm seine Pferde nehmen und dich auf den Weg in die Heimath machen?" So sprach er in guter Laune zum Scherze. Jener aber sagte auch im scherzenden Tone ihm die Wahrheit und sprach: „Ich denke, noch in dieser Nacht, wenn es Gott gefällt;" worauf jener erwiderte: „So mögen meine Diener nur auf der Huth sein, daß du mir nichts von meinen Sachen mitnimmst." So gingen sie lachend auseinander.

Als aber alle schliefen, rief Leo den Attalus, und als sie die Pferde gesattelt hatten, fragte er ihn, ob er auch ein

Schwert habe. Er antwortete: „Ich habe nur einen kleinen Speer.“ Da ging jener wieder in das Gemach ſeines Herrn und nahm deſſen Schild und Schwert. Darüber erwachte der Herr und fragte: wer es wäre und was er wolle; und jener antwortete: „Ich bin Leo, dein Knecht, und wecke den Attalus, daß er ſchnell aufſtehe und die Pferde auf die Weide treibe. Denn er ſchläft ſo feſt, als ſei er betrunken.“ „Gut!“ ſagte der Herr und ſchlief wieder ein.

Leo aber ging hinaus, waffnete den Jüngling und fand die Hofthüre durch göttlichen Beiſtand geöffnet. Denn beim Einbrechen der Nacht hatte man mit dem Hammer Keile eingetrieben und ſie geſchloſſen, daß die Pferde nicht fortliefen. Da dankten ſie Gott und machten ſich auf den Weg, nahmen auch die andern Pferde mit ſich und ein Bündel mit Kleidern. Als ſie aber an die Maas kamen und überſetzen wollten, wurden ſie von Leuten aufgehalten. Sie ließen deshalb die Pferde und Kleider im Stiche, legten ſich auf den Schild und ſchwammen über den Fluß. Nachdem ſie auf das jenſeitige Ufer gelangt waren, eilten ſie in einen Wald und verbargen ſich daſelbſt im Dunkel der Nacht. Und ſchon war es die dritte Nacht, daß ſie ohne einen Biſſen zu eſſen auf dem Wege waren. Da fanden ſie nach Gottes Willen einen Pflaumenbaum, voll von Früchten; ſie aßen davon, ſtärkten ſich und machten ſich weiter auf den Weg nach der Champagne. Unterwegs aber hörten ſie plötzlich das Getrappel eilender Pferde und ſprachen: „Wir wollen uns zu Boden werfen, damit uns die Menſchen nicht ſehen, die da kommen.“ Und ſiehe, in der Nähe war gerade ein großer Brombeerbuſch, hinter den gingen ſie, und warfen ſich auf die Erde mit gezognen Schwertern, daß ſie, wenn ſie bemerkt würden, ſogleich ſich gegen die Räuber vertheidigen könnten. Da nun jene zur Stelle kamen, machten ſie Halt bei dem Brombeerbuſche, und der Eine ſprach: „Verdammt, daß dieſe Schelme

mir entflohen und wir sie nicht finden können! Aber bei meinem Leben, wenn sie gefaßt werden, so lasse ich den Einen an den Galgen hängen und den Andern mit Schwertern in Stücke zerhauen."

Es war nemlich der Franke, der dieses sprach, ihr Herr selbst, und er kam von Rheims her und spürte ihnen nach; und gewiß hätte er sie auf dem Wege gefunden, wenn es nicht Nacht gewesen wäre. Darauf gaben jene dem Pferde die Sporen und eilten weiter.

In derselben Nacht erreichten die Flüchtlinge aber noch die Stadt Rheims, gingen hinein und fanden einen Mann, den fragten sie, wo das Haus des Priesters Paulinus sei; und er zeigte es ihnen. Als sie aber über die Straße gingen, läutete es eben zur Frühmette, denn es war gerade Sonntag. Sie klopften an die Thüre des Priesters und traten ein, und der Jüngling erzählte ihm von seinem Herrn. Da sprach zu ihm der Priester: „So wird also mein Traum zur Wahrheit; denn mir träumte in dieser Nacht, zwei Tauben flögen zu mir und setzten sich auf meine Hand, und die eine von ihnen war weiß, die andere schwarz." Darauf sprach der Jüngling zum Priester: „Der Herr möge es uns vergeben, heute an seinem heiligen Tage *) — aber wir bitten dich, daß du uns einige Speise reichest, denn es ist der vierte Tag, daß wir nicht Brot noch Fleisch genossen haben." Hierauf verbarg der Priester die Jünglinge, gab ihnen Brot in Wein getunkt und ging zur Frühmette. Es war ihnen aber auch der Franke wieder auf die Spur gekommen und suchte sie abermals daselbst; doch der Priester wußte ihn irrezuleiten, und so kehrte jener unverrichteter Dinge wieder heim. Dieser Priester war nemlich von Alters her mit dem heiligen Gregorius befreundet.

*) Die kirchliche Sitte verbot Sonntags vor der Messe etwas zu essen.

Als nun die Jünglinge sich durch Speise und Trank gestärkt hatten und noch zwei Tage im Hause des Priesters geblieben waren, zogen sie von dannen und gelangten endlich zum heiligen Gregorius zurück. Da freute sich der Bischof, als er die Jünglinge sah, und er weinte am Halse seines Neffen Attalus; dem Leo aber gab er mit seiner ganzen Nachkommenschaft die Freiheit und ein Eigengut; auf dem lebte er mit seinem Weibe und seinen Kindern als ein freier Mann bis an sein Ende.

---

55. Theoderich und Herminefred.

Um den Anfang des 6ten Jahrhunderts blühete im Herzen Deutschlands das mächtige Reich der Thüringer; und seine Grenzen streckten sich gen Westen bis an den Main an das Reich der Franken und gen Süden bis an die Donau an das Gebiet des großen Königs der Ostgothen, Theoderich. Es herrschten zu dieser Zeit über die Thüringer drei Brüder: Herminefred, Baderich und Berthar. Aber Herminefred bezwang seinen Bruder Berthar mit Gewalt, tödtete ihn und riß den Antheil an der Herrschaft, welchen dieser besessen hatte, an sich.

Er hatte aber zur Gemahlin Amalaberga, die Nichte Theoderichs des Ostgothen und Tochter des Vandalenkönigs Trasimund in Africa. Dieses böse und grausame Weib wollte auch jetzt noch nicht an dem, was ihr Gemahl bereits mit Recht und mit Unrecht inne hatte, sich begnügen und reizte ihn zum schändlichsten Verrath an seinem zweiten noch lebenden Bruder Baderich. Als nemlich Herminefred eines Tages zum Mahle kam, fand er den Tisch nur zur Hälfte gedeckt; und als er darüber verwundert sie fragte, was das

heißen ſolle, antwortete ſie: „Wer das Reich nur zu Hälfte ſein nennt, muß auch den Tiſch nur halb gedeckt haben.“ Durch ſolche und ähnliche Reden aufgereizt, beſchloß Herminefred, auch ſeinen anderen Bruder zu ſtürzen. Er ſchickte im Geheimen Botſchafter an den König der Franken, **Theoderich I.**, den Sohn Chlodovechs, um ihn zur Theilnahme an der Heerfahrt gegen Baderich einzuladen, und ließ ihm ſagen: „Wenn du ihn tödteſt, wollen wir ſein Reich zu gleichen Theilen theilen.“ Theoderich war über dieſes Erbieten ſehr erfreut und ſtieß mit einem Heere zu ihm. Nachdem ſie ihre Macht zuſammengeführt, gelobten ſie ſich gegenſeitig Treue und zogen mit einander aus. Baderichs Heer wurde geſchlagen und er ſelbſt fiel im Treffen durch das Schwert. Darauf zog Theoderich in ſein Reich zurück; aber Herminefred vergaß ſeines Verſprechens und dachte nicht mehr daran, zu erfüllen, was er ſeinem Bundesgenoſſen verheißen hatte, und daraus entſtand zwiſchen beiden heftige Feindſchaft.

Da aber Theoderich der Macht des geſammten Thüringerreiches nicht gewachſen war, um die Treuloſigkeit des Herminefred zu rächen, rief er ſeinen Bruder Chlothar um Beiſtand an und verſprach ihm einen Theil der Beute, wenn ihnen der Himmel den Sieg verliehe. Chlothar erklärte ſich zur Hilfe bereit und Theoderich berief nun eine Verſammlung der Franken und ſprach zu ihnen alſo:

„Gedenket, ich bitte euch, an die Schmach, die mir angethan worden, und laſſet euch durch das, was eure Väter erlitten, zum Ingrimm reizen. Erinnert euch, wie die Thüringer einſt über unſre Vorfahren mit Gewalt herfielen. Zwar ſuchten dieſe durch Geißeln, die ſie ihnen ſtellten, Frieden zu erlangen, aber jene ermordeten die Geißeln auf mancherlei Art, brachen abermals über eure Väter herein, nahmen ihnen alle ihre Habe, hingen die Knaben bei den Hüftſehnen an Bäumen auf und ließen mehr als zweihundert Mädchen an

den Mähnen ihrer Pferde zu Tode ſchleifen. Andre aus unſrem Volke legten ſie in die Wagengeleiſe der Landſtraßen, befeſtigten ſie mit Pfählen am Boden und ließen ſchwere Laſtwagen darüber hingehn, die ihnen die Gebeine zerbrachen; dann warfen ſie die Leiber den Hunden und Vögeln zur Speiſe vor. Und nun hält Herminefred mir nicht das Verſprechen, das er mir gab, und will es in keiner Weiſe erfüllen. Seht, wir haben eine gerechte Sache, laſſet uns alſo mit Gottes Hilfe wider ſie in den Kampf ziehn!“

Da ſie das hörten, wurden ſie voll Ingrimm und zogen einmüthig nach Thüringen. Theoderich, von ſeinem Bruder Chlothar und ſeinem Sohne Theodebert begleitet, rückte ins Feld. Die Thüringer aber ſuchten durch eine Liſt ihre Feinde zu Schanden zu machen. Auf dem Felde nemlich, wo es zum Treffen kommen mußte, gruben ſie Löcher, deren Oeffnungen ſie mit dichtem Raſen bedeckten, ſo daß man ſie nicht wahrnehmen konnte. In dieſe Löcher nun ſtürzten viele der fränkiſchen Reiter, als ſie zum Kampf anſprengten, und konnten nicht von der Stelle. Aber nachdem man die Liſt gemerkt hatte, fing man an achtſam zu ſein und lernte die Falle vermeiden. So geſchah es, daß die Thüringer trotz ihrer Vorkehrungen großen Verluſt erlitten, und als ſie nun merkten, daß ihr König Herminefred bereits die Flucht ergriffen, wandten auch ſie den Rücken und wichen vor dem Feinde, der ſie mit Hitze verfolgte. Der Unſtrutfluß hielt die Fliehenden auf, und dort kam es nun zu einem ſo furchtbaren Blutbad, daß das Bett des Fluſſes von der Maſſe der Leichname zugedämmt wurde, und die Franken über ſie, wie über eine Brücke, auf das jenſeitige Ufer hinübergingen.

Nach dieſem Siege nahmen ſie das Land ſofort in Beſitz und brachten es unter ihre Botmäßigkeit. So kam Herminefred, deſſen Unerſättlichkeit weder mit dem Drittel noch mit der Hälfte ſich begnügen gewollt, um das Ganze, und die

Rache des Himmels that auch an dieſem Strafgerichte ſich nicht genug. Theoderich, der auch nach Unterwerfung der Thüringer ſich ſeines Raubes nicht ſicher glaubte, ſo lange Herminefred noch lebte, lud ihn freundlich zu ſich ein und gab ihm ſein Wort zum Pfande, daß ihm kein Leid geſchehen ſolle. Und als er kam, überhäufte er ihn mit Ehrengeſchenken, wodurch er ihm vollends alle Furcht und Argwohn benahm.

Als ſie aber eines Tages auf der Mauer der Stadt Zülpich ſtanden und mit einander ſprachen, erhielt Herminefred von unbekannter Hand einen Stoß, ſo daß er von der Mauer hinabſtürzte und ſeinen Geiſt aufgab. Wer ihn von dort hinabgeſtürzt hat, iſt nie an den Tag gekommen; aber niemand zweifelt daran, daß es mit Willen des hinterliſtigen Theoderich, wenn nicht durch ihn ſelbſt, geſchehen ſei.

Der Königin Amalaberga war es gelungen, den Händen ihres Feindes durch die Flucht zu entgehn. Sie fand in Italien bei ihrem Bruder dem Könige Theodat Aufnahme; als aber dieſes Reich den Waffen Beliſars erlag und der König Vitiges gefangen nach Konſtantinopel geführt wurde, folgte ſie ihm dahin und ſtarb daſelbſt entthront und heimathlos, nachdem ſie den Sturz alles deſſen, worauf ſie ihren Stolz geſetzt, überlebt hatte.

---

56. Das himmliſche Schiedsgericht.

Theodebert, der Sohn und Nachfolger Theoderichs I., des Sohnes Chlodovechs, verbündete ſich mit ſeinem Oheim Childebert, um ſeinen anderen Oheim Chlothar, deſſen ſchon in Vorigem Erwähnung geſchehen iſt, aus ſeinem Reiche zu vertreiben. Da nun Chlothar ſahe, daß er gegen die ver-

einte Heeresmacht beider sich nicht halten könne, flohe er in den Wald von Arelaunum, welcher, auf einer Halbinsel der unteren Seine gelegen, schwer zugänglich war, und verlegte die Wege dahin durch große Verhaue von Baumstämmen. Doch war er es sich gar wohl bewußt, daß ihn, trotz dieser Vorkehrungen, nichts als die Gnade Gottes vom Untergang retten könne.

Es lebte aber damals noch die fromme Königin Chrodichilde, die Wittwe Chlodovechs. Als diese von dem unseligen Zwist ihrer Söhne vernahm, ging sie zur Kirche, warf sich am Grabe des heiligen Martinus auf ihre Kniee und rief Gott an, daß er durch seine Macht dem Bruder- und Bürgerkriege steuern möge. Und sie verblieb in diesem Gebete die ganze Nacht.

Mittlerweile zogen die Verbündeten mit ihrem Heere heran, besetzten die Ausgänge des Waldes und machten einen Anschlag, wie sie am folgenden Tage ihn herausholen und tödten wollten. Als aber der andere Morgen anbrach, brach über den Ort, wo sie lagerten, ein furchtbares Ungewitter los. Der Sturm warf die Zelte um, warf das Geräthe hierhin und dorthin und kehrte alles von oben nach unten. Dabei fielen Blitze, Donner und Steine durch einander auf sie herab. Sie selber stürzten vornüber auf den mit Schlossen bedeckten Boden und wurden von den herabfallenden Steinen schwer getroffen, denn es war ihnen kein andres Schutzmittel geblieben als ihre Schilde. Es bangte ihnen aber am meisten, sie möchten von den himmlischen Blitzen getroffen werden, welche zischend und krachend dicht neben ihnen in die Erde schlugen. Auch ihre Pferde, von den Pfählen losgerissen, vom Sturm und Hagel gepeitscht und von den Wetterstrahlen scheu gemacht, wurden weit weg zerstreut, so daß man sie später eine halbe Meile weit von dort, manche auch gar nicht wiederfand.

Da thaten die Könige, vor dem Zorne des Höchſten zu Boden geſtreckt, Buße und baten Gott um Verzeihung dafür, daß ſie etwas gegen ihr eigen Blut unternehmen gewollt. Ueber Chlothar aber war auch nicht ein einziger Regentropfen niedergefallen, und nicht ein Donnerſchlag auf ſeiner Seite gehört worden; auch vom Sturme hatte man dort nichts verſpürt. Seine Brüder ſchickten darauf Geſandte zu ihm und baten um Frieden und Bündniß. Und als ſie dies erlangt hatten, kehrten ſie in ihre Heimath zurück. Solchergeſtalt hatte Gott das Gebet einer frommen Mutter erhört.

57. Der wandelnde Wald.

Als Fredegunde nach dem Tode ihres Gemahls, des Königs Chilperich, mit ihrem kleinen Sohne Chlothar und ihrem Günſtlinge Landerich, den ſie zum Hausmeier beſtellt hatte, über die Franken herrſchte: erhob ſich wider ſie Childebert, Chilperichs Neffe, und brachte ein großes Heer der Auſtraſier*), Burgunder und oberen Franken auf. Er durchzog die Champagne und kam, alles verwüſtend, bis zu dem Gau von Soiſſons. Da ſammelte auch Fredegunde ein Heer, kam nach dem Hofe Braine im Gebiete von Soiſſons, theilte viele Spenden und Geſchenke unter die Krieger aus und ermuthigte ſie zum Kampfe gegen ihre Feinde. Wie ſie aber ſah, daß das Heer der Franken, welches ihr entgegenſtand, allzugroß war, gab ſie den Franken, welche zu

*) Nach Chlodovechs Tode war das fränkiſche Reich in Auſtraſien (d. i. Oſtfranken bis zur Maas mit der Reſidenz zu Metz) und Neuſtrien (d. i. Weſtfranken bis über die Loire mit Reſidenzen zu Orleans, Paris und Soiſſons) getheilt.

ihr hielten, einen Rath und sprach: „Wenn der Kampfplatz bestimmt ist, wollen wir in der Nacht bei Fackelschein gegen sie aufbrechen, und die uns voranziehen, müssen grüne Zweige in den Händen tragen und Schellen an die Pferde binden, so werden uns die Wachen der Feinde nicht erkennen. Bei Tagesanbruch wollen wir uns dann auf sie stürzen und werden so vielleicht den Sieg gewinnen."

Dieser Anschlag fand Beifall. Und als beschlossen und angesagt war, an welchem Tage man an dem Orte, welcher Truccia genannt wird und im Gebiet von Soissons liegt, zum Kampfe zusammenstoßen wollte, brach man bei Nacht wohlgerüstet auf. Und sie trugen Zweige in den Händen, und alles war zugerichtet, wie Fredegunde gerathen hatte. Sie stiegen zu Pferde, den kleinen König Chlothar nahm die Königin auf den Arm, und so kam das Heer bis nach der Mark von Truccia. Wie aber die Wachen der Austrasier die grünen Baumzweige im Frankenheere sahen, die da den Anschein gaben, als wäre es ein Wald in den Bergen, und wie sie das Geläute der Schellen hörten, sprach Einer von ihnen zu seinem Gefährten: „War nicht gestern hier und dort noch alles eben?" Der Andre verlachte ihn und erwiederte: „Meiner Treu, du bist gestern betrunken gewesen und faselst noch heute. Hörst du denn nicht die Schellen unsrer Pferde, die am Walde dort weiden?"

Unterdessen kam die Morgenröthe herauf und die Franken stürzten sich unter Hörnerklang über die Austrasier und Burgunder, die noch im Schlafe lagen. Fredegunde und der kleine Clothar waren mitten im Heere. Dieses erlegte eine große Zahl der Feinde, schlug ihre weit überlegene Macht in die Flucht und verfolgte sie mit solcher Hitze, daß selbst ihre Führer nur mit genauer Noth dem Verderben entrannen. Fredegunde rückte mit ihrem Heere bis gen Rheims vor, ver-

heerte und verwüſtete die Champagne und kehrte dann mit reicher Beute nach der Stadt Soiſſons zurück.

---

58. König Guntrams Traum.

Guntram, König der Franken, war einſtmals in den Wald auf die Jagd gegangen. Als nun, wie es zu geſchehen pflegt, ſein Gefolge ſich nach allen Seiten hin zerſtreut und er nur noch einen ihm vor allen treuen Mann um ſich hatte, ſo legte er ſein Haupt in die Kniee ſeines Begleiters und ſchlief feſt ein. Da kam aus ſeinem Munde ein kleines Thierchen und ſuchte dann über das Bächlein, das vorbeifloß, hinüber zu kommen. Da zog der, in deſſen Schooße der König ruhte, ſein Schwert aus der Scheide und legte es über den Bach, worauf nun das kleine Thierchen nach der andern Seite hinüber ging. Hier kroch es in ein nicht weit entferntes Loch des Berges, kam dann nach einiger Zeit wieder heraus, auf dem Schwerte wieder über das Bächlein herüber und ſchlüpfte in den Mund Guntrams zurück. Als Guntram hierauf vom Schlaf erwachte, ſagte er, er habe einen wunderſamen Traum gehabt. Er erzählte nun, wie es ihm im Schlafe vorgekommen, als ginge er auf einer eiſernen Brücke über einen Fluß in einen Berg hinein und ſähe daſelbſt eine große Maſſe Goldes. Der, in deſſen Schooße des Königs Haupt geruht hatte, berichtete nun ganz der Ordnung gemäß, was er geſehen hatte. Sofort ließ der König jene Stelle aufgraben, und es fanden ſich unermeßliche Schätze, die hier ſeit alten Zeiten niedergelegt waren. Von dieſem Golde ließ ſich Guntram nachmals einen maſſiven Altardeckel von ungemeiner Größe und ſchwerem Ge-

wicht machen und mit vielen kostbaren Edelsteinen verzieren und wollte ihn zu dem Grabe des Herrn nach Jerusalem schicken; aber da ihm dies nicht möglich war, so ließ er ihn bei dem Leichname des heiligen Märtyrers Marcellus niederlegen, welcher in der Stadt Caballonnum*) begraben ist, woselbst auch des Königs Residenz war, und dort befindet er sich bis auf diesen Tag, und nirgends ist ein aus Gold gearbeitetes Werk, das sich mit ihm vergleichen ließe.

59. Brunichilde.

Childebert, der König der Austrasier und Burgunder, hatte zwei Söhne, Theudebert und Theuderich. Dieser, der jüngere, war ihm von seiner königlichen Gemahlin geboren, jener aber war der Sohn eines Kebsweibes. Als er nun starb, erbte Theudebert die Herrschaft über Austrasien; Theuderich aber wurde König von Burgund. Und es war Theudebert ein schöner, wackerer und sehr kluger Mann, aber leider dem Rathe seiner Großmutter, der bösen Brunichilde, allzusehr ergeben, wodurch er sich und sein Geschlecht in das äußerste Verderben brachte.

Eines Tages sprach die Arge: „Warum lässest du das deine fahren und suchst dir nicht zu gewinnen das Reich und den Schatz deines Vaters, welche beide in Theudeberts Hand sind, da du doch weißt, daß er nicht dein Bruder ist, denn er ist der Sohn einer Buhlerin.“ Als dies Theuderich hörte, bot er, wie er von heftiger Gemüthsart war, ein sehr großes Heer auf und führte es gegen seinen Bruder Theudebert. Bei der Burg Zülpich trafen sie auf einander, und da es

*) Chalons an der Saône.

hart herging und Theudebert ſah, daß ſein Heer ſchwer mitgenommen ſei, wandte er ſich zur Flucht und warf ſich in die Stadt Cöln. Theuderich aber verwüſtete das Land der Ripuarier mit Feuer und Schwert. Daher unterwarf ſich das Volk in dieſem Lande ſeiner Botmäßigkeit. „Schone unſer, theuerſter König! — riefen ſie — wir wollen uns deiner Gewalt unterwerfen; laß alſo nicht ferner ſolches Leid über uns kommen.“ Er aber erwiederte ihnen: „Entweder überantwortet mir den Theudebert lebend, oder hauet ihm das Haupt ab und bringt es mir, wenn ihr wollt, daß ich euer ſchonen ſoll.“

Nachdem ſie dieſe Antwort empfangen, gingen ſie in die Stadt, ſpiegelten dem Theudebert allerlei lügenhafte Dinge vor und ſprachen: „So läßt dein Bruder dir ſagen: „„Gieb mir den Schatz meines Vaters zurück, welchen du bei dir bewahreſt.““ Wenn dies geſchieht, wird er mit ſeinem Heere abziehen.“

Theudebert trauete den Argliſtigen, erklärte ſich bereit, der Forderung ſeines Bruders und ihrem Wunſche zu genügen, und ging mit ihnen in den Palaſt, wo der Schatz lag. Als er aber ſich in die Truhe des Schatzes hineinbückte, um nach Kleinodien zu ſuchen, zog Einer ſein Schwert, traf ihm von hinten das Genick und hieb ihm das Haupt ab. Sie hoben es auf und warfen es über die Mauer der Stadt Cöln. Als Theuderich ſolchergeſtalt von dem Tode ſeines Bruders Kunde erhalten hatte, bemächtigte er ſich der Stadt und gewann einen großen Schatz.

Hierauf ließ er die vornehmen Franken in der Kirche des heiligen Märtyrers Gereon ſich verſammeln und nahm ihnen den Eid der Treue ab. Hierbei begab es ſich, daß er jählings einen Stich fühlte, als ob er heimtückiſch von jemanden in der Seite verwundet würde. Alsbald rief er: „Bewahret die Thüren, Einer von dieſen treuloſen Ripua-

riern hat mich verwundet!" Als sie aber seine Kleider untersuchten, fanden sie nichts als ein kleines rothes Mal, woraus zu ersehen, daß keines Menschen, sondern Gottes Hand ihn geschlagen hatte.

Mit reicher Beute kehrte Theuderich von dieser Heerfahrt wieder heim. Er führte die Tochter seines Bruders Theudebert und dessen beide Söhne, welche noch klein waren, gefangen mit sich nach der Stadt Metz, wo auch die Königin Brunichilde eintraf. Und er ergriff die Söhne Theudeberts und ließ sie tödten. Da er aber sah, daß seine Nichte, Theudeberts Tochter, schön sei, wollte er sich mit ihr vermählen. Da sprach Brunichilde: „Wie kannst du deines Bruders Tochter zum Weibe nehmen? Er erwiederte ihr: „Hast du mir nicht gesagt, er sei nicht mein Bruder? Warum hast du mich denn, du Abscheuliche, dazu verleitet, daß ich meinen Bruder und meine Blutsverwandten tödtete? Du hast den Tod verdient." Mit diesen Worten riß er sein Schwert aus der Scheide und wollte sie durchbohren. Sie entwischte aber mit Hilfe der Umstehenden und verbarg sich in einem Gemache des Palastes. Darauf sandte sie von Wuth und Haß entflammt ihm einen vergifteten Trank durch treulose Diener zu; er ahnete nicht ihre Tücke, trank das Gift und hauchte seine böse Seele aus. Und als er todt war, ließ Brunichilde seine kleinen Söhne abscheulicher Weise erwürgen; den jüngsten, der noch in den Taufkleidern war, ließ sie an einem Felsen zerschmettern und sein Gehirn verspritzen.

Nach diesen blutigen Greueln war von dem königlichen Geschlechte Chlodovechs nur noch ein einziger Mann übrig, **Chlothar II.**, der Enkel Fredegundens. Die Burgunder und Austrasier schlossen mit den Franken Frieden und setzten den Chlothar zu ihrem Könige ein, so daß dieser in den drei Reichen Alleinherrscher war. Als er nun mit seinem Heere gen Burgund kam, ließ er Brunichilden zu sich einladen,

verſprach ihr ſicheres Geleite und ſtellte ſich voll Argliſt, als wollte er Frieden mit ihr machen. Sie trauete auch ſeinen Worten, legte ihren königlichen Schmuck an und kam zu ihm. Als er aber ihrer anſichtig wurde, ſprach er: „Du Feindin Gottes, wie konnteſt du dich erkühnen, ſolche Frevelthaten zu begehen, und keine Scheu tragen, durch deine Zaubereien das edle Geſchlecht der Könige zu vernichten! Erbebteſt du denn nicht vor ſolchen Greueln?“ Darauf verſammelte er das Heer der Franken und Burgunder zum Gericht über ſie und alle riefen, Brunichilde ſei werth, des ſchmählichſten Todes zu ſterben. Auf Befehl des Königs wurde ſie nun auf ein Kameel geſetzt und zum Spott der Menge durch das ganze Lager geführt, dann an die Füße wilder Roſſe gebunden und ihre Glieder zerriſſen. Zuletzt warf man ſie ins Feuer und verbrannte ihre Gebeine. Dies geſchah im Jahre 613.

Das war das Ende Brunichildens, des ſchrecklichen Weibes, durch deren Herrſchgier und Tücke zehn fränkiſche Könige und unzählige Andere das Leben verloren hatten.

---

60. Chlothar II. im Kampfe mit den Sachſen.

Der König Chlothar hatte einen Sohn, mit Namen Dagobert, der war ein lebhafter und tüchtiger Knabe, anſchlägig und zu allen Dingen geſchickt. Als er herangewachſen war, ſandte ihn ſein Vater mit dem Herzog Pipin nach Auſter, daß er dort die Herrſchaft führen ſollte (622). Die Auſtraſier und die oberen Franken kamen darauf zuſammen und ſetzten Dagobert zu ihrem Könige ein.

Zu jener Zeit empörten ſich aber die Sachſen und brachten ein Heer von vielen heidniſchen Völkern gegen König Dagobert und Chlothar zuſammen. Da bot auch Dagobert

viel Kriegsvolk auf, zog über den Rhein und zauberte nicht, die Sachſen in einer Schlacht anzugreifen. Man traf hart zuſammen, und Dagobert wurde der Helm auf ſeinem Haupte zerſchmettert, und eine Locke, die ihm abgehauen war, fiel zur Erde. Sein Waffenknecht, welcher hinter ihm ſtand, nahm ſie vom Boden auf. Wie aber Dagobert ſah, daß ſein Heer ſchwer mitgenommen wurde, ſprach er zu ſeinem Knechte: „Eile, ſo ſchnell du kannſt, zu meinem Vater, daß er uns zur Hilfe komme, ehe noch mein ganzes Heer untergeht.“

Dieſer lief flugs von dannen, ſetzte über den Rhein und kam bis zum Ardennerwalde. Bis hieher war König Chlothar mit einem großen Heere ſchon vorgerückt. Und als der Bote in Eile vor ihm erſchien, überbrachte er dem Könige die Locke vom Haare ſeines Sohnes. Chlothar betrübte ſich ſehr darüber, brach bei Nacht unter dem Schmettern der Trompeten mit dem Heere auf, ging über den Rhein und kam eilends ſeinem Sohne zu Hilfe. Und als ſie ſich vereinigten, waren alle frohes und heiteres Muthes und klatſchten ſich in die Hände.

Sie machten am Weſerfluſſe Halt und ſchlugen hier ihre Zelte auf. An der anderen Seite des Fluſſes lag aber Bertoald, der Sachſenherzog, und er war zu beidem bereit, entweder einen Vertrag zu ſchließen oder eine Schlacht zu wagen. Als er aber das Getümmel unter dem Volke hörte, fragte er, was das zu bedeuten habe. Sie gaben ihm zur Antwort: „Der Herr König Chlothar iſt angekommen und die Franken feiern ſeine Ankunft!“ Er aber erwiederte ihnen höhniſch: „Ihr lügt und ſchwatzt, daß Chlothar bei euch ſei, weil ihr euch fürchtet; denn wir haben Kunde, daß er geſtorben iſt.“ Der König ſtand aber ſelbſt dort am Ufer, mit dem Panzer gewappnet und den Helm auf dem Haupte, und enthüllte ſein ſchon mit grauem Haar geſchmücktes Haupt. Wie nun dieſes, vom Helm entblößt, ſichtbar wurde, erkannte Bertoald ſogleich den König und rief ihm zu: „Du biſt alſo wirklich da, faules Laſtthier!“

Als der König dieſe Worte hörte, ergrimmte er gewaltig über den Schimpf, ſprang auf ſeinem hurtigen Roſſe in den Strom und ſchwamm hinüber. Wuthentbrannt ſetzte er Bertoald nach, und das ganze Frankenheer folgte ſeinem Könige; aber nur mit Mühe kamen die Franken und unter ihnen Dagobert durch die gewaltigen Strudel hindurch. König Chlothar aber holte den Bertoald ein und kämpfte mit ihm einen harten Strauß. Da ſprach Bertoald: „Weiche von mir, ich bitte dich, daß ich nicht etwa das Unglück habe, dich zu tödten. Denn bezwingſt du mich, ſo wird jedermann ſagen, du habeſt deinen Knecht, den Heiden Bertoald, getödtet; ſollte ich aber dich erlegen, ſo wird es ein großes Geſchrei in aller Welt geben, daß der tapferſte König der Franken von einem Knecht erſchlagen worden."

Der König aber hörte nicht auf ſeine Worte, ſondern es ſchwoll ihm nur mehr der Muth, und er hieb noch hitziger auf ihn ein. Ein Reiter, welcher von ferne dem Könige folgte, rief ihm zu: „Muth, mein Herr König, Muth gegen deinen Widerwart!" Und ſchwer laſteten ſchon die Fäuſte Chlothars auf Bertoald, er holte aus, tödtete ihn und ſteckte ſein Haupt auf eine Stange.

So kehrte er zurück zu den Franken, die noch voll Bekümmerniß waren, weil ſie nicht wußten, was dem Könige zugeſtoßen ſei. Da ſie ihn aber wiederſahen, waren ſie voll großer Freude. Der König ließ alsdann das ganze Sachſenland verheeren und das Volk niedermachen; er ließ dort niemanden am Leben, der größer war, als ſein Schlachtſchwert, welches man Spata nennt, in der Länge maß. Dieſes ſchreckliche Verfahren nannte man: mit dem Schwerte meſſen. Das Schwert ſtellte der König ſodann als Siegeszeichen im Lande auf und kehrte als Sieger in die Heimath zurück.

IV.

61. Pipins Kraftprobe.

Pipin, der Sohn Karl Martells, hatte an Stelle des letzten Merovingers Childerich den Thron der Franken eingenommen. Er war klein von Gestalt, aber stark an Leibeskräften und klugen Geistes. Da er nun hörte, daß die Heerführer wegen seiner Kleinheit mit Geringschätzung von ihm zu sprechen pflegten, befahl er, einen Stier von furchtbarer Größe und unbezähmbarer Wildheit vorzuführen und einen sehr grimmigen Löwen auf ihn loszulassen. Dieser stürzte mit gewaltigem Ungestüm auf ihn los, ergriff den Stier am Nacken und warf ihn zu Boden. Da sagte der König zu den Umstehenden: „Reißt doch den Löwen vom Stiere oder tödtet ihn auf jenem!“ Sie sahen sich unter einander an, ihr Blut erstarrte in den Adern, und entsetzt vermochten sie kaum die Worte hervor zu bringen: „Herr, kein Mensch ist auf der Erde, der das zu unternehmen wagte.“ Er aber, mit mehr Zuversicht erfüllt, erhob sich von seinem Thron, zog das Schwert und hieb durch den Hals des Löwen den Kopf des Stieres von den Schultern, und das Schwert wieder in die Scheide steckend setzte er sich auf seinen Thron mit den Worten: „Scheint es euch jetzt wohl so, als könne ich euer Herr sein? Habt ihr nicht gehört, was der kleine David mit jenem Riesen Goliath gethan?“ Da fielen sie wie vom Donner getroffen zu Boden und sprachen: „Wem anders als einem Wahnsinnigen könnte es einfallen, eure Herrschaft über die Sterblichen zu bestreiten?“

62. Pipins Kampf mit dem Schatten.

So wenig als vor Thier und Menſchen fürchtete ſich Pipin vor dem Spuk böſer Geiſter und beſtand einſt mit einem ſolchen einen unerhörten Kampf. Als nämlich bei Aachen, noch vor Erbauung der Badehäuſer, die heißen und ſehr heilſamen Quellen hervorſprudelten, befahl er ſeinem Kämmerer nachzuſehn, ob die Quellen gereinigt ſeien, und zu ſorgen, daß kein Unbekannter da bleibe. Als das geſchehen war, nahm der König ſein Schwert und eilte in Hemd und Schuhen zum Bade. Da griff ihn plötzlich der alte Feind an, als ob er ihn tödten wollte. Der König aber ſchützte ſich durch das Zeichen des Kreuzes, zog das Schwert, und indem er gewahr wurde, daß es nur ein Schatten in menſchlicher Geſtalt war, ſtieß er ſein unbeſiegbares Schwert ſo feſt in den Boden, daß er es nach langer Anſtrengung kaum wieder herausziehen konnte. Doch war der Schatten von ſolcher Dicke, daß er alle jene Quellen mit abſcheulichem Blut und Moder und Fett beſudelte. Aber auch dadurch ließ ſich der unüberwindliche Pipin nicht ſtören, ſondern ſagte zu ſeinem Kämmerer: „Um dergleichen mach dir keine Sorge! Laß dies beſudelte Waſſer abfließen, damit ich mich in dem, welches rein nachſtrömt, ohne Verzug baden könne.“

---

63. Karls des Großen Abkunft.

Es war nahe bei Freiſing ein Schloß, das hieß Weihenſtephan; darauf wohnte eine Zeit der Frankenkönig Pipin und ſchirmte das Land gegen die Heiden. Da er ſich nun zu vermählen gewillt war, ſandte er ſeinen Hofmeiſter über

Meer gen Britanien, daß er für ihn um die Tochter des Königs würbe und sie ihm zuführte. Dieser zog hin und richtete seine Botschaft aus. Die Königstochter, Namens Bertha, wurde dem Gesandten Pipins übergeben und zog in seinem Geleite gen Deutschland. Der Hofmeister war aber ein böser, trügerischer Mann, bürtig aus Schwabenland, und hatte eine Tochter, die gedachte er statt des Königskindes seinem Herrn zuzuführen, daß sie im Frankenreiche die Krone trüge. Als er nun aus Schwaben durch die tiefe Wildniß zwischen dem Würm- und Ammersee kam, zog er der fremden Braut die königlichen Gewande aus, nahm ihr den Verlobungsring, welchen Pipin ihr geschickt hatte, schmückte damit seine Tochter und befahl seinen Knechten, die Fremde in das Dickicht zu führen und daselbst zu tödten. Die Knechte aber, gerührt von der Schönheit und den Thränen des unglücklichen Fürstenkindes, schenkten ihr das Leben und tödteten nur ihr Hündlein, dessen Zunge sie zum Wahrzeichen, daß sie gethan, wie ihnen befohlen war, ihrem Herrn vorzeigten. Dieser führte darauf seine Tochter dem Könige zu, der sie, den Betrug nicht ahnend, zum Weibe nahm.

Bertha hatte den Knechten geloben müssen, nie wieder heim zu ziehen. Ein Müller im Thale nahm die Heimathlose auf, und sie dienete in seinem Hause sieben Jahre als Magd. Da sie nun ihr Gezeug zum Wirken noch bei sich hatte, auch etwas Seide und Goldfäden, so wirkte sie schöne Borten, denn diese Kunst verstand sie wohl, und der Müller trug sie gen Augsburg in die Stadt; da gab ihm eine Krämerin Gold- und Silberfäden dafür und zwei Denare dazu, und hieß ihn mehr der köstlichen Arbeit bringen. Dessen war die Jungfrau froh und wirkte mehr und der Müller empfing wieder neuen Stoff und dreißig Denare. Das ging so fort drei Jahre lang, und die Käuferin hätte gern gewußt, wer so künstliche Börtlein wirke, die niemand in die-

ſem Lande machen konnte; aber der Müller antwortete ihr, wenn ſie nicht nachlaſſe zu fragen nach dem, was ihm zu ſagen verboten ſei, ſo gehe er weiter. Der Müller wurde reich durch die Arbeit der Jungfrau; ſie aber begehrte nichts dafür als ihre Nahrung, und that auch des Hauſes Dienſte gern und willig.

Und nach ſieben Jahren jagte König Pipin im Walde zwiſchen Gauting und Starnberg und kam ab von ſeinem Gefolge, doch war ſein Sterndeuter und ein Knecht bei ihm. Ein Köhler führte die Umherirrenden zur Reismühle; ſie gaben ſich für reiſende Kaufleute aus; und der Müller gewährte ihnen Herberge. Als es nun Nacht geworden, trat der Sterndeuter vor die Hütte und ſchaute den Himmel an, kam hocherſtaunt zurück und meldete dem Könige: „Herr, in den Sternen ſteht geſchrieben, daß du noch heute ſollſt bei deinem Weibe ſein, und ſie wird dir einen Sohn ſchenken, vor dem werden die Chriſtenkönige und die Fürſten der Heiden ſich neigen.“

Der König ſtaunete dieſem Worte und verſtand nicht, was ihm Gott vorbehalten. Der Sterndeuter ging noch einmal hinaus, kam wieder und ſprach: „Dennoch iſt es ſo, ihr werdet heute bei der ſein, die eure Hausfrau iſt und ſchon lange war.“ Da ſtürmte Pipin auf den Müller ein: er ſolle ſagen, ob jene Frau nicht bei ihm wäre. Der Müller geſtand mit Zittern: er habe eine engelſchöne Jungfrau im Hauſe, von der er nicht wüßte, von wannen ſie wäre. Da mußte die Jungfrau herfürgehen und war viel Frage und Antwort zwiſchen ihnen, bis dem Könige offenbar ward, wer ſie ſei und wie der tückiſche Hofmeiſter dem Könige ſein rechtes Ehegemahl bisher vorenthalten hatte. Da gebot Pipin allen, die zugegen waren, das tiefſte Schweigen bei Leib und Leben; und als er wieder von dannen zog, ließ er ſeine Gemahlin in der Mühle, bis daß er ſeine Zeit erſehen

hätte. Frau Bertha gebar in der Reismühle einen Sohn, den brachte der Müller desselbigen Tages zur Taufe und ließ ihn Karl nennen; darauf begab er sich zu Pipin und brachte ihm, wie verabredet worden, einen Pfeilbolz. Da saß der König mit seinen Räthen zu Gericht, ließ den ungetreuen Hofmeister und dessen Weib, die ihm den teuflischen Rath gegeben, eines schmählichen Todes sterben, ihre Tochter aber in ein Gewahrsam bringen. Darauf holte er Frau Bertha aus der Reismühle mit großem Gepränge heim und zog, nachdem er den Müller reichlich begabt, frohgemuth mit Weib und Kind ins Frankenreich. Und Berthas Sohn wuchs und ward stark im Geist; und das war Karl der Große.

64. Karls des Großen Jugend.

Das Reich stund leer, da nahmen die Römer die Krone, setzten sie auf St. Peters Altar nieder und schwuren all dem Volke: daß sie aus ihrem Geschlechte nimmermehr Könige erwählen wollten, sondern aus fremden Landen.

Damals war Sitte, daß die Römer Jünglinge aus andern Reichen an ihrem Hofe fleißig und löblich auferzogen. Kamen sie zu den Jahren, daß sie Schwert führen mochten, so sandten die Römer sie wieder fröhlich heim in ihr Land, und darum dieneten ihnen alle Reiche in großer Furcht.

Da geschah, daß Pipin, ein reicher König zu Kerlinlingen*), zwei Söhne hatte; der eine hieß Leo, der wurde zu Rom erzogen und saß auf St. Peters Stuhl. Der zweite, Karl, war noch daheim.

*) Oder Karlingen d. i. Frankreich.

Eines Nachts, da Karl entschlief, sprach eine Stimme drei Mal zu ihm: „Wohlauf, Karl lieber! fahr gen Rom, es begehret deiner Leo, dein Bruder.“

Schier bereitete er sich zu der Fahrt, offenbarte aber niemanden, was er vorhatte, bis er den König, seinen Vater, um Urlaub bat; er sprach: „Ich will gerne den Papst sehen und zu Rom in der Hauptstadt beten.“ Mit reicher Gabe ausgerüstet, hob sich Karl auf den Weg und betete mit nassen Augen zu Gott, still, daß es niemand innen wurde. Zu Rom ward er von Alten und Jungen wohl empfangen; der Papst sang eine heilige Messe; alle Römer sprachen, daß Karl ihr rechter Voigt und Richter sein sollte.

Karl achtete ihrer Rede nicht, denn er war um zu beten dahin gekommen, und ließ sich durch nichts irren. Mit blossen Füßen besuchte er die Kirchen, flehte inniglich zu Gott und dingte um seine Seele. So diente er Gott vier Wochen lang; da warfen sich der Papst, sein Bruder, und all das Volk vor ihm nieder, er empfing die theure Krone, und alle riefen Amen.

König Karl saß zu Gericht; der Papst klagte ihm, daß die Zehenden, Witthümer und Pfründen von den Fürsten genommen wären. „Das ist ja der Welt Brauch“, sagte Karl, „was einer um Gottes Willen gibt, nimmt der andre hin. Wer diesen offenen Raub begeht, ist kein guter Christ. Ich kann jetzt diese Klage noch nicht richten; erlebe ich aber den Tag, daß ich es thun darf, so fordre es mir St. Peter ab.“

Darnach wollte Karl nicht länger in diesem Lande bleiben, sondern fuhr nach Riflanden*). Die Römer hatten wohl erkannt, daß er ihr rechter Richter wäre; aber die Bösen unter ihnen bereuten die Unterwerfung. Sie drangen in

*) Ripuaria, am Unterrhein, an der Maas und Mosel.

St. Peters Münſter, ſingen den Papſt und brachen ihm beide Augen aus. Darauf ſandten ſie ihn blind nach Riſlanden, dem Könige zum Hohn. Der Papſt ſaß auf einem Eſel, nahm zwei Capellane und zwei Knechte, die ihm den Weg weiſen ſollten; auf der Reiſe ſtand er Kummer und Noth aus. Als er zu Ingelnheim in des Königs Hof ritt, wußte noch niemand, was ihm geſchehen war; ſtill hielt er auf dem Eſel und hieß einen ſeiner Capellane heimlich zu dem König gehen: „Schone deiner Worte und eile nicht zu ſehr; ſage dem König nur, ein armer Pilgrim wolle ihn gerne ſprechen.“

Der Prieſter ging und weinte, daß ihm das Blut über den Bart rann. Als ihn der König kommen ſah, ſagte er: „Dieſem Mann iſt großes Leid geſchehn, wir wollen ihm richten, wo wir können.“

Nieder kniete der Prieſter, kaum vermochte er zu ſprechen: „Wohlan, reicher König! komm und rede mit einem deiner Capellane, dem große Noth geſchehen iſt.“

Karl folgte dem Prieſter eilends über den Hof und hieß die Leute vor ſich weichen. „Ihr guten Pilgrime“, ſprach er, „wollt ihr hier bei mir bleiben, ich herberge euch gerne; klaget mir euer Leid, ſo will ichs büßen, wo ich kann.“

Da wollte der arme Papſt zu dem Könige ſich kehren, ſein Haupt ſtand zwerch, ſein Geſicht war ſcheel; er ſprach: „Daß mir Gott deiner Hilfe gönne! es iſt erſt kurze Zeit, daß ich dir zu Rom die Meſſe ſang; damals ſah ich noch mit meinen Augen.“ An dieſen Worten erkannte Karl ſeinen Bruder, erſchrak ſo heftig, daß er zu Boden fallen wollte, und raufte die Haare aus. Die Leute ſprangen herzu und hielten ihren Herrn. „Zu deinen Gnaden“, klagte Leo, „bin ich hierher gekommen, um deinetwillen hab ich die Augen verloren; weine nicht mehr, lieber Bruder, ſondern loben wir Gott ſeiner großen Barmherzigkeit!“ Da war großer Jammer

unter dem Volke und niemand mochte das Weinen verhalten.

Als nun der König alles von dem Papst erfahren hatte, sagte er: „Deine Augen will ich rächen oder nimmermehr das Schwert länger führen.“ Er sandte Boten zu Pipin, seinem Vater, und den Fürsten in Kerlingen. Alle waren ihm willig; die Boten eilten von Lande zu Lande, von Herren zu Mannen; Bauleute und Kaufmänner, die niemand entbieten konnte, ließen freiwillig Hab und Gut und folgten dem Heere. Sie zogen sich zusammen wie die Wolken. Der Zug ging über die Alpen durch Trientał, eine unzählige Schaar, und die größte Heerfahrt, die je nach Rom geschah.

Als das Heer so weit gekommen war, daß sie Rom von ferne erblickten, auf dem Mendelberg*), da betete der werthe König drei Tag und drei Nacht, daß es den Fürsten leid that, und sie sprachen: wie er so lange ihre Noth ansehn möchte, nun sie so weit gekommen wären? Der König antwortete: „Erst müssen wir zu Gott flehen und seinen Urlaub haben, dann können wir sanft streiten; auch bedarf ich eines Dienstmannes in dieser Noth, den sende mir Gott gnädiglich.“

Früh am vierten Morgen scholl die Stimme vom Himmel: nicht länger zu warten, sondern auf Rom los zu ziehen; die Rache solle ergehen und Gottes Urtheil sei erfolgt.

Da bereitete man des Königs Fahne. Als das Volk den Berg herabzog, ritt Gerold dem König entgegen. Herrlich redete ihn der König an: „Lange warte ich dein, liebster unter meinen Mannen!“ Karl rückte den Helm auf und küßte ihn. Alle verwunderte es, wer der Einschilde**) wäre,

*) Mons gaudii, mont joie, wovon der Heerruf Karls des Großen. Vergl. Heldengesch. Leipzig 1845. Heft 4. S. 50.

**) Der nur einen Schild führt.

den der König so vertraut grüßte. Es war der kühne Gerold, dem das schwäbische Volk folgte in drei wonnesamen Schaaren. Da verlieh ihnen Karl, daß die Schwaben dem Reich immer vorfechten sollten.

Sieben Tage und sieben Nächte belagerte das Heer Rom und den Lateran, an denen niemand wagte, mit ihnen zu streiten. Den achten Tag schlossen die Römer das Thor auf und ließen den König ein. Karl saß zu Gericht, die Briefe wurden gelesen, die Schuldigen genannt. Als man sie vorforderte, so leugneten sie. Da verlangte der Kaiser Kampf, daß die Wahrheit davon erscheine. Die Römer sprachen: das wäre ihr Recht nicht, und kein König hätte sie noch dazu gezwungen; ihre Finger wollten sie recken und schwören. Da sagte er: „Von euerm Rechte will ich keinen treiben, aber schwören sollt ihr mir auf Pancratius, dem heiligen Kinde."

Sie zogen in Pancratiusstift und sollten die Finger auf das Heiligthum legen. Der erste, welcher schwören wollte, sank zu Boden. Da verzweifelten die andren, wichen zurück und begannen zu fliehen. Zornig ritt ihnen der König nach, drei Tage ließ er sie erschlagen, die Todten aus St. Peters Dome tragen, den Estrich reinigen und den Papst wieder einführen. Drauf fiel Karl vor dem Altar nieder und bat um ein Wunder, damit das böse Volk der Römer zum Glauben gebracht würde. Auch forderte er St. Peter, den Thürhüter des Himmels, daß er seinen Papst schauen sollte: „Gesund ließ ich ihn in deinem Hause, blind hab ich ihn gefunden; und machst du ihn nicht wieder sehend heut am Tage, so zerstöre ich deinen Dom, zerbreche deine Stiftung und fahre heim nach Riflanden."

Da bereitete sich Papst Leo, und als er die Beicht ausgesprochen, sah er ein himmlisches Licht, kehrte sich um zu dem Volk und hatte seine beiden Augen wieder. Der König

sammt allem dem Heer fielen in Kreuzesstellung*) und lobten Gott. Der Papst weisete ihn zum Kaiser und sprach allen seinen Gefährten Ablaß. Da war große Freude zu Rom. Karl setzte sein Recht und Gesetz mit der Hilfe des himmlischen Boten, und alle Herren schwuren, es zu halten.

Da wuchs die Ehre und der Name des Königs; Karl war kühn, schön, gnädig, selig, demüthig, stät, löblich und furchtlich. Zu Aachen liegt er begraben.

65. Von Kaiser Karls Gestalt und Lebensweise.

Der Erzbischof Turpin**) giebt von der Person Karls des Großen nachfolgende Schilderung.

König Karl war braun von Haar, röthlichen Angesichts, schön und stattlich an Wuchs und von furchtgebietendem Anblick. Er war acht seiner Füße hoch, die Länge seines Gesichts betrug anderthalb Ellen, die des Bartes eine Elle, seine Stirn war einen Fuß breit, seine Löwenaugen funkelten wie Kohlen; niemand konnte ihren Blick ertragen, wenn Karl im Zorn ihn ansah. Seine Brust war mächtig breit, der Gürtel um seine Hüften maß acht Ellen, dasjenige ungerechnet, was herabhing. Alle seine Glieder waren stark und kräftig, zum Kampfe geschickt. Er aß wenig Brot, aber täglich verzehrte er ein Viertel eines Hammels oder zwei Hühner, eine Gans oder ein Spanferkel, oder einen Pfau, einen

*) Vergl. Gudrun. (Heldengesch. Heft 3. S. 115.)

**) Unter diesem Namen, gleichsam als Zeitgenosse und Augenzeuge, schrieb ein Mönch des Klosters St. Denys in Frankreich am Ende des 11. Jahrhunderts eine berühmt gewordene, durchweg sagenhafte Geschichte über Karls d. Gr. Krieg in Spanien und Rolands Thaten.

Kranich oder einen Hasen. Er war von solcher Leibeskraft, daß er mit einem Hiebe seines Schwertes einen gewappneten Reiter vom Scheitel bis zum Sattel mitsammt dem Pferde spaltete. Einen Mann in voller Rüstung konnte er auf flacher Hand mit Leichtigkeit von der Erde bis zu seinem Haupte emporheben.

Er war des Kampfes wohl kundig und der tapferste Kriegsmann, in höchstem Maße freigebig, gerecht im Gericht und von eindringlicher Rede. Viermal des Jahres trug er die königliche Krone und das Scepter, nämlich an den großen Festtagen der Weihnachten, der Ostern und Pfingsten und am St. Jakobstage. Vor seinem Richterstuhle wurde nach kaiserlicher Sitte ein nacktes Schwert getragen. Um sein Bett her hielten alle Nächte hundertundzwanzig tapfere rechtgläubige Männer die Wache, nemlich vierzig in der ersten, vierzig in der zweiten und eben so viele während der dritten Nachtwache bis zum Tagesanbruch. Zehn derselben standen ihm zu Häupten, zehn zu seinen Füßen, zehn zur linken, zehn zur rechten Seite, und jeder hielt in der Linken das gezückte Schwert, in der Rechten eine brennende Kerze.

66. Der Kaiser und die Schlange.

Als Kaiser Karl zu Zürich in dem Hause, genannt „zum Loch," wohnte, ließ er eine Säule mit einer Glocke oben und einem Seil daran errichten, damit es jeder ziehen könne, der Handhabung des Rechts fordere, so oft der Kaiser am Mittagsmahl sitze Eines Tages nun geschah es, daß die Glocke erklang, die hinzu gehenden Diener aber niemand beim Seile fanden. Es schellte aber von neuem in einem weg. Der Kaiser befahl ihnen, nochmals hin zu gehen und auf die Ur-

ſache Acht zu haben. Da ſahen ſie nun, daß eine große Schlange ſich dem Seile näherte und die Glocke zog. Beſtürzt hinterbrachten ſie das dem Kaiſer, der alsbald aufſtand und dem Thiere nicht weniger als dem Menſchen Recht

ſprechen wollte. Nachdem ſich der Wurm ehrerbietig vor dem Fürſten geneigt, führte er ihn an das Ufer eines Waſſers, wo auf ſeinem Neſt und auf ſeinen Eiern eine übergroße Kröte ſaß. Karl unterſuchte und entſchied der beiden Thiere Streit, dergeſtalt, daß er die Kröte zum Feuer ver-

dammte und der Schlange Recht gab. Dieſes Urtheil wurde geſprochen und vollſtreckt.

Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an Hof, neigte ſich, wand ſich auf den Tiſch und hob den Deckel von einem darauf ſtehenden Becher ab. In den Becher legte ſie aus ihrem Munde einen koſtbaren Edelſtein, verneigte ſich wieder und ging weg. An dem Orte, wo der Schlangen Neſt geſtanden, ließ Karl eine Kirche bauen, die nannte man Waſſerkilch; den Stein aber ſchenkte er, aus beſonderer Liebe, ſeiner Gemahlin. Dieſer Stein hatte die geheime Kraft in ſich, daß er den Kaiſer beſtändig zu ſeinem Gemahl hinzog, und daß er abweſend Trauern und Sehnen nach ihr empfand. Daher barg ſie ihn in ihrer Todesſtunde unter der Zunge, wohl wiſſend, daß, wenn er in andere Hände komme, der Kaiſer ihrer bald vergeſſen werde. Alſo wurde die Kaiſerin ſammt dem Steine begraben. Da vermochte Karl ſich gar nicht zu trennen von ihrem Leichnam, ſo daß er ihn wieder aus der Erde graben ließ und achtzehn Jahre mit ſich herum führte, wohin er ſich auch begab.

Inzwiſchen durchſuchte ein Höfling, dem von der verborgenen Tugend des Steines zu Ohren gekommen war, den Leichnam und fand endlich den Stein unter der Zunge liegen, nahm ihn weg und ſteckte ihn zu ſich. Alſobald kehrte ſich des Kaiſers Liebe ab von ſeiner todten Gemahlin und auf den Höfling, den er nun gar nicht von ſich laſſen wollte. Aus Unwillen warf einmal der Höfling auf einer Reiſe nach Cöln den Stein in eine heiße Quelle; ſeitdem konnte ihn niemand wieder erlangen. Die Neigung des Kaiſers zu dem Ritter hörte zwar auf, aber er fühlte ſich nun wunderbar hingezogen zu dem Orte, wo der Stein verborgen lag; und an dieſer Stelle gründete er Aachen, ſeinen nachherigen Lieblingsaufenthalt.

67. Karls Heimkehr.

Als einst Karl der Große eine weite Heerfahrt wider die Heidenschaft unternahm, hatte er beim Scheiden seiner Gemahlin aufgegeben, sie sollte in Züchten seiner Wiederkehr harren zehn Jahre lang; wäre er dann noch nicht heimgekehrt, so dürfte sie ihn zu den Todten zählen; werde er ihr aber einen Boten senden, der ihr des Kaisers Ring darzeige, so solle sie dem vertrauen und thun, was er ihr durch denselben entbieten ließe.

Und nun war das zehnte Jahr fast um. Karl stritt noch immer im Ungarlande gegen die Ungläubigen; und es kam keine Kunde von ihm nach Aachen, so daß jedermann ihn für todt hielt. Weil aber das Reich keinen Zuchtherrn hatte, so erhob sich allerorten Raub, Mord und Brand; da traten die Räthe zu der Kaiserin und lagen ihr an, einen andern Gemahl und Herren zu erliesen, damit das Land nicht aus Mangel eines Königs zu Grunde gehe. Lange widerstand die edle Frau diesem Anmuthen, weil der Kaiser ihr kein Wahrzeichen gesendet hätte; aber endlich konnte sie dem Dringen der Fürsten und Räthe nicht mehr widerstehen und willigte darein, daß der Tag ihrer Vermählung mit einem reichen Könige anberaumt wurde.

Es war nur noch drei Tage bis zur Hochzeit, da sandte Gott der Herr einen Engel in das Lager in Ungarland, der dem Kaiser ansagen sollte, was daheim sich begäbe. Und der Bote Gottes sprach zu Karl: „Rüste dich und reite heim, denn binnen dreien Tagen ist Hochzeit.“ Karl erwiederte: „Wie soll ich reiten: in dreien Tagen hundert Tagereisen weit?“ — „Reite, — sprach der Engel — und Gott wird mit dir sein!“

Da gewann der Kaiser ein gutes Roß, damit ritt er

an Einem Tage aus Bulgarien bis gen Rab, und am andern Tage von Rab bis gen Paſſau. Dort gewann er ein friſches Roß und kam gen Aachen vor das Burgthor; denn Gott war mit ihm. Die ganze Stadt ertönte von Sang und Schall, und alle Straßen voll feſtlichen Getümmels, denn morgen ſollte die Kaiſerin dem erwählten Könige die Hand reichen und dem Reiche wieder einen Herrſcher geben.

Der Kaiſer aber hielt ſich ſtill und gab ſich niemanden zu erkennen. Am andern Morgen ging er bei guter Zeit, da es noch Nacht war, in dem Dom, ſetzte ſich auf ſeinen elfenbeinernen Stuhl und legte ſein großes Schwert quer über ſeine Kniee. So ſaß er allda ernſt und unbeweglich wie ein Steinbild und ruhete von ſeinem Ritt. Da kam zuerſt der Meßner in den Dom, der trug die Bücher vor, beſchickte die Altäre und ſteckte die Kerzen auf; und als er auf dem Königsſtuhle den greiſen Mann ſitzen ſah mit dem blanken Schwert im Schooße, kam ihm ein Grauen an und ging und meldete es den Domherren. Denen aber däuchte es ſchier unglaublich, ſintemal niemand auf dem Stuhle ſitzen durfte, es wäre denn der Kaiſer ſelbſt; kamen mit Lichtern zu der Stelle, und der Kühnſte unter ihnen näherte ſich dem Stuhle. Aber als er die ernſte Geſtalt regloß und ſchweigend darauf ſitzen ſah, entfiel der Leuchter ſeiner Hand, wandte ſich mit Zittern und Beben hinweg und ſagte dem Biſchof an, was er geſehen hatte.

Der Biſchof nahm ſogleich zwei Kerzenträger der Kirche mit ſich, ließ ſie vor ſich hergehn und folgte ihnen hin zum Kaiſerſtuhle; und als er dort dieſelbe Erſcheinung gewahrte, von welcher ihm geſagt war, faßte er ſich ein Herz und redete ſie nicht ohne Erbangen alſo an. „Wer biſt du, Mann, und durch weſſen Gewalt unterfängſt du dich, dieſen Stuhl zu behaupten? Weißt du nicht, daß dies der Seſſel unſers Herrn und Kaiſers iſt?“ Da that der Kaiſer ſeinen Mund

auf und sprach: „Wie du sagst, so ist es; doch da ich noch König Karl hieß, war ich euch allen wohl bekannt, da durfte keiner diesen Stuhl mir wehren!“ Und erhob sich und stand vor dem Bischof in seiner stattlichen Größe, eines Kopfes höher als der größte Mann, und der Bischof rief frohlockend: „Seid Gott willkommen, mein königlicher Herr! Segen sei mit eurer Wiederkunft!“

Da läuteten von selbst die Glocken und verkündigten, daß der Kaiser wieder in sein Heimwesen eingezogen sei; die Hochzeitsgäste erschraken und machten sich eilends von dannen; aber für die Königin that der fromme Bischof Fürbitte, daß der Kaiser ihr verzeihen möge, da sie von den Fürsten und Räthen wäre gedrungen worden; und Karl verzieh ihr gern und gab ihr seine Huld zu erkennen, denn er war ihr von Herzen zugethan.

68. Frankfurt.

In den schweren Kriegen, welche Karl der Große mit den Sachsen führte, geschah es einmal, daß die Franken unterlagen und den Sachsen das Feld räumten. Als sie nun auf der Flucht bis an den Mainstrom gekommen, fanden sie allda weder Brücken noch Fahrzeuge, und die Breite und Tiefe des Wassers wehrete ihnen hindurch zu gehn. Während sie nun rathlos am Ufer hin und wieder liefen und der Feind ihnen hart auf den Fersen war, sahen sie eine Hirschkuh gemächlich durch den Fluß an das andere Ufer hinübergehn, welche solchergestalt wie durch Rathschluß göttlicher Barmherzigkeit ihnen die Furt anzeigte, wo man ohne Gefahr durch den Strom gelangen konnte. Das ganze Heer folgte ihr mit Freuden nach; auch der unüberwindliche Karl,

welcher bis dahin noch nie dem Feinde den Rücken gezeigt hatte, nahm die Weisung des Himmels an, indem er sprach: „Besser, daß die Völker sagen, ich sei mit meinen Franken vor den Sachsen diesesmal geflohen, als daß sie sagen, ich sei hier gefallen; denn weil ich lebe, kann und will ich meine Ehre retten.“ Bald darnach kamen auch die Sachsen an den Main, da sie aber jene Furt nicht wußten, mußten sie von der Verfolgung abstehn und die Franken in Frieden lassen.

Da nun Karl sahe, daß hier ein liebliches und fruchtreiches Gelände war, legte er an jener Stelle eine Stadt an zum ewigen Gedächtniß der Rettung seines Heeres und nannte sie „der Franken Furt,“ d. i. Frankfurt.

---

69. Karls Kampf mit Wittekind.

Eilf Jahre lang hatten Franken und Sachsen unter wechselndem Glücke wider einander gestritten. Wittekind, der unermüdliche Held, sammelte ein neues Heer am Schlachtvörderberg, unweit Osnabrück, und auch Karl zog mit frischen Kriegskräften heran. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her; aber die stärkere Zahl und bessere Bewaffnung der Franken gewann endlich den Sieg, und Wittekind mußte ihnen das Feld räumen. Er warf sich mit dem Reste seiner Streiter in seine feste Burg bei Rulle und erwartete dort, was Karl weiter thun würde.

Aber auch dieser hatte schwere Verluste erlitten. Er zog mit seinem Heere nordwärts über Osnabrück hinaus dem Piesberge zu und rastete daselbst. Dort zeigt man noch heutiges Tages die Karlssteine — drei gewaltige Steine, der eine neun Fuß lang, der zweite zwölf, der dritte vierzehn, und sämmtlich sieben bis acht Fuß breit und drei bis vier

Fuß dick. Ihre Gestalt läßt vermuthen, daß sie früher zusammengehangen und einen heidnischen Opferaltar gebildet haben. Die Sage aber erzählt, daß Karl nach jener Schlacht seine Getreuen um einen solchen Altar gesammelt, um mit ihnen Rathes zu pflegen, was weiter zu thun sei. Er selbst und die Heerführer waren unschlüssig, den Kampf mit Wittekind, der auch nach einer Niederlage noch furchtbar blieb, wieder aufzunehmen; aber die Geistlichen und Bischöfe redeten ihm zu, denn Gott werde mit ihm sein und die Feinde in seine Hände geben, daß er seinen Namen verherrliche unter den Heiden. Doch der Glaube des Kaisers war tief erschüttert. „Eher," rief er aus, „werde ich mit dieser Gerte diesen gewaltigen Stein, den Altar der Heiden, zerschlagen, ehe mir gelingt, mit dieser geschwächten Schaar über die Hartnäckigkeit der Sachsen obzusiegen." Und als er so sprach, schlug er mit der Gerte, die er in der Hand hielt, nieder auf den Altar, — aber siehe, der gewaltige Stein zerbrach in drei Stücke, also daß jedermann daran erkennen konnte, was Gottes Wille sei. Ueber diesem Wunder kam ein neuer Geist der Kraft und Zuversicht über Karln und seine Franken.

Es waren aber in dem Heere des Kaisers sieben Brüder, die errichteten sogleich den Steinen gegenüber am östlichen Abhange des Piesberges einen Altar zur Ehre des lebendigen Gottes, und sogleich begannen die Priester des Herrn dort ihren heiligen Dienst und fleheten zu Gott um ferneres Gelingen. An der Stelle, wo der Christenaltar gestanden, wuchsen später in einem Kreise sieben Buchen auf zur Erinnerung an die sieben Brüder. Sie standen lange Jahre und als sie vergingen, pflanzten die Landleute der Gegend neue sieben Buchen an die Stelle zum ewigen Gedächtniß. Endlich aber, als nach langen Jahren wiederum die Buchen vergingen, vergaß man es, neue zu pflanzen. Da wuchsen auch ohne Arbeit der Menschen wiederum sieben Buchen im Kreise

an jener Stelle und grünen und gedeihen bis auf den heutigen Tag.

Karl aber machte sich nun mit seinem Heere wieder auf und rückte ostwärts gegen die Wittekindsburg bei Rulle und wollte sie einnehmen. Allein Wittekind war listig und wußte die Franken zu täuschen. Diese wollten nicht gern die Hauptmacht der Sachsen in ihrem befestigten Lager angreifen, zumal wenn Wittekind dabei war, den sie sehr fürchteten. Das sächsische Heer war nemlich in zwei Burgen vertheilt, in die eine bei Rulle und in die andere in Schagen, und die Franken konnten niemals erfahren, in welcher Burg die Hauptmacht war. Denn Wittekind ließ seinen Rossen die Hufeisen verkehrt unterschlagen und ritt so des Nachts hin und her zwischen beiden Burgen, und wenn die Franken meinten, die Spuren der Hufschläge führten nach der anderen Burg, so kamen sie an die unrechte, und wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt.

Endlich aber gelang es ihnen, die beiden Schwestern Wittekinds, die er in der Burg zu Schagen verwahrt hielt, durch hohe Zusagen zu bewegen, daß sie ihnen durch ein verabredetes Zeichen kundthäten, wann ihr Bruder aus der Burg geritten wäre. Als sie dies Zeichen sahen, säumten sie nicht, diese Burg mit aller Macht zu berennen und brachten sie diesmal glücklich in ihre Gewalt. Als nun Wittekind wieder zurückkam, und die Burg in den Händen des Feindes fand, sah er, daß nun alles verloren und nicht mehr seines Bleibens im Sachsenlande wäre. Da wandte er sein Roß um zur Flucht und entrann zu dem Dänenkönige Siegfried.

70. Wittekinds Taufe.

Es war im Winter und eine Waffenruhe eingetreten. Wittekind ſtreifte am andern Ufer der Elbe in der Nähe des fränkiſchen Heeres umher; da ward er von wunderbarer Sehnſucht ergriffen, zu ſchauen, wie die Chriſten ihren vielgeprieſenen Gott verehrten. Das Weihnachtsfeſt kam heran, da hüllte ſich Wittekind in Bettlerkleider und ſchlich ſich beim Hereinbrechen des Morgenroths ins fränkiſche Lager. Unerkannt ſchritt er durch die Reihen der Krieger, die ſich zum Gottesdienſte anſchickten, und betrat die Kirche. Da wurden nicht Pferde und Rinder geopfert wie bei den Heiden, ſondern andächtig kniete Karl mit allen ſeinen Großen vor dem Altare, das Sacrament zu empfangen; der Weihrauchsduft wallte empor und die Geſänge der Prieſter prieſen die geweihte Nacht, wo die Herrlichkeit des Heilands ſich den Menſchen offenbarte. Da wurde Wittekind tief ergriffen von der Herrlichkeit des Gottesdienſtes der Chriſten, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen und ſtumm faltete er die Hände. Es war ihm, als ob das Chriſtuskind auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm winkte und ſpräche: „Komm her zu mir!“ Er warf ſich vor dem Altare nieder auf die Kniee und als alle verwundert und erſtaunt ihn umringten, rief er: „Ich bin Wittekind, der Sachſenherzog; gebt auch mir die Taufe, daß ich ein Chriſt werde, wie ihr!“ Da umarmte ihn Karl, und lauter Jubel erſcholl durch das Frankenheer, denn dieſer Eine war ihnen mehr werth als zehn gewonnene Schlachten. Kaiſer Karl hielt ihn, ſo lang er lebte, hoch in Ehren, und gab ihm ein neues Wappenſchild, indem er das ſchwarze Pferd ohne Zügel und Gebiß, welches Wittekind bis dahin in ſeinem Schilde geführt hatte, in ein weißes verwandelte,

damit die weiße Farbe ein Zeichen seines aufrichtigen Glaubens und seiner Wiedergeburt durch Christum Jesum sei.

71. Wittekind an Karls Tafel.

Alte Mären berichten, wie der Kaiser Karl funfzehn Male gegen den König der Sachsen, welcher damals noch in den Banden des Heidenthums lag, zu Felde zog und funfzehn Male die Schlacht verlor; darauf aber überwand ihn Karl in drei großen Feldschlachten und bekam ihn zuletzt als Sieger gefangen in seine Gewalt. Als nun Karl einstmals, wie es die Sitte war, an erhöhtem Platze thronend, seine Mahlzeit einnahm, die Armen aber, welche er speisen ließ, demüthig auf dem Boden saßen, da ließ der gefangene König, welcher ferne vom Kaiser an einer andern Tafel speiste, demselben durch einen Boten folgende Worte sagen: „Euer Christus sagt, in den Armen werde er selber aufgenommen. Mit welcher Stirne redet ihr denn uns zu, daß wir unsern Nacken beugen sollen vor dem, welchen ihr so verächtlich behandelt, und dem ihr nicht die geringste Ehrerbietung beweiset?“ Bei diesen Worten wurde der Kaiser in seinem Herzen betroffen und erröthete; er erschrak heftig, daß aus dem Munde eines heidnischen Mannes die evangelische Lehre zu ihm dringe. Denn der Herr spricht: „Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“

72. Wittekinds Ende.

Als der große Wittekind nach einem Leben voll männlicher Kämpfe gestorben war (manche sagen in einer Schlacht gegen den Schwabenherzog Gerwald gefallen), da ist zwar sein Leib zu Engern bei Bielefeld in dem Stift, welches er selbst begründet und erbauet hatte, beigesetzt worden; aber viele haben ihn nachher noch doch wieder gesehen. Die Sage geht, daß die Schlacht auf dem Wittenfelde gar vielen braven Streitern das Leben gekostet, und daß der Held endlich flüchtend gegen Ellerbruch gezogen. Da nun im Heerestroß viele Weiber und Kinder gewesen, die nicht gut fortzubringen, da habe sich das Sprichwort erfüllt: „Krupp unter, krupp unter (krieche ein), die Welt ist dir gram!“ — und es habe sich unten an seiner Burg Babylonie — in der Nähe der heutigen Stadt Lübbeke — der Berg aufgethan, und Wittekind sei mit seinem ganzen flüchtigen Heer und allem Gefolge hineingezogen, und habe sich da hinein verwünscht für ewige Zeiten. Manchesmal sieht man ihn in gewissen Zeiten mit auserlesenem Gefolge im Wesergebirge auf weißen Pferden reiten, da besucht er seine Burgen, deren er viele im alten Sachsenlande hatte; auch wird das Heer erblickt mit blinkenden Spießen, und lauter Lärm wird dann vernommen, Rossegewieher und Hornschall, und die Anwohner sagen, es bedeute Krieg, wenn der Wittekind aus der Babylonie ausreite. Auch um den „grundlosen Kolk“, einen Moorsee in Westphalen, spuken zur Nacht Wittekinds Heerschaaren und ziehen nach der Widekesburg — einer öden Trümmerstätte.

---

73. Der Riese Hidde.

Zu Karls des Großen Zeit lebte ein Friese Namens Hidde, groß von Leib und ein starker Mann, ging ins Land Braunschweig und wurde vom Herzog zum Vogt seiner Wälder und Bäume gemacht. Als er einmal durch die Wildniß ging, stieß er auf eine Löwin mit ihren jungen Welpen im Nest, tödtete die alte und brachte die jungen als Wölfe, die er gefangen habe, dem Herzog an Hof. Diesem gefiel die Einfalt des Mannes, welcher keinen Unterschied machte zwischen Löwen und Wölfen, und begabte ihn mit vielen Ländereien in der Gegend der Elbe. Da baute er sich ein Wohnhaus und nannte es Hiddesacker nach seinem Namen.

---

74. Die Todesgeweiheten.

Als Karl in Hispanien mit den Sarazenen kriegte, erhob sich wider ihn der Fürst von Navarra mit großer Heeresmacht. Karl zog ihm bis an den Berg Garzimus entgegen und beschloß, da es schon spät war, am nächsten Tage die Feinde anzugreifen. Karl hatte, ehe er in diesen Krieg zog, von Gott erbeten, daß er ihm diejenigen unter den Seinen anzeige, denen der Tod im Kampfe bestimmt sei. Als er nun am andern Morgen sein Heer musterte, da sah er auf den Schultern der Todesgeweiheten über den Harnischen das rothe Zeichen des heiligen Kreuzes erscheinen. Es waren hundert und funfzig, lauter wackere Helden, deren er gerne länger im Leben genossen hätte. Da schied er die, an denen er das todtverkündende Zeichen gewahret hatte, vom Heere aus und ließ sie in einer Capelle einschließen. Darauf zog

er mit den Uebrigen in die Schlacht. Aber wie gar unbegreiflich ſind Gottes Gerichte und unerforſchlich ſeine Wege! Als der Kaiſer ſiegreich aus dem Treffen zurückkam und das Heiligthum öffnete, um nach ſeinen Helden zu ſehen, fand er ſie alleſammt entſeelt am Boden liegen.

---

75. Roland und der Rieſe Ferracut.

Karl lagerte mit ſeinem Heere vor der feſten Stadt Nagera; da trat ein Rieſe aus dem Geſchlechte Goliaths, Namens Ferracut, aus dem Thore hervor und forderte Karls Helden auf, ſich im Einzelkampf mit ihm zu meſſen. Dieſer Rieſe ſtammte aus den Küſtenlanden Syriens und war vom König von Babylon mit zwanzig tauſend Mann nach Hiſpanien geſendet worden, den Sarazenen gegen König Karl Beiſtand zu leiſten. Er hatte die Kraft von vierzig ſtarken Männern und ſcheute weder Schwert noch Lanzen und Geſchoß. Sein Wuchs war zwölf Ellen hoch, die Länge ſeiner Arme betrug vier Ellen, ſeine Naſe war eine Spanne lang und ſeine Finger drei Spannen. Trotziglich ſtand er im Feld und wartete ſeines Gegners. Da ſandte Karl zuerſt ſeinen Helden Oger gegen ihn aus; aber kaum ward der Rieſe ſeiner gewahr, als er ihn gemächlich mit dem rechten Arm umfaßte und angeſichts des fränkiſchen Heeres wie ein Lämmlein in die Stadt trug. Zum zweiten ſandte Karl den ſtarken Reinald vom Weißdorn gegen ihn; dem that der Rieſe ebenſo. Darauf ſprengten Konſtantin, der König von Rom, und Graf Oellus zu gleicher Zeit auf ihn ein; er nahm den einen zur Linken, den andern zur Rechten unter den Arm und trug ſie beide zu ihren Genoſſen in den Kerker.

Nach ſolchen Unfällen wagte der Kaiſer keinen mehr zum

Kampfe mit Ferracut aufzufordern. Aber Roland erbot ſich freiwillig dazu; und Karl geſtattete es ihm. Mit kühnem Muthe drang Roland auf den Rieſen los; dieſer aber ergriff ihn gleichermaßen wie die übrigen, nahm ihn vorn auf ſein Pferd und ſprengte mit ihm der Stadt zu. Doch Roland gab ſich noch nicht verloren, faßte ſeine ganze Kraft zuſammen, und raſch ſich umwendend griff er den Rieſen am Kinn und ſtieß ihn rücklings vom Roſſe. Beide fielen mit einander zur Erde, aber beide ſprangen auch alsbald wieder auf; jeder eilte zu ſeinem Pferd und ſchwang ſich in den Sattel. Darauf drangen ſie mit den Schwertern auf einander ein. Roland führte einen gewaltigen Streich gegen Ferracut, vermeinend, ihm damit den Garaus zu machen; aber der Hieb glitt an ihm ab, als wäre er von Eiſen, und fuhr dem Pferde mitten durch den Leib, daß es in zwei Hälften zu Boden fiel. Da ſchlug er noch einmal auf des Rieſen Arm alſo kräftiglich, daß er ihn zu durchhauen gedachte, aber er verletzte den Rieſen nicht im mindeſten. Doch ſchütterte dieſer Schlag dem Kämpen dergeſtalt durch Mark und Bein, daß er ſein Schwert aus der Hand fallen ließ. Da er ſich nun ſeiner Waffe beraubt ſah, ſchlug der Rieſe mit der bloßen Fauſt darein und traf Rolands Pferd vor die Stirn, daß es zuſammenbrach. Beide kämpften darauf zu Fuße mit einander, bis der Abend hereinbrach, und da keiner dem andern obſiegte, ſchloſſen ſie Frieden bis auf den morgenden Tag.

Am andern Morgen ſtellten ſich beide mit dem Frühroth vuf dem Kampfplatze ein. Sie waren mit einander einig geworden, ſich weder der Roſſe noch der Lanzen zu bedienen. Ferracut führte ſein kurzes breites Schwert mit ſich; Roland, der Tages zuvor genugſam ſich überzeugt hatte, daß keine ſcharfe Waffe dem Rieſen etwas anhabe, hatte ſich wie vormals der Knabe Iſais nur mit einem langen gebogenen Stabe bewaffnet. So kämpften ſie mit einander bis die

Sonne hoch am Himmel ſtand: aber ohne Entſcheidung. Dem Rieſen nützte nichts ſeine ſcharfe gewuchtige Waffe, aber auch Roland konnte ihm weder mit ſeinem Stabe noch mit den Steinen, womit das Feld umher bedeckt war, eine Wunde beibringen. Wie es nun Mittag war und die Erſchöpfung beider einer Raſt bedurfte, ſchloſſen ſie Waffenſtillſtand. Ferracut lagerte ſich unter einen Baum und lag bald in tiefem Schlafe. Roland aber, der getreue Held, ſchob ihm einen großen Feldſtein unters Haupt, damit er bequemer liege, und ſetzte ſich, die Sicherheit ſeines Feindes bewachend, neben ihn.

Als der Rieſe ausgeſchlafen, erwachte er und ſah mit Verwunderung den Jüngling an ſeiner Seite. „Ich merke", ſprach er, „daß du ſo redlich als tapfer biſt, und will dir zum Lohne ein Geheimniß ſagen: du wirſt nie aus dieſen Kämpfen als Sieger heimkehren; denn wiſſe, ich bin am ganzen Leibe unverwundbar, außer am Nabel, und kann mir weder Spieß noch Schwert, weder Stock noch Stein eine Wunde beibringen. Aber ſage mir", fuhr er fort, „wie iſt dein Name und woher ſtammſt du?" Jener antwortete: „Roland, vom Geſchlecht der Franken." „Und welches Glaubens iſt dein Volk, nach welchen Geſetzen lebt es?" fragte Ferracut. „Chriſten ſind wir durch die Gnade Gottes", erwiederte Roland, „dem Reiche Jeſu Chriſti durch die heilige Taufe einverleibt, leben wir nach ſeinem Geſetz und kämpfen für ſeinen Glauben, wie und ſo lange wir irgend vermögen." „Wer iſt Chriſtus?" „Der Sohn Gott Vaters, der für uns am Kreuze geſtorben und begraben und von den Todten auferſtanden iſt und aufgefahren gen Himmel." Ferracut lachte und ſprach: „Wie ſollte Gott einen Sohn erzeugen, wer hätte denn ihn ſelbſt erzeugt?" Roland erwiederte: „Glaubſt du, daß Gott den erſten Menſchen ſchuf?" Der Rieſe antwortete: „Das glaube ich." „Nun denn", fuhr Roland fort:

„Adam hat keinen zum Vater und gleichwohl hat er Söhne. So ist Gott von niemanden erzeugt, gleichwohl hat er auf unaussprechliche Weise vor alter Zeit nach seinem Willen aus sich selbst seinen eingebornen Sohn gezeugt.“ „Aber wie konnte Christus sterben, wenn er göttlicher Natur war?“ fragte Ferracut, „Gott stirbt ja nimmer!“ Roland antwortete: „Weil er uns zu Liebe Mensch geworden, darum ist er auch als ein Mensch gestorben; aber Gott der Vater hat ihn auferweckt am dritten Tage.“ Wie der Heide das vernahm, verwunderte er sich noch mehr und sprach: „Wie lange willst du noch solch nichtige Dinge vorbringen? Es ist unmöglich, daß, wer gestorben ist, wieder ins Leben zurückkehre, und wäre er Gottes Sohn!“ Der Christ erwiederte ernsthaft: „Ich sage dir, nicht er allein ist auferstanden, sondern alle Menschen, so viele deren von Anfang der Welt her gewesen sind und bis zum Ende der Tage noch kommen, werden auferstehen und, vor dem Richterstuhl Christi versammelt, ihr Urtheil und Vergeltung ihrer Werke empfangen, sie seien gut oder böse. Gleichwie das Waizenkorn in der Erde erstirbt und verweset, Gott aber macht es wieder lebendig, daß es aufgeht, wächst und Frucht bringt: so wird er alle Menschen an Leib und Seele aus dem Tode ins Leben rufen am jüngsten Tage. Und wie der Löwe seine todten Jungen durch seinen Anhauch am dritten Tage wieder lebendig macht, wie sollte Gott das nicht vielmehr an seinem Sohne vermögen?“ „Ich verstehe wohl“, sprach jener, „was du sagst; erkläre mir noch dies: wie konnte er gen Himmel auffahren?“ Roland antwortete: „Der vom Himmel gekommen, der konnte leicht auch den Himmel wieder einnehmen. Du kannst dir das Beispiel von vielerlei Dingen nehmen; betrachte das Rad einer Mühle: so tief es aus der Höhe hinabgeht, so hoch geht es aus der Tiefe in die Höhe.

Schaue den Vogel in der Luft: so weit er sich hinabsenkt zur Erde, so hoch kann er sich auch wieder erheben. Gestern ist die Sonne im Osten aufgestiegen und im Westen untergegangen, und heute hast du sie eben da wieder aufgehen sehen. So auch der Sohn Gottes: woher er gekommen ist, dahin ist er auch zurückgekehrt."

„Der Himmel selbst", sprach der Riese, „möge entscheiden. Unter dieser Uebereinkunft laß uns den Kampf erneuern: ist der Glaube, welchen du behauptest, wahr, so sei ich der Besiegte, ist er lügenhaft, so seiest du der Besiegte, und es habe das Volk des Ueberwundenen für und für Schmach davon, das Volk des Siegers aber Ruhm und Ehre in Ewigkeit." „Es sei so!" sprach Roland.

Mit erneuerten Kräften begannen sie den Kampf. Roland ging sofort auf den Heiden los; dieser schlug mit dem Schwerte nach ihm aus, aber Roland sprang seitwärts und fing den Streich mit seinem Stabe auf. Da nun der Riese den Stab durchhauen und seinen Gegner entwaffnet sah, drang er auf ihn ein und beugte sich über ihn, um ihn zu ergreifen. Roland erkannte, daß er ihm auf keine Weise mehr entrinnen könnte. Da rief er die Hilfe des Sohnes der heiligen Jungfrau Maria an, und sogleich durch die Kraft Gottes gestärkt, erhob er sich ein wenig, drückte unvermerkt die Spitze des Schwertes, welches Ferracut gesenkt in seiner Hand hielt, gegen den Leib des Riesen und stach ihn in den Nabel. Ferracut schrie: „Mahumeth, Mahumeth, mein Gott, hilf mir, ich bin des Todes!" Roland sprang unter ihm hervor, da brach der Starke zusammen und starb. Auf sein Geschrei eilten die Sarazenen herzu, hoben den Entseelten auf und trugen ihn in die Stadt. Aber mit ihnen zugleich drangen die Christen in stürmendem Anlauf durch das Thor. So gewannen sie die Stadt, führten die

gefangenen Streiter aus dem Kerker und priesen Gott für das Zeugniß seiner allmächtigen Hilfe, womit er ihren Glauben verherrlichet hatte*).

---

76. Weisheit zu verkaufen!

Als der erlauchte Karl die Alleinherrschaft in den westlichen Ländern der Erde angetreten hatte, die Wissenschaften aber überall fast in Vergessenheit gerathen waren, deshalb auch der Dienst des wahren Gottes erkaltete, da begab es sich, daß zwei Männer aus Irland mit britanischen Handelsleuten an das Ufer von Gallien gelangten, Männer, die des weltlichen Wissens wie der heiligen Schriften ganz unvergleichlich kundig waren. Sie boten aber keine käuflichen Waaren zur Schau, sondern wenn die Menge kauflustig herbeikam, so war ihr Ruf: „So jemand Begehren hat nach Weisheit, der komme zu uns und empfange sie; denn die ist bei uns zu kaufen." Daß sie dieselbe aber für Geld feil hätten, das sagten sie deshalb, weil sie sahen, daß das Volk nicht um das, was umsonst geboten wurde, sondern um die theuren Waaren handelte, damit sie die Leute auf solche Weise entweder anreizten, die Weisheit wie die übrigen Dinge einzuhandeln, oder, wie der Erfolg zeigt, durch solchen Ausruf sie zur Verwunderung und zum Erstaunen brächten. Kurz, sie riefen das so lange aus, bis es durch diejenigen, welche sich darüber verwunderten oder auch sie für verrückt hielten,

---

*) In Betreff der übrigen Sagen über Karls d. Gr. Heerfahrt nach Spanien, seine Kämpfe mit den Sarazenen, Ganelons Verrath und Rolands Fall in Ronceval verweise ich den Leser an die Erzählungen des Rolandsliedes vom Pfaffen Conrad im 3. Hefte der ersten Reihe dieser Heldengeschichten. (Leipzig 1844)

zu den Ohren des Königs Karl gelangte, der beſtändig große Liebe und heftiges Verlangen nach der Weisheit empfand.

Er nun ließ ſie eiligſt vor ſich fordern und fragte: ob ſie denn in Wahrheit, wie er durch das Gerede vernommen, die Weisheit bei ſich führten. Sie erwiederten: „Freilich haben wir ſie und ſind bereit, ſie denen zu geben, welche im Namen des Herrn würdig danach verlangen.“ Und da er weiter fragte, was ſie dafür verlangten, antworteten ſie: „Nur paſſende Orte und empfängliche Seelen, und was man auf der Pilgerfahrt nicht entbehren kann, Nahrung und Kleidung.“

Da er das vernommen, freute er ſich ausnehmend, und anfangs zwar behielt er beide eine Zeitlang bei ſich, nachher aber, da er zu Kriegszügen genöthigt wurde, hieß er den einen, Namens Clemens, in Gallien ſich niederlaſſen und empfahl eine große Zahl mehr oder weniger vornehmer und auch geringer Knaben ſeiner Obhut, verordnete auch, daß ihnen das Nöthige, wie ſie deſſen bedurften, gereicht werde, und wies ihnen geeignete Wohnungen zum Obdach an. Den anderen aber, Namens Dungal*), ſchickte er nach Italien, und wies ihm das Kloſter des heiligen Auguſtinus bei Pavia an, damit ſich dort alle, welche dazu geneigt wären, zum Lernen um ihn verſammeln könnten.

---

77. Kaiſer Karl in der Schule.

Als Karl nun nach langer Abweſenheit nach Gallien heimkehrte, ließ er die Knaben vor ſich kommen, welche er

---

*) Der Name fehlt in den Handſchriften und iſt nach der Muthmaßung Dr. Wilh. Wattenbachs eben eingeſchaltet.

dem Clemens anvertraut hatte und hieß sie ihre Briefe und Gedichte vorzeigen. Da brachten ihm die Knaben von geringerer und die von niedriger Herkunft die ihrigen über alle Erwartung mit jeglicher Würze der Weisheit gesüßet, die vornehmen aber wiesen ganz leere und unnütze Waare vor. Karl also, der sehr weise König, that nach dem Vorbilde des ewigen Richters; er sonderte die guten Arbeiter aus, stellte sie zu seiner Rechten und redete sie solchergestalt an: „Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Befehl zu euerm Frommen nach Kräften auszuführen bemüht gewesen seid. Jetzt also bestrebt euch, die Vollendung zu erreichen, dann werde ich euch gar herrliche Bisthümer und Klöster geben, und ihr werdet immer hochgeehrt in meinen Augen sein." Darauf wandte er sein Antlitz mit großem Unwillen zu den links Stehenden, erschütterte ihr Gewissen mit flammendem Blick und stieß mit furchtbarem Hohn, mehr donnernd als redend, diese Worte gegen sie aus: „Ihr Hochgeborenen, ihr Fürstensöhne, ihr zierlichen und hübschen Leutchen, die ihr traut auf eure Abkunft und euern Reichthum, meinen Befehl und euern Ruhm hintansetzend, habt ihr die Wissenschaften vernachlässigt und im Wohlleben mit Spiel, Nichtsthun und leerem Treiben die Zeit verbracht." Und nach diesem Eingang hob er sein erhabenes Haupt und die nie besiegte Rechte zum Himmel und rief, gleich einem Wetterstrahl, seinen gewohnten Schwur: „Beim Herrn des Himmels! Ich gebe nicht viel auf euern Adel und euer hübsches Aussehen, wenn auch andere euch anstaunen mögen; und dessen seid versichert, wenn ihr nicht baldigst eure bisherige Nachlässigkeit durch Sorgfalt und Anstrengung wieder gut macht, so habt ihr vom Karl nie etwas gutes zu erwarten."

78. Kaiſer Karl macht ſeinen Schreiber zum Biſchof.

Als einmal dem Könige Karl der Tod eines Biſchofs gemeldet, fragte er, wie er denn immer auf alles Bedacht nahm, ob jener von ſeinem Vermögen oder ſeinen Werken etwas voraufgeſchickt — er meinte, ob er etwas im Vermächtniß zu Almoſen oder für Todtenmeſſen beſtimmt habe. Der Geſandte erwiederte: „Herr, nicht mehr als zwei Pfund Silbers.“ Es war aber ein junger Menſch zugegen, der dem Kaiſer als Schreiber diente. Dieſer, entrüſtet über den Geiz des Verſtorbenen, konnte nicht an ſich halten und brach wider ſeinen Willen, ſo daß es der König hörte, in die Worte aus: „Ein dürftiges Reiſegeld für den langen und weiten Weg.“ Der König ſprach nach einigem Beſinnen: „Und glaubſt du, wenn du ſein Bisthum erhalten würdeſt, daß du Sorge tragen wirſt, mehr für die lange Reiſe zu verwenden?“ Jener verſchlang ſogleich die kaum ausgeſprochenen Worte wie frühreiſe Trauben, die in den Mund des Hungernden fallen, fiel ihm zu Füßen und ſprach: „Herr, das liegt in Gottes Macht und eurer Gewalt.“ Und der König ſagte: „Stelle dich hinter den Vorhang, der hinter meinem Rücken hängt, und höre zu, wie viele dir zu dieſer Ehre helfen werden.“

Die Höflinge alſo, die immer auf das Unglück oder doch auf den Tod anderer lauern, hatten kaum den Tod des Biſchofs vernommen, als ſie, voll ungeduldiger Begier, andern zuvor zu kommen, durch Fürſprache der Vertrauten des Kaiſers die Würde des Verſtorbenen zu erlangen ſuchten. Er aber blieb unverrückt bei ſeinem Vorſatz und ſchlug es allen ab, indem er erklärte, er wolle jenem Jünglinge ſein Wort nicht brechen. Endlich ſandte auch die Königin Hilde-

gard Fürsten des Reiches zum Könige und kam dann zuletzt selbst zu ihm, um jenes Bisthum für einen ihrer Geistlichen zu erlangen. Da er nun ihre Bitte sehr freundlich aufnahm und sagte, er wolle und könne ihr nichts abschlagen, aber jenem Schreiberlein wolle er sein Wort halten, da wurde sie zornig, wie es ja der Frauen Art ist, daß sie wollen, ihr Wunsch solle den Beschlüssen der Männer vorgehen; sie verbarg aber ihren Zorn, ihre laute Stimme wurde weinerlich und durch zärtliche Gebärden suchte sie den festen Sinn des Kaisers zu erweichen, indem sie sprach: „Mein Herr und König, wozu willst du jenem Knaben das Bisthum geben, daß er es verderbe? Aber ich bitte dich, mein süßester Herr, du mein Ruhm und meine Zuflucht, gieb es deinem treuen Diener, jenem, für den ich bitte."

Der Jüngling, der nun mehrere Stunden lang, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, in seinem Versteck angehört hatte, wie viele Anläufe von allen Seiten her auf die ihm zugedachte Gnade gemacht wurden, gerieth hier ganz außer sich, und in höchster Angst umfaßte er den König mitsammt dem Vorhange und brach in diese Klagen aus: „Mein Herr und König, halte fest an deiner Standhaftigkeit, daß niemand aus deinen Händen die Gewalt entwinde, die Gott dir gegeben hat!" Da rief ihn hervor der starke und gewaltige Mann, und sprach zu ihm: „Nimm jenes Bisthum und sorge wohl dafür, daß du größere Ausgaben und ein besseres Reisegeld vor mir und dir her sendest für jene lange und unwiderrufliche Reise."

---

79. Bischof Hildebold von Köln.

Hildeboldus war der 19te Bischof von Köln; im Jahre 784 wurde er also gekoren. Nachdem sein Vorgänger Ri-

colphus geſtorben war, entſtand ein langer Streit über die Wahl eines neuen Biſchofs. Davon hörte Kaiſer Karl in Aachen. Er ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt gen Köln. In der Nähe der Stadt hörte er in einem Kirchlein zur Meſſe läuten, der wollte er zuvor beiwohnen und dann nach Köln ziehen. Als er in die Kapelle trat, hatte er einen Hornfäſſer umhängen, gleichwie die Jäger zu haben pflegten, und er opferte auf dem Altare einen Gulden. Als die Meſſe zu Ende war, nahm der Prieſter, welcher Hildebold hieß, den Gulden und ſprach zu dem Kaiſer, den er nicht kannte: „Freund, nehmet den Gulden zurück, man opfert hier nicht mit Gulden.“ Er glaubte nämlich, der Kaiſer habe ſein ſpotten wollen, denn es war ein gar einfaltvoller Mann. Darauf antwortete der Kaiſer: „Herr, behaltet den Gulden, ich gebe ihn euch gern.“ Hildebold ſprach: „Ich ſehe wohl, ihr ſeid ein Jäger, darum bitte ich euch, ſchicket mir doch die Haut von dem erſten Rehe oder andern Wilde, welches ihr erjaget; mein Meßbuch bedarf eines Ueberzuges ſehr; euern Gulden aber wollet behalten.“ Als der Kaiſer dieſe offene, gerade Rede hörte, fragte er die Umſtehenden aus über des Prieſters Lebensweiſe und vernahm, daß es ein frommer und rechtſchaffener Mann war. Dann ritt der Kaiſer weiter gen Köln und erforſchte den Streit, und als die Wähler nicht einig werden konnten, ſprach er: „Ich will euch einen Biſchof wählen.“ Da ließ er den Prieſter herbeiholen und gab ihnen den zu einem Biſchofe, und der regierte 34 Jahre, und als Kaiſer Karls Sohn, Ludwig, Kaiſer wurde, krönte er dieſen. Als er ſtarb, begrub man ihn in Sankt Gereon zur rechten Hand neben dem erſten Altar.

80. Der Deutſche als Gaſt des griechiſchen Kaiſers.

So viel auch der Kaiſer Karl mit den Angelegenheiten ſeines Reiches daheim und im Felde beſchäftiget war, verlor er doch nicht den Blick auf ſeine Beziehungen zum Auslande und ſandte Abgeordnete mit Briefen oder Geſchenken zu den entfernteſten Königen, von welchen aus allerlei Volk und Land ihm oft große Ehrenbezeugungen erwieſen wurden. Bei einer dieſer Geſandtſchaften an den Hof zu Konſtantinopel kam der Führer derſelben auf ſeltſame Weiſe in Gefahr Leibes und Lebens, aus welcher er ſich jedoch durch ſeine Geiſtesgegenwart glücklich entzog, ſo daß die Tragödie auf das artigſte in eine Komödie umſchlug.

Der griechiſche Kaiſer lud ihn nemlich an ſeine Tafel ein und gab ihm ſeinen Platz unter den Fürſten. Es galt aber bei Hofe das lächerliche Geſetz, daß niemand an der kaiſerlichen Tafel, möge er einheimiſch oder fremd ſein, den Braten, oder was ihm ſonſt vorgelegt war, umwenden dürfe, ſondern nur ſo, wie es eben vor ihm ſtand, von oben ab eſſen müſſe. Es wurde ihm nun ein Flußfiſch, mit gewürzter Brühe übergoſſen, auf einer Schüſſel vorgeſetzt. Der Gaſt, der jene Sitte nicht kannte, wendete den Fiſch um, und alsbald erhoben ſich alle Hofleute und ſprachen zum Kaiſer: „Herr, ihr ſeid ſo beſchimpft worden, wie eure Vorfahren noch nie!“ Dieſer aber ſtieß einen Seufzer aus und ſprach zum Geſandten: „Ich kann jenen nicht wehren, daß man dich unverzüglich zum Tode führe. Es thut mir leid, daß dich dies Schickſal treffen mußte. Im Uebrigen bitte dir eine Gnade aus, welche du willſt, ich will ſie gewähren.“ Da nun der Deutſche ſah, in welchen Unfall er hinein gerathen,

beſann er ſich ein wenig und rief dann, ſo daß es alle hörten, dieſe Worte aus: „Ich beſchwöre euch, Herr Kaiſer, daß ihr mir nach euerm Verſprechen eine kleine Bitte gewähret.“ Und der Kaiſer erwiederte: „Fordere, was du nur immer willſt, und du ſollſt es haben, nur das Leben kann ich dir nicht gegen das Geſetz der Griechen gewähren.“ Drauf jener: „Um das eine bitte ich, da ich doch ſterben muß, daß derjenige, welcher ſah, daß ich den Fiſch umwendete, das Licht der Augen verliere.“ Erſchrocken über eine ſolche Forderung, ſchwur der Kaiſer bei Chriſtus, daß er ſelbſt es nicht geſehen, ſondern nur denen Glauben geſchenkt habe, die es ihm angeſagt. Darauf fing die Kaiſerin an, ſich zu entſchuldigen: „Bei der Freude gebenden Gottesmutter, der heiligen Maria, ich habe es nicht bemerkt!“ Darnach die übrigen Fürſten, der eine dem andern zuvorkommend, ſchwuren, einer ſolchen Gefahr ſich zu entziehen, dieſer beim Inhaber der himmliſchen Schlüſſel, der bei dem Lehrer der Heiden, andere bei der Macht der Engel und allen Schaaren der Heiligen, mit ſchweren Eiden, ſie hätten es nicht geſehn. So überwand der kluge Franke das eitle Hellas am eigenen Heerde und kehrte ſiegreich und wohlbehalten in ſein Vaterland zurück.

---

81. Biſchof Heitto.

Einſt ſchickte Kaiſer Karl eine Geſandtſchaft an den Kaiſer des griechiſchen Reiches; er erwählte dazu den Biſchof Heitto von Baſel, einen an Geiſt und Körper gleich ausgezeichneten Mann, und gab ihm einen hochadligen Herzog, Namens Hugo, zum Begleiter. In Konſtantinopel angelangt, wurden ſie lange hingehalten, ehe man ſie dem Kaiſer vor-

ſtellte, und noch dazu ſchlecht behandelt und an ganz entlegene Orte in Herberge gelegt. Nachdem man ſie endlich entlaſſen hatte, kehrten ſie mit großem Schaden an ihrem Schiff und Gepäck nach Hauſe zurück.

Nicht lange nachher ſchickte derſelbe Kaiſer Geſandte an den glorreichen Karl. Es traf ſich aber zufällig, daß gerade jener Biſchof mit dem Herzoge beim Kaiſer war. Wie nun die Ankunft der Geſandten gemeldet wurde, gedachte Karl dem Biſchofe für die bei den Griechen erlittenen Beleidigungen Vergeltung zu geben. Demnach ließ er die Geſandten erſt durch das rauhe Alpengebirg und andere unwegſame Gegenden herumführen, bis ſie alles verbraucht und verzehrt hatten, und nachdem ſie durch großen Mangel und Beſchwerden ganz erſchöpft waren, ließ er ſie endlich zu Hofe kommen.

Als ſie nun ankamen, ließ er den Marſchall in der Mitte ſeiner Untergebenen auf einen hohen Seſſel ſetzen, ſo daß man ihn gar nicht für einen andern als den Kaiſer halten konnte. Wie die Geſandten den ſahen, warfen ſie ſich vor ihm zur Erde, ihn zu begrüßen. Aber ſie wurden von den Dienern zurückgeſtoßen und genöthiget, weiter vorzugehen. Da ſahen ſie den Pfalzgrafen in der Mitte der Großen zu Gericht ſitzen, hielten ihn für den Kaiſer und warfen ſich auf den Boden. Aber auch hier wurden ſie mit Schlägen vertrieben. „Nicht dieſer iſt der Kaiſer!“ riefen die Anweſenden und wieſen ſie weiter vorwärts. Und weiter vorgehend fanden ſie nun den königlichen Truchſeß mit ſchön geſchmückten Dienern. Wieder hielten ſie ihn für den Kaiſer und fielen zur Erde nieder; aber auch hier zurückgeſtoßen, fanden ſie im innern Gemach die Kämmerer des Kaiſers um den Oberkämmerer, von dem es gar nicht zweifelhaft ſchien, daß er der Gebieter der Sterblichen ſein könne. Doch auch dieſer leugnete, das zu ſein, was er auch wirklich nicht war, verſprach aber, wie ſein Amt erheiſchte, mit den Erſten des

Palaſtes ſich zu bemühen, damit ſie, wenn es möglich wäre, vor die Augen des erhabenen Kaiſers gelangen möchten. Da wurden von der Seite des Kaiſers einige abgeſchickt, um ſie ehrenvoll hineinzuführen. Der glorreiche Karl ſtand aber an einem hellen Fenſter, ſtrahlend wie die Sonne beim Aufgang, mit Gold und edeln Steinen geſchmückt, geſtützt auf den Heitto. Von allen Seiten umgab es ihn wie die himmliſchen Heerſchaaren, nemlich ſeine drei jungen Söhne, welche ſchon am Reiche Theil erhalten hatten, und die Töchter mit ihrer Mutter, nicht weniger mit Weisheit und Schönheit, als mit Geſchmeide geziert; Biſchöfe, unvergleichlich an Geſtalt und Tugend, und die durch hohe Abkunft und Heiligkeit vorzüglichſten Aebte; Herzöge aber, ſo wie einſt Joſua im Lager vom Galgala*) erſchien, und Kriegsleute wie die, welche die Syrer aus Samaria verjagten**), ſo daß David, wenn er dort geweſen wäre, mit Recht geſungen hätte: „Ihr Könige auf Erden, Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen ſollen loben den Namen des Herren***).“

Da wurden die Geſandten der Griechen überaus beſtürzt, der Athem verging ihnen, und ganz rathlos fielen ſie ſtumm und wie entſeelt zu Boden. Der gütige Kaiſer aber erhob ſie und ſuchte ſie durch tröſtliche Zuſprache zu ermuthigen. Endlich erholten ſie ſich etwas; als ſie aber den einſt verhaßten und von ihnen verſtoßenen Heitto in ſolcher Ehre ſahen, entſetzten ſie ſich von neuem und lagen ſo lange auf der Erde, bis der König ihnen bei dem Herrn der Heerſchaaren zuſchwor, er werde ihnen in keiner Weiſe ein Leid zufügen. Durch dieſes Verſprechen ermuthigt, fingen

*) Joſ. 4, 14.
**) 1. Kön. 20, 13 – 20.
***) Pſ. 184, 12. f.

ſie an etwas zuverſichtlicher aufzutreten, und in ihr Vaterland heimgekehrt, ſind ſie nie wieder in unſere Gegenden gekommen.

---

82. Pipins kluger Rath.

Karl der Große hatte einen Sohn, von einem Kebsweibe geboren, welcher von ſeiner Mutter mit bedenklichem Vorzeichen den Namen des glorreichen Pipin, des erſten Karlingers auf dem fränkiſchen Throne, erhalten hatte. Er war klein und bucklig, aber von ungewöhnlichem Verſtande, und anmaßend genug, um nach Reich und Krone ſeines Vaters zu trachten. Er verſchwor ſich zu dieſem Zwecke mit mehreren Großen und entwarf einen Plan, den Kaiſer während ſeines Aufenthaltes zu Regensburg in ihre Gewalt zu bringen und dem Tode zu überantworten. Aber in derſelben Nacht, da dies geſchehen ſollte, entdeckte ein Getreuer dem Kaiſer dieſen ſchändlichen Anſchlag. Die Verſchwornen wurden unvermuthet ergriffen und mit verdienten Strafen belegt. Auch der bucklige Zwerg Pipin wurde tüchtig gegeißelt, geſchoren und auf einige Zeit in das Kloſter des heiligen Gallus geſchickt, welches unter allen Orten des weiten Reiches am ärmſten und kleinſten zu ſein ſchien.

Nicht lange nachher wollten einige der Erſten unter den Franken Hand an den König legen. Da ihm dieſes keineswegs verborgen blieb und er ſie doch ungern zu Grunde richten wollte, weil ſie bei gutem Willen dem Chriſtenvolke ein ſtarker Schutz ſein konnten, ſo ſchickte er Geſandte an denſelben Pipin, ihn zu fragen, was er mit ihnen machen ſolle. Dieſe fanden ihn mit den älteren Kloſterbrüdern im Garten, beſchäftigt, Neſſeln und anderes Unkraut mit einer

Hacke auszujäten, damit die guten Kräuter um so beſſer wachſen könnten; und hier meldeten ſie ihm die Urſache ihrer Sendung. Nachdem er ſie angehört, ſeufzte er tief und erwiederte: „Wenn Karl meinen Rath wollte, ſo würde er mich nicht zu ſolcher Schmach verdammen. Ich habe ihm nichts zu melden. Sagt ihm, womit ihr mich beſchäftigt fandet.“

Jene aber fürchteten ſich ohne eine beſtimmte Antwort zu dem geſtrengen Kaiſer zurückzukehren und fragten ihn wiederholt, was ſie ihrem Herrn melden ſollten. Da gab er grollend zur Antwort: „Nichts anderes laſſe ich ihm melden, als was ich thue. Das unnütze Kraut reiße ich aus, damit die brauchbaren Kräuter beſſer wachſen können.“

Sie zogen alſo traurig ab, als ob ſie nichts Vernünftiges mitbrächten. Wie ſie aber zum Kaiſer kamen und befragt wurden, was für Antwort ſie brächten, klagten ſie, daß ſie für einen ſo weiten Weg und Reiſe nicht einmal um ein einziges Wort klüger heimkämen. Als nun der kluge Kaiſer ſie nach der Reihe ausfragte, wo ſie ihn gefunden hätten und womit beſchäftigt und was er ihnen geantwortet habe, da ſprachen ſie: „Auf einem Bauerndreifuß ſaß er und bearbeitete mit einer Hacke ein Gemüſebeet, und da wir ihm die Urſache unſerer Reiſe vortrugen, konnten wir mit unſern dringenden Bitten nur dieſe Antwort von ihm erlangen: „Nichts anderes“, ſagte er, „laſſe ich ihm melden, als was ich thue. Die unnützen Kräuter reiße ich aus, damit die brauchbaren deſto beſſer wachſen können.“

Als das der mit Scharfſinn und Weisheit hochbegabte Kaiſer gehört hatte, rieb er ſich die Ohren, athmete heftig auf und ſagte: „Eine verſtändige Antwort habt ihr mir gebracht, treffliche Vaſallen.“ Und ſofort brachte er den Inhalt jener Worte zur Ausführung, nahm alle jene Verſchwörer aus der Mitte der Lebenden hinweg und verlieh die vor-

her von jenen Unfruchtbaren eingenommenen Plätze seinen Getreuen, um zu wachsen und sich auszubreiten. Dem Pipin aber stellte er zum Lohne für seinen weisen Rath die Wahl frei, wie er sein Leben zubringen wolle, worauf er das damals hochansehnliche Kloster Prüm sich zum Wohnsitz erwählte.

---

83. Herzog Thassilo in Lorsch.

Es geschah, daß Kaiser Karl der Große zu streiten kam mit Thassilo, dem männlichen Baier-Herzog, der sein ganz naher Verwandter war, und da er großes Unrecht auf Aufreizung der Widersacher Karls verübt, so ließ Karl ihm eine entsetzliche Strafe zu Theil werden. Karl ließ den Agilolfinger Thassilo blenden, welches dadurch geschah, daß jener gezwungen ward, auf einen, seinen Augen nahegebrachten, im Feuer glühend gemachten Schild zu sehen, bis ihm das Licht der Augen dunkel ward und gar verging. Sein langes Haar wurde vor dem Throne ihm abgeschnitten und er zum Mönch geschoren, dann sollte er nach des Kaisers Gebot eingethan werden in ein Kloster, damit er büße und bete sein Lebelang.

Darauf nach langen Jahren begab es sich, daß einstmals Kaiser Karl gen Lauresheim, das ist Lorsch, in das Kloster kam. Er hatte den Herzog Thassilo längst vergessen. Als er sich nun gedrungen fühlte, zur Nachtzeit im Münster daselbst zu beten, da nahm er mit Staunen wahr, wie ein Mönch durch den Kreuzgang unsicheren Trittes wandelte. Er war blind, ihm zur Seite aber ging ein lichtumflossener Bote Gottes, der ihn leitete. Des Greises Züge kamen dem Kaiser bekannt vor, doch konnte er sich dessen Na-

mens nicht entsinnen. Und der Mönch ward von Altar zu Altar geleitet und betete an jedem und schritt dann mit seinem überirdischen Führer still zurück. Darauf hat der Kaiser am andern Morgen den Abt des Klosters Lorsch zu sich entboten und ihn gefragt: welchen Mönch er im Kloster habe, dem ein Engel diene? Der Abt erstaunte und wußte nichts zu sagen, folgte aber des Kaisers Gebot, in nächster Nacht mit ihm des Mönchs zu harren. Da geschah es ganz so wie in der vorigen Nacht, daß der blinde Mönch wieder kam und der Engel ihn geleitete. Und der Kaiser, gefolgt von dem Abte, ging, als der Mönch gebetet hatte, dem Mönch und dessen Führer nach und trafen den Mönch allein in seiner Zelle. Der Abt kannte den Mönch aber nur unter seinem Klosternamen und wußte nichts weiter von ihm. Nun sprach der Abt ihn an, zu sagen, was er vordem in dem weltlichen Leben gewesen, und nichts zu verhehlen und zu verschweigen, denn sein Herr und Kaiser sei es, der vor ihm stehe. Da sank der blinde Mönch zu des Kaisers Füßen nieder und sprach: „O Herr! viel habe ich gegen dich gesündigt und meine Buße währet für und für. Thassilo war ich vordem geheißen."

Da hub ihn der Kaiser gnädiglich auf und sprach: „Schwer hast du gebüßt und härter, als mir lieb ist, all deine Schuld sei dir vergeben." Da küßte der blinde Greis des Kaisers Hand und sank zur Erde und verschied. Im Kloster Lorsch ruht sein Staub.

---

84. Einhard und Imma.

Einhard, der Erzcaplan und Geheimschreiber Kaiser Karls, wurde am königlichen Hofe ob seiner löblichen Dienste

von allen geliebt, noch inniger aber liebte ihn des Kaisers Tochter, welche Imma hieß und mit dem Könige der Griechen verlobt war. Die Furcht vor dem Zorne des Kaisers hielt sie lange Zeit ab, die Gefahr einer Zusammenkunft zu wagen. Da aber der treffliche Mann keinen anderen Rath fand, und nicht durch einen Boten dem Ohr der Jungfrau zu nahen wagte, faßte er zuletzt Muth, schlich sich nach dem Abendessen vor Immas Gemach, klopfte an und ward, da er vorgab, er habe an die Jungfrau eine Botschaft vom Könige zu bestellen, eingelassen. Als er aber nach einigen Stunden traulicher Unterredung den Rückweg antrat, bemerkte er zu großem Schrecken, daß inzwischen ein starker Schnee gefallen war, und wagte nun nicht fortzugehen, um nicht durch seine männlichen Fußtapfen verrathen zu werden. Wie sie nun in ihrer Noth beriethen, was zu thun sei, kam das schöne Fräulein auf den Einfall, sie wollte ihn auf ihren Rücken nehmen und so noch vor Tage über den Hof bis in die Nähe seiner Wohnung tragen, dort ihn niedersetzen und dann, genau ihren Fußtapfen folgend, wieder zurückkehren.

Es trug sich aber zu, daß der Kaiser eben in jener Nacht keinen Schlaf fand. Er stand auf, und als er, seinen Gedanken nachhängend, am Fenster stand, gewahrte er, wie seine Tochter in der Dämmerung mit ihrer Last über den Hof dahinschwankte und bald darnach vorsichtig zurückkehrte. Der Kaiser sah, von Staunen wie von Schmerz ergriffen, den ganzen Hergang an, beherrschte sich jedoch, da er glaubte, es geschehe das nicht ohne göttliche Fügung, und beobachtete einstweilen Stillschweigen über das, was er gesehen.

Unterdessen war Einhard, dem das Gewissen schlug und der wohl wußte, daß die Sache auf keinen Fall seinem Herrn lange verborgen bleiben könne, zu dem Entschluß gekommen, dem Hofe und der Nähe des Kaisers sich zu entziehen. Er trat daher vor den Kaiser und bat ihn fußfällig um seine

Entlaſſung, indem er vorgab, ſeine vielen und mühſeligen Dienſte würden nicht, wie ſie es verdienten, entgolten. Indem er durch ſolche Unbeſcheidenheit den Verdruß des Kaiſers wider ſich errege, hoffte er am eheſten ſein Geſuch zu erlangen. Der Kaiſer ließ ſich nicht das Geringſte merken und ſchwieg lange; hierauf verſicherte er ihn, er werde ſeiner Bitte baldmöglichſt entſprechen, und ſetzte einen Tag feſt, auf den er ſogleich ſeine Räthe, die Großen ſeines Reichs und die übrigen, die ihm ſonſt nahe ſtanden, zu ſich entbot. Als dieſe glänzende Verſammlung ſeiner verſchiedenen Würdenträger ſich eingefunden hatte, hub er an, ſeine kaiſerliche Majeſtät ſei ſchwer beſchimpft und mißachtet worden, erzählte ihnen darnach, was er mit eigenen Augen geſehen, und forderte ſie dann auf, ihm ihren Rath und ihre Meinung darüber kundzugeben. Sie waren ganz getheilt in ihren Anſichten und brachten mancherlei harte Strafen gegen den vor, der ſich ſo ſchwer vergangen; die einen meinten, ihm gebühre eine Strafe ohne Gleichen, andere, er müſſe in die Verbannung geſchickt werden, noch andere wollten ſo oder ſo gegen ihn verfahren wiſſen, wie einem jeden in dem Augenblick gerade zu Sinne war. Einige indeß von ihnen zeigten ſich um ſo milder, je verſtändiger ſie waren, und nachdem ſie ſich unter einander beſprochen hatten, baten ſie den König inſtändig, er möge die Sache ſelbſt prüfen und nach der ihm von Gott verliehenen Weisheit eine Entſcheidung zu treffen geruhen. Wie nun der König die Geſinnung der einzelnen gegen ihn geprüft und erwogen hatte, welcher von den verſchiedenen Meinungen er folgen ſollte, ſprach er zu ihnen:

„Ihr wißt wohl, wie das Menſchengeſchlecht vielen Zufällen ausgeſetzt iſt, und wie es ſich häufig ereignet, daß Dinge, die einen üblen Anfang genommen haben, doch noch zum Guten ausgeſchlagen ſind. Darum muß man nicht verzweifeln, ſondern auch in dieſer Sache, die durch ihre Neu-

heit und Bedeutsamkeit über unsern Verstand geht, die Gnade der göttlichen Vorsehung erwarten und erbitten, die sich niemals in dem irrt, was sie geschehen läßt, und auch das Uebel zum Guten zu leiten weiß. Darum will ich denn auch ob dieser betrübenden That über meinen Schreiber keine Strafen verhängen, durch welche die Schande meiner Tochter eher vergrößert als verringert werden dürfte. Vielmehr halten wir es für würdiger und dem Ruhm unseres Reiches angemessener, es ihrer Jugend zu verzeihen und sie durch eine rechtmäßige Ehe nach der Ordnung Gottes einander zuzuführen.

Als der König so seinen Spruch verkündet hatte, entstand eine große Freude, und die Größe seiner Seele und seine Milde wurde laut gepriesen. Inzwischen wurde Einhard hereingerufen. Als er eintrat, grüßte ihn der König unerwartet freundlich und sprach zu ihm mit heitrem Angesicht: „Schon neuerlich ist eure Klage uns zu Ohren gekommen, daß wir eure Dienste bisher nicht so, wie es einem Könige geziemte, belohnt hätten. Aber um die Wahrheit zu sagen, fällt die Hauptschuld davon auf eure eigene Nachlässigkeit: denn obwohl ich so viele und schwere Geschäfte allein zu tragen habe, so würde ich doch, hätte ich etwas von eurem Wunsche früher erfahren, für eure Dienste euch gebührend geehrt haben. Indeß, um nicht viele Worte zu machen, ich werde euren Beschwerden durch das köstlichste Geschenk abhelfen, und damit ich euch auch ferner wie bisher treu und wohlgesinnt erfinden möge, will ich euch meine Tochter in eure Gewalt und zum Weibe geben, eure Trägerin nemlich, die schon neulich hochgeschürzt sich willfährig genug zeigte, euer Joch auf sich zu nehmen."

Sofort wurde auf des Königs Befehl seine Tochter, umgeben von zahlreichem Gefolge, hereingeführt und hocherröthend aus der Hand des Vaters in die Hand Einhards gegeben, sammt einer reichen Aussteuer, mehreren Landgütern,

zahllosen goldenen und silbernen Geschenken und vielen anderen kostbaren Geräthschaften. Dem allen fügte noch der Kaiser Ludwig nach dem Tode seines Vaters die Besitzungen Michlinstat und Mulinheim, welches jetzt Seligenstadt heißt, hinzu.

85. Karl und die Normannen.

Es traf sich einst, daß Karl auf einer Rundreise unvermuthet in eine Stadt des narbonnesischen Galliens kam. Während er nun bei der Mahlzeit war, aber ohne daß man es wußte, kamen nordmannische Kundschafter um eines Freibeuterzuges willen an den Hafen. Als man die Schiffe sah und einige sie für jüdische, andere für africanische, noch andere für britanische Kauffahrer erklärten, erkannte der weise Karl gleich an ihrer Ausrüstung und Behendigkeit, daß sie keine Kauffahrer sondern Feinde waren, und sprach zu den Seinigen: „Die Schiffe sind nicht mit Waaren angefüllt, sondern mit den schlimmsten Feinden trächtig."

Auf diese Worte eilten sie schnell zu den Schiffen, jeder suchte dem andern zuvorzukommen. Aber vergeblich; denn kaum hatten die Nordmannen erfahren, daß er anwesend war, Karl, der Hammer, wie sie ihn zu nennen pflegten, so mieden sie, damit nicht alle ihre Waffen an ihm stumpf würden oder in kleine Stücke zerschellten, mit unvergleichlich rascher Flucht nicht nur die Schwerter, sondern auch die Blicke der Verfolger. Der fromme Karl aber, der gerechte und gottesfürchtige, stand vom Tische auf und stellte sich an das Fenster nach Osten. Hier weinte er lange Zeit, und da niemand ihn anzureden wagte, sagte er endlich selbst zu seinen kriegerischen Fürsten, damit er ihnen solche Haltung und Thränen

erkläre: „Wißt ihr wohl, o meine Getreuen, worüber ich so geweint habe? Nicht das", sprach er, „befürchte ich, daß diese Thoren, diese Nullen, mir etwas zu schaden vermögen, sondern das betrübt mich, daß sie es gewagt haben, bei meinen Lebzeiten dieses Ufer zu berühren, und ich werde von heftigem Schmerze ergriffen, weil ich vorhersehe, wie viel Schaden sie meinen Nachkommen und deren Unterthanen zufügen werden."

86. Kaiser Karls Traum.

Karl, weiland Kaiser der Franken, pflegte Nachts immer Licht und Schreibtafel um sich zu haben, mochte er nun im Hause oder auswärts sich befinden, und was er im Traume merkwürdiges sah, das mußte dann sogleich aufgeschrieben werden, damit es nicht seinem Gedächtniß entfalle. Als er nun einmal Nachts seine Glieder auf dem Lager zur Ruhe ausgestreckt und sich dem Schlummer hingegeben hatte, sah er einen Menschen zu sich kommen, der ein blankes Schwert in der Hand hielt. Wie er diesen furchtsam fragte, wer er sei und von wannen er komme, bekam er folgendes von ihm zur Antwort: „Nimm dieses Schwert, das dir von Gott als Geschenk übersandt wird, und lies die darauf verzeichnete Schrift und halte sie fest im Gedächtniß, denn sie wird erfüllet werden zur bestimmten Zeit."

Als er es empfangen hatte und es sich genau ansah, erblickte er darauf vier Stellen beschrieben. Auf der ersten Stelle zunächst dem Griff des Schwertes stand geschrieben Raht, auf der zweiten Radoleiba, auf der dritten Rasg, auf der vierten gegen die Spitze des Schwertes Enti.

So wie er nun aufwachte, ließ er sich Licht und Schreib-

tafel bringen und zeichnete diese Worte in ihrer Reihenfolge auf. Am nächsten Morgen aber, als nach Kirchenbrauch die Horen gesungen waren und er seine Andacht verrichtet hatte, theilte er allen seinen Großen, die zugegen waren, den Traum mit, den er gehabt hatte, und forderte sie auf, ihm denselben zu deuten. Als hierauf alle stumm blieben, gab ihm einer, der für weiser als die übrigen galt, mit Namen Einhard, zur Antwort und sprach: „Herr Kaiser, der, welcher euch jenes Schwert geschickt hat, wird euch auch, während wir verstummen, den Sinn der darauf verzeichneten Schrift offenbaren."

Da sprach der Kaiser: „Wenn ihr hören wollt, so wollen wir euch die Bedeutung jener Worte erklären, wie sie uns nach der geringen Fähigkeit unsres Geistes richtig erscheint. Unter dem uns von Gott geschickten Schwerte wird wohl nicht unpassend die uns von ihm übertragene Gewalt verstanden; denn im Vertrauen auf seine Hilfe haben wir gar viele Feinde unter unsre Herrschaft gebracht. Und weil nun jetzt nach Unterwerfung unsrer Feinde mehr als zu den Zeiten unsrer Väter große Fruchtbarkeit herrscht, so wird das durch das erste Wort auf dem Schwerte angedeutet, Rath, das will sagen: Vorrath, Ueberfluß an allen Dingen*). — Was aber an der zweiten Stelle geschrieben war, Radeleiba**), das, glauben wir, wird sich nach unserm Hintritt von dieser Welt zu den Zeiten unsrer Söhne erfüllen, daß nemlich nicht so großer Ueberfluß an Früchten stattfindet und einige jetzt unterworfene Völkerschaften abfallen, das bedeutet

*) Im neueren Deutsch noch erhalten in den Worten und Redensarten: Verrathräthlich mit etwas umgehn, etwas zu Rathe halten, Unrath (in der Bedeutung: Verschwendung), wie Matth. 26, 8. „wozu dieser Unrath?"

**) In der niederdeutschen Form Radeleve bedeutet dieses Wort die Hinterlassenschaft an Gerade d. i. der dem Weibe zufallenden fahrenden Habe. Im obigen Fall aber muß eine allgemeine, noch ältere Bedeutung angenommen werden.

Radoleiba in allem, was schnell abnehmen wird. — Wann aber auch sie gestorben sein werden und ihre Söhne nach ihnen zu regieren angefangen haben, dann wird sein, was an der dritten Stelle geschrieben war, Rasg,*) denn sie werden schmählichen Gewinnes halber die Steuern erhöhen, die Fremden und Ausländer gewaltthätig drücken und sich nicht darum kümmern, mit wie viel Verwirrung und Schande sie sich Reichthümer sammeln. Auch das Kirchengut, das von uns oder unsern Vorfahren den Geistlichen und Mönchen zum Dienste Gottes gegeben wurde, werden sie mit List oder Gewalt an sich reißen und es ihren Leuten zu Lehen geben, das bedeutet Rasg. Aber auch das, was an der Spitze des Schwertes geschrieben stand, Enti, kann auf zweierlei Art verstanden werden. Denn entweder wird dann das Ende der Welt sein oder das unsres Stammes, daß nemlich hinfort von unsrem Geschlechte keiner mehr im Volke der Franken herrschen wird."

So wie dies, der den Traum hatte, selbst auslegte und der Abt Einhard es dem Mönch Rabanus, und dieser Rabanus, als nachmaliger Erzbischof von Mainz, es vielen zu erzählen pflegte, unter denen ich**) einer bin, so habe ich es aufgezeichnet.

Davon ist etliches in früheren Zeiten, anderes neuerdings in Erfüllung gegangen. Denn als der Kaiser Ludwig nach Karls Tode regierte, so fielen die Britonen und viele slavische Völkerschaften ab und Mangel suchte sein Reich in verschiedenen Gegenden heim. Nach seinem Tode fingen seine Söhne Lothar, Pipin und Ludwig an, in dem ihnen hinterlassenen Reiche den Rasg zu vergrößern. Denn wie

*) Dieses sonst unbekannte Wort scheint einen durch Raub zusammengebrachten Schatz zu bedeuten.

**) Nemlich der mainzer Mönch in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, durch dessen Aufzeichnung diese merkwürdige Erzählung uns erhalten ist.

viele Klöſter Pipin in Aquitanien ausplünderte und das Kirchengut und die Habe der Geiſtlichen und Mönche an ſich riß und es an ſein Gefolge gab, davon ließe ſich viel erzählen. Auf ähnliche Weiſe verfuhr Lothar in Italien. Darüber liegt ein Brief vor, der zu den Zeiten ſeines Sohnes von allen Biſchöfen der römiſchen Kirche an König Ludwig den Deutſchen gerichtet war, der ſich durch den Biſchof Witgar von Augsburg erkundigt hatte, wie es mit dem Frieden der heiligen römiſchen Kirche ſtehe. Dieſes Schreiben befindet ſich noch im Archive von St. Martin in Mainz und es heißt darin unter anderem: „Die heilige römiſche Kirche und ihr Schutzherr und das geſammte Volk wird verletzt und geplündert, zerriſſen, erniedrigt, zu nichts herabgebracht."

87. Die Vorzeichen vom Tode Karls des Großen.

Verſchiedene Vorzeichen kündeten den Tod Kaiſer Karls des Großen an, ſo daß nicht bloß andere, ſondern auch er ſelber ſein Herannahen inne wurden. In den drei letzten Jahren ſeines Lebens gab es ſehr viele Sonnen- und Mondfinſterniſſe und an der Sonne bemerkte man ſieben Tage lang einen ſchwarzen Flecken. Der Säulengang, welchen er zwiſchen der Kirche und dem Schloſſe zu Aachen mit großer Mühe hatte aufführen laſſen, ſtürzte am Himmelfahrtstage plötzlich bis auf den Grund zuſammen. Die Rheinbrücke in Mainz, ein herrliches Werk, die er in einem Zeitraume von zehn Jahren mit unendlicher Mühe ſo feſt aus Holz gebaut hatte, daß man glaubte, ſie müßte für die Ewigkeit ſtehen,

wurde durch eine zufällig entstandene Feuersbrunst in drei Stunden so vollständig verzehrt, daß außer dem, was vom Wasser bedeckt war, kein Span übrig blieb. Er selbst sah auf dem letzten sächsischen Heereszuge, welchen er gegen Godofrid, den Dänenkönig, unternahm, eines Tages, als er vor Sonnenaufgang das Lager verlassen und den Marsch angetreten hatte, mit einem Male eine Fackel vom Himmel herunterfallen und in hellem Glanze von der rechten auf die linke Seite durch die heitere Luft fliegen. Während noch alle in Verwunderung aufblickten, was dieses Zeichen wohl zu bedeuten habe, stürzte plötzlich das Roß, das er ritt, und warf ihn, indem es den Kopf zwischen die Beine nahm, so heftig zur Erde, daß die Spange seines Mantels brach, sein Schwertgurt zerriß, und er, von der herzueilenden Dienerschaft seiner Waffen entledigt, nicht ohne fremden Beistand aufstehen konnte. Der Wurfspieß, welchen er eben in der Hand gehalten hatte, wurde dabei zwanzig oder noch mehr Fuß weit fortgeschleudert.

Zu diesem Unfall kam noch eine häufige Erschütterung seines Palastes zu Aachen und ein beständiges Krachen des Gebälks in den Häusern, die er bewohnte. Auch wurde die Kirche, in der er nachmals begraben ward, vom Blitz getroffen und dabei der goldene Apfel, der die Spitze des Daches schmückte, heruntergerissen und auf das an die Kirche stoßende Pfarrgebäude geschleudert. Auf dem Reife des Kranzes, welcher zwischen dem oberen und unteren Bogen im Innern dieser Kirche herum ging, war eine Inschrift in rother Farbe, welche besagte, wer der Gründer dieses Gotteshauses sei, und in deren letzter Reihe die Worte standen KAROLUS PRINCEPS (Karl der Fürst). In seinem Sterbejahre, wenige Monate vor seinem Tode, wurde, wie das etliche bemerkt haben, das Wort PRINCEPS ganz und gar verlöscht. Aber

auf alle dieſe Vorzeichen gab er entweder nur ſcheinbar oder aus wirklicher Verachtung nichts, als ſtänden ſie in gar keinem Bezug zu ihm.

---

88. Die Gründung Hildesheims.

Wo jetzt Hildesheim ſteht, war früher alles „Wool.“ Vor dem Dammthor und bei St. Michaelis iſt noch Holzung geweſen, als die Stadt ſchon erbauet war; darum heißt die Straße bei St. Michaelis noch heute „der Wool.“ Die Erbauung der Stadt hat nun vor mehr als tauſend Jahren ein frommer Kaiſer befohlen. Dieſem Kaiſer gehörte das ganze deutſche Land; die ſchönſten Städte und Dörfer ſtanden ihm offen, aber er war an keinem Ort lieber, als in unſerer Gegend, denn er war ein Freund vom Jagen, und wo hätte er mehr und beſſer Wild finden können, als in dem damals unermeßlich großen „Woole.“ Eines Tages war der Kaiſer wieder mit ſeinem Jagdgefolge zu Holze gefahren und verfolgte hitzig einen weißen Hirſch. Der Kaiſer hatte das ſchnellſte Pferd und die ſchnellſten Hunde, aber noch ſchneller war der Hirſch, der lief über Berg und Thal, ſprang in die Innerſte und ſchwamm durch. Der Kaiſer, immer hinterdrein, ſprang auch ins Waſſer, verlor aber dabei ſein Pferd und ſeine Hunde, der Hirſch entkam und der Kaiſer ſchleppte ſich, müde und matt, noch eine Strecke weiter unter einen hohen Baum, um auszuruhen.

Da lag nun der verirrte hohe Herr „mutterſeelenallein“ in der Wildniß; er ſtieß in ſein Jagdhorn, um das Gefolge herbei zu rufen; aber alles Blaſen und Rufen war vergebens; er erhielt keine Antwort, denn ſein ſchnelles Pferd hatte ihn meilenweit von den Begleitern fortgetragen.

Da wurde es dem Kaiser doch recht bange ums Herz; er nahm von seinem Busen ein goldenes Kreuz mit Heiligthum von der Mutter Gottes, hing es vor sich an einen wilden Rosenbusch und betete davor inbrünstig, daß ihn die Mutter aller Gnaden doch nicht hier in der Wildniß verkommen lassen, sondern am Leben erhalten und wieder zu Menschen führen möchte. — Gleich darauf fiel der Kaiser in einen tiefen Schlaf, und als er wieder erwachte, sah er zu seiner großen Verwunderung vor sich den Platz mit Schnee bedeckt, während rings umher alles in grüner Sommerpracht stand; auch das Heiligthum, welches er in den Rosenstrauch gehenkt hatte, war darin festgefroren, und dennoch blühten am Busch die Rosen weit schöner und voller, als sie vorher geblüht hatten. Da merkte der Kaiser, daß Gott hier ein Wunder gethan habe, und gelobte auf der Stelle, wo der „heilige Schnee" gefallen war, eine Kirche zu bauen. Noch sann er über diesen frommen Vorsatz nach, als Hundegebell und Waldhörner durch den Wald erklangen; sein Jagdgefolge kam herbei und war hoch erfreut, den Herrn gesund und frohgemuth wieder zu finden. Nun erzählte der Kaiser, welchen Wink ihm Gott gegeben habe, und befahl, auf der heiligen Stätte sofort eine Capelle zu bauen; der wilde Rosenstock aber, der das Heiligthum so fest gehalten hatte, sollte nicht ausgereutet werden. Dies ist der Ursprung und Umfang einer Stadt geworden, welcher der Kaiser von jenem wunderbaren Ereignisse den Namen gab: Hildeschnee d. i. Heiligschnee, oder wie andere deuten: Schneller Schnee, woraus dann Hildesheim geworden ist.

Jenes erste Gebäude von Hildesheim, die kleine Capelle am Dom, steht noch heute. Auch der Rosenstock grünt und blüht noch heute an der uralten Mauer, und ist seines Gleichen an Größe und Wunderpracht nicht weiter in der Welt zu finden.

89. Ludwig des Deutschen Weisheit und Stärke.

Als die Könige der Nordmannen an Kaiser Ludwig den Deutschen aus Antrieb ihrer Ehrfurcht vor ihm Gold und Silber schickten und ihre Schwerter zum Zeichen ewiger Dienstbarkeit und Unterwerfung, da befahl der König, das Gold auf den Boden zu werfen, und daß niemand es anders als mit Verachtung anblicke, sondern vielmehr jeder es wie Koth mit Füßen trete; die Schwerter aber ließ er, auf hohem Throne sitzend, sich zur Probe bringen. Die Gesandten nun, besorgend, daß ein böser Argwohn gegen sie entstehen könnte, überreichten dem Kaiser die Klingen mit eigner Gefahr, so wie Diener dem Herrn Messerchen mit dem äußersten Ende darzubieten pflegen. Er erfaßte eine davon am Griffe und versuchte sie von der Spitze zum Griffe zu beugen; aber sie zerbrach unter den Händen, die stärker waren als das Eisen. Da zog einer der Gesandten sein Schwert aus der Scheide und überreichte es nach Diener-Weise zu seinem Gebrauch. „Herr", sprach er, „ich glaube, diese Klinge werdet ihr biegsam und starr erfinden nach dem Willen eurer siegreichen Rechten."

Der Kaiser nahm sie, und da er als ein wahrer Kaiser nach der Weissagung des Jesaias: „Schauet den Fels an, davon ihr gehauen seid" *), vor dem ganzen Volke Germaniens durch die besondere Gnade Gottes die Größe und den Muth der Altvordern erreichte, zog er sie von der äußersten Spitze bis zum Heft wie eine Weidenruthe zusammen und ließ sie dann allmählich zur früheren Gestalt zurückkehren. Da sahen die Gesandten sich unter einander an und sprachen voll Staunens: „O daß doch unsern Fürsten das Gold so verächtlich erschiene und das Eisen so köstlich!"

*) Jes. 51, 1.

V.

90. Libuſſa.

Als Krokkus, der zweite heidniſche Fürſt der Böhmen, ſtarb, hinterließ er keinen männlichen Erben, ſondern drei Töchter, welche Zauberinnen und Wahrſagerinnen waren. Die älteſte hieß Brela, die andere Tetcha, die jüngſte aber Libuſſa. Brela ſoll das Schloß Brelum, Tetcha das Schloß Thetin oder Diewin erbaut haben, beide von dem vielen Gelde, welches ſie durch Wahrſagen erwarben. Libuſſa war aber weiſer und erfahrener als die andern und auch viel milder; denn ſie forderte von niemand nichts und weiſſagte fürnehmlich, wie es dem Volke ergehen würde. Deshalb ward ihr auch durch ſonderliche Gunſt des Volkes das Regiment vertraut. Dieſem ſtand ſie etliche Jahre wohl vor und befeſtigte das Schloß Wiſcherad, ehe daß die Stadt Prag gebaut wurde. Als ſie aber einſtmals der Billigkeit gemäß einem Reichen wider einen armen Mann die Sache abſprach, gab ſie derſelbe bei den Männern an und wendete daneben für, es wäre eine Schande, daß ein Weib über ſie regieren ſolle, und das war denen, welche Luſt zu Veränderungen hatten, eine angenehme Rede. Dieſelben kamen darauf auf das Schloß Libus, welches Libuſſa ſich an dem Orte der Elbe erbauet hatte, wo jetzo Kolin liegt, am 10. Mai 722 zu ihr, worauf ſie ſich billig entſchuldigte; da ſie jedoch dadurch nichts erreichte und befürchten mußte, daß etwa einer

zum Regiment erfordert würde, der ihr wenig recht wäre; so erlangte sie von den Unterthanen, daß mehr durch das Orakel und ihre Weissagung, als durch menschliche Wahl ein Fürst erkoren werden solle. Deswegen hieß sie dieselben alle am folgenden Tage wieder kommen, anzuhören, was für ein Fürst durch die Weissagung würde erwählt werden.

Folgendes Tages kamen die Unterthanen auf die angesetzte Stunde zusammen und begehrten anzuhören, was sie für einen Regenten bekommen würden. Derowegen kam Libussa mit ihren Frauen herfür und fragte sie, ob sie denn von ihrem Vornehmen nicht wollten ablassen? Nachdem sie aber auf demselben bestunden, sagte sie, daß Gott ihr einen Ehemann und ihnen, den Unterthanen, einen Regenten hätte gegeben, mit Namen Primislaus. Weil sie sich aber über beide, den Namen und Person, so ihnen ganz unbekannt, entsetzten, fragten sie Libussa, wo dieser Mann sich aufhielte? Libussa antwortete: es wäre zwar ein Inwohner und Bauersmann, doch sollten sie Gott billig danken, der ihnen einen Einwohner und nicht einen Ausländer zum Regenten gegeben, dazu auch das Regiment nicht einer hohen, sondern geringen Person aufgetragen, und einer solchen, so durch das Loos könnte weissagen. Da sie nun denselben bald wollten ansichtig werden, sollten sie zum schleunigsten ihre Gesandten abfertigen und ihn als ihren Fürsten und Herrn annehmen und auf das Schloß Wischerad führen lassen.

Deswegen erwählten sie zehn fürnehme Männer, und als dieselben zu Libussa gebracht wurden, zeigte sie ihnen ihr weißes Roß, welches gesattelt und mit einer Decke bekleidet war, und befahl, daß die Abgesandten das Roß von sich selbst sollten gehen lassen, wohin es wollte, und sollten demselben nachfolgen und nicht davon weichen, bis sie zu einem Ackersmann kämen, so auf einem eisernen Tische äße. Und wenn sie ihn würden ansichtig werden, sollten sie ihn einen

Fürsten heißen, ihm das königliche Prunkkleid und Schuh, welche sie ihnen zugleich mitgab, anziehen und ihn auf das Schloß Wischerad bringen.

Als die Abgesandten solchen Befehl empfangen hatten, folgeten sie dem Rosse nach, im Jahre Christi 722 am 11ten, oder, wie einige wollen, 13ten Mai, wo es hinging. Und indem es fast in die zehen Meilen Weges über Berg und Thal gangen, wendete es sich bei dem Belin oder Bile, bei einem Dorfe Stadiz, von der Straße, lief alsbald auf den Acker, der erst des meisten Theils aufgerissen war, ging zu dem Ackersmann daselbst mit Namen Primislaus, neigete sich vor ihm mit gebogenen Knieen und Halse, gleich als wollte es ihm seine Ehrerbietung thun. Der Ackersmann blieb auf seiner Pflugschaar, so er umgewendet, sitzen, aß sein Brot und Käse, brauchte die Pflugschaar statt des Tisches so lange, bis die Abgesandten den Befehl Libussas vollzogen und ihn zu ihrem Fürsten beriefen und ernannten. Darauf stand er alsbald auf, nahm seine Ruthe, die von einer Haselstaude gemacht und neben dem Pfluge lag, stipfete damit die Ochsen, daß sie gehen sollten, von wannen sie kommen wären. Wie man sagt, sollen die Ochsen in einen Berg, der vor ihnen sich aufgethan gegangen und nicht mehr sein gesehen worden. Hernach nahm er die Ruthe und steckte sie in die Erde, wo sie alsbald zu Wurzeln schlug und drei grüne Zweige herfür brachte, deren zween sogleich verdorrten; der dritte aber wuchs und ward zu einer großen Haselstaude, welche Früchte brachte.

Als Primislaus solch Wunder sah, wendete er sich zu den Abgesandten, sagte, er müßte Gott gehorsamen, der ihn vom Pfluge zum Fürstenthume beriefe, doch wollte er gewünscht haben, daß sie etwas langsamer gekommen wären, daß er den Acker vollends hätte mögen aufreißen; denn solchergestalt würde die Macht dieses Königreichs viel gewalti-

ger worden sein und sein männliches Geschlecht zu ewigen Zeiten regiert haben. Darauf legte er seine alte bäuerische Kleidung ab, zog das fürstliche Kleid und die Schuh an, so ihm Libussa übersendet hatte, setzte sich auf das Roß und zog nach dem Schloß Wischerad, seine Hochzeit allda zu halten.

Als er aber ein wenig von dannen kommen und auf der Reise war, sagete er: er hätte sein Säcklein, in welchem er seine Speise und seine Schuhe hatte, vergessen mit sich zu nehmen, bat derowegen, daß irgend einer wieder umkehren wollte und auf dem Acker ihm selbige holen. Als sie nun gebracht wurden, fragete der Gesandte einer: warum er doch so sehr nach seinem Säcklein und Schuhen verlangete? denn er dieselben viel lieber hinweg werfen und verbergen als jemand sehen lassen sollte, weil wegen derselben vielmehr jedermann ihn eher ausspotten als rühmen würde. Darauf antwortete er: er würde vielmehr einen Ruhm dadurch erlangen, weil er sich seiner geringen Abkunft nicht schämete und ein Gedächtniß derselben hinter sich verließe, damit die nachkommenden Fürsten wegen ihrer geringen Abkunft sich desto weniger überhöben; denn dies müsse ja ein stolzer Herr sein, der sein geringes Herkommen vor Augen sähe und dennoch prangen und hoffärtig sein wollte.

Demgemäß sind jene Schuh des Primislaus, die er selbst aus Bast und lindener Rinde gemacht hatte, lange Zeit von der Priesterschaft der Kirchen auf dem Wischerad neben andern Kleinodien in großen Ehren gehalten und bei der Krönung eines jeglichen Königs demselben allezeit sowohl als dem Volke gezeigt worden. Als aber nachmals König Sigismund Wischerad gewonnen, da sind sie verloren worden.

Der Abgesandte fragte weiter: was doch das Wunderzeichen mit den Ochsen und der Ruthe bedeutete? Darauf antwortete er: solches bedeute seine Hoheit und Ehre, zu wel-

cher er erhoben wäre. Die Ruthe aber, aus welcher drei Zweige gewachsen, bedeutete seine drei Söhne, und gleichwie zween Zweige der Hasel halb verdorret wären, so würde er zween Söhne überkommen, aber sie würden nicht lange im Leben bleiben; der dritte aber würde zu einem Regenten werden und edle Früchte bringen. Und wenn durch der Abgesandten Zukunft, sprach er, das Ackeraufreißen nicht wäre verhindert worden, sondern zu Ende gebracht, so würde sein männlicher Stamm keine Endschaft bei den Böhmen gewonnen haben. Nun aber würde derselbe zwar eine lange Zeit währen, doch würde er zuletzt untergehen und verfallen.

Als die Abgesandten mit Primislaus zu dem Schlosse naheten, eilete ein jeder, damit er dem andern zuvor käme und Libussa die Nachricht brächte. Es zog ihm auch Libussa entgegen und war bei jedermann große Freude und die herzogliche Hochzeit wurde gehalten.

---

91. Die heilige Odilia.

Zur Zeit des Königs der Franken Childerichs II. um das Jahr 666 wurde das Elsaß zu einem Herzogthume erhoben und ein austrasischer Edelmann Ettichо oder Attich zum Herzoge ernannt. Dieser vermählte sich mit Bereswinde, der Mutterschwester des heiligen Leodegar, Bischofs von Autun. Beide Gatten wünschten sehnlich einen Erben zu erhalten; Attich, um ihm einst seine Würden und Güter zu hinterlassen, die fromme Bereswinde, um ihn zur Ehre Gottes zu erziehen.

Endlich gebar die Herzogin eine Tochter, aber leider war sie blind. Als dies der Vater vernahm, ward er darüber so erzürnt, daß er das Kindlein begehrte zu tödten, und sprach

zur Mutter: „Nun erkenne ich, daß ich sonderlich wider Gott muß gesündigt haben, daß er mir widerfahren läßt, was noch keinem meines Geschlechtes geschehen ist."

Da sprach Bereswinde: „Herr, du sollst dich um diese Sache nicht so sehr betrüben, denn du weißt wohl, daß Christus von einem Blindgeborenen sprach: „Dieser ist blind geboren nicht um seiner Vordern Missethat willen, sondern daß Gottes Gewalt an ihm erscheinen solle" *).

Diese Worte beruhigten jedoch des Herzogs wilden Sinn mit Nichten; alle seine Begierde ging darauf, daß das Kind getödtet würde, und er sprach abermals zu seiner Frauen: „Schaffe, daß das blinde Kind von unserer Freunde Einem getödtet werde oder also ferne von uns komme, daß wir sein vergessen, anders werde ich nimmer froh."

Dieses Gebotes betrübte sich Bereswinde gar sehr und bat Gott mit Andacht um Rath und Hülfe in dieser Sache. Also gab ihr Gott in den Sinn, daß sie gedachte an eine Frau, die war ihre Dienerin gewesen. Nach dieser sandte sie und sagte ihr des Herzogs Anschlag wider das blinde Töchterlein. Da tröstete sie die Dienerin und sprach: „Ihr sollt euch nicht so sehr darum betrüben, denn Gott, der dem Töchterlein diese Plage geschickt, vermag es auch wieder sehend zu machen."

Die treue Dienerin brachte nun das Kind nach Scherweiler bei Schlettstadt. Da aber Bereswinde befürchtete, ihr Gemahl möchte das Kind an einem so nahe gelegenen Orte entdecken, ließ sie es nach dem Kloster Palma (Baume-les-Dames) in Hochburgund bringen, woselbst ihre Schwester Aebtissin war.

In diesen Zeiten war ein heiliger Bischof zu Regensburg im Baierlande, Erhardus genannt. Dem kam ein

*) Joh. 9, 3.

Gebot vom Himmel, daß er über den Rhein fahren ſolle in das Kloſter Palma, da ſei ein Mägdlein, von Geburt blind, das ſolle er taufen und Odilia nennen, ſo würde es durch die Taufe ſehend.

Erhardus folgte dem Rufe des Himmels und zog mit Hildulf, ſeinem Bruder, der den biſchöflichen Stuhl von Trier verlaſſen hatte, um ſein Leben in einem Kloſter zu beſchließen, über den Rhein nach Palma.

Als nun Erhardus das Kindlein taufte, ſchloß es ſeine Augen auf und ſah den Biſchof an. Da ſprach dieſer: „Nun begehr' ich, liebe Tochter, daß wir einander in dem ewigen Leben müſſen anſehen."

Alſo offenbarte der Biſchof ſodann auch der Aebtiſſin und den Kloſterfrauen, wie ihm dies alles ſei vom Himmel gekündiget worden, und er empfahl ihnen das Kind und fuhr wieder heim in ſein Land.

Nun erzogen die Kloſterfrauen das Kind mit vieler Zärtlichkeit und unterwieſen es in der heiligen Schrift. Und das Mägdlein Odilia bot ſich mit großem Ernſt zu allen Tugenden und verſchmähte alle Hoffahrt, allein dem zu dienen, der ſie erleuchtet hatte.

Da nun Sanct Erhardus wieder in ſein Land gekommen war, ſchrieb er dem Herzog Attich alle dieſe Geſchichten, und bat ihn, er möge das Kind wieder in ſeine Gnade empfangen, das ohne Schuld in ſeine Ungunſt gefallen war. Darauf aber antwortete der Herzog nicht.

Nun erfuhr Odilia, da ſie zu einer eben ſo frommen als überaus ſchönen Jungfrau herangewachſen war, daß ſie einen Bruder, mit Namen Hugo, habe, der an ſeines Vaters Hof in Hulden war. Dem ſchrieb ſie einen Brief und bat ihn, er möge ihr Gnade erwerben bei ihrem Vater, damit ſie ihn doch einmal mit Freuden anſehen dürfe.

Da der Bruder dieſen Brief empfing, trat er vor ſeinen

Vater und sprach: „Gnädiger Vater, ich begehre, daß du die Bitte deines Sohnes wollest erhören.“ — Herzog Attich antwortete darauf: „Bittest du unziemliche Dinge, so ist es unbillig, daß ich dich erhöre.“ — Da sprach der Sohn: „Es ist eine ziemliche Bitte; denn ich begehre nichts anderes, als daß deine Tochter, meine Schwester, die in dem Elende lang ohne Trost gewesen ist, nun wieder zu deinen Hulden empfangen werde und deine gnädige Gegenwärtigkeit genieße.“ — Darauf gebot ihm der Vater zu schweigen.

Allein Hugo hatte großes Mitleiden mit seiner Schwester und ließ heimlich ein Wäglein bereiten mit allem Nöthigen und sandte es seiner Schwester.

So geschah denn eines Tages, daß der Herzog mit seinem Sohne und seiner Ritterschaft auf Hohenburg saß, und einen gezierten Wagen daher kommen sah. Als er nun fragte, wer da komme, sagte ihm der Jüngling frei heraus, daß es seine Tochter Odilia sei. Darüber ergrimmte Attich dergestalt, daß er rief: „Wer ist so frevelhaft und thöricht, daß er sie ohne mein Geheiß daher gerufen?“

Hugo, welcher wohl sah, daß es nicht möchte verhohlen bleiben, antwortete: „Herr, ich, dein Sohn und Diener, hielt es für große Schande, daß sie in solcher Armuth lebe, und habe sie aus großem Mitleid hierher berufen und bitte um deine Gnade.“ Da hub der Vater vor Zorn seinen Stab auf und schlug den Jüngling so sehr, daß er siech ward und starb.

Herzog Attich erschrak alsobald über seine Missethat, schlug in sich und sandte nach seiner Tochter Odilia und empfahl sie einer andern Klosterfrau und hieß ihr nicht mehr geben, denn einer Magd Pfründe; damit ließ sie sich wohl begnügen.

Odilia wuchs immermehr an Weisheit und Frömmigkeit, und der Ruf der Schönheit, sowie des Glanzes, welcher

an ihres Vaters Hofe herrſchte, drang nach allen Landen. Bald kamen angeſehene Freier von allen Seiten herbei, welche um die Hand der edlen Fürſtentochter warben. Allein, ſo ſehr auch ihr Vater und ſeine Höflinge in ſie drangen, daß ſie ſich vermähle, ſie blieb bei ihrem Gelübde, allein Gott zu dienen nnd dem Bräutigam ihrer Seele, ihrem Heiland und Erlöſer Jeſu Chriſto. Dieſe Standhaftigkeit und Treue in ihrem Vorſatze erbitterte den Vater auf's neue wider ſie, und endlich wollte er ſie mit Gewalt zwingen, einem reichen und angeſehenen Fürſtenſohne aus Deutſchland ihre Hand zu reichen.

Da nun die Jungfrau ſah, daß ihr Vater unwiderruflich auf ſeinem Willen beharre, gedachte ſie aus dem Schloſſe zu entfliehen. Sie entkam durch ein Pförtchen der Burg, ſtieg ins Thal hinab, legte ihre fürſtlichen Kleider ab und vertauſchte ſie mit einem ärmlichen Pilgergewande und floh zu Fuß bis an den Rhein, wo ſie ein Schiffer alſobald in ſeinem Nachen an's andere Ufer brachte. Von da floh ſie dem Gebirge zu.

Allein Herzog Attich hatte ihre Flucht bemerkt, und ſtieg mit dem jungen Fürſtenſohne, Odilia's Freier, und mit einem Gefolge von Rittern und Knechten zu Pferde, um der Flüchtigen nachzueilen. Er hatte auch bald durch die Kundſchafter, die er im ganzen Lande umhergeſandt, erfahren, welchen Weg ſie eingeſchlagen, und folgte ihr im ſtarken Ritte auf dem Fuße nach.

Von der beſchwerlichen Wanderung in einer unbekannten, dicht mit Wäldern bedeckten Thalgegend, ermüdet, hatte ſich die heilige Pilgerin einige Augenblicke niedergelaſſen, um auszuruhen. Da hörte ſie von ferne das Getrabe von Pferden und Klirren der Waffen ihrer Verfolger. Eilig raffte ſie ſich auf und eilte den Berg hinauf, einen Verſteck gegen ihre Dränger zu ſuchen. Sie fiel aber endlich vor einem Fels-

stück kraftlos nieder, als dieselben schon hart an ihr waren. In ihrer Verzweiflung und voll lebendigen Glaubens an den Schirmer der Unschuld breitete sie ihre Arme gen Himmel und flehete ihn um Erbarmen an. Siehe, da öffnete sich die Felswand, nahm sie auf und schloß sich alsobald wieder zu.

Von diesem Wunder ergriffen, rief sie der reuevolle Vater bei ihrem Namen und gelobte ihr, daß er ihr nun vollkommene Freiheit verstatten wolle, ihrem heiligen Berufe zu leben. Hierauf that sich der Fels auf und Odilia trat im Glanze ihrer Unschuld und Heiligkeit vor die Schaar der sie bewundernden Ritter. Die Felsenhöhle blieb aber von Stund an offen und aus derselben sprang eine klare Quelle ins Thal herab, die noch jetzt heilkräftig auf kranke Augen wirkt. Ueber derselben erhebt sich eine der Heiligen geweihte Wallfahrtscapelle, welche der Stadt Freiburg zugehört und von den Gläubigen und von allen Freunden der Einsamkeit und der schönen Natur fleißig besucht wird.

Herzog Attich schenkte nun seiner Tochter das Schloß Hohenburg und gab ihr alles, was sie zur Stiftung eines Klosters brauchte, deren erste Aebtissin sie wurde. Im Verlauf von mehreren Jahren stieg die Zahl der Chorfrauen, die sich, durch Odilias Frömmigkeit und Weisheit angezogen, um sie versammelt hatten, auf hundert und dreißig.

Bald darauf starb der Herzog. Da erkannte Odilia in ihrem Geiste, daß ihr Vater im Fegfeuer in großer Pein wäre, um seiner Sünden willen, die er auf Erden noch nicht ganz abgebüßt hätte. Und sie empfand darob viele Schmerzen und hielt mit Wachen, Beten und Fasten so lange um die Seligkeit ihres Vaters an, bis sie einst einen lichten Schein gewahrte und eine Stimme vernahm, die sprach: „Odilia, du auserwählte Dienerin Gottes, peinige dich nicht mehr um deinen Vater, denn der allmächtige Gott hat dich erhört und die Engel fuhren mit deines Vaters Seele in den

Himmel.“ Da rief ſie dankbar und reichlich Thränen vergießend aus: „Herr, ich danke dir, daß du mich Unwürdige erhört haſt, durch deine milde Güte und nicht durch mein Verdienſt!“

Die Capelle im Kloſtergarten, in welcher Odilia Tag und Nacht um die Seele ihres Vaters geweint und gebetet hatte, heißt noch jetzt die Zährencapelle; vor dem Altare auf dem Stein war eine Vertiefung zu ſehen, welche, nach dem Vorgeben der gläubigen Pilger, die Spur ihrer Kniee zurückgelaſſen hatte.

Odilia war das Vorbild ihrer Kloſterfrauen nicht nur durch ihre Heiligkeit, ſondern auch durch ihren einfachen und ſtrengen Wandel. Ihre Speiſe war Gerſtenbrod, ihr Bette eines Bären Haut und ihr Kiſſen ein harter Stein.

Als nun Odilia empfand, daß die Zeit ihrer Hinfahrt herannahe, begab ſie ſich in St. Johannis Capelle und ließ alle ihre Frauen vor ſich kommen und ermahnete ſie, daß ſie immerdar Gott vor Augen behielten und ſeinen Geboten treu lebeten, und daß ſie für ihre Seele ſo wie für ihre Vordern mit Fleiß beteten. Hierauf ließ ſie alle Frauen in eine andere Capelle treten und daſelbſt im Pſalter leſen. Inzwiſchen fuhr ihre ſelige Seele aus ihrem Leibe in die ewige Freude. Da verbreitete ſich ein ſo ſüßer Geruch, daß ihn die Frauen in ihrer Capelle empfanden. Und als ſie kamen, fanden ſie ihre ſelige Mutter Odilia todt und auf den Knieen liegend. Darüber betrübten ſie ſich ſehr, beſonders auch, daß Odilia ohne die ſeligen Sterbeſacramente geſtorben war; ſie riefen die Gnade des Herrn an, er möge doch ſeinen Engeln gebieten, daß ſie die entrückte Seele in den Leichnam zurückführten. Da ward Odilia wieder lebendig und ſprach: „O ihr lieben Schweſtern, warum habt ihr mir ſolche Unruhe gemacht, daß ich aus der ſeligen Gemeinſchaft St. Luciä wieder in dieſen armſeligen Leib kommen?“ Alſo ließ ſie ſich

einen Kelch reichen mit dem heiligen Sacrament, nahm es selbsten, und sodann fuhr ihre Seele wieder in den Himmel.

Odilia starb wahrscheinlich bald nach dem Jahre 720 und wurde in der St. Johanniscapelle begraben. Ihr Festtag, als der Patronin des Elsasses, ist der 13. December.

---

92. Die heilige Genoveva.

Zu Trier lebte vor Zeiten ein edler und gottesfürchtiger Landgraf, Siegfried mit Namen, der hatte zur Gemahlin Genoveva, die Tochter des Herzogs zu Brabant, welche gar schön von Leib und frommen Herzens war, so daß sie der Andacht und der Pflege der Armen alle Zeit widmete, die sie erübrigen konnte.

Es geschah aber, daß der Pfalzgraf mit vielen andern Rittern zur Ehre Gottes eine Heerfahrt gegen die Heiden unternahm. Da er nun eines eifersüchtigen Gemüthes war, beschloß er, daß seine Gemahlin während der Zeit seiner Abwesenheit unter der Obhut eines zuverlässigen Mannes auf dem einsamen Schlosse zu Simmern bei Meyen wohnen sollte. Demnach versammelte er, nachdem er sich zur Abreise bereitet hatte, alle seine Herren in dem Schlosse, und ließ sie den auswählen, welchem er die Wahrung seiner lieben Frau am besten vertrauen könne. Unter diesen Herren war einer, der Golo hieß, und den liebte der Pfalzgraf vor allen andern wegen seiner Tapferkeit. Diesen wählten die Herren auch zum Schirmer Genovevas, und er mußte einen Eid schwören und wurde zum Oberaufseher des Schlosses ernannt.

Am Morgen, da sie von dannen ziehen wollten, rief Siegfried den Golo zu sich und sprach zu ihm: „Golo, siehe, wir vertrauen dir unsre vielgeliebte Frau und all unser Be-

ſitzthum und verlaſſen uns auf deine Treue.“ Bei dieſen Worten wurde Genoveva von ſolchem Schmerze ergriffen, daß ſie beſinnungslos zur Erde ſtürzte. Der Pfalzgraf hob ſie zärtlich auf und flehete alſo: „Heiliger Gott, dir und keinem andern befehle ich meine vielgeliebte Frau, daß du ſie ſchirmeſt und ſchützeſt.“ Alsdann umfaßte er ſie unter vielen Thränen und küßte ſie herzlich, denn ſie liebten beide einander aufs innigſte, und er nahm Abſchied und zog weg.

Aber der treuloſe Golo entbrannte in Liebe gegen die Pfalzgräfin, und da er die reine Frau nicht anders zu gewinnen hoffte, beſchloß er, mit falſcher Botſchaft ſie zu täuſchen. Eines Tages kam er zu ihr mit Briefen, welche er ſelbſt geſchrieben hatte, und ſprach: „Vielliebe Herrin, ſehet, dieſe Briefe habe ich empfangen, und ich werde ſie euch leſen, wenn ihr mir dazu Urlaub gebt.“ Genoveva antwortete: „Leſet ſie“, und er las, daß ihr Mann, der Pfalzgraf, mit dem ganzen Heere auf der See umgekommen wäre. Da begann Genoveva bitter zu weinen, ſie ſchlang ihre Hände in einander und bat alſo: „O du himmliſche Jungfrau Maria, du meine einzige Zuflucht, blicke gnädig auf mich nieder, dieweil ich gänzlich verwaiſt und verlaſſen bin!“ Und vor großem Schmerze ſchlief ſie ein; da erſchien ihr die heilige Mutter mit großer Klarheit umgeben im Traume und ſprach: „Tröſte dich, meine Tochter, der Pfalzgraf lebt, aber einige der Seinen ſchlummern in Frieden.“ Geſtärkt und erkräftiget erhob ſich die fromme Pfalzgräfin, als Golo ihr abermals nahte und zu ihr ſprach: „O Herrin, ihr habt aus den Briefen erkannt, daß unſer Herr geſtorben iſt; auch meine Frau iſt todt, und da der ganze Palaſt unter meiner Herrſchaft ſteht, ſo könntet ihr mich wohl zu eurem Gemahle annehmen.“ Da erkannte Genoveva ſein böſes Herz, und da er, ſie zu umfangen, ſich ihr näherte, ſchlug ſie ihn mit der Hand, ſo hart ſie konnte, ins Angeſicht und riß ſich von ihm.

Als nun Golo sich so sehr in seiner Meinung getäuscht sah, da ergrimmte er und entzog ihr alle ihre Dienerinnen und Jungfrauen. Die edle Frau litt bittern Mangel, den sie um so schmerzlicher empfand, da sie nach einiger Zeit eines gar schönen und lieblichen Knaben genaß. Keiner wagte, die arme Wöchnerin zu besuchen oder zu trösten und ihr Handreichung zu thun, nur eine alte böse Magd war um sie, und diese that ihr mehr Leid noch an, als sie schon hatte.

Da kam ein Bote des Pfalzgrafen auf die Burg und kündete ihr solches: „Der Pfalzgraf, unser Herr, lebt; aber er hat die meisten seines Gefolges verloren." Alsbald fragte Genoveva den Boten: „Wo ist mein Gatte nun?" und der Bote erwiederte: „Zu Straßburg." Darob wurde Genoveva mit großer Freude erfüllt, denn sie gedachte nun am Ende ihrer Leiden zu sein, und als Golo kam, da erzählte sie diesem alles wieder, was sie vernommen hatte. Das war aber ein Donnerwort für Golo; er fürchtete mit Recht die Rache seines Herrn, stürzte wie sinnlos davon und rief unter Thränen und in Verzweiflung einmal um das andre: „Was soll aus mir werden, was soll ich machen? Ich bin verloren!"

Nachdem er aber ein wenig wieder sich beruhiget hatte, setzte er sich hin und sann auf einen bösen Plan, wie er sich retten könne; und als er ihn gefunden hatte, machte er sich eilend auf und reiste dem Pfalzgrafen entgegen. Wie nun der Pfalzgraf, kaum daß er ihn gewahrt, mit Freuden ihm entgegen eilte und alsbald ihn nach dem Gehaben seiner Gemahlin fragte, nahm Golo gar traurige Miene an und wollte keine Worte finden und brachte unter erheucheltem Zorn und Thränen seine giftigen Lügen vor: wie Genoveva aller Zucht und Ehre entsagt und ihrem Herrn die Treue gebrochen hätte. Da durchfuhr den edeln Herrn Siegfried tiefer Schmerz, und er sprach unter schwerem Seufzen und vielen Klagen: „O heiliger Gott, dir habe ich meine geliebte Gattin

anvertraut; warum haſt du ſie fallen laſſen in ſo ſchwere Sünde? Ich weiß nicht, was ich beginnen ſoll; möchte Gott die Erde ſich nur öffnen und mich verſchlingen laſſen, denn es iſt beſſer, daß ich ſterbe, als mit ihr lebe." Da ſprach der treuloſe Golo: „Herr, ihr dürfet und könnet nicht bei einem ſolchen Weibe leben." Und der Pfalzgraf fragte: „Was ſoll ich denn aber thun?" Golo erwiederte: „Ich werde gehen und ſie mit ihrem Baſtard in einen See ertränken laſſen."

Deß war der Pfalzgraf zufrieden, und Golo eilte alsbald nach Hauſe zurück und rief ſeine Knechte und ging mit ihnen zu Genoveva und ſprach: „Ergreifet ſie und ihre Frucht und erfüllet an ihr unſeres Herrn Befehl!" Die Knechte fragten: „Was hat denn unſer Herr befohlen?" und Golo antwortete: „Daß ihr ſie tödten ſollt." Da fragten die Knechte weiter: „Was haben ſie denn Uebels gethan?" Da erzürnte Golo und er ſprach: „Gehet und thuet, was unſer Herr euch geboten hat; wo nicht, ſo müſſet ihr ſterben."

Betrübt gingen die Knechte weg und ergriffen ihre Herrin und führten ſie in den Wald, und da ſprach einer von ihnen: „Was können dieſe Schuldloſen denn verbrochen haben?" Und ſie beredeten ſich unter einander, und ein anderer nahm das Wort und ſprach: „Wir wiſſen alle nicht, warum man die Pfalzgräfin, unſre Herrin, und ihr Kind alſo behandelt und ſie tödten will; ſie iſt keines Verbrechens ſchuldig. Darum laſſet uns unſre Hände nicht mit ihrem Blute beflecken, ſondern ihnen befehlen, daß ſie hier bleiben; es iſt dann beſſer, daß die wilden Thiere ſie freſſen, als daß wir uns mit ſo großer Sünde beladen." Da ſprachen die andern: „Das iſt wohl; wenn ſie aber von hier weggehen und wieder zum Schloſſe kommen?" Und der eine antwortete: „Unſere Herrin wird uns verſprechen, das nicht zu thun, und bleiben." Und ſo geſchah es auch. Alsdann beriethen

die Knechte sich, welches Zeichen sie Golo von ihrem Tode bringen sollten, und der eine sprach: „Ein Hund ist uns nachgefolgt, und Gott ihn sonder Zweifel uns gesandt. Lasset uns dessen Zunge ausschneiden und diese als Zeichen mitnehmen.“ Also thaten sie und brachten Golo des Hundes Zunge, und Golo lobte sie und freute sich in seinem Herzen.

Die arme Pfalzgräfin weinte inzwischen bittere Thränen in dem einsamen Walde und rief: „O mir Armen, die ich in Ueberfluß erzogen und nun von allem entblößt bin!“ Das Knäblein war noch keine dreißig Tage alt, und die gute Mutter konnte ihm keine Milch bieten; das ging ihr noch mehr zu Herzen als alles; da wandte sich die aller menschlichen Hülfe Beraubte vertrauungsvoll gen Himmel und betete: „O heilige Jungfrau und Mutter Maria, erhöre mich Sünderin und verlasse mich nicht, dieweil ich unschuldig bin des Verbrechens, dessen man mich zeiht. Ich weiß, daß du durch deinen lieben Sohn mir helfen und mich ernähren kannst; o entreiße mich doch den Zähnen der grausamen Thiere.“ Und zur Stunde hörte Genoveva eine Stimme, welche sprach: „Meine süße Freundin, ich werde dich nicht verlassen.“ Weiter hörte sie diese Stimme nicht mehr, aber es kam durch Gottes Schickung eine Hirschkuh und die warf sich zu den Füßen des Kindleins nieder, und die Mutter legte das Kind an die Zitzen des Thieres und es sog dessen Milch.

Sechs Jahre und drei Monate lebte die Pfalzgräfin in dem Walde, sich nährend von Kräutern, welche sie sich suchte, und sonder ander Obdach, als eine kleine Hütte, welche sie sich aus Holz und Reisig zusammengebaut hatte. Als die genannte Zeit verlaufen war, da geschah es, daß der Pfalzgraf Siegfried alle seine Ritter und Vasallen zusammenberief; denn er wollte ein feierliches Hoflager halten; es war aber am Feste der Erscheinung des Herrn. Da der

größte Theil der Geladenen schon am Vorabende sich eingefunden hatte, so beschloß Siegfried, zu ihrer Belustigung eine Jagd anzustellen, und alle zogen aus. Als aber die Jäger die Hunde kaum entkoppelt hatten, da erschien plötzlich die Hirschkuh, welche Genovevas Kindlein gesäugt hatte, und die Hunde verfolgten sie mit Gebell und die Jäger mit lautem Geschrei. Der Pfalzgraf und die Seinen kamen so schnell nach, als sie konnten; Golo war eine Strecke hinten geblieben.

Als die Hirschkuh ihren Verfolgern nicht mehr zu entrinnen wußte, da flüchtete sie in das Hüttchen Genovevas und legte sich dort vor dem Knaben nieder, wie sie stets zu thun gewohnt war. Die Hunde drangen ihr nach bis in die Hütte und wollten sie greifen, aber Genoveva nahm einen Stock und schlug auf die Hunde, so daß sie flohen. Inzwischen kam auch der Pfalzgraf herbei und erstaunte höchlich, als er das Wunder sah; er scheuchte die Hunde weg und sprach zu seiner Frau, welche er jedoch noch nicht erkannte: „Bist du denn ein christgläubiger Mensch?“ Und Genoveva erwiederte: „Ja, ich bin eine Christin; wie ihr sehet, bin ich entblößt von aller Kleidung; darum gebt mir euern Mantel, damit ich mich vor euch nicht schämen müsse.“ Das that der Pfalzgraf und fragte sie weiter: „Wie vermagst du denn hier zu leben sonder Speise und Kleider?“ Da antwortete Genoveva: „Ich habe zwar kein Brot, doch nähren mich die Kräuter, welche in dem Walde wachsen; meine Kleider aber sind vor großem Alter verschlissen.“ „Wie lange lebst du denn schon in dem Walde?“ fuhr Siegfried fort, und sie entgegnete: „Sechs Jahre und drei Monate.“ Da fiel des Pfalzgrafen Auge auf den Knaben, und er fragte, wessen Sohn es sei, worauf Genoveva erwiederte, es sei ihr Sohn. Das genügte aber Herrn Siegfried nicht, und er wollte wissen, wer des Kindes Vater wäre; doch die

eble Frau wagte den Namen ihres Mannes nicht auszusprechen. „So sage mir denn noch", fuhr er fort, „wie du in diesen Wald gekommen bist und wie du heißest", fragte der Pfalzgraf, und sie antwortete: „Mein Name ist Genoveva." Das fiel Siegfried schwer auf die Seele, und er dachte, ob es nicht seine Frau sei, mit welcher er rede; da nahm einer von ihren ehemaligen Kämmerlingen das Wort und sprach: „Bei Gott, dem Allmächtigen, ich glaube, es ist unsere Herrin, welche wir schon lange todt glaubten; trägt sie eine Narbe im Gesichte, dann ist es gewiß." Da schauten alle zu und sahen die Narbe. „Dann müßte sie auch meinen Brautring tragen", fuhr der Pfalzgraf fort, und man suchte und fand auch den Ring, und zugleich sank Herr Siegfried an ihren Hals und küßte und herzte sie unter vielen Thränen und rief: „Ja, du bist meine liebe Frau, und das ist mein lieber Sohn!"

Als die ersten Freudebezeigungen vorüber waren, erzählte Genoveva alles, was sich seit Herrn Siegfrieds Abreise zugetragen hatte, und der Pfalzgraf weinte, und alle, die um ihn standen, weinten mit ihm. Da ritt endlich auch der treulose Golo herzu. Kaum erschauten ihn aber die andern, als sie über ihn herstürzten und ihn tödten wollten, welches auch sicherlich geschehen wäre, hätte Herr Siegfried nicht gerufen: „Haltet ihn nur fest und wahret ihn, wir wollen noch über seine Strafe sinnen." Die Strafe war aber diese. Man suchte vier starke Ochsen, welche noch nicht den Pflug gezogen hatten, und spannte sie zwei an die Hände und zwei an die Füße Golos, und dann trieb man sie jeden nach einer andern Seite, so daß der Körper des treulosen Ritters in vier Theile zerrissen ward.

Mittlerweile wollte der Pfalzgraf seine liebe Frau und sein Söhnchen mit sich nach Hause führen; doch Genoveva sprach: „Die heilige Jungfrau Maria hat mich und mein

Kind allhier vor den wilden Thieren bewahrt und mich nebſt meinem Knäbchen ernährt und verſorgt; ich werde darum dieſen Ort nicht verlaſſen, bevor er zu ihrer Ehre geweiht und geheiligt iſt.“ Da ſandte der Pfalzgraf ſogleich einen Boten an den Erzbiſchof Hidolf von Trier und entbot ihn zur Heiligung der Waldſtelle. Und der fromme Prälat eilte alsbald herbei und freute ſich ſehr, als er von Genovevas wunderbarer Erhaltung hörte, und am folgenden Tage, dem der Erſcheinung des Herrn, weihte er den Ort zu Ehren der heiligen Mutter Maria. Nachdem dies geſchehen war, zogen alle auf das Schloß zurück, wo großer Jubel war über die Rückkehr der vielgeliebten Herrin.

An der Stelle, wo ihr Hüttchen geſtanden, ließ Herr Siegfried auf ihre Bitte ein Kirchlein bauen. Sie nährte ſich wie vordem nur mit Kräutern, denn andere Speiſe konnte ſie nicht mehr eſſen. Lange aber lebte ſie nicht mehr, ſie ſtarb ſchon am 2. April deſſelben Jahres. Der Pfalzgraf ließ ſie in dem Kirchlein begraben, welches er ihrem Wunſche zufolge geſtiftet hatte; und viele andächtige Pilger wallfahrteten zum Grabe der heiligen Genoveva.

---

93. Bonifacius bannet die Raben.

Im Jahre 724 kam St. Bonifacius zuerſt in Thüringen und nahm ſeine Wohnung in dem thüringiſchen Walde zu dem Altenberge ein. Da bauete er ein kleines Kirchlein, in der Ehre St. Johannis des Täufers, und ein Haus dabei, darinnen er wohnte. Da thaten ihm die Raben, wenn er predigte, mit Schreien ſo viel Ungemach, daß er Gott bat: er möge ihnen gebieten, von dieſer Stätte zu weichen. Da wichen ſie von dannen. Sinter der Zeit kam ihrer keiner auf

die Kirche, wie auch noch. Und das ist die erste Pfarr im thüringer Lande.

---

94. Ohrdruff.

Der heilige Bonifacius kam auf seiner Wanderung durch Thüringen an ein Flüßchen, welches die Ohra heißt; und da es Abend ward, ließ er sein Gezelt aufschlagen und übernachtete daselbst. Und da er entschlummert war, däuchte ihm im Traume, er sähe ein Licht vom Himmel strahlen und den Ort umleuchten, da er ruhete; und in dem Lichte erschien ihm der streitbare Engel Michael, der redete zu ihm und stärkte ihn in dem Herrn. Und da der Morgen kam, stand Bonifacius auf, brachte Gott sein Dankgebet und feierte mit seinen Begleitern an selbiger Stätte einen Gottesdienst. Darnach, um die Stunde des Mittags, befahl er seinem Diener, das Mahl zu bereiten. Der Diener erwiederte: „Herr, aller Vorrath ist aufgezehrt, und wo sollen wir Speise hernehmen in dieser einsamen Gegend?" Bonifacius sah ihm mit heiterer Miene ins Angesicht und sprach: „Also meinest du, mein Lieber, daß der, welcher einst in der Wüste eine so große Menge des Volkes vierzig Jahre lang mit Manna gespeiset hat, nicht auch mir, seinem unwürdigen Knechte, auf einen Tag könne Speise geben? Decke, sage ich dir, den Tisch!" Der Diener that, wie ihm sein Herr befohlen hatte, und siehe, kaum hatte er das vollbracht, da kam ein Vogel geflogen, der trug einen großen Fisch in seinem Schnabel und ließ ihn grade vor dem Tische niederfallen. Bonifacius dankte der Güte des himmlischen Versorgers, der ihn auch in der Widniß nicht wollte darben lassen; der Diener aber griff freudig nach dem Fische, der noch am Boden zappelte,

und machte ihn zurecht. Darnach setzte sich der Mann Gottes mit seinen Gefährten zum Mahle, und sie wurden alle satt, und das übrig Gebliebene warfen sie in den Fluß.

Als sie nun weiter gezogen, erkundigte sich Bonifacius bei den nächsten Bewohnern dieser Gegenden: wem der Ort zugehöre, wo er die himmlische Erscheinung gehabt hatte. Man sagte ihm: „Herrn Hugo dem Aelteren.“ Bonifacius ward sehr froh, als er diesen Namen hörte, denn der Mann, welcher also hieß, war ihm wohlbekannt und befreundet, da er ihn vor nicht langer Zeit zum christlichen Glauben bekehrt und in der Kirche zu Altenberga getauft hatte. Er ging also hin, ersuchte ihn, daß er ihm jenen Ort am Ohraflusse zur Gründung einer Kirche überlassen möchte. Herr Hugo bewilligte es, und so war er unter allen Thüringern der erste, der dem Bischofe sein Eigenthum überließ. In der Folge schenkte ihm auch Albot und Andere ihre an jenen Ort grenzenden Güter. Als nun Bonifacius mit seinen Freunden später wieder zu dieser Stätte kam, säuberten sie die Gegend von Bäumen und Gestrüpp, legten Wohnungen an und bauten eine Kirche daselbst, welche Bonifacius nach dem Engel Michael benannte. So entstand die Kirche zu Ohrdruff.

---

95. Bonifaciuspfennige.

Es wird erzählt, der heilige Bonifacius sei einmal von den heidnischen Thüringern bei der Sachsenburg verhöhnt worden. Nach der Weise der Kinder dieser Welt wollten sie lieber Geld von ihm als das ewige Wort, von welchem gesagt ist: „Die Rechte des Herrn sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold (Ps. 19, 11.).“ Und der

Heilige ergrimmte wie Paulus, da er zu Simon sprach: „Daß du verdammet werdest mit deinem Gelde“ ꝛc. (A. G. 8, 20) und verwünschte alles Geld im Lande zu Stein; und augenblicklich wandelte sich jeder Pfennig in eine steinerne Linse. Dergleichen findet man noch immer an der Sachsenburg und an der Arnsburg über dem Dorfe Seeg, auf der Hainleite, welche der Bonifaciusberg genannt wird, und das Volk nennt sie noch heutiges Tages Bonifaciuspfennige.

---

96. Herzog Inguon bekehrt den Adel in Kärnthen und Krain.

Kaiser Karl empfahl dem Bischof Arnon von Salzburg sehr angelegentlich die Bekehrung der Slaven in Kärnthen und Krain. Herzog Inguon von Krain eiferte dem Kaiser nach und sann, wie der heidnische Unglaube, der noch dem meisten Adel seines Landes im Herzen wurzelte, möchte ausgerottet und das Christenthum allen Ständen des Herzogthums eingepflanzt werden. Am leichtesten wurde der christliche Glaube denen, die bei der Welt in Verachtung stehen, eingeherzt; weil aber den Vornehmen der gekreuzigte Christus zu unedel erschien, beschloß Inguon auf besondre Weise, sie in ihren heidnisch vornehmen Gedanken zu beschämen. Er ließ ein öffentliches Ehrenmahl anrichten und dazu sowohl den gemeinen Mann, auch die schlichtesten Landleute, als die Ritterschaft und den Adel einladen; machte aber einen Unterschied, er niedrigte die Erhabenen und erhub die Niedrigen. Das Landvolk mußte auf seinen Befehl an herrlich angerichteten, zum Theil vor zum Theil neben der seinigen gestellten Tafeln sitzen, da ihnen herrlich aufgetragen und der köstlichste

Wein in gülbenen und ſilbernen Gefäßen reichlich gereicht ward. Hingegen mußten ſich die Edeln draußen vor der Thür lagern und bei ſchwarzem Brot und ſaurem Wein fürlieb nehmen, dazu aus irdenen Krügen trinken. Kurz zu ſagen: die Bauern wurden wie Herren und Edelleute, die Herren wie Bauern bewirthet.

Solche Verkehrung nahmen die Edeln für Beſchimpfung auf, huben derhalben an, ihren Verdruß endlich dem Herzog vorzutragen, bittend: er wolle ihnen doch die Urſache anzeigen, warum ſolcher Schimpf ihnen widerführe. Worauf er ihnen dieſe Antwort gab: „Diejenigen, welche in Städten und Paläſten wohnen, ſind nicht ſo rein wie die, welche auf dem Lande und in niedern Hütten wohnen. Jene ſchlechten Leute und Bauern haben ihre Seelen in dem heiligen Taufbade gewaſchen und gereinigt, welche nun ſauber und ſchön ſind. Ihr Edlen und Mächtigen aber, die ihr den unflätigen Götzen folgt, ſeid unſauber, ſchwarz an der Seele und voll übeln Geruchs, daß ich euch nicht nahe um mich leiden kann. Derhalben habe ich bei dieſem Gaſtmahl billig einen ſolchen Unterſchied gemacht.“

Der Biſchof Arnon, auf deſſen Anrathen der Herzog das Gaſtmahl alſo angeordnet hatte, kam ihm hierauf mit einer eifrigen und beweglichen Predigt zu Hilfe, darin er ihnen anbeutete: wofern ſie in ihrem Unglauben beharreten, ſo würden ſie dermaleinſt ebenſo vor Gottes Angeſicht weggewieſen und zu denen, die Gott ein Gräuel ſind, geſellt werden. Dieſes kluge Verfahren und Rede ging ihnen dermaßen durchs Herz, daß ſie bei Haufen zur Taufe eilten und in kurzer Zeit der ganze Adel den chriſtlichen Glauben annahm.

Da aber Herzog Inguon der Welt und dem Lande gern ein Gedächtniß davon hinterlaſſen wollte, daß die Bauernſchaft gar lange vor dem Adel von dem Heidenthum

zum Christenthum getreten, machte er eine Landsatzung, daß hinfüro ein jeglicher kärnthenischer Landesfürst vor Antritt der Regierung zuvorderst von einem Bauern solche Gewalt empfahen und demselben, das Land bei seinen Privilegien zu erhalten, öffentlich angeloben sollte.

In Kärnthen fand sich ein Bauerngeschlecht, welches man noch in späten Zeiten die Herzoge zu Glasendorf nannte und von Alters her zu dieser Investiturhandlung vor andern verordnet und berechtigt war. Wenn sich nun der Fall begab, daß ein neuer Fürst sollte in die Regierung treten, so kam ein Bauer aus diesem Geschlecht, welchem solch Amt aus erblicher Gerechtigkeit zustand, und setzte sich auf einen runden Marmelstein, welcher zu Kärnburg, ungefähr eine Meile Wegs von Klagenfurt im freien Felde steht und hierzu gewidmet, auch des Landesfürsten Wappen darauf gehauen ist. Es wurden auch Schranken um den Stein gemacht, da das Landvolk und die ganze Bauerschaft herumstund. Alsdann kam der angehende Landfürst daher in grober, bäuerischer Kleidung, auch in dergleichen Hut und Schuhen, und hielt einen Hirtenstab in der Hand. Neben ihm gingen zween Landherren, und ihm folgte die ganze Ritterschaft und der Adel mit dem Panier des Herzogthums Kärnthen. Vor ihnen her ging zwischen zwei kleinen Panieren der Graf zu Görz als Erzpfalzgraf in Kärnthen. Neben dem Fürsten wurden geführt auf der einen Seite ein schwarzes Rind, auf der andern ein mageres, ungestaltes Ackerpferd. Sobald ihn der auf dem Marmelstein sitzende Bauer sahe daherkommen, rief er in windisch- oder slavonischer Sprache: „Wer ist der, der also hoffärtig daher pranget?" So antwortete das umstehende Volk: „Der Fürst des Landes kommt." Darauf fragte der Bauer: „Ist er auch ein gerechter Richter, ein Beförderer der Wohlfahrt des Landes und freier Eigenschaft? Ist er auch ein Beschirmer des christlichen Glaubens und der

Wittwen und Waiſen?“ So ward wiederum vom Volk geantwortet: „Ja er iſts und wird es ſein.“ Hierauf mußte der Fürſt dem Bauern angeloben, daß er ſich nicht weigern oder ſcheuen wolle, um der Gerechtigkeit willen ſo arm zu werden, daß er ſich mit ſolchem Vieh, als dies Rind und Pferd wären, nähren müßte.

Nach dieſem fragte der Bauer wiederum: „Wie und mit was Recht wird er mich von dieſem Stuhl hinweg bringen?“ Dem gab alsdann der Graf von Görz zur Antwort: „Man wird dich mit ſechzig Pfennigen von dannen kaufen; dieſe zwei Haupt Vieh, der Ochs und das Pferd, ſollen dein ſein; du wirſt das Fürſtenkleid (welches er kurz vorher ausgezogen) zu dir nehmen, und dein Haus wird frei und unzinsbar ſein.“

Nach Anhörung deſſen gab der Bauer dem Fürſten einen linden Backenſtreich und gebot ihm, daß er ein rechter Richter ſei; ſtund damit auf, räumete den Stein und führte das Vieh mit ſich davon. Die zween Landherren aber führten den Fürſten herzu; der ſtieg auf den Stein, kehrte ſich nach allen Seiten, ſchwang ein bloßes Schwert in der Luft herum und verſprach dem Volke gut und gleich Gericht. Hierauf ging er in St. Peters Kirche, zunächſt dabei auf einem Berglein gelegen, und nach Vollbringung des Amtes und Geſangs zog er die Bauernkleider ab, kleidete ſich in fürſtlich Gewand und hielt daſelbſt Mahlzeit mit dem Adel und der Ritterſchaft.

---

97. Des Teufels goldenes Haus.

Als der heilige Wolfram den Frieſen das Evangelium predigte, erſchien der Teufel dem Frieſenfürſten Radbot in

Engelsgeſtalt, um das Haupt eine Goldbinde mit Geſtein beſetzt und in einem aus Gold gewirkten Kleide. Als Radbot auf ihn hinſah, ſprach der Verſucher zu ihm: „Tapferſter unter den Männern, wer hat dich alſo verführt, daß du abweichen willſt von dem Fürſten der Götter? Wolle das nicht thun, ſondern beharre bei dem, was du gelernt haſt, und du ſollſt in goldne Häuſer kommen, die ich dir in alle Ewigkeit zum Eigenthum geben will. Gehe morgen zu Wolfram, dem Lehrer der Chriſten, und befrage ihn, welches jene Wohnung der ewigen Klarheit ſei, die er dir verſpricht. Kann er ſie dir nicht augenſcheinlich darthun, dann mögen beide Theile Abgeordnete wählen, und ich will ihr Führer ſein auf der Reiſe und will ihnen das goldne Haus zeigen und die ſchöne Wohnung, die ich dir bereitet."

Wie Radbot erwachte, erzählte er alles dem heiligen Wolfram. Dieſer ſagte: der Betrüger Satanas wolle ihm ein Gaukelſpiel vormachen. Der Fürſt antwortete: er wolle Chriſt werden, wenn ſein Gott ihm jene Wohnung nicht zeige. Sogleich ward ein Frieſe von ſeiner Seite und ein Diaconus von Seiten Wolframs ausgeſandt, die, als ſie etwas von der Stadt ſich entfernt, einen Reiſegefährten fanden, der ihnen ſagte: „Eilt ſchnell, denn ich zeige euch die ſchöne, dem Herzog Radbot bereitete Wohnung."

Sie gingen auf breitem Wege durch unbewohnte Oerter und ſahen einen Weg mit verſchiedenen Arten platten Marmors aufs ſchönſte geziert. Von ferne ſahen ſie ein Haus glänzen wie Gold und kamen zu einer Straße, die zum Hauſe führte, mit Gold und edlem Geſtein gepflaſtert. Als ſie das Haus betraten, ſahen ſie es von wunderbarer Schönheit und unglaublichem Glanze und in ihm einen Thron von wunderbarer Größe. Da ſprach der Führer: „Das iſt die dem Herzog Radbot bereitete Wohnung!" Darauf ſprach der Diaconus ſtaunend: „Wenn das von Gott gemacht

ward, wird es ewig beſtehen; wenn vom Teufel, muß es ſchnell verſchwinden.“ Somit bezeichnete er ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, da verwandelte ſich der Führer in den Teufel, das goldne Haus in Koth, und der Diacon befand ſich mit dem Frieſen inmitten von Sümpfen, die voll Waſſers waren, mit langen Binſen und Geröhren. Sie mußten in drei Tagen einen unermeßlichen Weg zurücklegen, bis ſie zur Stadt kamen, und fanden dort den Herzog todt und erzählten, was ſie geſehen, St. Wolfram. Der Frieſe wurde getauft und hieß Sugomar.

---

98. Die Ankunft Ludgers auf Forſetesland.

Auf der Grenze zwiſchen dem Lande der Frieſen und dem der Dänen lag eine Inſel, die hieß Forſetesland nach dem Gotte Forſete, deſſen Tempel auf der Inſel ſtand; und es war dies Eiland bei den Heiden in großer Verehrung. Niemand wagte, eines der dort weidenden Thiere anzurühren, und ſelbſt aus der Quelle, die da hervorſprudelte, durfte niemand anders als ſchweigend Waſſer ſchöpfen. Nachdem aber der heilige Ludger unter den Frieſen das Evangelium geprebigt und viele zum Glauben bekehrt hatte, ſchiffte er auf den Rath des Kaiſers Karl, daß er dies Bollwerk des Böſen einnehmen und verſtören möchte, nach Forſetesland. Als das Schifflein dem Ufer der Inſel nahete, nahm er ein Kreuz in die Hand und ſang den ſechszigſten Pſalm, der mit den Worten endet: „Wer wird mich führen in eine feſte Stadt? Wer geleitet mich bis in Edom? Thuſt Du es nicht, Gott, der du uns verſtoßen, und nicht ausziehеſt, Gott, mit unſerm Heer? Schaff uns Beiſtand in der Noth, denn Menſchenhilfe iſt kein nütze. Mit Gott wollen wir

Thaten thun; er wird unsre Feinde untertreten." Da sahen diejenigen, welche mit Ludger im Schiffe waren, einen dichten Rauch von der Insel aufsteigen und über derselben sich zusammendrängen und alsdann verschwinden. Und Ludger sprach: „Wisset meine Brüder, daß dieses Satan war, den der Herr von der Insel vertrieb." Und er trat freudig an das Ufer und predigte Jesum und taufte die Neubekehrten in der Quelle, die auf der Insel sprang. Des Forsete Heiligthum zerstörte er und baute an dessen Stelle eine christliche Kirche. Von da an hieß die Insel nicht mehr Forsetesland, sondern Helegland d. i. Heiligenland, und Helgoland ist ihr Name bis auf den heutigen Tag.

---

99. Erzbischof Hoger.

Hoger, zur Zeit Ludwigs des Kindes Erzbischof von Hamburg, war ein frommer reiner Mann; mit großer Strenge überwachte er die Geistlichkeit, zur Aufrechthaltung guter Kirchenzucht. Und wie er deshalb oft die Klöster und Stifter besuchte, so eilte er auch, wenn er sich zu Hamburg aufhielt, gar häufig mitten in der Nacht nach Ramsola (das heutige Ramelslo, an der Seeve unweit Harburg), wo er zur Zeit der Frühmetten ankam, um zu erforschen, ob auch die Klosterbrüder dieselben nach der Regel feierten. Mit Eifer sorgte er, sich selbst und die Seinigen im Glauben wie in der Liebe und in guten Werken stark zu erhalten, damit er dereinst sprechen könne: „Siehe, Herr, hier bin ich und die Kinder, die Du mir gegeben hast."

Die Sage von Hogers nächtlichen Fahrten nach Ramelslo hat sich noch lange unter den Hirten und Bauern der dortigen Gegend erhalten; und wenn dort, wo das alte

Kloſter des heiligen Anſcharius noch jetzt als proteſtantiſches Herrenſtift beſteht, in ſtiller Nachtzeit ein plötzlicher Windſtoß über die Haide und durch die Bäume fährt, oder ſonſt ein ungewöhnliches Getöſe ſich regt, ſo ſagen die Leute: „De olle Biſchop kumpt, dat Stift to viſiteren.“

---

100. Die Thränen.

Als der Biſchof Vicelin von Aldenburg im J. 1154 zu Falbera*) aus dieſer Welt geſchieden, war der Prieſter Eppo, welchen der Verſtorbene wegen ſeines frommen Wandels beſonders lieb gehabt hatte, über den Verluſt des dahingeſchiedenen Vaters untröſtlich und weinete um ihn viele Tage lang. Da erſchien der Heilige einer keuſchen und ſchlichten Jungfrau im Traume und ſprach: „Sage unſerem Bruder Eppo, er möge aufhören zu weinen, da ich mich wohl befinde und nur über ſein Weinen traurig werde; denn ſiehe, ich trage ſeine Thränen an meinen Kleidern.“ Mit dieſen Worten zeigte er ihr ſein weißes Gewand, welches ganz von Thränen benetzt war.

---

101. Die Blinde.

In dem Kirchſprengel von Falbera, in einem Dorfe Horgene**) lebte eine Frau Namens Adelburge, welche der Biſchof Vicelin wegen ihres ſittigen Lebenswandels gar ſehr

---

*) Neumünſter.

**) Große und Kleine Harrie im Kirchſpiel Neumünſter.

geschätzt hatte. Als sie späterhin erblindet war, pflegte sie der ehrwürdige Vater häufig zu trösten und ermahnte sie, die väterliche Zuchtruthe des Herrn mit Geduld zu ertragen und im Glauben nicht nachzulassen, zeigte ihr auch an, ihre Augen seien im Himmel aufbewahrt. Nach dem Hinscheiden des Bischofs aber war kaum ein Jahr verflossen, als jene Frau ihn in einem nächtlichen Gesichte bei sich stehen sah, und hörte, wie er sich nach dem Zustande ihrer Gesundheit angelegentlich erkundigte. Da antwortete sie: „Was habe ich für eine Gesundheit, da ich ja in der Finsterniß bin und das Licht nicht erblicke! Wie, ich bitte Dich, o Herr, ist es mit Deiner Vertröstung? Du sagtest ja, meine Augen seien im Himmel aufbewahrt. Ich aber schleppe mich fort in diesem Elende, und meine alte Blindheit dauert noch immerdar." Da sprach er: „Mißtraue nicht der Gnade unsres Gottes." Und sofort streckte er seine rechte Hand aus und machte das hochwürdige Zeichen des Kreuzes über ihren Augen und segnete sie. Als aber am Morgen die Frau erwachte, merkte sie, daß durch Gottes Werkthätigkeit zugleich mit dem Dunkel der Nacht auch das Dunkel der Blindheit vertrieben war. Da sprang sie aus dem Bette wieder auf die Erde und jubelte und dankte und ging, einen Führer zurückweisend, allein in die Kirche, wo sie allen ihren Bekannten und Freunden den herrlichen Anblick ihrer wiederhergestellten Sehkraft darbot.

---

102. Der Herr löst die Gefangenen.

Einst traf es sich, daß Graf Heinrich von Ratzeburg zwei vornehme Friesen zu Gefangenen gemacht hatte. Da

er dieſe grauſam quälte, ſo drang der Biſchof Evermod*), welcher mit ihnen Mitleid hatte, wiederholt in den Grafen, ſie frei zu laſſen. Er aber fühlte kein Erbarmen und ſchonte ihrer ſo wenig wie zuvor. Darüber ward es Oſtern. Den Gefangenen wurde aus Rückſicht auf das Feſt geſtattet, dem Gottesdienſte beizuwohnen; jedoch wurden ſie ſtreng bewacht und auf das härteſte gefeſſelt. Als nun der Biſchof, während er die Beſprengung vornahm, an ſie kam, ſo beſprengte er, von Mitleid ergriffen, ihren Halsring mit den Worten: „Der Herr richtet auf, die niedergeſchlagen ſind; der Herr löſt die Gefangenen**)!“ Sofort aber zerbarſt der Ring mit lautem Schalle, und jene, ſo gelöſt, prieſen den Herrn. Dies geſchah auf dem Berge des heiligen Gregor, wo damals der biſchöfliche Sitz war. Der Halsring aber hing zum Zeugniß des Vorgefallenen noch lange nachher in der Kirche.

103. Bekehrung der Stettiner.

Im Jahre 1124 kam der heilige Otto, Biſchof von Bamberg, nach Pommern, um der Heidenſchaft daſelbſt den Weg des Heiles zu verkünden. Er predigte in der großen und reichen Stadt Stettin bei zwei Monate lang alle Tage und unterrichtete das Volk, ließ alle Morgen ein ſilbernes Crucifix vor ſich hertragen und ging mit ſeinen Prieſtern auf den Markt. Aber es hielten ſich die Leute lange Zeit dem Evangelio verſchloſſen, ſprechend: „Was ſoll uns dieſe neue Lehre? ſoll ſie uns frömmer machen? finden ſich nicht unter denen, die ſich dazu bekennen, Diebe, Räuber und Mörder

*) Geſt. 1178.
**) Pſ. 146, 8. 7.

genug, die sie, wiewohl sie Christen heißen, mit Rad, Feuer und Schwert bestrafen? Darum wollen wir bei unserm angebornen Glauben bleiben."

Doch schickte es unser Herr Gott um ihres eignen Besten willen anders. Es war nämlich damals ein Mann in Stettin, mit Namen Dobislav, von hohem Ansehn und großem Geschlecht, also daß er beides, in der Stadt und auf dem Lande viele Freundschaft, Verwandtschaft und Schwägerschaft mit dem Adel hatte. Dieser hatte schon früher, als er unter den Sachsen gewesen, die heilige Taufe empfangen; als er aber wieder zu den Wenden kam, achtete er das Christenthum nicht mehr und fiel wieder dem Götzendienste zu. Er hatte aber eine Frau von vornehmem Adel aus Sachsen, welche in früher Jugend von den Wenden ergriffen und weggeführt und an Dobislav verkauft worden war. Sie hatte ihm zwei Söhne geboren, Topitz und Borant geheißen. Wie nun St. Otto nach Stettin kam, war Herr Dobislav nicht daheim; daher trug sein Gemahl, welches noch immer ihrem Christenglauben anhing, groß Verlangen, daß ihre beiden Söhne getauft werden möchten. Sie hielt sie deshalb heimlich dazu an, daß sie sich zu St. Otto halten, aber nicht sagen sollten, daß sie es ihnen geheißen hätte. Das thaten die Knaben, und St. Otto gefiel ihnen wohl, denn er wußte Kinderherzen zu gewinnen, gab ihnen Obst und andere Geschenke, welche Kinder gern haben, ließ sie dabei das Vaterunser und den Glauben lernen und bat sie, wieder zu kommen. Dann nach der Taufe schenkte er ihnen schöne weiße seidene Röcke mit gülbenen Streifen und gülbenem Gürtel und bunte Schuhe. Da das andere Kinder sahen, ließen sie sich taufen, damit sie auch schöne weiße Kleider und bunte Schuhe bekämen.

Wie nun solchergestalt schon viele Kinder getauft waren, da bekam Dobislavs Gemahl endlich Muth, auch zu dem Bischofe hinzugehn. Da war es denn nun herrlich anzusehn,

wie die fromme Frau, die so lange ihren Glauben hatte geheim halten müssen, zu dem heiligen Mann kam. Ihre beiden Knaben waren gerade bei diesem und saßen ihm zu beiden Seiten, angethan mit ihren weißen Kleidern. Als nun die Mutter kommt, stehen die Kinder auf und verneigen sich gegen den Bischof, als bäten sie um Urlaub, und gehen alsdann der Mutter entgegen. Die Mutter wird darüber so voller Freuden, daß sie anfängt zu weinen und in die Kniee sinkt. Sie herzet und küsset ihre Söhne und spricht: „Gelobet seist du, Herr Jesus Christus, daß du meine Kinder zu deinem Sacrament hast kommen lassen, daß du endlich meine Bitten erhöret und an ihnen gethan hast, was nun geschehen ist.“ Sie spricht darauf auch den Bischof an und danket Gott für seine Ankunft und bittet, er wolle sich nicht die Zeit lang werden lassen, es werde alles noch gut gehen. Sie nahm sodann die Absolution und Buße von St. Otto an und ließ alle ihr Gesinde von ihm taufen. Da dies bekannt wurde, kamen viele Bürger und ließen sich auch taufen.

Obgleich dieses nun aber geschehen war, so hatte man doch große Furcht, wenn Dobislav von seiner Reise zurückkehren würde. Da trug sich aber das Wunder zu, daß ein heidnischer Pfaff in Stettin, welcher einen harten Zorn auf den Bischof faßte und den christlichen Glauben lästerte, über Nacht, nachdem er Tages zuvor viel höhnische Worte gegen die Christen geredet hatte, plötzlich todt gefunden wurde. Sein Leib war aufgeschwollen und geberstet. Das war sichtbarlich ein Strafgericht Gottes, welches den Ungläubigen also zu Herzen ging, daß wer noch nicht getauft war, der ließ sich nunmehr taufen.

Als nun nach solchen Ereignissen Dobislav endlich wieder nach Hause kam, da kehrte auch er von seinem Irrthume zurück, ließ sich absolviren vom Bischofe, empfing Buße von ihm

und war ihm fortan in allem behilflich. Also wurde Stettin bekehrt.

---

104. Die Christenboten in Wolgast.

Auf den Rath St. Ottos hatte der pommersche Herzog Wartislav, welcher ein Christ war und der Pflanzung des Christenthums in seinen Landen allen Vorschub leistete, im J. 1128 einen allgemeinen Landtag der Pommern zu Usedom ausgeschrieben. Nachdem der Fürst vor der Versammlung der Edeln und Abgeordneten der Städte ihnen die Sache dringlich ans Herz gelegt, sind sie bei sich zu Rathe gegangen und hat Gott die Gnade gegeben, daß sie sämmtlich den christlichen Glauben anzunehmen gewilliget und beschlossen haben; worauf sofort der Bischof, der ein gewaltiger Prediger und beredter Mann war, an diese herrliche gegenwärtige Versammlung eine schöne Predigt gethan und Gelegenheit genommen, von der Bedeutung des Pfingstfestes zu reden und sie daher der Lehre vom heiligen Geiste, von Vergebung der Sünden, von Gaben des heiligen Geistes, von der Güte und Gnade Gottes unterrichtet; welche Rede so tiefen Eindruck gemacht, daß die fürnehmsten Häupter des Landes, so allda versammelt waren, noch ehe der Landtag geendet und sie nach Hause zogen, sich bekehrt und allda die Taufe empfangen haben.

Nach solchem glücklichen Verlauf des Landtages konnte man wohl verhoffen, das Christenthum werde hinfüro im Lande einen guten Fortgang nehmen. Da aber der Bischof nicht selbst in eigner Person, Alters und Schwachheit halben, reisen konnte, dieweil er nun ein Mann war bei die sechzig Jahr: so schickte er seine Priester, die er mitgebracht

hatte, je zwei und zwei im Lande herum. Unter diesen waren auch die zwei: Udalrich und Theodorich, die er in die Stadt Wolgast abfertigte. Es waren aber die Bürger von Wolgast nicht auf dem Landtage zu Usedom gewesen, weil sie den christlichen Glauben nicht bewilligen wollten. Desgleichen allenthalben im Lande gefiel es wohl etlichen, daß ihre Fürnehmsten sich dem Christenthume zugesagt hatten; etlichen aber gefiel es nicht und war also eine Zweihelligkeit unter den Unterthanen. Darzu halfen denn weidlich die heidnischen Pfaffen, welchen es wehe that, daß sie ihrer fetten Küchen und Unterhalt sollten beraubt werden. Darum erdachten sie allerlei Listen und Ränke, wie sie das Volk, insonderheit die reiche Stadt Wolgast, am Christenthum hindern und bei den Götzen erhalten möchten. Sie erdichteten dazu einen solchen Griff. Ein abgöttischer Pfaff machte sich heimlich in den Wald, angethan mit dem priesterlichen Schmuck und Gewand, darin er dem Götzen Harovit diente, und verbarg sich allda gegen den Morgen früh in einem dichten Busch nicht weit vom Wege. Als nun unter andern ein Bauer ihrer Gewohnheit nach in der Frühe zum Markt nach der Stadt eilt, macht der Pfaff im Busche ein Geräusch und rufet endlich den Bauern an, der im Finstern nichts sonderliches, sondern nur etwas in weißem Kleide siehet, darüber er sehr erschrickt. Zu dem spricht er: er sei sein Gott, der da das Feld mit Weide, die Wälder mit Blüthe, die Aecker mit Früchten begabe, und wenn er verachtet werde, sei er der Gott, der alles entziehe: weil er nun vermerke, daß die Bürger zu Wolgast im Begriffe stünden, sich von ihm abzuwenden, so solle er ihnen kund thun: wo sie seine Gnade behalten wollten, so sollten sie keinen fremden Gott annehmen, sondern alle die, so ihnen einen andern Gott predigen würden, todtschlagen. Der Bauer war sehr erschrocken, denn er meinte nicht anders, als daß er den Gott selbst gesehen und

gehört hätte. Er eilte in die Stadt, erzählte, was ihm begegnet war, und verursachte damit einen großen Auflauf. Die heidnischen Priester waren nicht säumig, die ungewöhnliche Bewegung der Gemüther sich zu Nutz zu machen, mischten sich unter die Menge und bestärkten ihren Eifer, also daß männiglich mit Hand und Mund schwur: wo Otto oder seiner Gesellen einer in die Stadt käme, dem wollten sie den Kopf entzwei schlagen, und so jemand von den Bewohnern der Stadt sie aufnähme, dem sollte es nicht besser ergehen.

Mittlerweile kommen die beiden abgesandten Priester des Bischofs, dessen alles unbewußt, gen Wolgast und kehren in dem Hause des Amtmanns ein. Der Amtmann war verreiset, seine Hausfrau, als sie von den Gästen vernahm, wer sie wären und was sie vorhätten, war zwar anfangs hocherschrocken, doch traf sie mit guter Vernunft alle Vorkehrungen, die frommen Männer zu retten. Sie führt dieselben gar heimlich unters Dach und verbirgt sie daselbst, Rosse und Diener aber läßt sie sofort wieder zur Stadt hinaus bringen. Ehe man sichs versieht, geht das Gerücht durch die Stadt: es seien Christenpriester herein gekommen; die Menge rottet sich zusammen, dringt in des Amtmanns Haus, sucht und findet nichts; so gelingt es der Amtfrau, sie zu überreden, daß die Fremden alsofort stehendes Fußes mit ihrem Wagen die Stadt wieder verlassen hätten, weil sie erfahren hätten, daß eine solche Gefahr über ihnen vorhanden wäre. Damit wird das tolle Volk ersättiget und ist wohl zufrieden, daß sie nur weg sind.

Als aber der Fürst von diesen Vorfällen Kunde erhielt, nahm er sich der Sache mit Schärfe an, solchem vorsätzlichen Muthwillen seiner Unterthanen kräftiglich zu wehren. Mit dem Bischof Otto an seiner Seite und von einem starken Haufen wohlgerüsteten Kriegsvolks begleitet, kam er selbst nach Wolgast und hielt den Uebermuth der Bürger darnie-

der. Als die beiden Männer in ihrem Versteck vernahmen, daß die Gefahr vorüber sei, kamen sie wieder hervor und gingen frei umher. Aber ihre Sicherheit brachte sie fast in größere Gefahr, als die sie so eben mit genauer Noth überstanden hatten. Denn da sie, um ihre Mannheit zu zeigen, nicht blos auf allen Straßen und Plätzen sich sehen ließen, sondern auch mit großem Furwitz alle heidnischen Heiligthümer und Clausen besahen und bekrochen, wurden das einige Einwohner gewahr, die es hart verdroß, und machten ein Geschrei: „Sehet da, diese Christenpriester wollen unsre Götterhäuser mit Feuer anstecken und suchen eine Gelegenheit dazu!“ Darüber rottete sich vieles loses Gesind wider sie zusammen; der eine der beiden Priester, der solches noch zeitig genug inne ward, entzog sich dem Getümmel und flüchtete sich zu dem Gefolge des Fürsten; der andere aber, von allen Seiten umringt, kann nirgend mehr hinaus und entspringt vor seinen Verfolgern in einen nahe gelegenen Tempel. Es war der des Kriegsgottes Harovit. Wie er nun ringsum den Tod vor Augen sieht, nicht weiß, wo aus noch ein, schaut er überall umher, ob er nicht entkommen oder je etwas erwischen möchte, womit er sich schützen könnte. Nun hatten sie ihrer heidnischen Art nach ihrem Götzen allda einen Schild, mit güldenen Borten überzogen, aufgehangen; den durfte keiner außer dem Priester, der dazu bestellt war, und auch dieser nur zu Kriegszeiten, anrühren, und war bei ihnen der Glaube, wann den Feinden mit diesem Schild begegnet würde, so könnten sie nicht Stand halten.

Diesen Schild, (doch des Heiligthums unwissend) ergreift der arme Priester, in der Absicht, unter seinem Schutze, Kopf und Leib damit deckend, durchs Volk hindurch zu dringen, stürmt hervor und läuft wie ein Wahnwitziger auf sie zu; denn es war kein ander Mittel: er mußte sterben oder entlaufen. Da er nun so mit dem heiligen Schilde getrollt

kömmt, behüt Gott, da fallen sie zurück, stäuben von einander nicht anders, als hätte sie der Wind oder Blitz aus einander gejagt — aus Erschrecken ihres vermeinten Heiligthums, gegen welches sie nicht bestehen möchten. Also wird dieser arme Bruder toller Weise beim Leben erhalten und weiß nicht wie? welches denn bei den Christen ein großes Gelächter, bei den Unchristen aber große Bekümmerniß wegen des verlornen und entwandten Heiligthums verursacht hat.

Diese seltsame Begebenheit trug übrigens nicht wenig dazu bei, den Glauben der Wolgaster an die Macht und Würde ihrer Götzen zu erschüttern, und so kam denn endlich auch für sie die Zeit, da sie dem abgöttischen Wesen entsagten und die christliche Lehre annahmen.

---

105. Von der alten Preußen Herkunft und Gottesdienst.

Aus Norwegen, welches vor Zeiten den Namen Scandia führte, war einst ein Volk nach Cymbria d. i. Dänemark gekommen und hatte auf einer Insel dieses Reiches, Klein-Cymbria, sich niedergelassen. Nachdem aber die Gothen durch Narses, den Feldhauptmann der Griechen, aus Italien vertrieben worden, hatten diese sich aufgemacht, im Norden neue Wohnsitze zu suchen; und der König von Cymbria gestattete ihnen, Klein-Cymbria einzunehmen, wenn es ihnen gelänge, die Fremden, so es bisher inne hatten, von da zu vertreiben. Also bemächtigten sich die Gothen des Eilandes, welches von ihnen den Namen Gothland führt bis auf diesen Tag.

Die Scandianer aber setzten sich, der Uebermacht wei-

chend, auf Flöße und fuhren durch Cronus, d. i. die Oſtſee, und Hailibo oder das friſche Haff und kamen in das Land Ulmigeria, wo ſie ein noch ganz unerfahrenes und rohes Volk fanden. Daſelbſt ließen ſie ſich nieder, bauten nach ihrer Weiſe Dörfer und Feſten und machten ſich theils mit Güte theils mit Liſt und Gewalt zu Herren des Landes.

Zwei Brüder, Bruteno und Widewuto waren auf dieſer Wanderung die Führer der Scandianer geweſen und genoſſen unter ihnen hohen Anſehens. Sie fanden die Ulmigerier den Fürſten von der Maſau zinspflichtig, aber die Scandianer waren zu ſtolz, einem andern als einem von ihnen ſelbſt gewählten Herrn zu gehorchen. Es kamen darum zu einer Zeit alle Kriegsmänner zuſammen und beſchloſſen einen König zu küren. Da fiel die Wahl auf Bruteno; dieſer aber ſprach: er könnte die ihm angebotene Würde nicht annehmen, da er ſein Leben dem Dienſte der Götter geweiht hätte; ſtatt ſeiner ſollten ſie ſeinen Bruder Widewuto wählen, der ein ſehr beherzter Mann ſei und das Volk brüderlich regieren werde. So kor man den Widewuto und krönte ihn zum Könige; Widewuto aber mit allem Volke verwilligten Bruteno zu haben zum Oberherrn und nannten ihn Kriue Kirwaito d. i. „unſer oberſter Herr nächſt Gott“ und gelobten, ohne ſeinen Willen nichts zu thun, ſondern ihn zu hören wie Gott ſelber. Darauf ward ein Tag zur Einweihung der Götter angeſetzt, die ihnen Bruteno verkündigen würde.

Der Kriue Kirwaito hatte auf einem ſehr luſtigen Plane eine ſchöne, ſehr hohe und dicke Eiche auserſehen, die in der Höhe mit weiten Aeſten und dichtem Gezweig wie ein undurchdringlicher Schirm ſich breitete und in der Dicke mehr denn zwölf Klafter hatte. Sie ſtand an dem Orte, wo nachmals die berühmte Stadt Romove erbaut ward. Dorthin hatten Bruteno und Widewuto das Volk beſchieden, denn

ihre allmächtigen Götter Potrimpo, Perkuno und Patello, so sagte jener, hätten aus sonderlichen Gnaden, so sie zu ihnen trügen, sich einen Ort, unter ihnen zu wohnen, auserwählt und befohlen, im Beisein des ganzen Volkes an selbiger Stätte ihnen eine Wohnung mit sonderlichem Gepränge und Ehrerbietung einzuweihen und zu eignen.

Als nun der König Widewuto auf des Kriue und sein Erfordern am angesetzten Tage und Orte das Volk versammelt sah, zeigte er ihm die drei Götterbilder, welche die Neukommenden mit sich aus dem Werder Scandia gebracht hätten. Sie standen nicht fern von der großen Eiche stattlich und hoch aufgestellt, also daß sie von jedermann wohl könnten gesehen werden. Das eine war gestaltet wie ein junger fröhlicher Mann ohne Bart, freundlichen Ansehens, gekrönt mit einem Kranze von Roggenähren. Dieses war des Getraides Gott und hieß Potrimpo. Das andere Bild war wie ein Mann von mittlerem Alter; sein Antlitz war wie eines Zornigen und feuerroth, mit einem schwarzen, krausen Barte und gekrönt mit Feuerflammen. Diesen nannte man Perkuno. Das dritte Bild, Patollo geheißen, gab die Gestalt eines alten Mannes mit einem langen, grauen Barte, von bleicher Todtenfarbe, das mit einem weißen Tuche umwunden. Diese drei Bilder waren so zu einander gestellt, daß die beiden ersten einander ansahen, als ob der Fröhliche des Zornigen lache; der Dritte aber schaute zu den beiden von unten empor.

Da das Volk also seine Götter sahe, freuete es sich; sonderlich aber verwunderten sich fast sehr die alten Einländer, welche bis dahin kein dergleichen Bildniß eines Gottes gesehen, sondern allein Sonne und Mond angebetet und für ihren Gott gehalten. Darauf hob Widewuto an, das Volk zu vermahnen, daß sie ihren allmächtigen Göttern danken wollten, denn diese hätten ihnen das Land gegeben und woll-

ten gnädiglich, daß beide, die alten Einwohner und die Neukommenden, ſich freundlich und brüderlich ſollten vertragen und in guter Einigkeit mit einander leben; das wäre den Göttern wohlgefällig, ihnen aber rühmlich und nützlich.

Nachdem das Volk auf ſolche Vermahnung des Königs ſich zum Gehorſam gegen die Götter verpflichtet und willig erklärt hatte, befahl der Kriue Kirwaito denen, ſo er vorher dazu unterwieſen hatte, die große Eiche in drei gleiche Theile an der Dicke des Stammes abzumeſſen und in jedes abgemeſſene Theil der Dicke ein großes und tiefes Loch nach der Art, wie ein Fenſter zu hauen. Wie nun die dazu Verordneten mit ihren Werkzeugen ſolches fein und artig zugerichtet hatten, hob der Kriue Kirwaito jedes der drei Götterbilder mit großer Ehrerbietung und feierlichem Gepränge in Gegenwart des geſammten Volkes an ſeinen Ort und eignete jedem ſein Kleinod zu. Des Potrimpo Kleinod war eine große Schlange, welche in einem großen Topfe von den Waidelotten oder Prieſtern mit Milch ernährt wurde und ſtets mit einer Getraidegarbe zugedeckt war. Dem Perkuno wurde ein ſtetig brennendes Feuer zugeeignet, welches ohne Unterlaß Tag und Nacht mit trockenem Eichenholze unterhalten werden mußte. Des Patollo Kleinod war der Todtenkopf eines Menſchen, eines Pferdes und Rindes; und dieſem ward zur Zeit, wenn der Götter Feiertage gehalten wurden, zur Verehrung in einem Topfe Unſchlitt angezündet und verbrannt.

Da nun über dieſen Feierlichkeiten der Abend hereingebrochen, vermahnete der Kriue Kirwaito die Verſammelten, daß den allmächtigen Göttern zu Ehren das Volk wolle fröhlich ſein und erwarten des folgenden Tages, denn die Götter ließen dem Volke anſagen, daß ſie durch den Kriue Kirwaito noch etliche Dinge ihnen offenbaren wollten.

In der folgenden Nacht zog ein ſchweres Gewitter mit ſchrecklichen Blitzen und Donnerſchlägen über das Land; aber

auf den Morgen früh, da es schön klar und hell am Himmel worden (wie es sich oft in diesen Landen begiebt, daß nach großem Ungewitter sehr heller und klarer Sonnenschein zu kommen pflegt), ließ der Kriue Kirwaito, auf einem Holzstoß sitzend, durch einen der Waidelotten, der eine helle und starke Stimme hatte, das Volk, welches allbereit dastund und wartete, zu sich rufen; und als es sich ganz nahe herzu gethan und still worden war, hob er an zu ihnen zu reden: „Lieben getreuen Diener unserer Götter, ihr habt alle in dieser Nacht gesehen und gehört, wie unsere Götter durch Perkuno gar schrecklich mit uns geredet haben. So hat er mich sammt den andern Waidelotten wissen lassen an euch zu bringen, auch in unserer Götter Namen bei Verlust ihrer Huld und Gnade zu gebieten befohlen, daß ihr sonst an keinem andern Orte sie ehren sollt mit Opfern denn vor diesem heiligen Holz, welche sie sich zur ewigen Wohnung unter euch erwählet haben. Da wollen sie von euch besucht und mit euren Gaben geehret werden. Siehe zu, liebes Volk, daß du es nicht in Vergessen stellest und übertretest; denn wo es geschähe, würden sie es an dir gar schwerlich strafen. Dazu wollen sie stets einen Kirwaiten haben mit vielen Waidelotten, die ihnen deine Haben vor ihnen opfern und darreichen sollen. Denn er, der Kriue Kirwaito, und nicht du sollt mit seinen Waidelotten vor den Göttern stehen und die Gaben von dir nehmen, opfern oder überreichen in deinem Namen. Ueberdies wollen die Götter auch, daß die heilige Eiche, darinnen sie wohnen, werde umzogen mit Tüchern oder köstlichen Vorhängen, auf drei gute Schritte weit von der Eiche. Außerhalb der Tücher sollen die Waidelotten umhergehen, doch so, daß ein guter Raum sei zwischen den Vorhängen und den Wohnungen der Waidelotten. Die Waidelotten sollen seien wohlbetagte Männer, die keine Weiber haben. Der Kriue Kirwaito soll nächst den Göttern über alle der

Oberſte und Herr ſein, nicht allein über euch, ſondern auch über euern König, und euch wie auch dem Könige der Götter Willen und Befehl verkündigen und hinwiederum auch euer Beſchwer und Anliegen vor die Götter bringen. So ſollen auch die Waidelotten allewege für euch bitten und den Göttern dienen, auf daß ſie euch gnädig ſein wollen. Demnach iſt ihr Wille und Befehl, daß ihr dies Land, welches die allmächtigen Götter uns gegeben haben und gönnen, nach eurem erſten Kriue Kirwaito, das iſt von meinem Namen Bruteno, ſollet und wollet Brutenerland nennen."

Solches alles hat das Volk gern und willig angenommen und gethan und ſich hinfort nicht anders als Brutener geheißen, woraus der Name Preußen entſtanden iſt.

---

106. Widewuto opfert ſich für ſein Volk.

König Widewuto war alt geworden und konnte ſeine Heere nicht mehr wie ſonſt in die Feldſchlacht und zum Siege führen. Da ſchloſſen die Feinde des Landes ein Bündniß unter einander, daß ſie die Brutener mit vereinter Kriegsmacht überfallen und bewältigen wollten. Als Widewuto dies erfuhr und gegen die drohende Gefahr keinen andern Rath bei ſich befand, denn daß er ſich ſelbſt den Göttern opfere, um ſo den Seinen mehr Herzens zu machen und ſie anzufeuern ſeinen Tod zu rächen, ſo eröffnete er ſeinem älteſten Sohne ſein Vorhaben, ihm zu Gemüthe führend, wie die Benachbarten faſt rings umher in Ausrüſtung wären, die Brutener zu überziehen oder gar zu vertilgen, er aber mit hohem Alter beladen und unvermögend ſei, ſolchen ſchweren Krieg durchzuführen, demnach er beſchloſſen habe, ſein nunmehr unnützes Leben im Feuer zu opfern, auf daß er

mit den Göttern ſich unterreden und Hilfe zu dieſem Kriege erbitten könne. Befahl alſo dem Sohne, wenn ſein feierliches Begängniß gehalten und ſeine Aſche verwahrt ſei, den Kämpf rühmlich zu beginnen und die Götter im übrigen walten zu laſſen, deren Hilfe ihm dann nicht entſtehen werde.

Darauf ließ Widewuto vor der großen Eiche zu Romove einen hohen Holzhaufen aufrichten, auf den das Volk brennende Fackeln warf, ſo daß die Flamme mit großem Gepraſſel in die Luft ſtieg. Demnächſt brachten ſie die Opfer an kleinem und großem Viehe, ſonderlich Ochſen mit vergoldeten Hörnern, deren Eingeweide ſie in die Gluth warfen. Der König ſelbſt ſtand herrlich bekleidet, in der Hand eine goldene Schale mit Meth, den er einer großen ſchwarzen Kuh zwiſchen die Hörner goß; den rechten Fuß und den linken Arm hatte er unbekleidet und ſprach alſo ein feierliches Gebet: „Ihr Götter des Meeres und der Erden, ihr Götter der Nacht und Finſterniß, ihr, die ihr in dieſen Wäldern und an dieſem geheiligten Orte euren Tempel und eure Wohnung habt, die ihr den feurigen Blitz vom Himmel hinabwerfet und mit Donner der Menſchen Herz erſchrecket, die ihr Ungewitter und Regen ausſendet, die ihr unter den Wolken und bei dem lichten Monde euren Haushalt habt und mit ſchnellen Flügeln durch die Luft fahrt, ſchauet an dies Opfer, ſchauet an mich, der ich zur Aufopferung bei dieſem heiligen Altare geweiht werde, und nehmet mich als den König, der ſich für ſein Volk im Flammentode dargiebt, gnädig an; aber unter unſere Feinde ſendet Schrecken, Furcht, Flucht und Kraftloſigkeit im Kampfe. Verleihet meinen Brutenern Sieg, ſo will ich mich freiwillig für mein Land opfern.“

Nach dieſer Rede ſtürzte er ſich ſonder Zagen inmitten der Flammen. Darauf führten die Oberſten des Volks und die Jünglinge einen Kriegsreigen mit kläglichem Jammer und Geſchrei um den Scheiterhaufen und ſchlugen dreimal mit den

Waffen an einander, daß es durch die Luft ertönte und durch die Wälder weit und breit erschallte. Also entbrannten ihre Herzen, daß sie kühn wurden, und sie schrien alle, jung und alt, zu den Waffen und verbanden sich zusammen, der Götter Hilfe durch ihres Königs Opfer gewärtig, gegen den Feind zu ziehn.

---

107. Die Leiche des heiligen Adalbert.

Nachdem der heilige Adalbert unter den heidnischen Polen das Evangelium verkündiget hatte, begab er sich zu selbigem gottseligen Zwecke in das Land der Preußen und predigte das Wort des Heils zunächst in dem culmischen Lande, dann in Pomesanien; und von da ging er gen Danzig und wollte hierauf das begonnene Werk in Saamland fortsetzen. Hier aber wartete seiner der Märtyrertod. Am Strande der Ostsee, wo noch jetzt die Trümmern von St. Adalberts Capelle stehn, in der Nähe des jetzigen Städtleins Fischhausen, überfielen ihn heidnische Priester und schlugen ihm sieben Wunden, daran er starb. Als der König von Polen, Boleslaus Gorvin, solches erfuhr, sandte er zu den Preußen mit dem Begehren, ihm den Leichnam des Heiligen auszuliefern. Diese aber erwiederten: sie würden das mit Nichten thun, es sei denn, daß man ihnen so viel Goldes dafür gebe, als der Leichnam schwer sei. Der fromme König war damit zufrieden und sandte Gold die Menge; aber leider vermochte alles Gold die Schaale, worauf der Leichnam des Heiligen lag, nicht von der Erde zu heben. Da warfen die Gesandten des Königs noch alles Gold hinzu, was sie selber an und bei sich hatten; aber auch dieses war nicht genug. So kamen auch die Gläubigen der Umgegend, welche St. Adal-

bert bekehrt und getauft hatte, und opferten aus Dankbarkeit ihr Gold in die Wagschaale; aber die andere Schaale rührte und regte sich nicht, so daß man alle Hoffnung aufgab, daß man Gold genug herbeischaffen könnte, den Körper aufzuwiegen. Da kam ein armes altes Mütterchen, um auch ihr Scherflein beizutragen; sie hatte nur zwei Pfennige in ihrem ganzen Vermögen, die warf sie zu dem Golde, und siehe, alsbald sank die Schaale mit Gewalt und der Leichnam stieg so in die Höhe, daß man von dem Lösegelde ein Theil nach dem andern wieder hinwegnehmen mußte, das Gold, das der König gegeben und was die Gesandten hinzugelegt und was die bekehrten Preußen gebracht; und erst, als nichts mehr auf der Schaale lag als die zwei Pfennige der armen Frau, da traten beide Wagschaalen ins Gleichgewicht, und so ward der heilige Leichnam aufgewogen.

VI.

108. Vom Urſprunge der Sachſen und wie ſie unter den Thüringern ſeßhaft wurden.

Ueber den Urſprung der Sachſen gehen verſchiedene Sagen. Einigen zufolge ſtammen ſie von den Dänen und Nordmannen, andere aber führen ihre Herkunft auf das griechiſche Geſchlecht zurück, wie denn der Geſchichtſchreiber Widukind in ſeiner Jugend jemanden verſichern hörte, daß die Griechen ſelber angäben, die Sachſen ſeien die Reſte des macedoniſchen Heeres geweſen, welches dem großen Alexander gefolgt und nach deſſen frühem Tode über den ganzen Erdboden zerſtreut worden ſei.

Nach Deutſchland ſollen ſie zu Schiffe gekommen und zuerſt an dem Orte gelandet ſein, welcher Habolaun d. i. das Land Habeln*) genannt wurde. Die dortigen Einwohner aber, welche Thüringer geweſen ſein ſollen, waren mit der Ankunft dieſer fremden Gäſte übel zufrieden und griffen zu den Waffen. Allein die Sachſen leiſteten kräftigen Widerſtand und behaupteten den Hafen. Nachdem ſie nun lange mit einander gekämpft hatten, und viele auf beiden Seiten gefallen waren, kamen ſie überein, Frieden zu machen und

*) Im Königreiche Hanover weſtlich von der Mündung der Elbe mit der Stadt Otterndorf.

einen Vertrag zu schließen, welcher denn auch unter diesen Bedingungen zu Stande kam: es sollten die Sachsen kaufen und verkaufen dürfen, jedoch der Ländereien, des Menschenmordes und der Räubereien sich enthalten. Darein willigten die Fremdlinge, und es bestand jener Vertrag unverletzt viele Tage. Als aber den Sachsen das Geld ausging, und sie nichts mehr zu kaufen und zu verkaufen hatten, erkannten sie, daß der Friede für sie nutzlos sei.

Nun begab es sich um diese Zeit, daß ein Jüngling mit einer goldnen Kette um den Hals und goldnen Spangen am Arme ans Land ging. Da begegnete ihm ein Thüringer und sprach: „Wozu das viele Gold um deinen abgezehrten Hals?“ Jener antwortete. „Ich suche einen Käufer, zu keinem andern Zwecke trage ich dies Gold an mir; denn wie sollt ich, der ich vor Hunger fast umkomme, am Golde Gefallen haben?“ Darauf fragte der Thüringer, was und wie hoch der Preis sei? „Der Preis“, antwortete der Sachse, „kümmert mich nicht; was du mir geben willst, nehme ich mit Dank an.“ „Wie nun“, sprach jener höhnisch, „wenn ich dein Kleid mit dieser Erde füllte?“ Es lag nemlich eben an jener Stelle ein Erdhaufen ausgeschaufelt. Ohne Zaudern öffnete der Sachse sein Gewand, ließ sich die Erde hineinschütten, übergab dem Thüringer sein Gold, und beide gingen zufrieden mit ihrem Kaufe von einander.

Die Thüringer lobten ihren Landsmann über die Maßen, daß er den dummen Sachsen so angeführt habe, und priesen ihn vor allen Menschen glücklich, da er für einen Spottpreis in Besitz einer solchen Masse Goldes gekommen sei. Jeder hoffte auf eine Gelegenheit, auch einmal einen so glücklichen Handel zu machen, und da es um den Verstand der Sachsen nicht besser bestellt sei, meinte man mit ihnen bald fertig zu werden.

Mittlerweile kam der Sachse, seines Goldes ledig und

dagegen ſchwer mit Erde beladen zu den Schiffen zurück. Seine Gefährten liefen ihm verwundert entgegen und fragten, was er da hätte; und als ſie es ſahen, verlachten ihn die Einen, die Andern ſchüttelten den Kopf, alle aber waren darüber einig, daß er von Sinnen ſei. Aber jener gebot ihnen Stille und ſprach: „Folget mir, meine lieben Sachſen, und ſehet, ob meine Thorheit euch nicht von Nutzen ſei.“ Jene, wiewohl mit geringem Vertrauen auf ſeine zuverſichtliche Rede, folgten ihm nach, begierig, zu erfahren, wo das hinauswolle. Er aber nimmt die gekaufte Erde, ſtreut ſie ſo dünn wie möglich über die benachbarten Felder und nimmt Beſitz von einem Lagerplatz.

Als nun die Thüringer das Lager der Sachſen gewahrten, ſchickten ſie ſofort Geſandte an ſie ab, Beſchwerde zu führen, daß von Seiten der Sachſen der Friede gebrochen und der Vertrag verletzt ſei. Die Sachſen antworteten: ſie hätten bisher den Vertrag unverbrüchlich gehalten; aber das für ihr Gold erworbene Land wollten ſie in Frieden behalten oder mit den Waffen behaupten. Als die Boten dieſen Beſcheid zurückbrachten, verwünſchten die Thüringer das ſächſiſche Gold und ſchalten den, welchen ſie kurz vorher über die Maße geprieſen hatten, als Urheber des Unheils für ſie und ihr Land. Von Zorn entbrannt ſtürmten ſie in blinder Wuth ohne Plan und Ordnung auf das Lager der Sachſen los. Dieſe aber empfingen die Feinde wohl vorbereitet, ſchlugen ſie zurück und nahmen nach dem glücklichen Ausgange des Treffens auch die nächſten Umgebungen des Lagers nach Kriegsrecht in Beſitz.

Nachdem ſie ſich noch oft und lange mit einander herumgeſchlagen, kamen die Thüringer zu der Einſicht, daß ſie mit Gewalt der Waffen gegen die Fremdlinge nichts ausrichteten und ſtellten an ſie das Verlangen: es ſollten beide Theile unbewaffnet zuſammen kommen und von neuem über den

Frieden verhandeln. Sie schlugen zugleich Tag und Ort vor, wo sie sich treffen wollten, und die Sachsen erklärten sich bereit zu kommen. Es waren aber in jenen Zeiten bei den Sachsen große Messer in Gebrauch, wie sie die Angeln nach der Weise des alten Stammvolkes noch in späteren Jahrhunderten führten. Mit dieser Waffe unter den Röcken stellten sich die Sachsen zur Versammlung ein, und da sie sahen, daß die Thüringer der Verabredung gemäß ohne Waffen gekommen und alle ihre Häuptlinge zugegen waren, hielten sie diese Gelegenheit für günstig, sich der ganzen Gegend zu bemächtigen, zogen ihre Messer hervor, stürzten sich über die Wehrlosen her und stießen sie alle nieder, so daß auch nicht Einer davon kam. Damals fingen die Sachsen an sich ruchtbar zu machen und flößten den benachbarten Völkern Furcht und Schrecken vor ihnen ein.

Einige behaupten auch, sie hätten von dieser That ihren Namen bekommen, denn Messer heißen bei ihnen Sachs, und darnach wären sie Sachsen genannt.

---

109. Irminfried. *)

Der Frankenkönig Huga hinterließ bei seinem Tode keinen Thronerben außer seiner einzigen Tochter Amalberga, welche an Irminfried, den König der Thüringer, vermählt war. Denn sein Sohn Dietrich war von einem Kebsweibe geboren und hatte daher keinen Anspruch auf das Erbe der Königswürde. Da aber Huga seinem Volke stets ein gütiger und milder Gebieter gewesen war, erhoben die

---

*) Hier die Sage vom Untergange des Königreichs Thüringen, wie sie der sächsische Chronist Widukind erzählt, in fränkischer Gestalt zeigt sie das Stück Nr. 55.

Franken aus Anhänglichkeit an Hugas Geschlecht diesen Dietrich zu ihrem Könige. Sobald dies geschehen war, ließ Dietrich eine Gesandtschaft an Irminfried abgehen, um sich des Friedens und der Eintracht mit seinem Schwäher zu versichern.

Der Gesandte kam also an den Hof des Königs der Thüringer und sprach zu ihm: „Mein allergnädigster und großmächtigster Herr Dietrich hat mich zu dir entsandt; er wünscht dir Gesundheit und lange Herrschaft über dein weites und großes Reich und läßt dir melden, daß er nicht dein Herr, sondern dein Freund, nicht dein Gebieter, sondern dein Verwandter sein und die Rechte der Verwandtschaft unverbrüchlich bis an sein Ende bewahren wolle. Nur bittet er dich, in die Eintracht des Frankenvolkes nicht Zwietracht zu bringen, denn sie folgen ihm als ihrem erkornen Könige." Hierauf erwiederte Irminfried, wie es die königliche Würde erheischte, dem Gesandten also: er sei mit den Beschlüssen des Frankenvolkes einverstanden; wenn jene einträchtig seien, so wolle er nicht Zwietracht; er bedürfe gar sehr des Friedens; was aber die Thronfolge betreffe, müsse er die Antwort verschieben, bis seine Freunde alle versammelt seien. Und er behandelte den Mann gar ehrenvoll und veranlaßte ihn, eine geraume Zeit an seinem Hofe zu bleiben.

Als aber die Königin vernahm, es sei ein Gesandter ihres Bruders herübergekommen und habe mit ihrem Gemahl über die Angelegenheiten der Thronfolge verhandelt, ließ sie den Vertrauten des Königs, mit Namen Iring, zu sich kommen und bat ihn, ihr behilflich zu sein, wenn sie ihren Gemahl zu überzeugen suche, daß nach dem Erbrechte das Königreich der Franken ihr zugefallen sei, weil nemlich sie die Tochter des Königs und der Königin war; daß Dietrich hingegen, als von einem Kebsweibe geboren, sein Sclave sei, und daß es demnach sich für ihn nicht zieme, dem eignen

Knechte zu huldigen. Es war aber Iring ein kühner Mann, ein tapferer Degen, von kräftigem Geiſte und ſcharfſinnigem Rathe, beharrlich in ſeinen Unternehmungen, geeignet, andern ſeinen Willen einzureden, und hatte durch dieſe Eigenſchaften das Herz des Irminfried an ſich gefeſſelt. Dieſer verſprach nun der Königin, ſeinem Herrn zu rathen ſo wie ſie es wünſchte.

Nachdem nun die Fürſten und vertrauten Freunde des Königs zuſammenberufen waren, legte ihnen Irminfried die Worte des Geſandten vor. Jene riethen ihm darauf einmüthig, Eintracht und Frieden zu halten, denn er ſei den Angriffen der Franken nicht gewachſen, zumal da ſie noch von einer anderen Seite her durch die noch kriegeriſchen Sachſen bedrängt würden. Nur Iring trat, um den Wünſchen des herrſchſüchtigen Weibes zu genügen, dieſem Rathe entgegen und ſtellte dem Könige vor, er dürfe den Franken nicht nachgeben; in Betreff der Thronfolge ſei ſeine Sache die gerechtere, ſein Reich weit und groß genug, um ſeinem Rechte Nachdruck zu geben, und in der Menge der Krieger, der Waffen und allem übrigen, was der Krieg erfordere, ſei zwiſchen ihm und Dietrich wenig Unterſchied.

Irminfried fand ſich durch dieſe Vorſtellungen bewogen, dem Geſandten eine andere Antwort zu geben, als er ſie anfangs im Sinne gehabt: „Sage deinem Herrn, zwar verweigere ich ihm nicht Freundſchaft und Verwandtſchaft, aber ich müſſe mich doch ſehr verwundern, daß er es ſich mehr um die Herrſchaft als um die Freiheit zu thun ſein läßt. Er iſt ja als Sclav geboren, wie darf er ſich nach königlichem Eigenthum gelüſten laſſen? Ich kann doch meinem Knechte nicht die Huldigung leiſten!“

Tief bewegt entgegnete ihm der Geſandte: „Lieber wollte ich dir mein eignes Haupt zu Füßen legen, als ſolche Worte von dir vernehmen. Denn ich weiß, daß dieſelben nur mit

vielem Blute der Franken und Thüringer können geſühnet werden.“ Damit kehrte er zu Dietrich heim; was er gehört hatte, verhehlte er nicht. Der König verbarg ſein Zorn- und Schaamgefühl hinter einem bitteren Lächeln und ſprach: „Nun, ſo müſſen wir ja wohl eiligſt unſern Dienſt bei Irminfried antreten, damit er uns ſtatt der Freiheit wenigſtens das nackte Leben laſſe.“ Aber ſofort zog er ein ſtarkes Heer zuſammen und rückte damit der Grenzmarke der Thüringer zu, wo ſein Schwäher bereits mit einer nicht geringeren Macht ſeiner wartete. Bei dem Orte, welcher Runibergun*) genannt wird, kam es zum Treffen. Am erſten Tage blieb der Kampf ohne Entſcheidung, ebenſo an dem folgenden, am dritten aber wurde Irminfried beſiegt und wich vor den Franken und warf ſich mit ſeinem Kriegsvolk in die Burg, welche Scithingi**) genannt wird und über einem Fluſſe, Unſtrode, gelegen iſt.

Dietrich rief die Feldherren und Hauptleute ſeines Heeres zuſammen und fragte ſie nach ihrer Meinung, ob man den Feind weiter verfolgen, oder heimkehren ſolle. Unter den Verſammelten war einer mit Namen Waldrich. Als an dieſen die Reihe kam, daß er um ſeinen Rath befragt wurde, hob er an: „Ich bin der Meinung, man ſolle ins Vaterland zurückkehren, damit wir die Gefallenen begraben, die Verwundeten verpflegen und ein größeres Heer aufbringen. Denn ich glaube nicht, daß wir nach dem Verluſte vieler Tauſende der Deinigen ſtark genug ſind, den gegenwärtigen Krieg zu beendigen. Und wenn alle dieſe umwohnenden feindlichen Völkerſchaften dem Irminfried beitreten, durch wen, nachdem unſre Zahl ſo zuſammengeſchmolzen, willſt du den Sieg gewinnen?“

---

*) Nonnenberg bei Hanover.

**) Burg-Scheidungen an der Unſtrut.

Es hatte aber Dietrich einen sehr klugen Diener, dessen Rath ihm schon oft von Nutzen gewesen, und dem er darum viel Vertrauen schenkte. Diesen fragte er denn auch um seine Meinung, und er sprach: „Bei ehrenhaften Unternehmungen halte ich immer für das Schönste die Beharrlichkeit. Unsre Vorfahren hielten sie so hoch, daß sie selten oder nie von dem, was sie einmal begonnen, wieder abstanden; und doch sind unsre Mühen nicht mit den ihrigen zu vergleichen, da sie mit weit geringerer Anzahl die ungeheuern Heere anderer Völker überwanden. Jetzt ist das Land in unsrer Gewalt. Durch unsern Abzug geben wir den Besiegten Gelegenheit, sich wieder zu erholen. Ja, wenn ich wüßte, daß unser Gegner während dieser Zeit müßig liegen würde, so möchte ich mir es wohl auch gönnen, umzukehren ins Vaterland und die lieben Verwandten zu sehen. Meint ihr, unsre Verwundeten machten die Heimkehr nothwendig? man stelle ein Lager her; dem Unverdrossenen ist Arbeit die liebste Erholung. Oder unser Heer wäre durch den erlittenen Verlust zu sehr geschwächt? Sind es die Feinde nicht noch viel mehr? denn sicher sind nur die wenigsten von ihnen davon gekommen; selbst ihr Fürst verkriecht sich, wie ein schwaches Wild in seinem Versteck, hinter die Mauern der Burg und wagt aus Furcht vor uns nicht einmal den Himmel anzusehn. Aber es fehlt ihm nicht an Geld, die umwohnenden Völkerschaften in seinen Sold zu nehmen, nicht an Mannschaften, wenngleich jetzt der Tod ihre Reihen gelichtet hat. Alles dies wird in unsrer Abwesenheit wieder ergänzt und hergestellt werden. Es ziemt den Siegern nicht, den Besiegten Raum zum Siege zu geben. Sind wir denn zahlreich genug, in jede Burg eine Besatzung zu legen? Und diese verlieren wir insgesammt durch unser Abziehen und Wiederkommen."

Auf diese Rede des Dieners beschlossen Dietrich und alle ruhmbegierigen Männer, da zu bleiben und zu den

Sachſen zu ſchicken, welche ſchon ſeit langer Zeit die heftigſten Feinde der Thüringer waren, ob ſie ihnen Hilfe leiſten wollten. Wenn ſie den Irminfried beſiegten und die Burg einnähmen, ſo wollte er ihnen das Land zum ewigen Beſitzthum überlaſſen. Die Sachſen bedurften auf ſolches Anerbieten keiner langen Ueberlegung; ſie ſchickten unverweilt neun Heerführer, jeden mit tauſend Mann. Die Führer kamen in das fränkiſche Lager, jeder von hundert Kriegern begleitet, während die übrige Menge außerhalb des Lagers blieb, und entboten dem König Dietrich Gruß und Frieden. Dieſer nahm ſie freundlich auf, wechſelte den Handſchlag mit ihnen und forderte die Männer auf, zu reden. Sie ſprachen:

„Das Volk der Sachſen, dir ergeben und deinen Befehlen gehorſam, hat uns zu dir geſendet; und ſiehe, wir ſind da, bereit zu allem, was dein Wille dir eingeben wird, bereit, entweder deine Feinde zu beſiegen oder, wenn es das Schickſal anders beſchließen ſollte, für dich zu ſterben. Denn das wiſſe, daß die Sachſen keinen andern Wunſch haben, als den Sieg zu gewinnen oder das Leben zu laſſen; denn wir können ja unſern Freunden keinen größeren Dienſt erweiſen, als daß wir für ſie den Tod verachten; und daß du dies durch einen Verſuch erfahren mögeſt, iſt unſer heißer Wunſch.“

So ſprachen ſie, und alles an dieſen Männern ſetzte die Franken in Verwunderung: ihre Körperkraft, ihr feuriger Muth, ihre eigenthümliche Tracht, ihre Waffen, das über die Schultern langwallende Haupthaar und vor allem dieſe ruhige Beſtändigkeit. Sie waren bekleidet mit Kriegsröcken und bewehrt mit langen Lanzen, ſtanden geſtützt auf kleine Schilde und hatten an den Hüften lange Meſſer. Einige unter den Franken waren freilich der Meinung, derartige gewaltige Freunde hätte man nicht nöthig gehabt; ſie würden eine unbändige Art Menſchen ſein, und wenn dieſe das dortige Land erſt inne hätten, ſo wäre vorauszuſehen, daß

ſie dereinſt die fränkiſche Herrſchaft ganz zu Grunde richten würden. Dietrich aber hatte nur den gegenwärtigen Vortheil im Auge, nahm ſie als ſeine Freunde an und befahl ihnen, ſich zum Sturm auf die Burg in Bereitſchaft zu ſetzen.

Die Sachſen kehrten hierauf vom Könige zurück und ſteckten ihr Lager ab ſüdwärts von der Stadt, auf Wieſen, die an den Fluß ſtoßen; und am nächſten Tage mit dem erſten Morgenſtrahl ſtanden ſie auf, griffen zu den Waffen, berannten die Vorſtadt und ſteckten ſie in Brand. Nachdem dies geſchehen, ſtellten ſie ſich dem öſtlichen Thore gegenüber in Schlachtordnung. Die Belagerten, durch den Brand innerhalb der Mauern aufs äußerſte gebracht, ſtürzten jetzt verzweifelt aus den Thoren hervor und warfen ſich mit blinder Wuth auf die Feinde. Da nun eine grimmige Schlacht ſich entſpann, wurden viele auf beiden Seiten zu Boden geſtreckt; denn jene kämpften für ihr Vaterland, für Weib und Kind, für ihr eigenes Leben, die Sachſen aber für den Ruhm und um das Land, das ſie erwerben ſollten.

Laut erſcholl der Ruf der Männer, die ſich gegenſeitig zum Kampf anfeuerten; Geraſſel der Waffen, Seufzer der Sterbenden, und ſolches währete den ganzen Tag. Da nun der Tod ſchon an allen Orten der Wahlſtatt wüthete, überall Geſchrei erſcholl, und doch keine der beiden Schlachtreihen von der Stelle weichen wollte, trennte die einbrechende Nacht den Kampf. An dieſem Tage wurden von den Thüringern viele getödtet, viele verwundet; die Sachſen aber zählten ſechstauſend Gefallene.

Irminfried erkannte wohl, daß er die Feſte nicht lange werde behaupten können. Er ſchickte daher den Iring mit einer unterwürfigen Botſchaft und allen ſeinen Schätzen heimlich an den König der Franken, um ihm freiwillige Ergebung anzubieten und Frieden auszuwirken. Und Iring trat vor

Dietrichen und ſprach alſo: „Mich ſendet der, welcher vormals dein Verwandter war und jetzt dein Knecht iſt, um dich anzuflehen, daß, wenn du mit ihm ſelbſt kein Mitleid haſt, du dich wenigſtens deiner unglücklichen Schweſter erbarmeſt und deiner Neffen, die in die äußerſte Noth verſetzt ſind.“ Dieſen Bitten, welche der Botſchafter unter Thränen vorbrachte, kamen nun auch die fränkiſchen Fürſten, vom Glanz des mitgebrachten Goldes beſtochen, zu Hilfe, indem ſie ihrem Herrn vorſtellten: es gezieme der königlichen Huld, ſolches Flehen nicht hinwegzuſtoßen; auch ſolle er nicht der Bande der Blutsverwandtſchaft vergeſſen; und es ſei nützlicher, denjenigen zu ſeinem Bundesgenoſſen zu machen, den er beſiegt und dermaßen niedergeworfen habe, daß er ſich niemals wieder gegen ihn erheben könne, als jenes unbändige und jeglicher Anſtrengung gewachſene Volk, von welchem das Frankenreich nichts als Gefahr zu gewarten habe. An dem bisherigen Kampfe könne er ſchon ermeſſen, wie ſtark und unüberwindlich die Sachſen ſeien, und darum ſei es beſſer, die Thüringer wieder anzunehmen und mit ihnen vereint jene aus dieſem Gebiete zu vertreiben.

Durch ſolche Reden ließ Dietrich, wiewohl mit Widerſtreben, ſich bewegen und verſprach, am folgenden Tage ſeinen Schwager zu Gnaden anzunehmen und die Sachſen zu beſeitigen. Als Jring dieſe Worte vernahm, warf er ſich dem Könige zu Füßen und pries ſeine königliche Huld. Alſobald entſandte er einen ſeiner Begleiter mit der erſehnten Botſchaft an ſeinen Herrn und machte dieſen wieder froh und die ganze Stadt ſicher; er ſelbſt aber blieb im Lager, damit nicht die Nacht eine ſchlimme Wendung brächte.

Während nun die Stadt durch ſolche Verheißung des Friedens ſich in Sicherheit wiegte, ging ein Thüringer, der Waffenruhe vertrauend, mit ſeinem Falken ins freie Feld hinaus, um am Ufer der Unſtrut zu jagen. Als er aber den

Vogel hatte steigen lassen, flog dieser an das andere Ufer hinüber und wurde dort sogleich von einem Sachsen weggefangen. Der Thüringer bat, den Vogel zu ihm zurückzulassen; aber der Sachse weigerte sich, ihn herauszugeben. Da sprach jener: „Gieb ihn mir zurück, und ich will dir ein Geheimniß verrathen, welches dir und deinen Volksgenossen von Nutzen sein wird.“ Der Sachse erwiederte: „Sag an, und du sollst erhalten, was du verlangst.“ „Die Könige“, fuhr jener fort, haben mit einander Frieden geschlossen und verabredet, sie wollen euch morgen im Lager überfallen und fangen oder, wenn ihr Widerstand leistet, niederhauen.“ „Sagst du das im Ernst oder Scherze?“ fragte der Sachse. „Die zweite Stunde des morgenden Tages“, erwiederte jener, „wird euch beweisen, ob es Scherz oder Ernst war. Darum rathe ich euch, denket an euer Heil und rettet euch durch die Flucht.“ Der Sachse ließ sogleich den Falken los und berichtete seinen Genossen, was er gehört hatte.

Diese Nachricht setzte die Sachsen in solche Bestürzung, daß sie einige Zeit nicht wußten, was sie thun sollten. Es befand sich aber unter ihnen ein ergrauter Kriegsmann, hochbetagt, aber an Muth und Körperkraft noch ein Jüngling. Er hieß Hathagat, wurde aber um seiner Verdienste willen gewöhnlich Vater der Väter genannt. Dieser ergriff ein Feldzeichen, welches bei ihnen für heilig galt, mit der Figur eines Löwen und Drachen und darüber eines fliegenden Adlers geziert, und indem er redete, verrieth die ganze Haltung seines Körpers die Standhaftigkeit seiner Seele; und er sprach also: „Bis hieher habe ich unter meinen theuern Sachsen gelebt, bin unter ihnen alt und grau geworden, aber noch niemals habe ich meine Sachsen fliehn sehen; wie soll ich nun in den Fall kommen, zu thun, was ich nie gelernt habe? Ich weiß zu kämpfen, zu fliehen verstehe und vermag ich nicht. Wenn mir das Schicksal nicht gestattet, länger zu leben, so

ſei mir wenigſtens vergönnt, was mir das Liebſte iſt, mit den Freunden zu fallen. Als Beweiſe der von den Vätern ererbten Mannhaftigkeit umgeben uns die hingeſtreckten Leichen unſrer Freunde, welche lieber ſterben wollten als beſiegt werden, lieber die ungebeugte Seele aushauchen als einen Schritt breit vor dem Feinde weichen. Doch wozu rede ich vor euch mit ſo vielen Worten von der Todesverachtung. Laßt uns losbrechen gegen die, welche ſich ſchon ſicher wähnen. Es wird wenig Anſtrengung koſten, mit einem Feinde fertig zu werden, der auf keine Gefahr mehr gefaßt iſt, der vom heutigen Kampf ermüdet, ſich der Ruhe überläßt, keine Wachen ausſtellt und wegen des verheißnen Friedens keiner Vorſicht mehr zu bedürfen glaubt. Laßt uns dieſe ungerüſteten Schläfer überfallen. Ein Gemetzel wird es werden, nicht ein Kampf; wir ſind gerettet, wenn wir die Gunſt der Umſtände wahrnehmen. Folgt mir als Führer, und dies mein graues Haupt überantworte ich euch, wenn es nicht geſchieht, wie ich euch geſagt habe."

Durch dieſe trefflichen Worte ermuthiget, verwandten ſie den Reſt des Tages darauf, ihre Leiber für den bevorſtehenden Kampf zu ſtärken. Aber in der erſten Nachtwache, wo der feſteſte Schlaf die Menſchen zu befallen pflegt, griffen ſie auf ein gegebenes Zeichen zu den Waffen, ſtürmten über die Mauern und drangen, als ſie dieſe ohne Poſten und Wachen fanden, mit gewaltigem Kriegsgeſchrei in die Stadt. Ihre Feinde, durch das Getümmel aufgeſchreckt, ſuchten theils ihr Heil in der Flucht, theils irrten ſie wie Trunkene in den Straßen und Feſtungswerken der Stadt umher; andere fielen den Sachſen, die ſie in der Dunkelheit für ihre Mitbürger anſahen, in die Hände. Dieſe überlieferten alle erwachſenen Männer dem Tode; die Unerwachſenen ſparten ſie zur Beute auf. Und es war jene Nacht voll Geſchrei, voll Mord und Plünderung, und kein Ort ruhig in der ganzen Stadt, bis

die Morgenröthe aufstieg und den Sachsen einen Sieg zeigte, der ihnen kein Opfer gekostet hatte. Nur nach Irminfried suchte man vergebens und fand, daß er mit Gemahlin und Söhnen und wenigem Gefolge entkommen war.

Als es nun Tag geworden, brachten sie ihren Adler an das östliche Thor, errichteten einen Siegesaltar und verehrten nach der Weise ihrer Väter ihre heimathlichen Götter. Und sie feierten das Siegesfest drei Tage lang, vertheilten die Waffenrüstungen der Feinde, erwiesen den Gefallenen die kriegerischen Ehren und priesen ihren Führer, der wie durch göttliche Eingebung durch seine Standhaftigkeit sie dahin gebracht habe, einen so herrlichen Sieg zu gewinnen. Es ist aber dieses alles geschehen, wie die Ueberlieferung unsrer Vorfahren berichtet, am ersten October des J. 528, und es sind diese heidnischen Festtage durch die Weihe gottesfürchtiger Männer verwandelt in Fasten und Gebete und in Opfergaben für alle dahingeschiedenen Christen.

Nachdem sie dies alles vollbracht hatten, kehrten sie in das Lager zum König Dietrich zurück. Dieser nahm sie freundlich auf, belobte sie höchlichst wegen ihrer tapfern That und gab ihnen nun dies Land zum ewigen Besitz. Seitdem wurden sie Bundesgenossen und Freunde der Franken genannt und bewohnten zunächst die Stadt, welche sie als ihr eigenes Gut mit Feuer verschont hatten.

Dietrich aber konnte sich darüber nicht zufrieden geben, daß Irminfried mit dem Leben davon gekommen. Durch freundliche Zusicherungen gedachte er ihn zurückzurufen und alsdann tödten zu lassen. Um aber selbst als unbetheiligt an diesem treulosen Mordanschlage zu erscheinen, suchte er den Iring, welcher noch immer bei ihm im Lager war, für diese That zu gewinnen, wofür er ihn mit herrlichen Gaben zu beschenken und mit großer Macht im Reiche zu betrauen versprach. Nur ungern unterzog sich Iring diesem Auftrage,

endlich aber, durch jene trügerischen Verheißungen verlockt, gab er nach und versprach, ihm willfährig zu sein. Irminfried wurde demnach zurückgerufen und warf sich Dietrichen zu Füßen. Iring aber, der wie ein königlicher Waffenträger mit entblößtem Schwerte daneben stand, schlug im selben Augenblicke seinen knieenden Herrn, daß er alsbald den Geist aufgab. Aber so wie dies geschehen war, rief ihm der König zu: „Da du durch solchen Frevel allen Menschen ein Abscheu geworden bist, sintemal du deinen Herrn getödtet, sollst du freie Bahn haben, von uns hinwegzugehen; an deiner Frevelthat wollen wir weder Schuld noch Antheil haben.“ „Mit Recht,“ erwiederte Iring, „bin ich allen Menschen ein Abscheu geworden, weil ich deinen Ränken gedient habe; bevor ich jedoch von dannen gehe, will ich dies mein Verbrechen sühnen, dadurch, daß ich meinen Herrn räche.“ Und, wie er dastand mit noch entblößtem Schwerte, hieb er auch den Dietrich nieder, nahm den Körper seines Herrn und legte ihn über den Leichnam Dietrichs, damit der wenigstens im Tode die Oberhand behielte, der im Leben unterlegen war. Und er ging von dannen, mit dem Schwerte sich einen Weg bahnend.

Diese That der Vergeltung lebte noch lange im Gedächtnisse der Völker fort und der Name dessen, der sie vollbracht hatte, wurde so hoch verherrlicht, daß man die Milchstraße am Himmel die Iringsstraße nannte.

110. Abraham, lege deine Hand nicht an den Knaben!

Zur Zeit des Erzbiſchofs Rabanus brach in Deutſchland eine ſchwere Hungersnoth aus*), welche vornemlich die um den Rhein wohnenden Völker drückte. In dieſen Tagen zog auch Einer von dem heſſiſchen Gau Grabfelden (worin das Kloſter Fulda gelegen) mit ſeinem Weibe und kleinen Sohne aus nach Thüringen, um das Elend ſeiner Noth zu lindern; und auf dem Wege in einem Walde machte er Halt und redete ſein Weib alſo an: „Iſt es nicht beſſer, daß wir den Knaben hier tödten und ſein Fleiſch eſſen, als daß wir alle vor Hunger umkommen?“ Als ſie jedoch wiederſprach, daß er ſolch Verbrechen nicht begehen ſollte, riß er endlich, weil der Hunger drängte, gewaltſam den Sohn aus den mütterlichen Armen, und er hätte ſeinen Willen durch die That erfüllt, wäre ihm nicht Gott in ſeiner Erbarmniß zuvorgekommen. Denn, wie derſelbe Mann, nachher in Thüringen angeſeſſen, ſehr vielen erzählte, als er den Degen aus der Scheide gezogen hatte, um den Sohn zu ſchlachten, und ſchwankend den Mord aufſchob, ſah er von fern zwei Wölfe bei einer Hirſchkuh ſtehen und ihr Fleiſch zerreißen; und ſogleich lief er, den Sohn verſchonend, zu dem Aas der Hirſchkuh, trieb die Wölfe fort von da, nahm von dem angefreſſenen Fleiſch und kehrte mit dem unverſehrten Sohne zu der Frau zurück. Vorher nämlich, als er den Sohn aus den Händen der Mutter genommen hatte, war er etwas ſeitwärts gegangen, damit ſie den Knaben nicht ſterben ſähe oder hörte. Die aber, wie ſie den Mann kommen ſah mit dem friſchen,

*) Im J. 852 u. 853.

blutbeſtrömten Fleiſche, glaubte, daß ihr Sohn getödtet ſei, und fiel rücklings faſt leblos nieder. Er aber kam hinzu, tröſtete ſie, richtete ſie auf und zeigte ihr den lebenden Knaben. Da nun mit wiedergewonnenem Athem dankte ſie Gott, daß ſie für werth geachtet ſei, ihren Sohn wieder zu bekommen; nicht weniger auch jener, daß ihn Gott rein vom Mord des Kindes zu erhalten gewürdigt habe.

---

111. Die Erbauung der Wartburg.

Ludwig, der Sohn Ludwigs des Bärtigen, nachmals der Springer genannt, ritt einſt aus, im Waldgebirge zu jagen und kam, indem er ein Wild verfolgte, bis an die Hörſel bei Eiſenach auf den Berg, auf welchem jetzo die Wartburg liegt. Dort wartete Ludwig auf ſein Jagdgeſinde; und wie er während deſſen ſich den Berg beſchauete, gefiel er ihm gar ſehr, denn er war ſteil und ſchwer zugänglich, dabei aber auf ſeinem Gipfel räumig genug, um darauf zu bauen. „Wart Berg, du ſollſt mir eine Burg werden;“ dachte er bei ſich ſelbſt. Als aber ſeine Diener ſich wieder zu ihm gefunden, hörte er von denen, die der Gegend kundig waren, zu großem Verdruß, dieſer Berg ſei nicht ſein eigen, ſondern gehöre ſeinen Nachbarn, den Herren von Frankenſtein. Da ſann er, wie er mit Liſt ſich die Stelle zu eigen machen könne, und ließ in der Nacht Erde von ſeinem nahgelegenen Gebiete in Körben auf den Berg tragen und ganz damit beſchütten; alsdann ließ er einen Burgfrieden machen zur Abwehr derer, die den Bau ihm wehren möchten, und hob keck an zu bauen.

Die Herren von Frankenſtein verklagten ihn bei Kaiſer und Reich, daß er ſich des Ihren freventlich und mit Gewalt

unternähme. Ludwig, aufgerufen, ſich deſſen zu verantworten, verſicherte: er baue auf das Seine, es gehöre zu dem Seinen und wolle das erhalten mit Recht. Da ward zu Recht erkannt: ſo er das erweiſen und erhalten könne mit zwölf ehrbaren Leuten, hätte ers zu genießen. Und er gewann zwölf Ritter zu Eideshelfern, trat mit ihnen auf den Berg, und ſie zogen ihre Schwerter aus, ſteckten ſie in die Erde (die er heimlich hatte hinauf tragen laſſen) und ſchwuren, indem ſie ſich auf die Schwerter ſtützten, einhellig: der Graf baue auf das Seine und der oberſte Boden habe von Alters her zum Land und Herrſchaft Thüringen gehört.

Alſo wurde der Berg Ludwigen zugeſprochen; und da es ihm nicht an Werkleuten gebrach — denn es waren in jenem Jahre (1067) wegen der Hungersnoth jener Gegenden eine Menge Menſchen ohne Brot und Arbeit — ſo vollendete er in kurzer Friſt den begonnenen Bau und nannte die neue Feſte Wartburg, darum weil er dort ſeines Geſindes gewartet hatte; oder, wie Andere ſagen, wegen jener Worte: Wart Berg, du ſollſt mir eine Burg werden.

---

112. Der Mord im Walde.

Auf einem jener ſchönen Berge, welche den Lauf der Unſtrut bis nahe an ihren Einfluß in die Saale begleiten, legte Ludwig eine andere Burg an, der er den Namen der Neuenburg gab; ihr zu Füßen gründete er eine Stadt und nannte ſie Freiburg. Weiter ſtromaufwärts, da wo jetzt das Rittergut Zſcheiplitz mit dem Kirchlein des Dorfes freundlich von den Rebhügeln das Thal entlang ſchaut, ſtand damals das ſtattliche Schloß Weißenburg. Daſelbſt wohnte Friedrich, Pfalzgraf zu Sachſen, aus dem Geſchlechte derer

von Gosegk, mit seiner jungen Gemahlin Adelheid. Diese, schön von Leib, doch nicht ehrbar von Gemüthe, kam bald in Buhlschaft mit Ludwigen ihrem Nachbar, und der Graf ließ sich vom Teufel und der Frauen Schöne blenden, daß sie beide mit einander eins wurden, wie sie des alten Herrn sich entledigen wollten.

Als nun der mordliche Tag vorhanden war, richtete die Pfalzgräfin ihrem Herrn ein Bad zu und ließ sein darin wohl pflegen und warten. Mittlerweile zog Ludwig, wie er mit ihr verabredet hatte, in des Pfalzgrafen Forst auf die Bürsch, ließ sein Hörnlein erschallen und die Hündlein bellen und jagte, ihn unbegrüßt und unbefragt, dem Pfalzgrafen in dem Seinen bis an sein Schloß hinan. Da lief Frau Adelheid heftig in das Bad zu Friedrichen und sprach: „Es jagen dir andere Leute freventlich auf dem Deinen; das darfst du nimmer gestatten, sondern mußt ernstlich halten über den Freiheiten deiner Herrschaft.“ Der Pfalzgraf erzürnte, fuhr auf aus dem Bad, warf eilends einen Mantel über das bloße Badhemd und sprang ungewappnet und ungerüstet auf seinen Hengst. Nur wenig Diener und Hunde rannten mit ihm in den Wald; und da er den Landgrafen ersah, strafte er ihn etwas mit harten Worten. Der aber, wie verabredet war, wandte sich zornig und stach ihn mit einem Schweinspieß durch den Leib, daß er todt vom Pferde sank. Ludwig ritt seiner Wege; die Diener brachten den Leichnam unter großer Klage heim. Die Pfalzgräfin rang die Hände und raufte das Haar und gebärdete sich gar kläglich, damit kein Gezicht auf sie falle. Friedrich wurde begraben und an der Mordstätte „in den Reußen“ am müncherober Felde ein steinern Kreuz gesetzt, welches noch bis auf den heutigen Tag stehet; auf der einen Seite war ein Schweinspieß, auf der andern ein lateinischer Spruch eingehauen, welcher das Todesjahr des Pfalzgrafen (1065) und seinen Mörder benannte. Ehe

aber das Jahr um war, führte Graf Ludwig Frau Adelheiden auf sein Schloß Schauenburg und nahm sie zu einem ehelichen Weibe.

---

113. Der Sprung vom Giebichenstein.

Es führte aber der Bruder des erschlagenen Pfalzgrafen, der Erzbischof Albert von Bremen, sammt der übrigen Freundschaft Klage vor Kaiser Heinrich III. wider den Grafen Ludwig wegen der mördlichen That, die er um des schönen Weibes willen begangen hatte. Der Kaiser gestattete den Klägern, daß sie den Grafen, wo sie ihn bekommen könnten, fahen sollten. Also wurde er in dem Stift Magdeburg getroffen und auf den Giebichenstein, unterhalb Halle an der Saale, gebracht, wo sie ihn über zwei Jahre in strengem Gewahrsam hielten.

Wie er nun hörte, daß er mit dem Leben nicht davon kommen möchte, rief er Gott an und verhieß und gelobte eine Kirche in St. Ulrichs, seines Schutzherrn, Ehre, in seiner neulich erkauften Stadt Sangerhausen zu bauen, so ihm aus der Noth geholfen würde. Weil er aber vor schwerem Kummer nicht aß und nicht trank, ward er ganz siech; da bat er, man möge ihm seinen Schreiber und seinen Knecht vor ihn lassen, daß er durch sie sein Seelgeräthe*) ließe schreiben und bestellen, ehe denn der Kaiser ins Land käme und ihn dem Tode übergäbe. Diese Bitte ward ihm gewährt. Da bestellte er heimlich mit seinem Knechte, daß er seinen weißen Hengst, den er den Schwanen hieß, auf einen bestimmten Tag und Stunde vor das Schloß, welches hoch über die Saale sich erhebt, bringen und in den Fluß hinein reiten sollte.

---

* Testament.

Da begann Graf Ludwig ſehr zu trauern um ſeines baldigen Endes willen und klagete denen, die ſein hüteten, ſeine Krankheit. Die Wächter nahmen ihm aus Erbarmen die Feſſeln ab und nun ging er an einem Stabe als ein Schwacher ächzend und ſeufzend im Gemache hin und her. Dabei hüllte er ſich, indem er über Froſt klagte, in weite Gewänder nnd legte einen Mantel um. Das Gefängniß war wohl und feſt verſchloſſen, und ſeine Hüter, die mit ihm darinnen waren, vergnügten ſich ſorglos am Brettſpiel, derweil er nach wie vor auf und nieder ging; aber ſo oft er ſich dem Fenſter näherte, ſpähete er, ob ſein Knecht mit dem Schwane eingetroffen. Als er ihn nun gewahrte, riß er das Fenſter auf und ſprang kräftiglich, ſo weit er vermochte, unmaßen hoch hinab in die Saale, und der Wind faſſete ſich in die weiten Gewänder, daß er durch die Luft ſanft und gemächlich in das Waſſer fiel.

Der Knecht aber, der mit dem Hengſte dort ſein wartete, half ihm heraus. Am Ufer warf der Graf ſeinen naſſen Mantel ab, warf ſich auf den Schimmel und ritt gen Sangerhauſen, wo ihn Frau Adelheid mit großer Freude empfing. Wie er gelobet hatte, erbauete er daſelbſt in St. Ulrichs Ehre eine ſchöne Kirche, die man noch heutiges Tages da ſchauen mag, und ließ die Worte, ſo er im Sprunge ausgerufen: „Hilf, Maria, deinem Knechte!“ lateiniſch mit großen Buchſtaben daran einhauen:

SVSCIPE SERVVM VIRGO MARIA.

Endlich wurde die Sache zwiſchen ihm und ſeinen Feinden beigelegt und vertragen. Ludwig erhielt von dieſer Begebenheit den Beinamen der Springer.

114. Wie Landgraf Ludwig gehärtet ward.

Ludwig der Springer hinterließ seiner Herrschaft zu Thüringen und Hessen einen jungen Sohn seines Stammes, der eine Zeit lang noch der Vormünder bedurfte und auch später, da er volljährig geworden, sich ihrer nicht entwöhnte. Er war ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen Hohe und Niedere und ließ jeden seines Willens leben. Da huben seine Jungherren und Edelinge an stolz zu werden, verschmähten ihn und mißachteten seiner Gebote, aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden; Bürger und Bauern litten eitel Gewalt, aber die bösen Rathgeber des Fürsten wußten zu hindern, daß ihre Klagen und Beschwerden ihm zu Ohren kämen.

Es trug sich aber einstmals zu, daß der Landgraf auf der Jagd im Waldgebirge sich verirrte und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, ging darauf zu und kam in die Ruhla zu einer Waldschmiede. Der Fürst war mit schlichten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied kannte ihn nicht und frug: wer er wäre. Ludwig antwortete: „Des Landgrafen Jäger." Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! des barmherzigen Herrn! wer ihn nennet, sollte allemal das Maul wischen!" Ludwig schwieg und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heut; in dem Schuppen findest du Heu, da magst du dich mit deinem Pferde behelfen; du magst vielleicht auch ein guter Mann sein, aber um deines Herrn willen solltest du mir nicht über die Schwelle kommen."

Der Landgraf ging beiseit und legte sich auf die Streu, konnte aber über dem, das er gehört hatte, nicht schlafen. Der Schmied blieb die ganze Nacht hindurch mit seinem Ge-

ſellen an der Arbeit, und wenn er ſo mit dem groſsen Hammer das Eiſen zuſammenſchlug, rief er bei jedem Schlage: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart, wie dies Eiſen!“ und ſchalt ihn und ſprach weiter: „Du böſer, unſeliger Herr! was taugſt du den armen Leuten zu leben? ſiehſt du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte alſo die liebe lange Nacht, was die Beamten für Tyrannei an den armen Unterthanen übten, und ſo ſie dann Klage führen wollten, könnten ſie nicht vor den Herrn kommen, und wenn es ja glückte, ſo ſpottete die Ritterſchaft ſeiner Befehle hinter ſeinem Rücken und hielten ihn gar unwerth.

Mit ſolchen und andern Worten führte der Schmied ſeine Schläge die ganze lange Nacht; aber der Landgraf faſſete alles zu Ohren und Herzen; und als er am Morgen vom Meiſter Abſchied nahm, war er hart geſchmiedet; ſeit der Zeit zeigte er ſich ſcharf und ernſthaftig in ſeinem Gemüthe, ſteuerte dem Unrecht, ſtrafte die Widerſpenſtigen und zwang ſie zum Gehorſam.

---

115. Der Edelacker.

Die Edelinge verwunderten ſich, daſs der Landgraf über Nacht ein andrer Mann geworden und wolltens nicht leiden, daſs er ſie nicht ferner nach ihrem Gefallen ſchalten ließ; und als er einen ſeiner Ritter, der etwas wider ihn verbrochen hatte, in Strafe nahm, verbündeten ſich die andern, ihm Widerſtand zu thun, ehe ſeine Hand auch über ſie käme. Alsbald ſammelte er ſein Heervolk und kam bei der Naumburg an der Saale mit ihnen zu ſtreiten, und Gott half ſeiner gerechten Sache; er ſchlug und fing ſie und führte ſie

mit sich weg in die Burg. Hierauf ließ er sie vor sich treten und sprach: „Was soll ich euch thun? Euren Eid, so ihr mir geschworen und gelobet, habt ihr übel gehalten. Nun wollte ich zwar euern Ungehorsam wohl strafen; wenn ichs aber thäte, spräche man vielleicht, ich tödtete meine eigenen Diener; sollte ich euch schatzen, so spräche man mirs auch nicht wohl; und ließe ich euch aber los und aller Dinge ungestraft von mir, so achtetet ihr meines Zornes fürder nicht. Darum will ich ihn euch dergestalt fühlbar machen, daß er euch nicht verderbe und ihr doch seiner gedenk bleibet."

Also nahm er sie und führte sie zu Felde und fand auf dem Acker einen Pflug; darein spannte er der ungehorsamen Edelleute, nur mit ihren Hemden bekleidet, je vier und vier, ahr*) mit ihnen eine Furche, und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geißel und hieb, daß sie sich beugeten und oft auf die Erde fielen. Wann dann eine Furche geahren war, spannte er vier andere ein und pflügte also einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden; und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen zu einem ewigen Gedächtniß, und nannte ihn den Edelacker und machte ihn frei, zu einer Zufluchtsstätte, daß ein jeder Uebelthäter, wie groß auch sein Vergehen wäre, wenn er darauf käme, daselbst sollte frei und der Strafe ledig sein; und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben.

Hierauf führte er, die er also gezüchtiget hatte, wieder zur Naumburg, da mußten sie ihm auf ein neues schwören und hulden. Darauf wurde der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet; und wo die, so im Pfluge gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, so erseufzten sie und schämeten sich. Diese Geschichte erscholl weit und breit in die Lande, und

*) Ackerte.

etliche ſcholten den Herrn darum und wurden ihm gram; etliche ſcholten die Beamten, daß ſie ſo untreu geweſen; etliche meinten auch, ſie wollten ſich eh haben tödten laſſen, denn in den Pflug ſpannen. Etliche auch demüthigten ſich gegen ihren Herrn, denen that er gut und hatte ſie lieb. Etliche aber wollten's ihm nicht vergeſſen, ſtunden ihm heimlich und öffentlich nach dem Leben; und wann er ſolche mit Wahrheit hinterkam, ließ er ſie hängen, enthaupten und ertränken und in den Stöcken ſterben. Darum gewann er viel heimliche Neider von ihren Kindern und Freunden und erſchien derohalben mit ſeinen Dienern ſtetig in einem eiſernen Panzer, wo er hinging. Daher ward er der eiſerne Landgraf geheißen.

116. Die lebendige Mauer.

Im Jahre 1170 zog Kaiſer Friederich mit einem Heer nach Polen auf Herzog Boleslaus den Krauſen, und ſein Schwager, der eiſerne Landgraf, zog mit ihm und half ihm den Herzog zum Gehorſam bringen. Da ſie wieder heimzogen, führte der Landgraf ſeinen Schwager mit ſich auf ſein Schloß, die Neuenburg, die man jetzt das Schloß Freiburg nennt; da ward der Kaiſer von ſeiner Baſe, der Landgräfin Juditha, Conrads des Dritten Tochter, ſchön und freundlich empfangen und bewirthet. Als er nun einmal des Morgens auf den Schloßberg hinaustrat, die Gebäu und ihre Gelegenheit beſchauete, ſprach er zum Landgrafen: „Eure Burg behaget mir wohl, nur Schade, daß ſie keine Mauern hat; ſie ſollte auch ſtark und feſte ſein.“ Ludwig erwiederte: „Um die Mauern ſorge ich nicht, die kann ich mit Gottes Hilfe ſchnell zuwege bringen, wenn ich ihrer bedarf.“ Der

Kaiser fragte: „Wie bald, meint ihr, kann eine gute Mauer hierum gemachet werden?“ „Näher denn in dreien Tagen“, antwortete der Landgraf, „will ich eine solche Mauer um mein Schloß führen, dergleichen im Thüringer Lande nicht ist.“ Der Kaiser lachte und sprach: „Das wäre ja wunder; und wenn alle Steinmetzer des deutschen Reichs hie beisammen wären, so achte ichs doch unmöglich.“ Der Landgraf aber blieb bei seiner Rede und sagte, er wolle es leisten.

Der Kaiser ging zu Tische; während dessen bestellte der Landgraf heimlich mit seinen Schreibern und Dienern, daß man unverweilt Boten zu Roß aussandte zu allen Grafen und Herren in Thüringen und ihnen meldete, daß sie alsbald mit nur wenigen Leuten in bester Rüstung, Harnisch und Geschmuck der Waffen sich aufmachten und bei Nachtzeit auf die Burg kämen. Das geschah. Und als der Morgen des dritten Tages anbrach, richtete der Landgraf in aller Stille das Volk so an, daß ein Jeglicher auf dem Graben um die Burg an seinem Ort sich finden ließ, gewaffnet und geschmückt mit Gold, Silber, Sammet und Seide und den Wappenröcken, als wenn man zu streiten auszieht; und jeder Graf oder Edelmann hatte einen Knecht vor ihm, der das Wappen trug und einen Knecht hinter ihm, der den Helm trug; so daß man deutlich jedes Wappen und Kleinod*) erkennen konnte. So standen nun alle Dienstmannen rings um den Burggraben mit bloßen Schwertern und Aexten in den Händen; und wo ein Mauerthurm stehen sollte, da stand ein Graf oder Freiherr mit dem Banner. Nachdem der Landgraf solches alles stillschweigend zum besten bestellt hatte, ging er zum Kaiser ins Gemach und sprach: „Die Mauer, die ich zu bauen versprochen, steht fertig und bereit!“ Der

*) Jeder Ritter führte am Helm eine bestimmte Zierrath, genannt das Mal oder Kleinod, woran er auch bei geschlossenem Visir erkannt werden konnte.

Kaiſer ſprach erſtaunt: „Ihr täuſchet mich!“ und ſegnete ſich, wenn er es etwa mit der ſchwarzen Kunſt zuwege gebracht haben möchte. Und als er nun heraustrat und ſah die lebendige Mauer von Kriegsvolk im Schmuck und Glaſt der Waffen, rief er: „Wahrlich, ſolch eine gute, edle und theure Mauer habe ich Zeit meines Lebens noch nicht geſehen, das will ich Gott und euch bekennen, lieber Schwäher. Habet Dank, daß ihr, als der Werkmeiſter, ſolche Mauer mir zu Ehren gemacht und gezeigt habt.“

---

117. Ludwigs des Eiſernen Begräbniß.

Als nun die Zeit ſeines Endes kam und er krank auf dem Schloſſe zu Nuwinborg (Neuenburg) zu Bette lag, entbot er zu ſich ſeine Mannen, die ihm ungehorſam vorzeiten geweſen waren und die er gezwungen hatte, daß ſie in dem Pfluge ziehen mußten, und ſprach zu ihnen alſo: „Sehet, ich muß nun ſterben, und darum ſo heiße ich euch, alſo lieb als euch euer Leben ſei, wann meine Seele von dem Leibe ſcheidet, daß ihr mich auf euern Achſeln hindann bis zum Reinhardsborn ehrbarlich traget.“ Und das mußten ſie ihm auf Treue zuſagen und an die Hand geloben, denn ſie fürchteten ihn mehr denn den Teufel und waren in Sorgen: thäten ſie es nicht, er würde das ſie entgelten laſſen, ſo er wieder geſund geworden. Und als er nun geſtarb, da hielten ſie das Gelübde, ſo ſie ihm gethan, und trugen ihn nach Reinhardsborn auf ihren Achſeln mehr zehn Meilen Weges und waren alle in Furcht, ob er noch lebend wäre und wollte ſie nur auf die Probe ſtellen, oder daß vielleicht ſeine Kinder ſie darum in Strafe nehmen würden, um daß ſie ſein Gebot und ihr Gelübde nicht gehalten hätten. Alſo wußte

ſich der eiſerne Landgraf Gehorſam zu erzwingen auch noch über ſeine Lebenszeit hinaus.

---

118. Wie es dem eiſernen Landgrafen nach ſeinem Abſcheiden ergangen iſt.

Landgraf Ludwig der Eiſerne hinterließ einen Sohn, der war der vierte dieſes Namens, man nannte ihn den mil-den Ludwig. Dieſer hätte gern erfahren, wie es um ſeines Vaters Seele ſtünde. Ein Ritter unter ſeinen Hofleuten wußte dafür Rath zu ſchaffen. Er hatte nemlich einen Bru-der, der in Paris zur Schule geweſen und die ſchwarze Kunſt konnte. Zu dem ſprach der Ritter: „Lieber Bruder, erfahre mir, wie es gelegen ſei um unſers Herren Vaters Seele.“ Da lud der Schüler den Teufel vor und befragte ihn darum, und der Teufel ſprach: „Willtu mit mir fah-ren, ich weiſe dir ſie.“ Der Schüler erwiederte: „Das wollte ich gern thun, könnte ich es ohne Schaden geenden.“ Da ſprach der Teufel: „Ich ſchwöre dir es bei dem aller-höchſten Gotte und bei ſeinem bebenden Gerichte, daß ich dich hin und her wieder ohne Schaden bringen will.“

Der Schüler ſetzte ſich nun auf des Teufels Hals und fuhr in einer kurzen Zeit an den Ort, wo des Landgrafen Seele lag. Da hörte er und ſah unausſprechlich großen Jammer. Und ein anderer Teufel rief jenen, der ihn führte, zu: „Wer iſt der, den du hergebracht?“ Er antwortete: „Es iſt unſer Freund, dem ſoll ich des Landgrafen Seele zeigen, und ich habe ihm geſchworen, daß er ſoll unverletzt bleiben.“

Nun hoben ſie von einer Grube einen glühenden Deckel

und der Teufel steckte darein eine Posaune und blies, daß dem Schüler Himmel und Erde davon zu erbeben schienen. Darnach währete es wohl über eine Stunde, da stieg eine große Flamme aus der Grube, und des Landgrafen Seele schwebete in der Flamme und sprach zu dem Schüler: „Siehe, hier bin ich nun gegenwärtig, ich armer, unseliger Landgraf, der einst dein Herr war.“ Darob erschrak der Schüler so mächtiglich, daß er lange Zeit nicht sprechen konnte; als er aber wieder zu sich selber kam, redete er zu der Erscheinung und sprach: „Ach lieber Herr, wie leid ist mir euer großes Leiden und Ungemach. Ich bin zu euch gesandt von eurem Sohne, daß ich ihm erführe und offenbarte, wie es um eure Seele gethan wäre, ob er euch nicht gerathen oder gehelfen möchte.“ Da antwortete der Landgraf: „Meine Gelegenheit*) und Pein, die hast du wohl gesehen; nu sollst du das wissen: wollte mir mein Sohn daraus helfen und die Güter zurückerstatten, die ich den Stiftern zu Mainz, Fulda und Hersfeld abgezogen und unter meine Herrschaft gebracht habe heimlich und offenbar (und er führte ihm jedes dieser Stücke besonders an), so hoffte ich, daß mir noch Hilfe und Erlösung würde. Wenn dies aber nicht geschieht, so muß ich in der Grube bleiben bis an den jüngsten Tag; und darnach steht es bei Gottes Barmherzigkeit, was er mit mir machen will.“

Da sprach der Schüler: „Herr, saget mir ein Wahrzeichen, daß man mir glaube.“ Darauf vertrauete ihm der Landgraf viel heimliche Dinge, davon nur er und sein Sohn wußten; und als das geschehen, wurde des armen Landgrafen Seele wieder in die grundlose Grube gezogen.

Und der Teufel brachte den Schüler wieder an die Stelle zurück, wo er ihn aufgenommen hatte; und wiewohl

*) Lage.

er weder das Leben noch eines seiner Glieder verloren hatte, so behielt er doch ein bleiches und trauriges Ansehn all sein Lebtage vom Schrecken der Dinge, die er gesehn und gehört hatte. Er säumte nicht, Landgrafen Ludewig dem Milden Meldung zu thun von allem, was ihm offenbaret worden; und dieser war bereit, seinem Vater zu helfen. Aber seine Gewaltigen wollten es nicht gestatten und redeten ihm zu, er sollte behalten, was durch den Tod des Vaters auf ihn gekommen wäre; wenn er um das Seelenheil desselben den Armen Almosen gäbe und ließe Messen lesen, so wäre ihm genug damit geholfen. Der Schüler aber ward ein Mönch zu Folkolderade.

---

119. Der Sängerkrieg auf Wartburg.

Am Hofe des edeln Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin Sophia auf Schloß Wartburg stellten im Jahre 1207 sechs meisterliche Minnesänger ein Wettsingen an. Die Namen dieser Meister waren: Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Reinhart von Zwetzen, Biterolf, Heinrich, genannt der tugendhafte Schreiber, und Heinrich von Ofterdingen. Sie hatten aber unter einander bedungen: wer im Streit des Singens unterliege, der solle sterben durch des Henkers Hand. Sie sangen aber alle ihrem edeln Wirthe, Hermann dem Landgrafen von Thüringen und Hessen, zu Ehren, verglichen ihn dem hellen Tage und erhoben ihn über alle Fürsten. Nur Heinrich von Ofterdingen pries Leopolden, den Herzog von Oesterreich, noch höher und stellte ihn der Sonne gleich Darüber wurden die andern, die ihn ohnehin aus Neid am Thüringer Hofe nicht gern sahen, gegen ihn erbittert; und

L. BURGER. '54

da sie alle sich wider ihn vereinten, mußte er trotz seiner hohen Kunst den Gegnern endlich unterliegen. Diese riefen nun Stempfel den Henker, der sollte Heinrichen an einen Baum knüpfen. Der geängstete Sänger floh in die Gemächer der Landgräfin und barg sich vor den Verfolgern unter ihrem Mantel. Da mußten sie von ihm abstehen; und er dingte mit ihnen, daß sie ihm ein Jahr Frist gäben, er wolle von dannen reisen gen Ungarn und Siebenbürgen und Meister Klingsor holen, der solle urtheln und richten und ihren Streit entscheiden. Dieser nemlich galt für den berühmtesten deutschen Minnesänger jener Zeit und war zugleich ein großer Zauberer. Auf die Fürsprache der Fürstin wurde Heinrichen diese Frist von seinen Gegnern bewilligt, und so machte er sich auf und kam erst zum Herzog von Oesterreich, seinem geliebten Herrn, um dessentwillen er sich in diese tödtliche Gefahr gebracht hatte; und von da ging er mit Briefen des Herzogs gen Siebenbürgen zu Klingsor, dem er die Ursache seiner Fahrt erzählte und seine Lieder vorsang. Der Meister war mit diesen Proben seiner Kunst wohl zufrieden und versprach, mit ihm nach Thüringen zu ziehen und den Streit zu schlichten. Doch hielt er seinen Gast unter allerlei Kurzweil fast ein ganzes Jahr hin, und die bewilligte Frist lief ihrem Ende zu. Weil aber Klingsor noch immer keine Anstalt zur Reise machte, wurde Heinrich bange und sprach: „Meister, ich fürchte, ihr lasset mich im Stich und ich muß allein und traurig meine Straße ziehn und werde zur bestimmten Zeit die Wartburg nicht wieder erreichen; dann bin ich ehrenlos und darf zeitlebens nimmermehr nach Thüringen.“ Klingsor sagte lächelnd: „Sei unbesorgt; wir haben starke Pferde und einen leichten Wagen und wollen den Weg kürzlich gefahren haben.“

Als es Abend geworden, gab er ihm einen Trank ein, davon er augenblicklich in tiefen Schlummer sank, legte ihn

auf eine lederne Decke und ſich daneben, und befahl ſeinen Geiſtern, daß ſie ihn ſchnell nach Eiſenach im Thüringer Lande tragen und daſelbſt im beſten Wirthshaus niederſetzen ſollten. Die Geiſter thaten, wie ihnen befohlen war, und brachten noch in ſelbiger Nacht den Meiſter mit ſeinem Gefährten gen Eiſenach in den Hellegrafenhof, der zu Eiſenach am St. Georgenthor liegt, zur linken Hand, wenn man aus der Stadt geht.

Als nun der Tag anbrach, erwachte Heinrich; er hörte die Glocken zur Frühmeſſe läuten und ſprach verwundert: „Mir iſt, als hätt ich dieſe Glocken ſchon mehr gehört, und deucht mich, daß ich zu Eiſenach wäre.“ Der Meiſter ſprach: „Dir träumt wohl!“ Aber Heinrich ſtand auf und trat ans Fenſter, da merkte er, daß er wirklich zu Thüringen wäre. „Gott Lob“, rief er, „daß wir hier ſind, das iſt Helgrevenhaus, und hier ſehe ich St. Jürgenthor, und die Leute, die davor ſtehn und über Feld gehn wollen.“

Sobald die Ankunft der beiden Gäſte denen auf der Wartburg kund wurde, befahl der Landgraf, ſie ehrlich zu empfahen. Klingſor behielt ſeine Herberge in Hellegrafenhof zu Eiſenach; und als er des Abends im Garten ſeines Wirths ſaß und viele ehrbare Leute aus des Fürſten Hofe und ein Theil der Bürger aus der Stadt bei ihm ſaßen und tranken den Abendtrank, da baten ſie ihn, daß er ihnen etwas Neues ſagen wollte, wie er denn immer dergleichen wußte, und darum ſo war man gern bei ihm. Da ſtund er vor ihnen auf und ſah das Geſtirne mit Fleiß eine Weile an und ſprach darauf: „Ich will euch neue und fröhliche Mär ſagen: hint in dieſer Nacht wird meinem Herrn, dem Könige Andreas von Ungarn, eine Tochter geboren; die wird ſchön, tugendreich und heilig und dem Sohne eures Herrn, des Landgrafen, vermählt werden.“

Wie die Kunde hiervon vor den Landgrafen Hermann

und seine Gemahlin kam, freuten sie sich dieser Weissagung überaus und entboten den weisen Meister aufs neue zu sich auf die Wartburg und an den fürstlichen Tisch. Nach dem Mahle begab man sich in das Ritterhaus, wo die Sänger zur Austragung ihres Wettstreites sich versammelt hatten. Klingsor machte Heinrichen von Ofterdingen ledig und versöhnte die Sänger mit einander; und nachdem er alles gut und wohl ausgerichtet, nahm er Urlaub vom Landgrafen und fuhr, mit Geschenken reich belohnt, sammt seinen Knechten in der Decke wieder weg, wie und woher er gekommen war.

---

120. Die heilige Elisabeth und die Rosen.

Elisabeth, die fromme Landgräfin von Thüringen, war eine Mutter der Armen; täglich ging sie hinaus vor das Schloß, wo die Armen, die Lahmen und Blinden ihrer warteten und vertheilte unter sie Speisen und Gaben, nachdem jedermann Noth war. Aber ihre Schwiegermutter, die verwittwete Landgräfin Sophie, nahm daran ein Aergerniß und redete ihrem Sohne Ludewig ein, solches Thun wolle einer Fürstin nicht geziemen; darum solle er es seiner Gemahlin wehren. Als nun wieder eines Tages Elisabeth durch das Burgthor schüchtern hinausschritt und hatte ein Körblein mit Broten, Eiern und anderen Speisen unter dem Mantel am Arm, trat ihr der Landgraf, welcher just aus der Stadt Eisenach den Schloßberg herauf kam, entgegen und frug sie barsch: „Was trägst du da?“ — Elisabeth erbebte und konnte kein Wort sprechen. „Zeige her“! sprach der Landgraf und hob den Deckel vom Korbe — und siehe, da war der Korb mit eitel Rosen angefüllt. Da stand der Fürst beschämt vor seinem frommen Gemahl und merkte die Weisung des Him-

mels: daß er das mildthätige Herz seiner Gattin nicht wieder in die Versuchung führen sollte; und hinfort, wenn seine Mutter wieder gegen die Freigebigkeit ihrer Tochter sich auslassen wollte, als werde sie damit ihn selbst noch zum armen Manne machen, sprach er: „Laßt sie gewähren! wenn ich nur Wartburg, Eisenach und Neuenburg behalte, so hab ich genug!"

121. Der Aussätzige.

Ein andermal führte die heilige Elisabeth einen Aussätzigen, der ohne Obdach und Pflege war, hinauf in ihr fürstliches Haus und legte ihn in das Bett ihres Mannes. Als die Landgräfin Sophie das erfuhr, sagte sie es voll Schaam und Zorn ihrem Sohne an und sprach; „Lieber Sohn, gehet mit mir, ich will euch ein wunderlich und unleidliches Ding weisen." Er sprach: „Was ist das"? Sie antwortete: „Kommet und sehet, wie die Aussätzigen und Unsauberen euer Bette beflecken und vergiften, dessen ich unlängst von ihr gewahr worden bin, daß es gar sehr mein mütterliches Herz beweget." Sie eilten beide in das Schlafgemach; als sie aber die Decke des Bettes zurückzogen, da war der Kranke verschwunden, und an seiner Stelle lag ein wunderbar schönes Bild des Gekreuzigten; womit die Sage ohne Zweifel in ihrer Weise hat bestätigen wollen jene Stelle der heiligen Schrift, da die Gerechten fragen: „Herr, wann haben wir Dich krank oder gefangen gesehen und sind zu Dir gekommen?" und der Heiland sie bedeutet: „Wahrlich ich sage euch: was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan*)."

*) Matth. 25, 39. f.

122. Landgraf Ludwig in Companie mit einem Krämer.

Landgraf Ludwig, der Heilige genannt, der Gemahl der heiligen Elisabeth, war ein frommer und gütiger Herr; alle armen Leute hatten Trost und Hilfe an ihm. Einst war er in Eisenach zum Jahrmarkt, ging zur Kurzweil zwischen den Buden umher und besah, was die Krämer zur Schau ausgestellt hatten. Da fand er gar einen armen Krämer, der hatte Fingerhüte, Nadeln, Kindertrommeln und Flöten, Löffel und Spanzeug und andre geringe Waare feil. Der Fürst fragte ihn: ob er sich auch von diesem Handel nähren könne? Er antwortete: „Ach gnädiger Fürst, ich schäme mich nach Brote zu gehen und bin doch nicht stark genug, um Tagelohn zu arbeiten. Könnte ich mit Frieden von einer Stadt in die andere ziehen, ich wollte mich durch Gottes Gnaden wohl von diesem Handel ernähren, und sollte über ein Jahr meine Sache noch eins so gut stehen." Der Landgraf ward bei dieser anspruchslosen Rede von Barmherzigkeit gegen den Krämer bewegt und sprach: „Wohlan, du sollst mein Geleite ein Jahr lang haben und in allem meinem Gebiete zollfrei sein; wie hoch schätzest du deinen Kram?" Der Krämer antwortete: „Zehn Schillinge, Herr, ist alles werth." Da sprach der Landgraf zu seinem Kämmerer: „Gieb ihm zehn Schillinge und schicke ihm meinen Geleitsbrief;" und zu dem Krämer sprach er: „Ich will dein Gesell werden mit der Krämerei, gelobe mir treue Gesellschaft*); du hast für zehn Schillinge Waaren, ich gebe zehn Schillinge baar dazu: nun warte deines Handels; hast du Gewinn, so will ich ihn theilen, hast du Verlust, so will ich dich schadlos halten."

---

*) D. i. Wir wollen das Geschäft in Companie betreiben.

Der Begabte zog froh von dannen, sein Handel ging trefflich, er hatte guten Gewinn und führte redliche Rechnung; und als das Jahr um war, brachte er alles seinem Herrn und Gesellen und weisete ihm seinen Kram, und der Landgraf nahm davon, was ihm zukam. Es wuchs aber der Kaufschatz von Jahr zu Jahr und endlich konnte der Krämer all seine Waare nicht mehr selber tragen; er schaffte einen Esel an, mit dem zog er von Land zu Land und kaufte und verkaufte.

Und er kam bis gen Venedig und handelte daselbst köstliche Waaren ein, goldne Ringe und Spangen, edle Gesteine, Trinkgefäße, elfenbeinerne Spiegel, Tischmesser, Natterzungen und Corallen, Rosenkränze und dergleichen und zog wieder heimwärts. Da kam er auch nach Würzburg und legte seinen Kram aus und gedachte von da nach Eisenach zu gehen, um seinem gnädigen Herrn und Gesellen Rechnung zu legen von ihrem Handel während des letzten Jahres, wie das seine Gewohnheit seit langer Zeit gewesen. Es waren aber etliche fränkische Ritter, denen die Kleinodien des Krämers wohl behagten, und hätten sie gern ohne Geld an sich gebracht. Sie legten sich also in Hinterhalt, und als der Krämer von dannen zog, fielen sie über ihn her und nahmen ihm den Kram sammt dem Esel, kehrten sich auch nicht an den Geleitsbrief des Landgrafen von Thüringen, welchen er ihnen vorwies, sondern wollten gar ihn selber gefangen nehmen; aber er entlief ihnen und kam gen Eisenach zu seinem Herrn und Gesellen voll Trauerns und klagete ihm die erlittene Unbill. Der milde Fürst aber lachte dazu und sprach: „Mein lieber Gesell, betrübe dich nicht darum; warte nur, ich will schon alles wieder herbeischaffen.“

Alsbald entbot er seine Grafen, Herren, Ritter und Knechte zu einer Heerfahrt, fiel wüstend und verstörend ins Frankenland und rückte bis gegen Würzburg vor. Der

Biſchof, darob verwundert und erſchrocken, ſchickte eilends Boten, ihn zu fragen: was denn geſchehen ſei, das ſeinen Zorn wider ihn erregt habe, alſo daß er im Lande einherfahre wie ein Hagelwetter? — „Ich ſuche meinen Eſel!“ gab der Landgraf zur Antwort. Da mußten die fränkiſchen Ritter den Eſel und die Waaren wieder heraus geben. Hatten freilich nicht gedacht, daß der Landgraf ſich des Dinges ſo ernſtlich annehmen würde.

---

123. Der Graf von Gleichen.

Ludwig, Graf von Gleichen, war ein verſtändiger, frommer und hochgeſinnter Ritter und ſtand bei ſeinem Fürſten, Landgrafen Ludwig dem Heiligen, in ſolcher Gunſt und Anſehn, daß er ihn allen übrigen Hofleuten vorzog, wie er denn auch dieſes edlen Herrn ſteter Freund und Mitgeſell bis in den Tod verblieben iſt. Als nun Kaiſer Friedrich II. die deutſchen Fürſten aufrief, ihm zur Wiedereroberung des Königreichs Jeruſalem Beiſtand zu leiſten, und Landgraf Ludwig mit vielen Rittern und Herren des thüringiſchen Landes der Heerfahrt ſich anſchloß, zog auch der Graf von Gleichen mit ihm. Allein der Landgraf erkrankte unterwegs an einem hitzigen Fieber und entſchlief zu Otranto in Welſchland am 11. September 1227. Sein Heergefolge, welches auch durch den Tod des Führers ſich ſeines Gelübdes nicht für entbunden hielt, zog mit dem Kaiſer weiter ins heilige Land.

Nachdem der Kaiſer daſelbſt mit dem Sultan Saladin einen Vertrag geſchloſſen, die heiligen Orte beſucht und den Chriſten zurückgegeben hatte, kehrte er heim und ließ den Grafen von Gleichen nebſt manchem andern tapfern Ritter zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück.

Die Luſt zu kriegeriſchen Abenteuern litt den Grafen nicht lange hinter den Mauern. Als er aber einſt dem feindlichen Lager zu nahe kam, wurde er von den Arabern umringt und nach tapferer Gegenwehr überwältigt. Nachdem man ihn eine Zeit lang in einer Grube gefangen gehalten, wurde er an einen ſarazeniſchen Heerführer verkauft, der ihn mit ſich nach Egypten führte und daſelbſt dem Sultan Melechſala überließ.

In ſchwerer Knechtſchaft verbrachte er hier neun Jahre und begab ſich aller Hoffnung je erlediget zu werden und ſein Vaterland wieder zu ſehen. Siehe, da traf ihn einſt nicht ohne ſonderliche Schickung Gottes die Tochter des Sultans, indem ſie luſtwandelte, bei ſeiner Arbeit, ſahe ihm eine Weile zu und fand Wohlgefallen an ihm, denn ſie erkannte auch in dieſer erniedrigten Geſtalt, wie ſchön und trefflich dieſer Mann war. Seitdem brachte ſie ihm oft eine Gabe der Nothdurft und öfter noch linderte ſie durch freundliches Zuſprechen ſein hartes Loos. Da ſie nun im Geſpräch mit ihm erfuhr, welches Standes und adeligen Geſchlechts er ſei, trug ſie ihm an, ihm zur Freiheit und Erledigung aus der Knechtſchaft zu verhelfen, wenn er ihr die Ehe zuſagen und ſie mit ſich in ſeine Heimath nehmen wolle.

Ueber dieſe Rede verwunderte ſich Graf Ludwig und offenbarte ihr: er habe bei ſeiner Ausfahrt daheim ein Ehegemahl und zwei Kinder am Leben hinterlaſſen; auch ſei es unter den Chriſten nicht Gebrauch, mehr als ein Gemahl zu haben; worauf die Jungfrau erwiederte: dem muhamedaniſchen Geſetz ſei ſolches nicht zuwider und ſo habe ja auch Abraham, welchen die Chriſten gleich ihnen hoch hielten, der Frauen mehrere gehabt.

Da nun der Graf den hohen Liebesmuth der Jungfrau erkannte, auch kein anderes Mittel ſah, Heil und Freiheit wieder zu erlangen; verſprach er ihr unter Vorbehalt der

Zuwilligung des heiligen Vaters sie, sobald Gott ihnen glücklich nach Deutschland geholfen, zu ehelichen. Ueber diese Zusage höchlich erfreut, verachtete die königliche Jungfrau alle Gefahr und Beschwerniß der Flucht und was sonst ihr im fremden Lande zustoßen konnte, statt im Vaterlande bei Eltern und Gefreunden in Glück und Freude zu leben, nahm ihre Schätze und Kleinodien mit sich und begab sich mit dem Ritter in Gottes Namen auf die Fahrt.

Glücklich gelangten die Flüchtlinge nach Venedig und trafen daselbst einen alten Diener des Grafen, welcher im Begriff war, gen Asien zu gehn, um zu erforschen, was aus seinem Herrn geworden wäre. Als nun Ludwig von diesem erfuhr, daß seine Gemahlin daheim sammt seinen Kindern noch am Leben seien, wanderte er ohne Verzug nach Rom und trug dem heiligen Vater sein wunderlich Geschick und Anliegen vor. Es saß damals auf dem päbstlichen Stuhle Gregor IX. Dieser, nachdem er die Sache genugsam geprüft und erwogen, ertheilte dem Grafen zur Lösung seines Versprechens die Dispensation zur Ehelichung seiner Retterin, nachdem dieselbe sich zum christlichen Glauben bekannt und die heilige Taufe empfangen hatte, und entließ beide unter Ertheilung seines Segens.

Nach dieser guten Verrichtung reisten sie durch Welschland über die Alpen, durch Baiern und Franken des nächsten Weges nach Thüringen; als sie nur noch zwo Tagereisen von der Burg Gleichen waren, ließ der Graf die Jungfrau etwas zurückbleiben und allgemach nachfolgen; er selbst aber eilte voraus, kam in sein Heimwesen und wurde von seiner Gemahlin, die ihn nun seit vielen Jahren als einen Todten betrauert hatte, alsbald erkannt und mit herzlicher Freude empfangen. Schnell verbreitete sich die Kunde seiner glücklichen Heimkehr durch die ganze Grafschaft, und Alt und Jung, Ritter und Knechte strömten in die Burg zu-

ſammen, den langvermißten lieben Herrn zu ſehn und zu begrüßen.

Der Graf aber redete mit ſeiner Gemahlin inſonderheit und erzählte ihr alles, was ſich mit ihm während der Jahre ſeiner Abweſenheit zugetragen, wie er in Gefangenſchaft der Sarazenen über zehen Jahre alle Pein, Schmach und Unraſt erlitten, bis er endlich durch Hilfe einer aus königlichem Stamm gebornen Jungfrau erlöſt und ſeinem lieben Vaterlande ſammt Weib und Kindern zurückgegeben worden. Dieſe, welcher einzig und allein er Leben und Heimkehr zu danken habe, ſei er Willens und verbunden, unter Zulaſſung des heiligen Vaters zu einem Neben- und Eheweibe ſtetig zu behalten, auf daß, gleichwie ſie unzählbare Gefahren und Drangſale mit ihm ausgeſtanden, auch der Ehre und Freude mit ihm genieße. Er bitte demnach, ſo wahr ihr, ſeiner treuen Hausfrau, ſeine Erledigung und Wiederkunft lieb und erwünſcht ſei, daß ſie die, der ſie ſolches zu danken habe, neben ſich gedulden und lieben wolle.

Dieſem Begehren gab die Frau Gräfin aus Freude und Liebe zu ihrem Herrn, deſſen ſie ſo lange hatte beraubt ſein müſſen, gern und ohne Beſchwerniß Statt. In feſtlichem Zuge unter Begleitung einer zahlreichen Ritterſchaft und großen Menge des Volkes ging ſie mit ihrem Gemahl der ſarazeniſchen Jungfrau, welche unterdeſſen nahe gegen die Burg heran gekommen, entgegen. Die Frauen grüßten ſich mit herzlichen Worten, und mit allen Ehren, wie es einer Königstochter zukam, wurde die Sarazenin vom Hofgeſinde empfangen und in das Schloß geführt.

Gott ließ ein Wunder ſeiner Güte ſehn an den beiden Frauen. Jederzeit hat die Deutſche die Fremde als die Erretterin ihres Herrn geliebt und geehrt, welches ihr wiederum von dieſer mit großer Demuth und Freundlichkeit vergolten worden. Niemals iſt gehört oder geſehen worden, daß ein

Mißverstand oder Klage zwischen den zwo Gemahlinnen des Grafen aufgekommen, sondern beide wetteiferten in schwesterlicher Einigkeit, ihrem Herrn das erlittene Leid durch friedliche Tage zu versüßen.

Nachdem diese Drei viel guter Jahre mit einander genossen, hat zuerst die Morgenländerin im christlichen Glauben diese Welt gesegnet und ist von ihrem betrübten Gatten unter großer Feierlichkeit zu Erfurt in der Kirche St. Petri begraben worden. Zwei Monate darnach ist auch seine andere Gemahlin ihr nachgefolgt und an selbiger Stätte beigesetzt. Zuletzt ist auch der Graf Ludwig im sechzigsten Jahre seines Alters Anno 1264 selig abgeschieden und von seinen hinterlassenen zween Söhnen und drei Töchtern — welche sämmtlich ihm die deutsche Frau geboren — zwischen seinen beiden Gemahlinnen in Einem Grabe zu seiner Ruhestatt gebracht worden.

Dieses Grab wird noch heutiges Tages in genannter Kirche vorgefunden und zeigt auf einem fünf Schuh von der Erde erhabenen Steine das Bildniß des Grafen von Gleichen mit seinen zwo Frauen, die sarazenische, mit einer Krone geschmückt, an der rechten, die deutsche an seiner linken Seite, künstlich ausgehauen und mit Farben geschmückt; so daß dem gläubigen Betrachter kein Zweifel an der Wahrheit dieser wunderbaren Geschichte bleibt.

124. Sophia von Brabant.

Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen und König der Deutschen, starb, ohne Kinder zu hinterlassen, und mit ihm erlosch der Mannesstamm des alten landgräflichen Hauses. Es entspann sich nun ein großer Zwiespalt um die

Erbschaft des thüringisch-hessischen Landes. Sophia, die älteste Tochter Ludwigs und der heiligen Elisabeth, vermählt mit dem Herzoge von Brabant, damals aber schon Wittwe, hatte einen jungen Sohn, für welchen sie ihr Muttererbe in Anspruch nahm. Dagegen war aber auch noch eine Schwester jenes Ludwig und Heinrich Raspes vorhanden, mit Namen Jutta, welche mit Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, vermählt war, und dieser rückte alsbald in Thüringen ein und nahm es, wie er vorgab, laut Heinrich Raspes letztem Willen, mit Gewalt der Waffen in Besitz. Es war damals die kaiserlose Zeit, jedermann that nach seines Herzens Gelüsten; allenthalben war Krieg und Raub im Lande. Da machte sich Sophia von Brabant auf und zog mit ihrem dreijährigen Sohne nach Hessen, und es fiel ihr viel Volks zu. Als sie aber vor Eisenach erschien, fand sie die Thore verschlossen und die Bürger wollten sie nicht einlassen. Da nahm die Fürstin eine Axt und hieb in St. Jörgenthor ein paar Kimmen, so tief, daß man das Wahrzeichen noch nach zweihundert Jahren im Eichenholze sah.

Indeß ward zwischen ihr und dem Markgrafen ein Tag anberaumt, wo sie Zwiesprach mit einander halten und über diese Sache sich vergleichen wollten. Als sie nun mit beweglichen Worten in ihn drang, daß er ihrem Sohne nicht länger sein Erbe entziehen solle, ging es dem Fürsten zu Herzen und sprach: „Gern, liebe Base, meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne unbeschlossen sein.“ Aber wie er noch so im Reden stund, traten sein Marschall Helwig von Schlotheim und andere seiner Räthe zu ihm, zogen ihn zurück und sprachen: „Herr, was wollt ihr thun? Stündet ihr mit einem Fuße im Himmel und mit dem andern auf Wartburg, so müßtet ihr den aus dem Himmel ziehen und zu dem auf Wartburg setzen!“

Durch diese böse Rede wurde Heinrich anderes Sinnes,

wandte ſich zur Herzogin um und ſprach: „Liebe Baſe, ich muß mich in dieſen Dingen bedenken und Rath meiner Getreuen haben;“ und ſchied alſo von ihr, ohne ihrem Rechte zu willfahren.

Darob brach die Herzogin vor Schmerz und Zorn in Thränen aus, zog den Handſchuh von ihrer Hand, rief: „O du Feind aller Gerechtigkeit, dich, Teufel, meine ich, nimm hin dieſen Handſchuh und die falſchen Rathgeber dazu!“ und warf ihn in die Luft. Da wurde der Handſchuh wie von unſichtbarer Hand in der Luft hinweggerafft und nimmermehr geſehn.

Von jenen Rathgebern ſoll hernachmals keiner eines guten Todes geſtorben ſein. — Während des Krieges, welcher jetzt ausbrach, begab es ſich, daß ein biederber Bürger zu Eiſenach, Heinrich Velsbach, der den Meißnern ſonderlich entgegen geweſen, von dieſen ergriffen und mittelſt einer Wurfmaſchine von der Höhe der Wartburg in die Stadt geſchleudert ward. Aber noch in der Luft rief er laut: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!“

Endlich, nachdem der Krieg neun Jahre gewährt hatte, kam es zu einem Vergleiche, demzufolge Heſſen und Thüringen von einander geſchieden wurden. Erſteres fiel dem Kinde von Brabant, Hermann, dem Sohne Sophiens, letzteres dem älteſten Sohne Heinrichs von Meißen, Albrecht dem Unartigen, zu.

125. Friedrich mit der gebiſſenen Wange.

Landgraf Albrecht in Thüringen, der Unartige*) genannt, wandte ſein Herz ab von ſeinem ehelichen Weibe,

*) D. i. der Entartete, „degener“.

der edeln Frau Margaretha, und trug heimliche Liebe zu einer Dirne mit Namen Kunne von Eisenberg Um seiner Gemahlin los zu werden, hätte er ihr gern Gift beigebracht, konnte es aber nicht ausführen, da ihn die Treue ihrer Diener an diesem schrecklichen Vorhaben verhinderte.

Derwegen verhieß er einem Eseltreiber, der ihm täglich auf der Wartburg das Küchenholz zuführte, eine große Summe Geldes, daß er des Nachts die Fürstin überfallen und erwürgen sollte, als ob es der Teufel gethan hätte. Als aber die dazu bestimmte Zeit kam, wurde dem Knechte bange, und er gedachte: „Ob ich wohl arm bin, hab ich doch fromme, ehrliche Eltern gehabt; soll ich nun ein Schalk werden und meine Herrin tödten, die immer so gütig gegen mich gewesen, so werde ich nimmer wieder froh und kann vor Gott nimmermehr Gnade finden.“ So ging er denn Tag und Nacht in großen Sorgen um und verschob die frevele That von einer Zeit zur andern.

Der Landgraf merkte wohl, daß der Knecht unschlüssig geworden, und sprach ihm ernstlich also zu: „Hast du die Ernte geworben, die ich dir befohlen habe?“ Der Knecht antwortete: „Herr, ich will sie werben.“ Demnach wurde er in der nächsten Nacht in das Schlafgemach der Landgräfin gelassen; aber er trat zitternd an ihr Bett, fiel in die Kniee und sprach: „Gnadet, liebe Frau!“ Sie sprach: „Wer bist du?“ Er nannte sich. „Was hast du gethan? bist du trunken oder wahnsinnig?“ Der Knecht antwortete: „Wie es damit auch sei, haltet euch still und höret mich mit Geduld an, sonst geht es uns beiden an das Leben.“ Da sprach sie: „Eia, wie käme das?“ Er antwortete: „Mein Herr hat mir euch zu tödten geheißen; das will und kann ich nicht thun. Ich will lieber mit euch sterben; könntet ihr aber rathen, wie wir beide am Leben bleiben, das wäre uns besser.“ Da sprach sie: „Gehe und heiß meinen Hofmeister

zu mir kommen." Das that er, und als der Hofmeiſter hereingetreten, bat ſie ihn weinend um ſeinen getreuen Rath. Dieſer rieth ihr, ſich zur Stunde aufzumachen und von ihrem Hauſe zu ſcheiden, ſo wollte er ihr zur Flucht behilflich ſein. Alſo bereitete ſie ſich mit etlichen vertrauten Dienerinnen und ging in das Haus am Thore, wo ihre zwei Kinder zu Bett lagen, das eine von anderthalb, das andere von drei Jahren. Da ſetzte ſich die Landgräfin bei ihrer Söhnlein Bette und weinete; aber der Hofmeiſter und ihre Frauen drangen in ſie zu eilen. Da es nun nicht anders ſein konnte, geſegnete ſie ihre Kinder, ergriff das älteſte, Namens Friedrich, und küßte es oftermal, und aus ſehnlichem, mütterlichem Herzen biß ſie ihm in einen Backen, daß er davon eine Narbe bekam, die er zeitlebens behalten. Daher ihm auch der Name erwachſen, daß man ihn Friedrich mit der gebiſſenen Wange genannt hat. Da wollte ſie den andern Sohn auch beißen, das wehrte ihr der Hofmeiſter und ſprach: „Wollt ihr die Kinder umbringen?" Sie ſprach: „Ich will ſie zeichnen, daß ſie ihr Lebelang an dieſen großen Jammer und elendiges Scheiden gedenken ſollen." Und ſie nahm ihre Kleinode und ging aufs Ritterhaus, wo ſie der Hofmeiſter mit einer Frau, einer Magd und dem Eſeltreiber an Seilen das Fenſter hinab ließ. Noch dieſelbe Nacht flüchtete ſie auf den Kreinberg, der dazumal dem Hersfelder Abt gehörte; von da ließ ſie der Amtmann geleiten bis nach Fulda. Der Abt empfing ſie ehrbarlich und ließ ſie ſicher geleiten bis gen Frankfurt. Da ward ſie von der Bürgerſchaft, welche ihrem Herrn Vater, Kaiſer Friedrichen, allwege treu geweſen, gar ſchön empfangen. Sie nahm daſelbſt Herberge in einem Jungfrauenkloſter, aber ſchon im folgenden Jahre (1270) ſtarb ſie vor Jammer. Sie liegt zu Frankfurt begraben.

126. Friedrichs Ritt zur Taufe.

Landgraf Albrecht aber fuhr fort in seinem bösen Wandel, nahm seine Buhle, die Kunna von Eisenberg, zum ehelichen Weibe und gedachte seine echten Söhne Friedrich und Diezmann, die Kinder Margarethens, zu enterben, um die Erblande seinem Bastard Apitz zuzuwenden. Endlich verkaufte er ganz Thüringen für zwölftausend Mark Silber an den Kaiser Adolph von Nassau; darob entbrannte eine langwierige und blutige Fehde zwischen dem unnatürlichen Vater und seinen Söhnen. In diesem Kriege begab es sich, daß einst Friedrich der Gebissene auf der Wartburg vom kaiserlichen Volk umlagert ward; und da der Feind die Feste nicht mit Sturm gewinnen konnte, setzte er ihr mit Wurfgeschossen hart zu und besetzte alle Ausgänge, daß man nicht auf noch ab kommen noch die Burg mit Zufuhr versehen konnte. Während dieses Nothstandes gebar Frau Elisabeth ihrem Gemahl, dem Markgrafen Friederich, eine junge Tochter. Als diese acht Tage alt war, wollte der gottesfürchtige Fürst sein Kind der Taufe nicht länger entrathen lassen, setzte sich mit etlichen von seinem Hofgesind, der Amme und dem Töchterlein selbzwölfte zu Roß und ritten des Nachts heimlich von der Wartburg herab, um die Stadt herum, über den Gaulanger und Sengelbach und erreichten den Wald. Aber es wurden deß die Wächter vor Eisenach inne, und da sie es nicht wagten, die Reiter im Felde anzulaufen, sagten sie es eilends in der Stadt an, und die Bürger jagten ihnen stracks nach in den Wald. Friedrich floh mit den Seinen gen Tenneberg zu, aber über den Gewaltritt fing das Kindlein sehr zu schreien an. Da sprach zuhand Markgraf Friedrich zur Amme, die er vor sich her reiten ließ: was dem Kinde wäre? sie sollte es schweigen. Die Amme sprach:

„Herr, es ſchweiget nicht, es ſauge denn.“ Da ließ er den ganzen Zug halten und ſprach: „Meine Tochter ſoll um dieſer Jagd willen nichts entbehren, und koſtete es auch das Thüringerland!“ und hielt ſtill mit dem Kinde und ſtellte ſich mit den Seinen zur Wehre ſo lange, bis ſich die Tochter ſatt getrunken hatte; und es glückte, daß in der Weile die Feinde ſie nicht erreichten, wiewohl ſie ſo nahe waren, daß man den Hufſchlag ihrer Pferde hören konnte.

Darnach kam Friedrich mit ſeiner jungen Tochter wohlbehalten gen Tenneberg und der Abt Hermann von Reinhardsbrunn, das nahe dabei gelegen, taufte ſie und gab ihr nach des Vaters Willen den Namen ihrer Mutter Eliſabeth.

---

127. Die Schwaben bei Lucka.

Als Kaiſer Albrecht vernahm, daß Landgraf Friedrich mächtig geworden und Thüringen ſammt der Wartburg einbekommen, verſammelte er ein großes Heer aus Oeſterreich, Böhmen, Baiern und Schwaben und ließ es in das Oſterland wider Landgraf Friedrichen ausrücken. Dieſer rüſtete ſich mit Gewalt zur Gegenwehr, brachte ein Kriegsvolk zuſammen aus Meißen, Oſterland und Thüringen und zog dem Feinde bis Lucka, nicht weit von Altenburg, entgegen.

Als ihm ſein Rittmeiſter den Helm aufband, ſprach er: „Binde mir heute drei Lande auf oder keins.“ In einem alten Buche findet ſich dieſe Rede alſo gefaſſet:

Heut bind ich auf Meiſſen,
Thüringen und Pleiſſen,
Und alles, was meiner Eltern je geward,
Gott helfe mir auf dieſer Fahrt,
Als wir für Gott Recht haben:
So reit ich wider die Schwaben.

Bei Lucka kam er mit des Kaisers Heere zu streiten und gewann einen großen Sieg, da denn nicht weniger als dreihundert und sechszig Mann allein mit Helmen, ohne das andere Volk, erschlagen und viele gefangen wurden; und kam damals eine solche Furcht unter die Schwaben, daß sie die todten Pferde aufschnitten, das Eingeweide herauswarfen und darein krochen, damit sie vor den Verfolgern sich verbergen und beim Leben bleiben möchten.

Von dieser Niederlage bei Lucka ist ein Sprichwort entstanden, das man zu denen, die kein Glück haben, zu sagen pflegt:

Es wird dir glucke,
Wie den Schwaben bei Lucke.

---

128. Das Mysterium.

Als nun in Thüringen wiederum Friede geworden, und Friedrich der Freudige — nun schon ein bejahrter Mann — auf der Wartburg seine Tage in Ruhe zu beschließen gedachte, da geschah es, daß die Predigermönche zu Eisenach nach der Zeit Gewohnheit am Abende vor dem Sonntage Misericordias des J. 1322 ein Mysterium oder geistliches Schauspiel aufführten, bei welchem auch der Landgraf und der ganze Hof und die angesehensten Bürger der Stadt zugegen waren. Der Schauplatz war auf der Rolle zwischen dem Barfüßerkloster und St. Georgen. Es sollte das Gleichniß von den klugen und thörichten Jungfrauen vorgestellt werden.

Als das Spiel begann, erschien auf dem erhöhten Hintergrunde der Bühne Christus der Herr, Engel entsendend, daß sie die Gläubigen auf Erden einlüden zum himmlischen

Gastmahl. Während deß sah man die zehn Jungfrauen im Vorgrunde hereintreten; die Engel kamen und vollbrachten die Botschaft und ermahnten die Jungfrauen, sich bereit zu halten auf die Wiederkunft des Herrn, daß, wenn er käme, sie brennende Lampen trügen zu einem rechten Bekenntniß. Da schieden sich die Jungfrauen in zwei Chöre und man konnte alsbald an ihren Reden die klugen und die thörichten erkennen. Jene bereiteten ihren Geist mit gottseligen Betrachtungen; diese dagegen wollten noch der Lüste dieser Welt genießen und zogen singend und tanzend dahin. Während nun eine der klugen zu ihren Schwestern noch manches erbauliche Wort sprach, senkte sich ein Nebenvorhang, und man sah die Thörinnen bei einem Mahle entschlummert. Jetzt erwachten sie eine nach der andern; sie ahneten, daß die Stunde nahe sei, da der himmlische Bräutigam kommen solle, und gewahreten nun mit Schrecken, daß ihre Lampen kein Oel hätten. Da eilten sie hervor und fleheten ihre klugen Schwestern um Oel an. Diese aber erwiederten: „Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche, gehet aber hin zu den Krämern und kaufet für euch selbst.“ Nun hoben die Unklugen zu klagen an, indem sie, überall anklopfend und vergeblich nach Oel fragend, die Bühne umwandelten. Plötzlich geboten Engelstimmen Schweigen und der himmlische Chor klang aus der Höhe: „Siehe, der Bräutigam kommt!“ Und nun erschien der Heiland in der Glorie seiner Herrlichkeit, von seiner Mutter begleitet, und der kluge Jungfrauen-Chor begrüßte beide mit Feierliedern. Maria neigete sich zu ihnen und bekränzte ihre Häupter mit himmlischen Kronen und redete sie mit gütigen Worten an:

Sit willekom ihr vzerwelten kinder myn.

Da brachen die Jungfrauen in den Jubelchor aus: „Sanctus, sanctus, sanctus: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!“ und die Engel

ſtimmten in ihren Lobgeſang ein, daß das Haus von Schauern der Andacht erfüllt ward.

Chriſtus hielt nun ſein heiliges Mahl, zu welchem die klugen Jungfrauen mit ihren brennenden Ampeln emporwandelten; die unklugen aber blieben auf der Bühne zurück und fleheten dem Heiland nach:

Uns hat verſäumet unſre Thorheit,
Nun laß uns genießen deiner großen Barmherzigkeit
Um Mariam die liebe Mutter dein
Und laß uns armen zu deiner Wirthſchaft ein.

Aber Chriſtus antwortete ihnen: „Amen, amen dico vobis, nescio vos! Wahrlich, ich ſage euch, ich weiß nicht, wer ihr ſeid!“

Da warfen die fünf Jungfrauen mit ihren lichtloſen Lampen ſich auf den Boden nieder und wandten ſich an die heilige Jungfrau mit der flehentlichen Bitte, daß doch ſie, die niemand ihre Barmherzigkeit verſage, von ihrem Sohne Vergebung ihnen auswirke. Maria ſprach: „Wenn ihr nur früher mir und meinem Kinde etwas zu Liebe gethan hättet — nun aber fürchte ich, daß unſer beider Bitten nichts mehr fruchten werden,“ doch wolle ſie verſuchen, ob ſie bei dem Herrn noch Gnade für ſie gewinne. Und ſie beugte ihre Kniee vor dem göttlichen Sohne und ſang: „miserere, miserere, miserere populo tuo, erbarme, erbarme dich deines Volkes!“ daß es allen Hörern erſchütternd durch die Herzen drang.

Aber wie ein Donnerwort ſcholl es aus dem Munde des Richters: „Coelum et terra transibunt, verbum autem meum in aeternum permanet; Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht!“ Alſobald erſchienen die Fürſten des Abgrundes, Beelzebub und Luzifer, und begehrten, die Schaar der Verdammten in die Hölle zu führen. Chriſtus rief:

Recht gerichte sal gesche!
die vorvluchten muzzen von my ge
in dy tifen helle
vn werde der tufele geselle.

Da schrie der Chor der Teufel und Verdammten: „Prelle, here, prelle! Verwirf sie, Herr, verwirf sie!“ und kaltes Entsetzen ergriff alle, die das sahen und hörten. Vergebens bot sich die heilige Mutter dem Sohne noch einmal zu Füßen und bat um Begnadigung der Thörichten; der Richter gebot ihr mit sanften Worten, abzustehen von ihrer Fürbitte, das Urtel der Ewigkeit sei gefällt; und schon kamen die Schergen der Hölle, umschlangen die Unseligen mit einer schweren Kette und rissen sie grausam vom Boden empor. Da brach eine nach der andern in herzbrechenden Jammer aus. Die erste verwünschte ihre Mutter, die sie geboren und am Leben erhalten hätte, und klagte, daß sie nicht statt eine Christin ein Hund geworden, daß man sie nicht vor der Taufe erhenkt, dann würde ihr jetzt nicht so weh sein. Sie verwünschte ihren Vater, daß er sie mit zärtlicher Liebe erzogen — sie habe nun keinen andern Wunsch, als eine Kröte zu sein, aller Welt ein Scheusal, so könnte sie jetzt doch in einen unreinen Pfuhl kriechen und der Hölle entfliehen. Mit dem Schrei der Verzweiflung unterbrach sie die Zweite, raufte ihr Haar und verfluchte die Hoffart und alle anderen Laster, womit sie für eine kurze Lust die ewige Pein erworben. Darauf hub die Dritte an und rief den Tod, warum er sie nicht ertödte? Das allerjämmerlichste Sterben wäre ihr willkommener als die drohende gnadenlose Ewigkeit. Die Vierte wandte sich an die Zuschauer und rief ihnen zu, daß sie, die Thörichten, ihnen zum Spiegel gegeben seien und zur Mahnung, zu dieser ihrer Zeit darauf bedacht zu sein, wie sie würdig werden möchten, zu entfliehen diesem allen und zu stehen vor des Menschen

Sohn. Endlich die Fünfte fluchte dieſem Tage und warf die troſtloſe Frage auf, an welchen Vormund ſie ſich denn wenden ſollten, wenn ſelbſt der heiligen Mutter Fürbitte nichts nütze ſei?

Der Landgraf ſeufzte tief auf, ſchüttelte ſein greiſes Haupt und murmelte in ſich hinein: „Misericordias! misericordias! (Erbarmen! Erbarmen!)“

Mittlerweile war viel Volks auf die Bühne getreten; an dieſes wandten ſich jetzt die Jungfrauen, jammernd auf die Bruſt ſich ſchlagend mit grauenvoller Heftigkeit, und eine nach der andern ſagte aufs neue ihre Wehklage und der Volkschor antwortete einförmig in ſchmerzlichem Tone: „O weh und o weh!“ und nichts weiter.

Während deß war der Vorhang der Hinterbühne emporgerollt, Chriſtum und ſein himmliſches Ingeſinde den Blicken entrückend, und ſtellte nun das Bild der flammenden Hölle dar. Da ſchrieen die Jungfrauen mit markerſchütternder Stimme: „Gottes Zorn kommt über uns!“ und das Volk und die Geiſter der Hölle riefen über ſie:

„Deß ſeid ihr ewiglich verloren!“

Da hörte man im Zuſchauerraume den Aufſchrei einer Mannesſtimme und gleich darauf einen ſchweren Fall. Der Landgraf war ohnmächtig von ſeinem Seſſel geſtürzt. Allzumachtvoll hatte das Spiel ſeine Seele erſchüttert; man trug ihn als einen Todten hinweg. Zwar erholte er ſich wieder nach einigen Tagen, aber er war nicht der Freudige mehr. Durch den Schlagfluß an einer Seite gelähmt und der Sprache beraubt lebte er in Trauer und Trübſinn noch etliche Jahre fort, bis der Ruf Gottes ihn von dieſem Jammerleben erlöſte.

VII.

129. Adalbert von Babenberg.

Zur Zeit, als Kaiser Ludwig das Kind mit schwachen Händen die Zügel des Reiches führte, wohnten auf hoher Burg an der Rednitz vier Brüder aus dem ansehnlichen Geschlechte derer von Babenberg (Bamberg), die Schwesterſöhne des mächtigen Herzogs Heinrich von Sachsen, welcher nachmals der Vogler genannt ward. Sie hießen Adalbert, Heinrich, Adalhard und Reinhold. Mit ihnen wetteiferten um den Vorzug des Geblüts, der Ahnen und des Reichthums an Landen und Leuten die vier Brüder und Grafen zu Fritzlar und in der Wetterau: Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolph, des Kaisers Verwandte. Der letztgenannte dieser Gebrüder war Bischof von Würzburg, ein Mann von ehrgeizigem und haderſüchtigem Gemüth; und so entbrannte zwischen beiden Geschlechtern im Jahre 902 eine heftige langwierige Fehde, in welcher viel edles Blut vergossen ward. Graf Eberhard von Franken starb an seinen Wunden; dagegen war auch Heinrich von Babenberg im Streit gefallen, und sein Bruder Adalhard, in feindliche Gewalt gerathen, wurde auf Gebhards Befehl enthauptet.

Der Kaiser gebot Landfrieden. Aber Adalbert, das tapfre Haupt der Babenberger, trotzte des Kaisers Befehlen: erſt wollte er Sühne haben für das Blut zweier Brüder, ehe man ihm von Frieden spräche. Und abermals brach er

mit raſcher Gewalt in Feindes Land, jagte den Biſchof von Würzburg bis in den Speſſart und ſchlug das Heer, welches Herzog Conrad von Franken wider ihn zuſammengebracht, wobei dieſer ſelbſt, der Vater des nachmaligen Kaiſers gleichen Namens, den Tod fand.

Nun zog Kaiſer Ludwig ſelbſt mit allen ſeinen Streitkräften wider ihn aus und belagerte ihn in ſeiner Felſenfeſte. Aber Adalbert hielt ſich männlich gegen die Uebermacht der Feinde und that ihnen täglich Abbruch. Da der Kaiſer nun einſah, daß er dieſen kühnen Mann nicht anders als durch Liſt überwinden könne, wandte er ſich an ſeinen Erzkanzler, Hatto, Erzbiſchof von Mainz, und bat ihn um Rath, was wohl hierbei zu thun ſein möchte. Dieſer, verſchmitzt, wie er war, ließ ſich alſo vernehmen: „Sei ruhig, ich will dich von dieſen Sorgen befreien. Ich werde veranſtalten, daß Adalbert zu dir kommt; ſorge du dafür, daß er nicht wieder heimkehrt.“

Voll Vertrauen auf ſeine Klugheit, womit er ſchon ſo manchem ſchlimmen Handel eine günſtige Wendung gegeben hatte, begab ſich Hatto nach Babenberg, als ob ihn Theilnahme und Freundſchaft für Adalbert dahin führte. Und er ſprach zu ihm: „Auch wenn du an kein zukünftiges Leben glaubteſt, wäre es doch von dir nicht recht, wider deinen Herrn Krieg zu führen, zumal da alles, was du thuſt, zwecklos iſt. Denn nur deshalb, weil du dich durch deinen trotzigen Sinn fortreißen läſſeſt, wirſt du nicht gewahr, wie ſehr du bei allen, und beſonders beim Könige, in Gunſt ſteheſt. Folge alſo meinem Rathe und nimm von mir eidliche Bürgſchaft, damit du ohne alle Beſorgniß deine Burg verlaſſen und in dieſelbe wieder zurückkehren kannſt. Glaubſt du meinem prieſterlichen Worte nicht, ſo traue meinem Eidſchwure, daß ich dich eben ſo unverletzt und wohlbehalten, wie du mit mir dieſe Burg verläſſeſt, auch wieder hieher zurückführen werde.“

Adalbert ließ sich durch solche süße Reden gewinnen oder vielmehr täuschen, empfing den Eidschwur des Hatto und ersuchte ihn darauf, an seiner Mahlzeit theilzunehmen. Hatto aber, eingedenk des hinterlistigen Planes, welchen er demnächst ins Werk setzen wollte, weigerte sich durchaus, bei ihm etwas zu genießen, und drängte zum Aufbruch. So verließ er denn unverweilt die Feste, begleitet von Adalbert, der seine rechte Hand erfaßt hatte. Als sie aber aus der Burg hinaus und eine Strecke mit einander gewandert waren, hob er an: „Wahrlich, gar oft bittet jemand um das, was er erst verschmäht! Mir graut jetzt vor dem langen Wege und der späten Stunde, denn nüchtern können wir nicht den ganzen Tag unterwegs sein."

Ohne Ahnung, welches Unheil und Verderben ihm diese Rede bringen würde, erwiederte Adalbert freundlich: „So lasset uns umkehren, mein Herr, und stärket euern Leib wenigstens durch einige Speise, damit er nicht dem langen Weg erliege." Hatto also willigt in diesen Vorschlag und führt den Adalbert auf demselben Wege, auf welchem sie die Burg verlassen hatten, an seiner rechten Hand auch wieder zurück. Sogleich wird nun die Mahlzeit eingenommen, und darauf eilen beide noch an demselben Tage bis zum Könige.

Im Lager entsteht Lärm und ein großer Auflauf, als gemeldet wird, Adalbert sei zum König gekommen. Der König, über Adalberts Ankunft nicht wenig erfreut, beruft seine Fürsten zu sich und läßt sie zu Gericht sitzen. Dann redet er sie also an: „Wie viel Blutvergießen Adalbert jetzt schon fast sieben Jahre lang angerichtet hat, wie viel Unruhe er uns bereitet, welchen Schaden er uns durch Rauben und Brennen verursacht hat, das haben wir nicht sowohl durch das Gerücht als durch eigene Erfahrung wahrgenommen. Daher erwarten wir jetzt euer Urtheil darüber, welch ein Lohn ihm gegenwärtig für solche Thaten gebühre."

Durch einſtimmigen Ausſpruch wurde Adalbert nach den Satzungen der alten Könige des Hochverraths ſchuldig erklärt und zur Enthauptung verurtheilt. Wie er nun gebunden zur Richtſtätte geführt wurde, blickte er den Hatto an und ſprach: „Ein Meineidiger biſt du, wenn du es zugiebſt, daß ich ſterbe.“ Aber Hatto erwiederte: „Dich unverletzt aus der Burg heraus und ebenſo wieder hinein zu führen, habe ich gelobt, und das, meine ich, damals erfüllt zu haben, als ich dich, gleich nachdem wir deine Burg verlaſſen hatten, unverletzt und wohlbehalten wieder in dieſelbe hineinführte.“ Da beklagte Adalbert mit ſchwerem Seufzer, daß er dorthin gekommen ſei und zu ſpät den Betrug des Hatto erkannt habe.

---

130. Das mörderiſche Halsband.

Als Herzog Conrad von Franken von den deutſchen Fürſten zum Kaiſer erwählt worden, machte ihm die Macht und das Anſehn Herzogs Heinrichs von Sachſen große Sorge, und böſe Zungen ließen es nicht fehlen, ihn in der Furcht zu beſtärken, als trachte er nach der höchſten Stelle im Reich. Da er aber wohl einſah, daß er ſeinen Nebenbuhler nicht in offenem Kriege überwältigen könnte, weil ihm eine Schaar tapferer Ritter und eine große Menge Kriegsvolkes zu Gebote ſtand, war er entſchloſſen, durch waſerlei Mittel es ſei, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen. Weil er nun wußte, daß Hatto, der Erzbiſchof von Mainz, den man den untreuen Hatzen hieß, ein ſcharfſinniger Kopf war, dem es nie an verſchmitzten Anſchlägen gebrach, offenbarte er ihm ſein Gemüth, und dieſer, begierig, ſich dem Könige und dem Volke der Franken gefällig zu erzeigen, ent-

warf mit gewohnter Kunst seinen Plan. Er ließ ein übergüldetes Halsband machen, welches nach seinen Angaben also zugerichtet war, daß, wer es an den Hals bekam, darin ersticken mußte, denn es war also gehärtet und zubereitet, daß es, einmal geschlossen, unmöglich wieder aufzumachen oder vom Halse zu bringen war. Dieses mördliche Geschmeid wollte er Heinrichen zum Geschenk darreichen und lud ihn zu diesem Zweck bei sich zu Gaste.

Indeß ging der Bischof, um die Arbeit zu besehen, eines Tages in die Werkstatt des Goldschmieds und, da er die Kette sah, konnte er sich des Seufzens nicht enthalten Der Goldschmied fragte ihn nach der Ursache seines Seufzers, worauf er ihm erwiederte: diese Kette müsse in das Blut des bravsten und ihm sehr theuren Mannes getaucht werden, nemlich in Heinrichs. Der Goldschmied schwieg dazu still; als er aber die Arbeit vollendet und überreicht hatte, erbat er sich Urlaub, begab sich zum Herzoge und entdeckte ihm, was er gehört hatte. Dieser, heftig erzürnt, rief den Gesandten des Bischofs, welcher schon da war, um ihn einzuladen, und sprach: „Geh, sage dem Hatto, daß Heinrich keinen härteren Hals hat als Adalbert.“ Und sogleich nahm Heinrich alle Besitzungen Hattos in ganz Sachsen und im Thüringerlande in Besitz. Da nun Hatto sah, daß seine Schalkheit an den Tag gekommen und er seiner Kunst nicht großen Gewinn hatte, bekümmerte er sich über den Schaden, der ihm darüber begegnet war, dermaßen, daß er kurz darnach vor Leid und Traurigkeit starb. Andere sagen, er sei vom Blitz getroffen und zerschmettert worden; noch andere: böse Geister hätten ihn mit Leib und Seele unter schrecklichem Geschrei durch die Luft davongeführt und in den Berg Aetna hinabgestürzt.

131. Treffen der Franken und Sachsen bei Merseburg.

Kaiser Conrad war hierüber nicht wenig betrübt, daß der Anschlag Hattos gescheitert war, dazu sein getreuer Rath aus Verzweiflung darüber mit Tode abgegangen, das sächsische Volk ihn unwillig gemacht und die Güter des mainzischen Stifts von Herzog Heinrichen eingenommen worden. Derhalben sammelte er ein Heer und schickte mit demselben seinen Bruder, Herzog Eberhard von Franken, nach Sachsen, Herzog Heinrichen mit Krieg zu überziehen. Eberhard lagerte sich vor der Feste Merseburg und berannte sie hart. Da nun Heinrich sich einer langwierigen Belagerung hat besorgen müssen, hat ers für gut erachtet, daß er selbst sich aufmache, um Hilfstruppen herbeizuholen, mit denen er die Stadt entsetzen könnte. Also hat er sich bei der Nacht heimlich auf der Saale davon gemacht, nachdem er den verständigsten und freudigsten Kriegsleuten die Stadt übergeben mit dem Befehle, sich darin bis zu seiner Wiederkunft, so viel es sich thun ließe, still zu halten. Weil nun demgemäß, die in der Feste waren, nie einen Ausfall thaten, ließ Herzog Eberhard sich mit höhnischen und üppigen Worten vernehmen: wo denn nun die stolzen, frechen Sachsen wären? wenn sie einen Mannesmuth hätten, sollten sie sich herausmachen und nun wie zuvor im Felde sehen lassen; denn er hätte Lust mit ihnen zu streiten und wollt ihnen Arbeit genug geben, hätte aber große Beisorge, sie würdens nicht dürfen wagen, herauszukommen und sich der Franken zu wehren.

Aber es kamen ihm die Sachsen ehe ers gedacht, und saßen ihm dergestalt auf, daß er hätte wünschen sollen, sie wären gar ausgeblieben. Denn als er sichs am wenigsten

verſah, ſtießen ſie eine Meile Wegs weit von der Stadt auf ihn und mußte er ihnen eine Schlacht liefern, darinnen der Franken ſo viel todt blieben, daß auch etliche Freihartsbuben davon gereimet haben:

Ein ſo weite Hölle findt man kaum,
Da all dieſe Todten haben Raum.

Alſo ward Herzog Eberhard ſeiner vorigen Sorgen los, die er hatte wegen der Sachſen Zaghaftigkeit, als würde er dieſelben im Felde nicht zu ſehen bekommen oder doch keine ſolchen Feinde an ihnen finden, mit denen er ſich ſchlagen könnte; ſondern mußte nun mit neuen Sorgen für ſeine eigne Perſon, wie er aus dem Lande kommen möchte, die Flucht nehmen. Dieſe Niederlage iſt geſchehen im J. 916.

---

132. Heinrich der Vogler.

Als unter den deutſchen Fürſten wegen der Wahl eines Königes Zwieſpalt entſtand, und jeder nach Belieben dieſen oder jenen Ungeeigneten dazu vorſchlug, ſo trat einer, Namens Conrad, ein beredter Mann, unter ihnen auf und ſagte: „Warum ſeid ihr uneins, ihr Männer? ſeid ihr nicht Friedens halber zuſammengekommen? Gefällt euch mein Rath, ſo will ich euch einen tüchtigen Mann nachweiſen, welcher der königlichen Ehren würdig, im Kriege ſiegbeglückt iſt, und durch welchen Gott uns Heil bringen kann.“ Die Verſammelten nun pflichteten ihm alle bei und erklärten, wen er bezeichnen werde, den wollten alle als König begrüßen. Sofort zog er, von ſeinen Genoſſen begleitet, nach der Wohnung eines ehrenwerthen Mannes, Namens Heinrich. Als ſie indeß in die Wohnung deſſelben eintraten, fanden ſie ihn nicht vor; denn er war juſt mit Vogelſtellen beſchäftigt. Seine Frau aber empfing die Eintretenden höflich und

ſagte, ihr Gemahl ſei nicht zu Hauſe, aber er ſei nicht weit entfernt. Während jene nun die Pferde abſattelten und den Gäſten ein Mahl zubereitet wurde, ſchickte ſie ihrem Manne heimlich Pferde zu, damit er zu Roſſe nach Hauſe kommen möchte, als käme er von der Straße. Dem Heimkehrenden eilten alſo jene entgegen, worauf er ſie höflich begrüßte und die Tafel anzurichten befahl, indem er ſie zum Eſſen lud. Darauf antwortete Konrad: „Ich werde nicht eher eſſen, als bis ich mein Wort angebracht habe.“ Jener erwiederte: „Sprich.“ Da ſagte Konrad: „Alle Fürſten Sachſens grüßen dich und bitten dich, ſo ſchnell wie möglich nach Goslar zu kommen.“ Da entgegnete er: „Wozu bedürfen die Fürſten Sachſens eines ſo geringen Mannes, wie ich bin?“ Jedoch machte er ſich auf und kam zu ihnen. Da ſprach Conrad, der ihn einführte, zu den verſammelten Fürſten: „Sehet da euren König!“ Sofort erwählten ihn alle einſtimmig zu ihrem König. Von dem zufälligen Ereigniſſe aber, daß er mit Vogelfangen beſchäftigt geweſen war, wurde er der Vogler genannt.

133. Die verſcheuchten Finken.

Als die Reichsboten im Harzwalde Herrn Heinrich ſuchten, um ihm die deutſche Kaiſerkrone anzutragen, konnten ſie ſeine Bucht*) lange nicht finden und mußten deswegen ins Horn ſtoßen, um ihn zu rufen. Dadurch wurde ein Zug Finken verſcheucht, welcher bereits im Netze war, das er eben rücken wollte. Darüber iſt Herr Heinrich anfangs ſehr ungehalten geweſen und hat geſagt: die Krone werde ihm nicht ſo viel Freude bringen als dieſer Zug Finken, der ihm nun entgangen ſei.

*) Vogelhütte.

134. Heinrich I. schafft neuen Adel.

Es war im Jahre 926, als Kaiser Heinrich der Vogler anfing, sich in der Altmark ernstlich gegen die Wenden zu rüsten. Diese vernahmen das und merkten wohl, daß es ihnen gelten würde. Sie befestigten sich daher in der Stadt Brandenburg, und weil es zornige, hastige Leute waren, so ließ ihr König Mizisla Kaiser Heinrichen entsagen mit seinen Leuten, die er zu ihm nach Stendal schickte. Kaiser Heinrich gab den Gesandten zwar demüthige Antwort; aber er ließ einen alten Hund herbringen und stäupen und an einen Baum hängen, daraus die Gesandten ihre eigentliche Antwort abnehmen konnten.

Darauf beschrieb der Kaiser einen Landtag zu Stendal, rief seine Sachsen und Thüringer, Bünder und Märker, zeigte ihnen seine Noth an und begehrte Hilfe. Weil ihm aber noch immer mehr Leute vonnöthen, besonders getreue Leute, die ihm zum Kriege dienstlich, so fing er an, auf dem Landtage in Gegenwart vieler Fürsten, Grafen, Herren und Alten vom Adel, und machte alle seine Hofdiener, Handwerksleute zu Hofe, gemeine Amtleute und Kriegsleute zu eitel Edelleuten, sprechend: „Adel, Edel, Eid, Halt"! gab ihnen Sturm- und Kriegsrüstung zu Waffen und Helmzeichen, wie solches der Edelleute Waffen vielfältig mit sich bringen. Das ist auch die Ursache, warum vornemlich in der alten Mark so viele von Adel sind, nemlich über funfzig Geschlechter: und es sind so viele Dörfer daselbst vor Zeiten nicht gewesen, als man Namen der Geschlechter findet, von welchen jetzt viele untergegangen.

Die Hauptleute und Befehlshaber aber erhöhete der Kaiser zu Grafen und Herren.

Als nun der Kaiser seine Kriegsleute gemustert und seine neuen Edelleute vermahnet, sie sollten ihren Adel beben-

ken und mit adeligen Thaten beweiſen, da rückte er mit dem Haufen ſtracks über die Elbe. Sein Oberſter war Johannes, Heinrichs des Kahlen Sohn, Markgrafen zu Stade, ein junger aber freudiger Kriegsmann und rechter Held. Dieweil nun ein harter Winter plötzlich kam, rückte er Anno 927 vor Brandenburg, ſchlug ſein Zelt auf dem Eiſe auf, ſtürmte und gewann die Stadt, würgete die Wenden, Heruler, Obotriten und was darinnen lag, und beſetzte ſie ſtark mit Sachſen und vielen vom Adel, von welchem noch viele Geſchlechter über der Elbe übrig ſind, und ſich in der Mittelmark, Neumark, Ukermark, Priegnitz, Mecklenburg u. ſ. w. vertheilet haben.

Darauf baute der Kaiſer da zu Brandenburg zum Zeichen des Sieges auf dem Harlunger-Berge eine runde Kirche in der Ehre der Jungfrau Maria. Sodann rückte er nach dem Siegeberge, dem Blockhauſe unter Werben, welches er Werben nannte. Er wollte daraus den Sieg erwerben, wie auch geſchah. Als er da ſein Feldlager hielt im Frühlinge, da kamen nemlich die Wenden, gerüſtet mit großer Heeresmacht, mit welchen der Kaiſer eine heftige Schlacht hatte. Darin ließen die Neuen vom Adel ihre Thaten ſcheinen, und behielt der Kaiſer durch ſie das Feld.

---

135. Der Hund als Rächer ſeines Herrn.

Im Palaſte des Königs Heinrichs I. ereignete ſich ein wunderbarer Vorfall. Vor den Augen des ganzen verſammelten Volkes ging plötzlich ein Hund auf einen Mann los und biß ihm mit Einem Biſſe die rechte Hand ab, worauf er, als habe er etwas Gutes gethan, mit wedelndem Schwanze an ſeinen Ort zurücklief. Alle waren darüber höchlich ver-

wundert und erstaunt; man fragte den Unglücklichen, was er gethan habe, und dieser bekannte sogleich: das sei ihm als eine Strafe von Gott mit Recht widerfahren, und sprach dann weiter: „Ich fand einst einen Mann, den Herrn dieses Hundes, in tiefem Schlafe, und ich Unseliger erschlug ihn. Schon damals hatte ich auf der Stelle von demselben Verfolger, welcher mich so eben verstümmelt hat, viele Anfechtungen auszustehen, so daß ich ihm kaum entrinnen konnte; nun aber habe ich schuldbeladener Mann mich ihm, nachdem ich alles ganz vergessen glaubte, unversehens preisgegeben und erkenne, daß kein Verbrecher; sei es hier oder vor dem künftigen Gerichte, sich straflos zu verbergen vermag."

---

136. Der Schwanritter.

Der Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne andere Leibeserben zu hinterlassen als eine junge Tochter Namens Elsam. Er hatte sie auf dem Sterbebette dem Schutz eines seiner wackersten Dienstmannen, Friedrichs von Telramund empfohlen; dieser aber, stolz auf seinen Ruhm und Mannheit, wagte es, um Hand und Land der jungen Herzogin zu werben; und da sie standhaft sich weigerte, verklagte er sie bei dem Kaiser Heinrich dem Vogler unter dem Vorgeben, Elsam habe ihm die Ehe gelobt. Da nun die Sache nicht anders sich schlichten ließ, wurde Recht gesprochen: daß Elsam sich im Gotteskampfe durch einen Ritter gegen Friedrichs Beschuldigung vertheidigen müsse. Aber sie fand keinen, der sich getraut hätte, den Kampf mit diesem aufzunehmen; denn er war ein auserwählter Held von unmaßlicher Kraft, und jedermann wußte, daß er einst zu Stockholm in Schweden einen gräulichen Drachen überwäl-

tiget und getödtet hatte. In dieser Noth, da sie bei den Menschen vergebens nach Beistand suchte, betete die Herzogin inbrünstig zu Gott, ihr einen Retter zu senden.

Es begab sich aber nach etlicher Zeit, daß Elsam ihre Fürsten und Mannen nach Antwerpen zu einer Landsprache berief; und wie sie allda versammelt waren, sah man einen weißen Schwan die Scheld herdan schwimmen, der zog an einer silbernen Kette ein Schifflein nach sich; in dem Schiffe aber ruhete ein schlafender Ritter; sein Schild war sein Hauptkissen und neben ihm lagen Helm und Halsberg *). Der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemann und brachte sein Schiff an das Gestade.

Darob verwunderten sich alle, niemand gedachte mehr der Landsprache, sondern jeder lief hinab ans Ufer, das seltsame Ereigniß in der Nähe zu sehn. Mittlerweile war der Ritter erwacht und aus der Barke gestiegen. Wohl und herrlich empfing man den Fremdling, und als man Helm, Schild und Schwert aus dem Schiff getragen, wandte sich der junge Held zu dem Vogel und sprach: „Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wenn ich dein wieder bedarf, will ich dir schon rufen.“ Sogleich schwang sich der Schwan und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg.

Der fremde Gast frug, warum hie so große Versammlung von Fürsten und Herren handle, und als er vernahm, welches Unrecht die edle Herzogin leide, erbot er sich, ihr Kämpfer zu sein und ihr Recht zu wahren. Elsam in großer Freude, ließ hierauf alle ihre Verwandten und Unterthanen entbieten, die sich in großer Zahl bereitwillig einstellten, und fuhr mit ihnen gen Mainz, wohin auch der Kaiser sich begab, um Gericht zu halten. Das Gestühl war errichtet, wo Friedrich und der Ritter Elsams kämpfen sollten. Beide

*) Ringpanzer oder Kettelhemd.

rüſteten ſich zum Streit; nach langem und hartnäckigem Gefecht gewann der Schwanritter den Sieg. Friedrich geſtand die Herzogin angelogen zu haben und wurde mit Schlägel und Barte*) gerichtet.

Das Erbe der Herzogin war wieder frei und ledig; ſie trug dem unbekannten Retter ihre Hand an, die dieſer auch gern annahm, jedoch unter dem Beding: daß ſie nie und zu keiner Zeit fragen ſolle, woher er gekommen und welches ſein Geſchlecht ſei: „denn welches Tages ihr mich darnach fraget, werdet ihr mein los und ledig und mich nimmehr ſehen.“

Eine Zeit lang lebten nun die Beiden in ungeſtörtem Glück. Der Schwanritter beherrſchte das Land weiſe und mächtig; auch dem Kaiſer leiſtete er auf den Zügen gegen die Hunnen und Heiden große Dienſte. Es trug ſich aber zu, daß er einmal im Speerwechſel den Herzog von Cleve herunter ſtach, ſo daß dieſer einen ſchweren Fall that. Das verdroß die Herzogin von Cleve und aus Neid redete ſich laut unter den Frauen: „Ein ſtarker Held iſt der Herzog von Brabant, und Chriſtenglauben mag er auch haben; Schade, daß Adels halben ſein Ruhm gering iſt, denn niemand weiß, woher er ans Land geſchwommen kam.“ Dies Wort ging der Herzogin von Brabant durchs Herz, ſie erröthete und erblich. Als ſie nun mit ihrem Manne alleine war, begann ſie zu weinen. Er ſprach: „Lieb, was wirret dir?“ Sie antwortete: „Die Clever Herzogin hat mich zu tiefem Seufzen gebracht.“ Da merkte der Herzog, was ſie von ihm begehren wolle, und ſchwieg und fragte nicht weiter. Des andern Tages that ſie wieder alſo, er aber merkte es und ſtillte ſie nochmals. Aber am dritten Tage konnte ſich Elſam nicht länger halten und ſprach: „Herr, zürnt mir nicht! ich wüßte gern, von wannen ihr geboren ſeid; denn mein Herz ſagt

*) Beil.

mir, ihr ſeiet reich von Adel.“ Der Ritter erſchrack herzlich und ſprach: „Du ſollſt erfahren, was du begehreſt, aber es wird dir leid werden, daß du gefragt haſt. Wiſſe, mein Vater iſt Parcival, der Hüter des heiligen Grals zu Montſalvatſch*), und von dorther hat mich Gott dir zur Hilfe geſendet. Aber nun haſt du unſer Glück zerbrochen und mich am längſten geſehn.“

Während deſſen waffnete er ſich, ließ ſeine beiden Kinder bringen, die ihm die Herzogin geboren, küßte ſie und befahl, ihnen Horn und Schwert, das er zurück laſſe, wohl aufzuheben; der Herzogin ließ er das Fingerlein, das ihm einſt ſeine Mutter geſchenkt hatte. Zu ſpät bereuete die Herzogin die verhängnißvolle Frage; ſie fiel mit allen Leuten des Hauſes ihm zu Füßen und baten ihn zu bleiben. Da kam mit Eile ſein Freund, der Schwan, geſchwommen, hinter ihm das Schifflein; der Fürſt trat hinein, ſegnete das Volk und fuhr wider Waſſer und Wege in des Grales Amt. Elſam ſank ohnmächtig nieder, man fürchtete für ihr Leben. Kaiſer und Reich nahmen ſich der Waiſen an; die Kinder hießen Johann und Lohengrin. Von dieſen ſtammen viel edle Geſchlechter, die von Geldern und Cleve, auch die Rieneker Grafen und manche andre; alle führen den Schwan im Wappen. Elſam aber weinte und klagte ihr übriges Leben lang um den geliebten Gemahl, der nimmer wiederkehrte.

*) Den heiligen Gral (d. i. sang real, das wahre Blut) nannte die Sage die aus einem leuchtenden Edelſtein gefertigte Schale, deren ſich Chriſtus beim Abendmahl bedient und worin Joſeph von Arimathia das Blut des Erlöſers aufgefangen haben ſollte. Dieſe wurde in Spanien auf dem Montſalvatſch (mons salutis) in einem prächtigen Tempel aufbewahrt und von dem Orden der Templeiſen gehütet.

137. Ottensund.

Heinrich I. hatte im Norden des Reichs die Markgrafschaft Schleswig gegründet. Aber nach seinem Tode tödteten die Dänen den Markgrafen, welchen er daselbst eingesetzt, vertilgten die sächsischen Ansiedler und verstörten ihre Niederlassungen. Da machte sich Kaiser Otto mit Heeresmacht wieder sie auf, schlug sie in einem harten Treffen und durchzog ganz Jütland bis an das äußerste Meer, welches die

Nordmannen *) von den Dänen trennt; und daselbst angelangt, trat er nahe zu dem Gestade, blickte gen Mitternacht und schleuderte mit Kraft seine Lanze weit ins Meer hinaus. Davon hat jene Meerenge den Namen Ottensund erhalten **).

138. Der Bischof Hatto.

Zu Mainz ist zur Zeit Ottos II. ein Bischof gewesen, ein gottloser und unbarmherziger Mann, Hatto der andere geheißen. Dieser ließ bei wohlfeiler Zeit eine große Menge Korn für geringes Geld zusammen kaufen und in seinen Speichern verwahren. Als nun hernach eine große Theuerung entstand und der Bischof von dem armen Volke, welches großen Mangel an Brot hatte, um Gottes Willen gebeten wurde, er möchte ihnen für einen billigen Preis Korn überlassen, auf daß sie nicht Hungers stürben, wies er die armen Leute etliche Mal unbarmherzig ab, wie sie aber immer fleißiger anhielten, ließ er ihrer einen großen Haufen von Männern, Weibern und Kindern in eine Scheure gehn, da sie denn hofften, man würde Korn unter sie austheilen; aber der teuflische Mensch ließ die Scheuer hinter ihnen fest verschließen, Feuer umher legen und sie also in Brand stecken. Indem nun die Unglücklichen in den Flammen ein jämmerlich Heulen und Geschrei erhoben, daß es auch der Hatto auf seinem Schlosse hören konnte, spottete er: „Höret, wie die Mäuse und Brotratzen pfeifen!“ Diese schreckliche That

*) Norwegen.

**) Aehnlicher Weise wie hier nach Norden hin Otto, hatte Authari nach Süden die Grenze deutscher Herrschaft bezeichnet. Vergl. S. 52.

iſt alsbald von Gott geſtraft worden. Denn ſobald die armen Leute verbrannt, da ſind dem Hatto von allen Seiten unzählig viel Ratzen und Mäuſe zugelaufen, ihm auf den Leib geſprungen, haben ihm die Koſt vorm Munde weggeriſſen und ihn bei Tag und Nacht mit Beißen und Nagen nicht ruhen laſſen. Da ließ er ſich endlich, ſeinen Peinigern zu entfliehen, einen ſtarken Thurm mitten im Rhein bauen, vermeinend, er würde allda ſicher ſein. Aber ſiehe, die Mäuſe kamen zu Hauf an den Rhein gelaufen, ſprangen ins Waſſer, ſchwammen zum Thurm und fielen mit neuer Wuth über Hatto her, da ſie ihn denn jämmerlich zerbiſſen und endlich lebendig aufgefreſſen. Alſo iſt ihm widerfahren billige Strafe ſeiner Uebelthat. Der „Mäuſethurm“ ſtehet noch immer zur Warnung der Nachwelt einſam auf einem Felſen inmitten des Rheines nahe bei Bingen.

---

139. Willegis von Mainz.

Der erſte Curfürſt von Mainz, Erzbiſchof Willegis, iſt aus Sachſen bürtig geweſen, aus einem Dorfe, Schöningen genannt, eines Wagners Sohn, ein frommer und gelehrter Mann und deshalb Kaiſer Otto II. ſehr lieb, deſſen Hofprieſter und innerſter Rath er auch geweſen und von welchem er zum Bisthum gefördert worden.

Er ward aber von ſeinen Capitularen und Hofjunkern lange Zeit ſeiner geringen Herkunft halber geneidet und verachtet; und um ihm einen ſonderlichen Schimpf und Spott anzuthun, malten ſie hin und wieder an die Wände ein Rad an. Willegis ließ ſich das nicht anfechten, ſondern ſchrieb mit eigner Hand folgenden Reim darunter:

Vvillegis, Vvillegis,
Recole, unde veneris.

Das ist:

Willegis, Willegis,
Denk, woher du kommen bist.

Hat sich also immerdar erinnert, daß er eines armen Wagners Sohn gewesen, damit er sich seines Standes nicht überhübe, sondern Gott vielmehr dafür dankte. Um deswillen hat er auch sein Rad in das mainzische Wappen gegeben, welches Kaiser Heinrich II. bestätiget hat.

---

140. Graf Hugos Buße.

Zu Egisheim regierte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Hugo IV., Graf des Nordgaues oder Unter-Elsaßes, und Geschwisterkind des Kaisers Conrad, des Saliers, mit seiner Gemahlin Heilwig, der einzigen Tochter des Grafen von Dagsburg. Dieselbe hatte ihm nach und nach drei Knaben und fünf Mädchen geboren. Sie starb, so wie ihr ältester und ihr jüngster Sohn. Es blieben nur noch die Töchter nebst dem mittleren Knaben Bruno am Leben.

Eines Abends klopfte ein altes Weib, eine Wahrsagerin, an der Schloßpforte und verlangte vor Hugo geführt zu werden, welchem sie die Zukunft offenbaren wolle. Der Graf ließ es geschehen, und sie verkündete ihm nun, daß, obgleich er selbst ein mächtiger und weit gebietender Herr im Lande sei, sein Söhnlein Bruno doch noch mächtiger und größer werde, so daß er, sein Vater, ihm den Staub von den Füßen küssen werde.

Hugo versank in düstere Gedanken über die Worte des Weibes und glaubte nicht anders, als Bruno werde ihm einst die Herrschaft entreißen und ihn vielleicht im Verließe schmachten lassen, wenn nicht gar aus dem Leben schaffen wollen.

Mehrere Tage verſchloß er ſeinen Trübſinn im Herzen, bis derſelbe endlich in Verzweiflung und in Groll gegen ſein einziges Söhnlein losbrach. Da ließ er ſeinen Jäger rufen, bot ihm Geld und befahl ihm, den jungen Bruno mit in den Wald zu nehmen und ihm, wenn er ſichs nicht verſehe, einen Pfeil durchs Herz zu ſchießen; denn es ſei ihm von der Wahrſagerin prophezeit, er werde einſt, wenn er erwachſen, ſeiner Kindespflicht ſo ſehr vergeſſen, daß er ihn um Herrſchaft und Beſitzthümer bringen und ihn zu ſeinem Knecht machen werde, der ihm den Staub von den Füßen küſſen ſolle. Er wolle lieber gar keinen Sohn haben, als einen, der ſich gegen ſeinen Vater empöre. Zum Zeichen, daß er ſeinen Befehl vollbracht, müſſe er ihm Bruno's blutiges Herz bringen.

Der Jäger verſprach, des Herrn Willen zu thun, und als er Abends vom Walde zurückkam, wohin ihm der muntere Knabe gern gefolgt war, brachte er dem trübſinnigen Vater ein blutiges, von einem Pfeile durchſchoſſenes Herz.

Augenblicklich ſchien Hugo beruhigt; allein bald erwachte ſein Gewiſſen. Er fand an nichts mehr Freude; fühlte er ſich doch jetzt nicht nur ohne männliche Nachkommen, ſondern mußte ſich noch als Mörder ſeines unſchuldigen Kindes anklagen. Endlich brach ihm das Herz. Er ließ den Burgpfaffen rufen, geſtand ihm ſein Verbrechen und verlangte von ihm die ſchwerſte Buße, damit er Ruhe fände auf Erden und ſeines ewigen Heils nicht verluſtig ginge. Der Prieſter hörte die Erzählung der ſchaudervollen That ſeines reuigen und gebeugten Gebieters an; allein er erklärte ihm, daß er es nicht auf ſich nehmen könne, ihm eine Buße aufzulegen; die Unthat ſei ſo groß, daß er nur vom Pabſte ſelber Abſolution erhalten könne.

Hugo war zu allem willig. Obgleich es mitten im Winter war, zog er ein härenes Büßerkleid an und begab

ſich ohne Begleitung über das Alpengebirge nach Rom. Der damalige Pabſt war Leo IX. Er warf ſich ihm zu Füßen und geſtand ihm in ſeiner furchtbaren Seelenangſt das ſchwere Verbrechen.

Leo wandte ſein Geſicht ab und verhüllte ſich einige Augenblicke. Dann hob er den greiſen, bußfertigen Sünder auf und ſagte: „Der Heiland iſt für alle Sünder geſtorben; auch du ſollſt Gnade vor ihm finden; Gnade, wie ſie nur wenigen zu Theil ward. Denn wiſſe, der Sohn, den du todt glaubſt, er lebt! Gott hat ſich ſein erbarmt. Dein Jäger hatte den Knaben, deſſen Herz er durchbohren ſollte, lieb; er brachte dir, ſtatt des ſeinigen, das Herz eines erſchoſſenen Rehbocks und ließ ihn unter Gottes Beiſtand in Freiheit dahinziehen. Gute Menſchen nahmen ſich ſeiner an und ließen ihn unterrichten; er wurde Prieſter, Biſchof, und“ — indem er dem erſtaunten Hugo in die Arme ſank — „ſein Herz liegt nun wieder an dem Herzen ſeines Vaters!“

Hugo hatte Mühe, ſeine Sinne zu faſſen. Sein Glück war unausſprechlich. Er blieb noch einige Wochen bei ſeinem Sohne und kehrte ſodann mit ſeinem Segen nach Egisheim zurück, wo er die letzten Tage ſeines Lebens im Gebet und Wohlthun gegen Arme und Nothleidende zubrachte.

---

141. Der glückliche Uriasbrief.

Kaiſer Conrad ritt eines Tages in einen tiefen Wald auf die Jagd, und da er ſich verſpätete, nahm er Herberge in eines Köhlers Hütte. In derſelbigen Nacht wurde des Köhlers Weib eines Knäbleins entbunden, und der Kaiſer hörte zu dreien Malen eine Stimme, die ihm rief: „Conrad, dieſer ſoll dein Eidam und Erbe werden!“ Der Kaiſer, über

die ihm damit angedrohte Erniedrigung seines Geschlechts erschrocken und bekümmert, befahl insgeheim zweien seiner vertrautesten Diener, sobald der Tag anbreche, das Kind zu nehmen und umzubringen, und zum Zeichen, daß sie solches ausgerichtet, ihm das Herzlein zu bringen. Die Diener aber jammerte des Kindleins, legten es im Walde auf einen abgehauenen Stamm, weideten einen Hasen aus und zeigten dem Kaiser sein Herz vor.

Nicht lange darnach kam von ungefähr einer vom Adel, der auch dem Weidwerk nachging, an dieselbe Stelle, fand das Kind, nahm es mit nach Hause, ließ es taufen und erzog es als sein eigen Kind.

Wie dieser Knabe, dem man den Namen Heinrich gegeben, herangewachsen, ward er wegen seines Verstandes, seiner Geschicklichkeit und adelichen Tugenden auch dem Kaiser Conrad bekannt. Dieser nahm ihn an seinen Hof, in der Meinung, daß er jenes Ritters Sohn sei. Da nun Heinrich alle seine Altersgenossen weit übertraf und bei vielen große Gunst erlangte, hing sich Bruder Neidhard an ihn; und die ihm nicht wohlwollten, schalten ihn einen Findling, der vielleicht in der Unehe, wie solche Kinder pflegen, von einem losen Weibe geboren und im Walde gefunden sei.

Diese Rede kam vor den Kaiser, der, dadurch merksam geworden, den Umständen weiter nachforschte; Heinrichs Alter und der Ort, wo man ihn gefunden, machten ihn gewiß, daß er derselbe sei, den er zu tödten befohlen hatte; und damit er sein gleichwohl los werde, giebt er ihm jetzt Briefe an seine Gemahlin, Frau Gisela, die zu Aachen Hof hielt, des Inhalts: daß sie bei seiner Gnade angesichts dieses Briefs diesem Jünglinge den Tod geben solle.

Der edle Jüngling, ohne Ahnung des mörderischen Inhalts dieses Uriasbriefes, will den Befehl in aller Eile ausrichten und macht sich alsbald auf den Weg. Zu Speier

kehrt er bei dem Dechanten, seinem Bekannten, ein, der gerade in voriger Nacht von diesem Jüngling geträumet hatte. Sobald er abgesessen und sein Roß beschickt hat, geht er in die Kirche, um sich etwas abzukühlen, setzt sich darin nieder und schläft ein. Weil er nun, sich zu lüften, das Wams vorn aufgeknöpft, hängt ihm ohngefähr ein Beutel mit dem Briefe aus dem Busen. Der Dechant, in Erinnerung seines Traumes von dunkler Ahnung ergriffen, daß dieser Jüngling in irgend welcher Gefahr stehe, geht ihm nach, findet ihn, wie zuvor gesagt, und da ihm der Beutel in die Augen fällt, zieht er den Brief leise hervor, macht ihn mit großer Behendigkeit auf, liesest und findet die Warnung des Traumes bestätigt. Der kluge Freund weiß alsobald zu helfen, ändert mit kundiger Hand nur wenige Buchstaben, indem er für „den Tod" setzet: „deine Tochter", und nachdem er den Brief artig und sauber wieder zugemacht, thut er ihn an seinen Ort und schleicht davon.

Als der Jüngling erwacht war, nahm er vom Dechanten einen Imbiß an und machte sich unter dessen Segenswünschen ohne Verzug wieder auf den Weg, kam zur Kaiserin und übergab ihr den Brief. Wie sie das Schreiben gelesen, war sie wohl höchlichst verwundert, jedoch, weil des Kaisers Handschrift und Insiegel ihr vor Augen lag, that sie ohne Verzug dem Befehl ihres Herrn Genüge: und so ward ihre Tochter dem Jünglinge gegeben. Darnach schrieb die Kaiserin ihrem Gemahl zurück: wie sie in schuldigem Gehorsam seinem Willen gemäß die anbefohlene Vermählung vollzogen habe. Der Kaiser stand lange erstaunt und schweigend; Darnach sprach er: „Nun sehe und merke ich, daß man der göttlichen Schickung nicht widerstehen kann; sondern, womit man sie zu hindern gedenket, fördert man sie am allermeisten."

142. Das geöffnete Zauberbuch.

Pabſt Hildebrandt, genannt Gregor VII., iſt ein großer Zauberer geweſen. Als er eines Tages von Albano nach Rom kam, hatte er ein gewiſſes Zauberbuch, ohne welches er niemals oder gar ſelten war, vergeſſen. Als ihm ſolches unterwegs, eben als er in die Pforte des Laterans kam, ins Gedächtniß fiel, rief er eiligſt zween von ſeinen Dienern und befahl ihnen, daß ſie hingehn und ihm eiligſt das Buch holen ſollten, wobei er ihnen aber ernſtlich verbot, daß ſie unterwegs das Buch aufzuthun ſich nicht unterſtehen oder aus Fürwitz darein ſehen ſollten. Die Diener gingen hin, das Buch zu holen; und als ſie es bekommen und damit zurückkehrten, plagte ſie die Neugier, zu ſehen, was für Wunderdinge doch in dem Buche ſtehen möchten. Endlich eröffnen ſie es und beginnen eines und das andere darinnen zu leſen. Da erſchienen im Nu eine Menge hölliſcher Geiſter vor dieſen fürwitzigen Geſellen, daß ſie nicht wußten, wie und wo ſie ſich retten ſollten. Zudem hob jedes dieſer Geſpenſter an zu fragen: warum ſie gerufen worden? warum man ihnen Mühe mache? „Macht, daß wir fortkommen", ſetzten ſie hinzu, „und ſagt bald, oder wir wollen uns an euch machen!" Die armen Schelme in tauſend Angſt, von ihnen angefallen zu werden, wußten nicht, wie ſie von dieſem dienſtbereiten Gefolg der Hölle ſich losmachen ſollten, bis dem einen einfiel, ihnen zu befehlen, ſie ſollten einige in Rom ſtehende alte Mauern einreißen, was auch in wenig Augenblicken gethan war. Mittlerweile begaben ſich die jungen Burſche mit ihrem Beſchwörungsbuche in die Stadt zum Pabſte, ihrem Herrn, noch ganz außer ſich vor Schrecken über die neue Bekanntſchaft ihrer Mitdiener.

143. Die Zerstörung der Harzburg.

Als die Fürsten der Sachsen an Stelle Heinrichs IV., der sie mit unerträglichem Uebermuthe behandelt hatte, einen anderen zum König gewählt, ließ derselbe denen, welche die Hertesburg*) besetzt hielten, den Befehl zugehen, so schnell als möglich vor ihm zu erscheinen. Denn diese Burg, vom Kaiser Heinrich aufs stärkste befestigt, war gleichsam ein Joch für ganz Sachsen gewesen. Die Abgesandten meldeten also jenen, was sie aus dem Munde des Königs vernommen hatten. Diese aber voll Unwillens, gaben ihnen Ruthenstreiche und schickten sie mit geschorenen Häuptern zu ihrem Herrn zurück. Darauf sagte der Aelteste unter den Boten zu seinen Gefährten: „Wir sind zwar beschimpft, aber bleibet nur fest und beharrlich, so werden wir unsre Schmach schon in Ruhm verwandeln. Ich habe heute Falken ausfliegen sehn, diese werden unsre Beschämung hinwegnehmen. Es waren nemlich über zwanzig Jünglinge edler Abkunft zum Baden von der Burg herunter gekommen: deren Rückkunft erwarteten sie und machten sie sämmtlich nieder und rächten so ihre Schmach, bevor sie zu ihrem Könige zurückkehrten. Da dieser das Vorgefallene vernahm, wurde er sehr zornig und belagerte mit einer großen Schaar die Burg und eroberte und zerstörte sie. Und wegen der vielen schweren Missethaten, welche in und wegen dieser Burg verübt worden, blieb sie mit dem Bannfluche des Pabstes belegt, unbewohnt und wüste liegen wie Babylon, bis Kaiser Friedrich nachmals sie wieder aufbaute.

---

* Harzburg bei Goslar.

144. Rudolf von Schwaben.

Während Heinrich IV. in Italien war und vor dem Papſte büßte, hatten die Sachſen und Schwaben den Herzog Rudolf von Schwaben an ſeiner Statt zum Könige gewählt. Die übrigen Fürſten aber und die Städte am Rhein nahmen ihn nicht an, ſo wenig wie das ganze Volk der Franken, weil es dem Heinrich geſchworen hatte und ſeinen Eid nicht brechen wollte. Da nun Heinrich auf dieſe Nachricht eilends nach Deutſchland zurückgekommen, ſammelte er ein großes Heer, um Rudolf zu bekriegen. Bei ihm war der ſehr berühmte Herzog Gottfried, der ſpäterhin Jeruſalem befreite, und viele Große. Die Heere der Sachſen und Schwaben aber waren bei Rudolf.

Am 18. October 1080 kam es an der Elſter zum Treffen; Rudolfs Partei ward beſiegt und die Sachſen und Schwaben fielen. Rudolf aber, der an der rechten Hand verwundet war, floh nach Merſeburg und ſagte, als er dem Tode nahe war, zu ſeinen Freunden: „Ihr ſehet meine rechte Hand wund und verſtümmelt: mit dieſer habe ich Heinrich, meinem Herrn, geſchworen, ihn nicht zu kränken, noch ſeinen Ruhm gefährden zu wollen. Allein der apoſtoliſche Befehl und das Verlangen der Biſchöfe hat mich verleitet, meinen Eid zu brechen und eine mir nicht gebührende Würde in Anſpruch zu nehmen. Welch ein Ende ich nun nehme, ſeht ihr, da ich grade an der Hand, mit der ich meinen Eid gebrochen, dieſe tödtliche Wunde empfangen habe. So mögen nun die, welche mich hiezu angereizt haben, ſehen, wohin ſie mich gebracht haben, ob ich vielleicht gar von ihnen in den Abgrund ewigen Verderbens geſtürzt bin.“ Und mit dieſen Worten gab er voll ſchweren Herzeleides ſeinen Geiſt auf.

Im Dome zu Merſeburg ruhet ſein Leib, und auch die

abgehauene Hand wird daſelbſt in einer Kapſel aufbewahrt und denen, die es begehren, vorgezeigt.

---

145. Die Schlacht am Welfesholz.

Nicht weit von dem Städtchen Hettſtädt liegt das Welfesholz, und nahe dabei in der Feldmark zwiſchen Helmsdorf und Gerbſtedt iſt auf dem Acker ein ſeltſamer Stein zu ſehn, geſtaltet wie ein weißer Kieſel, faſt eine Elle dick und breit, darein iſt die Spur des Griffs einer Fauſt tief eingedrückt. Man ſagt, er werde beim Gewitter weich; und wenn man mit einem Stocke daran ſchlägt, ſoll er klingen, als ob er hohl wäre. Von dieſem Steine erzählt man folgende Sage.

Als Kaiſer Heinrich V. die Sachſen mit Krieg überzog, ſtellte er an die Spitze ſeines Heeres einen ſtreitbaren Helden, Graf Hoyer, den berühmten Ahnherrn der Grafen von Mansfeld. Dieſer war gleich dem unüberwindlichen Julius Cäſar nicht in die Welt geboren, ſondern aus ſeiner Mutter Leibe geſchnitten worden. Als nun das Heer der Kaiſerlichen dem der Sachſen am Welfesholze kampffertig gegenüber ſtand, ritt Graf Hoyer aus der Schlachtreihe hervor zu jenem Steine und ſprach ſtolz und freudig:

Ich, Grafe Hoyer ungeborn,
Han noch keine Schlacht verlorn.
So wahr ich greif in dieſen Stein,
Auch dieſe Schlacht muß meine ſein.

Und als er ſo ſprach, griff er mit eiſerner Hand in den Stein wie in einen Waizenteig und ließ ihm die Spur ſeiner Heldenfauſt. Alsbald führte er ſein Heer in die Schlacht. Aber der Ausgang war ein anderer als Hoyer ſich vermeſſen hatte. Während des Treffens ſtieß auf ihn Graf Wiprecht

von Groitſch und forderte ihn zum Zweikampf heraus. Hoyer nahm ihn unbedenklich an; aber gleich im Anfang fuhr ihm der Spieß des Gegners durch den Panzer in die Bruſt. Ludolf von Hackeborn, der ihm gefolgt war, zog ihm das Eiſen aus der Wunde, und der Graf fühlte ſich noch ſtark genug, den Kampf mit dem Schwerte fortzuſetzen. Doch half ihm ſein ungebrochner Muth nicht zum Siege, und ein tödtlicher Streich des ſtarken Wiprecht warf ihn unter die Füße ſeines Roſſes. Mit dem Führer fiel auch dem ganzen Heere des Kaiſers der Muth. Es begann vor dem Andrange der Sachſen zu weichen, und was nicht unter der Schärfe des Schwertes fiel, ſuchte ſein Heil in der Flucht. Ein Weidenſtock — ſo ſagt man — rief während der mörderiſchen Schlacht: „Jobute! Jobute!“ — den uralten Hilferuf. Das half zum Siege. Die Sachſen errichteten auf der Wahlſtatt eine Siegesſäule, die ſie Jobute nannten, und zollten ihr gleich der alten Irmenſäule ihrer heidniſchen Väter große Verehrung. Später wurde an dieſem Orte eine Capelle erbaut, und die Mönche deuteten den Namen Jobute in signum Adjutorii, d. i. Wahrzeichen der Hilfe, um. Aber das Volk, das ſeiner heidniſchen Erinnerungen nicht anders ledig wurde, als wenn es dieſelben in chriſtlicher Geſtalt ſich bewahrte, machte einen neuen Heiligen daraus, St. Jobütte. Lange noch erhielt ſich unter dieſem Namen das Siegeszeichen am Welfesholz: eine Säule mit einem geharniſchten Mann, der in der Rechten einen zum Schlag erhobenen Streitkolben hielt und auf beiden Seiten das ſächſiſche Wappenſchild mit dem ſpringenden Pferde — bis man es der Verehrung des Volkes entzog und in das Kloſter Wettingſtedt bei Seite brachte. Das Andenken jenes blutigen Treffens hat ſich noch in dem Namen Todtendorf bis heute erhalten.

---

146. Die Weissagung der Mutter Gottfrieds von Bouillon.

Der glorreiche Befreier des heiligen Grabes, Gottfried von Bouillon, stammte von erlauchten und frommen Eltern aus dem Reiche der Franken, aus der Provinz Rheims und aus der Stadt Boulogne, die am englischen Meere liegt. Sein Vater war Herr Eustachius der ältere, der herrliche und berühmte Graf dieses Landes. Seine Mutter war Ida, die Schwester des ausgezeichneten Herzogs Gottfried von Lothringen, der den Beinamen „mit dem Bühel" *) führte.

Diese, eine heilige, fromme und Gott wohlgefällige Frau, sah, vom göttlichen Geiste erfüllt, die Zukunft ihrer Söhne, als selbige noch in sehr zartem Alter waren, voraus, und weissagte, was aus ihnen dereinst werden würde. Als nemlich die Knaben einmal nach Kinderart um die Mutter herum spielten und indem sie einander neckten, oft nach dem Schooße der Mutter ihre Zuflucht nahmen, traf es sich, daß ihr Vater, der ehrwürdige Graf Eustachius, eintrat. Die Kinder hatten sich sämmtlich unter dem Mantel der Mutter versteckt, wo sie sich zu necken fortfuhren und dabei mit ihren Händen und Füßen hin und wieder huschten. Der Graf fragte verwundert: was sich denn unter ihrem Mantel bewege? Da kam der Geist der Weissagung über die edle Frau, und sie gab zur Antwort: „Drei große Fürsten sind es, von denen der erste Herzog, der zweite König, der dritte Graf werden wird."

Diese Prophezeihung hat sich denn später durch Gottes Gnade erfüllt, und der Erfolg hat erwiesen, daß die Mutter

*) Buckel.

Wahres vorher gesagt hat. Denn der erste, Herr Gottfried, wurde von seinem Oheime, mit welchem er gleichen Namen führte, da dieser ohne Leibeserben war, an Sohnesstatt angenommen und folgte demselben im Herzogthum; und wiewohl er nachmals durch die Wahl der Kreuzfahrer auf den Thron von Jerusalem gelangte, nahm er doch aus Demuth nicht den Namen eines Königs, sondern nur eines Beschützers des heiligen Grabes an. Der zweite aber, Herr Balduin, wurde der Nachfolger seines Bruders im Königthum Jerusalem. Der dritte endlich, Herr Eustachius, kehrte nach der Eroberung des heiligen Landes in die Heimath zurück und wurde nach dem Tode seines Vaters, dessen Namen er führte, Erbe der Grafschaft Boulogne.

---

147. Der Zweikampf vor Anikke.

Auf seiner Heerfahrt in das Reich der Sarazenen kam Herzog Gottfried mit den Kreuzfahrern vor eine bedeutende Stadt, welche mit Ringmauern und Thürmen ringsum stark befestigt war. Sie hieß Anikke (Aniko am Hellespont). Nachdem er sich lange Zeit bemüht hatte, die Stadt zu erobern und das Heer von außerordentlichem Hunger heimgesucht wurde, so daß beinahe alle Pferde und was sie hatten, ja selbst die Riemen an den Schuhen, aufgezehrt waren, ließ der Beherrscher der Burg, der langen Anstrengung müde, einen Deutschen, den er lange im Gefängnisse gepeinigt hatte, die Mauer besteigen. Dieser redete zum Herzoge und zum Volke Gottes und sprach: „der Fürst läßt euch sagen: „„Warum bemühet ihr euch so lange, meine Stadt zu erobern? warum wollt ihr mein Gebiet nicht verlassen? Siehe, ihr könnet die Burg nicht erobern; so machet denn, wenns

beliebt, dieſem Unheil ein Ende. Mögen zwei hervortreten, Einer von uns und Einer von euch, und ſich mit einander im Zweikampfe meſſen; wenn dann euer Kämpfer ſiegt, ſo werden wir euch die Burg übergeben und abziehn; erlangt aber der unſrige den Sieg, ſo werdet ihr unverzüglich das Land räumen."

Dieſer Vorſchlag gefiel dem Herzoge und allen, und es wurde von beiden Seiten ausgemacht, daß, für wen ſich auch das Loos entſchiede, was feſtgeſetzt war, auf das unverbrüchlichſte gehalten werden ſolle.

Herzog Gottfried aber hatte einen Knappen, welcher ſtark von Körper, groß von Wuchs und gar ſchön von Anſehn war. Er hieß Helias. Dieſen ſandte der Herzog, nachdem der Waffenſtillſtand geſchloſſen war, in die Stadt zum Fürſten, um die Sache näher zu beſtimmen und den Tag des Zweikampfes feſtzuſetzen. Als nun der Fürſt ſah, wie ſchön der Mann, wie außerordentlich groß ſein Körper, wie kraftvoll ſein Gliederbau war, und erwog, daß keiner der Seinen ihm an Kräften gleichkam, ſo fand er Wohlgefallen an ihm und ſagte, nachdem er ſeine Botſchaft vernommen hatte, zu ihm: „Möchte es dir doch gefallen, bei mir zu bleiben und den beſchloſſenen Zweikampf für mich ausfechten!" Jener antwortete: „Was giebſt du mir, wenn ich thue, was du ſagſt?" Er ſagte: „Ich gebe dir die Hälfte meines Landes und die Hand meiner Tochter und erhebe dich zu den höchſten Ehren." Darauf jener: „Thue, wie du ſagſt, ſo werde ich für dich kämpfen." So ſchloß Helias einen Bund, entſagte Chriſto und trat in Blutsverwandtſchaft mit dem Heiden, und ſie wurden ein Herz und eine Seele. Der Herzog nun wunderte ſich, was mit dem Helias geſchehen ſein möchte, da er nicht wußte, ob er gefangen genommen oder weshalb er nicht wieder herausgekommen war. Da aber erſchien eines Tages jener Deutſche plötzlich auf

der Mauer und rief den Herzog und die Fürsten auf und sprach: „Dieses verkündet mein Herr. An dem und dem Tage und zu der und der Stunde seid bereit; dann wird mein Herr mit seinem Kämpfer hinauskommen, um sein Versprechen zu erfüllen!“ Als sie das hörten, freuten sich alle und jeder erbot sich freiwillig, diesen Kampf zu Ehren Gottes zu bestehn. Der Herzog selbst aber rüstete sich vor allen zum Kampfe; allein man gab es nicht zu, weil er schon hochbetagt und seine Kraft erschöpft war. Selbst die Bischöfe boten sich an, und alle ohne Unterschied, reich und arm, waren zu Ehren Gottes zu siegen und zu sterben bereit. Da trat einer Namens Drogo hervor, ein Verwandter des Herzogs, nemlich ein Schwestersohn desselben, und sagte zu Gottfried: „Siehe, ich diene dir bereits so lange Jahre und habe nie einen Lohn von dir gefordert. Es ist billig, daß ich endlich von meiner Arbeit Nutzen erlange. Diesen Zweikampf aber will ich als Belohnung für alle Dienste, die ich dir geleistet habe, auf das dankbarste annehmen.“ Um es kurz zu sagen — dem Herzoge gefiel die Ergebenheit des Mannes, und er ward unter den Beifallsbezeugungen aller zum Kampfe gerüstet.

Als er darauf die Wahlstatt betreten wollte, sprach der Herzog: „Gott, der unseren Vater Abraham, der Isaak und Jakob gesegnet; Gott, der durch Moses Hand sein Volk durch die Wüste geführt und dessen Feinde mit den Fluthen des rothen Meeres bedeckt, auch dasselbe durch Josua in das Land Kanaan gebracht und ihm seine Feinde unter seine Füße gegeben hat; Gott, der dem Herzen des Gideon den Muth und das Vertrauen einflößte gegen seine Feinde, der Simson Tapferkeit, Judith den Sieg über den Tyrannen verlieh; Gott, der Daniel aus der Löwengrube befreiete, der David von dem Schwerte der Bösen, Elias von der Verfolgung der Jesabel errettete; Gott, sage ich, der seinen Sohn Jesus

Christus in diese Welt sandte, den Erlöser des Menschengeschlechts, der mit seinem heiligen Siegeskreuze den Teufel besiegte und die Gefäße der Knechtschaft der Menschen zerbrach; der seine Apostel segnete und durch die von ihnen verbreitete heilige Lehre die Kirche erleuchtete, der auch durch sie zu uns gesagt hat: „„Alles, was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben““ (Joh. 16, 23); er, in dessen Namen und aus Liebe zu dem wir auf der Pilgerfahrt begriffen sind: er selbst segne dich mit seiner erhabenen Rechten und gebe unserm Feind heute zu seiner Ehre und zu seinem Preise und Ruhme unter deine Füße."

Während nun alle dazu Amen sagten und die Bischöfe den Segen bestätigten, schritt Drogo, der Streiter Christi, seinem Feinde entgegen, wobei alle weinten und im Gebete zu Gott die Kniee beugten. Und siehe, da eilte ihm entgegen der stolze Goliath, der abtrünnige Helias, der von dem demüthigen David im Namen des Herrn zu Falle gebracht werden sollte. Er saß auf einem reichgeschmückten Rosse, an dessen Satteldecke die Tochter des Fürsten eine Menge Glöckchen befestigt hatte, sowohl zum Prunke, als um das Pferd des Gegners scheu zu machen. Das aber hatte Herzog Gottfried im voraus berücksichtiget, indem er dem Rosse seines Neffen die Ohren mit Wolle und Pech verstopft hatte. Als nun die Rosse zusammenrannten, brachen die beiden Kämpfer zuerst die Lanzen, dann sprangen sie ab und drangen mit den Schwertern auf einander ein. Lange blieb der Kampf ohne Entscheidung und beide Streiter bluteten schon aus vielen Wunden. Zuletzt aber erinnerte sich der Herr seiner Barmherzigkeit und Wahrheit und gab seinem Knechte Drogo den Sieg und Helias stürzte zu Boden. Da er nun so darnieder geworfen war, daß er nicht daran denken konnte, wieder aufzukommen, sprach Drogo zu ihm: „Wer bist du, der du

mit mir kämpfest?“ Denn sie wußten von einander nicht, wer sie waren. Da antwortete jener: „Ich bin Helias.“ Da antwortete Drogo: „Wie hast du das thun können? Du hast Christum verleugnet: wie konntest du hoffen, du werdest bestehen? So thue denn Buße und versöhne dich wieder mit deinem Gotte, denn er ist barmherzig; und komm mit mir zurück ins Lager. Ich habe, wie du weißt, vier Städte, davon will ich dir zwei geben, die du dir auswählen sollst, und meine Schwester, eine Nichte des Herzogs, will ich dir vermählen, und du sollst zu den nächsten Freunden des Herzogs gehören.“ Er antwortete: „Keineswegs, denn nie werde ich mein gegebenes Wort brechen und meinen Schwiegervater verlassen.“

Darauf schlug ihm jener das Haupt ab. Da ward der Herzog in den Seinigen verherrlicht, und die Heiden verließen die Burg, in welche Herzog Gottfried mit den Seinigen einzog, dem Herrn lobsingend, der alles thut, was er will, im Himmel wie auf Erden.

---

148. Die heilige Lanze zu Antiochien.

Auf dem Zuge, welchen die Christen unter Anführung des frommen Herzogs Gottfried von Bouillon, des Grafen von Toulouse und anderer Fürsten antraten, um das heilige Land und Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochien und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg: die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Noth im Lager der Christen.

Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm

und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen noch schreiben, doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benedictus betete er mit einfachem Sinn, wie man es ihn gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr hilf, Herr hilf!“ — Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern; der ältere hatte einen langen, braunen Bart und schwarze, durchdringende Augen; der jüngere war schlanker, man mochte sein Antlitz mit keiner anderen Bildung vergleichen. Jener aber hub an: „Ich bin Andreas der Apostel; fürchte dich nicht, sondern folge mir nach!“

Der Pilger stand vom Lager auf, jene beiden gingen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Zwei Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so hell wie am Mittage. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig“, und ging hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltare führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altars. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „Siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gieb Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischofe von Puy, er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sei mit euch allen.“

Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinen Begleitern den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht zu dem Bischofe zu gehen und das Geschehene zu erzählen, sondern zog nach Roja,

um Lebensmittel zu ſammeln. Da erſchien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum erſten Male kräht, am erſten Tage der großen Faſten wiederum der Apoſtel mit ſeinem Begleiter; ein heller Glanz füllte das Zimmer. Jener ſprach: „Petrus, ſchläfſt du?“ Petrus antwortete: „Nein, Herr, ich ſchlafe nicht.“ — „Haſt du gethan, was ich dir befohlen“? fragte Andreas weiter. „Ich habe mich gefürchtet (erwiederte der Pilger), denn ich bin arm und gering, keiner wird meinen Worten glauben.“ Da ſprach der Apoſtel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlöſung ſeines Heiligthumes? Siehe, die Heiligen ſelbſt möchten den Himmel verlaſſen und Theil nehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue, was ich dir geheißen!“

Petrus zögerte noch immer, er wollte gen Cypern ſegeln; ein Sturm warf ihn zum Lande zurück; er erkrankte. Während deſſen hatte man Antiochien eingenommen durch Hilfe chriſtlich geſinnter Bewohner: aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer, und größere Noth entſtand als je zuvor. Da erſchienen jene zwei zum dritten Male dem Pilger, und der Apoſtel ſprach: „Petrus, Petrus, du haſt noch nicht verkündet, was dir vertraut worden!“ Dieſer aber ſagte: „O Herr, wähle einen Weiſeren, einen Reicheren, einen Edleren; ich bin unwürdig ſolcher Gnade.“ — „Der“, antwortete der Heilige, „iſt würdig, welchen der Herr erwählet; thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche.“

Ernſt war des Apoſtels Blick, mild aber und wie von himmliſchem Lichte umfloſſen das Antlitz ſeines Begleiters. Da faßte Petrus Muth und ſprach: „Wer iſt dein Begleiter, der noch nimmer geſprochen hat, zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnſucht, der mein Inneres löſet von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmliſcher

Ruhe?“ Der Apostel antwortete: „Du magst ihm nahen und seine Füße küssen.“ Petrus trat hinzu und kniete nieder; da sah er blutige Male an den Füßen; er fiel auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!“ — Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand.

Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend; da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt siegten die Christen über alle Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüth sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist.

---

149. Die Erscheinung auf dem Oelberge.

Als die Kreuzfahrer am 15. Juli des J. 1099 die heilige Stadt berannten, und der Kampf, ohne daß sich der Sieg auf diese oder jene Seite neigte, vom Frühroth an bis zur siebenten Stunde des Tages gewähret hatte, fing die Hoffnung der Unsern zu wanken an und ließen, ermattet von der ungeheuern Anstrengung, in ihrem Eifer nach. Man war schon darauf bedacht, den großen Belagerungsthurm, welcher von den beinahe ununterbrochenen Würfen bedeutend gelitten hatte, und die übrigen Maschinen, welche bereits Feuer gefangen, etwas von der Mauer zu entfernen, um den Kampf auf den morgenden Tag zu verschieben. Das Volk fing auch bereits zu wanken an, und die Feinde riefen übermüthig die Unsern mit größerer Frechheit als sonst zum Kampfe heraus, als, siehe da, die Kraft Gottes herbeikam, die den verzweifelten Umständen plötzlich eine andere Wendung gab. Es erschien nemlich, vom Oelberg herabschreitend, ein Krieger, welcher nachher nie wieder gesehen wurde, und

gab mit einem funkelnden Schilde, den er an seinem Arme schwenkte, unserem Heere das Zeichen, zum Kampfe zurückzukehren und den Streit zu erneuern. Durch dieses Zeichen wurde Herzog Gottfried, der mit seinem Bruder Eustachius auf dem obersten Stockwerke jenes beweglichen Castells stund, um von da aus zu streiten und auf den Schutz des Gebäudes bedacht zu sein, so erfrischt und neu gestärkt, daß er das Volk und die Führer zurückrief. Und es geschah auch durch Gottes erbarmende Fürsorge, daß das Volk mit Jubel zurückkam, und mit solchem Eifer, als ob sie den Kampf mit ganz frischen Kräften beginnen würden. Die, welche früher ermattet oder verwundet sich dem Kampfe entzogen hatten, kamen jetzt mit neuem Muth und mit verdoppelter Kraft einher und kämpften aufs muthigste. Die Fürsten und die, welche die Stützen des Heeres waren, gingen den Uebrigen voran und ermuthigten sie durch ihr Beispiel. Ja, auch die Weiber wollten bei dieser schweren Arbeit nicht ohne alle Theilnahme sein. Sie brachten den Männern in Gefäßen einen Labetrunk und muthigten sie mit ermunternden Worten zum Kampf auf. Es herrschte im ganzen Heere eine solche Freudigkeit, daß sie des Sieges schon gewiß, innerhalb einer Stunde den Graben ausfüllten, die Vormauer einstürzten und das Castell mit Gewalt der Mauer näherten. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt. Der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt; geblendet und fast erstickt wichen alle Vertheidiger. In höchster Eile ließen die Pilger jetzt die Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die Mauer nieder. Allen anderen voran drang der erlauchte und herrliche Mann, Herzog Gottfried, mit seinem Bruder Eustachius über die Brücke auf die Mauer, viele Ritter und Knechte auf dem Fuße ihm nach. Man sprengte das Stephans-

thor und das ganze Volk drang unter einander ohne weitere Ordnung herein. Es war aber an einem Freitage, um die neunte Stunde des Tages, und es scheint eine göttliche Veranstaltung gewesen zu sein, daß an dem Tage und zu der Stunde, in welcher der Herr in eben dieser Stadt litt, das gläubige Volk, das für den Ruhm seines Erlösers focht, seine Wünsche glücklich erfüllt sah.

---

150. Die Weiber von Weinsberg.

In der Fehde zwischen dem Herzog Welf von Baiern und Kaiser Konrad III. kam es beim Dorfe Ellenhofen — andre sagen bei Weiblingen, wo man zum ersten Male das berühmte Feldgeschrei: „Hie Welf! hie Weiblingen"! hörte — zum Treffen (1140). Herzog Welf wurde geschlagen und warf sich in das etliche Stunden von Heilbronn an der Sulm gelegene Schloß und Stadt Weinsberg. Allein der Kaiser folgte ihm nach und belagerte ihn hart. Da er nun um die Uebergabe unterhandelte, wollte der Kaiser keine andern Bedingungen bewilligen, als welche die Könige gewöhnlich bei bezwungenen Rebellen festsetzten: außer den Kindern und Knaben sollte alles, was in der Stadt männlichen Geschlechtes wäre, dem Tode oder der Gefangenschaft verfallen sein. Weiber und Kinder sollten freien Abzug haben, jedoch ohne etwas mitzunehmen.

Die Weiber nun hielten Rath unter sich, und flehten knieend des Kaisers Gnade an, sie doch nicht leer und bloß aus der Stadt zu treiben, sondern jeder zu erlauben, von dem Ihrigen so viel mitzunehmen, als sie auf den Schultern tragen könne. Der Kaiser bewilligte diese Bitte, in Meinung, sie würden ihre Kleinodien und besten Schatz mit sich

nehmen. Aber siehe, da kommt die Herzogin und die übrigen Weiber daher und trägt jede ihren Mann auf dem Rücken. Da nun des Kaisers Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben, ihn anging, er solle dergleichen nicht erlauben, denn es wäre seine Zusage nicht dahin zu verstehen gewesen, antwortete der Kaiser: „Ein Kaiserwort darf man nicht drehn noch deuteln", belobte der Weiber listigen Anschlag und treuherzige Tragfahrt, behielt sie im Lager zu Gast und verzieh den Männern. — Noch heutiges Tages heißt der Berg, auf welchem das Schloß von Weinsberg, Weibertreue.

151. Wirth am Berge.

Als der Kaiser Friedrich Barbarossa am Rothenberg in Schwaben seine Hofhaltung hielt, da geschah es, daß sein Töchterlein einen seiner Dienstmannen liebgewann. Und sie entwich mit ihm und hielten sich beide verborgen, bis der Kaiser hinweg gezogen war. Darnach baueten sie sich an jenem Berge an und errichteten eine Wirthschaft und lebten glücklich in ihrer Dürftigkeit. Der Kaiser aber trug schweres Leid um seine Tochter und konnte nirgend erfahren, was aus ihr geworden wäre. Und nach etlichen Jahren kehrte er wieder an denselbigen Ort und nahm Herberg bei dem Wirth am Berge; und der Tochter bebte vor Furcht das Herz, wiewohl er sie nicht erkannte. Doch konnte sie sich aus kindlicher Zärtlichkeit nicht versagen, daß sie dem Kaiser zum Mahle seine Lieblingsspeise vorsetzte, die er so lange entbehrt hatte und niemand so zu bereiten wußte wie sie. Als nun der Kaiser davon aß, ward ihm weh ums Herz, und er gedachte mit neuem Schmerz der entschwundenen Tochter, und es war ihm, als müsse sie da sein, und rief mit Weh-

muth: „Ach, wo ist denn meine liebe Tochter?“ Da konnten auch die beiden, die ihm so weh gethan, vor Lieb und Reue sich ihm nicht länger verbergen und fielen ihm zu Füßen, daß er ihnen verziehe. Und der Kaiser ward froh, seine Tochter wieder an sein Herz zu drücken, und verzieh auch dem Eidam. Er schenkte ihm den ganzen Rothenberg und erhob ihn zum Grafen. Doch sollte er den Namen Wirth am Berge fortführen, und dies ist der Ursprung des würtembergischen Hauses.

152. Der Schelm von Bergen.

Bei einem Hoffeste hatte die Kaiserin, die Gemahlin Friedrich Barbarossas, mit einem unbekannten Ritter getanzt, der durch seine Anmuth und edle Haltung aller Augen auf sich zog. Der Kaiser frägt ihn endlich nach seinem Namen und Herkommen, denn niemand hatte ihm sagen können, wer der fremde Ritter wäre. Der Fremde ward bald bleich, bald roth und gestand: er sei der Schelm (d. i. der Nachrichter) von Bergen. Mit Entsetzen wichen alle Umstehenden zurück von ihm, der es gewagt hatte, durch seine nach der Meinung jener Zeit entehrende Berührung die allverehrte Kaiserin zu beflecken, und der ergrimmte Kaiser sprach ihm erzürnt den Tod zu. Aber der Schelm hatte sich auf guten Rath besonnen und sprach: „Gnädigster Kaiser, mein Tod macht das Geschehene nicht ungeschehen; wollt ihr den Schaden heilen, so macht aus mir, was eure Höflinge sind!“ Und der Rothbart lächelte wieder gnädig: „Du bist ein Schelm mit Rath und That und magst's denn auch bleiben; drum knie nieder, Ritter Schelm von Bergen!“ Der Schelm that's und empfing den Ritterschlag.

153. Kaiser Friedrichs Jagdauszug.

Oft weilte der groſse Kaiser Friedrich, der Rothbart genannt, in der schönen Gegend von Gelnhausen und ruhete hier von den Lasten und Mühen seiner Regierung, sich vergnügend und erheiternd an der Jagd in den nahen, noch mit Wild reich gesegneten Wäldern, besonders in dem königlichen Bannforste des büdinger Waldes, in welchem durch ihn zu Ortenberg, Büdingen und Wächtersbach Jagdschlösser entstanden. Ein Forstmeister mit zwölf Förstern führte die Aufsicht über diesen Wald. Wenn der Kaiser jagen wollte, so mußte der Forstmeister ihm einen Hund mit hängenden Ohren, der stets in der Burg unterhalten wurde, mit einem silbernen und goldnen Halsbande und einer seidenen Leine, auf einem seidenen Kolter oder Kissen liegend, darbringen. Gleiche Verpflichtung lag auch den Förstern der genannten Jäger ob. Dann mußte dem Kaiser eine Armbrust überreicht werden mit einem Eibenbogen, seidener Sehne und Hängeband, elfenbeinerner Nuß und silbernem, mit Pfauenfedern geziertem Pfeil; auch die Riemen waren mit solchen Federn geziert. Dann folgte der Forstmeister dem Kaiser auf einem weißen Rosse; und ging es weiter in das dunkle Gebirge, so mußten auch jene zwölf Reichsförster aufsitzen und folgen.

So lebt Friedrichs groſser Name noch in mancherlei Sagen der Gegend. Vor Jahren zeigte man einen uralten Baum, die „Kaiserseiche" genannt, in deren kühlendem Schatten er oft geruht; und noch rinnt eine Quelle, an der er sich oft mit seinem Jagdgefolge erfrischt haben soll. Vor mehreren Jahrzehnten sah man in deren Nähe noch einen Stein mit einer Inschrift, der leider in Haitz als Bruchstein verwendet worden ist.

154. Das Gelnhäuſer Stadtwappen.

Einmal, da Kaiſer Friedrich zu Gelnhauſen auf ſeiner Pfalz verweilte und gerade mit ſeiner Gemahlin koſend am Fenſter ſtand, erſchien der Stadtrath vor ihm und bat, daß er die Stadt mit einem Wappen begnadigen möchte. Der Kaiſer ſagte, ſie möchten ſich umſehen und wählen, was ſich zuerſt ihren Blicken zeigte. Da nahm der Stadtrath das Erſte und Beſte, was er vor Augen hatte — das Bild, wie der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin am Fenſter ſtand, — zum Wappen.

---

155. Der verlorene Kaiſer Friedrich. *)

Kaiſer Friedrich war vom Papſt in den Bann gethan; man verſchloß ihm Kirchen und Capellen, und kein Prieſter wollte ihm die Meſſe mehr leſen. Da ritt der edle Herr kurz vor Oſtern, als die Chriſtenheit das heilige Feſt begehen wollte, darum, daß er ſie nicht daran irren möchte, aus auf die Jagd. Keiner von des Kaiſers Leuten wußte ſeinen Muth und Sinn; er legte ein edles Gewand an, das man ihm geſendet hatte von Indien, nahm ein Fläſchlein mit wohlriechendem Waſſer zu ſich und beſtieg ein edles Roß. Nur wenig Herren waren ihm in den tiefen Wald nachgefolgt. Da nahm er plötzlich ein wunderbares Fingerlein in ſeine Hand, und wie er das that, war er aus ihrem Geſicht verſchwunden. Seit dieſer Zeit ſah man ihn nimmer mehr, und ſo war der hochgeborne Kaiſer verloren. Wo er hinkam, ob

*) Die Sage verſchmelzt hier Friedrich II. mit dem Erſten dieſes Namens.

er in dem Wald das Leben verlor, oder ihn die wilden Thiere zerriſſen, oder ob er noch lebendig ſei, das kann niemand wiſſen. Doch erzählen alte Bauern: Friedrich lebe noch und laſſe ſich oft als ein Waller bei ihnen ſehen; dabei habe er öffentlich ausgeſagt, daß er noch auf römiſcher Erde gewaltig werden und die Pfaffen ſtören wolle und nicht ehnder ablaſſen, er habe denn das heilige Land wieder in die Gewalt der Chriſten gebracht; dann werde er „ſeines Schildes Laſt haben an den dürren Aſt.“

---

156. Kaiſer Friedrich zu Kaiſerslautern.

Etliche wollen, daß Kaiſer Friedrich, als er aus der Gefangenſchaft bei den Türken befreit worden, gen Kaiſerslautern gekommen und daſelbſt ſeine Wohnung lange Zeit gehabt. Er baute dort das Schloß, dabei einen ſchönen See oder Weiher, noch jetzt der Kaiſerſee genannt, darin ſoll er einmal einen großen Karpfen gefangen und ihm zum Gedächtniß einen güldenen Ring von ſeinem Finger an ein Ohr gehangen haben. Derſelbige Fiſch ſoll, wie man ſagt, ungefangen in dem Weiher bleiben, bis auf Kaiſer Friedrichs Zukunft. Auf eine Zeit, als man den Weiher gefiſcht, hat man zwei Karpfen gefangen, die mit gülbenen Ketten um die Hälſe zuſammen verſchloſſen geweſen, welche noch bei Menſchen-Gedächtniß zu Kaiſerslautern an der Metzlerpforte in Stein gehauen ſind. Nicht weit vom Schloß war ein ſchöner Thiergarten gebauet, damit der Kaiſer alle wunderbarliche Thiere vom Schloß aus ſehen konnte, woraus aber ſeit der Zeit ein Weiher und Schießgraben gemacht worden. Auch hängt in dieſem Schloß des Kaiſers Bett an vier eiſernen Ketten und, als man ſagt, ſo man das Bett zu Abend

wohl gebettet, war es des Morgens wiederum zerbrochen, so daß deutlich jemand über Nacht darin gelegen zu haben schien.

Ferner: zu Kaiserslautern ist ein Felsen, darin eine große Höhle oder Loch, so wunderbarlich, daß niemand weiß, wo es Grund hat. Doch ist allenthalben das gemeine Gerücht gewesen, daß Kaiser Friedrich, der Verlorne, seine Wohnung darin haben sollte. Nun hat man einen an einem Seil hinabgelassen und oben an das Loch eine Schelle gehangen, wann er nicht weiter könne, daß er damit läute, so wolle man ihn wieder heraufziehen. Als er hinabgekommen, hat er den Kaiser Friedrich in einem güldenen Sessel sitzen sehen, mit einem großen Barte. Der Kaiser hat ihm zugesprochen und gesagt, er solle mit niemand hier reden, so werde ihm nichts geschehen, und solle seinem Herrn erzählen, daß er ihn hier gesehen. Darauf hat er sich weiter umgeschauet und einen schönen weiten Plan erblickt und viel Leut, die um den Kaiser standen. Endlich hat er seine Schelle geläutet, ist ohne Schaden wieder hinauf gekommen und hat seinem Herrn die Botschaft gesagt.

---

157. Friedrich im Kyffhäuser.

Vom Kyffhäuser ist die gemeine Sage, daß Kaiser Friedrich darin Hof halten soll und daß er den Leuten bisweilen erscheine und mit ihnen rede. Denn es wird von vielen für gewiß geglaubt, daß Kaiser Friedrich noch lebe und auch lebendig bleiben werde bis an den jüngsten Tag, und daß kein rechter Kaiser nach ihm mehr aufkommen werde. Es wird auch dafür gehalten von vielen, daß vor dem jüngsten Tage ein mächtiger Kaiser kommen solle, welcher der Christenheit Friede schaffen werde, über das Meer ziehen und das heilige

Grab wiederum gewinnen. Und der werde Friederich genannt werden von wegen der Liebe des Friedens, nicht, daß er also getauft sei.

Er soll sich selbst mit einigen der Seinen hierhin verflucht haben, sitzt deshalb mit ihnen auf einer Bank an einem steinernen Tische, den Kopf in der Hand haltend. Er scheint zu ruhen oder zu schlafen, nickt stätig mit dem Kopfe und zwinkert mit den Augen, als wenn er etwa nicht recht schliefe oder bald wieder aufwachen wolle. Sein rother Bart ist ihm unmaßlich groß gewachsen, nach einigen durch den steinernen Tisch, nach andern um den Tisch herum, dergestalt, daß er dreimal um die Rundung reichen muß bis zu seinem Aufwachen; jetzt aber geht er erst zweimal darum. Es hat sich einmal zugetragen, daß ein Schäfer von einem Zwerge in den Berg hineingeführt ward. Den fragte der Kaiser: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ und als der Schäfer das bejahete, sprach er: „Nun muß ich noch hundert Jahre länger schlafen“ *).

---

158. Heinrichs des Löwen Meerfahrt.

Im Frühjahre 1172 machte Herzog Heinrich von Braunschweig sich auf, das heilige Grab zu besuchen und zog mit großem Gefolge durch Oesterreich, Ungarn und Bulgarien gen Constantinopel. Daselbst bestieg er ein sehr festgebautes Schiff, womit ihn der Kaiser der Griechen nebst vielen andern Gaben beschenkt hatte, und begann mit den Seinen die Fahrt. Es gerieth aber das Meer sehr in Bewegung, so daß in dem gewaltigen Sturme alle voll Besorgniß ihren

*) Andere Kyffhäusersagen siehe im nächsten Theile.

Tod vor Augen sahen. Auf dem Schiffe aber befand sich ein tugendsamer Mann, welchem die drohende Gefahr sehr beängstigte. Dieser verfiel, während sein Gemüth eben so unruhig war, wie das Meer, plötzlich in einen festen Schlaf und sah in diesem die allerschönste Jungfrau vor sich stehn, die sprach zu ihm: „Fürchtest du die Gefahr des Meeres?“ Worauf er antwortete: „Hochgelobte Herrin, wir sind in Aengsten, und wenn der Herr des Himmels nicht auf uns herabsieht, so werden wir sehr bald untergehn.“ Sie aber erwiederte: „Sei getrost, ihr werdet nicht untergehn, sondern wegen des Gebetes eines Mannes, der in diesem Schiffe nicht aufhört, mich anzurufen, werdet ihr aus der drohenden Gefahr errettet werden.“ Obwohl nun nicht gesagt war, auf wen das ging, so war doch der, der das Gesicht gehabt hatte, aus göttlicher Eingebung überzeugt, daß der fromme Abt des St. Aegidienklosters zu Braunschweig, Heinrich *), welcher im Gefolge des Herzogs war, gemeint sei. Und die Verkündigung trog nicht. Als es endlich zu tagen begann, wurde der Wind noch heftiger und das Schiff wurde mitten auf dem Meere von den Wogen hin und her geschleudert, und die Schiffsleute fürchteten sich sehr. Es waren dort sehr spitzige Felsen links und rechts, und das Schiff mitten drin. Während sie so gar sehr beunruhigt wurden, erblickten die Seeleute Felsen, welche sich öffneten wie eine Thür, und steuerten dahin, und siehe, der Sturm legte sich, die Fluthen schwiegen, und plötzlich fuhr das Schiff unverletzt hindurch, sie aber lobten den Herrn, welcher „tödtet und lebendig macht und in die Hölle führt und wieder heraus.“

*) Nachmals Bischof von Lübeck.

159. Heinrich von Braunſchweig und ſein Löwe.

Herzog Heinrich von Braunſchweig, der edle Welf, zog einſt mit ſeinen Rittern auf Abenteuer aus; und als ſie das wilde Meer befuhren, erhob ſich ein Sturm und verſchlug das Schiff; und viele Tage und Nächte wurden ſie in der Irre dahin getrieben und trafen kein Land an. Ueber der langen Fahrt ging ihnen die Speiſe aus, und der Hunger quälte ſie über die Maßen. In dieſer Noth ſprach Herzog Heinrich zu den Seinen: „Wir können uns anders nicht helfen; mache ſich jeder ein Loos und werfet die Looſe in einen Hut, und weſſen Loos dann gezogen wird, der ſoll ſich tödten laſſen und ſeinen Gefährten zur Speiſe dienen.“ Dazu waren ſie alle willig, und auf ſolche ſchreckliche Art friſteten die, welche das Loos verſchonte, eine Zeit lang ihr Leben; und immer fügte es Gott, daß niemals das Loos des Herzogs herauskam. Endlich aber war von allen nur noch der Herzog und ein einziger Knecht am Leben, und der Hunger nahm kein Ende. Da ſprach der Herzog entſchloſſen: „Nun laß uns beide looſen, und auf wen es fällt, von dem ſpeiſe ſich der andre.“ Ueber dieſe Rede erſchrak der treue Knecht; doch, da er hoffte, es werde ihn ſelber treffen, ließ er es zu; aber ſiehe, das Loos fiel auf ſeinen edeln, liebwerthen Herrn, und der Herzog machte ſich bereit, daß der Diener ihn tödten ſollte. Da ſprach der Knecht: „Solches thue ich meinem Herrn nimmermehr! und wenn alles verloren iſt, ſo habe ich noch ein anderes ausgeſonnen; ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geſchehen wird.“

Der Herzog willigte in den ſeltſamen Vorſchlag ſeines Getreuen; dieſer nahm die Haut eines Ochſen, den ſie vordem auf dem Schiffe verſpeiſt hatten, wickelte ſeinen Herrn darein und nähte ſie zuſammen; doch hatte er ſein Schwert

neben ihn mit hinein gesteckt. Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte die Haut mit seinen Fängen und trug sie mitsammt dem Herzoge durch die Lüfte über das weite Meer in sein Nest. Dort ließ er seine Beute für die Jungen liegen und flog wieder aus, einen neuen Fang zu thun. Diese Frist benutzte der Herzog weislich, faßte das Schwert, zerschnitt die Näthe des Sackes und stieg heraus. Als die jungen Greifen den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie begierig mit wildem Geschrei über ihn her. Aber Heinrich thät sich ihrer mannlich mit dem Schwerte erwehren und schlug sie alle todt. Zum Andenken an diesen Kampf schnitt er eine Greifenklaue ab, steckte sie zu sich, und stieg aus dem Neste den hohen Baum hinunter. Er sah sich in einem großen, dichten Walde und wanderte darin eine gute Weile fort, ob er einen Ausgang oder menschliche Wohnung fände. Da stieß er auf einen gräulichen Lindwurm, der mit einem Löwen im Kampfe war und der Leu war nahe daran, zu unterliegen. Der Herzog sprach bei sich selber: „Ich habe oft sagen hören, der Löwe sei ein treues Thier, darum will ichs hier mit dem Lindwurm wagen, und sollt es mein Leben kosten.“ Da säumte er nicht, nach ritterlicher Pflicht dem Bedrängten beizustehen, zog sein Schwert und hieb auf den Lindwurm ein. Lange wehrte sich das böse giftige Gewürm und schrie, daß der Wald wiederhallete; aber endlich gelang es dem theuerlichen Helden, mit ihm fertig zu werden; das Ungeheuer lag zuckend und sterbend am Boden. Da nahete sich der Löwe dem Herzoge mit freundlichem Wedeln, legte sich ihm dankbar zu Füßen neben den Schild, den er, vom Kampfe rastend, neben sich hingeworfen hatte, und wich nicht mehr von seiner Seite. Das edle Thier sorgte für seinen Retter, so gut es konnte, führte ihn zu seiner Höhle, und theilte, so oft es einen Hirsch oder anderes Wildpret erlegte, seine Beute redlich mit dem Gaste. Aber der Herzog sehnte

ſich aus dieſer Einöde in die Welt der Menſchen zurück. Da nun das Meer nahe dabei war, baute er ſich eine Horde aus zuſammengelegtem Holz, mit Zweigen durchflochten, und ſetzte ſie auf das Meer; und als der Löwe eines Tages wieder auf die Jagd gegangen, beſtieg er das Floß und ſtieß vom Lande. Der Löwe aber, der ins Lager zurückgekehrt, ſeinen Herrn vermißte, folgte ſeiner Spur ans Geſtade und gewahrte ihn auf dem Meere in weiter Ferne. Alſobald ſprang er in die Fluth und ſchwamm ſo lange dem Floſſe nach, bis er es erreichte, worauf er ſich ruhig zu des Herzogs Füßen niederlegte.

So fuhren ſie nun eine Zeit lang miteinander dahin; aber bald kam der gute Held in dieſelbe Noth, die er vormals mit ſeinen Gefährten auf dem Meere erlitten hatte: der Hunger plagte ihn bei Tag und Nacht. Heinrich betete und wachte und ſchaute nach allen Seiten vergebens nach Rettung aus. Da erſchien ihm der böſe Teufel, der einſt auch an den Heiland herangetreten zu der Stunde, da er hungerte, und ſprach: „Herzog, ich bringe dir neue Poſt! du ſchwebſt hier in Pein und Noth zwiſchen den wilden Waſſerwogen, und daheim in Braunſchweig iſt lauter Freude und Jubel. Heute an dieſem Abend hält ein Fürſt aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe, denn die geſetzten ſieben Jahre ſeit deiner Ausfahrt ſind verſtrichen und man hält dich für todt.“ Traurig erwiederte Heinrich: „Das mag wohl wahr ſein, mein Ausbleiben hat allzu lange gewährt. Doch will ich mich zu Gott lenken: er machs wies ihm gefällt.“ Der Teufel aber höhnte ihn und ſprach: „Was redeſt du viel von Gott? Hätte Gott es gut mit dir vor, warum hilft er dir nicht aus den Waſſerwogen? ich aber will dich, wenn du willſt meine ſein, noch heute zu deiner Gemahlin führen.“

Sie hatten ein langes Geſpräche; der Herzog wollte

nicht drein willigen und sprach: „So ich mein Gelübde bräche gegen Gott, das ewige Licht, was hülfe mir das? fiele ich ab von Gott, meinem Herrn, ob ich gleich ein hochgeborner Herr zu Braunschweig bin: so wäre ich ewig verloren.“ Aber der Teufel ließ mit sich handeln und schlug ihm vor: er wolle ihn ohne Schaden noch heut Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten, bis er ihm den Löwen nachgebracht; finde er ihn aber bei seiner Zurückkunft schlafend, so solle er ihm und seinem Reiche verfallen sein. Der Herzog, von sehnlichem Verlangen nach seiner Gemahlin bewogen, willigte endlich darein und hoffte auf Gottes Beistand wider alle Anschläge des Bösewichts. Alsbald führte ihn der Satan durch die Lüfte bis vor Braunschweig und legte ihn auf dem Giersberge nieder. „Nun wache, Herr, ich kehre bald wieder!“ sprach er und fuhr wieder auf und davon. Kaum war er fort, da überschlich den Herzog der Schlaf. Er suchte wohl sich dessen zu erwehren und hob an zu beten:

Ach Gott! mich heut behüte,
Sonst mir sehr weh geschieht.
Hilf ja, daß ich mög wachen,
Es möcht mir übel sein,
Möcht kommen in Satans Rachen,
Dazu in die ewige Pein.

Jedoch da er von langem Fasten und Wachen und der beschwerlichen Fahrt aufs äußerste ermüdet, so überwältigte ihn der Schlaf gar bald und er lag wie ein Todter. Mittlerweile kam der Teufel mit dem Löwen zurück, sah schon aus der Ferne den Herzog in Schlummer hingestreckt und freute sich im voraus. Aber auch der Löwe gewahrte hoch aus den Lüften seinen Herrn, und da er ihn für todt hielt, hub er vor Schmerz und Trauer laut zu brüllen an, daß der Herzog davon erwachte. Der böse Feind sah nun sein

Spiel verloren; er bereuete es zu spät, das wilde Thier herbeigeholt zu haben, und warf voll Verdruß den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Aber das treue Thier nahm von dem Falle keinen Schaden und war zufrieden, wieder bei seinem Herrn zu sein. Der Herzog sprang auf, dankte Gott inbrünstig für seine Rettung und ging hinab in die Stadt Braunschweig, da der Tag zu Ende ging. Vom Löwen begleitet schritt er auf sein Schloß zu, aus welchem ihm großes Getöne entgegen scholl. Die Diener wehrten ihm den Eintritt. „Was bedeutet dies Getön von Harfen und Pfeifen? — fragte der Herr — sollte es doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt hat, und ist ein fremder Herr in diesem Hause?“ „Kein fremder — antwortete man ihm — denn er ist unsrer gnädigen Frauen verlobt und bekommt heute das braunschweiger Land.“ „So bitte ich“, sprach der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt.“ Da ging einer von den Leuten hinauf und sagte der Fürstin: ein Pilger, dem ein Löwe mitfolge, lasse sie um einen Trunk Weines bitten. Die Herzogin verwunderte sich, füllte einen Becher mit Wein und ließ ihn dem Fremden bringen. „Wer magst du wohl sein — sprach der Diener, während der Gast trank — daß du von diesem edlen Weine zu trinken begehrst, den man allein der Herzogin einschenkt?“ Der Pilgrim zog seinen goldnen Ring vom Finger, warf ihn in den Becher und hieß ihn der Fürstin zurücktragen. Als die Braut den Ring erblickte, darein des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stand eilends auf und trat an die Zinne, um den Fremdling selber zu schauen. Da ward sie den Herrn inne, der mit dem Löwen an der Seite vor der Thür auf einem Steine saß; sie ließ ihn in den Saal entbieten und fragen: woher er den Ring habe und warum er ihn in den Becher gelegt? „Von keinem — gab er zur Antwort — hab ich ihn bekom-

men, sondern ihn selbst genommen; es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring habe ich hingelegt, wo er billig hin gehört."

Als man der Herzogin diese Antwort brachte, trat sie auf den Pilgrim näher herzu und fiel vor Freuden zur Erde, denn sie erkannte nun ihren theuerwerthen Herrn und Gemahl. Sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da ward große Freude im ganzen Saal, und Herzog Heinrich nahm am Tische zur Seite seiner Gemahlin den Sitz ein, der ihm gebührte. Dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut.

Heinrich regierte noch lange und glücklich in seinem Reiche; und als er im hohen Alter verstarb, legte sich der Löwe auf seines Herren Grab und wich nicht davon, bis er verschied. Darnach begrub man ihn in der Burg und stellte seiner Treue zu Ehren sein Bild in Erz auf, wie es noch heutiges Tages in Braunschweig zu sehen ist. Die Klaue des Greifen aber hatte Heinrich im Dome aufhangen lassen, damit auch die Nachzeit ein Wahrzeichen seiner wundersamen Abenteuer habe.

---

160. Die Ermordung der Tartaren-Kaiserin zu Neumarkt in Schlesien.

Zur Zeit, da Heinrich I., Gemahl der heiligen Hedwig, Herzog in Schlesien war, regierte ein mächtiger und reicher tartarischer Kaiser in dem Aufgang der Sonnen, welcher mit dem Namen Batus geheißen war. Derselbige hatte unter ihm viel Könige, Fürsten und Herren, und ein Gemahl, welche ihm vertraut war nach Weise und Ge-

wohnheit der Tartaren. Dieſe hörte oft und vielmal ihre Herren und Ritterſchaften erzählen von den Sitten und Gewohnheiten der Chriſtenlande, wie die gar löblich und ehrlich wären; auch desgleichen von der Großmächtigkeit ihrer Fürſten, Herren und Ritterſchaften, wie allerwegen dieſelbigen bereit wären zu verfechten denſelbigen, ihren chriſtlichen Glauben nicht allein bis auf die Vergießung ihres Blutes, ſondern auch bis in den Tod.

Da ward dieſe Kaiſerin entzündet von großer Liebe und inbrünſtiger Begier, ſolche Land und Städte, desgleichen die Ritterſchaft der Chriſtenheit mit eignen Augen zu beſchauen. Demnach lag ſie ihrem Herrn dem Kaiſer mit fleißiger und ſteter Bitte an, ihr ſolches zu erlauben, daß ſie möchte erfahren die Dinge, welche ihr geſagt waren; und wiewohl er allerwege ihr Begehren verſagete und abſchlug, ließ ſie doch nicht ab von ſolchem Vornehmen und von ihrer Bitte, alſo lang, bis er zuletzt ihre Bitte zuſagete und erlaubte, worüber ſie aus der Maßen ſehr erfreut ward in ihrem Herzen und Gemüthe.

Und da der Kaiſer nun ſahe, daß ſeine Frau alſo begehrlichen war, zu beſchauen die Lande der Chriſtenheit, da verſorgete er ſie mit einer mächtigen und ſchönen Geſellſchaft ſeiner Fürſten, Grafen und Ritterſchaft, desgleichen mit Golde, Silber und Edelgeſtein überflüſſiglich und unausſprechlich; auch mit ſolchen Geleitsbriefen, damit ſie ſicher möchte aus- und einziehen, ohne alle Hinderniſſe bis zu den Enden, davon ſie gezogen war als eine gewaltige Kaiſerin.

Da zog ſie nun aus mit großen Freuden, zu beſchauen die Lande der Chriſtenheit, und wo ſie hinkam mit ihrer Ritterſchaft, ward ſie ehrlich empfangen und mit großen Gaben geehret und begabet von Fürſten, Herren, Landen und Städten, als einer ſolchen mächtigen Kaiſerin wohl ziemlich war. Und zuletzt da kam ſie alſo in die Schleſien, an die

Grenze des Zobtenberges, etwa (vor kurzem) der Fürſtenberg genannt, von welchem Berge die alten Chroniken ſagen, daß die alten, edeln Fürſten in Schleſien und Polen ihre urſprüngliche Geburt haben. Und auf dieſelbige Zeit war die namhafteſte Stadt in der Schleſien der Neumarkt, zu welcher Stadt auch die erwähnte Kaiſerin gekommen iſt, ſie zu beſchauen.

Und da die Bürger ſahen und merketen den großen unausſprechlichen Schatz, welchen die Kaiſerin bei ihr hatte, da gingen ſie zuſammen in einen Rath und ſprachen zu einander: es wäre unziemlich, daß eine ſolche ungläubige Frau mit ſolchen großen Schätzen, beidem, Silber, Gold und Edelgeſteinen, ihnen entwerden ſollte. „Darum wollen wir ſie mitſammt den Ihren, Herren und Dienern, durch unſere Gewalt überfallen und zu Tode ſchlagen und ihren Schatz unter uns und unſere Bürger vertheilen."

Solchem böſen und unbedachten Rathe gingen ſie nach und erſchlugen Herren, Ritter und Knechte mitſammt der Kaiſerin und ihren Jungfrauen und Dienerinnen, und ließen niemand leben, bis auf zwo von ihren Jungfrauen, welche in den finſtern Kellern und Höhlen ſich verborgen hatten und alſo mit genauer Noth lebend davon und hernachmals unter großer Beſchwer wieder heim zu Lande kamen.

Da ſie alſo wieder heimkommen waren, ſagten ſie ihrem Herrn dem Kaiſer mit großem Weinen und Wehklagen den jämmerlichen Tod ſeines Gemahls und wie und wo das geſchehen war und ſprachen: „O allmächtigſter Kaiſer, wir ſind mit der Kaiſerin, deinem Gemahl, und mit ihren Fürſten und Herren gezogen durch manche Stadt und Land der Chriſtenheit, da man uns große Würde und Ehre erboten hat mit Gaben und andern Dingen, ausgenommen in einer Stadt, welche mit Namen Neumarkt genennet iſt und gelegen in der Schleſien. Da iſt unſere Frau die Kaiſerin, mit-

sammt ihren Fürsten und Herren böslich erschlagen und ermordet worden von den Bürgern derselben Stadt und wir zwo sind davon kommen mit großer Angst und Noth."

Da der Kaiser erhörte solche jämmerliche Mär von seinem lieben Gemahl sowie von seinen Herren und Ritterschaften, erschrak er aus der Maßen sehr, und von grimmigem Zorn bewegt, vereidete er sich und sprach: daß sein Haupt nicht sollte Ruhe haben, bis er solchen Mord an der Christenheit geräche mit großem Blutvergießen, Verheerung und Verwüstung ihres Landes. Demnach ließ er ausrufen milden und reichen Sold durch drei ganze Jahre lang allen denen, die ihm helfen wollten an der Christenheit rächen den Tod seiner Herren und seines Gemahls, und versammelte in diesem Zeitraum bis in die fünfmalhunderttausend Mann. Darnach machte er sich auf und brachte unsägliches Weh über Schuldige und Unschuldige, davon das alte Volkslied berichtet:

So kamen sie nun in Schaaren
Ins ganze Schlesierland
Und sengten, brannten und stahlen,
Der Welt ists wohl bekannt.

Den Tod der Prinzessin zu rächen,
Bei Wahlstatt ging es trüb;
Zu Ehren der Heiden Prinzessin
Ein christlicher Herzog blieb*).

So ward am Lande gerochen,
Was Neumarkt hat gethan:
Herr Gott, uns selber regiere,
Wenn wir was fangen an.

*) Am 9. April 1241 kam es bei Liegnitz zwischen den Mongolen und dem deutschen Heere, welches ihnen Herzog Heinrich von Schlesien entgegen stellte, zum Treffen. Die christliche Ritterschaft erlitt trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit eine völlige Niederlage, Heinrich selbst fiel; doch drangen die Mongolen nicht weiter in Deutschland vor. Das in jener Gegend später erbaute Dorf erhielt den Namen Wahlstatt.

161. Das Todtenglöcklein.

Zur Zeit, da der deutsche Ritterorden mit den Preußen in hartem Kampfe lag, wurde Burg Bartenstein vier Jahre lang von den Heiden vergeblich belagert. Aber drinnen waren längst alle Vorräthe aufgezehrt, so daß zuletzt sogar die Rosse sammt ihren Fellen den Rittern zur Speise dienen mußten. Da nun die Kreuzritter sahen, daß sie die Burg nicht länger halten könnten, bat ein frommer Bruder Gott um Rath und Weisung, was sie thun sollten, worauf eine Stimme vom Himmel ihnen befahl: auszuziehen und die leeren Mauern dem Feinde zu überlassen. Die Brüder beriethen sich hierauf, wie es anzustellen sei, um unbemerkt den Feinden zu entkommen. Da erbot sich ein blinder Greis, allein in der Feste zurück zu bleiben und regelmäßig zu den bestimmten Zeiten, beim englischen Gruß und an den canonischen Stunden das Glöcklein zu ziehen, damit die Feinde vermeinen sollten, die Burg sei noch wie sonst bemannt. Dies ward denn auch so vollführt. Die übrigen Brüder entkamen glücklich unter der Hülle der Nacht, nachdem sie ihre Todten zuvor bestattet; der blinde Meßner aber ließ wie sonst Hora und Vesper erschallen, zuletzt aber verstummte das Glöcklein und die Heiden näherten sich jetzt furchtlos der Burg, der Meinung, daß die Besatzung insgesammt dem Hungertode erlegen sei. Aber wie erstaunten sie, als sie, in die Burg eingetreten, kein Zeichen des Todes erblickten, bis man zuletzt den Meßner entdeckte, — todt am Altare hingestreckt, den Glockenstrang noch in der Hand. Da wollte der heidnische Heerführer am Leichname des Greisen noch seinen Zorn auslassen; aber als er zur Kirche kam, war auch dieser verschwunden. Boten des Himmels hatten ihn fortgeführt.

162. Die Belagerung von Fischhausen.

In den Tagen Christians, des zweiten Bischofs von Samland, versuchten es die Heiden, die Burg Fischhausen einzunehmen. Als sie vor selbige gelangten, war es gerade Mittag, und der Bischof mit allen, die in der Burg waren, pflegte des Schlafes. Die Pforte war nur mit einem Riegel, der durch ein Riemlein aufgezogen werden konnte, verwahrt, und dieses Riemlein hing sichtbar herab, so daß die Pforte ohne alle Mühe geöffnet werden konnte. Die Preußen waren aber so mit Blindheit geschlagen, daß sie das Riemlein nicht nur nicht wahrnahmen, sondern es ihnen sogar schien, als ob die Pforte von Erz sei. Unterdessen erwachte der Burgwart und rief denen drinnen zu, daß die Feinde da wären. Darob erschraken die letzteren so, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, indem es ihnen schien, als ob die Burg von einem großen Haufen Kriegsvolk besetzt sei, obwohl ihrer nur sehr wenige waren. Jene Pforte wurde nachmals zum ewigen Andenken dieser Begebenheit vermauert.

---

163. Der Polenwürger.

Siegfried von Weißenfels war einer der tapfersten Ritter des deutschen Ordens, aber auch ein sehr grausamer Mann, weshalb er ein jämmerliches Ende nahm. In dem damaligen Kriege des Ordens gegen die Polen nemlich, als der Herr des Ordens an der polnischen Grenze stand, ließ er an einem Morgen seinem Pferde sechs Schock Stränge aufladen und verschwur sich hoch, nicht eher zu essen, als bis

er an jedem Strange einen Polen hätte aufhenken lassen. Dieses setzte er denn auch ins Werk, und er ließ an demselben Tage dreihundert und sechzig Polen an den Füßen aufhenken. Nachdem er also seinen Schwur erfüllet, setzte er mit seinen Freunden sich zum Essen und war anfangs wohl und guter Dinge. Auf einmal aber fragte er: wohin doch all die Seelen der Aufgehenkten hingekommen, ob auch alle in die Hölle? Es antwortete ihm einer: daß man das nicht wissen könne. Da verdrehete er plötzlich die Augen, ward wild und sprach: „Weil ihr es mir nicht sagen könnt, so muß ich es selbst erfahren; holla, aus diesem Feuer in jenes Feuer, auf daß ich meine Polen sehe!" Und er sprang also in das Feuer, an welchem das Essen gekocht wurde, und verbrannte sich, sichtbarlich von dem Herrn der Gnade für seine Grausamkeit gezüchtiget.

---

164. Der Bote aus der andern Welt.

In der nächsten Zeit vor der Schlacht zu Tannenberg befanden sich auf Königsberg zwei Ritterbrüder, Philipp von Zwistelen und Wigand von Qualenburg. Diese, wie sie sich innig liebten, machten einen Bund mit einander: daß, wer von ihnen zum ersten stürbe, dem andern erscheinen und verkünden solle, wie es ihm in jener Welt ergehe. Und es geschah, daß sie von Königsberg wurden fortgenommen, und der eine ward gesetzt zum Hauscomthur auf Labiau, der andere aber zum Mühlmeister auf Osterrode. Und letzterer blieb todt in dem Streit. In der Nacht, nachdem er verschieden, kam Bruder Wigand zu Bruder Philipp, der sich in seinem Kämmerlein befand, und sprach: „Aus sonderlicher Gnade Gottes komme ich nach meinem Tode in Gemäßheit

unſeres Verbündniſſes zu dir; ſo frage, was nützlich iſt, denn ich darf nicht lange weilen." Bruder Philipp antwortete: „Wie geht es zu in jener Welt?" Der Todte ſprach: „Wie es ein jeglicher verdient, alſo hat er auch Kurzweil. Und wiſſe, daß die, welche Knechte bei uns geweſen, dort unſre Herren ſind." Der Lebendige fragte: „Wo biſt du, in welcher Kurzweil?" Der Verſtorbene antwortete: „Ich bin da, wo einer ausgeht und tauſend eingehen, und unſre Kurzweil iſt, daß uns eine Stunde zehntauſend Jahre dünket und uns dennoch unzählige Barmherzigkeit geſchieht." Philipp fragte weiter: „Und wie ſteht es um uns in Gottes Gerichte? werden wir gewinnen oder verlieren?" Der Geiſt ſprach: „Ich habe geſehen, daß man vor Gott unſere guten und böſen Werke gewogen; aber ich ſahe nicht, welche Schaale niederging, denn ich ward weggefordert. Aber eins noch zum letzten. In kurzem wird es geſchehen, daß die Herren Knechte werden, und unſer Fürſtenthum werden Fremde beſitzen." Und alſo geſagt, verſchwand er wieder.

165. Die Chriſtburg.

An dem Orte, wo das Städtlein Chriſtburg liegt, hatten die alten heidniſchen Preußen eine Feſtung. Dieſe belagerten die deutſchen Ordensbrüder lange vergeblich. Endlich eroberten ſie dieſelbe und erſchlugen alles, was darinnen war. Und weil dieſes geſchehen war in der heiligen Chriſtnacht, ſo nannten ſie die Feſtung von da an die Chriſtburg. Dieſelbe wurde ein ſtarker und wichtiger Ort für den Orden und blieb ſolches wohl an zweihundert Jahre lang, bis er auf einmal im Jahre des Herrn 1410 ganz wüſte lag. Es war damals der Comthur in demſelben Albrecht von Schwarz-

burg, oder wie andere ſagen, Otto von Sangerwitz. Dieſer hatte allezeit den Krieg mit dem Könige Jagello von Polen widerrathen, der nachher mit der Schlacht bei Tannenberg ſo unglücklich für den Orden endete. Aber die Chorherren wollten den Krieg, und als nun der Comthur ins Feld zu der tannenbergiſchen Schlacht ausrückte und von dem oberſten Chorherrn befragt wurde: wem er das Schloß anvertrauen wolle? da antwortete er ungeduldig: „Dir und den böſen Geiſtern, ſo zu dem Kriege gerathen haben!“

Da erſchrak der Chorherr ſo heftig, daß er in eine hitzige Krankheit verfiel und den andern Tag ſtarb. Alſobald mußte ſein Geiſt in dem Schloſſe herumſpuken, und ſo wie nachher ein Kreuzherr ſtarb, der zu dem Kriege mit Jagello gerathen hatte, wurde ſeine Seele in das Schloß zu Chriſtburg verbannt, ſo daß ſich hier bald ſo viele Geſpenſter eingefunden hatten, daß es kein lebender Menſch darin aushalten konnte. Die trieben ein fürchterliches Unweſen. Wenn die Knechte wollten in den Stall gehen, ſo kamen ſie in den Keller und ſoffen ſich voll, daß ſie nicht wußten, was ſie thaten. Wenn der Koch und ſein Geſinde in die Küche gingen, ſo fanden ſie darinnen die Pferde ſtehen und es war ein Stall daraus geworden. Wollte der Kellermeiſter etwas im Keller verrichten, ſo fand er Waſſertröge und dergleichen darin. Wenn die Ordensbrüder im Schloſſe eſſen wollten, ſo waren die Schüſſeln voll Blut. Es kam ein neuer Comthur von Frauenburg dahin, dem ging es am allerſchlechteſten. Denn einmal ward er im Schloßbrunnen an ſeinem Barte aufgehangen gefunden, daß er nur mit Mühe wieder ins Leben kam; ein andermal fand man ihn auf dem oberſten Dache des Schloſſes. Darauf fing ſein Bart von ſelbſt an zu brennen, und es half kein Waſſer, bis er aus dem Schloſſe lief.

Das Schloß ward alſo verlaſſen und blieb öde und

zerfiel zu Trümmern. Dieſe ſtehen noch jetzt, und es hauſen noch immer die Seelen der Ritter darin, ſo den unglücklichen Polenkrieg veranlaſſet.

Zwei Jahre nach der Schlacht kehrte ein Bürger von Chriſtburg, ein Schmied, von einer Wallfahrt gen Rom heim. Der ging, um zu erfahren, was es mit dem Geſpenſte für eine Bewandniß habe, einſtens um Mittage nach dem Schloß und fand auf der Brücke ſtehen des Comthurs Bruder, der auch in der Schlacht mitgeblieben war. Der Schmied, dem ſelbiger einſt ſein Söhnlein aus der Taufe gehoben, erkannte ihn alſobald, und meinend, daß er einen lebendigen Menſchen vor ſich ſehe, ſprach er: „O Herr Gevatter, ich bin erfreuet, daß ich euch friſch und geſund ſehe; man hat mich überreden wollen, ihr wäret erſchlagen worden; ich bin froh, daß es beſſer iſt, als ich meinte; und wie ſtehet es doch in dieſem Schloſſe, davon man ſo wunderliche Dinge redet?“ Das Geſpenſt antwortete hierauf: „Komm mit mir, ſo wirſt du ſehen, wie man allhier Haus hält.“

Der Schmied folgte ihm nach, die Wendeltreppen hinauf. Da ſie in das erſte Gemach gelangt waren, fanden ſie einen Haufen Volks, die mit Würfel und Karten ſpielten, etliche lachend, etliche fluchend. Die im anderen Gemache verluſtirten ſich mit Eſſen und Trinken. Von da gingen ſie in den großen Saal, wo ſie Männer, Weiber, Jungfrauen und junge Geſellen fanden; da hörte man nichts wie Saitenſpiel und Singen und ſchaute nichts denn Tanzen, Unzucht und Schande. Folglich gingen ſie in die Kirche; da ſtand ein Pfaff vor dem Altar, als ob er Meſſe halten wolle; die Chorherren aber ſaßen rings in ihren Chören und ſchliefen. Danach gingen ſie wieder zum Schloſſe hinaus; alsbald hörte man in demſelben ſo jämmerlich Weinen und Heulen, daß dem Schmied angſt und bange ward, gedachte auch, es könnte in der Hölle nicht ſchrecklicher ſein.

Da sprach sein Gevatter zu ihm: „Gehe hin und zeige dem neuen Hochmeister an, was du gesehn und gehört hast, denn so ist unser Leben gewesen, wie du drinnen gesehen; das ist der darauf erfolgte Jammer, den du hier außen gehört hast.“ Mit diesen Worten verschwand er.

Der Schmied erschrak sehr; dennoch wollte er den Befehl verrichten, ging zum neuen Hochmeister und erzählte ihm alles, wie es ergangen. Der aber ward zornig, sagte, es wäre erdichtet Ding, seinen hochwürdigen Orden in Schmach zu bringen, und ließ den Schmied fahen und ersäufen.

---

166. Das Gastmahl des Albertus Magnus.

In der Stadt Köln wohnte einst ein weiser Meister, mit Namen Albertus Magnus von Regensburg, und der war ein Bischof und in dem Orden der Predigerherren und hatte große Kenntniß von der schwarzen Kunst, noch größere von der Weltweisheit und die allergrößte von der Gottesgelahrtheit. In der Zeit, da Kaiser Wilhelm von Holland im Jahre 1248 sich in Cöln aufhielt, bat dieser Meister den König demüthig, am Christtage bei ihm sein Mittagmahl zu nehmen, und der König nahm das auch an, denn er hoffte, bei dem weisen Meister wunderbare Dinge zu schauen. Als die Hochmesse geendet war, ging der König ins Kloster und wurde mit seinem ganzen Gefolge von Bischof Albert durch die Säle in den Hof geführt, an dessen Ende viele Bäume standen. Diejenigen, welche mit dem Könige gekommen waren, flüsterten einander verwundert zu, was der Meister wohl vorhaben möge, daß er den König bei also kaltem Wetter und Frost in einen Baumgarten

führe, um dort zu essen. Auch schaute man auf dem Hofe keine Vorrichtungen zu einem Mittagsmahle; im Gegentheil, der ganze Boden war hoch mit Schnee bedeckt. Als sie in den Baumgarten selbst traten, sahen sie viele Tische im Schnee stehen, die alle schön gedeckt waren, und rund herum standen Diener, welche alles zum Essen bereit hielten. Der König setzte sich nieder, und die Uebrigen thaten desgleichen. Als sie nun saßen und der Speisen warteten, da verschwand mit einem Male der Schnee und es wurde sömmerheiß; die Sonne ließ sich in aller Schöne blicken, aus der Erde wuchs grünes Gras, die Bäume begannen zu blühen und Blätter zu treiben und Früchte. die so reif wurden, daß man sie essen konnte. Auch der Weinstock blühte und gab süßen Duft und trug reife, schöne Trauben. Die Vögel entfalteten ihre Flügel und sangen fröhliche Weisen, durch welche alle die Anwesenden höchlich entzückt wurden. Kurz gesagt, der Winter hatte sich in den Sommer verwandelt, und die Hitze wurde also übermäßig stark, daß alle, die da saßen, ihre Oberkleider ablegten und sich halb nackt machten, worauf sie unter den Schatten der Bäume gingen, um daselbst der Kühle in etwa zu genießen. Die Diener trugen fortwährend köstliche Speisen und Getränke zu, also daß die ganze Zahl der Anwesenden gesättigt wurde, worüber sowohl der König als sein Gefolge sich sehr verwunderten und erfreuten. Zu Ende aber, als alle wohl gegessen hatten und die Geräthe vor dem König weggenommen waren, verschwanden plötzlich die Diener, gleich einem Traume, der Vögel Sang verstummte, die Früchte auf den Bäumen verloren sich, die grünende Erde ward welk und dürr, der Schneehaufen kehrte wieder und die vorige Kälte mit ihm, so daß alle, die vorher ihre Kleider der großen Hitze wegen ausgezogen hatten, nun vor Frost bebend nach dem Saale und ans Feuer eilten.

Um solcher abenteuerlichen Kurzweil willen hat Kaiser Wilhelm den Albertus Magnus und sein Convent, Prediger-Ordens, mit etlichen Gütern reichlich begabt und denselben seiner großen Geschicklichkeit halben in großem Ansehen und Werth gehalten.

---

167. Der fromme Graf von Habsburg.

Graf Rudolf von Habsburg, nachmals König der Deutschen, ritt einmal mit seinen Dienern aufs Waidewerk zum Beitzen und Jagen; und wie er in eine Aue kam, er allein mit seinem Pferd, so hörte er eine Schelle klingen. Er ritt dem Getön nach durch das Gesträuch, zu erfahren, was das wäre. Da fand er einen Priester mit dem hochwürdigen Sacrament und seinen Meßner, der ihm das Glöcklein vortrug. Da stieg Graf Rudolf von seinem Pferde, kniete nieder und bewies dem heiligen Sacrament seine Verehrung. Nun war es an einem Wässerlein und stellte der Priester das heilige Sacrament neben sich, fing an, seine Schuhe auszuziehen, und wollte durch den Bach, der sehr angeschwollen, hindurchwaden, denn der Steg war durch Anwachsen des Wassers weggerissen. Der Graf fragte den Priester, wo er hinaus wolle. Der Priester antwortete: „Ich trage das heilige Sacrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit liegt, und da ich an das Wasser gekommen, ist der Steg weggerissen, muß also hindurchwaden, damit der Kranke nicht verkürzt werde."

Da hieß Graf Rudolf den Priester mit dem hochwürdigen Sacrament auf sein Pferd sich setzen und damit bis zum Kranken fahren und sein Amt verrichten, damit der Kranke nicht versäumt werde. Bald kam der Diener einer

zum Grafen, auf deſſen Pferd ſetzte er ſich und fuhr der Waidluſt nach.

Da nun der Prieſter wieder heimkam, brachte er ſelber dem Grafen Rudolf das Pferd wieder mit großer Dankſagung für die Gnade und Tugend, die er ihm erzeigt. Da ſprach Graf Rudolf: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wiſſen das Pferd beſteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Dünket euch, daß ihrs mit Gott und Recht nicht haben mögt, ſo beſtimmt es zum Gottesdienſt, denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Leib, Seele, Ehre und Gut zu Lehen habe.“ Der Prieſter ſprach: „Herr, ſo wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in Zeit und dort in Ewigkeit euch ſchenken.“

Am folgenden Morgen ritt Rudolf in ein Kloſter. Dort ſagte ihm die Kloſterfrau: „Darum wird Gott der Allmächtige euch und eure Nachkommen hinwiederum begaben, und ſollet fürwahr wiſſen, daß ihr und eure Nachkommen zu höchſter zeitlicher Ehre gelangen werdet.“

Jener Prieſter iſt ſpäterhin Caplan des Erzbiſchofs von Mainz geworden und hat ihm und anderen Herren von ſolcher Tugend, auch von der Mannheit des Grafen Rudolph ſo rühmend geſprochen, daß ſein Name im ganzen Reiche bekannt und berühmt ward, ſo daß er nachmals zum König der Deutſchen erwählt wurde.

---

168. König Rudolf und die Bäckerin.

Im Jahre 1288 hat König Rudolf ſein Anweſen zu Mainz gehabt. Da nun eines Morgens unverſehnlich Kälte eingefallen, daß man ſich im Lager nicht hat erwärmen können, iſt er aufgeſtanden, hat ſeinen Rock um ſich geworfen

und ist in eines Bäckers Haus, seinem Losament gegenüber, zu dem Kohlenhaufen, welchen der Bäcker aus dem Ofen gezogen, hinzugelaufen. Die Bäckerin aber, die ihn in seinem grauen Rock für nichts besondres angesehn, hat ihn mit bösen Worten übel angefahren, daß er so ohne Umstände in fremder Leute Haus geloffen kommen. „Seid nicht so zornig, liebe Frau", sagte der König; „ich bin ein guter alter Landsknecht, hab nicht viel zum besten und mein Armuthlin dem armen König Rudolfen aufgehängt, deshalben muß ich mich behelfen, wie ich kann." — „Troll dich hin zu deinem Bettelkönig", antwortet die Bäckerin, „es geschieht euch allen recht, dieweil ihr das Land verheert, den Armen ihre Nahrung aus den Händen reißt." König Rudolf fragt bescheidentlich: „Was hat denn der arme König angestellt, das so bös ist?" — „Ist das nicht bös genug", antwortet die Frau, „alle die Bäcker und ich arme Frau seynd durch seine Kriege arm und Bettler worden, können auch nicht zu Kräften kommen, so lang er lebt." Und nach vielen groben Scheltworten sagt sie zum König: „Pack dich, du Alter, oder ich mach dir Füß!" Der König hatte sonderlich Gefallen über der Frau Eifer und wollt nit weichen, da erwischt die Frau einen Kübel mit Wasser und schüttets so ungestüm auf die Kohlen und den König, daß er ganz naß und beraucht davon wieder in sein Losament gelaufen.

Um den Mittag, da er zum Imbiß gesessen, hat er seine Wirthin im Hause lassen herbeikommen, eine Schüssel mit gutem Essen vom Tisch genommen und befohlen, daß sie das der Bäckerin bringen solle sammt einem Quart Wein, und derselben wegen des alten Landsknechts Dank sagen, dem sie heute Morgen bei den Kohlen so gut Bad geschenkt. Darauf der König denen, die an der Tafel gesessen, die Geschichte, so ihm begegnet, mit Fröhlichkeit erzählt. Aber die Bäckerin, als sie vernommen, daß sie mit dem Könige zu thun

gehabt, ist in Furcht und Sorgen gefallen, mit betrübtem Herzen in seine Herberge gegangen und hat mit einem Fußfall um Verzeihung gebeten, hiemit aber dem Könige noch mehr Ursache zur Kurzweil gegeben: da er ihr nicht anders hat Verzeihung angedeihen lassen wollen, sie schelte ihn denn eben wieder in der Art, als sie es morgens gethan. Endlich hat die Frau ein Herz gefaßt und gleichsam in Entrüstung alles wiederholt, was sie morgens ausgestoßen, dadurch den König und andere insonders fröhlich gemacht und mit Gnaden ihre Abfertigung bekommen.

Dies Exempel, wiewohl es zu unsern Zeiten mehr für eine Fabel als eine Wahrheit möchte gehalten werden, so ists doch von glaubwürdigen historicis beschrieben und von Verständigen als ein wahrhaft Exempel alter deutscher Tugend erkannt und hochgehalten.

---

169. Wilhelm Tell und die Eidgenossen.

Im Jahre 1304 schickten die Waldstätte Uri, Schwitz und Unterwalden an Kaiser Albrecht eine Botschaft mit ernstlicher Beschwerde darüber, daß die Amtleute von Luzern und Rothenburg in ihren Ländern die Gerichtsbarkeit vollführten als im Namen der Herzöge von Oesterreich, gleich als ob sie österreichische Unterthanen wären; sie ließen daher seine königliche Gnade bitten, ihnen einen Reichsvogt zu verordnen, der in seinem, des Königs und des römischen Reiches Namen, wie das von Alter her Gebrauch gewesen, den Blutbann verwaltete, damit ihren Freiheiten und Rechten als reichsunmittelbaren Landen kein Abbruch geschähe.

Da nun diese Werbung geschah, ergrimmte der Kaiser, der ein strenger und herrischer Mann war, heftiglich, indem

er nun wohl erkannte, daß es ihm weder durch gütliche Vorstellungen, noch durch Dräuen und listige Anschläge hatte gelingen mögen, die drei Waldstätte seinen Söhnen, den Fürsten von Oesterreich, unterthan zu machen. Er sprach zu den Boten: „Ziehet heim; dieweil es denn ja also sein muß und ihr es so haben wollt, so wollen wir euch Reichsvögte geben und in euern Landen setzen; dero Geboten sollt ihr in allen Dingen an unsrer Statt gehorsam sein; und wo ihr das nicht thut, wollen wir's an eurem Leib und Gut rächen und sollet alsdann alle eure Freiheiten verwirkt haben.

Also in kurzen Tagen darnach schickte ihnen der König zween Landvögte im Namen des Reichs; denen befahl er, in selbigen Ländern festen Wohnsitz zu nehmen, was sonst vorher nie Gebrauch gewesen. Das waren rauhe, böse Männer, die mit Uebermuth und Grimmigkeit das Volk bedrückten und die Leute oft um kleinfügiger Sachen willen oft ohne Ursachen und redliche, rechtliche Beweisungen wider ihr altes Herkommen und Freiheiten hart hielten, sie in Thürme sperrten, in Blöcke legten, mit schweren Schatzungen straften und unterweilen im Gefängnisse elendiglich verschmachten und verderben ließen.

Die drei Länder schickten abermals ehrbare Botschafter zu König Albrechten, sich über der Reichsvögte tyrannisches Verfahren zu beklagen. Aber der König wollte sie nicht hören und wies sie an seine Räthe. Diese aber gaben ihnen den Bescheid: sie sollten bedenken, daß sie selbst sich diesen Unwillen und einen ungnädigen König gemacht hätten, weil sie nicht thun wollen, wie die von Luzern, Glarus und andere, und wenn sie nachmals sich dazu entschließen würden, würden sie ohne Zweifel aller Gnaden vom Könige und seinen Söhnen, den Herzogen von Oesterreich, gewährt werden.

Hiermit mußten sie von Hofe gehn ohne einige andere

Antwort; und als sie heim kamen, ward es böser denn zuvor, denn die Vögte fingen an, noch grimmiger zu wüthen.

In den ersten Herbsttagen des Jahres 1306 kam der Junker von Wolfenschießen, des Königs Amtmann auf der Veste Roßberg zu Unterwalden, nach Alzellen in das Haus des Konrad von Baumgarten, als er wußte, daß er die schöne, tugendsame Hausfrau dieses Mannes alleine daheim fände, und begehrte von ihr, sie solle ihm ein Bad rüsten, es sei ihm vom starken Ritte heiß geworden. Und als sie das gethan, muthete er ihr Böses zu. Das geängstete Weib lief heimlich zu ihrem Manne, der im nahen Walde Holz fällte; als der von dem Begehren des Junkers hörte, sprach er: „Ich will ihm 's Bad gesegnen"! lief ins Haus, traf den Wolfenschieß noch im Zuber und schlug ihn mit der Axt aufs Haupt, daß er des ersten Streiches starb. Darauf entwich er flugs gen Uri und hielt sich daselbst verborgen.

Es war ein frommer Landmann in Unterwalden ob dem Kernwald, der hieß Heinrich von Melchthal und war seßhaft im selben Thal, ein weiser, verständiger, ehrbarer, hablicher Mann und wohlgeachtet unter den Landleuten, auch allerwegs handlich daran, daß man bei des Landes Freiheiten bliebe und sich vom römischen Reiche nicht trennen ließe. Deß war ihm Beringer von Landenberg, Landvogt über ganz Unterwalden, feind und auffäßig. Dieser Melchthaler hatte schöne Ochsen, deren der Landvogt sich gern etliche zugeeignet hätte. Da sandte er seiner Diener einen zum Melchthaler mit dem Vorgeben, sein Sohn Arnold habe eines Vergehens sich schuldig gemacht und sei in Strafe gefallen, und das müsse er mit dem besten Paare seiner Ochsen büßen. Ob nun wohl der gute Biedermann darwider redete, daß man ihm das Seine mit Gewalt nähme, und sagte, sein Sohn hätte nichts verschuldet, und so der Landvogt Anspruch

an ihn hätte, ſollte er ihn mit Recht beweiſen und dann ſtrafen: ſo kehrte ſich doch der Diener nicht daran. Es wäre des Landvogts Meinung, ſagte er, Bauern bedürften keiner Ochſen, ſie möchten den Pflug ſelber ziehen; und damit machte er ſich an das Geſpann. Als er ſie aber losband, wurde des Landmanns Sohn Arnold (der noch ein junger Mann war) ob der Gewaltthat heftig erzürnt und ſchlug mit einem Stecken den Diener ſtark auf die Hand, daß ihm ein Finger brach. Dann floh er unverweilt aus dem Lande gen Uri, wo er ſich bei einem ſeiner Blutsfreunde lange Zeit heimlich enthielt. In ſelbigem Land lag auch Konrad von Baumgarten verborgen.

Der geſchädigte Diener aber ging und klagte es ſeinem Herrn, dem Landvogt. Dieſer befahl in jähem Zorn, den Jüngling fänglich einzunehmen, und da er nirgends funden ward, ließ er den alten Vater aus dem Melchthal vor ſich kommen, fuhr ihn mit rauhen Worten an und begehrte: er ſollte ihm ſeinen Sohn Arnold angehends*) zu Handen ſtellen. Der gute Biedermann wußte noch ſelber nicht, wo ſein Sohn ſich aufhielte, und merkte wohl, daß es dem Landvogte, wo er ihn hätte, um ſein Leben zu thun wäre. Da er nun antwortete: er wüßte bei Wahrheit nicht, wo ſein Sohn auswäre, denn er wäre zur Stunde von Hauſe gelaufen und hätte ihm nicht angezeigt, wo hinaus er wolle; da ließ der Landvogt dem alten Vater beide Augen ausſtechen, nahm ihm auch nichts deſto minder die Ochſen und nöthigte ihn, dem Diener ein ſchweres Schmerzengeld ſeines Fingers zu geben. Als das Arnold der Sohn vernahm, wie es ſeinem frommen Vater ergangen war, klagt er es heimlich vertrauten Leuten zu Uri und ſchwur, mittler Zeit die ſeinem Vater zugefügte Schmach zu rächen. Das Landvolk aber faßte ob

*) Sogleich, ſchleunigſt.

dieſer ungebührlichen tyranniſchen Handlung einen merklichen Unwillen.

Derſelben Zeit that Geßler, Landvogt zu Uri und Schwitz, den Landleuten daſelbſt nicht weniger als der von Landenberg den Unterwaldern großen Drang, den Edlen und den Unedleren, hielt ſie ſtreng und hart und nahm ſich vor, eine Veſte in Uri zu bauen, damit er und andre Landvögte nach ihm um ſo ſicherer allda wohnen möchten, wenn Aufruhr entſtünde, und auch das Land in deſto größerer Furcht und Gehorſam erhalten würde; ließ alſo Steine, Kalk, Sand und Zimmerholz auf einen Hügel, bei Altdorf dem Hauptflecken gelegen, führen und fing an, den Bau ins Werk zu richten, und wann ihn jemand fragte, wie die Veſte heißen werde, antwortete er: „Zwing Uri wird ihr Name ſein.“ Das verdroß die edeln Landſaſſen und gemeinen Landleute in Uri gar übel, und wie ſie ſich das merken ließen, wurde er grimmzornig über ſie und drohete: er wolle ſie ſo weich und zahm machen, daß man ſie um einen Finger winden könnte.

Da ließ er am St. Jakobstag zu Altdorf am Platz bei den Linden, wo männiglich vorübergehen mußte, eine Stange aufrichten und einen Hut oben darauf legen und ließ gebieten männiglich, im Lande wohnhaft, bei Verlierung des Gutes und Leibesſtrafe: daß jeder, der da vorüber ginge, ſich dem Hute neigen ſollte, als ob der König ſelbſt zugegen wäre. Auch ſtellte er einen ſteten Wächter und Hüter hin, der darauf zu merken und diejenigen anzeigen ſollte, die dem Gebote nicht Folge leiſteten.

Dieſer große Uebermuth drückte das Volk noch ärger als der Bau des Schloſſes; doch wagten ſie nicht, ſich darwider zu ſetzen wegen des Königs augenſcheinlicher Ungnade und gewaltiger Macht, von welchem ſie auch keine Abſtellung der tyranniſchen Willkür ſeiner Vögte verhoffen durften.

In selbigen Tagen fügte es sich, daß Geßler, als er von Uri gen Küßnacht auf seine Burg reiten wollte, durch das Schwitzer-Land kam, worüber er gleichfalls Landvogt war. Nun saß zu Steinen in Schwitz ein weiser, ehrbarer Mann aus edlem Geschlechte und von großem Anhang und Ansehen bei seinen Landsleuten, Werner von Stauffach. Dieser Werner hatte zu Steinen diesseits der Brücke ein schönes neues Haus gebaut. Wie nun der Landvogt vorüber kam, stand der Stauffacher just vor seinem Hause. Dieser grüßte und willkommete Geßlern freundlich und ehrerbietig als seinen Herrn, und der Landvogt fragte ihn: weß das Haus wäre. Der Stauffacher merkte wohl, daß Geßler ihn nicht im Guten frage, denn er wußte, daß ihn der Landvogt nicht leiden mochte, weil dieser ihn als einen solchen kannte, der allerwegs handlich darauf hielt, daß man sich nicht an die Fürsten von Oesterreich ergebe, sondern bei dem römischen Reiche und alten Freiheiten bliebe. Also antwortete er dem Landvogt vorsichtiglich: „Das Haus ist meines Herrn des Königs und euer, und mein Lehen." Der Landvogt sprach: „Ich bin an meines Herrn des Königs Statt Regent im Land; ich will nicht, daß Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, will auch nicht, daß ihr also frei lebet, als ob ihr selber Herren wäret, ich wills euch unterstehn zu wehren;" und ritt hiermit fürwärts.

Diese Rede fiel dem Stauffacher schwer aufs Herz und machte ihm große Bekümmerniß. Er hatte aber eine weise, sinnreiche Frau, die merkte ihm an, daß er betrübt war und etwas ihm schwer anlag. Sie hätte gern gewußt, was ihm gebreche, und hub so oft an, in ihn zu dringen, daß er ihr die Ursach seines Kummers offenbare, bis er ihr sagte, was für Rede der Landvogt gegen ihn ausgestoßen und wie er fortan müsse gewärtig sein, daß ihm sein Haus, Hab und Gut genommen werde. Da sie das vernahm, sprach sie:

„Mein lieber Ehewirth, du weißt, daß ſich mancher fromme Landmann in unſerm Lande auch ob des Landvogts Wütherei klagt; ſo trage keinen Zweifel, daß auch viel biderbe Landleute in Uri und Unterwalden das tyranniſche Joch drücke, wie man täglich hört, daß ſie ihre Noth klagen; darum wäre gut und von nöthen, daß euer etliche, die einander vertrauen dürften, heimlich zu Rath zuſammen gingen und darüber nachdächten, wie ihr der muthwilligen Gewalt könntet los werden, und einander verhießen beizuſtehn und ihr gutes Recht zu ſchirmen; ſo würde euch Gott ohne Zweifel nicht verlaſſen und die Unbilligkeit dämmen helfen.“

Alſo gedachte Stauffacher bei ſich ſelber, der Frauen Rath möchte gut ſein, machte ſich auf gen Uri und lag allda etliche Tage ſtill, zu lauſchen, wie der gemeine Mann geſinnt wäre. Da hörte er von vielen vertrauten Ehrenleuten große Klage und Unwillen wider den Landvogt. Nun war der Stauffacher froh; doch vertraute er ſein Anliegen diesmal nur einem verſtändigen und achtbaren Manne zu Uri, Walther Fürſt genannt. Dieſer lobte der Frauen Rath und erbot ſich, ſeines Theils ſolchem Anſchlage beizutreten. Hierauf erzählte er ihm von dem Geſellen aus Unterwalden, Arnold von Melchthal, wie derſelbe ſich bei ihnen in Uri verborgen halte, aber oftmals heimlich gen Uri zu den Seinen wandele; der ſei ein tapferer, verſtändiger und zuverläſſiger Mann, wiewohl noch jung, habe auch große Blutsfreundſchaft in ſeinem Lande und könne dieſer Sache gute Dienſte leiſten.

Dieſen riefen ſie nun zu ſich, und wurden alſo dieſe drei Männer, Walther Fürſt von Uri, Werner von Stauffach von Schwitz und Arnold von Melchthal von Unterwalden, mit einander eins: daß ſie Gott zu Hilfe nehmen und dieſer Sache ſich unterwinden wollten; deß ſchwuren ſie einen Eid zu Gott und den Heiligen zuſammen. Weiter verabredeten ſie und verpflichteten ſich feierlich, daß jeder von ihnen unter

seinen Blutsfreunden und vertrauten Leuten heimlich um Hilfe und Beistand werben und die dazu geeignet wären, in ihr Bündniß und Eidsgelübde aufnehmen sollte: nemlich, daß sie wollten beholfen sein, ihre alte Freiheit wieder zu gewinnen, die tyrannischen Landvögte vertreiben, die Willkürherrschaft zu stürzen, einander bei Gericht und Recht zu schirmen und daran Leib und Leben zu setzen, doch daß nichts desto wieder jede der drei Landschaften dem heiligen römischen Reiche nach wie vor gebürlichen Gehorsam leisten, auch jeder Einzelne seinen sonderlichen Pflichten, dazu er von Alters her verbunden gewesen, es sei gegen Gotteshäuser, Herren, Edle oder Unedle, solle Genüge thun, sofern als dieselben sie nicht von ihren Freiheiten und wider Recht zu drängen vornähmen. Auch ward abgeredet, daß sie diese Sache bei Eidesgelöbniß heimlich hielten bis zu der Zeit, da sie ihren Bund gemeinsam in allen drei Waldstätten zumal offenbaren wollten.

Also ward dieses Bündniß von den genannten drei tapfern Männern in dem Lande Uri fürerst gemacht und geschworen, davon die Eidgenossenschaft entsprungen und das Land Helvetia, jetzt Schweizerland genannt, wieder in seinen uralten Stand und Freiheit gebracht worden.

Da fuhr der Stauffacher froh gestärkt wieder heim gen Schwitz, und Erni von Melchthal mit Konrad von Baumgarten (der zur Stund auch den Bund beschwur) heimlich mit einander gen Unterwalden; da wirkte der eine ob dem Wald, der andre nied den Wald, und that jeder, so viel er vermochte, für die beschworene Sache.

Aber von Zeit zu Zeit, so oft etwas vorfiel, das vonnöthen war, sich zu unterreden, kamen sie Nachts zusammen an einem verabredeten Orte am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwitz auf einer schmalen, umbüschten Wiese am Fuße von den Felsen des Seelis-

berges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn, weil dort das Gesträuch ausgereutet war, das Rütli. Wie sie aber in der Nacht des 17ten Wintermonats des Jahres 1307 zusammenkamen, und jeder von den Dreien zur Matte auf dem Rütli zehn treue Ehrenmänner mit sich gebracht hatte, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum gestirnten Himmel und erneuerten den Schwur, und die dreißig Anderen streckten die Hände auf und schwuren denselbigen Eid. An selbiger Stelle, wo der Bund der Freiheit gestiftet ward, entsprangen heilige Quellen.

Darnach am Sonntage nach Othmari*), es war am 18ten Wintermonat, ging ein redlicher, frommer Landmann, Wilhelm Tell genannt, der auch ein heimlicher Genosse des Bundes war, zu Altdorf dem aufgesteckten Hut vorüber und neigte ihm kein Mal. Das ward dem Landvogt angezeigt. Morgens darnach, am Montag, beruft der den Tellen vor sich und fragt: warum er seinen Geboten nicht gehorsam wäre und dem Könige wie auch ihm zu Verachtung sich vor dem Hute nicht geneigt hätte? Der Tell gab Antwort: „Lieber Herr, es ist von ungefähr und nicht aus Verachtung geschehn; verzeihet mirs: wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell**)! bitt um Gnad, es soll nit mehr geschehn.“ Nun war der Tell ein guter Armbrust-Schütz, daß man einen bessern kaum fand, und hatte hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Die ließ der Landvogt holen und sprach: „Tell, welches unter den Kindern ist dir das liebste?“ Der Tell antwortete: „Herr, sie sind mir alle gleich lieb.“ Da sprach der Landvogt: „Wohlan, Tell, du bist ein guter, berühmter Schütz, wie ich höre; nun wirst du deine Kunst vor mir

*) Der Tag Othmari ist der 16. November.

**) Delff heißt im Altdeutschen dumm; talen heißt einfältig werden; Tell mag daher der Dumme, Einfältige oder dergleichen geheißen haben; wobei man an den sinnverwandten Namen des römischen Freiheitshelden Brutus erinnert wird.

müssen bewähren und deiner Kinder einem einen Apfel ab seinem Haupt schießen; darum hab eben Acht, daß du den Apfel treffest; denn trifft du ihn nicht auf den ersten Schuß, so kostet es dich dein Leben."

Der Tell erschrak, bat den Landvogt um Gottes Willen, daß er ihn des Schusses erließe, denn es wäre unnatürlich, daß er auf sein liebes Kind sollte schießen; er wolle lieber sterben. Der Landvogt sprach: „Das mußt du thun, oder du und das Kind sterben." Der Tell sah wohl, daß ers thun mußte, bat Gott inniglich, daß er ihn und sein liebes Kind behüte, nahm seine Armbrust, spannte sie, legte den Pfeil auf und steckte noch einen Pfeil hinten in das Göller. Der Landvogt selber legte dem Kinde den Apfel auf das Haupt. Tell zielte und schoß glücklich dem Kinde den Apfel vom Scheitel, ohne es selber zu verletzen.

Der Landvogt verwunderte sich des meisterlichen Schusses und lobte den Tell wegen seiner Kunst. „Aber eins", sprach er, „wirst du mir sagen: was bedeutet, daß du den ersten Pfeil hinten ins Göller stießest?" Der Tell erschrak, doch hätte er gern die Sache glimpflich verantwortet und sprach: „Das ist so der Schützen Gewohnheit." Der Landvogt wußte wohl, daß der Tell etwas andres im Sinne hatte, redete ihm gütlich zu und sprach: „Tell, nun sage mir fröhlich die Wahrheit und fürchte nichts, du sollst deines Lebens sicher sein, aber die gegebene Antwort nehme ich nicht an, es wird etwas andres bedeutet haben." Da redete Wilhelm Tell: „Wohlan, Herr, sintemal ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich euch die gründliche Wahrheit sagen", und fing an und sagte: „Ich habe es darum gethan: hätte ich des Apfels gefehlt und mein Kindlein geschossen, so wollte ich euer mit dem andern Pfeile nicht gefehlt haben." Dessen erschrak der Vogt und sprach: „Nun wohlan, ich hab dich deines Lebens gesichert, das will ich dir halten; dieweil

ich aber deinen bösen Willen gegen mich erkannt habe, so will ich dich führen lassen an ein Ort und allda einlegen, daß du weder Sonne noch Mond nimmermehr sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei."

Hiermit hieß er ihn fangen und binden und gen Flüelen führen. Er ging auch mit ihnen und bestieg mit seinen Dienern ein Schiff und ließ den gebundenen Tell auch hinein bringen; denn er wollte gen Brunnen fahren und von dort seinen Gefangenen über Land durch Schwitz in sein Schloß gen Küßnacht führen; daselbst wollte er ihn in einem finstern Thurme sein Leben enden lassen.

Wie sie nun auf dem See waren, da fügte es Gott, daß ein solch grausam ungestümer Sturmwind losbrach, daß sie alle elend zu verderben meinten. Da sprach der Diener einer zum Landvogt: „Herr, ihr sehet eure und unsre Noth und Gefahr unsres Lebens und den Schiffmeister erschrocken und des Fahrens nicht wohl berichtet; nun ist der Tell ein starker Mann und versteht sich gut darauf, mit einem Fahrzeug umzugehen; man sollte ihn jetzt in der Noth brauchen." Der Landvogt war vor Furcht erbleichet und sprach zu Tellen: „Wenn du dich getrautest, uns aus dieser Gefahr zu helfen, so wollt ich dich deiner Banden ledigen." Der Tell gab Antwort: „Ja Herr, ich getraue uns mit Gottes Hilfe wohl hiedannen zu helfen." Also ward er aufgebunden, trat an das Steuerruder und fuhr redlich dahin; doch lugte er allenthalben auf gute Gelegenheit, zu entrinnen, und auf sein Schießzeug, welches im Schiff auf dem Bieten oder Gransen beim Steuerruder lag; und wie er kam nahe zu einer Felsenplatte (welche seitdem den Namen der Tellen-Platte behalten), ersahe er seinen Vortheil, rief den Knechten munter zu: daß sie handlich zögen, bis sie vor jene Platte kämen; denn wenn sie davor kämen, hätten sie das Böseste überwunden. Und als er neben die Platte kam, drückte er

den hinteren Granſen mit Macht (wie er denn ein ſtarker Mann war) an die Platte, erraffte ſein Schießzeug und that einen Sprung hinaus auf die Platte, ſtieß das Schiff mit Gewalt weit hinter ſich und ließ ſie auf dem See ſchweben und ſchwanken.

Nun kletterte er den Berg hinauf und floh über Morſach durch das Land Schwitz bis auf die Höhe an der Land-

ſtraße zwiſchen Art und Küßnacht, wo eine „hohle Gaſſe“ iſt und Gebüſch, verbarg ſich daſelbſt im Geſtäude, denn er wußte, daß der Landvogt allda durchkommen würde, wenn er gen Küßnacht zu ſeiner Burg ritte.

Der Landvogt und ſeine Diener kamen in großer Noth und Arbeit übern See gen Brunnen, zogen durch Schwitzerland und kamen an die hohle Gaſſe. Tell, der im Gebüſche ihrer wartete, hörte allerlei Anſchläge des Landvogts wider ihn, nahm ſeine Armbruſt und durchſchoß den Landvogt mit einem Pfeil, daß er ab dem Roſſe fiel und zur Stelle todt war.

Hierauf lief der Tell wieder hinter ſich; es war ſpät und zu angehender Nacht; und im Vorüberziehen zeigt er dem Stauffacher zu Steinen an, wie es ergangen war, zog Nachts fürwärts gen Brunnen, da er von einem, der auch heimlich im Bunde war, eilends in einem Schifflein gen Uri geführt ward, dahin er auch Nachts kam, wie denn zu ſelbiger Zeit die Nacht am längſten. Er hielt ſich verborgentlich, doch berichtete er ungeſäumt den Walther Fürſt und andre Bundesgenoſſen, wie er den Landvogt erſchoſſen; das ward auch den Eidgenoſſen in Unterwalden ſchnell heimlich kund gethan. Und überall, wo die That ruchtbar wurde, freute ſich das Volk, daß es ſeines ſchlimmſten Gewaltherrn durch Gottes Gericht erledigt war; aber die Männer von Rütli hielten ſich ſtill, wie ſie verabredet hatten, bis zur nahen Neujahrsnacht.

In dieſer Nacht, der erſten des Jahres 1308, ging einer der Jünglinge, die auf dem Rütli geſchworen hatten, zur Burg Roßberg in Obwalden. Ein Mägdlein in der Feſte, das ihm wohl gewogen war, zog ihn an einem Seile aus dem Burggraben in ihre Kammer hinauf. Drunten aber warteten zwanzig Andere, die zog der Jüngling auch hinauf; und wie ſie alle droben waren, bemeiſterten ſie ſich des Amtmannes und ſeiner Knechte und der ganzen Burg.

Am Morgen desselbigen Tages ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen mit zween Dienern heraus nach der Kirche. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Hasen, Geißen, Kälber, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrsgeschenk. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß unterm Thor einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen alle aus dem Busen scharfe Spießeisen hervor, steckten sie auf ihre Stäbe, die sie dazu eingerichtet hatten, und nahmen die Burg ein, während dreißig andere, die im Erlengebüsche versteckt gewartet hatten, ihnen zu Hilfe kamen. Landenberg floh bei dieser Nachricht erschrocken über Alpnach nieder auf Luzern zu. Man sah ihn fliehen, aber man ließ ihn mit seinen Begleitern hinziehen ohne Beleidung, wie abgeredet war; auch ließ man die gefangenen Schloßknechte und das Hausgesinde von Sarnen und Roßberg in Frieden hingehn und das Ihre alles nachfolgen und that ihnen kein Leid weder an Leib noch Gut, außer daß sie aus dem Lande mußten; und wie das geschehen, schwur das Volk insgesammt, Edel und Unedel, Jung und Alt ob und nied dem Kernwald zusammen, einander wider die tyrannischen Herrschaften beholfen und berathen zu sein.

Desselben Males räumten die von Uri auch ihr Land und zerstörten die neu angefangene Veste, die der Wütherich Geßler hatte „Zwing Uri unter die Stegen" benennen wollen; und schwur auch männiglich, zusammen einander zu helfen und zu schirmen.

In gleicher Gestalt ging es auch zu Schwitz; da zerstörte Werner von Stauffach und die Bundsleute die Burg Lowers im Lowersee, deren die Gewaltherren sich zum Gefängniß bedienet hatten; und allda beschwur man auch den Bund für Recht und Freiheit des Schwitzerlandes.

Das geschah alles *eines* Tages, nemlich am Neujahrs-

tage, der war ein Montag Anno Domini 1308, wie zuvor von den Männern auf dem Rütli berathſchlaget worden war.

170. Die drei Telle.

In der wilden Berggegend der Schweiz um den Waldſtätterſee iſt nach dem Glauben der Leute und Hirten eine Felskluft, worin die drei Befreier des Landes, die drei Tellen genannt, ſchlafen. Sie ſind mit ihrer uralten Kleidung angethan und werden wieder auferſtehen und rettend hervorgehen, wann die Zeit der Noth fürs Vaterland kommt. Aber der Zugang der Höhle iſt nur für den glücklichen Finder.

Ein Hirtenjung erzählte folgendes einem Reiſenden: ſein Vater, eine verlaufene Ziege in den Felſenſchluchten ſuchend, ſei in dieſe Höhle gekommen und gleich, wie er gemerkt, daß die drei darin ſchlafenden Männer die drei Tellen ſeien, habe auf einmal der alte eigentliche Tell ſich aufgerichtet und gefragt: „Welche Zeit iſts auf der Welt?“ und auf des Hirten erſchrockene Antwort: „Es iſt hoch am Mittag“, geſprochen: „Es iſt noch nicht an der Zeit, daß wir kommen“, und ſei darauf wieder eingeſchlafen. Der Vater, als er mit ſeinen Geſellen, die Telle für die Noth des Vaterlandes zu wecken, nachher oft die Höhle geſucht, habe ſie doch nie wieder finden können.

171. Friedrich von Oesterreich im Kerker zu Trausnitz.

Seit Ludewig der Baier seinen Gegenkaiser Friedrich von Oesterreich nach dem Siege bei Mülldorf (im J. 1322) auf dem Schlosse Trausnitz in Gewahrsam hielt, kehrte der tapfere Herzog Leopold allerhand Mittel vor, seinen Bruder zu erledigen. Da ihm dies aber weder durch Waffengewalt, noch durch Verträge gelang, berief er einen Schwarzkünstler zu sich, welcher den bösen Geist in Gestalt eines Boten vor ihm ins Gemach beschwor. Diesem wurde der Auftrag, Friedrichen aus dem Gefängnisse zu entführen, welches zu verrichten er auch versprach, jedoch mit dem Geding, daß der Gefangene aus eigenem Antriebe ihm folgen wolle. Also ist der unheimliche Gast ins Gefängniß gekommen in Gestalt eines fahrenden Schülers und hat dem Gefangenen kund gethan, wie er gesandt worden sei, ihn zu seinem Bruder Leopold zu bringen. Friedrich fragte ihn erstaunt: wer er sei? worauf der Fremde antwortete: er solle nit fragen, sondern nur folgen und mit ihm kommen; indem er auf ein schwarzes Roß deutete, welches scharrend und schnaubend vor der Thür des Kerkers stand. Da kam Kaiser Friedrichen ein Schauer an, bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuz und hob an zu beten: und alsobald war Bote und Roß verschwunden.

---

172. Der reichste Fürst.

Philipp Melanchthon hat einmal Dr. Luthern über Tische folgende Geschichte erzählt, die er in seiner Jugend gehört hatte.

Auf einem Reichstage, da die Fürsten beisammen waren, rühmten etliche von den Gaben und Herrlichkeiten ihrer Fürstenthümer und Lande. Der Herzog von Sachsen hat gesagt, daß er silberne Berge in seinem Lande hätte und also sein Bergwerk gerühmet, welches damals große Ausbeute gab. Der Pfalzgraf aber hat seine guten Weine gelobt, die ihm am Rheinstrom wüchsen. Als nun Herzog Eberhard von Würtemberg*) auch sagen sollte, was er für Herrlichkeit in seinem Lande hätte, da antwortete er: „Ich bin ein armer Fürst und Euer Liebden beiden nicht zu vergleichen; jedoch so hab ich auch ein groß Kleinod in meinem Fürstenthum, dieses nemlich, daß, wenn ich mich verritten hätte und auf dem Felde gar allein wäre, so kann ich doch in eines Jeden meiner Unterthanen Schooß und Arm sicher schlafen." Wollte damit sagen, daß seine Unterthanen ihn so lieb hätten, daß er bei ihnen hausen und herbergen könnt und sie ihm alles Liebes und Gutes thun würden; und seine armen Leute haben ihn auch gehalten wie einen Vater. Als solches die andern Fürsten gehöret, haben sie selbst bekannt, daß dies das edelste Kleinod und Gut wäre.

173. Isern Hinrik.

Isern Hinrik war ein Graf von Schaumburg-Holstein, Gerhard des Großen Sohn, ein ritterlicher Mann von ungemeiner Kraft und Festigkeit, dessen Kriegsmuth ihn schon in jungen Jahren, als er gegen die Dänen und unter dem schwedischen Könige gegen die Finnen zu Felde zog, berühmt gemacht hatte; wegen welcher Eigenschaften er auch den Namen Heinrich der Eiserne oder plattdeutsch „Isern Hinrik" davon trug.

*) Eberhard II., genannt der Greiner oder der Rauschebart, regierte von 1344 an.

Diesen Beinamen soll er zuerst bekommen haben, als er in Kriegsdiensten des Königs von England, Eduards III., in der Schlacht bei Cressy (1346) unter andern Heldenthaten auch den König von Frankreich (nach Andern den König von Böhmen) gefangen nahm, indem er mit zwei Rittern in den feindlichen Haufen sprengte, mit der Linken den König bei dessen goldenen Halsketten faßte und herauszog, während er mit der Rechten die Trabanten niederhieb.

Wegen solcher That wurde er einer der obersten Kriegshauptleute und mit Ehren überhäuft, als er nach England heimkehrte. Darüber bekam er viele Neider und Feinde unter den Engländern, die ihm Hinterhalte stellten, aus denen er sich aber immer durch unerschrockene Kühnheit heraus zu kämpfen verstand.

Des Königs Ohr war zwar gegen die Verläumdungen taub, die Isern Hinriks Neider wider ihn ausstreueten. Aber die Königin gewannen sie damit, daß sie ihr vorredeten, er sei keiner von hohem Adel und nur ein deutscher Abenteurer. Sie ließ darum in des Königs Abwesenheit eine Probe zu, von der die Neider hofften, daß sie ihn verderben sollte. Es hieß nemlich, daß ein Löwe keinen ächt und recht gebornen Fürsten und Herrn verletze; deshalb ließen sie heimlich in der Nacht den großen Löwen des Königs aus dem Zwinger, daß er im königlichen Burghofe frei umhergehe.

Als nun Isern Hinrik des Morgens in der Dämmerung, wie ers zu thun pflegte, aufstand, um frische Luft zu schöpfen, und nur im Mantel ohne Wehr und Waffen in den Hof trat, sprang ihn der Löwe ingrimmig an und brüllte fürchterlich. Isern Hinrik aber, unerschrocken wie immer, blickte ihn fest an, hob die Faust etwas gegen ihn und sprach mit ernster Stimme: „Bis stille, bis stille, du frevelicher Hund!“ Und alsobald legte sich der Löwe still und stumm demüthig zu des Grafen Füßen, der ihn dann in seinen

Zwinger gehen hieß. Darüber entsetzten sich seine Widersacher, die heimlich auf den Verlauf der Sache Acht gegeben hatten; und von nun an hatte der Graf Frieden vor ihnen.

Andere sagen: er wäre einst. als er mit vielen vornehmen Engländern vor dem Gitter gestanden, freiwillig zu dem Löwen in den Käfig gegangen, sprechend: „Ist Jemand unter euch von so gutem Adel als ich, der thue mirs nach", hätte dann dem Löwen sein Kränzlein, das er des Hoffestes wegen getragen, aufs Mähnenhaupt gesetzt, sei dann langsam und ungefährdet wieder herausgetreten und hätte gesagt: „Wer von euch meines Adels ist, der hole mir mein Kränzlein wieder." Aber Keiner hätte sichs getraut.

Von diesem Grafen schreibt sich die noch heutigen Tages hie und da übliche Redensart her, mit der man einen festen, unerschrockenen Mann bezeichnet: „He iss'n rechten isern Hinrik."

---

174. Kaiser Max auf der Martinswand.

Kaiser Maximilian, der dazu geboren schien, allerlei Gefahren schadlos zu überstehen, hat auch die gefährlichste unter allen Jägereien, nemlich die Gemsjagd, am meisten geliebt und dabei so viel Todesgefahren glücklich überstanden, daß daraus ein sonst unerhörtes hohes Beispiel zu nehmen ist, wie das himmlische Engelgeleite einen gottgeliebten und gottliebenden Fürsten auf den Händen zu tragen vermöge.

An der Landstraße von Augsburg nach Insbruck gipfelt sich ein jäher, überhoher Fels an die Wolken hinauf, welcher von dem anliegenden Dorfe Zirle der Zirlberg, auch von der nächsten Kirche und altem Schloß zu St. Martin, und weil er gleich einer gemauerten Wand emporsteigt, St. Martinswand genannt wird. Auf diese Wand verstieg sich

Maximilian in seiner Jugend*), als er den Gemsen nachkletterte, also daß er weder fürder noch wieder zurücksteigen konnte. Wo er sich hinwendete, da hatte er den Tod vor Augen. Sah er über sich, so droheten ihm die überhangenden Felsen, welche sich abreißen und sein Leichenstein werden konnten. Sahe er unter sich, so erschreckte ihn eine grausame Tiefe von mehr als hundert Klaftern, die ihm sein Grab vorbildete. Sah er um sich, so war er mit Felsen umgeben, welche viel zu hart waren, sich seiner erbarmen zu können. Mit einem Seil und anderm Werkzeuge ihm zuzukommen, verbot aller Welt die unersteigliche Höhe des Ortes. Einen Weg, zu ihm zu kommen, hätten alle Steinbrecher in Monatsfrist nicht öffnen können. Er sah zwar seine Hofleute, tief unten im Grunde, unruhig hin und wieder laufen und händeringend zu ihm emporschauen; aber Menschen konnten hier nicht helfen. Er hoffete zweier ganzer Tage und Nächte und schaute sich in jedem Augenblicke um, ob irgend woher Hilfe kommen möchte: aber er konnte nichts erhoffen und erkannte endlich, daß dieser ungeheure Fels ein Rachen des Todes wäre, ihn zu verschlingen. Der Rückgang zur Erde war seinem Leibe verschlossen, aber nicht seiner Seele das Seufzen gen Himmel, dem er auch damals sich näher befand, und der über ihn offen stund. Und weil seinem Leibe keine Speise vorhanden war, das irdische Leben zu fristen, begann er nach Speise für seine Seele zu trachten, damit er mit Reisezehrung zum himmlischen Leben versehen sein möchte. Demnach rufte er, so stark er konnte, und befahl den Seinen, welche, am Fuße des Felsens stehend, auf seinen Willen merkten: daß man die Priester mit dem heiligen Sacrament kommen lassen und ihm dasselbe entgegenhalten sollten, da er dann mit der allerheiligsten Speise,

*) Im Jahre 1483, als Maximilian im 31sten Jahre stand.

die ſein Mund nicht erlangen könne, ſeinen Geiſt ſättigen und alſo ſich zum Sterben rüſten wollte. Inzwiſchen erſcholl die betrübte Nachricht von dieſem Unfalle durch das ganze Land, und ward in allen Kirchen die göttliche Allmacht um Rettung angerufen. Und Gott erhörte das Gebet des treuen Volkes.

Darnach am dritten Tage, als der fromme Herr nur allein mit Sterbegedanken umging, hörte er in der Nähe ein Geräuſch; und als er nach ſelbiger Seite ſich gewendet, ſah er einen Jüngling in Bauerkleidern daherkriechen und einen Weg im Felſen machen. Dieſer, als er zu ihm gelanget, bot ihm die Hand und ſagte: „Seid getroſt, gnädiger Herr! Gott lebet noch, der euch retten kann und will. Folget mir und fürchtet euch nicht! ich will euch dem Tod entführen.“

Alſo trat Maximilian ſeinem Führer nach und kam in kurzem auf einen Steig, der ihn wieder zu den Seinen brachte. Mit was Freuden er, als gleichſam aus dem Grab wieder hervorkommend, empfangen worden, iſt leichtlich zu ermeſſen; und in ſolchem Gedränge verlor ſich der Jüngling, ſein Führer, den man nachmals nirgend finden konnte und daher für einen Engel und Hilfboten Gottes achten mußte. Man labte den Kaiſer fürs erſte in etwas mit Speis und Trank, hob ihn ſodann ganz matt und blaß auf ein Pferd und brachte ihn alſo wieder nach Insbruck, woſelbſt ſein Vetter Erzherzog Siegmund ihn fröhlich bewillkommete und ein großes Dankfeſt anſtellte. Maximilian ließ nach der Zeit dieſen Ort in Vierung aushauen und zum Gedächtniß göttlicher Gnadhilfe ein hölzernes Crucifix bei vierzig Schuh lang (welches unten wegen der Höhe etwa zwei Schuh Länge zu haben ſcheint) ſammt den Bildniſſen der Mutter Gottes und St. Johannis hinſetzen. Und jährlich feierte er den Tag ſeiner Rettung in tiefer Einſamkeit mit Gebet und Faſten.

VIII.

175. Johann Hussens Weissagung und Brandstätte.

Von Johann Huß schreiben etliche: als er zu Constanz auf dem Concilio verbrennet werden sollen, habe er gesagt: „Jetzt verbrennet ihr eine Gans (Huß heißt auf böhmisch eine Gans), aber über hundert Jahr wird ein Schwan aufstehen, den werdet ihr nicht verbrennen können!“

Nachdem aber Johann Huß am 6. Juli 1415 nebst allem, was er mit sich geführt hatte, als Mantel, Gürtel und dergleichen mehr, zu Staub verbrannt worden, luden sie die Asche nebst der Erde, die sie etliche Schuh tief ausgruben, auf Karren und warfen es in den Rhein, damit die Böhmen nichts davon aufrafften und als ein Heiligthum hielten. Der Ort aber, da solches geschehen, ist zu Kostnitz zwischen den Gärten der Vorstadt, neben dem Weg, da man nach Gottleben gehen will. Es sagen etliche, daß an selbiger Stelle bis auf den heutigen Tag kein Gras wachse.

176. Die Hussitenschlacht bei Außig.

Die Hussiten belagerten die von den Meißnern besetzte Stadt Außig und setzten ihr hart zu, als ein starkes Heer der verbündeten deutschen Fürsten, bestehend aus Franken, Thüringern, Voigtländern, Meißnern und Sachsen, den Belagerten zu Hilfe heranzog. Den sechzehnten Juni 1426 mit dem allerfrühesten am heiligen Sonntag hob die für die Deutschen so beklagenswerthe blutige Schlacht an. Die Böhmen hatten mit ihren Wägen, deren sie fünfhundert hatten, indem sie dieselben mit doppelten Ketten zusammengebunden, sich eine starke Schutzwehr bereitet. Hinter dieser Wagenburg hatte sich das böhmische Kriegsvolk aufgestellt; die großen Schildtartschen, die sie in die Erde gesteckt, vor sich, erwarteten sie ruhig der Deutschen Angriff. Da der geschahe, erzeigten sich die Deutschen mannlich. Mit ihren Hellebarten, welche damals allererst aufgekommen, zerhieben sie, unerachtet man von den Wägen heftig unter sie schoß, die Ketten, rissen die Schildtartschen um und brachen in den Feind. Weil sie aber über dieser Arbeit sich sehr abgemattet hatten, überdem denselbigen Tag eine große Hitze war, konnte es bei ihnen nicht so lang, als bei den Böhmen, einen Bestand haben. Es gebrauchten auch die Böhmen zu ihrem Vortheil das Geschütz, erlegten viel herzhafter, mannlicher Ritter, hatten auch neu erfundene Spieße mit krummen Haken, womit sie die Reisigen von den Rossen rissen. So stritt man vom Morgen bis in die sinkende Nacht mit solchem Ernst und zweifelhaftem Glücke, daß kein Mensch wußte, wer Herr sein würde. Den Deutschen half ihre Menge, den Böhmen der Vortheil. Zuletzt ist der Deutschen Heer zertrennt und in die Flucht geschlagen worden, in welcher Schlacht ein Narr einen Grafen mit seinem Drischel erschlagen. Es sind auch

viel andere Herren und Grafen liegend blieben, namentlich der Burggraf von Meißen, der Burggraf von Jüterbogk, der Graf von Gleichen, der Graf von Beichlingen, der Graf von Hohenstein, der Graf von Querfurt, der Graf von Barby, der Herr von Tonaw, der Herr von Gera, der Herr von Falkenstein, der Herr von Grätz. Unter denen vom Adel sind ihrer gar zu viel geblieben, darunter die vornehmsten als Befehlsleute genannt werden: Heinz Erf, Jakob Wagenheim, Christianus Seeberger, Witzleben, Dieterich und Heinz von Schleinitz, Walthaus, Wigandus und Reinholdus von Bernstein. Diese und viel andere mehr sind todt geblieben und liegen unter einem Birnbaum an dem Wege, da man nach Töplitz gehet, begraben; welcher Baum jährlich, wie man sagt, sehr soll geblühet haben, aber keine Frucht getragen.

Die Gesammtzahl der Deutschen, die in dieser Schlacht den Tod gefunden, soll sich auf 12000 belaufen.

---

177. Der Traum Friedrichs des Weisen.

Als Luther im Jahre 1517 am Abend aller Heiligen zu Wittenberg seine ersten Theses wider den Ablaßhandel des Papstes anschlug, hielt sich der Curfürst Friedrich zu Schweinitz auf. Er hatte eben an diesem Tage sich gar müde zur Ruhe begeben und in die drittehalb Stunde geschlafen, da erwachte er wieder und hatte allerlei Gedanken, unter andern auch diese, wie er morgen*) allen lieben Heiligen zu Ehren mit seinem ganzen Hofgesinde fasten und feiern wolle, betete für alle Seelen im Fegfeuer, weil ers damals nicht besser

*) Der 1. November ist der Tag aller Heiligen, der 2te der Tag aller Seelen.

wußte, auch für ſich und ſeine Räthe und die ganze Landſchaft, daß ſie Gott in alle Wahrheit leiten und zur Seligkeit erhalten wolle. Wie er nun nach Mitternacht wieder eingeſchlafen, träumte ihm, wie Gott der Herr ihm einen Mönch von ſeinem, ehrbarem Angeſicht zuſchickte, welcher des Apoſtels Pauli Sohn wäre, und hatte derſelbe aus Gottes Befehl zu Gefährten alle Heiligen Gottes, die für den Mönch Zeugniß ablegten, daß, was er thue und vornehme, von Gott ſei. Derowegen begehrten ſie von ihm, er möge geſtatten, daß jener etwas an die Schloßcapelle zu Wittenberg ſchreibe. Darauf der Churfürſt durch ſeinen Canzler ſagen ließ: weil es Gott alſo haben wolle, könne er es auch geſchehen laſſen. Auf dem fing der Mönch an zu ſchreiben, und machte ſo grobe Buchſtaben, daß er ſie zu Schweinitz erkennen konnte, hatte auch ſo eine lange Feder, daß ſie mit der anderen Spitze bis gen Rom reichte und einen Löwen, der daſelbſt lagerte, mit dem Sturz in ein Ohr ſtach, ſo daß es am andern Ort wieder heraus ging. Ja, es ſtreckte ſich die Feder an des Papſtes dreifache Krone und ſtieß dieſelbe dermaßen an, daß ſie begann zu wanken. Darüber erſchrak der gute Fürſt und fuhr zu, um ſie zu halten; und darob wachte er auf.

Bald aber war er wieder eingeſchlafen und abermals hatte er es mit dem Mönch zu thun, welcher immer noch fortſchrieb und den Löwen weiter mit der Feder ſtach, daß er anhob greulich zu brüllen und der Papſt den Curfürſten anhielt, er ſolle dem Mönche, weil er ſich in ſeinem Lande aufhielte, den Unfug wehren; davon er zum andern Male aufwachte.

Abermals ſchläft er ein: da kommt ihm derſelbige Mönch zum dritten Male vor; er ſchrieb noch immer und der Curfürſt faßte ſich jetzt ein Herz, ihm die Feder zu zerbrechen. Da er es aber verſucht, hat ſie alſo geknarret und geſtarret,

als wenn sie eisern wäre, davon ihm die Ohren weh thaten, also daß er von seinem Vorhaben abstehen mußte. Endlich — so däuchte ihm — habe er den Mönch fragen lassen: wo er zu dieser Feder gekommen? darauf er geantwortet: sie wäre von einer hundertjährigen böhmischen Gans, die ihm sein alter Schulmeister einstens verehret, zu seinem Gedächtniß zu gebrauchen und zu behalten; daß sie aber so fest und stark, komme daher, daß man ihren Geist nicht nehmen, noch ihre Seele, wie andern Federn, herausziehen könne. Als nun der Curfürst bei sich im Traum beschlossen, mit diesem Mönche selbst zu reden, ist er zum dritten Male aufgewacht.

Der Fürst bedachte bei sich, dieser Traum habe gewiß etwas zu bedeuten, da er ihm so oft vorgekommen, nahm sich auch vor, ihn ehestens seinem Beichtvater zu offenbaren, zuvor aber erzählte er ihn seinem Herrn Bruder, dem Herzog Johann, und dem Canzler und befragte sie, was sie davon hielten. Diese waren der Meinung: daß, nach dem gemeinen Sprichwort, der Jungfrauen, gelehrter Leute und großer Herren Träume gemeiniglich pflegen etwas zu bedeuten; allein, was es sei, werde man erst weise nach etlicher Zeit, wenn sich etwas zutrage, daraus man Vermuthung nehme und spreche: „Siehe, darauf hat gewiß mein Traum gewiesen!“ Sonst sollten Ihro Fürstliche Gnaden diesen Traum nur Gott befehlen, denn obwohl Mönche selten etwas Gutes bei Fürsten ausgerichtet, so sei doch an diesem Mönche das Beste, daß er von Gott gesagt und von ihm zu schreiben Befehl habe, so wie, daß alle Heiligen für ihn als Zeugen wären eingetreten. Darauf der Curfürst gesagt: er habe zwar auch seine Gedanken, die wolle er aufzeichnen und bei sich behalten, bis es die Zeit gebe, ob sie möchten eingetroffen haben.

178. Luthersbuche, Luthersbrunnen, Luthersfuß.

Wie vor nun mehr als dreihundert Jahren der Doctor Luther die Reformation angefangen hatte, da ist er auf den Reichstag nach Worms citirt worden und hat sollen seine Lehre widerrufen. Weil er aber das nicht gethan hat, sind ihm die Päpstischen noch mehr stößig worden, als sie es zuvor schon waren, und haben ihm nach dem Leben getrachtet. Das hat der Curfürst von Sachsen erfahren, und damit die Päpstischen seinem Doctor nichts anhaben könnten, hat er ihn, als er von Worms wieder heim reisete, unterwegs heimlich aufheben und in Sicherheit bringen lassen. Das ist geschehen in der Gegend beim Altenstein.

Der Doctor Luther ist nemlich von Möhra gebürtig gewesen; und wie er dazumal von Worms gekommen ist, da hat er seinen Bruder, der noch in Möhra ist daheim gewesen und den er lange Zeit nicht gesehen hatte, auf ein Paar Tage besucht. Hernach hat er übern Wald wollen weiter nach Wittenberg reisen.

Wie sie aber oben übern Katzenstein gekommen, wo man es jetzt „beim Luthersbrunnen" heißt, da sind auf einmal fünf Reiter aus dem Dickicht heraus gesprengt, die sahen aus wie Räuber und haben den Doctor Luther aus der Kutsche gerissen; auf seinen Bruder aber und die Andern, die mit ihm im Wagen waren, um ihn ein Stück übern Wald zu begleiten, haben sie los geschlagen, daß sie sich davon gemacht. Da haben sie die laufen lassen, den Doctor Luther aber haben sie behalten.

Darüber und weil er nicht anders gedacht hat, als daß das richtige Räuber oder auch Papistische wären, die ihm

ans Leben wollten, ist der Doctor Luther dermaßen erschrokken gewesen, daß er sich eine Weile unter einer Buche, die dort gestanden, hat niedersetzen müssen, um sich ein wenig zu erholen. Diese Buche, unter welcher der Doctor Luther gerastet, steht noch bis auf den heutigen Tag und heißt seit der Zeit die Luthersbuche.

Ueber dem Schrecken hat den Gottesmann ein grausamer Durst überfallen. Da hat er seinen Stecken genommen und hat ihn in den Erdboden gesteckt, und da ist auf einmal der Quell herausgesprungen, der noch bis zu dieser Stunde dort springt und der Luthersbrunnen geheißen ist.

Wie der Doctor Luther sich ein wenig erholt hat, sind die Reiter mit ihm weiter gezogen, immer durch den Wald hindurch, und hat müssen neben den Gäulen hergehen bis hinauf auf die Wüstung Glasbach. Wie sie aber dort angelangt, hat er nicht weiter mitgehen wollen und den Reitern gerad heraus gesagt: er könne nicht weiter; sie sollten ihm sagen, was sie mit ihm vorhätten, und wenn sies auf sein Leben abgesehen hätten oder ausplündern wollten, so sollten sie es jetzt thun, aber weiter ginge er nicht mit ihnen. Und da er das sprach, trat er zornig auf den Granitstein unter seinen Füßen, daß seine Fußtapfe noch bis auf den heutigen Tag in dem Steine zu sehen ist. Und das nennt man den Luthersfuß.

Da haben sich die Reiter ihm zu erkennen gegeben, wer sie wären; und da sinds Ritter von Altenstein und von der Wartburg gewesen, die haben dem Doctor Luther gesagt: daß sie Befehl vom Curfürsten hätten, ihn heimlich auf die Wartburg in Sicherheit zu bringen, weil ihm die Katholischen nach dem Leben stünden. Darauf haben sie ihn auf einen Gaul gesetzt und sind noch lange mit ihm im Walde immer die Kreuz und die Queere umhergezogen. Zuletzt haben sie sogar den Gäulen die Hufeisen abgerissen und ver-

kehrt wieder aufgeſchlagen, damit jedweder irre werden müßte, der ihre Spur etwa verfolgen wollte. So ſind ſie ſpät in der Nacht ganz heimlich und unvermerkt zur Wartburg gekommen und haben den werthen Mann in gute Sicherheit gebracht.

Die Luthersbuche iſt jetzt alt und morſch und durch und durch hohl geworden und wird nicht lange mehr ſtehen. Schon viele Mal hat ihr der Untergang gedroht, aber der liebe Gott hats immer gemacht, daß ſie doch ſtehen blieb. Mehr als einmal haben ſie die katholiſchen Wallfahrer, wenn ſie dort hinauf gezogen ſind, wo ſonſt das alte Kloſter geſtanden hat — weshalb noch jetzt die Gegend überm Lutherbrunnen „die Wallfahrt“ heißt — in Brand geſteckt; aber jedesmal hat Gott dann Leute hingeführt, die es noch zu rechter Zeit wahrgenommen und das Feuer gelöſcht haben. Einmal hat es ſich auch getroffen, daß der Förſter, wie gerade der Schlag in dortiger Gegend geweſen iſt, auch dieſe Buche zum Umhauen angewieſen hat. Aber da iſt ein Mann aus Steinbach glücklicher Weiſe gerade, wie ſie der Förſter angewieſen hat, dazugekommen, der hat ſie gekauft und bezahlt, was ſie taxirt war, damit ſie nur der Förſter nicht dürfte abhacken laſſen. Dieſer Mann hat Andreas Malſch, oder, wie man in dortiger Landſchaft zu ſagen pflegt, Malzerſch Rees geheißen, und iſt auch dazumal in der Zeitung öffentlich darüber belobt worden, daß er ein Paar Thaler nicht angeſehen und das Denkmal Doctor Luthers, die alte Buche, vom Untergang gerettet hätte. Seine Nachkommen leben noch jetzt in Steinbach, und denen gehört auch eigentlich die Luthersbuche, weil ſie ihr Aeltervater mit ſeinem Gelde gekauft und bezahlt hat.

179. Luther und Herzog Hans zu Sachsen.

Unter allen deutschen Fürsten ist keiner feindseliger gegen Doctor Luthern gewesen, als Herzog Georg zu Sachsen.

Dessen Sohn, Herzog Hans zu Sachsen, war der Reformation um nichts freundlicher gesinnt. Dieser hatte auf eine Zeit Doctor Luthern durch den Maler Lucas Kranach den älteren sagen lassen: er beklage sich viel in seinen Schriften über seinen Herrn Vater, als hätte er viel Ueberlasts von demselben; sollte Er aber einmal nach seinem Herrn Vater in die Regierung kommen, so sollte er wohl einen andern Feind an ihm haben; wäre sein Vater dem Luther eisern gewesen, so wollte er ihm stehelin (stählern) sein.

Aber Doctor Luther hat der Thorheit gelacht und gesagt: Herzog Hans möchte lieber darauf denken, wie er selig sterben wollte; und ihm wieder anzeigen lassen, daß er sich seiner Dräuung halben nichts besorgete; denn er wußte wohl, daß Herzog Hans seines Vaters Tod nicht erleben würde.

Da nun Lucas Maler wieder zum Fürsten gekommen, und dieser von ihm wissen gewollt, was Doctor Luther auf sein gnädiges Zuentbieten für Antwort gegeben, hat Lucas nach genugsamer unterthäniger Bitte, ihm solches gnädiglich zu gut zu halten, angezeigt, wie der Doctor gesagt hatte. Darauf der Herzog nicht wenig bestürzt worden, in Schwermuth gefallen und unlängst darnach am 11. Januarii 1537 gestorben.

180. Luthers Weissagung über Schloß Mansfeld.

Die Grafen von Mansfeld hatten einst den Dr. Luther zu sich eingeladen, daß er eine streitige Sache zwischen ihnen schlichte. Als er nun in den Hof des herrlichen Schlosses eintrat, von welchem dieses altberühmte Geschlecht seinen Namen führte, hörte er das wilde Getümmel der Zecher im Rittersaal, und der Wein schwemmte ihm in rothen Wellen schon auf der Treppe entgegen. Da rief er den Wirthen des Hauses prophetisch zu: „Ei, ihr Herren dünget ja gut und schön! Da wird brav Gras darnach wachsen!“

Und dies Wort ist in Erfüllung gegangen. Es giebt keinen Grafen von Mansfeld mehr. Ihre Burg liegt in Trümmern; Gras wächst auf Treppen und Gängen und in den Höfen des Schlosses Mansfeld.

---

181. Wallenstein vor Stralsund.

Wallenstein, Herzog von Friedland, hatte mit großer Heeresmacht das ganze nördliche Deutschland überzogen, und das Glück war ihm überall günstig gewesen. Da faßte er, wie männiglich bekannt, in seinem Uebermuthe den Plan, sich an der Ostsee ein eigenes Reich zu stiften, über welches er, unabhängig von Kaiser und Reich, regieren wollte. Dazu war ihm ganz besonders daran gelegen, die mächtige und reiche Stadt Stralsund zu besitzen. Er verlangte daher zuerst arglistiger Weise von der Stadt, daß sie Soldaten von ihm einnehmen solle. Da das die Stralsunder verwei-

gerten, rückte der Herzog mit großer Kriegsmacht vor die Stadt, um sie mit Gewalt einzunehmen. Und er schwur in seinem Zorne, daß von der Stadt Stralsund nichts übrig bleiben solle, sollt es ihm auch hundert tausend Mann und sein eigenes Leben kosten; und wär sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden, so wolle er sie herunter reißen.

Unter solchen vermessenen Schwüren kam er am 27. Juni 1628 vor der Stadt an. Er legte sein Hauptquartier in das Hainholz und ließ an demselben Tage Sturm laufen. Allein die Stralsunder hatten Hilfe von den Dänen und Schweden bekommen und wehrten sich so tapfer, daß die Kaiserlichen nichts ausrichten konnten. Auf einem Tag verloren sie fünfhundert Mann und auf einem anderen sogar anderthalbtausend. Da wurde der Friedländer immer zorniger, und er verschwor sich, daß er den König von Schweden mit Ruthen aus dem deutschen Reiche jagen wolle, und wenn er die Stadt bekomme, wolle er des Kindes im Mutterleibe nicht verschonen.

Unter solchen Prahlereien saß er eines Tages in seinem Gezelte, welches im Hainholze unter einer Eiche errichtet war. Um ihn saßen seine Generale und Offiziere, und er hatte gerade ein Glas mit Wein in der Hand und wollte es zum Munde führen; da kam auf einmal eine Paßkugel aus der Stadt, die traf das Glas und zerschlug es ihm vor dem Munde in tausend Stücke. Das ist ihm ein Zeichen gewesen, daß er hier solle zu Schanden werden und daß er gegen Stralsund seine Drohungen nicht ausführen könne. Er brach daher sein Lager stracks ab und zog gen Mecklenburg zurück, nachdem er 12,000 Mann vor der Stadt verloren hatte.

Die Eiche, unter welcher das Zelt des Herzogs gestanden, steht noch, und es liegt jetzt zum Andenken der Begebenheit ein Stein an der Stelle. Auf diesem wird alljährlich

am 24. Juli, als an welchem Tage der Friedländer abzog, und die Stralsunder das Wallensteinsfest feiern, lustig und fröhlich von den jungen Bürgern und Jungfrauen der Stadt getanzt.

---

182. Gustav Adolf und die hamburgischen Kaufleute.

Gustav Adolf, König von Schweden, der Held des Nordens, der zur Rettung des evangelischen Glaubens nach Deutschland gekommen war, weilte im curfürstlichen Schlosse zu Spandau. Dies vernahmen einige ehrsame hamburgische Kaufleute, die mit vier und dreißig Wagen von Magdeburg (kurz vor dessen gräulicher Zerstörung) nach Hamburg heimkehrten. Nun ists bekannt: Hamburger mögen gern etwas Neues sehen, und wenn sie auch ihrer freien Stadt mit Leib und Seele angehören, so hindert das doch nicht, daß sie rennen und laufen, um ein gekröntes Haupt zu Gesicht zu bekommen, weils zu Haus kein solches giebt und königliche Pracht etwas Nares ist. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn gedachte Hamburger unterwegs die Neugier plagte, den großen König Gustav Adolf von Angesicht zu sehen, der so viel von sich reden machte; doch kam wohl auch eine edlere Wißbegier und der Wunsch hinzu, dem Helden, der des bedrängten Lutherthums Hort war, ihre Verehrung zu bezeugen. Genug, da sie nun auch gute Geschäfte gemacht, ihre Säckel gefüllt hatten, und es ihnen also auf einige Tage Umweg und vermehrte Kosten nicht ankam, so resolvirten sie sich dazu, erst nach Spandau zu fahren, um den König zu sehen. Als sie nun daselbst anlangten, fand ihr Gesuch um

Audienz sogleich Gewährung. Der König empfing die Hamburger mit aller Civilität und Freundlichkeit, sagte: er sei äußerst gerührt über der Herren angenehmen Besuch, forschte nach der Einzelnen Namen, Stand und Würden daheim, erkundigte sich nach dem Befinden der Frau Liebsten u. dgl. m.

Nun war der König der Zeit gerade sehr knapp bei Cassa, und noch morgens hatte er seinen Großcanzler gefragt: „Oxenstjerna, woher nehmen wir das Geld für die Soldatesca, der wir schon etliche Monate schuldig sind?" Und just, ehe der antwortet, kommt die Botschaft, daß vier und dreißig hamburger Wagen angelangt seien, und daß deren Eigner königliche Majestät zu sehen wünschten. Da hat der Oxenstjerna seinen Herrn bedeutungsvoll angeblickt und nur gesagt: „Der Himmel thut ein Wunder und schickt als helfende Engel die hamburger Kaufleute." Der König hat ihn verstanden, etwas geseufzt, aber gesagt: „Wohlan, weils sein muß!"

Darum als er nun mitten in der Audienz die Hamburger wohl vergnügt sieht, so rückt er ihnen traulich näher und sagt: „Liebe Herren, so und so stehts bei mir, Geld brauch ich zu euer aller Heil, Geld hab ich keins, darum, leiht mir auf königliche Parole, Brief und Siegel, was ihr an Baarschaft bei euch führt, aus Liebe zu mir, zur Ehre Gottes und zur Rettung des evangelischen Glaubens.

Solch königliches Wort und Ansinnen hat nun die Hamburger gewaltig verschnupft und aus ihren Himmeln unsanft herabgestürzt, daß sie erstarrt dastanden und sich schwer verwirrt anblickten. Denn „in Geldsachen hört alle Gemüthlichkeit auf" und „Borgen macht Sorgen." Gleichwohl wars eine verlegene Partie, dem Helden des Nordens solch freundliches Gesuch abzuschlagen, jetziger und späterer Folgen wegen. Entschuldigten sich also die Hamburger nach manchem Räuspern gar höflich, wie daß es ihnen unendlich

leid thue, königlicher Majestät absolut nicht dienen zu können, sintemal sie nichts Sonderliches an Baarschaft bei sich führten, was der Ehre werth sei, Se. Majestät zu vergnügen. Hierauf aber erwiederte der gute König ganz freundlich, er wüßte schon Bescheid, daß es ein Erkleckliches betrüge, und wenns etwa nicht langte, so könnten sie ja auch mit den vier und dreißig Wagen in die Bucht springen, in denen würden seine Leute vielleicht das Glück haben, etwas zu finden. Da wars freilich den Hamburgern zum Verzweifeln, aber sie waren in des Königs Gewalt, mußten darum gute Miene zum bösen Spiel machen und die Säckel auskehren, darinnen sich denn noch 80,000 Thaler baar befanden, die des Königs Großcanzler einstrich und jedem Kaufmann für sein Theil einen königlichen Schuldschein über empfangenes Darlehn überlieferte.

Nun war unter den hamburger Kaufleuten auch Herr Dr. Johannes Moller, Pastor zu St. Petri in Hamburg, der seine Vaterstadt Breslau besucht hatte und von Magdeburg aus mit jenen heim reisete. Den ließ der gute König in der Schloßkirche zu Spandau vor ihm und seinen betrübten hamburger Gästen, zu deren geistlicher Stärkung im weltlichen Ungemach, predigen. Aber obgleich Herr Pastor Moller über den ihm aufgegebenen Text: Ev. Matth. 19, 21: „Gehe hin, verkaufe, was du hast, und giebs den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben"; und Vers 23: „Denn ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen", einen gar beschaulichen und erbaulichen Sermon hielt, dennoch wollt es bei den Kaufherren nicht verfangen, und sie blieben, was man damals hieß, „verstörzt". Selbst die Ehren und Freuden der königlichen Tafel, bei welcher sie auf Sr. Majestät freundliche Einladung als seine lieben Gäste erschienen, konnten ihren melancholischen Tiefsinn nicht zerstreuen; und einigermaßen froh waren sie erst, als sie mit

gutem Urlaub und Geleitsbrief vom Könige entlaſſen, ſich wieder mit ihren glücklich geretteten vier und dreißig Wagen etliche Meilen von Spandau auf dem Wege nach Hamburg befanden. Herr Paſtor Moller hatte gut tröſten, der hatte natürlich kein Geld gehabt, alſo auch keins verborgen müſſen, ſondern noch obendrein für ſeine Predigt ein anſehnliches Douceur als königliche Verehrung bekommen, war alſo der Einzige, der bei dieſer unglücklichen Fahrt nicht übel gefahren war.

Und daheim in Hamburg, als die Geſchichte ruchtbar wurde, iſt viel Redens davon geweſen, viel Bedauerns und Wehklagens über die ausgezogenen Vettern und Gevattern, auch viel Zürnens und Scheltens gegen den König, von dem man ſich Beſſeres vermuthet hatte, als ſolch ungaſtliches Benehmen gegen redliche hamburger Bürger. Und darunter war der alte Rathmann Hermann Rentzel; der vergaß es dem König nicht, und wenn er ſpäter von irgend einer übeln Vergeltung eines ehrlichen Vertrauens hörte, ſo pflegte er die Stirn zu runzeln, heftig auszuſpucken und zu ſagen: „Pfui Deubel, dat heet ick na Spandau fahren, um den König to ſehn!“ Bei Andern aber war viel Lachens und Spottens über die Geſchichte, denn es liegt einmal in der Menſchen Natur: wenn Einer ehrbar einherſchreitet und ſtolpert plötzlich und fällt, ſo lachen die Umſtehenden. Und dieſe meinten: was brauchten jene von gerader Straße abzulenken, um einen Potentaten zu ſehen? es geſchieht ihnen ſchon recht, und hatten ſie wirklich ſo viel warme Verehrung für den Helden des Nordens, ſo müſſen ſie auch mit Vergnügen ſeiner Sache und dem Evangelio von ihrem Mammon ein Opfer bringen können; wars aber nicht das, ſo wars eitel Neugier und Fürwitz. Und bei dieſen Leuten wurde es auch gebräuchlich, von einem fürwitzigen Menſchen, der bald übel anlaufen wird, ſprichwörtlich zu ſagen: „De

fahrt ook hen na Spandau, um den König to sehn." Und so wurde das „na Spandau fahren" eine hamburger Redensart, die jetzt freilich, wie ihre Entstehungsgeschichte, verschollen ist.

Es muß aber zu Ehren des großen Königs Gustav Adolf noch erzählt werden, daß die von ihm mit so unwiderstehlicher Freundlichkeit jenen Hamburgern abgeliehenen 80,000 Thaler zwar erst nach seinem Tode (denn er starb leider schon im nächsten Jahre darauf), doch bei Heller und Pfennig von der Krone Schwedens, nach dem westphälischen Frieden, Anno 1650, gegen Einlieferung der königlichen Schuldverschreibungen den Gläubigern oder ihren Erben zurückbezahlt worden sind.

---

183. Paulus Gerhardt.

Der berühmte geistliche Liederdichter Paulus Gerhardt, Prediger an der St. Nicolaikirche zu Berlin, ein gewissenhafter, festgläubiger Mann, wollte sich durch das Edict des großen Curfürsten, welcher dem reformirten Bekenntnisse zugethan war, den Mund nicht schließen lassen, frei und offen wider die Gegner der lutherischen Lehre zu zeugen. Deshalb wurde er seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen und mußte mit Weib und Kindern ohne Aussicht auf anderwärtige Versorgung den Wanderstab ergreifen. Er zog seinem alten Vaterlande, Sachsen, zu. Unterwegs kehrte er in eine Herberge ein, wo der Kummer sein treues Weib dermaßen überwältigte, daß sie sich nicht mehr zu fassen wußte. Gerhardt aber, in starkem Gottvertrauen, sprach ihr Trost zu und sagte ihr den schönen Spruch vor: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff auf ihn, er wirds wohl machen."

Pſ. 37, 5. Darnach ging er hinaus in den Garten, der hinter dem Hauſe war, ſetzte ſich unter einen Apfelbaum und dichtete das herrliche Lied über jenes tröſtliche Schriftwort:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreuſten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann. ꝛc.

Als er es vollendet hatte, ging er in das Haus zurück, wo er es ſeiner bekümmerten Ehefrau zu nicht geringer Beruhigung ihres Gemüthes vorlas. Deſſelbigen Abends traten zwei fremde Herren in die Wirthsſtube ein, die ſich im Geſpräche mit den Vertriebenen als Abgeordnete des Herzogs Chriſtian von Merſeburg zu erkennen gaben. Sie müßten im Auftrage ihres Herrn, ſagten ſie, nach Berlin reiſen, um einen gewiſſen Gerhardt, einen abgeſetzten Prediger, nach Merſeburg einzuladen. Mit großer Freude gab ſich da der Wanderer ihnen als den kund, den ſie ſuchten, worauf jene ihm ein Handſchreiben des Herzogs überreichten, in welchem ihm bis zu ſeiner Wiederanſtellung ein anſehnliches Jahrgeld zugeſichert war. Mit Thränen der Rührung wandte ſich hierauf Gerhardt zu ſeiner Frau, hielt ihr das Schreiben hin und ſprach: „Siehe, wie Gott ſorget! Sagte ich nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege?“

In der Folge kam nun dieſes Lied dem Curfürſten in die Hände und gefiel ihm gar ſehr. „Wer mag der Mann ſein, der dieſes ſchöne Lied gemacht hat?“ fragte er. „Es iſt Gerhardt“, war die Antwort, „den Ew. Durchlaucht haben des Landes verweiſen laſſen.“ Jetzt bereute der Curfürſt ſein ehemaliges hartes Urtheil und hätte Gerhardten gern

wiedergeholt. Aber dieſer hatte nun bereits anderswo Amt und Brot gefunden.

---

184. Karl XII. und die treuen Pommern.

In dem Kreiſe Greifswald liegt ein kleines Dörfchen, Namens Conerow, das ſchon ſeit vielen Jahren nur von drei Bauern bewohnt wird. Die drei Bauern in Conerow hatten einſt gehört, wie ſchlecht es ihrem Könige Karl dem Zwölften in Rußland ergangen ſei, und wie er habe zu den Türken flüchten müſſen und dort gar große Noth und Elend erleide. Das that ihnen in der Seele weh, und ſie brachten alles an Geld und Geldeswerth zuſammen, was ſie nur eben nothdürftig entbehren konnten. Das ſetzten ſie zu Wolgaſt in blankes Gold um, und nun nahm einer von ihnen ein Pferd und ritt mit dem Golde nach Bender hin, um es dem Könige zu bringen. Dieſer Bauer hieß Hans Müſebeck.

Der König war damals wirklich in einer ſchlimmen Lage. Er hatte keinen Pfennig Geld mehr und wußte nicht, wie er ſich und die paar Getreuen, die um ihn waren, vor dem Hungertode bewahren ſolle. Alle ſeine und der Seinigen Pferde hatte er ſchon erſchoſſen, um die allgemeine Noth zu erleichtern. Nur ſeinen beſten Rappen, der ihn durch ſo manche Lebensgefahr getragen, hatte er noch verſchont. Aber auch dieſen konnte er nicht mehr halten. Schweigend nahm der König daher eines Tages ſelbſt das Piſtol und ſetzte es dem treuen Thiere hinter das Ohr und ſchoß es alſo nieder. Dann ſetzte er ſich auf den Bauch des Roſſes und gedachte ſeines Unglücks. Da hörte er auf einmal unweit von ſich auf gut Pommeriſch die Worte: „Helf Gott, wo finde ich

meinen König?“ Und wie er aufblickt, da sieht er einen Bauern, der ganz allein daher geritten kommt. Der wird zu ihm geführt. Es war der Bauer aus Conerow. Er stieg von seinem Pferde und kniete vor dem König und zog aus seinen Stiefeln zwei große Rollen mit Gold hervor. Die überreichte er dem Könige und bat ihn, sie anzunehmen, denn die Bauern von Conerow gäben sie ihm gern. Er erzählte nun, wie sie von seinem Elende gehört und wie sie darauf das Geld zusammen gebracht, und wie er allein damit den weiten Weg hergeritten sei, da sie sonst nicht gewußt hätten, wie es in seine Hände kommen möge.

Da fing der wilde König Karl der Zwölfte an zu weinen, daß ihm die hellen Thränen das Gesicht herunterliefen. Er zog sein Schwert aus der Scheide und hob es hoch empor und sprach: „Solche edle Treue haben mir die Höchsten meines Adels nicht bewiesen. Du sollst fortan der Erste unter meinen Edeln sein. Kniee nieder, daß ich dich zum Ritter schlage.“

Dem Befehle gehorchte der Bauer, und er kniete von neuem nieder, aber nicht, um den Ritterschlag zu empfangen; denn er bat vielmehr den König, ihn nicht bei seines Gleichen zu beschämen, sondern ihm den ehrlichen Namen zu lassen, den seine Vorfahren getragen; wolle ihm aber Seine Majestät eine Gnade erzeigen, so bitte er, daß den drei Bauern zu Conerow ihre Pacht auf ewige Zeiten erlassen werde.

Das beschwor ihm der König, und er ließ auch sogleich eine Urkunde darüber ausfertigen. Wie aber der Canzler nun auf diese das Siegel aufdrücken wollte, da riß sich der König aus seinem Barte drei Haare, die drückte er mit dem Knopfe seines Schwertes in das flüssige Siegelwachs hinein, daß sie auf ewig von seinem königlichen Worte Zeugniß geben sollten.

Darauf ritt Hans Müſebeck froh und vergnügt nach Conerow zurück. Die Urkunde verwahren die drei Bauern zu Conerow noch, und ſie ſind auch noch jetzt frei von allen Abgaben; denn wer wüßte Unterthanen-Treue beſſer zu ſchätzen, als das preußiſche Königshaus?

185. Der alte Ziethen als Hexenmeiſter.

Es weiß noch ein jeder preußiſche Soldat, daß der alte Ziethen ein großer Hexenmeiſter war. Er hat das oft bewieſen, und darum konnte ihm auch keiner ſo recht was anhaben. Daß er einmal in Schleſien bei Ottmachau mit ſeinem Regimente mitten durch die Oeſterreicher ritt, ohne daß auch nur Einem Preußen ein Haar gekrümmt wurde, ſoll ihm zwar, wie viele meinen, nur allein dadurch geglückt ſein, daß er ſeine Huſaren die Dolmans umkehren ließ. Allein die Wahrheit iſt, daß er die Oeſterreicher behext hatte. Das beſte Stückchen aber, das er gemacht hat, iſt folgendes.

Einſtmals traf er mit einer großen Armee von Oeſterreichern und Ruſſen zuſammen. Er hatte zwar auch ein ziemlich großes Heer bei ſich; aber der Feinde waren zehnmal ſo viele. Seine Soldaten mochten daher mit Säbel, Bajonnet und Kolbe ſo viel dreinſchlagen, wie ſie wollten und konnten, und er mochte trommeln und blaſen und ſtürmen laſſen, es konnte alles nichts helfen; als es gegen Abend kam, da mußte er zur Retirade blaſen, und ſein ganzes Heer zog ſich zurück. Das ging aber in guter Ordnung, denn der alte Ziethen ſagte den Leuten, ſie ſollten nur ganz ruhig ſein, und er wollte ihnen dafür ſtehen, daß ſie nichts zu befürchten hätten, wenn ſie ſich nur alle hübſch beiſammen

hielten; und sie wußten, was der Ziethen ihnen versprach, darauf konnten sie sich verlassen. So kamen sie nun über einen Berg, und wie sie den hinter sich hatten und sie unten ins Thal gekommen waren, ging eben die Sonne unter. Da commandirte der Alte: „Halt und rühre keiner ein Glied!“ Sie standen alle, Mann für Mann, wie eine Mauer, und der alte General schlug ein Kreuz und murmelte einige Worte in seinen Bart. Die konnte kein Mensch verstehen, aber in demselben Augenblick war die ganze Armee in einen großen Wald von allerlei Bäumen verwandelt. Der alte Ziethen selbst kletterte auf einen Eichbaum und lachte im Stillen darüber, was nun kommen werde und wie der Feind sich werde anführen lassen. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Feind in voller Hast vom Berge heruntergestürzt, Panduren, Kroaten, Kosacken und allerlei Gesindel, die meinten, die Preußen nur so auffressen zu können. Wie erstaunten die aber, als sie keinen Feind mehr sahen und auf einmal in einem großen, dichten Walde sich befanden. Sie fluchten und tobten und jagten wüthend voran, um jenseits des Waldes ihr Müthchen desto sicherer kühlen zu können. Dabei hieben sie denn in ihrer tollen Lust nach manchem Zweige, der ihnen im Wege hing.

Wie sie nun aber durch waren, da stieg Ziethen von seiner Eiche herunter, kreuzte sich wieder und sagte einen andern Spruch. Da waren mit einem Male die Bäume verschwunden, und die Soldaten standen wieder mit Sack und Pack. Mancher hatte zwar von den Hieben in die Zweige ein Stück von seiner Nase verloren, oder seinen Zopf, oder es thaten ihm die Rippen weh. Aber schwerer beschädigt war keiner, und den Kopf hatten sie alle behalten, und darum machten sie sich aus den kleinen Verlusten nicht viel. Sie konnten auch nicht einmal recht zur Besinnung kommen. Denn der Alte commandirte geschwind: „Nun haben wir die

Kerls! Nun vorwärts Marſch!“ Und nun gings in vollem Jagen wie ein Donnerwetter dem Feinde in den Rücken, daß er mit Mann und Maus umkam oder gefangen wurde. Der alte Fritz wollte ſich nachher todt lachen über den Witz, den der Ziethen gemacht hatte.

Nachweisungen und Bemerkungen.

Nr.

1. Tacit. Germania. c. 40.

„Ueber die Insel, auf welcher der heilige Hain der Nerthus lag, ist kein bestimmter Aufschluß zu gewinnen. Was jetzt auf Rügen vom Hertha-See erzählt wird, darf schwerlich als alte, heimische Ueberlieferung gelten; es scheint nur aus Tacitus entnommen. An sich betrachtet, würde die Lage der Insel wohl zu seinen Angaben passen, doch können auch die südlichen dänischen Inseln, namentlich Fehmarn, gemeint sein." (Horkel: Geschichtschreiber der deutschen Urzeit. Berlin 1849. S. 761.) Auch der Name der Göttin Nerthus bleibt dunkel. Am nächsten liegt, an Hertha, die Göttermutter, zu denken. Grimm stellt damit den nordischen Gott der Seefahrt und des Ackerbaues Niördhr zusammen; noch eine andere Deutung will den Namen aus dem Celtischen herleiten.

2. Dio Cassius: L. 55. c. 1. Sueton. vita Claudii. c. 1.

Eine unserer ältesten Geschichtssagen, welche, obwohl von Römern überliefert, doch ihren deutschen Ursprung nicht verhehlt. „Römer würden sie nicht erdacht haben, da sie weniger zu ihrer, als zur Ehre der Deutschen gereicht. Vermuthlich waren es deutsche Kriegsknechte im römischen Solde, welche sie aus der Heimath mitbrachten und zu deren Verherrlichung erzählten." (Simrock: d. malerische u. romant. Rheinland. Leipz. 1851. S. 179.) Aehnlich wird im Nibelungenliede Hagen von Meerweibern an der Donau vor der Weiterfahrt zu den Hunnen verwarnt (Nibelungenlied Str. 1473—1480); ebenso ruft die Stromfee am Lech dem Hunnenkönige auf seinem Zug gegen Augsburg das Retro Attila! zu. (Stengel: comment. rer. August. I. c. 23.)

Nr.

3. Paul. Diacon. de gestis Langobardor. L. I. c. 6. (Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit. Berl. 1849. Hft. 6. v. Otto Abel).
4. Paul. Diac. I. 4.
5. Brüder Grimm: Deutſche Sagen. Thl. II. S. 192. Aus der Kaiſerchronik mit Bemerk. v. Maßmann. Eos 1825. Nr. 25—85. Das Gleichniß vergl. in Gesta Romanorum, d. i. Der Römer Tat., herausg. von Adlb. Keller. Quedlinb. 1841. c. 46.
6. Jordanes de rebus geticis. c. 1. 3. 4. Grimm D. S. II. 6—8. O. Klopp. Geſchichten ꝛc. der deutſchen Volksſtämme. Leipzig 1851 Thl. I. S. 24. f.
7. Olympiodor. ap. Stritter mem. pop. I. 73. Grimm a. a. O. II. 8.
8. Jord. 25. Klopp a. a. O. I. 39.

   Lebhaft erinnert dieſe Sage an die gleiche Situation in den Nibelungen beim „Knechtmord in der Herberge" und wie Dankwart beim Mahle an Ezels Hof erſchien und mit der Meldung des verrätheriſchen Ueberfalls das Signal zum Vernichtungskampfe zweier bis dahin befreundeter Völker gab. (Nib. Str. 1858—1894.)
9. Jord. 20. Grimm II. 11.
10. Jord 35. Grimm II. 17.
11. Monachi Sangallensis de gestis Karoli Magni L. II. c. 1: (Geſch. d. dtſch. Vrzt. Hft. 10. v. Wattenbach.)
12. Gregorii Turonensis historia Francorum. L. II. 6. sq. (Geſch. d. d. Vrzt. Hft. 16. v. Gieſebrecht.)
13. Jord c. 42. Grimm II. 17. Klopp I. 105.
14. Jord. l. c. Klopp a. a. O.

   Bekanntlich hat Rafael dieſe Sage im Jahre 1514 durch eins ſeiner berühmten Wandgemälde in den Stanzen des Vaticans zur Darſtellung gebracht.
15. Photii bibliotheca ed. Becker. p. 339b.

   Photius, der im 9. Jahrhundert ſchrieb, referirt aus einem Werke des letzten neuplatoniſchen Philoſophen Damascius, welcher zur Zeit Juſtinians, alſo nur ein Jahrhundert ſpäter als Attila lebte. So ſchnell ſetzt ſich in jenem Zeitalter die geſchichtliche Erinnerung in Sage um. Die Geſchichte weiß von keinem Kampfe

Nr.

Attilas vor den Thoren Roms; ohne Zweifel hat die Sage die große Völkerschlacht auf den catalauniſchen Gefilden im Sinn und verleihet dieſer die bedeutſamere Localität, um die der ewigen Stadt drohende Gefahr der Vorſtellung näher zu rücken. Die von Photius hinzugefügte Hinweiſung auf ähnliche Erſcheinungen in Sicilien ꝛc. deuten auf eine Anregung der häufig wiederkehrenden Sagen von Geiſterſchlachten durch die Fata Morgana. Dieſelbe Erſcheinung wurde vom marathoniſchen und pharſaliſchen Schlachtfelde, vom Lügenfeld im Elſaß und vielen andern Wahlſtätten erzählt. Der Stoff obiger Sage hat durch Kaulbachs Gemälde: „Die Hunnenſchlacht" noch ein beſonderes Intereſſe der Gegenwart gewonnen (Vergl. Pinders Bemerkungen im Katalog zur Raczynskiſchen Bilderſammlung. 1844).

16. Eugippius: vita Severini. Zſchokke: Bairiſche Geſch. 1818. Bch I. c. 20. Klopp I. 121.
17. Zſchokke Bair. Geſch. Bch. I. c. 18.
18. Jordanes 51. sqq. Klopp I. 125. ff. Procopii de bello Gothico L. I. c. 1.
19. Neue und vermehrte Acerra philologica. Frankf. u. Lpzg. 1684. S. 637.
20. Gregor. dialog. L. III. 5. Grimm D. S. II. Thl.
21. Chronicon Novaliciense L. II. c. 7 — 12. Grimm II. 55. Vergl. G. F. Klemm: Attila nach d. Geſchichte, Sage u. Legende. Lpzg. 1827 S. 90. ff.
22. Procop. II. 6. Klopp. I. 197.
23. Nicol. Remigii Daemonolatria. Hamburg 1693. Thl. II. S. 154.
24. Vorwort zum Geſetzbuch Königs Rotharis. (Geſchichtſchr. d. dtſch. Vrzt. Hft. 6. S. 3. f.
25. Paul. Diac. I. 20.

Daß die von Furcht Verblendeten blühende Flachsfelder für Gewäſſer anſehn, kehrt mit komiſcher Wendung in den Schwänken verſchiedener deutſcher Landſchaften wieder, namentlich auch im Volksbuche „von den ſieben Schwaben".

26. Paul. Diac. I. 23. sq.
27. Procop. L. IV. c. 18. Klopp Thl. I. S. 349.

Nr.

28. Paul. Diac. L. I. c. 27.
29. Paul. Diac. II. 27.
30. Paul. Diac. II. 28—30.
31. Paul. Diac. III. 30.
32. Paul. Diac. III. 32.
33. Paul. Diac. III. 30. 35.
34. Paul. Diac. IV. 37.
35. Paul. Diac. V. 2—4.
36. Paul. Diac. V. 7—9.
37. Paul. Diac. V. 10.
38. Paul. Diac. V. 33.
39. Paul. Diac. V. 38—41.
40. Paul. Diac. VI. 7.
41. Paul. Diac. VI. 24.
42. Kunine Ruother in Maßmanns Deutſche Gedichte des 12. Jahrh. Quedlinb. 1837. Thl. II. 162. ff.
Die zweite Hälfte des Gedichts giebt gewiſſermaßen nur eine mattere Wiederholung der Verwickelungen und Abenteuer des erſten Theils und blieb daher in der von mir gegebenen Nacherzählung ausgeſchloſſen. Einen vollſtändigen Auszug giebt Genthe: Dichtungen des Mittelalters. Eisleben. 1844.
43. Aus der Legende v. d. heil. Julia. (Geſchichtſchr. d. dtſch. Vrzt. Hft. 6. S. 204.)
44. Chronic. Noval. III. 9. 10. 14.
45. Leben d. heil. Amelius u. Amicus. (Geſch. d. dtſch. Vrzt. Hft. 6. S. 191.)
46. Monach. Sangal. II. 17.
47. Chron. Noval. III. 4.
48. ib. III. 20—23.
49. Paul. Diac. IV. 38.
50. Chronicon Salernitanum c. 9.
51. Fredegar. 11. Gesta reg. Franc. 6. 59.
52. Fredegar. 12. Gest. reg. Franc. 7.
53. Gregor. Turon. II. 28—31. Fredeg. 18—21. Gest. reg. Franc. 11—14.
54. Gregor. Turon. III. 15.
55. ib. III. 4. 7. 59.
56. ib. III. 28.

Nr.

57. Gest. reg. Franc. c. 36.
58. Paul. Diac. III. c. 34.
59. Gest. reg. Franc. c. 37—40.
60. ib. 41.
61. Monach. Sang. II. 15.
62. ibid.
63. Hormayr: Goldne Chronik. S. 17. Aretin: älteste Sage über d. Geburt u. Jugend Karls d. Gr. München 1803. Schöppner: Sagenbuch der Bayerischen Lande. München 1852. Bd. I. S. 24. Bechstein: Sagenbuch S. 789.

Man zeigt noch eine Ortschaft: Pipinhausen, in jener Gegend nach. In der Gegend des Würmsees bei dem Schlosse Lautstetten erhebt sich ein von hohen Buchen beschatteter Hügel mit dreifachem Wall, von tiefem Graben auf der einen, auf der andern oder westlichen Seite von der Würm, dem Ausfluß des Sees, bespült. Er heißt der Carlsberg, und man hat vor wenigen Jahren Trümmer eines alten Schlosses dort ausgegraben. Das Grundstück eines Thurms ist noch ganz sichtbar. Unter dem Landvolk gehen allerlei wunderliche Sagen, z. B. daß Kaiser Karl oft mit vier schneeweißen Rossen in der Mitternachtsstunde um die Burg fahre. (Zschokke: Bairische Gesch. Bch. I. c. 35. Anm.)

64. Grimm II. 132. ff. Aus d. Königschronik im Cod. pal.
65. Turpini de vita Caroli Magni et Rolandi c. 20. ap. Reuber. Vet. scriptor. German. Tom. I. Francof. ad Moen. 1726.
66. Grimm II. 130. Scheuchzer itin. alp. III. 381. Reimchronik Cod. pal. 336. Vergl. Gesta Romanor. Hrsgeg. v. Adlb. Keller. c. 44.
67. Grimm II. 105. Reimchronik im Cod. pal. fol. 259—267.
68. Thietmari episc. Merseburgens. chronicon. L. VIII. 53. (Gesch. d. d. Vrzt. Hft. 4. v. Laurent.)
69. Klopp II. 168 ff. aus mündlicher Mittheilung.
70. Derselbe II. 171. nach Pertz: Monum. German. I. 167. Leibnitii Anal. Imper. ad. ann. 807.
71. Aus Petrus Damiani: „vom Almosen" in Geschichtschr. d. dtsch. Vrzt. Hft. 10. S. 80. Desgl. Valvasor: Ehre

von Crain Thl. II. S. 391. (Bch. 7. c. 3.). Vergl. Turpini de vita Carol. histor. c. 13.

72. Bechstein: Sagenbuch S. 319. f.
73. Wolf: Niederländische Sagen S. 307. Aus Corn. Kempii de situ etc. Frisiae.
74. Turpin c.
75. ibid. c.
76. Monach. Sang. I. 1.
77. ibid. I. 3.
78. ib. I. 4.
79. Kölnische Chronik. 1499. S. 115; Wolf: Deutsche Märchen u. Sagen. S. 381.
80. Monach. Sang. II. 6.
81. ibid. II. 6.
82. ibid. II. 12.
83. Bechstein: Sagenb. S. 49. f.
    Diese Sage ist zuerst in einer Chronik zu Wessobrunn aufbehalten worden, welche Udalr. Fürter bei der seinigen benutzte, und aus dem Kloster Ebersberg in den königlichen Bücherschatz zu München übergegangen ist. (Zschokke: Bair. Gesch. Bch. I. c. 51. Anm.)
84. Aus der Urkundensammlung eines Mönchs von Lorsch ums J. 1180. Geschichtschr. d. dtsch. Vrzt. Hft. 8. von O. Abel. S. 56.
85. Monach. Sang. II. 14.
86. Gesch. d. dtsch. Vrzt. Liefr. 8. S. 63.
87. Einhardi vita Karoli. c. 32.
88. C. Seifart: Sagen ꝛc. aus Stadt und Stift Hildesheim. Göttingen 1854, nach mündlicher Ueberlieferung.
89. Monach. Sangall. II. 18.
90. Nach Hagecs böhmischer Chronik: in J. G. Büschings Volkssagen ꝛc. 1820.
91. Aug. Stöber: Sagen des Elsasses. St. Gallen 1852. S. 168. Lombardic. histor. Msr. S. 101. Schilter: königshover Chronik S. 237. Hunkler: Leben der Heiligen des Elsasses S. 307. u. A.
92. Das bekannte Volksbuch. Wolf: Niederl. Sagen S. 237.
93. Aus der handschriftl. Ohrdrufischen Chronik v. 1690. Löffler: Bonifazius. Gotha 1812. S. 124.

Nr.

94. Othloni vita Bonifacii c. 23. Legenda S. Bonifacii. Lib. I. c. 12. ap. B. Mencken Scriptor. rer. germ. Tom. I. p. 838.
95. Bechstein: Sagenbuch S. 358.
96. Joh. Weichard Valvasor: Ehre des Herzogth. Crain, herausgegeben v. Erasmus Franzisci. Laybach 1689. Bch. 7. c. 3. Thl. II. S. 392. 394.
97. Vita S. Wulframi. Remigii Daemonolatr. Thl. II. S. 52. Rhein. Merkur. 1816. 4. Jan. Grimm II. 121.
98. Surii vita Sanctorum. Martius. p. 256. Albuin vita Willibrordi c. 10. Wolf.
99. O. Benecke: Hamburgische Geschichten und Sagen. 2. Aufl. 1854. S. 9. nach Adam v. Bremen I. 53. u. mündl. Ueberlieferung.
100. Helmoldi Chron. Slavorum c. 78. (Geschichtschr. d. dtsch. Vrzt. Hft. 19. v. Laurent.)
101. Ebenda.
102. Arnoldi abbatis Lubec. Chron. Lib. II. c. 7. (Gesch. d. dtsch. Vrzt. Hft. 20. v. Laurent.)
103. Th. Kantzow: Pomerania, herausgeg. v. L. Rosegarten Greifsw. 1816. I. S. 101. Micrälius: Pommerland. I. S. 149. J. D. H. Temme: Volksf. v. Pommern. Berlin 1840. S. 37. ff.
104. Daniel Cramer: Pommerische Chronica (Kirchenhistorj) Frankf. a. M. 1602. Bch. I. c. 27—29. S. 64—69.
105. Lucas David: Preußische Chronik (1576). Herausgeg. v. D. E. Hennig. Königsb. 1812—17. Thl. I. S. 15. ff.
106. W. J. A. v. Tettau und J. D. H. Temme: Volksf. Ostpreußens, Litthauens u. Westpreußens. Berl. 1837. S. 12., nach Sim. Grunau Tract. II. c. 5. III. 3. Luc. David Thl. I. S. 78.
107. Sim. Grunau. Tract. IV. c. 2. Hartknoch: Preuß. Kirchenhistorie S. 276. v. Tettau u. Temme: a. a. O. S. 31.
108. Widukindi monachi Corbeiensis res gestae Saxonicae L. I. c. 2—6. (Gesch. d. dtsch. Vrzt. Hft. 18. v. Schottin.)
109. Ebenda.
110. Rudolfi Fuldensis annales a. 838—863. (Gesch. d. dtsch. Vrzt. Hft. 17. v. Rebdanz.)

Nr.

111. Ursini Chron. Thuringic. ap. Menckii: Script. rer. germ. Lips. 1728. Tom. III. p. 1256.

112. J. Rohte: Chron. Thuringiae ap. Mencken. Tom. II. p. 1672. J. Becherer: Newe Thüringiſche Chronica. Mülhauſen 1601. S. 204. Altes Volkslied in des Knaben Wunderhorn. Thl. I. 242. Grimm II. 326.

Dieſe Sage, wie die unter Nr. 115., iſt noch heutiges Tages jedem Bewohner Freiburgs und der benachbarten Ortſchaften geläufig. An Stelle des ſteinernen Kreuzes iſt gegen Ende des 16. Jahrhunderts vom nachmaligen Curfürſten Auguſt ein 3 rheinl. Fuß hoher, coniſcher Denkſtein geſetzt worden. Vor Ausrodung des Waldes war er von Linden umgeben und durch ein „Schauerdach“ geſchützt. Jetzt ſteht er, nachdem die „Reißen“ größten Theils ausgerodet worden, mitten im freien Felde, im Sommer von den Halmen des Getraides faſt verdeckt, unweit der Straße nach Querfurt. Ungefähr 200 Schritte von dem Denkſteine in der Richtung gegen Zſcheiplitz liegt ein Weinberg, der Familie Köhler gehörig. Vor dieſem ſteht ein ziemlich großer Feldſtein, an welchen ſich folgende Sage knüpft. Eine Magd, die in den Reißen graſete, hörte ungeſehen, wie man ſich über die Ermordung des Pfalzgrafen berieth. Haſtig eilte ſie daher mit ihrer ſchweren Grasbürde der Weißenburg zu, um ihren Herren zu warnen. Aber leider ſieht ſie dieſen, noch ehe ſie das Schloß erreicht, ſchon dem verhängnißvollen Walde zureiten. Als ſie durch Nachrufen und Winken nichts ausrichtet, wirft ſie, zwiſchen dem Dorf und dem höher gelegenen Schloſſe, ihre Laſt hin, um Hülfe herbei zu holen, aber von Angſt und Anſtrengung überwältigt, fällt ſie an der Stelle, wo jener Feldſtein ſteht, todt zu Boden.

113. Rohte. p. 1684. Becherer. S. 240.

114. Becherer. S. 239.

115. Rohte. 1684. Becherer. 240.

Der Edelacker wird noch jetzt bei Freiburg gezeigt, Er gehört zur Königl. Domäne daſelbſt und enthält an Flächeninhalt 5 magdeburger Morgen u. 38 Quadratruthen. Er iſt früher mit einer Mauer umgeben geweſen.

Nr.

wovon man den Füllmund noch heutiges Tages sehen kann. Seine Lage ist rechts an dem Wege, der vom Schlosse oder der ehemaligen Neuenburg nördlich und zwar den Windberg hinunter auf die von Freiburg nach Merseburg führende sogenannte Frankenstraße geht.

116. Becherer. 241.
117. Rohte. 1686.
118. ibid.
119. Rohte. 1668. Auctor rhythmicus de vita S. Elisabethae §. III—VI. (Mencken. Tom. II. p. 2036—44.)
120. Auct. rhythm. etc. §. XXI. (Mencken II. p. 2067.) Schluß bei Rohte.
121. Rohte. 1707. Auct. rhymthm. §. XX. (Mencken p. 2066.)
122. Rohte. 1709.
123. Becherer: S. 268. J. Christoph. Olearii rer. thuringic. syntagma. Frankf. u. Leipz. 1704. Thl. II. 1707. S. 72—78. Melissantes: Das erneuerte Alterthum oder: Curieuse Beschreib. einiger vormals berühmten Bergschlösser. Frankf. u. Leipz. 1713. S. 20.
124. Ursini Chron. ap. Mencken F. III. p. 1293. Grimm II.
125. Rohte. 1743—45. Becherer: 289—291.
126. Rohte. 1767.
127. Chronic. Missnens. ap. Mencken. II. 329. Becherer: 322.
128. Ursini Chron. (Mencken III. p. 1309). Becherer: 334. Bechstein: Sagenb. S. 404. Die Herausgabe dieses ernsten Singspiels, welches, wie sich schon aus Bechsteins a. a. O. gegebenem Auszuge erkennen läßt, „voll dramatischen Lebens, voll Pomp und Herrlichkeit, voll Leidenschaft, voll erschütternder Wirkung, voll plastisch-mimischer Bildergruppen — und ganz gewiß wunderbar schön" war, ist von dem genannten Forscher mit dem Erscheinen seiner Wartburgbibliothek in Aussicht gestellt.
129. Liudprandi episcopi Cremonensis Antapodosis. Lib. II. 6. (Gesch. d. dtsch. Vrzt. Hft. 22. v. K. v. d. Osten-Sacken.) Widukindi res. gest. Saxon. I. 22., nach dem Zusatz der Steinvelder Handschrift. Zschokke: Bair. Gesch. Bch. II. c. 23.

Nr.

130. Thietmari. chron. I. 4. Widukind. I. 22. Becherer: S. 164.

131. Crantzii. Saxon. L. III. 1. Cyriac. Spangenberg: Mansfeldiſche Chronica. 1572. c. 117. fol. 107 b.

132. Arnoldi Lubec. Chron. II. 18.

133. Heinr. Pröhle: Harzſagen. Leipz. 1854., aus mündlicher Mittheilung.

134. Temme: Volksſ. der Altmark. Berl. 1839.

135. Thietmar. I. 16.

136. Conrad v. Würzburg: Schwanritter (Altdeutſche Wälder Bd. 3.). Wolfram v. Eſchenbach: Parcival. Grimm II. 291 — 304. 306. 310. 312.

137. Alberti Abbatis Stadensis Chronicon (Schilteri Scriptor. rer. germ. Argentorati 1702. p. 215.) Helmold. c. 9. Adami Bremens. gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum. II. 3.

138. Acerra philolog. Frankf. u. Leipz. 1634. Becherer: S. 183.

139. Latomii Catalogus archiepiscopor. Mogunt. (Mencken Tom. III. p. 477.) Becherer: S. 99.

140. Stöber: Sagen d. Elſaſſes. S. 71.

141. Becherer: S. 198. In der Freiburger Chronik wird das Kind für den nachmaligen Kaiſer Heinrich III. ausgegeben und ein Sohn des wegen Landfriedensbruches flüchtigen und mit ſeiner Gemahlin in der Köhlerhütte ſich bergenden Grafen Lupolt zu Calw genannt. Mit Berufung auf Martin Polonus, Vincentius u. Gallus, u. Gottfried v. Viterbo. Vergl. Gesta Romanorum, d. i. Der Römer That. Herausgegeben v. Adlb. Keller. Quedlinb. 1841. c. 40.

142. Remigii Daemonolatria. II. 117.

143. Arnoldi. Chron. II. c. 18.
Arnold verwechſelt und miſcht in dieſem Capitel die Begebenheiten bei der Wahl Heinrichs I. mit dem, was zu Heinrichs IV. Zeit vorfiel, und mit dem, was zur Zeit der Wahl Rudolfs von Schwaben ſich ereignete. Ich habe mir daher im Texte einige leichte Aenderungen erlauben müſſen.

144. Helmold c. 29.

145. Franke: Historie d. Grafsch. Mansfeld. S. 216. Spangenberg: Adelsspiegel. I. 327. Bechstein: Sagenbuch. S. 351.
146. Wilhelm, Erzbischof von Tyrus: Historia rerum in partibus transmarinis gestarum a tempore successorum Muhameth usque ad annum domini 1184. Lib. IX. c. 5. 6. (übers. v. E. u. R. Rausler. Stuttg. 1840).
147. Arnoldi Lubec. Chron. I. 11.
148. Friedrich v. Raumer: Gesch. d. Hohenstaufen. Das Geschichtliche dieser Legende erzählt Wilh. v. Tyrus.
149. Wilh. v. Tyrus. VIII. 16—19.
150. Als miterlebt erzählt diese Geschichte die latein. Cölner Chronik der Benedictiner-Mönche von St. Pantaleon, die mit dem Jahre 1162 schließt, zum Jahre 1140 J. W. Zinkgref: Apophthegmata. Amsteldam bei Elzevir 1653. Thl. I. S. 22. G. Schwab u. K. Klüpfel: Wanderungen durch Schwaben. Leipz. 1851. S. 31.
151. Bechstein: Sagenbuch. S. 737.
152. K. Lyncker: Deutsche Sagen u. Sitten in hessischen Gauen. S. 152., nach mündlicher Ueberlieferung.
153. Lyncker S. 149., nach Grimm: Rechtsalterthümer S. 260. Landau: Ritterburgen Thl. II. 39.
154. Landau: Ritterb. II. 40. Lyncker 150.
155. Nach dem Bruchstück eines Gedichts aus d. 15. Jahrhundert: Grimm: Deutsche Sagen. Thl. II.
156. Grimm a. a. O. Thl. I. S. 383.
157. Agricola: Sprüchwort. 710. Frau Veneris Berg. 376. Grimm: Thl. I. 29. Büsching: Volksf. S. 319.
158. Arnoldi Lubec. Chron. c. 20.
159. Altes Volkslied, mitgetheilt bei Büsching a. a. O. Grimm Thl. II. 241.
160. Büsching: S. 19. mit der Bemerkung: „Die Erzählung steht in der Legende der heiligen Hedwig, welche im J. 1504 in deutscher Sprache zu Breslau in Folio gedruckt ist.“ Das alte Volkslied dieses Inhalts im Wunderhorn. Thl. II. S. 258. u. bei Büsching a. a. O.
161. Leo: hist. Pruss. p. 106. Duisburg: Chronic. p. III. c. 116. v. Tettau und Temme: Volksf. Ostpreußens ꝛc. S. 68.

Nr.

162. Leo: l. c. p. 101. v. Tettau und Temme a. a. O. S. 70.
163. Leo: p. 128. Simon Grunau: Tract. 11. c. 7. v. Tettau u. Temme: S. 81.
164. Simon Grunau: Tract. 14. c. 15. v. Tettau und Temme: S. 98.
165. v. Tettau u. Temme: S. 100., nach Casp. Schütz: histor. fol. 102; Simon Grunau: XIV. c. g. XV. 3., Leo: hist. Prus. p. 193.
166. Trithemii. chron. monast. Spanheim. Remigii Daemonolatr. II. S. 197. Wolf: Niederl. Sagen. S. 64.
167. Accerra philologica.
168. Christophorus Lehmann: Chronica der Freien Reichsstadt Speir. Frankf. a. M. 1612. Bch. V. c. 109. S. 633.
169. Aegidii Tschudii, gewesenen Landammanns zu Glarus († 1572), Chronicon helveticum. Thl. I. Bch. 4.
170. Grimm: Thl. I. S. 385.
171. Jacob Fugger: Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich (v. J. 1212—1591), neu-üblicher umgesetzt durch Sigmund von Birken. Nürnberg 1668. Bch. III. c. 4. S. 292.
172. Luthers Tischreden.
173. O. Beneke: Hamburgische Gesch. 1854. S. 95.
174. J. Fugger u. S. v. Birken: Spiegel der Ehren ꝛc. Bch. VI. c. 20. S. 13. 19. ff.
175. Die Weissagung nach der Mittheilung Zinkgrefs. Apophth. Amsterd. 1653. S. 152. Die Sage von der Brandstätte in: Zacharias Theobalds Hussitenkrieg. Nürnb. 1621. Thl. I. c. 20. Von ersterer scheinen die Zeitgenossen des Huß noch nichts zu wissen, doch schrieb er in ähnlicher Weise an seine Freunde: „Weil die Gans, ein zahmes Thier, das sich mit seinem Fluge nicht hoch erheben kann, ihre Schlingen durchbrochen hat, so werden nach mir Falken und Adler kommen, welche durch das Wort Gottes und heiliges Leben sich höher im Fluge hinaufschwingen und viele zu dem Herrn Christo fortreißen werden."
176. Theobald: Thl. I. S. 235.
177. Joh. Quirsfeld: Historisches Rosengebüsche. Nürnb. 1685. S. 121—124.

Nr.

178. In steinbacher Mundart aus mündlicher Mittheilung bei Bechstein: Sagenschatz u. Sagenkreise d. Thüringer Landes. Thl. IV. S. 216. ff.
179. Spangenberg: Mansfeldische Chronic. fol. 436a.
180. Bechstein: Sagenb. S. 350.
181. Temme: Volksſ. v. Pommern. S. 145.
182. Beneke a. a. O. S. 283.
183. Vergl. meine Evangelische Liederfreude. Berlin 1853. S. 128. f.

Daß ich diese anmuthig fromme Erzählung, welcher in dem Herzen eines jeden evangelischen Christen eine Stelle sollte gesichert sein, unter die Sagen aufgenommen habe, wird niemanden befremden, der da weiß, daß sie eben eine Sage ist. Das betreffende Lied ist bereits sieben Jahre vor der Amtsentsetzung P. Gerhardts in Druck erschienen. Auch nach derselben verließ er Berlin nicht eher, als nachdem der Ruf nach der Stadt Lüben an ihn gelangt war. Seine Gattin aber war schon im vorhergehenden Jahre gestorben.

184. Temme a. a. O. S. 92.
185. Desſelben Volksſ. der Altmark. S. 68.

Berlin, gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Heldengeſchichten des Mittelalters

von

Ferdinand Bäſsler.

[illegible]

Neue Folge. — Fünftes Heft.

Mit 4 Illuſtrationen von L. Burger.

Berlin, 1856.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Sagen

aus

allen Gauen des Vaterlands.

Für die Jugend und das Volk bearbeitet

von

Ferdinand Bäßler.

Mit 4 Illustrationen von L. Burger.

Berlin, 1856.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

„Um alles menſchlichen Sinnen ungewöhnliche, was die Natur eines Landſtrichs beſitzt, oder weſſen ihn die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obſt und Blumen ſetzt. Aus dem Zuſammenleben und Zuſammenwohnen mit Felſen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entſpringt bald eine Art von Verbindung, die ſich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieſer Gegenſtände gründet, und zu gewiſſen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt iſt. Wie mächtig das dadurch entſtehende Band ſei, zeigt am natürlichen Menſchen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne dieſe ſie begleitende Poeſie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was ſie beſäßen, eine gewiſſe Einfriedigung fehlen. Auf ſolche Weiſe verſtehen wir das Weſen und die Tugend der deutſchen Volksſage, welche Angſt und Warnung vor dem Böſen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt.“

Gebrüder Grimm.

Inhalt.

I.

Von tugendlichen Menschen und Thaten.

Nr.		Seite.
1.	Ritter Georg	3
2.	Winkelried und der Lindwurm	6
3.	Der Jüngling von Hüningen	6
4.	Die halbgefüllte Flasche	7
5.	Arkenbald von Burde	8
6.	Die Frau von Poggwisch	10
7.	Die Frau vom Stein	11
8.	Das brave Mütterchen	11
9.	Die Schnitterin	13
10.	Das Licht der treuen Schwester	14
11.	Rolandseck	14
12.	Die Nonne	16

II.

Von göttlicher Vorsehung und wunderbaren Hilfen.

13.	Kirchengehen säumet nicht	18
14.	Die Jacobsbrüder	20

Nr.		Seite.
15.	Die Hütte im Schnee	26
16.	Die drei Bergleute im Kuttenberg	36
17.	Wie das Bergwerk zu St. Annaberg gefunden ward	38
18.	Die Quittung aus der Hölle	39
19.	Gottes Speise	40
20.	Der Milchbrunnen	42
21.	Das Mädchen und die Schlange	42

III.

Von göttlichen Strafgerichten.

22.	Pilatus	45
23.	Der ewige Jud auf dem Matterhorn	48
24.	Von der Hand, die aus dem Grabe gewachsen ist	48
25.	Die Flüchtlinge	50
26.	Des Gesellen Tod	55
27.	Zwiefaches Gottesurtheil	55
28.	Der bestrafte Thierquäler	56
29.	Bestrafte Todtenentweihung	56
30.	Im Domer Kreuzgange zu Würzburg	57
31.	Der geizige Abt	57
32.	Der Stock auf dem Rathhause zu Stendal	58
33.	Bestrafter Kornwucher	60
34.	Stavoren	61
35.	Frau Hitt	64
36.	Wineta	65
37.	Seeburger See	68
38.	Die Nachtmahlskannen	71
39.	Der Junkherr und die Wittwe	77
40.	Vicho	80
41.	Der unfruchtbare Acker	82
42.	Das Gericht Gottes	84
43.	Die verfallene Alm	86
44.	Der Ganner	88
45.	Das Gewissen	89
46.	Die Sonne bringt's an den Tag	90
47.	Die Gemordete zeigt den Mörder an	91
48.	Der Todte als Sieger	92
49.	August der Starke	94

Nr. Seite.

IV.

Vom Ursprung edler Geschlechter und Städte, denkwürdiger Werke und Wahrzeichen.

50. Ursprung der Grafschaft Mannsfeld 96
51. Die Herzoge von Zähringen 97
52. Die Herkunft derer von Bredow 98
53. Freiburg für Schadenburg 99
54. Lewenhagen 100
55. Vom Ursprung der Stadt Halle und den Rechten der Halloren 102
56. Karls Ruhe 105
57. Altona 106
58. Das Neuneglöckchen 109
59. Der Glockenguß zu Breslau 110
60. Das Crucifix zu Würzburg 111
61. Das Crucifix zu Adelhausen 111
62. Die eiserne Kette um die Kirche zu Ganacker 112
63. Das Uhrwerk im Münster zu Straßburg 114
64. Der Hecht von Heilbronn 117
65. Das Händlein von Bretten 118
66. Die Taube von Armsheim 119
67. Der Rabe zu Merseburg 120
68. Herzog Eberhards Weißdorn 121
69. Die drei Linden auf dem Kirchhofe 121
70. Die Pest 123
71. Der Bau des Doms zu Aachen 126
72. Bau der zellerfelder Kirche 127
73. Der Ablaßkasten zu Jüterbogk 130

V.

Sagen aus der Thier- und Pflanzenwelt und von den Himmelserscheinungen.

74. Das Paradies der Thiere 132
75. Rothkehlchen 132

Nr.		Seite.
76.	Das Fliegenſchnäpper-Neſt	133
77.	Die Bienen	134
78.	Die Springwurzel	135
79.	Pferd und Eſel	135
80.	Die Trauerweide	136
81.	Der Kreuzſchnabel	136
82.	In der Chriſtnacht	136
83.	Himmelserſcheinungen	137

VI.

Von Rieſen und Zwergen.

84.	Die Schöpfung der Zwerge, Rieſen und Helden	139
85.	Die Rieſen bei der Flachsernte	140
86.	Die Rieſentochter von Rideck	140
87.	Spielende Rieſenkinder	142
88.	Die Roßtrappe	143
89.	Von den Erdmännchen oder Toggeli	145
90.	Der Gemsjäger	150
91.	Die Zwerge bei Dünnenfehr	151
92.	Das Zwerglein in der Mühle	153
93.	Die Zwerge in der Wolfshöhle	157
94.	Die Zwergenhochzeit	159
95.	Der Abzug des Zwergvolks über die Brücke	160
96.	Die Zwerge im Peilberge	162
97.	Kulemann	164
98.	Die Unterirdiſchen zu Blankeneſe	165
99.	Unter der Pleſſe	167

VII.

Von Berggeiſtern.

100.	Der Bergmönch im Harz	174
101.	Die Erſteigung des Hübichenſteins	175
102.	Die Geiſter im Lüningsberge	181
103.	Rübezahls Krautgarten	184
104.	Rübezahl wird ein Eſel	189

Nr.		Seite.
105.	Rübezahl als Holzhacker	191
106.	Rübezahls Pferde	192
107.	Vom Hauri	193
108.	Das Weingeigerlein von Brunnstatt	195

VIII.

Von Wassergeistern.

109.	Lorelei	196
110.	Der Mummelsee	196
111.	Der See bei Wimpfen	198
112.	Schwarzach	199
113.	Die drei Jungfrauen aus dem See	200
114.	Der Wassermann und der Bauer	201
115.	Die Stunde ist da!	202
116.	Der Tanz mit dem Wassermann	202
117.	Der Reiterbrunnen	203
118.	Die Fräulein in der Kutsche	204
119.	Die gesperrte Thüre	205
120.	Der einäugige Vorch	205
121.	Selberjedäu	206

IX.

Von mancherlei anderen guten und bösen Geistern.

122.	Frau Holla	208
123.	Frau Hulle und der lahme Jakob	209
124.	Die Haulmutter	213
125.	Von den salinger Fräulein	214
126.	Die Fanga und der Jäger	218
127.	Das Klageweib	219
128.	Die Lichtemännekens	219
129.	Der Spottvogel	220
130.	Am guten Mann	221
131.	Der Kornengel	222
132.	Hengst aus dem Wasser	222
133.	Der Dorfesel	223

Nr.		Seite.
134.	Wode	223
135.	Hackelberg	226
136.	Hackelbergs Tod und sein Grab	227
137.	Die Windsbraut und Herodinas Tochter	229
138.	Der wilde Jäger im Wool	229
139.	Die Geisterjagd im neustadter Forst	230
140.	Der Hörseelenberg und der treue Eckart	231
141.	Der Tannhäuser	233

X.

Von hohlen Bergen und ihren Wundern.

142.	König Karl im Odenberge	237
143.	Sieben Jahre im Odenberge	238
144.	Ein Kind im Odenberge	240
145.	Hundert Jahr in Einer Stunde	241
146.	Kaiser Rothbart im Kyffhäuser	243
147.	Die Musikanten	245
148.	Das Brautpaar zu Tilleda	246
149.	Der Ziegenhirt	248
150.	Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser	251
151.	Der Zwerg und die Wunderblume	255
152.	Die Wunder im Untersberge	256
153.	Der Birnbaum auf dem Walserfeld	260

XI.

Von Verwünschten.

154.	Der Krötenstuhl	262
155.	Die Osterjungfrau und die Wunderblume	263
156.	Die Osterjungfrau	267
157.	De wiß Jaumpfer offer Wallfahrt	268
158.	Die weiße Jungfrau bei Bardeilsen	271
159.	Die Gräfin von Orlamünde	272
160.	Die weiße Frau	273
161.	Die gespenstische Katze	275
162.	Die Habergeis	276

Nr. Seite.

XII.

Von Todesanzeichen und Todtenerscheinungen.

163. Die Lilie von Corvey 278
164. Sechs und dreißig müssen wandern 278
165. Die Todtenfahrt 279
166. Der Astrolog 281
167. Die weinende Mutter 285
168. Das Geisterschiff 285
169. De Doet de ritt so schnell 286
170. Zusammenkunft der Todten 287
171. Der Thurm zu Ingolstadt 288
172. Die Erscheinung auf dem Speicher 289
173. Die Geistermette 290
174. Kinderl! frierts enk nit? 292
175. Der geängstete Thürmer 293
176. Gäste vom Galgen 293
177. Todtenbeschwörung 294
178. Der Blumenstein 296
179. Ein gespenstiger Reiter 297
180. Ritter Hans von Lichtenstein 298
181. Die virdunger Bürger 300
182. Die Männer im Zottenberg 302
183. Land abgepflügt 303
184. Die gestohlene Gans 304

XIII.

Von Schätzen und Schatzgräbern.

185. Der Goldborn am Baier 306
186. Die goldene Orgel 308
187. Tidianshöhle 309
188. Die Dummburg 312
189. Der Schaaz offen alle Liebestein 317
190. Der Burggeist auf der Skorzenburg 319
191. Der Schatzwagen 321

Nr. Seite.

XIV.

Vom Teufel, Hexen- und Zauberweſen.

192. Der betrogene Teufel 325
193. Der Maler zu Lübeck 325
194. Der Schmied zu Jüterbogk 329
195. Der Teufel und der Schulmeiſter 331
196. Des Teufels Augenſalbe 332
197. Der Pfeifer auf der Hexen Tanzplatz 333
198. Der Teufel aus Sachſen verbannt 334
199. Der Rattenfänger von Hameln 334
200. Die fliegenden Knaben 336
201. Die Hexe von Käſtlach 339
202. Die Flucht aus dem Fenga-Hauſe 342
203. Die Katzenmühle 344
204. Zauber und Gegenzauber 344
205. Der Freiſchütz von Zellerfeld 346
206. Der herumziehende Jäger 348
207. Die Lilie 349
208. Der Wärwolf 350
209. Leben, Thaten und Höllenfahrt des Doctor Fauſt 351
210. Der Zauberlehrling 376
211. Markgraf Hans 378
212. Der Lehrmeiſter des Generals Seidlitz 379

XV.

Mord- und Räubergeſchichten u. dergl.

213. Der Stein bei Seeth 380
214. Der Eiſermannſtein 381
215. Das Jammerholz 381
216. Das Magdbette 382
217. Die nächtliche Trauung 383
218. Die Heimkehr des Sohnes 384
219. Glücklicher Fall 385
220. Der unglückliche Fund 385
221. Der Schäfer von Elſenfeld 387

Nr.		Seite.
222.	Johann Hübner	392
223.	Die Räuber im Gollenberge	395
224.	Der Tod des treuen Hundes	397

XVI.

Narrenſtreiche und Volksſchwänke.

225.	Hamlet	400
226.	Die drei Räthſel	412
227.	Der kluge und redliche Haushalter	413
228.	Der Tod des ehrlichen Narren	415
229.	Da danzt Vornholm hen	416
230.	Der Geiger in der Wolfsgrube	417
231.	Von einem grobben narriſchen Burenſöhne	419
232.	Die Fockbeker	423
233.	Scharfſinnige Sprüche und Thaten der Waſunger.	
	A. Der Galgen	424
	B. Der Heubaum	425
	C. Die Eſelseier	425
	D. Die Katze frißt alles	426
	E. Die Pantoffeln	427
234.	Nachrichten aus Schöppenſtädt.	
	A. Die Schöppenſtädter verſchreiben ein Gewitter	428
	B. Wie die Schöppenſtädter einen ſchiefen Kirchthurm bekommen	429
235.	Fahrten und Abenteuer der ſieben Schwaben	430
236.	Der Schildbürger erſte Narrenprobe	446
237.	Till Eulenſpiegel.	
	A. Wie Eulenſpiegel in die Fremde zieht und zu Hauſe ſeine erſte Herberge nimmt	459
	B. Wie Eulenſpiegel denen zu Magdeburg eine feine Lection gab	460
	C. Wie Eulenſpiegel zu einem berliner Schneider ſich verdingte und ihm nichts recht machen konnte	461
	D. Wie Eulenſpiegel von einem Pfeifendreher zu Gaſte geladen ward und einer dem andern eine Naſe drehte	463
	E. Wie Eulenſpiegel alle Kranken im Spital zu Nürnberg auf ein Mal geſund machte	465
	F. Wie Eulenſpiegel einen erfurter Eſel leſen lehrte	467

Nr.			Seite.
237.	G.	Eulenſpiegel reiſt als Brillenmacher	469
	H.	Wie Eulenſpiegel die Gelahrten zu Paris mit einer Frage verſuchte	470
	J.	Wie Eulenſpiegel einem Bauern ſein Glück zeigt	471
	K.	Wie Eulenſpiegel einer Frau Wirthin die Zeche bezahlt	472
	L.	Wie Eulenſpiegel Schälke ſäete	474
	Nachweiſungen		475

Sagen

aus

allen Gauen des Vaterlands.

I.

1. Ritter Georg.

Vor Zeiten, als noch die herrliche Stadt Tribur ſtand, hielt ſich in den Sümpfen und Mooren, womit damals ein großer Theil der jetzt ſo lachenden Rheinebene bedeckt war, ein ungeheurer Drache auf und erfüllte die ganze Gegend mit Schrecken. In Haufen flohen die Landbewohner, um hinter den Mauern der wohlverwahrten Stadt ihr Leben zu friſten. Bald aber wußte man auch dort ſich nicht mehr vor dem Ungethüm ſicher. Da beſchloſſen die Bürger von Tribur im gemeinen Rath, dem Drachen freiwillig alle Tage zwei Schafe zu geben, damit er nicht in ihre Stadt eindränge. Als aber alle Schafe dahin waren, mußten ſie ſich entſchließen, ihm alle Tage einen Menſchen, wen eben das Loos traf, zu opfern. Das war nun ſchon viele Tage geſchehen, da fiel das Loos auf des Königs Tochter. Der König ſprach zu den Bürgern: „Ich gebe euch an Geld und Gut, an Silber und Gold, ſo viel ihr begehret; nehmet hin mein halbes Königreich, auf daß meine Tochter, meine einzige Erbin, am Leben bleibe.“ Aber das Volk erwiederte trotzig: „Einem Andern iſt ſein Kind auch lieb! Du glaubſt wohl, deine Tochter wäre beſſer als arm Bauern-Blut? Hältſt du den Beſchluß nicht, den du ſelber aufgerichtet haſt, ſo brennen wir deinen Palaſt an, und du mußt darin ſterben.“ Da nun der König ſah, daß es ihnen Ernſt war, ſprach er ganz

leidig zu ihnen: „So gebet mir doch nur acht Tage Frist, daß ich meiner Tochter Leid beklage.“ Dies ward ihm bewilligt. Als aber die Zeit um war, lief das Volk alsbald vor den Pallast, drohete mit Schwert und Feuer und schrie: „Haben wir nicht Gut und Blut geopfert, und nun die Reihe an dich gekommen ist, willst du zögern, Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Willst du um das Leben deiner Tochter dein ganzes Volk dem Drachen opfern?“

Da es nun nicht anders sein mochte, ergab er sich darin. Er kleidete sein Kind in königlich Gewand, umfing sie mit Weinen und Klagen und sprach: „Ach weh mir armen Manne! Was soll ich anfangen? Deine Hochzeit gedachte ich in Pracht und Herrlichkeit auszurichten, du solltest Lust und Freude haben: nun muß ich mich dein verwegen und dich dem grausen Drachen geben. Ach wollte Gott, ich stürbe vor dir, daß ich nicht dein rothes Blut fließen sähe.“ Mit Küssen und Thränen bedeckte er ihr liebes Gesicht; die Jungfrau fiel ihm zu Füßen und sprach: „Lebt wohl, lebt wohl, mein Herr Vater! gern sterb ich um des Volkes Erlösung.“

Man führte sie vor die Stadt hinaus; sie kniete zum Gebet auf dem Steine nieder und wartete ihres Endes. Da kam der Ritter von Frankenstein und fragte sie voll Erbarmens: „Zarte Jungfrau, sage mir, warum stehst du in solchem Leid?“ Die Jungfrau antwortete: „Frage nicht, fliehe eilends von dieser Stätte, daß du nicht mit mir sterben müssest.“ Er sprach: „O sorge dich nicht um mich; gieb mir vielmehr mit kurzem Bescheid, weß ich dich frage. Was bedeutets, daß ich dich alleine weinen sehe und ein großes Volk steht gaffend umher?“ Die Jungfrau erwiederte: „Ich merke, ihr habt ein mannliches Ritterherz. Was wollt ihr mit mir zu Grunde gehn? für mich ist keine Hilfe!“ Da sagte sie ihm, welch schrecklich Verhängniß ihr bestimmt sei; aber der gute Ritter ließ sie kaum zu Ende reden: „Seid

getröſtet," ſprach er, „habt freien Muth, ich will mit Hilfe des Sohnes Gottes euch ritterlichen Beiſtand thun;" und wie dringend ſie ihn bat und warnte, er blieb feſt dabei; da kam der gräuliche Drache daher gebrauſt! „Fliehet, Ritter, ſchonet euer junges Leben," ſprach ſie, aber der Ritter ſaß geſchwind zu Roß. Gar chriſtenlich und ritterlich ſegnete er ſich mit dem heiligen Kreuze, dann rannte er mit ſeinem Spieße den Drachen an und ſtieß ihm den Schaft ſo tief in den ſchuppichten Leib, daß er jählings zur Erden ſank; alsbald zog der Ritter ſein breites Schwert aus und machte dem Würger ein Ende. Da ſagte er Gott dem Herren Dank, eilte zur Jungfrau zurück, ſchwang ſie vor ſich auf ſein Roß und ritt mit ihr vor den Palaſt des Königs.

Der König ſaß betrübt in einem Winkel ſeines Gemachs; die Königin ſtand am Fenſter: „Was iſt das?" rief ſie plötzlich voller Freuden, „wer bringt uns unſer liebes Kind zurück?" — „Ich bin der Ritter von Frankenſtein," ſprach der Fremde; „Gott hat geholfen, danket ihm und freuet euch ſeiner Gabe." Der König ſchloß ihn mit Inbrunſt in die Arme: „Mein halbes Königreich will ich dir geben und dazu mein Töchterlein auch." Aber der Ritter ſprach erbleichend: „Nicht das halbe Königreich mag ich und auch das Mägdlein nehm ich nicht. Mein Leben iſt am Ziel. Der gräuliche Drache hat mich verwundet. Gewendet hab ich die Noth des Volkes; das ſei mir Lohn genug; ſo ſterb ich ehrlichen Ritters Tod. Aber laſſet mir ein kleines Kirchlein bauen und ein ſchönes Mariabild hinein."

Da ſank der Ritter zur Erde und war todt. Der König erfüllte ſeinen letzten Willen; und ſein Grabſtein iſt noch heute zu ſehen zu Nieder-Beerbach am Kirchenthor.

2. Winkelried und der Lindwurm.

In Unterwalden beim Dorf Wyler hauſte in der uralten Zeit ein ſcheußlicher Lindwurm, welcher alles, was er ankam, Vieh und Menſchen, umbrachte und den ganzen Strichverödete, dergeſtalt, daß der Ort ſelbſt davon den Namen Oedwyler empfing. Da begab es ſich, daß ein Eingeborener, Winkelried geheißen, der einer ſchweren Mordthat halben landesflüchtig hatte werden müſſen, ſich erbot, den Drachen anzugreifen und umzubringen, unter der Bedingung, wenn man ihn nachher wieder in ſeine Heimath laſſen würde. Da wurden die Leute froh und erlaubten ihm wieder in das Land; er wagte den Kampf und überwand das Ungeheuer, indem er ihm einen Bündel Dörner in den aufgeſperrten Rachen ſtieß. Während es nun ſuchte dieſen auszuſpeien und nicht konnte, verſäumte das Thier ſeine Vertheidigung, und der Held nutzte die Blöſien. Frohlockend warf er den Arm auf, womit er das bluttriefende Schwert hielt, und zeigte den Einwohnern die Siegesthat: da floß das giftige Drachenblut auf den Arm und an die bloße Haut, und er mußte alsbald das Leben laſſen. Aber das Land war errettet und ausgeſöhnt. Noch heutiges Tages zeigt man des Thieres Wohnung im Felſen und nennt ſie die Drachenhöhle.

3. Der Jüngling von Hüningen.

Ein grimmiger Wolf ſetzte Hüningen und die Umgegend in großen Schrecken. Er würgte Schaf' und Hirten; auch hatte er ſchon mehrere Kinder zerriſſen, die im Walde Reiſig geſucht, und noch war es keinem Jäger gelungen, ihn zu

tödten. Da faßte ein heldenmüthiger Jüngling den Entschluß, das Unthier aufzusuchen und den Kampf mit ihm zu bestehen.

Frühmorgens, nur mit einem tüchtigen Knittel bewehrt, verließ er die Stadt und kam bald auf die Spur des Wolfes. Dieser stürzte auf ihn zu; allein der kühne Knabe gab ihm einen derben Schlag auf den Kopf, faßte ihn trotz seiner wüthenden Bisse an der Kehle und schleppte ihn bis an das Stadtthor.

Hier rief er der Schildwache auf dem Walle zu, sie solle auf den Wolf anlegen. Sie that es; der Wolf fiel, ohne daß die Kugel den Jüngling verletzte. Allein am Arme hatte ihm das tolle Thier eine tiefe Wunde beigebracht. Der Gedanke, daß er nun selbst toll würde, brachte ihn außer sich, und nochmals rief er dem Soldaten zu: „Kamerad, ziele nun auch auf mich! Ich habe das Meinige gethan und will lieber sterben, als meinen Mitbürgern zum Schrecknis leben."

Die Volksmenge, welche sich unterdessen um ihn hergedrängt hatte, bat ihn umsonst, von seinem Vorhaben abzustehen. Man wich endlich zurück. Die Schildwache zielte, und unter dem lauten Schmerzgeschrei der Zuschauer brach das jugendliche Herz.

4. Die halbgefüllte Flasche.

In Flensburg erzählt man sich folgende Geschichte: Als die Schweden hier im Lande waren, und die unsrigen gerade eine Schlacht gewonnen hatten, bekam ein gemeiner Soldat einen Wachtposten auf dem Schlachtfelde. Mit Mühe hatte er für seinen brennenden Durst nur eine Flasche Bier erhalten. Eben aber, als er sie an den Mund setzte, hörte er

neben sich die Stimme eines Schweden, dem beide Beine abgeschossen waren, und der ihn flehentlich um einen Labetrunk bat. Mitleidig ging der Soldat zu ihm und beugte sich über den Verwundeten, um ihm die Flasche zu reichen. Aber der tückische Schwede ergriff sein Pistol und feuerte es auf seinen Wohlthäter ab, in der Hoffnung, sich noch zu rächen und zugleich in den Besitz der ganzen Flasche zu kommen; doch glücklicher Weise ging der Schuß fehl. Ruhig griff der Soldat nun nach seiner Flasche, trank sie halb aus und reichte sie dann dem Sterbenden: „Da, du Schlingel, nun kriegst du sie nur halb!"

Als der König dies erfuhr, ließ er den Soldaten kommen und gab ihm ein Wappen, darin eine halbgefüllte Flasche stand. Des Soldaten Urenkel wohnen noch in Flensburg und führen denn noch heute dieses Zeichen.

---

5. Arkenbald von Burde.

Arkenbald von Burde war ein mächtiger und edler Herr und so sehr eifrig für die Gerechtigkeit, daß vor ihm jeder gleich galt. In einer schweren Krankheit hörte er eines Tages in seinem Bette ein großes Getümmel und klagende Weiberstimmen aus einer nahen Kammer dringen. Als er sich nach der Ursache davon erkundigte, wagte es keiner der Umstehenden, ihm die Wahrheit von der Sache zu bekennen. Da rief er einen von seinen Dienern und sprach: „So dir deine Augen lieb sind, so sage mir die reine Wahrheit." Da antwortete der Diener zitternd: „Herr, eurer Schwester Sohn wollte einer Frau Uebles zufügen, das war die Ursache des Schreiens." Da sprach Arkenbald tief ergriffen zu seinen Soldaten: „Gehet hin und hänget ihn." Die

Soldaten entfernten ſich, doch vor der Thüre ſprachen ſie zu einander: „Tödten wir dieſen adeligen Jüngling und ſtirbt unſer Herr, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, bald, dann wird man uns gleicherweiſe tödten oder wenigſtens verbannen;“ und ſie gingen zu dem Jünglinge, ſagten ihm alles und ſchärften ihm ein, ja nicht vor ſeines Oheims Augen zu kommen; dann gingen ſie einige Stunden ſpäter zu Arkenbald und ſagten dieſem, ſein Wille ſei nun vollbracht.

Fünf Tage nachher glaubte der Jüngling, ſein Oheim habe nun alles vergeſſen und gedenke der Sache nicht mehr; er öffnete leiſe die Thür des Krankenzimmers und ſchaute einmal hinein. Als Arkenbald ihn erblickte, rief er ihn neben ſich an's Bett. Kaum aber hatte der Jüngling ſich zu ihm geſetzt, als Arkenbald ihn um den Hals faßte, heimlich ſein Meſſer zog und es ihm in die Gurgel ſtach, ſo daß er todt hinfiel. Unter Klagen und Thränen wurde der Jüngling herausgetragen; die ganze Gegend ſchauderte ob der grauſigen That.

Arkenbald war ſelbſt ſo ſehr davon ergriffen, daß ſeine Krankheit ſich verſchlimmerte und er zum Biſchof ſandte, daß dieſer ihm den Leib des Herrn bringe. Als der Biſchof kam, beichtete Arkenbald ihm unter vielen Reuethränen ſeine Sünden, des Mordes aber geſchwieg er. Da ſprach der Biſchof erzürnt: warum er ſich deſſen nicht anklage? „War denn das eine Sünde?“ frug Arkenbald. „Und noch dazu eine ſchwere“ erwiederte der Biſchof; aber Arkenbald ſprach: „Ich ſehe keine Sünde darin und verlange alſo auch nicht, daß Gott ſie mir vergebe.“ Der Biſchof erwiederte zornig: „Dann gebe ich euch die Wegzehrung nicht eher, als bis ihr euch des Mordes angeklagt.“ Arkenbald ſprach: „Wiſſet, Herr, ich habe meinen Neffen nicht aus Haß oder in einer Aufwallung von Zorn getödtet, ſondern nur aus Furcht Gottes und Liebe zur Gerechtigkeit. Nie liebte ihn einer inniger, denn ich. Verſaget ihr mir auch des Herrn Leib, dann kann

ich dem Herren doch ebenwohl meinen Leib und meine Seele anbefehlen." Der Biſchof ging, doch kaum hatte er die Thürſchwelle überſchritten, als der Kranke ihn zurückrief, indem er ſprach: „Kehret zurück, Herr Biſchof, kehret zurück und ſehet, ob die Hoſtie noch in eurer Büchſe iſt." Das that der Biſchof, aber ſiehe, die Hoſtie war verſchwunden. Da ſprach Arkenbald: „Der, den ihr mir verſagt, hat ſich mir nicht verſagt;" und er zeigte dem Biſchof die Hoſtie, welche er noch im Munde hielt.

6. Die Frau von Poggwiſch.

Dreihundert holſteiniſche Edelleute, Bürger und Bauern ohne Zahl waren in der Schlacht in der Hamme (1404) von den Ditmarſchen erſchlagen. Unter den Gefallenen waren auch die acht Söhne der Frau von Poggwiſch. Ein Knabe ritt zu ihr und brachte ihr die Nachricht, wie es ergangen wäre, ihr Mann aber lebe. Voll Zorn und Schmerz richtete ſie da ſich auf und ſprach: „Nun der Herzog todt iſt und dazu alle unſre Verwandte und alle unſre Söhne und er noch allein lebt, ſo war er kein Mann und ſoll nicht länger mein Gemahl heißen." Darauf verwünſchte ſie ihn und beklagte ihr Geſchick. Da antwortete der Knappe: „Edle Frau, wohl lebt euer Herr; aber zürnet nicht, denn er liegt ſchwer verwundet." Als ſie das hörte, erhob ſie ihre Hände und dankete Gott, daß er ihr ſolche Söhne und einen ſolchen Gemahl gegeben hätte, die nicht gezögert hatten, Blut und Leben für ihren Herrn und ihr Land hinzugeben; und ging alſobald hinaus, wo der Kranke lag, verband ihm die Wunden und pflegte ſein, wie eine getreue Hausfrau.

7. Die Frau vom Stein.

Um das Jahr 1380 trug sich folgende denkwürdige Geschichte zu. Es lebte damals die edle Wittwe des Herrn Johann vom Stein, geboren von dem ritterlichen Geschlechte der Broner oder Brenner von Lahnstein, die Ahnin des unvergeßlichen Wiederherstellers des preußischen Staates. Sie hatte zwei wackere Söhne und vier liebliche Töchter, deren auch eine jede einen Ritter zum Mann hatte. Der erste Ritter war einer von Reifenberg, der zweite von Hatzstein, der dritte von Bobenheim, der vierte von Allendorf. Diese alle hielten die Mutter hoch in Ehren und bereiteten ihr glückliche Tage. Es begab sich aber, daß eines Tages die genannten vier Ritter bei ihrer Schwiegerfrau in ihrem Hause waren, und die zwei Ritter vom Stein, ihre Söhne, waren auch bei ihr; und da sie zu Tische bei einander saßen, da hatte die Frau sechs Ritter beisammen über ihrer Tafel sitzen, der waren vier ihre Eidame und zwei ihre Söhne und ihr Mann war auch ein Ritter gewesen. Und da die Frau über Tisch einen nach dem andern mit mütterlichem Wohlgefallen betrachtete, gedachte sie mit heimlichem Erbangen des Glückes und der Größe ihres Hauses und sprach bei sich selber: „Dieser Ehren ist zuviel!" Darauf hatte niemand Acht. Sehr kurz darnach stehet diese Frau auf und gehet heimlich ihre Straßen weg, daß nie kein Mensch davon die Wahrheit hat erfahren können, wohin sie kommen wäre.

---

8. Das brave Mütterchen.

Es war im Winter, und das Eis stand. Da beschlossen die Husumer ein großes Fest zu feiern: sie schlugen Zelte

auf, und Alt und Jung, die ganze Stadt verſammelte ſich draußen. Die Einen liefen Schrittſchuh, die Andern fuhren in Schlitten, in den Zelten erſcholl Muſik, und Tänzer und Tänzerinnen ſchwenkten ſich herum und die Alten ſaßen an den Tiſchen und tranken eins. So verging der ganze Tag und der helle Mond ging auf, aber der Jubel ſchien nun erſt recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Deiche ſtand, konnte ſie von ihrem Bette aus aufs Eis hinausſehen und die Freude ſich betrachten. Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte ſie, indem ſie ſo auf die See hinausſah, im Weſten ein kleines weißes Wölkchen, das eben an der Kimmung aufſtieg. Gleich befiel ſie eine unendliche Angſt; ſie war in frühern Tagen mit ihrem Manne zur See geweſen und verſtand ſich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: in einer kleinen Stunde wird die Fluth daſein, dann ein Sturm losbrechen, und alle ſind verloren. Da rief und jammerte ſie ſo laut, als ſie konnte; aber niemand war in ihrem Hauſe, und die Nachbarn waren alle auf dem Eiſe; niemand hörte ſie. Immer größer ward unterdeß die Wolke und allmählig immer ſchwärzer; noch einige Minuten und die Fluth mußte da ſein, der Sturm losbrechen; da rafft ſie all ihr Bischen Kraft zuſammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen: glücklich findet ſie noch einen Brand, ſchleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt ſo ſchnell ſie kann hinaus, ſich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen ſtand nun augenblicklich in hellen Flammen, und wie der Feuerſchein vom Eiſe aus geſehen ward, ſtürzte alles in wilder Haſt dem Strande zu. Schon ſprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eiſe vor ihnen her, der Himmel ward dunkel,

das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als eben die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Decke und die Fluth wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

---

9. Die Schnitterin.

Der einzige Sohn einer Ballumerin ward eines schweren Verbrechens angeklagt und schuldig befunden. Da er zum Tode verurtheilt war, eilte die Mutter in der Angst ihres Herzens zu dem Gerichtsherrn, dem Grafen von der Schackenburg, warf sich ihm zu Füßen und bat flehentlich um Gnade für ihren Sohn, den einzigen Trost und die einzige Stütze ihres Alters. Schon stand die Sonne im Mittag, da sprach der Graf, um des flehenden Weibes los zu werden: „Kannst du noch, ehe die Sonne untergeht, mir drei Acker Gerste schneiden, so soll dein Sohn frei sein.“ Da ging die Mutter aufs Feld und schwang die Sichel; ein Schwaden sank nach dem andern nieder; sie schaute nicht um noch auf, bald lag der eine Acker, dann der zweite und, eben als die Sonne verschwand, fiel der letzte Halm. Aber von der übermäßigen Arbeit erschöpft oder vor Freude über das kaum gehoffte Gelingen, sank sie zusammen und man trug sie todt vom Felde. — Auf dem Kirchhofe in Ballum liegt sie begraben. Dort zeigt man noch einen grauen, bemoosten Leichenstein, den man einst zu ihrem Gedächtniß ihr aufs Grab legte. Ein Weib mit einer Sichel und einigen Garben im Arme ist darauf ausgehauen.

---

10. Das Licht der treuen Schwester.

An dem Ufer einer Hallig wohnte einsam in einer Hütte eine Jungfrau. Vater und Mutter waren gestorben, und der Bruder war fern auf der See. Mit Sehnsucht im Herzen gedachte sie der Todten und des Abwesenden und harrte seiner Wiederkehr. Als der Bruder Abschied nahm, hatte sie ihm versprochen, allnächtlich eine Lampe ans Fenster zu setzen, damit das Licht, weit hin über die See schimmernd, wenn er heimkehre, ihm sage, daß seine Schwester Elke noch lebe und seiner warte. Was sie versprochen, das hielt sie. An jedem Abend stellte sie die Lampe ans Fenster und schaute Tag und Nacht auf die See hinaus, ob nicht der Bruder käme. Es vergingen Monde, es vergingen Jahre, und noch immer kam der Bruder nicht. Elke ward zur Greisin. Immer saß sie noch am Fenster und schaute hinaus, und an jedem Abend stellte sie die Lampe aus und wartete. Endlich war es bei ihr dunkel und das gewohnte Licht erloschen. Da riefen die Nachbarn einander zu: „Der Bruder ist gekommen!“ und eilten ins Haus der Schwester. Da saß sie da, todt und starr ans Fenster gelehnt, als wenn sie noch hinaus blickte, und neben ihr stand die erloschene Lampe.

---

11. Rolandseck.

Roland, der Neffe Karls des Großen, zog einst von Ingelheim den Rhein hinab und gelangte in die Burg eines Ritters, der eine einzige Tochter, Hildegund, hatte. Er gewann sie lieb, sie ihn, und der Vater willigte ein, ihm

Hildegund zu geben. Roland mußte mit Karln gegen die Saracenen ziehen und gelobte, nach seiner Rückkehr Hildegunden heimzuführen. Ein Jahr verstrich, da sprach ein Ritter auf der Burg ein und verkündete, Roland sei gefallen. Da trauerte die Jungfrau tief und bat ihren Vater, den Schleier nehmen zu dürfen, und ging in das Kloster auf dem Frauenwörth. Der Bischof des Sprengels, ein Verwandter des Hauses, gestattete Abkürzung des Probejahres, und nach drei Monaten legte sie das Gelübde ab.

Kurze Zeit darauf erschien Roland; er war für todt auf der Wahlstatt liegen geblieben, aber wieder zu sich gekommen und genesen. Als er vernommen, was vorgegangen war, warf er seine Waffen von sich und ließ eine Klause bauen auf dem Felsen, der seitdem Rolandseck heißt, und an dessen Fuße der Frauenwörth im Rheine liegt. Da saß er nun Tage lang vor der Thür seiner Einsiedelei und sah herab auf das Kloster, in welchem seine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Messe rief, stand er auf vom Lager und ging hinaus, den Chorgesang der Jungfrauen zu hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme zu unterscheiden. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einsames Licht in einer Zelle schimmern sah, glaubte er, es sei Hildegunde, die für ihn bete.

Zwei Jahre gingen so vorüber, und der Gram hatte bereits die beste Kraft seines Lebens verzehrt. An einem trüben Herbstmorgen schaute er herab auf das Kloster und sah auf dem Kirchhofe ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüstere: Es ist für Hildegunden. Er schickte einen Boten in das Kloster und erfuhr, daß sie vollendet habe. Er sah sie einsenken in die kühle Ruhestatt und hörte das schauerliche Requiem singen, den letzten Abschied der Lebenden von den Todten. Der

Schmerz überwältigte sein Leben; man fand ihn in seiner Klause sitzend, starr und todt, und die Augen nach dem Kloster gewendet."

12. Die Nonne.

Um das Jahr 1325 fielen Polen, Litthauen und Preußen zu ganzen Schaaren in die Mark Brandeburg ein, sengten, raubten, mordeten und begingen alle die Gräuel, welche nur barbarische Völker zu begehen im Stande sind. Einer dieser Barbaren hatte eine schöne Jungfrau aus einem Kloster geraubt und muthete ihr schändliche Dinge zu. Da sie nun sahe, daß er sich nicht scheuen werde, sie mit Gewalt zu zwingen, bat sie ihn mit weinenden Augen, er wolle ihre Ehre verschonen, so wöllte sie ihm dagegen eine solche Verehrung thun, davon er sich unter allen sterblichen Menschen wohl den glückseligsten in der ganzen Welt schätzen möchte. Jener horchte hoch auf, fragend: was köstliche Verehrung das sein möchte? Sie antwortete ihm: es wäre eine bewährte Kunst, wenn sie ihn dieselbe lehrete, so könnte er die Tage seines Lebens mit keinen Waffen, Schwert, Spieß oder Pfeil an seinem Leibe verwundet oder versehret werden.

Der Barbar, obwohl bei sich selbst entschlossen, von seinem bösen Willen nicht abzustehen, wenn er seiner Gefangenen das Geheimniß erst entlockt hätte, sagte ihr mit beruhigenden Worten zu: es solle ihr kein Leid geschehn, wo sie ihn diese Kunst ihrer Verheißung nach lehren würde, worauf sie sprach: „Es sind wenige verborgene zauberische Worte, die ich dafür spreche; und damit du an solcher Kunst nicht mögest zweifeln, magst du sie an mir selbst erstlich probiren."

Indem kniete ſie vor ihm nieder, ſegnete ſich mit dem Kreuze und betete den Vers aus dem 31. Pſalm: „In manus tuas, domine, commendo spiritum meum.“*) Dieſe Worte verſtund jener nicht, ſondern meinete, es wären die ſtarken, unverſtändlichen Zauberworte, darauf die ganze Kunſt beruhete. Da ſprach die Jungfrau ferner mit ausgeſtrecktem Halſe: er ſolle nun zuhauen, ſo werde er gewiſſe Probe und Bewährung der Kunſt finden. Was geſchah? Er zückte ohne ferneres Hinterdenken den Säbel und ſchlug ihr mit dem erſten Streiche das Haupt herab. Da ſah er allererſt, daß er durch dieſe Liſt betrogen und ſie ihre Ehre lieber als das Leben gehabt hätte.

*) In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geiſt.

II.

13. Kirchengehen säumet nicht.

Ein junger Gesell, der von Hause zog, wurde von seinem Vater vermahnet, daß er drei sonderliche Lehren von ihm behalten solle: erstlich, daß er fleißig zur Kirche ginge; zum andern, daß vor böser Gesellschaft er sich hütete; und für's dritte, daß er sich fein in der Leute Weise richten und schicken lernete.

Wie er nun auszieht, kommt er an eines Königs Hof, hält sich wohl und kömmt bald in Gnaden und gutes Ansehen. Diese Gunst und Gnade nun ward ihm von andern nicht gegönnet, er wurde demnach von einem beim Könige verläumdet, als stehe er zu der Königin in unerlaubtem Verhältnisse, und daß dem also sei, könne man aus seinen Gebärden vernehmen: denn wie sich die Königin gebärde, so gebärde er sich auch. Wann sie fröhlich sei, so stelle er sich auch fröhlich; wann sie traurig sei, so sehe man ihn auch traurig. Der König will erstlich dieses selbst erfahren und in Augenschein nehmen, zieht einmal einen schönen Ring von seiner Hand und giebt ihn seiner Gemahlin, welche darüber lachte und sich fröhlich gebärdete. Der junge Gesell stehet vor dem Tische und wartet auf, und als er sieht, daß der König und die Königin fröhlich sind, erzeiget er sich auch fröhlich, als der gerne sahe, daß der König und die Königin freundlich mit einander umgingen. Dieses merkte der König alles genau

an. Auf eine andere Zeit ſtellt ſich der König zornig, giebt ſeiner Gemahlin einen Backenſtreich, da wird ſie traurig und weinet. Wie der Jüngling ſiehet, daß der König zornig und die Königin traurig iſt, wird er auch betrübet, wie billig. Das deutet ihm der König zum ärgſten und vermeinet, Urſach genug zu haben, ihm das Leben zu nehmen.

Der König gehet zu Rathe, wie er ſich an ihm rächen möge. Der Verläumder giebt dem Könige Rath, er ſoll nicht viel Diſputirens mit ihm machen, ſondern ihn ſo bald in den Kalkofen ſtecken und verbrennen laſſen. Damit es auch unvermerkt zuginge, möchte der König dem Kalkbrenner ſagen laſſen, daß auf den Morgen um gewiſſe Stunde einer zu ihm herauskommen und fragen würde, ob er des Königs Befehl ausgerichtet? denſelben ſollte er nehmen und in den Kalkofen werfen.

Darauf wird dem armen Menſchen der königliche Befehl aufgetragen, daß er am folgenden Morgen hinaus zum Kalkbrenner gehen und, wie zuvorgedacht, fragen ſollte. Indem er nun, auf dem Wege begriffen, einer offen ſtehenden Kirche vorbei gehet, gedenket er an ſeines Vaters Befehl, gehet erſtlich in die Kirche, höret die Predigt, denket, er wolle noch Zeit genug kommen und ſeines Königs Befehl verrichten.

Mittlerzeit, daß dieſer in der Kirche iſt, läuft der verläumderiſche Angeber hin zum Kalkbrenner, in Hoffnung, der andere werde ſchon zu Aſche verbrannt ſein; fragt den Kalkbrenner: ob er des Königs Befehl ausgerichtet? Da nimmt ihn der Kalkbrenner ohne alle Barmherzigkeit und wirft den Verläumder in den Kalkofen. Ob er nun gleich ſchreiet, daß ers nicht ſei, gegen den der königliche Auftrag ergangen, ſo ſpricht doch der Kalkbrenner: er habe Befehl, den in den Ofen zu werfen, der am erſten mit dieſer Frage zu ihm käme. Wirft ihn derwegen hinein und brennet ihn zu Aſche.

Nach der Predigt geht der Andere hinaus zum Kalk-

brenner, fragt: ob des Königs Befehl ausgerichtet? der ihm denn antwortet: es sei geschehen; mit welcher Antwort er zum Könige kehret, berichtend, daß des Königs Befehl ausgerichtet sei. Der König erschrickt, verwundert sich über seine lebendige Wiederkunft, fraget nach dem Verlauf, wie es zugegangen sei? Darauf der Jüngling saget, er habe des Königs Befehl ausgerichtet; er sei aber nach seines Vaters Befehl zuvor in die Kirche gegangen; unterdessen sei ein Anderer für ihn kommen und in den Ofen geworfen worden. Daraus nimmt der König also viel ab, daß dieser Jüngling unschuldiger Weise verläumdet und der falsche Verläumder billig gestraft worden. Weiter hat der König gesaget: wie ers denn verstehen sollte, daß er sich seiner Gemahlin an Gebärden gleich stellete? Darauf er geantwortet: sein Vater habe ihn vermahnet, er sollte sich fein in der Leute Weise schicken lernen, derselben Lehre habe er wollen nachleben. Wann demnach der König und die Königin fröhlich gewesen, habe er sich fröhlich erzeiget; wann sie traurig gewesen, habe er sich auch traurig erzeiget. Nachdem nun der König genugsam seine Unschuld gespürt, hat er ihn hernach lieb und werth gehalten.

---

14. Die Jacobsbrüder.

In der Kirche „Maria unter der Ecke" unweit Peitingen in Oberbaiern hängt eine alte Tafel, gerade kein Kunstwerk, was die Malerei anbelangt, doch des Gegenstandes halber, den ihre Schildereien darstellen, immerhin werth, daß man sie näher besehe.

Auf dieser Tafel von ziemlichem Umfange sind in sechszehn bis zwanzig Feldern die verschiedenen Begebnisse einer Ge-

ſchichte nach der Ordnung ihres Verlaufs abconterfeiet, zu deren Gedächtniß das Gemälde vor langen Jahren gefertiget und an heiliger Stätte aufgeſtellt worden iſt. Unter jedem der einzelnen Bilder iſt ein Reimſpruch zu leſen; und abermals wie bei dem Meiſter Maler muß man an des Dichters Werk nicht ſo faſt ſeiner Reime Zierlichkeit als vielmehr ihren Sinn und Inhalt in Anſchlag bringen. Bild und Reim erzählen uns folgende Geſchichte.

Vor etwa drei oder vierhundert Jahren waren unter allem Chriſtvolk die Pilgerfahrten nach manchen heiligen Orten noch viel im Brauche. Obenan in der Reihe ſolcher vielbeſuchten Stellen blieb freilich noch immer unſers Heilands Grab zu Jeruſalem und das Land Paläſtina, allwo in die Fußtapfen des Herrn die Betfahrer wandern konnten von der Krippe in Bethlehem bis auf den Calvarienberg; aber dazumal war es bereits wieder mit mächtigen Schwierigkeiten und vielfachen Gefahren verbunden, dahin zu gelangen. Das chriſtliche Königreich Jeruſalem war wieder an die Ungläubigen verfallen, und ſo wendete ſich die fromme Wanderluſt um ſo eifriger nach den gottbegünſtigten Orten des Abendlandes, gen Rom, nach Loretto, vor allen nach St. Jacobs Grab zu Compoſtella im ſpaniſchen Lande. Es ſind uns noch aus jener Zeit viele Lieder aufbewahrt, wie ſie die Pilgrime ſangen, welche gen St. Jacob fuhren und dabei viel Noth und Elend und manch Abenteuer erlitten, allzeit aber gerettet und gebeſſert heimkehrten, wie es Gott allen lohnt, die mit andächtigem Sinn etwas vornehmen.

Solchen Gotteslohn zu erwerben, zog, wie meine Tafel in Bild und Schrift vermeldet, ein Mann mit ſeinem Sohne aus nach Compoſtella. Es iſt dieſer Pilgrime Namen nicht auf dem Gemälde verzeichnet, auch nicht, woher des Landes ſie waren; ſo viel aber beſtätiget das Lied, daß ſie Deutſche waren, und ich halte ſie denn gutmeinend für ein paar ehrliche

Schwaben. So sehen wir nun aus ihrem friedlichen Heimwesen am Waldufer des Lechs oder aus den Geländen des Allgäues die zween Jacobsbrüder auswandern, ganz in der Tracht und mit allem Zubehör ehrsamer Wallfahrer, mit der Schüssel bei der Flasche, den breiten Hut und den Mantel mit Leder wohl besetzt, Sack und Stab fehlen auch nicht, und so lassen wir sie das Elend bauen*) im Schweizerland, in Soffeien, Langedoken und Hispanierland, lassen sie den Berg von Rumzevall übersteigen, wo „viel manches Biedermanns Kind aus deutschem Land begraben leit," bis sie endlich einziehen in St. Jacobs Münster. In der Stadt zu Compostella nehmen sie ihre Einkehr bei einem Wirth, einem bösen, gott- und ehrvergessenen Manne, was aber freilich die zwei Fremdlinge nicht wußten, die in dem welschen Lande die fromme Einfalt ihrer Heimath nicht aufgegeben und noch jeden Mann fürs erste auch für einen ehrlichen ansahen. Obwohl ich dafür halte, daß der Säckel der guten Gesellen nicht allzustraff angefüllt gewesen sein möchte, so war ihr Bislein Hab und Gut doch groß genug, den schlechten Herbergsvater anzureizen, es durch List oder Gewalt sich anzueignen. War es nun wieder nicht sonderlich weltklug von den Betfahrern gewesen, daß sie die etlichen Goldgülden oder Silberlinge ihrer Baarschaft in der wilden Fremde so unbedenklich vor jedermanns Augen brachten, so hielten sie wohl dafür, daß ein Gast sicher sein sollte in eines Mannes Haus, dessen Salz er genossen, und vergaßen ob des Glaubens an das gute Gastrecht ganz das Sprüchlein: „Trau, schau, wem?" Der habgierige Wirth machte aber von Stund an, da er der Fremdlinge Reisepfennig ersehen, seine Pläne und Anschläge, wie er desselben habhaft würde, und war vorerst der Freundlichste und Dienstwilligste gegen seine Gäste, labte sie

---

* So sagte man vor Alters statt „in die Fremde ziehen."

mit Speis und Trank, wies ihnen ein gutes Lager an und rechnete auch, was billig und bräuchlich war, so daß er in allewege für einen rechtschaffenen Gastgeb gelten mochte, wofür ihn die zween Schwaben gehalten hatten.

Also gut verpflegt, gingen diese mit desto unbeschwerterem Gemüth, ledig aller Weltsorgen, ihren geistlichen Geschäften nach, pflegten ihre Andacht am Grabe des Apostels, empfahlen ihm und dem lieben Gott ihre allgemeinen und besonderen Angelegenheiten und dachten nach genügender Zeit wieder an die Heimkehr. Rechneten darum mit ihrem Wirthe zu beiderseitiger Zufriedenheit, schliefen noch einmal in guter Bequemlichkeit recht nach Herzenslust, um für alle Strapazen gestärket zu sein, und wanderten am nächsten Tage bei guter Zeit selbander hinaus vor das Thor zu Compostella morgenwärts, wo das freilich noch weit entlegene liebe Schwabenland ihrer wartete.

Noch hatten sie nicht eine Viertel-Wegstunde hinter sich, da kamen auf gut ausgreifenden Pferden ihnen etliche Männer nachgetrabt, die sie anriefen, stille zu stehn in des Königs Namen. Als die Reiter sie eingeholt hatten, erkannten unsere Pilgrime alsogleich ihren Herbergsvater darunter, aber auch bewaffnete Schergen und Gerichtsleute, und der Vornehmste aus diesen sprach: „Wir greifen euch als unsere Gefangene, denn ihr seid Diebe und Räuber.“ Das hörten sie mit nicht geringem Erstaunen; aber noch bestürzter und völlig verwirrt machte es sie, da ihr Wirth anhub, sie zu beschuldigen, aus seinem Hause einen kostbaren goldenen Becher entwendet zu haben, und bei allen ihren Betheurungen desto hartnäckiger darauf bestund, niemand Anderer als diese fahrenden Gauche könnten das Geschmeide gestohlen haben. Ohne ihre Eidschwüre und Klagen zu beachten, führten die Reiter sie auch zurück nach der Stadt und auf das Richthaus daselbst, wo sich der Richter alsobald hinsetzte, ihnen

das Recht zu sprechen auf des Wirthes wiederholte Anklage. Und siehe, als man ihre Wanderbündel durchsuchte, fand sich in des älteren Wallfahrers Gepäck ein goldener Becher, welchen auch der falsche Gastgeb sogleich als den seinen erkannte. Es half nicht viel, daß der Pilgrim bei Gott und allen Heiligen, ja selbst bei dem Landspatron St. Jacob schwur, er wisse nicht, wie der Becher in seine Tasche gekommen; der Richter hatte Beweises genug für seine Schuld und sprach ihm das Urtheil, daß er solle gehenkt werden und zwar noch in der nächsten Stunde. Sein Bislein Hab und Gut ward auch zu Händen genommen und dem Bestohlenen, dem Wirthe, zugesprochen, welcher somit sein böses Verlangen erfüllt sahe.

Als nun der junge Pilgram merkte, daß kein Erbarmen und keine Rettung zu gewarten sei, da man über seinem Vater den Stab brach und ihn dem Freimann überantwortete, fiel er vor dem Richter auf die Knie und bat hoch und theuer, daß man ihn möchte an seines Vaters Statt hinwegnehmen und sterben lassen. Es hub sich ein schöner, herzergreifender Streit an zwischen den zweien Gesellen; ein jeder wollte dem andern zu Lieb den Tod erleiden. Dennoch bat und sprach der Sohn viel dringlicher und überredender, wie daß der Vater sich am Leben erhalten und als die nothwendige Stütze und Hilfe der Seinen zur Mutter und den Geschwistern getrost heimkehren solle und ihm vergönne, Gott und dem vierten Gebot zu Lieb, an seine Stelle zu treten. So ward denn zuletzt der junge Betfahrer von dem Richter an seines Vaters Statt angenommen, vor die Stadt hinaus geführt und an den Galgen aufgehangen.

Zur selben Stunde lag der Alte in St. Jacobs Münster auf den Knien und klagte dem Heiligen seine bittere Noth und seines unschuldigen Kindes Verlust und betete so recht aus innerstem Herzen zu Gott, brünstig und lange, bis mit

einem Male ein wunderbarer Troſt und Muth über ihn kam, und er in ſolcher gottesfreudigen Beruhigung ſich aufmachte auf den Heimweg. Er mußte da an dem Hochgericht vorüber, wo ſein Sohn hing, und — o Wunder! — er ſah ſogleich, als er einen letzten Abſchiedsblick auf deſſen Leiche richtete, daß noch Leben in dem Gehenkten wäre, worauf derſelbe ſogar ihn anſprach und zum feſten Vertrauen auf Gott aufforderte, der ihnen noch ſicherlich helfen werde. — Lief alſo der Vater ſtracks zu dem Richter, zeigt ihm an, was ſich begeben, und dieſer, nicht wenig erſtaunt, geht mit ihm alſogleich hin, den wunderbaren Fall zu unterſuchen.

Wie ſie an des Wirthes Haus vorüber kamen, heißt ſie eine innere Stimme eintreten und dem Böſewicht das Gericht Gottes verkünden, das alſo laut für die Unſchuld geſprochen hatte. Sie finden den falſchen Mann guten Muthes hinter einem gedeckten Tiſche, an welchem er es ſich wahrſcheinlich recht wohl ſein laſſen wollte, weil ihm ſein Bubenſtück ſo ganz nach Herzensluſt gelungen war. Aus dem goldenen Becher trank er kühlen Wein, und hatte man ihm ein paar gebratene Tauben vorgeſetzt.

„Wiſſe, du arger Böſewicht und Lügner, — rief ihn alſo der alte Pilgrim zu, — daß mein unſchuldiger Sohn noch lebet durch Gott und St. Jacobs Hilfe, und daß deine Schandthat an den Tag kommen wird!“ Da lachte der Wirth und ſpottete: „Ei, du alter Narr! an deine Mär will ich dann glauben, wenn dieſe gebratenen Tauben auf und davon fliegen.“ Hatte kaum ſolche frevelhafte Worte ausgeſprochen, als auch ſchon die Tauben aus der Schüſſel ſich erhoben und friſch und frei durch das offene Fenſter gen Himmel flogen. Nun ſtand er wohl wie vom Wetterſtrahl getroffen; es ließ ihn auch der Richter ergreifen und binden und führte ihn mit ſich.

Derweil hatten die Fronboten des Pilgrims Knaben

vom Galgen genommen, den sie gesund und wohlbehalten zu dem hocherfreuten Vater begleiteten, an seine Stelle aber noch in selber Stunde den falschen Wirth aufknüpften. Freudig und frohlockend und mit dem Gewinne eines unerschütterlichen Gottvertrauens zogen aber die zween Jacobsbrüder heimwärts, wo sie ihre wunderreiche Geschichte zu Gottes Lob und Ehr männiglich kund thaten und vielleicht auch jene alte Tafel zum frommen Gedächtniß malen ließen, welche uns dazu verhalf, den geneigten Lesern diese alte Sage mitzutheilen, aus der sie am besten selbst die allzeit neue Lehre abnehmen mögen: „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut," oder: „Wer Andern eine Grube gräbt u. s. w."

---

15. Die Hütte im Schnee.

Im Jahre 1731 ist ein so grausam tiefer Schnee gefallen, daß bei Mannesgedenken nie so viel gefallen ist. Da hat sich zugetragen im Bündtnerland, daß ein abgelegen Haus vom hohem Schnee ringsum ist eingemauert worden; denn nicht nur weil das Haus gar niedrig war, überstieg der Schnee bei weitem die Hausthür und alle Fensterlein, sondern der Sturmwind trieb auch große Lasten des gefrornen Schnees auf das niedrige Haus zusammen und übertraf desselben First um etliche Fuß und fiel auch in Menge herab durch den Rauchfang in die Küche, daß man kaum mit Brettern und Reißholz es wehren mocht.

Da nun das Häuslein solchergestalt um und um mit Schnee bedeckt war, daß weder die Einwohner desselben hinaus gehen konnten, noch auch ein Mensch vermocht hätte, zu ihnen zu kommen, selbst wenn Steg und Weg bei dem gräulichen

tiefen Schnee wären gangbar geweſen: ward das arme Hausvolk in die äußerſte Noth geſetzt. Es war nur ein geringer Vorrath an Speiſe zur Hand; denn ſie lebten faſt nur von dem täglichen Verdienſt, ohn allein von etwas Erdfrüchten, die neben dem Haus in einem Felskeller vorräthig lagen, und zu denen gar kein Zugang blieb.

Da ward des Jammers aus der Maßen viel in dieſem Haus; ein Vater, eine Mutter und vier Kinder wohnten darin und waren fromme Leutchen, aber dürftig, ſintemal der Vater ein Holzhauer war und die Frau ihm half, Bündel von Reisholz machen, und der Taglohn nicht weit reichte für die ſechs.

Wie nun die Kindlein ſchrien und wehklagten, als der Schnee das Haus eingedeckt hatte, kann männiglich wohl ſich einbilden; denn es ward ſtockfinſtre Nacht aus dem Tag, und wurde kein Abend mehr und kein Morgen mehr in dieſer Grube, ſchlug auch keine Stunde mehr und ward kein Läuten mehr gehört von einem Kirchthurm her, alſo daß die armen Eingeſchneiten weder Zeit noch Stunde wußten, weil der meiſte Schnee des Nachts ſich angehäuft und ſchon die Thür vermauert hatte, als das Volk des Hauſes in der Frühe vom Schlaf aufſtand. Die guten Eltern aber tröſteten die Kindlein aufs allerbeſt ſie mochten und ſahen nach, ob nicht ein Ausgang übrig blieben. Sobald ſie aber in die Küche traten, mit dem angeſteckten Licht, fiel Schnee durchs Rauchloch herab, wie gemeldet, und mußten eilig da vermachen und hörten ein gräulich Brauſen des Sturmes, der die Flocken an die Felswand trieb, an welche das Haus gebauet war. Und alſo verharrten die Leutlein, bis es draußen ſtiller würde, das auch bald geſchehen iſt, dieweil des Schnees wachſende Laſt zum letzten gar allen Ton aufhielt, wie zu begreifen iſt. Da meinten ſie zu warten, bis daß man ſie

ſuchen käme, behielten doch ihr Lämpchen hell und aßen Käs und Brot, und hatten die Eltern nur zu thun, den Kindlein Angſt und Furcht auszureden.

Das hielt wohl den halben Tag hindurch an und dachten jetzo die kummervollen Eltern, wie ſie Feuer machten auf dem Heerd und Warmes kochten. Aber als ſie aus dem Rauchfang die Bretter nahmen ſammt dem Reisholz, fiel wiederum Schnee herab, und als ſie Feuer angemacht, zerſchmolz der Schnee, ſo droben ſich eingepfropft, und ging das Feuer von dem Tröpfeln wiederum aus, und wollt auch der Dampf die Leutlein faſt erſticken, daß alſo kein Feuer ſie tröſten mochte.

Dem Vater wollt es dennoch ein Mögliches dünken, aus dem Käſicht auszubrechen und ſetzte ganz alle Kunſt und Kraft daran. Zum Erſten drückt er von innen an die Hausthür mit verzweifelter Gewalt und hieß die Seinen insgeſammt ſich ſtemmen darwider, dieweil ſie auswärts ging. Das half aber völlig nichts; denn eine Schneelaſt drängte ſolchergeſtalt entgegen, daß auch vieler Roſſe Kraft ſie nicht hätte zu bezwingen ausgereicht. Und weil der Schnee noch körnig war vom Froſt, ſo fiel auch immer deſſelben eine Menge hinein ins Haus, wenn ein Fenſterchen nach innen aufgethan wurde.

Da wollte der Vater den Schnee hineinſchaffen in die Küche, bis er Raum hätte, außerhalb vorzudringen an das Tageslicht. Und alſo wurden Körbe voll hereingeſchaufelt; aber da wards übel naß in dem Hauſe, denn der Schnee allmählig zerſchmolz, und ward auch kalt, und waren die Winkel bald gehäuft voll Schnees und half alles nichts, denn daß die Arbeit gröſſern Hunger machte, und deſto ſchneller Brot und Käs und Rüben, was in Vorrath lag, von ihnen aufgezehrt wurde, darob die Angſt von Augenblick zu Augenblick erſchrecklich überhand nahm.

Zuletzt verhoffte der Vater Luft zu machen durch den Rauchfang hinauf, und weil eine Leiter nicht vorhanden, so ſtieg er auf Tiſch und Stuhl, die er über einander geſtellt, und rührte mit einem langen Holz in den Schnee, der noch feſt in der Höhle ſtak, und brachte mit Stochern viel herunter. Aber es ward doch nimmer Tag, denn das Holz nicht weit genug aufwärts ging und glaublich der Schnee von oben nur allemal neu nach dem Loche drang, auch der Mann in dem Rauchfange faſt erſticken mußte unter dem Abfalle, den er machen konnte.

Nun waren ſchon drei Tage vergangen, ſo viel ſie rechneten, und genoſſen ſie ſchmale Biſſen nur und waren doch mit der Speiſe fertig worden, alſo daß die Kinder weinten ohne Maß, und den Eltern faſt wollte das Herz brechen ob dem Jammer. Desgleichen auch war Noth mit ihrem Lichte; denn verblieben ſie ganz in der Finſterniß, ſo ward die Furcht viel größer, und bei den Kindlein auch gar kein Schweigen mehr; und unterhielten ſie das Licht, ſo wollte ſie faſt der Dampf erſticken, dieweil das Oel zum Lämpchen bald verbraucht worden und ſie nur Stücke Kienholz brannten, das dann rauchig iſt und Ruß abſetzt. Auch ſind die guten Leute geplagt worden von der Langenweile, indem ſie kümmerten von Augenblick zu Augenblick, ob ihres Elends gar kein Ausgang werde, und immerdar auch die Kindlein fragten, wann doch Leute kommen, ſie aus dieſem ewigen Schnee zu ziehn? — Aber da kam niemand, denn die Hütte völliglich einſam lag, und jedermann genug zu ſchaffen hatte mit ſich ſelbſt und an den Holzhacker wohl ſonſt nicht gedachten.

O wehe dieſer Drangſal des unſchuldigen Volkes! denn ſie wohl ſchreien mochten mit dem Pſalmiſten: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen! Ich heule, aber

meine Hilfe ist fern;" und abermals: „Mein Herz bebet, meine Kraft hat mich verlassen, und das Licht meiner Augen ist nicht bei mir."

Es ist aber der armen vergrabenen Leute alleiniger Trost gewesen das Gebet und ein frommer Lobgesang zu dem Herrn; denn keinerlei Arbeit in ihrer grosen Angst und Unruhe wollt von Statten gehn. Und je mehr der Mangel zunahm, desto mehr sie Andacht übten zu dem Allmächtigen, weil sie nun bald sich eines gewissen Todes versahen. Die Kindlein wimmerten, daß auch ein Stein sich erbarmt haben möchte; doch so, daß von ihnen eins gelassener blieb, nemlich das Erstgeborne, das bei dreizehn Jahren und ein Knäblein war und Erkenntniß hatte, mehr als bräuchlich ist bei solcher Armuth und Abgeschiedenheit.

Als es aber der sechste Tag sein mochte ihrer herben Gefangenschaft, und sie nun an drei Tage lang nichts genossen denn Schneewasser und in großer Verzweiflung waren und es gar nicht faßten, wie so lang der Schnee nicht verginge und kein Helfer sich ihnen erhübe: da schlossen sie sich eng in ein Häufchen zusammen und umhalsten sich und weineten und waren die Eltern betrübt um die Kinder, die Kinder um die Eltern, also daß vor Schluchzen und großer Schwachheit kaum jemand reden kount. Und in alle dem nahm das Knäblein, obgemeldet, sich herzhaft zusammen, wie durch Eingebung göttlichen Geistes, und erhub sein Gesichtlein mit sonderbarer Heiterkeit gegen seine Eltern und fing an zu reden mit Zuversicht: „Herzlieber Vater und herzliebe Mutter! jetzo kömmt ein Gedanke vom lieben Gotte mir, dessen ich fest beredet bin, dieweil er uns allen zum Heil gereichet. Ich bin eingedenk des frommen Isaaks, wie er dem Vater Abraham auf den Berg gefolgt und sich freiwillig dargegeben zum Opfer, nach dem, als der himmlische Vater es hieß. In solcher Weise nun will auch ich mirs zur Freude achten,

mein Leben einzusetzen und mit meinem Fleisch das Leben meiner Geschwister zu erhalten, und das Leben meiner Eltern zu erhalten, die mir immerdar so viel Gutes gethan. Dem lieben Gott aber vertrau ich, daß er desto gewisser mich zu sich nimmt, wenn ich solches für euch erlitten habe."

Bei diesen Worten floß den liebreichen Eltern ein Strom von Thränen über das Antlitz und umarmten das Knäblein in äußerster Betrübniß, weil der Gedanke so schrecklich und doch die Noth der drei andern Kinder so groß war, indem sie schier verschmachteten und keines mehr recht zu stehen vermochte, ja kaum noch zu wehklagen.

Da sprach der Vater mit Entschlossenheit: „Es kann der Wille des Allerhöchsten sein; denn ich glaube nicht, daß dieses Kind aus sich selbsten rede! Wir wollen niederknien und zum Himmel um Erleuchtung flehn und um Beistand flehn. Bis wir noch einmal geschlafen haben, mag ja Hilfe kommen, und kömmt sie dann nicht, so möge mir Gott verzeihn, ich ertrag es nimmer, die drei kleinen unschuldigen Würmlein verderben zu sehen; stirbt doch ein Mensch auch in anderer Noth für die Seinigen und wird gepriesen darum! wie sollt er denn nicht in Hungersqual?"

Ob solcher Rede befiel ein erschreckliches Grausen die Mutter und vermochte gar kein Wort herauszubringen, sondern verhüllte tief ihr Angesicht und warf sich vor Herzensdrang auf die Knie und rang die Arme jämmerlich. Da fielen auch die sämmtlichen Kinder und zuletzt der Vater auf die Knie, recht inbrünstig zu beten, ob nicht dieses Leiden vorübergehn und das Knäblein errettet werden möge durch die Hand des Herren, nach seines Willens heiligem Gnadenschluß. Das älteste Söhnchen aber blieb gänzlich getrost, daß es hätte die Andern beschämt, wenn annoch sie wären im Stande gewesen, solches in Obacht zu nehmen. Und aus innerem Herzenstriebe rief es zu Gott, daß derselbe den

Eltern die Blutschuld vergeben wolle, sintemal die allerhöchste Noth und die Errettung der andern Kinder sie zu dem grausamen Entschlusse gezwungen und einmal er, der Knabe, freudiglich in den Tod sich opfere.

Darauf legten alle sich zum Schlaf und schliefen doch aus Hunger und aus Bangigkeit vor der Stunde des Wiederaufstehens wenig; besonders die Eltern, welchen das Knäblein doppelt so lieb geworden um seines heldenmüthigen Vorsatzes willen, als denn auch billig war.

Wie nun die Kinder zuletzt eine Weile geschlafen, und das jüngste von ihnen auch fast die Kraft nicht hatte, sich wieder aufzurichten, und nach vielem Zögern doch alles nun aufgestanden, da ging den Eltern erst eine Schneide durch das Herz und kamen fast von Sinnen vor Bekümmerniß. Der Vater sprach aber: „Ich will das Letzte versuchen, denn ich sehe wie draußen der Schnee zu schmelzen beginnt, dieweil es reichlicher in die Küche träufelt.“ Und also stieg er noch einmal von dem Feuerheerd empor und reichte noch einmal mit dem Holze den Rauchfang hinan; aber von so langer Nüchternheit wegen gebrach ihm die Kraft und mochte wenig Schnee herunterbringen und ward auch droben noch gar kein Licht, worüber die Mutter in ein lautes Zetergeschrei ausbrach und den ältesten Knaben so schmerzlich umfing, daß demselben wehe ward und er selbst in Thränen herausbrechen mußte.

Hierauf und nachdem sie den Feuerheerd gänzlich geräumt, so gingen sie sämmtlich niedergeschlagen wiederum in die Stube, da sie bei dem Brand einer Kienfackel zum letzten Mal sich alle herzinniglich umfingen, und der Vater das Holzbeil nahm und es schärfen wollte und es glätten wollte und doch mit den Zähren immerdar es trübte, derweil auch die Hand ihm vor Zittern nicht mehr gehorsam war. Aber das treue Söhnlein sprach: „Seid wohlgemuth, Vater!

denn es dünkt mich heute noch leichter zu ſterben als geſtern; ſintemal ich denke, daß ihr alle gewißlich leben werdet von meinem Fleiſche, bis die Erlöſung kommt, welche durch den Anfang des ſchmelzenden Schnees verkündigt wird."

Und indem nun der Vater mit naſſem Aug auf ſein Beil niederſah und langſam aufſtand mit ſchwermüthigem Seufzer, dieweil auch jedes Wort ihm ſtecken blieb in der geſchnürten Bruſt, da ſchrien die Mutter und die drei jüngeren Kindlein wie Verzweifelte, und blieb nur das ältere Söhnchen unverzagt, ſogar, daß es den Halskragen lüftete, dem Beil eine leichtere Bahn zu machen, und ſein Röcklein auszog, damit es nicht vom Blute verdorben werde.

Doch was geſchieht? „Wenn die Noth am höchſten, iſt auch Gott am nächſten." Und wie der Pſalter ſagt: „In der Angſt rief ich den Herren an, und der Herr erhörete mich und tröſtete mich."

Urplötzlich vernahmen die Bedrängten ein ſehr mächtiges Gepolter von der Küche her, gleich als wenn der hölzerne Rauchfang zuſammenkrachte, und die Schneelaſt alles herunter ſchmetterte; und obwohl oft ſchon ſie ſolchen Einſturz gewünſcht, der alle mit plötzlichem Tod in den Himmel brachte: ſo fuhren ſie doch jetzt erſchrocken auf und duckten ſich zuſammen und erbebten vor dem ſicheren Untergang. Jedoch da die Stubendecke zuſammenhielt, auch draußen alles einen Augenblick ſtille ward, überfiel das ganze Hausvolk eine plötzliche Neugier, was doch da vorgefallen ſei, und ſchlug jedem ſein Herz über einen beſonderen Gedanken, aber das arme Mutterherz hüpfte in Hoffnung auf.

Indem ſo erfaßte der Vater die Kienfackel, nahm ſein gräuliches Beil in die Linke und brach mit großer Heftigkeit in die Küche hinaus. Die Mutter trat furchtſam ihm nach, und von den Kindern liefen die zwei mittelſten neben ihr. Das älteſte aber hielt ruhig mit dem Köpflein auf einen

Trog und wollte warten des umkehrenden Vaters, zum gewissen Todesstreich, und wollte nichts mehr sehen von der Welt; derweil das jüngste ganz kraftlos in seinem Bettlein lag und herzbrechend winselte, weil es immer vergebens um Brot gefleht und um Suppe gefleht.

Ach du grundgütiger Gott, was hattest du diesem verzagenden Volke bereitet! Alsbald da der Vater in die Küche trat und seine Fackel hoch in die Luft hielt, daß sie nicht ihn selbst verblende, jubelten die zwei Kindlein aus voller Kehle; denn auf dem Feuerheerd unter dem Rauchfang lag ein junges Gemslein, das erschrocken den Kopf umwandte und kläglich zu stöhnen anhub und doch nicht von der Stelle sprang, sintemal es die beiden Hinterfüße gebrochen durch den gewaltigen Fall auf die Feuerplatte. Scherben von irdenem Geschirr, das neben ihm zerschlagen worden, lagen umher und eine Menge Schnee bedeckte den Heerd, derweil noch immer großmächtige Fetzen fortfuhren daherzuflattern und niederzuplumpen.

Der Vater griff begierig zu, wie sich leicht denken läßt; die Kinderlein hüpften wie sinnlos vor Freude herum, und die Mutter blieb wie festgebannt unter der Stubenthüre stehn, erhub ihr Angesicht zum Himmel empor und faltete mit großer Andacht die Hände, wollt ein Gebet aussprechen und brachte doch kein Wort heraus, und sind gleichwohl vor Gott ein angenehmes Opfer worden die helllautern Freudenthränen, so sie reichlich vergossen hat.

Ueber ein Kurzes lag das Gemslein schon geschlachtet, und zu besonderem Trost erblickten jetzt auch die Errretteten durch den Rauchfang hinauf das blaue Himmelslicht, das billig ihnen lieblicher schien denn Goldesglanz und Schimmer von Edelgestein. Darob vermerkten sie wohl, wie das Gemslein heruntergestürzt; denn sintemal der Schnee schon lockerer geworden und bereits anhub zu schmelzen und aber der

Rauchfang oberhalb nicht mit seinem Fallbrett*) war vermacht gewesen, als der Schnee das Häuschen zugedeckt, ist — nicht ohne sonderbarer Fügung des himmlischen Vaters — an diesem Tage das Gemslein dahergesprungen und hat eben die Hinterfüße auf denjenigen Fleck Schnee gesetzt, der oben in dem Rauchhalse stak, und ist also der aufgefrorne Schnee unter ihm eingesunken, daß es mit dem Hinterleib voran in die Küche gefallen, den Nothleidenden als ein Mannah vom Himmel, wie sie denn wohl erkannten und Gott darob lobpreiseten ohne Unterlaß.

Und erst über eine Weile gingen die guten Eltern zurück, nach dem Knäblein zu sehn; denn im großen Entzücken über so unverhoffte Hilfe hatten sie lange alles andere aus den Gedanken gelassen. Da, siehe! war das unschuldige Kind auf dem Troge friedlich eingeschlafen und hatte nichts empfunden von Todesangst, vielmehr einen heitern Sinn gehabt, als sollt es bald zu den lieben Englein gehen.

Dieweil es aber matt war, konnts auch fast nicht erweckt werden, taumelt auf und stund nur kümmerlich auf den Beinchen und rieb die Augen; denn es wohl meinen mocht in dem Himmel zu sein und doch Vater und Mutter und Geschwister hörte, nicht wissend, wie das geschehe. Da ward ihm alles erzählt von allen zugleich und faßt es noch lange die Sachen nicht, bis denn es ihm verständlich ward und es sprach als ein gottseliges Kind: „Ei wie hat doch Gott das Gemslein geschickt, mich zu erlösen von dieser Opferung, und Gleiches gethan wie dem lieben Isaak mit dem Widder, und bin doch nimmermehr wie der Isaak so fromm vor ihm!“

---

*) In den schweizerischen Berggegenden ist häufig über den hölzernen Rauchfängen ein solches angebracht, das man von unten durch eine besondere Vorrichtung schließen oder öffnen kann.

Alſo hat die Hand des Allerhöchſten ſich dieſem armen Völklein gnädig erwieſen, und ſind noch zwei Tage lang erhalten worden von dem Fleiſch des Thieres und dann vollends aus ihrem finſtern Grab erſtanden zu der Tageswelt und vor Menſchenaugen.

16. Die drei Bergleute im Kuttenberg.

In Böhmen liegt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wann ſie Morgens in den Berg gingen, ſo nahmen ſie dreierlei mit: erſtens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel verſehen, drittens ihr Bischen Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe ſie die Arbeit anhuben, thaten ſie ihr Gebet zu Gott, daß er ſie in dem Berge bewahren möchte, und darnach fingen ſie getroſt und fleißig an zu arbeiten. Es trug ſich zu, als ſie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vornan einfiel, und der Eingang verſchüttet wurde. Da meinten ſie begraben zu ſein und ſprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müſſen nun Hungers ſterben! wir haben nur einen Tag Brot zu eſſen und einen Tag Oel auf dem Licht!"

Nun befahlen ſie ſich Gott und dachten bald zu ſterben, doch wollten ſie nicht müßig ſein, ſo lange ſie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Alſo geſchah es, daß ihr Licht ſieben Jahr brannte und ihr kleines Bischen Brot, von dem ſie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, ſondern blieb eben ſo groß, und ſie meinten, die ſieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da ſie ſich nicht ihr Haar ſchnei-

den und den Bart abnehmen konnten, waren dieſe ellenlang gewachſen. Die Weiber hielten unterdeſſen ihre Männer für todt, meinten, ſie würden ſie nimmermehr wiederſehen, und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geſchah es, daß einer von den dreien unter der Erde, ſo recht aus Herzensgrunde, wünſchte: „Ach! könnt ich noch einmal das Tageslicht ſehen, ſo wollt ich gerne ſterben!“ Der zweite ſprach: „Ach! könnt ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tiſche ſitzen und eſſen, ſo wollt ich gerne ſterben!“ Da ſprach auch der dritte: „Ach! könnt ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, ſo wollt ich gerne ſterben!“

Wie ſie das geſprochen hatten, ſo krachte der Berg gewaltig und übermächtig und ſprang von einander; da ging der erſte hin zu dem Riß und ſchaute hinauf und ſah den blauen Himmel, und wie er ſich am Tageslicht gefreut, ſank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that ſich immer mehr von einander, alſo daß der Riß größer ward, da arbeiteten die beiden andern fort, hackten ſich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuſer und ſuchten ihre Weiber, aber die wollten ſie nicht mehr kennen. Sie ſprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?“ „Ja, antworteten jene, aber die ſind ſchon ſieben Jahre todt und liegen im Kuttenberg begraben.“ Der zweite ſprach zu ſeiner Frau: „Ich bin dein Mann,“ aber ſie wollt es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da ſagte er: „Hol mir das Bartmeſſer, das oben in dem Wandſchrank liegen wird und ein Stückchen Seife dazu.“ Nun nahm er ſich den Bart ab, kämmte und wuſch ſich, und als er fertig war, ſah ſie, daß es ihr Mann war. Sie freute ſich herzlich, holte Eſſen und Trinken, ſo gut ſie es hatte, deckte den

Tiſch und ſie ſetzten ſich zuſammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann ſatt war und eben den letzten Biſſen Brot gegeſſen hat, da fiel er um und war todt.

Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit ſeiner Frau zuſammen; als es herum war, zu derſelben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und ſeine Frau mit ihm todt hin. Alſo hatte Gott ihre Wünſche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

---

17. Wie das Bergwerk zu St. Annaberg gefunden ward.

Es lebte ein armer, armer Bergmann Namens Daniel Knappe. Dieſer hatte Weib und Kind und liebte ſie ſehr, doch wußte er weder Rath noch Hilfe, ſie zu ernähren. Er arbeitete und betete, doch ſeiner Noth war kein Ende, und wie auch ſein Unglück immer höher und höher ſtieg, ſo wich und wankte ſein Glaube doch nicht. Da erſchien ihm einmal des Nachts im Traum ein Engel, der ſprach: „Geh hin und ſuche in der tiefſten Tiefe des Waldes den Baum auf, in deſſen Gezweig ſilberne Eier ruhn. Du wirſt ihn erkennen an ſeiner Größe; denn kein Baum im ganzen Haine kann ſich ihm vergleichen.“

Daniel erwachte, fühlte ſich geſtärkt, der Morgen grauete, und eilig drang der arme Bergmann in den Wald hinein. Schon war er an dem Ort, den noch kein Sterblicher betrat, da ſteht der Baum, und raſch ſind alle Aeſte bis zum Wipfel durchſucht, aber ſilberne Eier zeigen ſich nirgends. — „Wie kann, wie werde ich zu euch zurückkehren, liebes Weib und Kind? Ihr haltet mich noch, ſonſt ſtürzte ich mich von hier hinab!“

Als er ſo trauernd und klagend den Baum verlaſſen will, da ſteht der Engel ihm zur Seite und ſpricht: „Gott iſt hilfreich und wahrhaft, wo du auch keinen Ausweg ſiehſt, der Baum hat auch Zweige in der Erde. Dir ſei geholfen um deiner Treue und Liebe willen.“ Und der Engel verſchwand mit dieſen Worten. Da durchſtrömte Hoffnung und Muth von neuem den Unglücklichen und er grub an dem Fuße des Baumes.

Von ſeinen Wurzeln durchflochten, lagen da reiche Silberſtufen vor dem Blicke des ſtaunenden Bergmanns; es war ihm ſammt Weib und Kind geholfen. Aus dieſer wilden waldigen Gegend erhob ſich bald darnach Annaberg, das freundliche Städtchen, wozu unter der Regierung des Herzogs Georg des Bärtigen im Jahre 1496, den 21ſten des Herbſtmonats, am Tage St. Matthäi der Grundſtein gelegt wurde.

18. Die Quittung aus der Hölle.

Ein Bauer aus Weſtendorf im Schaumburgiſchen wurde von dem Amtmanne auf der Schaumburg angehalten, eine bedeutende Summe zu bezahlen. Der Bauer behauptete, die Summe ſchon dem früheren Amtmanne, des jetzigen Vater, zurückgezahlt zu haben; doch konnte er keine Quittung aufweiſen. Betrübt ging der Bauer von der Schaumburg fort und ſchlug den Weg über Oſtendorf nach Hauſe ein. Als er auf dem Dreisberge an die „einſtännige*) Eiche“ kam, begegnete ihm ein Engel, der ihn fragte, warum er traurig ſei, worauf der Bauer ſeine Sache erzählte. Der Engel

*) D. i. die alleinſtehende.

ſagte: „Wenn du dich etwas unterſtehen wollteſt, ſo könnte ich dir helfen.“ — „Das will ich,“ antwortete der Bauer. „Nun ſo ſtelle dich auf meine Zehen.“ Alsbald hob ſich der Engel mit ihm in die Luft und fährte ihn weit weg an einen großen Berg. Hier klopfte er an eine Thür und hieß den Bauern hinein gehen und ſeine Quittung fordern; die Quittung ſolle er aber nicht anfaſſen, ſondern ſich in den Hut werfen laſſen. Der Bauer ging durch drei Thüren und gelangte zuletzt in ein Zimmer, in welchem der verſtorbene Amtmann mit ſeinen Schreibern an der Arbeit ſaß. „Was wollt ihr?“ fragte der Amtmann. „Die Quittung über die Summe Geldes, die ich euch bezahlt habe, will ich holen,“ erwiederte jener. Anfangs wollte der Amtmann nichts davon wiſſen; doch verſtand er ſich endlich dazu, ihm die Quittung zu geben. Der Bauer hielt ſeinen Hut hin, ſie wurde ihm hineingeworfen; der Boden des Hutes brannte ſofort durch, und die Quittung fiel zur Erde. Als ſie kalt geworden, hob ſie der Bauer, ging hinaus, ſtellte ſich dem Engel auf die Zehen und ſah ſich bald wieder auf dem Dreisberge bei der „einſtännigen Eiche“ niedergelaſſen. Fröhlich eilte er nun nach der Schaumburg zurück, dem neuen Amtmanne die Quittung vorzuzeigen. Dieſer fragte verwundert, woher er die Quittung habe. „De hebbe eck ut der Hölle hahlt!“ — Bald darauf ſtarb der Amtmann.

19. Gottes Speiſe.

Dr. Luther erzählte einſt ſeinen Tiſchgenoſſen folgende anmuthige Geſchichte: Nicht weit von Zwickau im Voigtlande hat ſich in einem Dorf zugetragen, daß die Eltern ihren Sohn, einen jungen Knaben, in den Wald geſchickt, die Och- ... allda an der Weide gegangen, heimzutreiben. Als

aber der Knabe ſich etwas geſäumt, hat ihn die Nacht überfallen, iſt auch dieſelbe Nacht ein großer tiefer Schnee herabgekommen, der allenthalben die Berge bedeckt hat, daß der Knabe vor dem Schnee nicht hat können aus dem Wald gelangen. Und als er auch des folgenden Tags nicht heim kommen, ſind die Eltern nicht ſo ſehr der Ochſen als des Knaben wegen nicht wenig bekümmert geweſen und haben doch vor dem großen Schnee nicht in den Wald bringen können. Am dritten Tag, nachdem der Schnee zum Theil abgefloſſen, ſind ſie hinausgegangen, den Knaben zu ſuchen,

welchen ſie endlich gefunden an einem ſonnigten Hügel ſitzen, an dem gar kein Schnee gelegen. Der Knab, nachdem er die Eltern geſehen, hat ſie angelacht, und als ſie ihn gefragt, warum er nicht heimgekommen? hat er geantwortet, er hätte warten wollen, bis es Abend würde; hat nicht gewußt, daß ſchon ein Tag vergangen war, iſt ihm auch kein Leid wiederfahren. Da man ihn auch gefragt, ob er etwas gegeſſen hätte, hat er berichtet, es ſei ein Mann zu ihm kommen, der ihm Käs und Brot gegeben habe. Iſt alſo dieſer Knabe ſonder Zweifel durch einen Engel Gottes geſpeiſt und erhalten worden.

20. Der Milchbrunnen.

Es ſteht auf irgend einer Wieſe ein ſchöner ſteinerner Brunnen, woraus Milch ſtatt Waſſer fließt. Ringsum blühen große Blumen, die bergen Honig in den Kelchen. Dahin trägt die Mutter Gottes in ſtillen Nächten die mutterloſen Kindlein und letzt und tränkt ſie. Sie lächeln dann in der Wiege und am Morgen haben ſie ein „Milchſchnäuzchen“ am Munde.

---

21. Das Mädchen und die Schlange.

In gans allen ti'en wuende oppem Lünschede*) en bu'er, dai hadde 'ne entsige dochter un was blautarem.

*) Lünscheid, eine ſchöne Fläche im Gebirge zwiſchen Iſerlohn und Altena, auf welcher ehemals das adlige Geſchlecht von Lünschede, genannt von Altena, ein Schloß gehabt haben ſoll.

Diärümme sach hai tau iär, as se tien jar alt was: «Min kint, du lisz bi mi men hunger un kummer, ga un saük di bi gueden lü'en 'n denst. Uese Hiärguot si met di!» Damet dä hai iär en stücke brot un en krüksken miälke in de hant un genk noch en entken wiäges met bit op de Lünscheder Hai'e, dann karde hai üm. Dat miäken genk nu allene vüöran, bit se in'n ensamen grunt quam. Da satt se sik dal, üm en bietken te posen, te iäten un te drinken. Se hadde der noch nitt lange siäten, da quam 'ne fine slange op se an un sach: «Dernken, gief mi en lück met van dinem bro'e un van diner miälke!» — «Van hiärten gärne! — sach 'et miäken — wann du men satt dervan wärs un mi noch en bietken üöwen läsz, dat iek et uthallen kann, bit iek bi lüe kueme.» — «O, iek bruke nitt viel!» antwarde de slange un nibbelde an dem bro'e un drank en drüppel miälke. Dann sach se: «Nu sin 'k satt. Iek danke ok.» — «Och, — sach 'et miäken — es der wuot te danken! me kann ja gar nitt saihen, dat du giäten un drunken hiäs.» — «Sall iek dann maren wi'er kuemen? Et wär mi en groten gefallen! un iek brächte ok gärne ent van minen döchterkes met!» sach de slange. — «Ja, men driste, wann't ok drai sint.» — «Guet, guet! iek hewwe gerade drai döchter, dä well iek dann alle metbrengen; awwer du maus ok din wart hallen un hir bliwen.» — «Verlatt di drop!» — Dat miäken blef dai nacht imme dale. Se harde wülwe in der nägede hülen, men se wek nitt van der sti'e. Et gaff en schrecklich duenerwiär, awwer se hell ut; dann se hadde iär wart derop egiewen. Den annern dach in der selftigen stunne quam de fine slange wi'er. Se drauch nu oppem koppe 'ne güllene krone, dä was besatt met funkelnden stenen. Met iär quämen drai klaine slangen, ok fin un met

güllenen kronen. Dat miäken gaff 'ne alle te iäten van iärem bro'e un te drinken van iärer miälke; men dat wor kum klenner un der miälke kum wenniger. Na diäm dan sik de slangen fröntlik bedanken, un de alle sach: »Nu, guede dernken, well wi di wuot giewen.« Op dat krüepen se en füör en dem miäken op de slippe un schüdden iär de güllenen kronen innen oüördauk. As datt geschaihen was, sach de alle: »Nu, dernken, hiäs du un din var wuot te liäwen, ga men na hus un kuem tinte jar üm düese tit wi'er hir hen un brenk ues brot un miälke!« — Dat dä 'et miäken siewen jar ächteren un krech jedes mal se viel kronen as de erste raise. fär var was nu en riken mann un buggede sik en prächtich sluot.

III.

22. Pilatus.

Pontius Pilatus, der Landpfleger des jüdiſchen Landes, verwaltete nach dem Tode des Erlöſers das Amt mit Grauſamkeit und Geldgeiz immer verderblicher. Da berief ihn der Kaiſer nach Rom, und war erzürnt über ihn, auch weil er den Heiland getödtet, den der Kaiſer wohl hätte verlangt von Angeſicht zu ſehn, dieweil er gehört von ſeinen Wunderthaten. Alſo kam Pilatus gen Rom mit Furcht und Zittern; denn er wußte klar in ſeinem Gewiſſen, daß er den Tod verſchuldet, zumal der Kaiſer ihm grimmig war und geſprochen hatte, für ihn ſei weder Gnade noch Milderung. Und ſiehe da, der Landpfleger tritt hin vor den Kaiſer, daß er Rechenſchaft gebe; der Kaiſer, der ſtracks zuvor mit greulichen Drohworten über ihn geſprochen zu den Mächtigen, ſteht alſobald auf, begrüßt den Angeklagten mit huldreicher Gebärde, läßt den Zorn urplötzlich fallen und fragt in ſonderbarer Milde nach den Geſchichten des Heilands, ohne von des Landpflegers Verbrechen auch nur ein Wort zu ſagen. Der Landpfleger tritt aufgerichteten Hauptes wieder hinaus, und alle Großen, alle Trabanten und Hofleute ſtaunen voll Verwunderung ihm nach.

Da fährt der Kaiſer jählings gar viel zorniger auf als zuvor mit Scheltworten gegen den Pilatus und mit Schmähungen auf ſich ſelber, daß er des Böſewichts verſchont habe,

der den grauſamſten Tod verdiene. Sogleich wird der Verbrecher zum zweiten Mal vorgeführt und zum zweiten Mal legt die Wuth des Kaiſers ſich im nemlichen Augenblick, daß er von friedſamen Dingen redet, als verſöhnt und geſtillt, ohne Groll und Bitterkeit und zu wachſendem Erſtaunen allem Volke, das zugegen war.

Gleichergeſtalt wiederfuhr die Geſchichte zum dritten Mal: der Kaiſer tobte, wenn der Landpfleger nicht im Gerichtſaale ſtand, und war freundlich mit ihm, ſobald er wiederkehrte. Zuletzt merkte der Kaiſer wohl, daß es mit natürlichen Dingen nicht zugehe, befahl, den Angeklagten in ſeinem Gefängniſſe gänzlich auszuziehn, ob er vielleicht einen Talisman, ein verſtecktes Zaubergeräth auf ſeinem Leibe trüge, hieß dann ihn zurückbringen und ſprach in vollem Zorn, als wäre er aus einem betrüglichen Traum erwacht, das Todesurtheil über ihn.

Jetzt war es klar am Tage, was des Kaiſers Unmuth zu gewältigen vermocht; denn Pilatus, aus billiger Angſt vor des Machthabers Richterſpruch, hatte ſich dagegen zu ſchützen geſtrebt und zu dieſem Ende das Unterkleid Jeſu, das er von den Kriegsknechten an ſich genommen, im Vertrauen auf deſſen Wunderkraft heimlich unter ſeine Gewänder angelegt. Da war auch dieſer Glaube nicht ganz zu Schanden geworden, bis mit dem ausgezogenem Deckmantel der Schuld auch das Auge des Kaiſers ledig ward und den Sünder in aller Scheußlichkeit erblickte. Pilatus, hinweggeführt in ſeine Gefangenſchaft, dieweil er einer blutigen und ſchmerzhaften Hinrichtung unfehlbar entgegen ſah, erſtach ſich ſelbſt.

Da nun der Kaiſer deſſen berichtet ward, antwortete er: „Er iſt recht geſtorben eines ſchändlichen Todes, weil er ihm ſelber das Leben genommen, und ein Mörder an ſeinem Leibe geworden iſt;“ befahl derowegen ihm einen Stein an

den Hals zu binden und den verfluchten Körper in die Tiber zu verſenken.

Sobald das geſchah, hörte man ein überaus wunderbares Spiel der Teufel mit dem Körper. Bald zuckten ſie den empor in die Luft mit gräßlichem Geſchrei, bald warfen ſie ihn wieder in das Waſſer, erregten dabei ſolche ungeſtüme Sturmwinde, gräuliches Ungewitter, Erregung und Ueberlaufung des Waſſers, daß man ſich der Stadt Verderbens und Untergangs beſorgen mußte. Darum nahmen ſie den verfluchten Leib, führeten ihn weit weg und ſtürzten ihn in einen tiefen Tümpel der Rhone. Da nun des Orts ſich wieder ein Ungeſtüm erhob, daß niemand da handieren und ſicher wandeln konnte, zog man ihn abermal heraus und wollte ihn in die Erden ſcharren bei der Stadt Loſanna; aber die böſen Geiſter tobeten und wütheten auch an dieſer Stätte alſo, daß jedermann in große Furcht und Schrecken gerieth. Alſo nahm man zum vierten Male den Leichnam, führte ihn auf das Schweizergebirge und ſtürzte ihn allda in eine tiefe Grube oder weiten tiefen Sumpf, am Berge Fraomont genannt, ſo zwiſchen der Stadt Luzern und Unterwalden liegt in einem dicken und finſtern Walde. Dieſer Sumpf wird noch heut zu Tage genannt Pilatusſee und iſt mit ſtarken Schranken wohl verwahrt, der Urſach halber, daß niemand dazu kommen oder etwas darein werfen könne. Denn man ſagt beſtändiglich, daß ſobald jemand freventlich darzu gehe, dabei Pilati gedenke oder einen Stein und Holz hineinwerfe, ſo ſollen ſich ſchreckliche Ungewitter erheben und das Waſſer alſo anfangen zu toben und überzuſchießen, daß es Leuten, Vieh und Früchten Schaden thue, Städte und Dörfer verderbe im Thale.

23. Der ewige Jud auf dem Matterhorn.

Der Matterberg unter dem Matterhorn ist ein hoher Gletscher des Walliserlands, auf welchem die Visper entspringt. Der Leutsage nach soll daselbst vor Zeiten eine ansehnliche Stadt gelegen haben. Durch diese kam einmal der laufende Jud*) gegangen und sprach: „Wenn ich zum zweitenmal hier durch wandere, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum drittenmal der Weg daher führt, wird nichts da sein, als Schnee und Eis.“ Jetzo ist schon nichts mehr da zu sehen als Schnee und Eis.

24. Von der Hand, die aus dem Grabe gewachsen ist.

Es waren einmal ein Paar schlichte ehrliche Eheleute in Hamburg, die nährten sich rechtschaffen und erzogen ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit. Die Kinder schlugen auch alle gut ein, bis auf einen Buben, Hans, der war schon von Kindesbeinen an ein Taugenichts und so unbändig und versessen auf böse Streiche, daß keine Vermahnung mehr bei ihm verfing; und in der ganzen Nachbarschaft war er so verrufen, daß die Kinder ihm aus dem Wege gingen und der Schulmeister keinen fand, der bei ihm sitzen wollte.

Da nun die rechtschaffenen Eltern sahen, daß der Junge täglich bösartiger wurde, nahmen sie ihn in scharfe Zucht

*) So nennen viele Schweizer den ewigen Juden.

und ſparten auch die Ruthe nicht; aber der verſtockte Bube lachte der Schläge, die Vater und Mutter weher thaten als ihm, und endlich vergaß er ſich einmal ſo ſehr, daß er in ſeiner Bosheit der Mutter die Zuchtruthe wegnahm und ihr damit einen argen Streich verſetzte.

Da aber that der liebe Gott ihm Einhalt. Vielleicht wollte er den guten Eltern die Schmach und Schande erſparen, ihren Sohn ſpäter am lichten Galgen hängen zu ſehen; denn ſo hoch wollte er hinaus, das war klar. Gott ſchickte eine ſchwere Krankheit, daran verſtarb der böſe Bube.

Und als er begraben war auf dem Doms-Kirchhof, draußen am Reventer, da bemerkte am Abend darnach der Todtengräber, daß etwas wie ein Finger aus dem Grabe hervorragte; am dritten Abend war ſchon die ganze Hand heraus gewachſen, und es war die rechte Hand. Der Kuhlenſchütter ſchüttete ein paar Schaufeln voll Erde darüber und trat ſie feſt, — aber nach dreien Tagen war die Hand wieder da. Und die Eltern des Knaben kamen und bei Nachtzeit gruben ſie das Grab um zwei Ellen tiefer und deckten Raſen darauf und beteten für die Ruhe der armen Seele in mancher lieben Morgen- und Abendſtunde und ließen Seelenbäder und Meſſen im Dom leſen für den verdorbenen geſtorbenen Sohn, daß er Ruhe im Grabe fände; es half aber alles nichts, die rechte Hand, mit der er ſeine leibliche Mutter geſchlagen hatte, ſtand immer lang aus dem Grabe hervor, zu jedermanns Entſetzen und Grauſen.

Da war ein Canonicus am Dom, ein weiſer frommer Herr, der wußte endlich Rath, und ließ durch des Domvogtes Schwert, das zuvor geweiht war, die Hand abhauen und in den Dom tragen, woſelbſt er ſie auf ein Mauergeſimſe, dem hohen Chor gegenüber, hinlegte. Damit hatte die arme Seele für begangene Miſſethat die gerechte Strafe, die im Leben ausgeblieben war, noch nachträglich an dem verbreche-

riſchen Gliede des Körpers empfangen, denn es ſtehet geſchrieben: „Womit du geſündiget, daran wirſt du geſtraft werden.“ Und von Stund an blieb das Grab ruhig, und keine Todtenhand langte wieder heraus ins Leben.

Die abgehauene Hand aber blieb auf ihrer Stelle im Dom und wurde ſteinhart, verging aber nicht; und alljährlich zur Adventszeit, wenn die Kreuzgänge und Vorhallen voll Krambuden, Verkäufer und Käufer und zumal voll Kinder waren, wurde von des Domküſters Knecht dieſe verfluchte Hand den Kindern zu ihrem gerechten Staunen und Grauſen gezeigt, und dann wurden ſie dabei ſcharf vermahnt, wie billig, zu Gehorſam und Elternliebe; und damit ſie dieſer Vermahnung gedenk bleiben möchten, theilte der Küſterknecht dann wohl rechts und links mit der verdorrten Hand Ohrfeigen aus, daß die Kinder erſchrocken und ſchreiend von dannen liefen.

Und der Domherr Dr. Meyer, der letzte Canonicus des tauſendjährigen Stiftes, der im Jahre 1844 geſtorben iſt, der hat die Hand noch geſehen. Wo ſie aber ſpäter geblieben iſt, das weiß man nicht. Vielleicht wärs gut, wenn ſie noch jetzt vorhanden wäre und alljährlich einmal den Kindern eine Lection ertheilen könnte.

25. Die Flüchtlinge.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da die Schweden im Lande Holſtein gehauſet hatten und eben abgezogen waren, ereignete ſich folgende denkwürdige Geſchichte. Ein ſchwediſcher Oberſt, ein noch junger ſchöner Herr, der durch ſeine außerordentliche Tapferkeit ſo ſchnell vorgerückt war, lag eine Zeit lang im Holſteinſchen auf einem gräflichen Schloſſe in

Quartier. Der Burgherr hatte eine schöne Tochter, welche den jungen Kriegshelden herzinnig liebgewann, und der Oberst hätte sie gern zum Weibe gewonnen. Da er aber als Feind des Landes ihrem Vater in den Tod verhaßt war, und dessen Einwilligung zu einer Heirath nicht zu erhoffen stand, so überredete jener das Fräulein, ihm gegen Wissen und Willen des Vaters zu folgen. Als nun die Zeit gekommen, daß er mit seinem Regimente das Land verlassen mußte, brach er zwar auf, aber, sobald er seine Truppen über die Elbe ins Stift-Bremische geführt, kehrte er heimlich zurück und entführte in einer stillen dunklen Nacht die junge Gräfin, die aus Liebe zu ihm Vater und Mutter, Heimat, guten Namen, alles verließ. Er nahm sie auf sein Roß und jagte mit ihr von dannen, bis dahin, wo er ein zweites hatte stehen lassen, um schneller fortzukommen, und so ging es rastlos weiter. Aber der alte Graf hatte die Entführung seines Kindes bald zu früh gemerkt, seine Leute aufgeboten und verfolgte nun scharf und hitzig die Flüchtigen, die kaum Zeit zum Essen und Trinken fanden und wegen der anfangs eingeschlagenen Umwege durch einsame Gegenden viel Vorsprung verloren hatten. Gegen Abend des folgenden Tages waren die Verfolger ihnen hart auf den Fersen, und schon konnten sie den zornigen alten Grafen, allen voran, erkennen, als sie ins Gebiet der Reichsstadt Hamburg kamen. Der alte Graf aber respectirte kein fremdes Gebiet und setzte ihnen auch da nach, so daß sie gezwungen waren, ihren Gewaltritt weiter fortzusetzen.

Die Thore der Festung Hamburg sollten gerade geschlossen werden, da sahen die erstaunten Wächter und Hellebardierer im Steinthore einen schwerbewaffneten Kriegsmann auf schaumbedecktem Rosse hereinsprengen, als ob Tod und Teufel hinter ihm drein wären, vor ihm ein wunderschönes, todtblasses Fräulein, welches ohnmächtig an seiner Brust lag — und

ehe sie sich besannen, waren Roß und Reiter in den dunklen Straßen der Stadt verschwunden, so daß sie fast eine Erscheinung erblickt zu haben glaubten. Und als fünf Minuten später der alte Graf mit seinen Reisigen herangebraust kam, da fanden sie das Thor schon geschlossen; und wenn das damals einmal geschehen war, so wurde vor Anbruch des nächsten Tages niemand weder ein- noch ausgelassen. Die Verfolger mußten also vorläufig vom weiteren Nachsetzen abstehen, gedachten aber am andern Morgen die Flüchtlinge mit Hülfe des Gerichts desto sicherer zu fangen, da sie nun wie im Käfig darinnen saßen und nicht heraus konnten. Die waren aber schon in Sicherheit, wo kein zorniger Vater mit seinen Reisigen, kein weltlich Gericht mit Häschern und Schergen sie erreichen konnte.

Als der Oberst nämlich mit seiner Beute im Arm die Steinstraße heraufgesprengt war und an den Dom kam, da entsann er sich, daß die Domkirche das Asylrecht habe, nämlich eine Freistätte sei, wo jeder hineingeflüchtete Verfolgte völlig unangefochten weilen könne. Solche Ruhe auf der Flucht winkte ihm einladend, und da er die große Thür beim Reventer offen sah, stieg er dort ab, gab dem Pferde einen Schlag, daß es weiter lief, und trat dann, die ohnmächtige Gräfin auf den Armen tragend, in den Dom hinein. Es mochten wohl zu der späten Abendstunde gerade wenig Menschen auf dem Speersort gewesen sein, da es kein Aufsehen gemacht hat, wie er gekommen und in den Dom gewichen ist.

Als er nun das uralte, große Gebäude mit seinen vielen Kreuzgängen und Hallen durchschritt und nicht wußte, wohin sich wenden in der zunehmenden Dunkelheit, da ist er zufällig etliche Stufen hinabgestiegen und in ein halb unterirdisch Gewölbe gekommen, das lag unterm hohen Chor und hieß die Kluft oder die Krypte. Zur katholischen Zeit war auch hier Gottesdienst gehalten, seitdem aber wars ein Grabge-

wölbe geworden für vornehme Domherren oder fremde Ritter und Edelleute. Und als der Oberſt dort angelangt, wo es faſt nächtig düſter iſt, da bricht ſeine gewaltige Heldenkraft zuſammen; kaum daß er ſeine noch immer bewußtloſe Geliebte vorſichtig auf eine ſteinerne Ruhebank niederlaſſen kann, da ſinkt er zu Boden, mag es die ungeheure Erhitzung und allgewaltige Anſtrengung des langen Rittes im ſchweren Harniſch gethan haben, oder auch die Gemüthserregung der Sorge, der Hoffnung, der Furcht: genug, wie vom Schlag getroffen ſinkt er plötzlich todt zu den Füßen der Jungfrau, welche ſelbſt wie eine Leiche daliegt, nieder.

Um Mitternacht mags geweſen ſein, als ſie in dieſem ſchauerlichen Orte von der langen Ohnmacht zum Bewußtſein erwacht; — der Mond ſchien durch die kleinen Gitterfenſterchen oben am Kreuzgewölbe in die Gruft. Als ſie ſich umſchaut, nicht faſſend, wo ſie ſei, noch wie ſie hergekommen, und ringsumher die ſteinernen Grabmäler gewahrt, und die ausgeſtreckten Steinbilder der alten Domherren und Ritter mit gefalteten Händen auf der Bruſt — und eine ſchauerliche Stille und Kühle ſie, die einzig Lebende unter vielen Todten, anweht — und als ſie nun mit wachſender Angſt ihrer grauſigen Lage inne geworden, mit dem Entſetzen einer jähen Ahnung des Schrecklichſten nach ihrem Schützer umherblickt und den Mann ihres Herzens kalt und todt zu ihren Füßen ſieht, — da bricht ihr das Herz vor der zu großen Laſt des Entſetzlichen, und niederſinkend zu ihrem Geliebten ſtirbt auch ſie an ſeinem ſchon erſtarrten Herzen. Da hatten die beiden in anderer Weiſe das gefunden, was ſie ſuchten, und der Tod hatte ſie an geweihter Stelle getraut. Und der barmherzige Gott möge den beiden verirrten Liebenden ein gnädiger Richter geweſen ſein.

Am andern Tage, als der alte Graf in die Stadt kam und aller Orten nachforſchen ließ, fand man ſie nirgends

denn im Dom und zumal in der Krypte suchte sie niemand. Und der Graf zog zornig, wie er gekommen, wieder von dannen, und soll seiner Tochter geflucht haben. Und die ruchtbar gewordene Entführungsgeschichte wurde schnell wieder von anderen Ereignissen verdrängt; bei den Schweden wurde der Oberst anfangs sehr vermißt, dann aber, als der Marsch weiter ging, bald auch vergessen im wechselvollen Soldatenleben.

Ich weiß nicht, wie viele Jahre es gedauert hat, bis endlich einmal jemand in die vergessene Kluft unterm Dom kam. Da fand man zwei Leichen neben einander, beide völlig unversehrt, die des ritterlichen Obersten und die der schönen jungen Gräfin. Und da entsann man sich der alten Geschichte und reimte sich alles zusammen; und da die Leichen so schön erhalten und sehr merkwürdig zu sehen waren, auch kein Mensch für ihre christliche Beerdigung zu sorgen sich einfand, so legte man sie, so wie man sie gefunden, in einer obern Seitenabtheilung des Chors der Domkirche auf einen Mauervorsprung. Daselbst haben sie sich erhalten bis vor etwa 60 oder 70 Jahren. Alljährlich während des Weihnachtsmarktes (und auch sonst auf Verlangen Wißbegieriger) wurden sie vom Domküster gezeigt; es waren die Leichname unverwesel, nur eingetrocknet wie Mumien ober wie die Leichen in dem bekannten Bleikeller unter dem bremer Dom. Die Gräfin war kostbar in Seide und Sammet gekleidet, der Oberst trug einen Harnisch und einen Waffenrock von den königlich schwedischen Farben und an den Füßen große Reiterstiefeln mit schweren Sporen. Dann aber, etwa in den 1780er Jahren, ließ das Capitel beiden Leichen ein ehrlich Begräbniß geben.

26. Des Gesellen Tod.

Dem Frauenthurm zu Kopenhagen, an der Kirche, welche jetzt durch Thorwaldsens herrliche Bildwerke geschmückt ist, wurde im Jahre 1514 die Spitze aufgesetzt. Hierbei geschah es, daß ein Zimmergesell mit seinem Meister uneinig wurde und in der Hitze prahlte, wohl ein ebenso geschickter Zimmermann als jener zu sein. Da legte der Meister, um den Streit kurz zu machen, einen Balken querüber auf die höchste Stelle des Thurmes. Darauf nahm er eine Axt in die Hand, ging auf den Balken hinaus und hieb die Axt in das Ende desselben fest. Nun befahl er dem Gesellen, gleichfalls hinzugehen und die Axt zurück zu bringen. Der Gesell zögerte zwar nicht, aber als er am Ende des Balkens stand und die Axt fassen wollte, kam es ihm vor, als wenn zwei Aexte da wären, weshalb er in Angst und Schreck rief: „Meister, welche Axt soll es sein?“ Da wußte der Meister schon, wie es jetzo um ihn stände, und antwortete: „Gott sei deiner armen Seele gnädig“, und in demselben Augenblick schwindelte der Zimmergesell vom Balken herab.

---

27. Zwiefaches Gottesurtheil.

Um das Jahr 1349 ist in Mecklenburg geschehen ein wunderbar Ding. Zu Witterberg, in dem genannten Lande, ward ein Mann beschuldigt, daß er sollte etliche Häuser angesteckt haben. Er verneinte solches und vermaß sich auf seine Unschuld, daß er ein glühend Eisen tragen wollte. Es ward ihm in die Hand gethan, er trug es, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, und bewies so seine Un-

ſchuld. Da er gegen den Kirchhof kam, warf er es aus der Hand, und es verſchwand, daß niemand wußte, wo es hinkam. Ein Jahr darnach, da einer brakete und rakete in dem Sande, fand er das Eiſen und verbrannte die Hand daran. Die dabei waren, verwunderten ſich deß und ſagtens dem Vogt. Der ward eingedenk der vorigen Geſchichte und ließ den Kerl fahen. Der bekannte, daß er die Häuſer angeſteckt, und ward aufs Rad geſetzt.

28. Der beſtrafte Thierquäler.

Ein reicher Mann in Einbeck hatte einen großen Kornboden. Auf dieſen flogen die Sperlinge und fraßen ihm das Korn auf. Da fing er die Sperlinge, riß ihnen die Zungen aus und ließ ſie dann wieder fliegen. Fortan wurden dem Manne lauter ſtumme Kinder geboren.

29. Beſtrafte Todtenentweihung.

Es war ein junger Burſche geſtorben, und einige ſeiner Kameraden wachten, wie dies gebräuchlich, bei ſeiner Leiche. Den erſten Abend waren ſie von dem Verluſte ihres Freundes ergriffen und verhielten ſich ſittſam und ruhig; den zweiten Abend ſchon an den Schmerz gewöhnt, ſprachen ſie dem Weine, den ihnen die Leidleute aufgeſtellt, fleißiger zu. Als ſich nun Einer, um etwas zu Hauſe zu holen, entfernt hatte, kamen die Andern überein, den Todten unter das Bett zu legen, und Einer von ihnen ſollte deſſen Stelle einnehmen, ſich in ein Leichentuch hüllen und ſodann dem Kameraden,

den man bei ſeiner Rückkehr an das Bett ſchicken wollte, um nach dem Todten zu ſehen, plötzlich an den Hals ſpringen. Er kam bald wieder und trat zu dem Todten. Die anderen lauſchten an der Thüre. Da es aber, wider Erwarten, in der Leichenkammer ſtille verblieb, gingen ſie hinein und fanden, zu ihrem Entſetzen, den frevelhaften Todtenentweiher leblos in ſeiner Vermummung liegen.

30. Im Domer Kreuzgange zu Würzburg.

Im Thumer Kreizgang ham e mol die Schulbuba g'spielt. Doa ham sie en Tragbarrn genumma, ham en Buba draufgelegt und mit weisza Ticher zugedeckt, und soa ham sie g'spielt, als wenn sie en Todta begraba wollte. Und soa sen sie in Kreizgang rumgewallt. Auf e mol is in Kreizgang a Thier aufganga, hat dena Buba ihr Todtaboor abgenumma, und weg war die Boor mit sam en Buba, und die Thier war wieder zue. Ke Mensch weesz, wu der Buba hikumma is, er war emol weck und is nemmer zum Vorschein kumma.

31. Der geizige Abt.

Anno 1279 war im thüringer Lande große Theuerung. Da ward der Backmeiſter zu Kloſter Reinhardsbrunn, Wolfhard genannt, vor dem Abt verdächtiget, als ſollt er den armen Leuten zu viel Brods geben. Der large Abt ſtellete ihn zur Rede; der Backmeiſter aber ſprach: er ſollte ihn ſorgen laſſen, ſie hätten Korn genug. Der Abt, der deſſen Ver-

ſicherung nicht trauete, ging ſelber auf den Boden, den Vorrath zu beſehen; da fand er nicht viel Korn, kam erzürnt zurück und ſchalt den Backmeiſter einen Lügner: es ſei ja ſo wenig vorhanden, daß ſie ſelbſt noch würden Noth leiden. Der Backmeiſter war erſtaunt und wollte ſolches nicht glauben. Da führte ihn der Abt auf den Boden: aber ſiehe, da war Korn vollauf, das der Abt zuvor nicht geſehen hatte.

Alſo pflegt der böſe Feind die Geizhälſe durch Gottes Verhängniß zu verblenden, daß ſie, was ſie haben, nicht ſehen, derhalben den Kopf hängen oder gar verzweifeln.

32. Der Stock auf dem Rathhauſe zu Stendal.

Vor dreihundert Jahren lebte in Stendal ein Bürger, der viel geerbt hatte; aber weil ſein Vermögen ihm zu erwerben nicht ſauer geworden war, überließ er ſich der Trägheit und dem Müßiggang und lebte alle Tage herrlich und in Freuden wie der reiche Mann im Evangelio. Da traf aber gar bald das Sprichwort ein: „Wie gewonnen, ſo zerronnen.“ Sein Reichthum ging zur Neige, er ſah ſich öfter genöthiget, ſeine Zuflucht zum Borgen zu nehmen. So kam er einſt zu einem ſeiner Freunde aus der Jugendzeit und bat ihn um ein Darlehen von zweihundert Goldgülden; nach Jahr und Tag wolle er ſie ihm pünctlich wieder zuſtellen. Der Freund zählte ihm die blanken Gulden auf den Tiſch, der Praſſer ſchob ſie in ſeinen Seckel und ging fröhlich von dannen.

Es verſtrichen darauf drei Jahre. Der Schuldner dachte nicht an Rückerſtattung des Darlehns. Da kam der Gläubiger ihm eines Tages ins Haus und mahnte ihn an ſeine Schuldigkeit. Der arge Schalk erwiederte: „Wie kannſt mir

ſo etwas ſagen? hab ich dir nicht ſchon längſt als ehrlicher Mann die ganze Summe zugeſtellt?“ „Das leugſt du!“ ſprach der Gläubiger, „und ich werde dich darum verklagen.“

Er ging und reichte ſeine Klage ein. Die beiden Männer wurden entboten, vor Burgemeiſter und Rath ſich zu geſtellen. Als ſie nun in der Rathsſtube daſtanden vor den Schranken, fragte der Syndicus den Verklagten: „Habt ihr wirklich dieſem Manne da die euch geliehene Summe wieder zugeſtellt, und könnt ihr das beſchwören?“ — „Ja,“ ſagte der Schuldner, „das kann und will ich, hochweiſer Herr!“ — „Nun, dann hebt die Finger auf und ſchwört!“ ſprach der Syndicus. Der Verklagte machte ſich dazu bereit und ſprach zum Kläger: „Sei doch ſo gut und halte ſo lange meinen Stock in deiner Hand, bis ich die heilige Handlung vollbracht habe.“

Solches geſchah, und der Böſewicht ſchwur: er habe ſeinem Gläubiger die Summe wahr und wahrhaftig in deſſen Hand zurückgeſtellt. Nachdem der Eid geleiſtet war, ſprach der Burgemeiſter: „die Schrift ſagt: Der Eid macht ein Ende alles Haders. Ihr könnt nun beide gehen.“

Und ſie gingen, der Schuldner voller Freuden, der Gläubiger voll Leides. Als ſie aber mitten auf der ſteinernen Rathhaustreppe waren, fügte es Gott, der Rächer des Meineids, daß der Gläubiger ins Stolpern kam und über ſeinen Stock fiel. Siehe, da zerbrach der Stock mitten entzwei, und kling! kling! fielen lauter Goldgülden daraus hervor die Stufen der Treppe hinunter. Da erkannte man nun, aus welcher Urſach der Gottloſe dem braven Manne ſeinen Stab beim Schwören in die Hand gegeben hatte; er hatte ſich ſelber vorgelogen, daß er ſolchergeſtalt keinen falſchen Eid ſchwöre, da er ja nun mit Recht ſagen könne: er habe das geborgte Geld dem Gläubiger wieder in die Hand geſtellt. Es folgte jedoch die Strafe auf dem Fuße. Beim Fallen

über den Stock zerbrach er sich das rechte und das linke Bein, und so mußte er fortan auf Krücken durchs Leben hinken, und wo man ihn sah, da rief man ihm seine Sünde nach: „Da geht der Meineidige, den Gott gerichtet hat.“ Der ehrliche Gläubiger sammelte seine Goldgülden und trug sie heim; den zerbrochenen Stock aber verwahrte man zum ewigen Andenken an dieses Gottesgericht auf dem Rathhause. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“

33. Bestrafter Kornwucher.

Aus dem Hungerjahre 1571 wird folgende Geschichte erzählt. Zwei böse Wucherer, Jochim Ernst und Johann Sprenger, hatten ein Kornlager zu Lauenburg an der Elbe, und trotz der allgemeinen Theurung und des Kornmangels wollten sie nicht verkaufen, sondern dachten, wenn die Preise stiegen: es muß noch besser kommen! Und um ihren Vortheil noch sorglicher zu wahren, wollten sie das Korn nach Hamburg verschiffen lassen, und unter Wehklagen der hungrigen Lauenburger, die so gern etwas von dem vielen Getraide behalten hätten, wurden die vollen Säcke in die Schiffe getragen. Doch da ereignete sich ein Strafgericht Gottes; denn in den Kornsäcken begann es sich wunderlich zu regen, als stecke Lebendiges darin, und alsbald surrte und summte es immer lauter, und aus jedem der Säcke flogen ungeheure Schwärme von Motten und Käferchen, daß beinahe die helle Luft davon verfinstert wurde, und flogen auf und davon; und als die Leute in die Säcke sahen, da waren sie fast leer, und nur die ausgefressenen Hülsen zurückgeblieben.

Die bösen Kornwucherer aber, die dabei standen, verschracken sehr: Jochim Ernst kriegte vor Entsetzen den Stick-

fluß und blieb auf dem Flecke todt; Johann Sprenger gebärdete ſich verzweifelt, lief in die Elbe und wollte ſich verſaufen, was aber die Lauenburger nicht zuließen; darauf iſt er — Gott behüt uns — wie vom Satan leibhaftig beſeſſen, in Raſerei verfallen und nach etlicher Zeit unter gräulichen Flüchen verendet.

34. Stavoren.

Weſtlich im Süderſee wachſen mitten aus dem Meere Gräſer und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchthürme und ſtolzen Häuſer der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Fluth begraben liegen. Der Reichthum hatte ihre Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maß ihrer Uebelthaten erfüllt war, gingen ſie bald zu Grunde. Fiſcher und Schiffer am Strand des Süderſees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermögendſte aller Inſaſſen der Stadt Stavoren war eine ſichere Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menſchen ſtrebte ſie blos, ihre Schätze immer noch zu vermehren. Flüche und gotteslästerliche Reden hörte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieſer unmäßig reichen Stadt, zu deren Zeit man Amſterdam noch nicht nannte und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlaſſen.

Eines Tages rief dieſe Jungfrau ihren Schiffmeiſter und befahl ihm, auszufahren und eine Ladung des Edelſten und Beſten mitzubringen, was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann, gewohnt an pünctliche und beſtimmte Aufträge, nähere Weiſung; die Jungfrau beſtand zornig auf

ihrem Wort und hieß ihn alsbald in die See stechen. Der Schiffmeister fuhr unschlüssig und unsicher ab; er wußte nicht, wie er dem Geheiß seiner Frau, deren bösen, strengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte, und überlegte hin und her, was zu thun. Endlich dachte er: Ich will ihr eine Ladung des köstlichsten Weizens bringen; was ist Schöneres und Edleres zu finden auf Erden, als dies herrliche Korn, dessen kein Mensch entbehren kann?

Also steuerte er nach Danzig, befrachtete sein Schiff mit ausgesuchtem Weizen und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtsam vor dem Ausgang, wieder in seine Heimath zurück.

„Wie, Schiffmeister," rief ihm die Jungfrau entgegen, „du bist schon hier? ich glaubte dich an der Küste von Africa, um Gold und Elfenbein zu handeln; laß sehen, was du geladen hast." Zögernd — denn an ihren Reden sah er schon, wie wenig sein Einkauf ihr behagen würde — antwortete er: „Meine Frau, ich führe euch den köstlichsten Weizen zu, der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden." „Weizen?" sprach sie, „so elendes Zeug bringst du mir?" — „Ich dachte, das wäre so elend nicht, was uns unser tägliches und gesundes Brot giebt." — „Ich will dir zeigen, wie verächtlich mir deine Ladung ist; von welcher Seite ist das Schiff geladen?" — „Von der rechten Seite", sprach der Schiffmeister. — „Wohlan, so befehl ich dir, daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite in die See schüttest; ich komme selbst hin und sehe, ob mein Befehl erfüllt worden."

Der Seemann zauderte, einen Befehl auszuführen, der sich so gräulich an der Gabe Gottes versündigte, und berief in Eile alle arme und dürftige Leute aus der Stadt an die Stelle, wo das Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrin zu bewegen hoffte. Sie kam und frug: „Wie ist mein Befehl ausgerichtet?" Da fiel eine Schaar von Armen auf

die Knie vor ihr und baten, daß sie ihnen das Korn austheilen möchte, lieber als es vom Meer verschlingen zu lassen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein, und sie erneuerte den Befehl, die ganze Ladung schleunig über Bord zu werfen. Da bezwang sich der Schiffmeister länger nicht und rief laut: „Nein, diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt lassen, wenn es wahr ist, daß der Himmel das Gute lohnt und das Böse straft; ein Tag wird kommen, wo ihr gerne die edlen Körner, die ihr so verspielt, eins nach dem andern auflesen möchtet, euren Hunger damit zu stillen!“ „Wie?“ rief sie mit hölliſchem Gelächter, „ich soll dürftig werden können? ich soll in Armuth und Brotmangel fallen? So wahr das geschieht, so wahr sollen auch meine Augen diesen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe.“ Bei diesem Wort zog sie einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen, der darauf war, wurde also in die See ausgeschüttet.

Was geschieht? Einige Tage ging die Magd dieser Frauen zu Markt, kaufte einen Schelfisch und wollte ihn in der Küche zurichten. Als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring und zeigte ihn ihrer Frauen. Wie ihn die Meisterin sah, erkannte sie ihn sogleich für ihren Ring, den sie neulich ins Meer geworfen hatte, erbleichte und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewissen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demselben Augenblick die Botschaft eintraf, ihre ganze aus Morgenland kommende Flotte wäre gestrandet! Wenige Tage darauf kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf sie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuser, worin sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück, und kaum war ein Jahr verflossen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiff-

meisters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, sank sie je länger je mehr in Noth und Elend, hungrig bettelte sie Brot vor den Thüren und bekam oft keinen Bissen; endlich verkümmerte sie und starb verzweifelnd.

Der Weizen aber, der in das Meer geschüttet worden war, sproß und wuchs das folgende Jahr, doch trug er taube Aehren. Niemand achtete das Warnungszeichen, allein die Ruchlosigkeit von Stavoren nahm von Jahr zu Jahr überhand, da zog Gott der Herr seine schirmende Hand ab von der bösen Stadt. Auf eine Zeit schöpfte man Hering und Butt aus den Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete sich die See und verschwalg mehr als drei Viertel der Stadt in rauschender Flut. Noch beinah jedes Jahr versinken einige Hütten der Insassen, und es ist seit der Zeit kein Segen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch immer wächst jährlich an derselben Stelle ein Gras aus dem Wasser, das kein Kräuterkenner kennt, das keine Blüthe trägt und sonst nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch, die Aehre gleicht der Weizenähre, ist aber taub und ohne Körner. Die Sandbank, worauf es grünt, liegt entlangs der Stadt Stavoren und trägt keinen andern Namen als den des Frauensands.

---

35. Frau Hitt.

In uralten Zeiten lebte im Tyrolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hitt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Innsbruck, die jetzt grau und kahl sind, aber damals voll Wälder, reicher Aecker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jam-

merte, Schlamm bedeckte ihm Geſicht und Hände, dazu ſah ſein Kleid ſchwarz aus wie ein Köhlerkittel. Er hatte ſich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollen, weil der Baum aber am Rande eines Moraſtes ſtand, ſo war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Moder geſunken; doch hatte er ſich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hitt tröſtete ihn, verſprach ihm ein neues ſchönes Röcklein und rief einen Diener, der ſollte weiche Broſame nehmen und ihm damit Geſicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieſer angefangen, mit der heiligen Gottesgabe alſo ſündlich umzugehen, ſo zog ein ſchweres, ſchwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte, und ein entſetzlicher Donner ſchlug ein. Als es wieder ſich aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wieſen und Wälder und die Wohnung der Frau Hitt verſchwunden und überall war nur eine Wüſte mit zerſtreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachſen konnte; in der Mitte aber ſtand Frau Hitt, die Rieſenkönigin, verſteinert, und wird ſo ſtehen bis zum jüngſten Tag.

In vielen Gegenden Tyrols, beſonders in der Nähe von Innsbruck, wird böſen und muthwilligen Kindern die Sage zur Warnung erzählt, wenn ſie ſich mit Brot werfen oder ſonſt Uebermuth damit treiben. „Spart eure Broſamen", heißt es, „für die Armen, damit es euch nicht ergehe, wie der Frau Hitt!"

---

36. Wineta.

An der nordöſtlichen Küſte der Inſel Uſedom ſieht man häufig bei ſtillem Wetter in der See die Trümmer einer alten großen Stadt. Es hat dort die einſt weltberühmte Stadt

Wineta gelegen, die schon vor tausend und mehr Jahren wegen ihrer Laster und Wollust ein schreckliches Ende genommen hat. Diese Stadt ist größer gewesen als irgend eine andere Stadt in Europa, selbst als die große und schöne Stadt Konstantinopel, und es haben darin allerlei Völker gewohnt, Griechen, Slaven, Wenden, Sachsen und noch vielerlei andere Stämme. Die hatten allda jedes ihre besondere Religion; nur die Sachsen, welche Christen waren, durften ihr Christenthum nicht öffentlich bekennen, denn nur die heidnischen Götzen genossen einer öffentlichen Verehrung. Ungeachtet solcher Abgötterei waren die Bewohner Winetas aber ehrbar und züchtig von Sitten, und in Gastfreundschaft und Höflichkeit gegen Fremde hatten sie ihres Gleichen nicht.

Die Einwohner trieben einen überaus großen Handel; ihre Läden waren angefüllt mit den seltensten und kostbarsten Waaren, und es kamen Jahr ein Jahr aus Schiffe und Kaufleute aus allen Gegenden und aus den entferntesten Enden der Welt dahin. Deshalb floß denn auch in der Stadt ein über die Maßen großer Reichthum zusammen, daß man ihn kaum noch unterzubringen wußte. Die Stadtthore waren aus Erz und Glockengut, die Glocken aber aus Silber, und das Silber war überhaupt so gemein in der Stadt, daß man es zu den gewöhnlichsten Dingen gebrauchte und die Kinder auf den Straßen mit harten Thalern spielten. Ueber solchem Reichthum verfielen aber die Bewohner von Wineta in Wollust, Ueppigkeit und freventlichen Uebermuth, so daß die Mütter die Kinder statt mit Windeln mit Semmeln wischten. Dafür traf sie denn der gerechte Zorn Gottes, und die üppige Stadt wurde urplötzlich von dem Ungestüm des Meeres zu Grunde gerichtet und von den Wellen verschlungen. Darauf kamen die Schweden von Gothland her mit vielen Schiffen und holten fort, was sie von den Reichthümern der Stadt aus dem Meere herausfischen konnten; sie bargen eine Un-

maſſe von Gold, Silber, Erz und Zinn und von dem herrlichſten Marmor. Auch die ehernen Stadtthore fanden ſie ganz; die nahmen ſie mit nach Wisbi auf Gothland, wohin ſich auch von nun an der Handel Winetas zog.

Die Stelle, wo die Stadt geſtanden, kann man noch heutiges Tages ſehen. Wenn man nemlich von Wolgaſt über die Peene in das Land zu Uſedom ziehen will und gegen das Dorf Damerow, zwei Meilen von Wolgaſt, gelangt, ſo erblickt man bei ſtiller See bis tief, wohl eine Viertelmeile in das Waſſer hinein, eine Menge großer Steine, marmorner Säulen und Fundamente. Das ſind die Trümmer der verſunkenen Stadt Wineta. Sie liegen in der Länge von Morgen nach Abend. Die ehemaligen Straßen und Gaſſen ſind mit kleinen Kieſelſteinen ausgelegt; größere Steine zeigen an, wo die Ecken der Straßen geweſen, und die Fundamente der Häuſer geſtanden haben. Einige davon ſind ſo groß und hoch, daß ſie ellenhoch aus dem Waſſer hervorragen; allda haben die Tempel und Rathhäuſer geſtanden. Andere liegen noch ganz in der Ordnung, wie man Grundſteine zu Gebäuden zu legen pflegt, ſo daß augenſcheinlich noch neue Häuſer haben erbaut werden ſollen, als die Stadt vom Waſſer verſchlungen worden iſt.

In der verſunkenen Stadt iſt noch immer ein wunderſames Leben. Wenn das Waſſer ganz ſtill iſt, ſo ſieht man oft unten im Grunde des Meeres in den Trümmern ganz wunderbare Bilder. Große, ſeltſame Geſtalten wandeln dann in den Straßen auf und ab, in langen faltigen Kleidern. Oft ſitzen ſie auch in goldenen Wagen oder auf großen ſchwarzen Pferden. Manchmal gehen ſie fröhlich und geſchäftig einher; manchmal bewegen ſie ſich in langſamen Trauerzügen, und man ſieht dann, wie ſie einen Sarg zum Grabe geleiten.

Die ſilbernen Glocken der Stadt kann man noch jeden

Abend, wenn kein Sturm auf der See iſt, hören, wie ſie tief unter den Wellen die Vesper läuten. Und am Oſtermorgen, — denn vom ſtillen Freitage bis zum Oſtermorgen ſoll der Untergang von Wineta gedauert haben — kann man die ganze Stadt ſehen, wie ſie früher geweſen iſt. Sie ſteigt dann, ein warnendes Schattenbild, zur Strafe für ihre Abgötterei und Ueppigkeit, mit allen ihren Häuſern, Kirchen, Thoren, Brücken und Trümmern aus dem Waſſer hervor, und man ſieht ſie deutlich über den Wellen. Wenn es aber Nacht oder ſtürmiſches Wetter iſt, dann darf kein Menſch und kein Schiff ſich den Trümmern der alten Stadt nahen. Ohne Gnade wird das Schiff an die Felſen geworfen, an denen es rettungslos zerſchellt, und Keiner, der darin geweſen, kann aus den Wellen ſein Leben erretten.

Von dem in der Nähe belegenen Dorfe Lebbin führt noch jetzt ein alter Weg zu den Trümmern, den die Leute in Lebbin von alten Zeiten her „den Landweg nach Wineta“ nennen.

---

37. Seeburger See.

Eine kleine Meile von Göttingen liegt der Seeburger See. Er vermindert ſich jährlich, iſt jetzt dreißig bis vierzig Fuß tief und von einer guten halben Stunde Umkreis. In der Gegend ſind noch mehr Erdfälle und gefährliche Tiefen, die das Vorhandenſein eines unterirdiſchen Fluſſes vermuthen laſſen. Die Fiſcher erzählen folgende Sage.

In alten Zeiten ſtand da, wo jetzt der See iſt, eine ſtolze Burg, auf welcher ein Graf Namens Iſang wohnte, der ein wildes und gottloſes Leben führte. Einmal brach er durch die heiligen Mauern des Kloſters Lindau, raubte eine

Nonne und hielt sie auf seinem Schlosse mit Gewalt. Bald darnach aber entdeckte er, daß er die entsetzliche Sünde Amnons, des Sohnes Davids, begangen hatte, denn die, welche er in Schande gebracht hatte, war seine bis dahin ihm verborgen gebliebene Schwester. Darob erschrak er gewaltiglich und schickte sie mit reicher Buße ins Kloster zurück; aber sein Herz bekehrte sich doch nicht zu Gott, sondern er begann aufs neue nach seinen Lüsten zu leben. Nun geschah es, daß er einmal seinen Diener zum Fischmeister schickte, einen Aal zu holen, der Fischmeister aber dafür eine silberweiße Schlange gab. Der Graf, der etwas von der Thiersprache verstand, war damit wohl zufrieden, denn er wußte, daß, wer von einer solchen Schlange esse, zu allen Geheimnissen jener Sprache gelange. Er hieß sie zubereiten, verbot aber dem Diener bei Lebensstrafe, nichts davon zu genießen. Darauf aß er so viel, als er vermochte, aber ein Weniges blieb übrig und wurde auf der Schüssel wieder hinausgetragen. Da konnte der vom Verbot gereizte Diener seiner Lust nicht widerstehen und aß es.

Dem Grafen aber fielen nach dem Genuß alsbald alle je begangenen Sünden und Frevel aufs Herz und standen so hell vor ihm, daß die Gedanken sich nicht davon abwenden konnten und er vor Angst sich nicht zu lassen wußte. „Mir ist so heiß", sprach er, „als wenn ich die Hölle angeblasen hätte!" Er ging hinab in den Garten, da trat ihm ein Bote entgegen und sprach: „Eben ist eure Schwester gestorben; das Herz ist ihr gebrochen vor Gram über die Sünde, die ihr an ihr gethan habt." Der Graf wendete sich in seiner Angst nach dem Schloßhofe zurück, aber da ging alles Gethier, das darin war: die Hühner, Enten, Gänse, auf und ab und sprachen unter einander von seinem ruchlosen Leben und entsetzlichen Frevel, den er all vollbracht, und die Sperlinge und Tauben auf dem Dache mengten sich in das Ge-

ſpräch und riefen Antwort herab. „Nun aber“, ſagten ſie, „haben die Sünden ihr volles Maß und das Ende iſt gekommen: in kurzer Stunde werden die prächtigen Thürme umfallen und die ganze Burg wird verſunken ſein.“

Eben als der Hahn gewaltig auf dem Dache krähte, trat der Diener, der von der Schlange gegeſſen hatte, herzu und der Graf, der ihn verſuchen wollte, fragte: „Was ruft der Hahn?“ Der Diener, der in der Angſt ſich vergaß und es wohl verſtand, antwortete: „Er ruft: eil! eil! eh die Sonne untergeht, willſt du dein Leben retten, eil! eil! aber zieh allein!“ — „O du Verräther, ſprach der Graf, ſo haſt du doch von der Schlange gegeſſen, packe zuſammen, was du haſt, wir wollen entfliehen.“

Der Diener lief haſtig ins Schloß, aber der Graf ſattelte ſich ſelbſt ſein Pferd, und ſchon war er aufgeſeſſen und wollte hinaus, als der Diener zurückkam, leichenblaß und athemlos ihm in die Zügel fiel und flehentlich bat, ihn mitzunehmen. Der Graf ſchaute auf, und als er ſah, wie die letzte Sonnenröthe an den Spitzen der Berge glühte, und hörte, wie der Hahn laut kreiſchte: „Eil! eil! eh die Sonne untergeht, aber zieh allein!“ da nahm er ſein Schwert, zerſpaltete ihm den Kopf und ſprengte über die Zugbrücke hinaus. Er ritt auf eine kleine Anhöhe bei dem Städtchen Gieboldehauſen, da ſchaute er ſich um, und als er die Thurmſpitzen ſeines Schloſſes noch im Abendroth glänzen ſah, däuchte ihm alles ein Traum und eine Betäubung ſeiner Sinne. Plötzlich aber fing die Erde an, unter ſeinen Füßen zu zittern; erſchrocken ritt er weiter, und als er zum zweiten Mal ſich umſchaute, waren Wall, Mauern und Thürme verſchwunden und an des Schloſſes Stelle ein großer See.

Nach dieſer wundervollen Rettung bekehrte ſich der Graf und büßte ſeine Sünden im Kloſter Gieboldehauſen, welchem er ſeine übrigen reichen Beſitzungen ſchenkte. Nach ſeiner

Verordnung werden noch jetzt reuigen Sündern an einem gewissen Tage Seelenmessen gelesen. In dem Dorfe Berenshausen stiftete er den Chor und die Altarstühle, worüber noch ein Schenkungsbrief da sein soll. Auch werden noch jetzt aus dem See behauene Quadern und Eichenbohlen herausgeholt; vor einiger Zeit sogar zwei silberne Töpfe mit erhabenen Kränzen in getriebener Arbeit, von denen der Wirth in Seeburg einen gekauft hat.

---

38. Die Nachtmahlskannen.

Ehe das Schloß Wildenstein an die Grafen von Rieneck kam, gehörte es den Münzenbergern. Vielleicht haben diese Herren ihren Namen davon bekommen, daß sie, wie man sagt, eine eigene Münze hatten auf dem Berg oberhalb Eschau, den man heutzutage die „Münzplatte" heißt: denn sie waren sehr reich. Wenn sie aber einer gefragt hätte, wie sie zu dem vielen Gold und Silber gekommen wären, das da oben gemünzt wurde, würde die Antwort nicht schön gelautet haben. Mancher Kaufmann wüßte davon zu sagen, den sein Weg durch den Spessart oder den Main herunterführte, manches Dorf und manches Städtlein, das ihren Zorn einmal unversehens gereizt, und die armen Unterthanen auch, mit denen sie kein Einsehen und kein Erbarmen hatten. Es ist vielleicht auch mancher unter diesen Herren gewesen, der gerade nicht so schlimm war, der letzte aber, der auf dem Schloß hauste, ehe es an die Rienecker kam, war noch einmal ein ächter Münzenberger, trotzig, waghalsig, raubsüchtig und geizig. Weil aber nun das Geschlecht sein Maß erfüllt hatte, hub nun auch das Gericht über ihm an, und wie das erfüllt wurde, weiß man heutzutage noch zu erzählen.

In seinen jungen Jahren nemlich hatte dieser letzte Schloßherr von Wildenstein einmal ein Dorf angezündet und ausgeplündert, und hernach wollte er das geraubte Gut theilen lassen. Wie nun seine Knechte vor ihm auf einen Haufen legen mußten, was ein jeder gefunden, brachten sie auch die Nachtmahlskannen herbei, die sie aus der Kirche geraubt hatten. Diese wollte er für sich behalten, denn sie waren von purem Gold und gar sauber gearbeitet. Da trat der Pfarrer herzu und rieth ihm ab: er möchte sich daran nicht vergreifen, denn es könnte ihm nimmermehr Glück bringen — weder ihm noch seinen Kindern; er ließ sich aber nicht einreden, sondern frevelte noch dazu, indem er sagte: er wolle es erst abwarten. Wenn ihm die Kannen Unglück ins Haus brächten, dann könne er sie ihm wieder schicken; wenn aber nicht, so sollten sie bei ihm auch gut aufgehoben sein, und er wolle denken, sie seien ihm beschcert und bestimmt gewesen. Wie er heimkam aus dem Krieg, wollte ers doch nicht Rede haben, sondern verbarg die Kannen im Keller unter einem Steinhaufen; und wenn er zuweilen hinunterging, um sie sich anzusehen, durfte niemand mit, als sein großer schwarzer Fanghund, der niemals von seiner Seite kam, so daß niemand erfahren hat, wo sie denn eigentlich lägen.

Da geschah es nun, daß der Schloßherr durch Unrecht, Raub, Gewalt und Bedrückung von Jahr zu Jahr reicher wurde; und wie seine drei Söhne heranwuchsen, von denen die zwei ältesten waren wie der Vater — der jüngste aber war nach der Mutter geartet und hatte ein gut Gemüth — konnte er jedem von ihnen ein Schloß bauen.

Dem ältesten baute er eines an den Künigenberg im wildenseer Grund und füllte ihm das ganze mit Gold und Silber, denn den hatte er am liebsten; auch ließ er ihm einen großen Hirsch von lauterem Golde machen und stellte ihn über das Schloßthor, den sah man glänzen und blinken schon

von weither. Dem zweiten baute er eines in dem Heßgrund neben das Dorf Heckbach, und dem dritten baute er eines auf die Wiese oberhalb Unteraulenbach. Es sah nicht aus, wie wenn ein Unglück kommen wollte über den Schloßherrn und seine Kinder, und er war so sicher und wohlgemuthet, wie nur Einer.

Wie er nun aber einmal des Abends in seiner Stube sitzt und durchs Fenster schaut, fliegt ein Rabe heran und schlägt mit dem Schnabel ans Fenster; der schwarze Hund steht auf und fängt kläglich an zu heulen, und wie er ihm wehren will, thuts einen großen Schlag, daß das ganze Schloß zittert, und der Schloßherr sich am Stuhle halten muß. Folgenden Tages kommt die Nachricht, daß das Schloß am Künigenberg gestern Abends um die und die Stunde mit allen Leuten untergegangen sei: nur der Schlot gucke noch heraus, und aus dem komme der Schloßbrunnen geflossen, wie aus einer Röhre.

Eine Weile gings dem Münzenberger hart nach, denn er dachte an die Nachtmahlskannen und an den Pfarrer; er war still und in sich gekehrt und war nicht mehr so hart und grausam gegen die Leute. Nach etlichen Monaten aber starb sein Weib, die ihn von manchem Bösen zurückgehalten, und er nahm eine Haushälterin, Else geheißen, die eben so hartherzig und geizig war wie er selber. Bald war sein Gewissen wieder still geworden, und er triebs wieder wie zuvor.

Jetzt kam ein großer Krieg ins Land. Der Feind kam und hauste mit Sengen und Brennen so übel, daß es zum Erbarmen war. Just um die Zeit, als der Feind heranzog, hatte der Schloßherr auf Wildenstein einen bösen Traum. Es kam ihm nemlich vor, als ob das Schloß, das er im Heßgrund gebaut hatte, auch nicht stehen bleiben wolle, sondern sich senken, und wie es schon stockwerks tief eingesunken,

erſcheine ſein Sohn am Fenſter und riefe: „Da ſeid ihr daran Schuld, Vater, weil ihr das Haus auf Sand gebaut, und weil ihr kein Kreuz darauf geſteckt habt, und weil die Kannen noch unter dem Steinhaufen liegen.“ Wie er erwacht, ſchickt er gleich einen Boten nach Heckbach, er ſolle ſehen, was ſein Sohn mache; und wie er dem Boten nachſchaut, ſteigt hinter dem Berg, wo Heckbach liegt, ein großer Rauch auf. Da wirds ihm noch bänger. Endlich aber kommt der Bote zurück und meldet, der Feind habe das Dorf abgebrannt und ſei weiter gezogen, das Schloß ſtehe aber noch, und ſein Sohn ſei wohl und laſſe ihn grüßen. Da wards ihm wieder leichter, und er meinte, das werde ihm im Traum vorgegangen ſein.

Wie er aber des Abends in ſeinem Zimmer ſitzt, heult der Hund wieder, gerade wie damals, und wie er zum Fenſter hinausſieht, kommt der Rabe wieder geflogen — langſam wie ein Vogelgeier, aber gerade aus, wie ein Pfeil, — und ſchlägt mit dem Schnabel ans Fenſter, und es kracht wieder, wie wenn die Erde aus einander fahren wollte. Da war das Schloß im Heßgrund auch untergegangen, und wie er folgendes Tags den Ort ſich beſieht, war keine Spur mehr davon zu ſehen; nur ein großer leerer Platz, wo es geſtanden, und dabei die Mauern von dem verbrannten Dorf, gerade wie mans heutzutage noch zwiſchen dem Haidekraut und Gebüſch ſehen kann.

Diesmal wars dem Schloßherrn doch zu arg geworden, er konnte ſich des Pfarrers Worte nicht mehr aus dem Sinn bringen und vertraute die Sache von den Nachtmahlskannen der Elſe — wo er ſie aber verſteckt hatte, das ſagte er ihr nicht. Dieſe aber wollte ihm nach dem Munde reden, ſagte: „hin iſt hin! eure Söhne kommen doch nicht wieder, der dritte aber iſt ein Betbruder, dem wirds nicht ſchaden, wenn ihr auch die Kannen behaltet.“ Das gefiel dem Münzenberger

wohl, denn der Geiz hatte ſein Herz in einen Stein verwandelt, und er that wieder, wie zuvor, doch ſprach er mit niemand mehr ein Wort als mit der Elſe und ſeinem Hunde, lachte auch nicht mehr, ſondern war ſtumm und finſter.

Wiederum iſt der Schloßherr eines Abends in ſeinem Zimmer. Sein ſchwarzer Hund war krank geworden und eben im Verenden begriffen — der Schloßherr hielt ihm ein Schüſſelchen mit Milch unter die Schnauze, daß er freſſen ſollte, aber der Hund rührte ſich nicht; mit einem Male aber ſteht er auf und ſtößt wieder ſein erbärmliches Geheul aus, dann fällt er um und ſtreckt alle Viere von ſich. Der Schloßherr fährt zuſammen und läuft ans Fenſter — richtig! da kömmt der Rabe wieder geflogen, gradaus wie ein Pfeil, diesmal aber nicht langſam, ſondern ſchnell, daß die Luft pfiff, und ſchlägt mit ſeinem Schnabel ans Fenſter, daß die Scheibe klirrt. Da that der Münzenberger einen Schrei, daß es einem durch Mark und Bein ging, und rief: „Zwei ſind hin, jetzt kommts an den dritten; lauft und holt mir den Pfarrer, denn ich muß beichten!“ Die Elſe läuft in einer Haſt nach Eſchau und holt ihn. Wie er ankommt, wars dunkel geworden, und wie ihn die Elſe ins Herrenzimmer führte, waren die Lichter angeſteckt, und der Münzenberger liegt in einem Seſſel und ſchreit in einem fort: „Zwei ſind hin, jetzt kommts an den dritten!“ Der Pfarrer vermahnt ihn, daß er ſich das Herz erleichtern ſolle, und der Schloßherr nickt mit dem Kopf und ſagt: „Die Kannen liegen im — im —“, weiter kömmt er nicht. Seine Kinnbacken fingen an zu arbeiten, als wenn er noch etwas ſagen wollte, konnte es aber nicht mehr herausbringen. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, dann ſchnappte er noch einmal nach Luft und — aus war es mit ihm. Wie er nun daliegt mit offenem, aufgeſperrtem Munde, wie wenn er immer noch etwas zu ſagen hätte — hui, da klirrt das Fenſter, die Schei-

ben fahren auf den Boden und der Rabe schießt herein, fliegt schreiend durchs Zimmer und schlägt mit seinen Flügeln die Lichter aus, daß es stockfinster wird.

An dem Abend ist die Else närrisch geworden. Da der jüngste Sohn nicht herauf ins Schloß ziehen wollte, blieb sie allein darin wohnen. Bei Tag ging sie niemals heraus, in den mondhellen Nächten aber kam sie herunter ins Dorf an den Brunnen und wusch ihre Wäsche. Sie grüßte nicht und dankte nicht, wenn ihr jemand begegnete, wenn man aber fragte: „wie gehts Else?" blieb sie stehen, sah einen mit starren Augen an und murmelte: „Es wirft, es wirft, im Keller mit Steinen, man kann kaum bleiben vor dem Werfen."

Nun war noch der jüngste Sohn des Schloßherrn übrig; der war ein rechtschaffener, leutseliger Mann und hatte sich verheirathet — Kinder aber hatte er nicht. Sonst gings ihm gut, und alle Menschen gönntens ihm, und er lebte noch lange mit seinem Weib, nachdem sein Vater gestorben war. Da zog der Krieg wieder heran, und alle Leute, die einzeln wohnten, flüchteten; so wollten denn auch die beiden Herrenleute, weil sie das wildensteiner Schloß nicht bewohnen wollten, hinabziehen nach Eschau.

Ihre Habe hatten sie zusammengepackt, die Pferde waren angeschirrt und standen im Hof — vom Thale aber zog ein Gewitter auf. Wie sie nun über die Schloßbrücke fahren, bricht das Wetter los, es donnert und blitzt, und die Pferde werden scheu und springen mit dem Wagen in den See: drin sind die Herrenleute ertrunken. Den Grund, der ihnen gehörte, heißt man heute noch den Herrengrund, und die Wiese, wo ihr Schloß stand, die Herrenwiese, und den Brunnen, der dort quillt, den Herrenbrunnen. Das Schloß aber verfiel ganz und gar und aus den Steinen ist das erste Haus in der Unteraulenbach gebaut links am Weg, wenn man von Eschau her ins Dorf kommt. Hiermit war das

Geſchlecht der Münzenberger ausgeſtorben, und das wildenſteiner Schloß und Amt kam nun an die Grafen von Rieneck, die ein edles Geſchlecht waren und viele Jahre regierten.

Der Künigenbrunnen im wildenſeer Grund, dort wo das Schloß mit dem vielen Gold und Silber verſunken, fließt heute noch und ſpült von dem Golde hie und da aus. Vor nicht langer Zeit ſind fremde Leute von weither gekommen und haben Sand aus dem Brunnen geholt, und nach einem Jahre holten ſie wieder, und wußte niemand, wo ſie her waren, und was ſie damit wollten. Wie ſie aber zum dritten Male gekommen und den Sand geholt hatten, ſagten ſie: „Jetzt kommen wir nicht mehr, wir haben nun Goldes genug; wenn die Leute wüßten, was in dem Sand wäre, könnten ſie alle reich werden.“ Man vermuthet, es ſeien Bergleute geweſen.

---

39. Der Junkherr und die Wittwe.

Unfern von Kaſſel bei Orb im Untermainkreiſe erhebt ſich ein einzeln ſtehender kegelförmiger Berg, welcher der Happes-Kippel genannt wird. Auf dieſem Berge ſtand vor vielen Jahren eine ſtattliche Burg. Hohe dicke Mauern umſchloſſen geräumige Wohngebäude, Ställe und Vorrathshäuſer, und ein mächtiger Thurm ſchaute ſtolz herab in das Thal und ließ jeden Feind in weiter Ferne erſchauen. Drinnen hauſte ein gewaltiges Geſchlecht, edel dem Stamme nach, aber nicht nach ſeinem Thun. Mord, Raub und Entführung waren das tägliche Geſchäft; das Flehen mißhandelter Weiber, die Drohungen gekränkter Männer rührten die Burgherren gleich wenig; gegen das Eine ſchützte ſie ihr ſteinern Herz, gegen die Andern ihre Felſenmauern.

An dem Fuße des Burgberges hatte sich eine Wittwe mit ihren beiden Kindern angesiedelt. Sie fürchtete nicht die Nachbarschaft der adeligen Räuber, denn sie hatte nicht, was ihre Habgier reizen konnte: ein Paar Ziegen waren ihr ganzer Reichthum.

Einst an einem heißen Junitage übte sich das zehnjährige Söhnlein des Burgherrn vor dem Thor der väterlichen Burg im Armbrustschießen.

Die beiden Ziegen der Wittwe hatten sich in den kühlen Gebüschen, welche an dem Berge wuchsen, ihre Nahrung gesucht, waren immer höher geklettert und kamen endlich in die Nähe des jungen Schützen. Der war schon lange des Schießens nach einer bloßen Scheibe überdrüssig; in den beiden Ziegen fand er seiner Meinung nach ein weit würdigeres Ziel für seine Kunst — und zwei Bolzen streckten die Ziegen nieder.

Es war Abend geworden, und die Wittwe ging, ihre Ziegen heim zu holen. Sie pflegten sich sonst nie weit von der Hütte zu entfernen, aber die Wittwe fand sie diesmal nicht an den gewohnten Stellen; sie stieg höher und höher und kam endlich an die Stätte, wo der Knabe seinem Vater jubelnd die Opfer seiner gelungenen Schüsse zeigte. Weinend warf sich die Wittwe auf ihre eben verbluteten Lieblinge, die Gespielinnen, die Ernährerinnen ihrer Kinder. „O Barmherziger im Himmel," rief sie, „wie hast du zulassen können, daß ein ruchloser Bube in seinem Uebermuthe eine bedrängte Mutter ihrer letzten Stütze beraubt? Nun kann ich meine armen Kinder nicht mehr ernähren, und es bleibt ihnen nichts übrig, als Hungers zu sterben!" — „Hoho!" sprach der Junge, „wozu das Geschrei, das Jammern? Was ists für ein Unglück, wenn deine Rangen verhungern sollten? Jsts doch nur Bauernpack —."

„Meinst du?" rief das Weib, das in seiner Verzweif-

lung aller Furcht vor dem strengen Burgherrn vergaß, „meinst du, frecher Bube? In deinen Augen und denen deines Vaters mag der Bauer nichts gelten; aber der Rächer alles Unrechts wird auch einst sagen, daß der fleißige Bauer mehr werth ist, als der räuberische Junker. Ich bin ein schwaches Weib, das mit euch nicht abzurechnen vermag; aber der, dessen Donnerstimme eben spricht, wird meinen Worten Kraft verleihen. Verflucht seist du, übermüthiger Bube, und dein ganzes Geschlecht! verflucht sei das Haus das dich geboren! verflucht dein Name und deines Namens Gedächtniß!“

Und eben begann sich das Gewitter zu entladen, das mittlerweile heraufgezogen war. Ein Blitzstrahl nach dem andern zerriß das Gewölk, und die Donnerschläge erschütterten die Erde, daß sie in ihren Grundfesten bebte. Der Ritter und sein Söhnlein wie die Wittwe eilten hinweg, jene mit Rachegedanken in die stolze Burg, diese trostlos in die arme Hütte. Bis tief in die Nacht tobte ein gräuliches Unwetter, am andern Morgen war die Burg nur ein Steinhaufen; das Feuer des Himmels hatte sie verzehrt und mit ihr alle Bewohner.

Wie sie sich nannten, ist unbekannt; der Name der Burg ist verschollen; nur einige Mauertrümmer geben Kunde, daß Ritter und Burg gewesen. — Wo die Ziegen der Wittwe gemordet wurden, wächst heute noch kein Gras und bleibt kein Schnee liegen, für die Kinder wird der gesorgt haben, der die jungen Raben speist und die Lilien des Feldes kleidet.

40. Vicho. *)

Ik wi' ye ma eis 'ne Späfs vethelln, wo't so 'nem u'riemsche[1]) wolldägsche Eddelma' gâhn is, dei vö nolle Thied i nose Gegend schall lewt hew'n. Yi weithe[2]) doch günte[3]) weg achte 'm Uchtehäge den Vicho, wo d' schünnebeksche Bure 't Gras inne Wäes[4]) mäge';[5]) dat is uprstunds a noll deip Loch, mit Kamms[6]) no Biese[7]) öwewussn, no buten ut is 't as än Wäes athsein, âwesten so deip scha 't[8]) sin, dat eine mit Peer no Wâg däeä[9]) vesupe ka. Pur ik byn noch nich rinne west. My Grofsvotte âwest het my vethellt, dat si' Votte, so as my Üllevotte,[10]) em oft vethellt hät, hei had, as hei noch so'n lüt Bingl was, as uos Fried uprstäds[11]) is, mänge Dag an ganz Stuuktien vull Häkte no Schlyge[12]) as 'n A'm lang, mi 'm Häm rutehâlt; de't schall grausam veel Fisch i' dem Dingh gewe, no Häkte, hört, dei o'ntlich Pofz[13]) u'm Kopp hew'n. Awesten in dem Vicho, as dat noch so as ä See was, hät dat iille[14]) alle Jâhr um J'hasmiddag[15]) justanint so lüdt, as we' im M'arjefleith de Klocken gâhn, no wem dat Lüdend hört hät, dei müfzt uk im iedge Jâhr vesupe. — Un nu was dat gaut. Awest mit dem See hät dat an wunnelich Beschaffenheet hat. De' vö uolle Thied scha dat' kei' See west sin, âwest a hogh Barg, so as dei Klockebarg bym Schünnebek, un up dem Barg hät a groth no proper Schloth stâhn, so dath 't schünnebekscht no d' pasiascht[16]) iille ma as ä Schwienkoow dâgege is ath'sein west. Dit

*) Ein See zwischen Uchtenhagen und Schönebeck, unweit Marienfließ.

1) ungereimten. 2) ihr wißt 3) dahinten. 4) Wiese. 5) mähen. 6) Calmus. 7) Binse. 8) soll es. 9) darin. 10) Eltervater. 11) jetzt 12) Waschfaß voll Hechte und Schleie. 13) Moos. 14) eitel 15) Johannismittag. 16) pantinsche.

Schloth hät uk anne Torm hat, veel höchge as d' sta'gesch M'rijetorm,[1]) no hät bâwe so 'n Rühmd[2]) hat, da eiät[3]) mi 'm veirspinnige Wâge uop disen Torm hät umwin'n künt. Uop dissen Schloth wâhnt a rik Eddelma, dei had veel Tâkel[4]) no wol hunne't Zöre,[5]) de wäre as dei Bakowe's dik, no hei had 't Gild schepelwies im Kelle' no fratt all Wyn no Gebäksel no had grausom veel Lüd, dei müfzte alle, as hei, isig Buksche no Bostdeuke a'bewn,[6]) no hadde Speithe no Deegens, dat sei imme scheite un schloan künne. Hei deed alle Eddellüde no Nâhwes[7]) umlängs veel Turt no Schoownack, mörds orre[8]) stak't Loch bâwen Kopp a no drew en 'n d' Keug no d' Hâmels weg no stikt en'n 't Koo'n u 'm Fil[9]) a. Uo up'm Torm had hei iille 'ne Kee'l stâhn, dei müfzt umhäkieke no uppasse, of Lüd in 'ne Landweg threkte, no we' dem wat 't Sicht kam, doa lüdt sei mit 'r Klock, no de threkt d' Volk u 'm Schloth 'rut, kreeg d' Reesende t' hull'n,[10]) pleuste't 's no schlaug 's doth. —

Nu werre twârst dei ante[11]) Eddellüd schr iwig no gischig[12]) up dissn Vicho no wull'n i' d' Nacht öwefalle no bröchte veel Volk vör sin Schloth no wull'n uthunghre no 't Nest 'm öwe 'n Kopp ansteke. Awest proost Mâhlthied! sei müfzte iille Hâr lâte no de' mit 'r langhe Nähs afthreke; de' unnewyale vebreugt[13]) hei etzlich mit kâkig Wâthe, wat hei en 'n va bâwendâl i' d' Oge goth, no schöth 's uk wol doth, no eis had hei a ganz Deil in 'ne Hun'stall i'spunt[14]) no de Hun'stall vepâhlt[15]) no a'stikt, so dat all' dei Eddellüd mit erem Volk verbrinne

1) der stargardsche Marienthurm. 2) Raum. 3) eins d. i. man. 4) Zeug, Geräth. 5) Pferde. 6) eiserne Hosen und Brusttücher anhaben. 7) Nachbarn 8) meibete oder. 9) Korn auf dem Felde. 10) zu halten. 11) anderen. 12) eifrig und gernig. 13) mittlerweile verbrüht. 14) eingesperrt. 15) verpfählt.

mûſzte. Nu leite em dei Nâhwis Heeg no Freed; âwest hei pleuste't no plûnne't nâ as vör, no kei Me'schekind kuon sik vör em redde no wehre. Also nu wu 't hei so utveschâmig no öwemeudig,[1]) dat hei sik mehr ebille[2]) däd, as ohs leiw Herrgott. Sin Stuw' plâste't hei mit ha're Dâle's ut, im Peerstall had hei sülwe'n Kûm no Striegel, de' Schwine no dem Heuneveih schûdt hei dat leiw Koo'n mit de Wörpschipp bâwen vam Bö'n up 'n Hof run, d' Hunn krege Sâd no Brâd,[3]) no wenn sin kleine Kinne sik veu'rrigent hadde, so wischt hei en 'n, Gott vegew my dei Sünn, mit frische Sämel de Stütz, no se ve'hunhakt[4]) hei dei leiw Gottgâw. Awéste d' Fruj düst thau all dem Uovestan nyscht segge; de' we' s't[5]) Muul ne heil, so kreegs Klabaster as de Schwernoth. — Awest dei Plaug geiht so langh, beth s'ne Stei' fött,[6]) no so gunk dat uk mit disse nolle Eddelma. Üm J'hasmiddag wull hei mit syne Lüde wedde upp Roof uthreke, no as se justmint 't Middag äte wulln, no de Schöttle no d' Teller all u'm Disch stümme, dâ hört sik 't bute a as ä grausam groth Storm, no hei deed anne schwâre Fleuk, no d' Eer[7]) dunnert no dröhnt ma so, no dat ganz noll Schloth mit Lüd no Veih sunk in'n Afgrund, non is uprstäds a See, wo eiste d' noll Schloth stund.

---

41. Der unfruchtbare Acker.

Es senn ah zwä Brüeder gewaast, di honn von örn Vater än Acker geerbt; das woer si ganz Richthum.

---

1) übermüthig. 2) einbilden. 3) Gesottenes und Gebratenes. 4) vergnügt. 5) denn wenn sie das. 6) Stein saßt. 7) Erde.

Der Vater haett's off sinn Tuedbett befolln, sü sölle sig als Brüeder eitheil. Das honn die Brüeder ah gethue. Der ältst Brueder hie'fz Nicloes onn der jäungst Adem. Nicloes, der vill Keinnerle hatt onn woer än armer Mo, fräät sig goer sehr, dafz hä nu konnt si Keinnerle besser ernähr. Aber in einige Jarn is dem guete Nicloese si Fräad zur betterre Galln worn. Der Adem woer goer ä Büeser onn hoet sinn Brueder heimlich alles zum Büese gethue: hoet alle Jahr dem Nicloese von sim Aeckerle met dem Fluuk ä Forcht rageresse, dafz om Ende der Nicloes si Aeckerle nog haab hatt; onn alle Mensche honns dro gesiehe. Do geät Nicloes zu sim Brueder onn bitt ün öms Bluet Christi, hä söll doch so äbbes net thue, hä könnt ju ämol net di See'ligkeit erlang. Do hoet sig aber der Adem so reci gebraant bi di Somn om Himmel onn sprecht: »Brueder! Du weifzt, dafz ig vill off Gottes Wuert hall, onn leit bei mie' ümmer di Bibel off dem Tesch. Bei Leib onn Labe thu ig so äbbes net.« Do hoet aber Nicloes gesäät: »Brueder! es is ju aber goer zu sichtberlich, dafz du mig ömm mi Aeckerle wellst breehg. Mi wonn Marksteei setz, dafz mi in di Ruhe komme onn ons Gränze gewiefz senn.« Do hoet ün aber Adem gesäät: »Brueder! mi bruche keei, ig nahm die' neäst.« Dem Nicloese haets aber goer wehe gethue, onn hoet sinn Bruder net mögt verklää.

Bi nu widder Frühjoh'r is gekomme, honn di zwä Brüeder in än Taak ühr Aeckerle met Korn bestaalt, honns ah in der Ern in än Taak metännänner geschnete, gebonne onn off Haufe gesatzt. Den annere Morge geät der arm Nicloes hi onn will nag sinn Kornhaufe sehe. Sie Korn is aber haab fort gewaast, onn si Brueder hoet gröefzere Haufe gehat als erst. Do hoet der arm Nicloes

geschreit. Onn indem kömmt ah der schicheilig Adem onn will nag sinn Haufe sehe; do geät ün Nicloes o onn sprecht: »Ach, Adem, mi arme Keinner!« Do hoet aber Adem goer mächtig gezankt onn hoet sig verschworn, dafz hä das net gethue hätt, bas hä im Senn führt. Do sprecht Nicloes druff: »Ja, Brueder, du haest mi Korn off di Haufe getröö. Ach mi arme Keinner!« Es hoet Nicloes gejommert onn hoet ün si Herz gebloett. Adem hoet nu sinn arme Brueder verkläät: onn bi sü metännanner vür Gericht komme, hoet sig Adem widder goer reci gebraant. Der Herr Amtme hoet aber di Sache verstanne onn hoet dem Adem das Eid zugeschobe. Adem hoet ah das Eid gethue onn honn goer ville Mensche zugesiehe. Den Adem hoets aber goer sehr geworgt bi hä den Nome Gottes muefz sprech onn muefz si See'ligkeit nenn, do hoet ün schrecklich si Herz geklapft. Eh' aber Adem nis der Amtsstube is komme, so senn di Lichter vür alle Mensche Aauge uisgegange. Do honn di Läät den Adem sin arm See'l bedauert, wil di Lichter Gottes Zeiche wärn. Nicloes geät fort onn geät nog ämoel bei si Aeckerle on sprecht: »Öm dinthalbe hoet mi Brueder si arm See'l verlorn, du sallst nimmerkmie' widder trää!« Der Acker is bis off den hüütige Taak nog ufruchtber, onn kon ün ah off den hüütige Taak nog gesehe.

42. Das Gericht Gottes.

Es senn ämoel zwä Bauersjaunge met Viehe om Morge in die Waid getrebe. Der eei hoet beim Forttriebe »Walts Gott der Herre« gesäät, onn der anner hoet drü

gelacht, dafz der so alber wär. Onn indem haets ah zum Früegebet geluit, do thuet der Erst widder si Mötze ra onn verricht si Gebet; der Anner aber spöttelt drü, dafz der so odächtig wär, onn der lie'be Gott hüürts ju doch net. Der Erst hoet aber neäst doruff gesäät, es hoet ün aber gegruiselt. Bi nu der Mettaak is komme, sò hoet di Beide goer sehr gehaugert onn honn off ühr Esse gewart. Das Esse is aber lang uisgeblebe, onn hoet der Bües goer sehr geflucht onn gezankt drü; der Guet is aber geduldig onn hoet zum Beste geredt. Druff kömmt ä Jüngle gegange, dem Guete si Brüderle, zufriede on guet, onn hoet den Beide ühr Esse gebracht. Es ist aber beides tracke lie' Brued gewaast, dem Guete sins wisser onn dem Büese sins schwärzer. Do wörd der Bües goer sehr zornig onn verflucht den erste Besse, wil si Brued schwärzer is, onn haets oh uis Buesett net gegesse. Druff nimmt hä das lie' Brued onn wörfts ümmer off' än groefze Steei bis di Bruese korz onn kleei gefarn, di Renne aber is gaanz geblebe: di hoet hä nu spöttisch on si Fahrschnur gebonne onn hoet mit geschluidert bis sü endlich is fartgeflöö onn hoet nog sine Spaafz dro gehaat. Do hoet der Guet «Du lie'ber Gott» gesäät, onn hoet si Brued genomme, haets gegesse onn hoet darnag gebett. Es is aber druff ä groefz Gewitter om Himmel gekomme, goer ä schwerres, onn is ganz naicht off der Erde worn, der Blitz hoet enn onn denn gelucht, hoet igeschlöö onn gekracht als wölls der Jüngsttaak wer. Do hoet der Guet gebett, dafz onser Herre Gott doch wöll die Mensche verschue onn ah das lie' Viehe, onn is met sinn Brueder in Gottes Nome heigetrebe. Der Gotthues hoet aber gelacht, is do geblebe onn hoet keei Gebeet gethue, hoet aber dem Guete nachgelacht, dafz hä doch naafz wüürd hann hä ah gebett hoet. Bi aber

der Guet vom Gottluese fort is, so hats Schlaak off Schlaak igeschlöö, daſz goer ville Baim zerbrache, onn hoet so gerecnt, als wöll der lieb' Gott ä Sündflue'th scheck. Do wörd dem Gottluese Angst onn will sig versteckel. Indem is aber ä groeſzer Wolkebruch gefalle onn hoet den Erdbode zerresse onn das Wasser vom Himmel is eigelauſe onn hoet sig gesommelt, als wölls ä Meer wer. Me hoet druff von dem Gottluese onn sinn Viehe neäst widder gesiehe. Das Wasser aber konn me hüütiges Tääs nog gesehe, on heiſzt zond das See' bei Bernshuise.

43. Die verfallene Alm.

Südweſtlich vom Hinterberg, unweit Außen, hinter dem Elendgebirg, liegt die ſogenannte verfallene Alm, ein drei Stunden langes und zwei Stunden breites Schneefeld das an den Thorſtein reicht, das einzige ewige Schneefeld in Steiermark. Die Sage erzählt von dieſer Gegend folgendes: Da, wo jetzt nur Eis und Schnee zu ſehen iſt, befand ſich vormals ein ſchönes, freundliches Alpenthal, durch welches eine friſche, reine Luft hinſtrich, ſo daß Blumen und Kräuter in Fülle dort wuchſen und das Vieh Ueberfluß hatte am nahrhafteſten und geſundeſten Futter. Deshalb gedieh es auch ſehr wohl und lieferte den Bewohnern des Thales mehr Erträgniß, als ſie beim größten Wohlleben aufzehren konnten. Daher wurden die Leute mit der Zeit übermüthig und wußten nicht wo ein wo aus mit ihrem Vorrath und Reichthum. Nicht nur, daß ſie aßen und genoſſen, was ſie nur mochten, ſie fingen auch ſchon an Muthwillen zu treiben und die Gabe Gottes zu mißbrauchen.

Sie belegten zuletzt gar die Wege von einer Alpenhütte zur andern mit Käsen, daß sie eine völlige Straße bildeten, verkleisterten die Ritzen und Spalten ihrer aus Holz gezimmerten Hütten mit Butter und Käse und verführten ein so unanständiges und sündhaftes Leben, daß wohl zu fürchten war, es würde also nimmer lang sein Bestehen haben.

So war denn auch eines Sonntags ein tolles, ungebärdiges Leben im Thale, als das Maß der Frevel für die Verblendeten voll ward.

Urplötzlich erhob von ferne sich ein dumpfes Brausen, das gar bald in einen tobenden Orkan ausbrach, der vom Thorstein herüber heulte. Dabei fing es an zu schneien, und der Schnee fiel in so dichten Massen, und der Sturm war so stark, daß niemand sah, wo er hinwollte und niemand von der Stelle kommen konnte, sondern alle bleiben mußten, wo sie eben standen oder saßen. Und der Schnee gefror zu Eis, und Menschen und Vieh erstarrten zu Stein, und die Eisdecke ward immer höher und dichter, bis sie alle, die da waren, wie in einem großen Gewölbe einschloß und oberhalb zu einer Alpe sich abrundete. Und das war nun die verfallene Alm.

Lange wußten die Leute, die des Weges kamen, nicht, wohin Thal und Menschen entschwunden, und wie da ein Berg entstanden, wo ehedem ebener Boden gewesen. Als aber das Eis in Klüfte zersprang, da konnte man gar deutlich gewahren, wie die versteinerten sündhaften Mägde noch unten sitzen, und wie die versteinerten Kühe vor ihnen stehen, und wie nichts sich regt und Todtenstille herrscht in den schauerlichen Abgründen. Nur manchmal, wenn man das Ohr anlegt an die Eisdecke und recht aufmerksam horcht, so ist es, als ob Heerdenglocken herauftönten und klagende Stimmen sich vernehmen ließen; was aber wohl darum so erscheinen mag, weil die Tropfen und Wässerlein, die aus

den Riſſen und Fugen des Eiſes hinabrieſeln einen Klang erregen.

So ſitzen nun die Gottloſen zur Strafe im Innern der verfallenen Alm, und alle jene, die ſeit undenklichen Zeiten hier in Sünden dahingefahren, mußten hinunter wandeln, und die dem armen Bauer jetzt noch wehe thun, müſſen da unten bleiben, bis ſie erlöſt werden.

Wenn es aber möglich wäre, daß jemand einen ganz ſchwarzen Hahn, eine ganz ſchwarze Katze oder ein ganz ſchwarzes Lamm aufzutreiben wüßte, und er brächte es dahin, daß dieſe Thiere dreimal dort ſchreien, ſo würde dieſe Alm von Schnee wieder befreit werden.

44. Der Gauner.

Es gingen einſt zween ſchlimme Geſellen über Feld. Da kam ein Prieſter geritten, der den Leib des Herrn einem ſiechen Menſchen bringen wollte. Da ſprach einer jener Gauner zum andern:

„Dieſem Pfaffen wollen wir ſein Pferd nehmen; ich will mich krank ſtellen und du ſollſt ihn bitten, daß er zu mir komme, meine Beichte anhöre und mir Gottes Leichnam reiche. Derweil ich beichte, ſchwingſt du dich auf ſein Pferd und machſt dich davon.“ Das geſchah ſo. Er legte ſich an den Weg, that wie ein Sterbender, und ſein Geſell bat den Prieſter, er möge ſeines Gefährten Beichte hören und ihm die letzte Wegzehrung geben. Der Prieſter ſprach, das wolle er gern thun; als er aber an jenen, der dort lag, heran trat, fand er ihn todt. Hei meinte — ſagt das alte Buch, daraus dieſe Geſchichte genommen iſt — unsen leven heren zu begecken und hei wart selver begeckt.

45. Das Gewiſſen.

In Eſchau iſt einmal vor vielen Jahren auf Faſtnacht beim Tanz ein Mord geſchehen, und der Erſchlagene auf der Wieſe, wo man ihn todtgefunden, begraben worden. Da die That im Dunkeln geſchah, und außerhalb des Wirthshauſes, konnte man nicht ſagen, wer der Thäter geweſen.

Die man als verdächtig eingeſetzt hatte, wurden wieder freigegeben; auf die Wieſe, wo der Erſchlagene gefunden und begraben worden, ließ die Gemeinde ein ſteinernes Kreuz ſetzen, und die ganze Sache, die anfangs viel von ſich reden machte, wurde allmählig vergeſſen.

Mehrere Jahre darauf predigt der Pfarrer eines Sonntags über das fünfte Gebot: „du ſollſt nicht tödten!“ denkt aber weder an den Mord, der damals geſchehen war, noch an den Mörder. Wie der Gottesdienſt aus iſt, geht ein Unteraulenbacher auf dem Heimweg an den Bach hinauf — im Sonntagsanzug, aber ohne Hut. Ueber dem Bach drüben lag die Wieſe, auf der man das Kreuz zum Gedächtniß des Mordes aufgerichtet hatte, da bemerkte ihn ein Mann, der gerade ſein Vieh tränkte und rief ihm nach: „Nachbar, ihr habt ja keinen Hut auf, wo habt ihr denn euern Hut gelaſſen?“ „Ach“, antwortet dieſer, und fährt ſich mit der Hand über die Stirne, „der dumme Pfaff hat heute geprebigt, ich hätte auf Faſtnacht jenen Mann umgebracht, darüber war ich verſtürzt und habe meinen Hut in der Kirche ſtehen laſſen.“ „Wenn ihrs nicht gethan habt“, ſagt der Andere, „ſo braucht ihr auch nicht zu erſchrecken.“

Der Mann ging ſeines Wegs weiter und hat ihn von dieſer Stunde an niemand mehr geſehen.

Man erzählt aber, er habe daheim in ſeiner Scheuer ſich erhängt und ſei von ſeinen Kindern, um die Schande

nicht auf die Familie zu bringen, abgeschnitten und im Scheuertenn eingegraben worden.

---

46. Die Sonne bringt's an den Tag.

Es war einmal ein Schneider, der hatte den Tag über in einem Pfarrhause gearbeitet, und als er am Abende sich auf den Heimweg gemacht, da ist ein Jude ihm vorausgegangen, der hat unsäglich viel Geld bei sich in seinem Geldgurt gehabt. Da hats den Schneider auf einmal nach dem Gelde gelüstet, und wie sie am Walde um die Ecke kommen, fährt der Schneider zu und giebt ihm mit der großen Scheere eins hinten an den Kopf, daß der Jude gleich zu Boden stürzt. Da hat er jämmerlich geschrieen und gesagt: „Wart nur, jetzt ist es wohl Nacht, aber die Sonne wird dich schon verrathen." Der Schneider aber hat ihm die Gurgel zusammengedrückt, bis er kalt worden ist. Darnach hat er ihm seinen Geldgurt ausgeleert und ist mit dem Gelde heim gangen.

Da ist nun eine lange Zeit hingegangen, und kein Mensch hat mehr an den Juden gedacht. Der Schneider hat des Schulzen Bäwele*) genommen und hat viel Aecker und Weingärten gekauft und ist am Ende gar ein angesehener Herr worden und aufs Rathhaus kommen.

Einmal, an einem Sonntage, hat er recht ausschlafen wollen und ist erst aufgewacht, wie ihm die Sonne in die Augen geschienen hat.

Da ist ihm auf einmal eingefallen, was der Jude gesagt hatte: „Wart nur, jetzt ist's wohl Nacht, aber die

---

*) Die kleine Barbara.

Sonne wird dich schon verrathen!" — „Ja", hat er gedacht, „du Vieh du, nichts weißt du davon." Und darüber hat er laut aufgelacht. „Was lachst du denn?" fragt ihn sein Weib. Da hat er ihr die ganze Geschichte erzählt, wies mit dem Juden gegangen ist, und hat noch einmal gelacht: „Die Sonne thäts vielleicht schon ausplaudern, wenn sie nur eine Zunge hätte."

Aber das Schneiders Weib hat doch von selbiger Zeit ein Grausen und Widerwillen gegen ihren Mann gehabt und hat ihn nicht mehr leiden mögen; und einmal, da hat ihr der Mann eine Ohrfeige gegeben, weil sie die Suppe nicht recht gekocht hat, und was thut sie? gleich geht sie zum Pfarrer und sagt ihm alles, daß ihr Mann jenen Juden umgebracht habe, und sie wolle nichts mehr von ihm wissen.

Da haben sie ihn gleich abgeholt und er hat alles gestehen müssen und ist geköpft worden. Und wie sie ihn hinausgeführt, hat er noch einmal zum Himmel aufgeschaut und gerufen: „Ja, die Sonne hat mich doch noch verrathen!"

---

47. Die Gemordete zeigt den Mörder an.

In Schiltach erschlug ein Mann seine Frau, verbarg es aber dadurch, daß er ein Tuch um ihre Kopfwunde band und sich über ihren Tod sehr betrübt stellte. Nachdem sie begraben war, erschien sie ihm Nachts so oft, daß es endlich im Orte bekannt wurde. Da begab sich der Pfarrer Abends in das Haus, welches auf sein Geheiß alle Bewohner verlassen mußten. Gegen zwölf Uhr kam die Frau. Der Geistliche redete sie mit den Worten an: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!" Sie antwortete: „Und ich auch." Dadurch ermuthigt fragte der Pfarrer sie um die Ursache

ihres Erſcheinens und erhielt von ihr zur Antwort, daß ihr Mann ſie ermordet und ſie keine Ruhe habe, bis dieſe Miſſethat aufgedeckt ſei. Hierauf nahm ſie das Tuch von der Wunde und bat ihn, in dieſe ſeinen Fingerring zu legen, den er, zum Beweis, daß ſie ihm die Wahrheit geſagt, noch darin finden werde, wenn er am nächſten Tag den Sarg öffnen laſſe. Nachdem der Ring in der Wunde war band ſie der Geiſt wieder mit dem Tuche zu und entfernte ſich. Kaum war es Morgen, ſo ließ der Geiſtliche den Leichnam ausgraben und fand an ihm die Todeswunde mit dem Ringe darin. Auf ſeine Anzeige erfolgte des Mörders Hinrichtung. Der Geiſt der Frau hat niemals ſich wieder ſehen laſſen.

---

48. Der Todte als Sieger.

In der Pfarre Birk im judenburger Kreiſe von Steiermark, auf dem Gebirge, das ſich gegen Steinach hinabſenkt, hauſeten einmal zwei Burſche, welche einen Stolz darein ſetzten, für die gefürchtetſten Raufer der ganzen Umgegend zu gelten. Sie brauchten, wenn gerade Kirchtag war oder die Bauern beim Wein zuſammenkamen, nicht allzulange nach einem Gegner ſich umzuſehen. Am meiſten aber waren die beiden Burſche auf einander gegenſeitig erboſt, und faſt keine feſtliche Gelegenheit ging vorüber, ohne daß ſie ſich wetteifernd im Ringkampfe maßen. Da geſchah es denn aber jedesmal, daß der jüngere durch ſeine Gewandtheit über den älteren Sieger blieb. Das erbitterte dieſen ſo ſehr, daß er glaubte, er müſſe doch einmal Meiſter werden und ſeinen Gegner unter ſich bringen; aber vergebens; denn je leidenſchaftlicher er angriff, deſto eher lag er am Boden und erfuhr ſtatt des gehofften Sieges nur Hohn- und Spottgelächter.

So erging es ihm eines Tages eben wieder, und ergrimmt sprang er auf und stieß unter wilden Verwünschungen die Drohung aus: „Warte nur, einmal wird es mir doch gelingen, dich so hinzustrecken, daß du dich nicht wieder zusammenklauben wirst!“ — „Topp, es gilt!“ versetzte der jüngere mit muthwilligem Uebermuth, „aber vergiß ja nicht!“

Nicht lange nach dieser Drohung stürzte der Herausforderer von einem Fels herab und blieb todt liegen. Es war tief im Winter, und der Weg ins Pfarrdorf Birk hinunter dicht mit Schnee und Eis bedeckt. Zu solcher Zeit pflegt man im Gebirge die Todten gewöhnlich eingesargt auf einen Handschlitten zu legen, dessen Leitung ein kräftiger und flinker Bursche übernimmt, welcher, mit aller Leibesschwere auf einen Alpenstock gelehnt, über die Schneeflächen blitzschnell damit abfährt.

„Sieh doch, du Großsprecher“, sprach der jüngere, als man seinen todten Gegner in den Sarg legte, „wie schwer dir das Worthalten geworden ist. Jetzt bringst du mich wohl nimmer unter dich; das wird dir wohl noch im Grabe wehe thun. Aber damit du siehst, daß ich keinen Groll auf dich habe, so will ich dir jetzt die letzte Ehre erweisen, und dich zu Grabe fahren.“

Während er so mit höhnischem Bedauern sich noch gegen den armen Verunglückten seiner Siege rühmte, half er den wohlverwahrten Sarg auf einen Schlitten heben, zog diesen an den Rand der Berglehne, die gegen Birk hinabsieht, setzte seinen Alpenstock ein und glitt im Fluge, als obs einer Hochzeit zuginge, die glatte Bergrinne entlang.

Mit reißender Schnelligkeit war er schon fast bis zur letzten Leite gekommen, wo es galt in geschickter Wendung um eine gerad gegenüberstehende alte Fichte herumzubiegen. Da schob sich plötzlich der Sarg auf dem Schlitten, wodurch dieser aus der Richtung kam und den Führer der Fähigkeit

ihn zu lenken ganz beraubte. Fortgedrängt von der nachdrückenden Laſt flog der Burſche, der ſich nicht mehr zu halten vermochte, mit ſtets wachſender Schnelligkeit vorwärts. Kaum eine Klafter mehr vom drohenden Baume entfernt, ſchrie er gräßlich auf; es war ſein letzter Schrei! denn ſchon ſtack er zerquetſcht zwiſchen der Fichte und dem nachgerollten Sarge, und ſo wurde die Drohung ſeines Gegners erfüllt, der geſchworen hatte, ihn doch noch einmal ſo hinzuſtrecken, daß er ſich nicht mehr würde zuſammenklauben können.

Mit zerbrochenen Gliedern lag der Uebermüthige todt unter ſeinem todten Sieger am Boden und bewies durch ſein ſchreckliches Ende, daß es nicht nur frevelhaft, ſondern auch gefährlich iſt, eines verunglückten Feindes zu ſpotten.

---

49. Auguſt der Starke.

Auguſt der Starke hatte einmal ein Hufeiſen für ſein Pferd beſtellt, und als der Schmied es ihm bringt, fragt er ihn, ob es auch wohl gut halten werde, es ſcheine ihm nicht ſtark genug. „J, ſagte der Schmied, er werde es nicht zerbrechen und ſein Pferd es nicht zertreten. Da nahm Auguſt der Starke das Hufeiſen und brach es in zwei Stücke. Darauf reichte er dem Schmied zur Bezahlung ein Goldſtück; der aber ſagte: er wolle nun auch einmal ſehn, ob es probehaltig ſei, nahm den Louisdor und brach ihn mir nichts dir nichts entzwei. Hierauf nahm Auguſt der Starke eine eiſerne Stange, legte ſie dem Schmied auf die Schulter und bog ſie ihm wie einen Draht um den Hals. Da bekannte der Meiſter, daß der Curfürſt doch ſtärker ſei als er, und bat, daß er ihn wieder löſen möchte, was jener auch that.

Ein andermal ſoll er zwei Trompeter im Schloſſe zu

Wien auf jeder ſeiner Hände zu einem Fenſter hinausgehalten haben und zwar ſo lange, bis ſie einen Marſch draußen zu Ende geblaſen hatten. Allein dieſe gewaltige Körperſtärke hat der Fürſt nur beſeſſen, ſo lange er Curfürſt von Sachſen geweſen; denn als er nachher König von Polen geworden, hat er alle Kraft verloren: und das iſt darum geſchehen, weil er ſeinen Glauben gewechſelt und katholiſch geworden iſt.

IV.

50. Urſprung der Grafſchaft Mannsfeld.

Kaiſer Heinrich, wahrſcheinlich der vierte oder fünfte, hielt ſich einſt in ſeinem Palaſte zu Wallhauſen in der goldenen Aue auf. Da trat einer ſeiner Mannen zu ihm und ſprach: „Herr! ſchenket mir ein Stück Felde zum Eigenthum, das an die goldene Aue grenzt und ſo groß iſt, daß ich es mit einem Scheffel Gerſte umſäen kann.“

Der Kaiſer lächelte ob der ſeltſamen Bitte und willigte ohne Bedenken darein. Er würde dem Ritter das Doppelte gewährt haben, hätte er darum gebeten; denn er hielt viel auf ihn, da er ein guter Geſellſchafter und ein wackerer Kriegsmann war.

Der Ritter nahm nun einen Scheffel Gerſte und umſäete damit einen Landſtrich ſo groß als die nachmalige Grafſchaft Mannsfeld.

Mit neidiſchen Augen ſahen die übrigen Mannen dem liſtigen Beginnen des Ritters zu und eilten unverweilt zum Kaiſer mit der Meldung, wie derſelbe durch unerlaubte Deutung die Gnade ihres Herrn gemißbraucht. Der Kaiſer aber ſprach: „Geſagt iſt geſagt. Das iſt und bleibt des Mannes Feld.“

51. Die Herzoge von Zähringen.

Die Herzoge von Zähringen*) waren vordem gemeine Köhler, welche ihre Wohnung im Schwarzwald in der Nähe des Berges hatten, wo hernach ihre Burg ſtand. Nun hat es ſich begeben, daß einer einmal einen Meiler ſetzte, um Kohlen zu brennen, und dieſen mit der umliegenden Erde bedeckte, damit die Holzmaſſe allmählig verkohle und die Gluth nicht in helle Flammen auflodern möchte. Als nun die Arbeit vollendet war, der Meiler ſeine Zeit geſtanden, und er die Kohlen bei Seite geräumt hatte, fand er am Boden eine ſchwere geſchmolzene Maſſe. Das war pures blankes Silber, aus der aufgeworfenen Erde geſchmolzen. Nun ſetzte er fürder und immerfort auf dieſe Stelle einen Meiler, bedeckte ihn mit der benachbarten Erde und gewann allemal einen großen Klumpen Silber und nach und nach einen gewaltigen Schatz. Um dieſe Zeit nun geſchah es, daß ein König aus ſeinem Reiche vertrieben wurde und hierher in die Berge und Wälder mit den Seinen floh. Der ließ ausrufen und kund thun, daß derjenige, welcher ihm zur Wiedererlangung ſeines Reiches behilflich ſein werde, eine ſeiner Töchter zum Weibe haben und Herzog werden ſolle. Das hörte auch der Köhler; der ging zum Könige, zeigte ihm etliche ſeiner Silberklumpen und ſprach: „Giebſt du mir deiner Töchter eine und das Land und die Gegend umher, wo ich Kohlen brenne, ſo will ich dir einen ſolchen Schatz Silbers bringen, womit du dein Reich wohl wieder gewinnen ſollſt.“

Der König ging darauf mit Freuden ein, empfing den Schatz des Köhlers, ließ das Silber zu Geld ſchlagen, womit er ſich ein Heer guter Ritter und Knechte erwarb, und

*) Burg Zähringen, eine Stunde von Freiburg im Breisgau.

nahm solchergestalt sein Reich wieder in Besitz. Darnach gab er, wie er zugesagt hatte, dem Köhler eine seiner Töchter zum Weibe und verlieh ihm das Land umher, wo seine Köhlerhütte gestanden hatte. Viel Silbers ließ dieser nun schmelzen und wurde reich und immer reicher und baute Zähringen die Burg. Darauf machte ihn der König zum Herzog von Zähringen und nannte ihn also, und er erbaute Freiburg und andere Städte und Schlösser mehr.

---

52. Die Herkunft derer von Bredow.

Der Teufel hat einmal Musterung auf der Erde gehalten und alle die Edelleute, die nicht mehr gut thun wollten, in einen großen Sack gesteckt, den auf den Rücken gethan und ist lustig damit zur Hölle geflogen. Wie er nun über der Stadt Friesack ist, so streift der Sack etwas hart an der Spitze des Kirchthurms, so daß ein Loch hineinreißt, und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten, wohl ein Viertheil der Bewohner des Sacks, ohne daß der Teufel es gemerkt hätte, herausfallen. Das sind aber die Herren von Bredow gewesen, die nun nicht wenig froh waren, den Krallen des Teufels für diesmal entkommen zu sein. Zum Andenken nannten sie nun die Stadt, wo sie aus dem Sack befreit worden, Frie-Sack, und von hier haben sie sich dann über das ganze Havelland verbreitet, wo bekanntlich eine große Menge von Rittergütern in ihrem Besitz sind.

---

53. Freiburg für Schadenburg.

Wolf von Ringgenberg, genannt der Wehrwolf, ritt den See hinab über die Aar nach seinem Schloß Iseltwald und begegnete da einem Fischer, einem freien Manne aus dem Unterland, der sich hier eine Hütte gekauft hatte. Der Ritter sah dessen schmucke Tochter aus der Hütte treten, und ihre Schönheit entflammte ihn; er bestellte den Fischer mit der Tochter nach Ringgenberg auf den dritten Tag.

Beide erschienen vor der Burg; hier hackte ein Leibdiener des Junkers mit einem Beile Holz. Der Fischer verlangte gemeldet zu werden, dem Diener war es aber nicht genehm, er fuhr sie an und sagte, er habe jetzt nicht Zeit, Müßiggänger und Maulaffen zu melden, und trieb einen spitzen, eisernen Keil gemächlich mit der Axt in den nächsten, buchenen Block. Da rief der Fischer zornig: „Laß du Holz spalten, die's vermögen, Büblein! lauf und verkünde dem Junker: der Fischer Claus ist da;" zugleich schwank er sein gutes Schwert auf Keil und Block und spaltete beide der Länge nach. Der Schloßknecht lief zum Zwingherrn und meldete, was er gesehen. Da schwur der Junker einen grimmigen Fluch und rief: „Hinweg mit ihm! ich will den Gesellen nicht hören und sehen; aber den Abschied will ich ihm gesegnen!" Der Diener meldete dem Fischer, der Herr wolle ihn heute nicht sehen und wünsche ihm gesegnete Fahrt. Der Fischer und die Tochter stiegen in's Schiff, und mächtig trieb jener es hinaus in den See. Aber nicht sieben Klafter weit war er vom Ufer, da flog ein Pfeil ihm zu vom Thurm herab, von der eisernen Armbrust des Zwingherrn geschossen.

Aber er verfehlte ihn und durchbohrte des unschuldigen Kindes Herz. Der Schiffer kam heim, begrub die Leiche, sprach mit niemand, verließ Hütte und alles und verschwand auf die Berge.

Aber des Freiherrn Herz ward immer grauſamer und nach Jahr und Tag fing er an zu ſinnen, wie er eine Feſte bauen wolle, dreimal feſter und entſetzlicher als ſein altes Ringgenberg. Wie er nun Steine führen und Bäume hauen ließ und zwang das Landvolk zu graben, zu zimmern und zu meißeln, daß es weit durchs Thal bis an die Alpen hallte, da trat ein ſtiller Mann zu ihm mit grauem Haar und langem Bart, doch noch in kräftigem Alter, grüßte den Zwingherrn und erbot ſich ihm zu Dienſten als ein Baumeiſter. Dem Freiherrn kam es ganz gelegen; er führte ihn mitten durch die Arbeitsleute vor die Grundmauer; der Baumeiſter erſah ſich die Gelegenheit des Ortes, nahm einen langen Hammer, fing an, die Steine des Gebäudes zu proben, und fragte den Junker, wie er das gewaltige Schloß heißen wolle.

„Schadenburg! wer's merken will!“ rief der Zwingherr mit abſcheulichem Gelächter. In dieſem Augenblicke hob der gebückte, demüthige Meiſter mit Kraft und glühenden Augen ſein Angeſicht, ſchwang mit beiden Armen den Hammer in die Luft, und laut, mit veränderter, furchtbarer Stimme, mit der Stimme des Fiſchers, dem jener die Tochter genommen, rief er: „Oder Freiburg, wer's merken will!“ Damit ſchmetterte er den Zwingherrn todt darnieder, daß er dahin ſtürzte über das Gemäuer mitten unter die Werkleute; er aber ſchritt bedächtig und grüßend ohne Zagen mitten durch ſie hin.

---

54. Lewenhagen.

Auf der etwa drittehalb Stunden von Münden entfernten Bramburg wohnte vor Zeiten ein Herr von Stock-

hausen, der als Raubritter in der ganzen Gegend gefürchtet war. Um die auf der Weser an der Burg vorüberfahrenden Schiffe leichter anhalten und ausplündern zu können, hatte er unter dem Wasser des Stromes her eine Kette ziehen lassen, woran eine Klingel befestigt war, die durch Ertönen den Leuten in der Burg von dem vorüberfahrenden Schiffe selbst bei Nacht Kunde gab. Nun geschah es, daß einst von Münden aus, wo damals der Herzog seinen Sitz hatte, eine Prinzessin eine Wallfahrt nach Corvei unternehmen wollte und zu diesem Zwecke die Weser hinunterfuhr. Der Ritter erhielt von ihrer Fahrt Kunde und beraubte sie. Darüber ergrimmte der Herzog, sammelte Truppen und belagerte die Burg; aber diese wurde tapfer vertheidigt, und er verlor viele Leute. Dadurch noch mehr erbittert, schwur er, es solle kein männliches Wesen lebendig aus der Burg kommen. Zuletzt konnte sich die Besatzung nicht länger halten, und mußte sich ergeben. Die Burgfrau bat um Gnade, und es ward ihr gewährt mit dem frei abzuziehen, was sie in ihrer Schürze forttragen könnte, und sich an dem Fuße des Berges wieder ein Haus zu bauen, welches aber nicht mit einer Mauer, sondern nur mit einem hägen d. i. mit einer Hecke umgeben sein dürfe.

Da nahm sie ihr einziges Söhnlein in die Schürze und zog damit aus der Burg ab. Als sie an dem Herzoge vorüber ging, schlug dieser ihr die Schürze zurück, um zu sehen, was sie mitgenommen habe. Wie er den kleinen Knaben erblickte, ward er tief gerührt und fing an zu weinen. Darauf schenkte er auch dem Ritter das Leben, hielt ihn aber in Münden gefangen.

Die Burgfrau mit ihrem Sohne baute sich nun einen Hof und umgab ihn mit einem Hagen.

Als der Bau fertig war, sagte sie: Dat sal mek en

lêwe*) hägen sîn. Daher hat das Dorf Lewenhagen, jetzt gewöhnlich Löwenhagen geschrieben, seinen Namen erhalten.

---

55. Vom Ursprung der Stadt Halle und den Rechten der Halloren.

Die Stadt Halle in Sachsen hat nächst Gott ihren Ursprung den Salzkothen zu danken. Man erzählt, als in uralten Zeiten, annoch vor des Herren Christi Geburt, ein Hirte daselbst gehütet, da hat sich eine Sau bei heißem Wetter in einem Sumpfe abgekühlt. Als sie sich nachmals an der Sonne abtrocknete, haben ihr die Borsten von Salz stark geglänzt: da hat man vermuthet, daß eine Salzquelle daselbst breche, welches sich auch nach weiterer Schürfung und Einsenkung gefunden.

In alter Zeit standen dort, wo nun die Stadt Halle erbaut ist, nur sechs und neunzig Hütten aus Stroh und Holz, und in diesen wohnten die ältesten Halloren und sotten ihr Salz. Sie waren adligen Geschlechts, und aus jener Zeit stammt noch das adlige Wappen, welches beim Pfingstbier vor dem Zuge der Halloren hergetragen wird.

Als sie nun eines Mittags vor ihren Hütten saßen, kam der Bischof vorbei, welchem das ganze Land gehörte und der zu Giebichenstein seinen Sitz hatte. Den baten sie um Erlaubniß, an dieser Stelle eine Stadt zu bauen. Der Bischof lachte und fragte sie, ob sie einen guten Käufer für ihre Lumpen gefunden hätten, daß sie davon Städte bauen wollten; denn sie sahen sehr ärmlich aus. Sie aber antworteten:

---

*) Oder leiwe d. i. lieben.

„Han wir hüte Water un holt,
So han wir moren Silber und Gold."

„Nun so baut in Gottes Namen mit Waſſer und Holz", rief der Biſchof, „und es leucht auch Sonne, Mond und Sterne!" Und zum Andenken an dieſen Ausſpruch ſtehen noch jetzt im Wappen der Stadt Halle Sonne, Mond und Sterne.

Ein Jahr darauf kam der Biſchof wieder des Weges, und nun ſah er die ſchöne Stadt Halle an der Stelle jener Hütten ſtehen; und die Halloren eilten ihm entgegen und dankten ihm fußfällig, daß er ihnen erlaubt hatte die Stadt auf ſeinem Grunde zu bauen. Und weil das Gedränge zu groß wurde, ſetzte man den Biſchof auf einen Eſel, den erſten Eſel, der nach Halle kam, und vor ihm her ſtreute man, um den Biſchof zu ehren, lauter Roſen. Zum Andenken daran iſt noch heut das Wahrzeichen*) von Halle ein Eſel, der auf Roſen geht, wie man ſolches an der Nordſeite der Marienkirche in Stein gehauen ſehen kann.

Die Halloren lebten in allem Glück, und unterdeß kam die Zeit, daß Kaiſer Karl der Große ſeine gefährlichen Kriege begann. Da zogen zwölf Halloren in ſein Heer; die waren größer als alles andere Volk und wurden Rieſen genannt. Die Schwerter, welche dieſe zwölf in den Kriegen an der Seite führten, werden noch jetzt aufbewahrt und beim Pfingſtbier von zwölf Männern getragen; ſie ſind vier und eine halbe Elle lang. Weil nun die Halloren im Heere Karls des Großen ſich ſehr ausgezeichnet hatten, verlieh er ihnen, als Frieden geſchloſſen war, größere Rechte, als ſeinem übrigen Volke und ſchenkte ihnen zum Andenken auch das Pferd,

*) Wahrzeichen und Wappen der Städte ſind zu unterſcheiden. Das Wahrzeichen mußten früher die Handwerksburſchen wiſſen, wenn man ihnen glauben ſollte, daß ſie in der Stadt geweſen ſeien.

welches er selbst im Kriege geritten, und die Fahne, die sie geführt hatten; und er bestimmte, daß jeder seiner Nachfolger, wenn sie ihm den Huldigungseid leisten, ihnen ein Roß, das er selbst geritten, mit königlichem Sattelzeug und eine Fahne schenken solle. Und so ist es auch bis jetzt geblieben. Die Fahnen werden alle in der Moritzkirche aufbewahrt, und es sind ihrer zwei und dreißig; denn auf Karl den Großen sind bisher dreißig Kaiser und Könige gefolgt; von Friedrich Wilhelm III. aber haben die Halloren zwei Pferde und zwei Fahnen erhalten, weil sie ihm zweimal Treue geschworen haben, einmal nach der Thronbesteigung, und das andre Mal nach der Besiegung der Franzosen. Das Pferd behält man stets nur bis zum ersten Pfingstbier nach der Thronbesteigung, bei welchem es der älteste Hallo reitet. Dann wird es verkauft und der Erlös kommt in die Brüderschaftskasse.

Unter den Rechten, welche die Halloren von Karl dem Großen empfingen, war das größte, daß sie selbst Gericht halten und über Tod und Leben entscheiden durften. Zum Zeichen dafür stellte er den Roland in ihre Stadt, der noch jetzt auf dem Markte zu Halle steht. Auch erlaubte er der Brüderschaft, daß sie drei Flinten führen durfte und mit diesen in seinen Forsten so viel Wild jagen, als ihr gefiel. Der Bischof in Giebichenstein aber gelobte in seiner Freude, als er die Stadt sah, ihr alljährlich zwei und achtzig Tonnen Bier und zwölf Pfund Knobbenmehl und zu jeder Knobbe*) einen Hering zu schenken. Dies empfingen die Halloren auch vom Amte in Giebichenstein regelmäßig, bis es in neuerer Zeit in eine Geldsteuer verwandelt wurde.

*) Kleine Brote.

56. Karls Ruhe.

Markgraf Karl Wilhelm von Baden wollte ſein Schloß und deſſen Garten in Durlach vergrößern, die Stadt gegen Grötzingen erweitern und ſie durch gerade Straßen verſchönern. Allein die Durlacher verweigerten ihm die Abtretung der dazu erforderlichen Grundſtücke und wollten auch in die Umänderung ihrer krummen Gaſſen nicht willigen. Da ſelbſt ſeine Drohung: ſo wolle er wegziehen, ſie nicht umſtimmte, wurde er ſehr ungehalten, und in dieſer Stimmung ging er einſt Nachmittags in den Hartwald auf die Jagd. Beim Verfolgen des Wildes kam er von ſeinen Leuten ab und ſetzte ſich zuletzt ermüdet auf den Stumpf einer Eiche. Er dachte noch eine Weile über die Verlegung ſeines Wohnſitzes nach, darüber befiel ihn der Schlaf, aus welchem er erſt nach mehreren Stunden erwachte. Sein Gefolge, das ihn nach langem Suchen gefunden hatte, ſtand um ihn; und als der Fürſt ſich erhob, ſprach er: „So gut wie jetzt habe ich in meinem Leben nicht geſchlafen! zum Andenken will ich hier meinen Wohnſitz bauen, welcher Karls-Ruhe heißen ſoll, und über dem Stumpfe die Kirche errichten und einſt darin begraben werden.“

Sogleich mußten die Jäger durch Bezeichnung mehrerer Bäume den Platz kenntlich machen, und bald wurde daſelbſt die Stadt Karlsruhe mit geraden Straßen erbaut und ihr Schloß vom Markgrafen bezogen. Auf die Stelle des Eichſtummels kam der Alter der Kirche und darunter eine kleine Gruft, worin Karl Wilhelm nach ſeinem Tode beigeſetzt ward. Ueber ihr ſteht jetzt, nachdem die Kirche abgeriſſen und deren Platz dem Markte hinzugefügt worden, eine ſteinerne Pyramide mit der Inſchrift:

„Hier, wo Markgraf Karl einſt im Schatten des

Hartwaldes Ruhe ſuchte und die Stadt ſich erbaute, die ſeinen Namen bewahrt; auf der Stätte, wo er ſeine letzte Ruhe fand: weiht ihm dies Denkmal, das ſeine Aſche verſchließt, in dankbarer Erinnerung Ludwig Wilhelm Auguſt, Großherzog. 1823."

---

57. Altona.

Kinners, kamt mal all to hop, ick will jü wat vertellen, von Altna, un wo dat togahn iſz, dat Altna in de Welt steiht, nämlich dörch unse hamborger Börger, sünst wär dar min Leven keen Stadt henkamen!

Dat sünd nu all mannige hunnert Jahr her, da seten insmals so'n twintig edder dörtig Hamborgers up'n Boomhus, eten un drinken wat Goodes un sünd vergnögt tosamen; idel rike Kooplüd, van de grötsten; un so'n lütten leegen Lischenschaten is dar ook mang wesen. Wie se da nu so sitt un sick wat vertellt, da kamt se up unse goode Stadt to spreken, wo groot un mächtig dat se is, un dat't man een Hamborg in de Welt givt, un dat vör'n riken Hamborger Koopman nix to dühr un nix to veel un to groot is, he kann't doch maken un utföhrn; denn warum nich? Gottloff, he hätt't ja he kannt ook dohn! Nu lacht de lütte Lüschenschat, un brühd de Kooplüd, un will dat nich wahr hebben, bitt de Kooplüd dull wart un vermeht' sik hoog, un makt en Wett mit em üm veele dusend Daler, dat se utföhrn wölt, wat he jüm angeven dee, he schull't man seggen, wat't ook wör. Da segt de meschante Lischenschat, un lach darbi ganz spitsch, «wohlan so erbauet eine Stadt,

die unserm Hamburg ähnlich werdê!« Wi nu mit eens de Kooplüd heel verbaafzt un bickenboomstill da sitten, un keener deiht sin Muul up, da segt he: »Seht ihr nun, was ihr für Prahlhänse seid?« un lacht noch spittiger un sprickt: »De Wett is wunnen!« Abers he hätt se doch verspeelt. Denn watt de ölste wär van de Kooplüd, de vermünnert sik tovörst un segt: »Wi sprekt woll groot, abers wi makt ook wahr, wat wi versprekt, wi sünd de Keerls darto! de Stadt wölt wi bauen, so sicher un wifz, afz wi hamborger Börger sünd, un morgen kan't losgahn, wenn du uns angivst, wonehmhenn wi se setten schölt.« — Mi eendohnt, segt de Lischenschat, laat en Weesenjung darüm lopen. — »Is woll, spröke de Kooplüd, so schall't wesen!«

Annern Namiddags kregen se 'n lütten blauen Weesenjung up, un güngen mit em buten Millerndoor. Da binnt se em de Oogen fast to mit'n siden Dook, afz wenn he 'n Loss ut de Lottrie trecken schult, un spröken to em: »Nu loop gau to, lütt Jung, jümmers grad ut, so dull afz du't kanst, un wonehm dat du henfallst, da schall't wesen, da schall de neie Stadt stahn.«

De Jung denkt, dat is 'n kürigen Spafz, heevt sin Been in de Högt un neiht fix ut, de Kooplüd un de Lischenschat to Peerd achter an. Dat güng en lütte Tid so voort, de Jung lööp hastig to un greep sick an. Darna abers fangt he an to denken und denkt bi sick: wenn ick man de lütte Brügg drapen do, över de ohle Au, dat ick nich bito kam un in de Beek fall un versup in't Water ass 'n junge Katt! löpt also 'n bitten sinniger un weet nich, dat he all heröver kamen is; darto trekt em dat schaarpe Loopen in de Been, de solte Sweet löpt van em dal in den Sand un hiemen un quimen deiht he ass 'n ohl Bedelminsch. Also gefallt em de Spafz to

övel, dat he man noch so he slunken un jümmers denkt he ünner sin verbunn'n Oogen: wenn ick arme Jung man nich in't Water fall, un lever in'n Sand afz in de Au edder gar in de groote Elv; un darüm behr he mit eens, afz wenn he 'n Stock edder Steen mang de Fööt kreeg, un slög dal up den Sand afz 'n Ofz und schree so dul, afz he man kunn: »da ligg ick un hev Arm un Been braken!«

Wie nu de Kooplüd düt sehn dot, da verfährn se sick un röpen ut: »Datt is ja all to nah bi unse Stadt, dat geiht nich good, dat is all to nah!« Abers de meschante Lüschensehat lach all wedder un segt: »Endohnt, all to wiet edder all to nah! Woort is Woort, wonehm de Jung henfallt; da schall't ja sin, hier ist die Stätte, hier müsset ihr eure neue Stadt bauen, oder eure Wette bezahlen und euch Prahlhänse schelten lassen vor der ganzen Welt.« Da muss'n se em Recht geven, abers grausam verdreetlik sünd se wesen, un den lütten Jung, de noch jümmers up de Eer leg un huul un ween, de kregen se up de Been; un da gar nix an em braken wär, so geven se em en paar dannige Klapps an de Ohrn, un knuffen un stöten em hen un her und spröken: »Dumme Jung, holl din Muul, wat kunnst du dösig Dübelskind nich beeter loopen hebben!«

Darna abers hefft de Kooplüd ehr Woort wahr makt, un hefft voorts anfangen, de Stadt to bauen. Achter na da hefft se sick sülvst Spiker 'nog henseti, un mannig Een denk still bi sick: Na nu frag ick den Dübel na unsen Tollen! Uennen an de Elv wär'n datomal all sit ohlen Tiden twe bit dre Stieg lütte Hüs vör de Fischer un Schipper; abers haben wär nix afz idel Vehweid un Sand, worup se de Stadt baut hefft, un wonehm de dumme Jung henfallen is, da steiht nu dat Rathhus. —

Un de lütte Lischenschat müſz sin Wett wol betahlen, abers he har doch sin Spaſz dabi un vertell den Snack an alle Lüd und segt van de neie Stadt: »Is se all to nah, so schall se ook Altona heeten,« deshalven is se also döfft, un Altona is ehr Nam' bleven.

---

58. Das Neunglöckchen.

Zu Schaffhauſen ſteht ein altes Caſtell, der Munnoth oder Unnoth genannt. Es war zur Zeit der Kreuzzüge, da zog der Burgherr jener Feſte mit ſeinen Vaſallen und Knappen auch wider die Sarazenen aus. Jahre vergingen, ohne daß der harrenden Gattin eine Kunde von ihrem Ehegemahl zuging. In jenen Zeiten war ſo manche Burg verödet und ſah den Herrn nicht wiederkehren über die alte Zugbrücke. Unſer Ritter hatte ſich aber muthig durchgeſchlagen.

Es war eine finſtere Wetternacht, als er mit dem Reſte ſeiner Leute wieder der heimathlichen Burg ſich näherte. Nur der dichte dunkle Wald und der brauſende Rhein trennte ihn noch von ihr. Er irrte in der Finſterniß des Gehölzes umher, um die Furt zu ſuchen, fand ſie aber nicht, da er die Richtung auf die Burg verloren hatte. Allein ſeine Ungeduld ließ ihn den folgenden Morgen nicht erwarten. Gewohnt, mit allem Ungemach zu kämpfen, drückte er ſein Roß vom Ufer in die Fluth, um ſchwimmend das heimiſche Ufer zu gewinnen. Seine Knappen folgten. Aber die Wellen gingen hoch und ſpotteten männlicher Kraft. An der Schwelle ſeines Hauſes begruben ſie den Ritter und ſeine Leute. Nur Einer hatte das Ufer erreicht, um der Burgfrau das ihr nahe geweſene Glück und das betrübte Ende des heimkehrenden Gatten zu melden. Da hüllte ſich die edle Frau ins

Wittwenkleid und stiftete zum bleibenden Wahrzeichen verirrter Pilger ein silbernes Glöckchen, das jeden Abend um die Stunde, da sie ihren Gatten verloren, eine Viertelstunde lang geläutet werden sollte, zum Gedächtniß ihres Leides. Das ist das Neuneglöckchen, das bis auf den heutigen Tag seinen klagenden Ton erschallen läßt.

59. Der Glockenguß zu Breslau.

Als die Glocke zu S. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte und alles dazu fast fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren.

Der Lehrjung aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen; endlich wagt ers doch und geht weinend in die Stube und bekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was für Uebels er gethan hatte. Der Lehrjung war verblichen, der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurtheilt. Immittelst war auch die Glocke aufgezogen worden, da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch

geläutet werden dürfte, er möchte ihren Reſonanz auch wohl hören, da er ſie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehr vor ſeinem letzten End von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren und ſeit der Zeit wird mit dieſer Glocke allen armen Sündern, wenn ſie vom Rathhauſe herunter kommen geläutet. Die Glocke iſt ſo ſchwer, daß, wenn man funfzig Schläge gezogen hat, ſie andere funfzig von ſelbſt gehet.

---

60. Das Crucifix zu Würzburg.

In Werzborg steat in der obera Gruft in der Neiminsterer Kerch a groas Cruzefix. Der gekreizigte Herrgott schlegt sei Arm iber sei Brust. Es is a mol a grofzer armer Sinder dort gekniat, und hat reimithi und andächti gebett. Do hat auf e mol der Heiland sei Arm von Kreiz abgelest und hat en Sinder umarmt. All dei Sinda sen der vergeba, hat Christus der Herr zu'n g'sagt. Hernach is er fortganga und is a frommar Eisidler worn. Es Cruzefix helt zum Odenka no heit sei Arm iber die Brust g'schlaga.

---

61. Das Crucifix zu Adelhauſen.

In der Kirche des Kloſters Adelhauſen befindet ſich auf dem mittlern Altar ein hölzernes Crucifix, deſſen Haupt tief herabhängt. Jedes Jahr ſenkt ſich daſſelbe mehr und mehr, als ob die wachſende Sündenlaſt der Menſchheit es immer tiefer drückte; und wenn es endlich ganz mit dem Kinn auf der Bruſt liegt: dann geht die Welt unter.

---

62. Die eiſerne Kette um die Kirche zu Ganacker.

G'foahr'n is amal voa viel, viel Joahr'n a Fuahrmann mit viar ſtattlinga Ross'n an án ſchwár'n Güatawag'n zwischen Ganacka und Landau üba dees grundlos Moos. Es is Hiargst und scho lang Nacht; da Mo hat sched diamal'n[1]) zwischen den schwarzen, z'rifzna G'wölkat[2]) aussa g'schiagelt,[3]) dees da Wind dahin trieb'n hat. Af oamal genga zwoa Weg'n ausananda, und af den Oan denkweck[4]) sieht a voa Weit'n a Liachtl ziag'n, wiar in a Latern und schnalzen hört a und Ross' antreib'n mit Hi und Hatt' und Wistaha.[5]) Aha! denkt ar eahm, davoarn foahrt gen á'r a Kamarad, den muaſz i ge'n eihohln, dea foahrt g'wiſz an g'naugan[6]) Weg, ebban[7]) an Neua. Und abi lenkt a, denk[8]) dee via Bräunln[9]) aba dee well'n[10]) net und báma[11]) si af, und da weiſz Spitzl[12]) springt aba vo da Plagan[13]) und foahrt voa dee Ross' h'rum und bàlt[14]) s' wüathat an. Da wiad da Fuahrmann fuchti,[15]) setzt si af'n Sattlgàll[16]) und treibt mit an Fluach und an Klatsch sine via Bräun'l den linken Weg h'nein; aba net lang foahrt a flüchti dahi, da tret'n dee Gáll so tiaf ein und da Wag'n hutscht[17]) so närrisch hintnach und in án Stäuerl hört a's kicharn und hedeln.[18]) Dees Liacht weicht noch weita denkweck und da Weg und 's Gloas[19]) hört af, und sein Spitzl den sieht ar à nimma,

---

1) bisweilen. 2) Gewölk. 3) geschielt. 4) linksweg. 5) Ruf zur Lenkung des Gespannes: Hat = rechts, Wistaha = links. 6) Verstärkungspartikel, vielleicht = noch und doch. 7) näher. 8) etwa. 9) Diminutiv. Die Braunen d. i. Pferde. 10) wollen. 11) bäumen. 12) Spitzhund. 13) Plane, Decke. 14) bellt. 15) zornig (Alte Wurzel: vu, reth, glühend vor Zorn, daher der Fuchs das feuerrothe Thier. 16) Gáll, Gaul, Hengst. 17) schwankt. 18) kichern und lachen. 19) Geleise.

aba heul'n hört a'n af en Schidweg,[1]) Da wiad eahm aba dengast[2]) andarst, d' Ross' dampfa und àchazen und rosseln und schloapfa,[3]) denn bald bis an d' Ax gengan d' Räda im Grund und iatza steckt da Wag'n und sinkt — und sinkt bis an d' Deichsel und d' Langwid und d' Ross' schia bis an Bauch ein. Ea peischt und schreit hi! da oba stampfa si, bald Dees und bald 's Anda wida in d' Höch, dengast tiafa noch sinka s' all z'soamm. Bräundln sand s'nimma iatza, weifz sand s' wia Schimmel voa Angstschwoofz und Arbat.[4]) Da wiad da Fuahrma betat: «Heiligste Dreifaltikeit!» schreit a, «wo bin ih hig'rath'n?» Jatza schlagt's z' Gànacka elfe af'n Kiarchthuan. «Hilf, heiliga Leanhardi!» fangt a wieda zon Bet'n an, «ih g'lob' a Kett'n um dei Kircha, dreimal umat um geh'n soll's, so stark wia mei Spiarkett'n.»[5]) Da steht a kloans Mánndl voar eahm, wiar a Hüata schaugt's aus, aba sagt nix. Dees fafzt den vödasten Handgáll am Woāha,[6]) seitab loat's d' Ross' mit an Schnàckla und aussa geht's in oan Rifz af' en festen trogaden Erdbod'n und nah in Trabb dahin bis wieda zon Schidweg. Da springt da Spitzl in d' Höch an dee Ross und dee braus'n an Schrecka vom Herz weck' und stehnt und schnaufa. Vom Mánndl is nix mehr z' seg'n g'wen, so viel á de Fuahrma schaugt, er kann sein Retta net danka. Und wida zugsam[7]) dahin geht's und da Mann wischt si 'n Schwoafz vom Hiarn weck und endli gen Landau eini. Net viel hat a g'redt mit en Hausknecht, dear 'n um dee schwitzaten Ross' b'schria'n.[8]) Gfuadat[9]) hat a s', sel nix g'mög't und si af d' Strá[10]) g'legt. Aba z' fruah andan Tag's sei earsta

1) Scheidweg. 2) dennoch. 3) dampfen, ächzen, röcheln und schleifen. 4) Arbeit. 5) Sperrkette. 6) Weiser, Leitzaum. 7) allmählig. 8) beschrieen, beredet. 9) gefüttert. 10) Streu.

Gang is in d' Schmitten, won a d' Ketten anfrimmt,[1]) viarzig Klafta lang und dee Gliedá fingadick, so dafz en da Schmid anschaugt mit oflan Máll[2]) als thát ar an Narrn hörn. Wiar ar abar an Ernst sieht, und da Mann sein Geldkatz hinschmeifzt fülan Ambofz, da vospricht a in Jahr un Tag soll's füarti sei richti und g'recht, dafz s' a Freud wá. Und schia beckelhaft[3]) hat a si g'arbat, aba füati waarn is s' und da Fualurma hat s' grad am sel'n Tag a Joahr draf mit den sel'n viar Bräunln ausse g'füahrt af Gánacka zon Heilinga Leanhardi seiner Kiarcha, und d' Leut san dag'west 'n Tausat nach von umatum und g'holfa hab'n s' calm Ketten umiziag'n um Kiarcha und nacha[4]) sand s' eini zon Gottsdeanst und da Hear af da Kanzel dazählt hat dee ganz G'schicht und predingt und g'sagt z'letzt: »Was hilft dem Heiling Leanhardi dee Kett'n um sein Kiarcha? Dem Heiling Leanhardi? Nix hilfts calm; aba car hat g'holfa af en bittsama[5]) Anruaf; und allen Christgläubinga hilft dee Kett'n,« und sagt calm:[6]) »'s Gebet is dee Kett'n, den um Himmel und Erden und um Alls rum laft und Alls z'sammhalt, und wer net bett, dea hat koan Thál an dera Kett'n, is aussa'n Himmel und Erden und g'hört dar Höll' an. Amen.« Und sida[7]) is d' Kett'n um d' Kiarcha z' Gánacka, s' kann jeda Mensch anschaug'n.

63. Das Uhrwerk im Münſter zu Straßburg.

Im Münſter zu Straßburg iſt ein herrliches Uhrwerk, das in der ganzen Welt nicht ſeines Gleichen hat, ein großes

1) beſtellt. 2) Maul. 3) krank 4) nachher. 5) bittend. 6) ihnen. 7) ſeither.

figurenreiches Gebäu von unbegreiflicher Kunst und Vorrichtung, den Gang der Zeit und der himmlischen Lichter darzustellen; aber leider steht es und geht schon längst nicht mehr.

An diesem Werke zeigt sich unten der Himmelsglobus und daneben ein Pelikan; darüber erhebt sich ein Calendarium, in dessen Mitte die Erdkugel erscheint, zu beiden Seiten stehen der Sonnengott und die Mondgöttin, welche mit ihren Pfeilen Tages- und Nachtstunden zeigen. Darüber fuhren in Wagen, von verschiedenen Thiergespannen gezogen, die sieben Planetengötter als Tagesboten; jeden Tag zeigte sich sanft vorrückend ein anderes Gespann, stand in der Mitte zur Mittagsstunde und gab dann allmählig dem nachfolgenden Raum. Darüber ein großer Viertelstundenzeiger und zur Seite vier Gebilde, die Schöpfung, Thal Josaphat, jüngstes Gericht und Verdammniß. Zur Rechten des Beschauers steht ein freier Treppenthurm am Uhrgebäu, zur Linken ein ähnlicher von anderer Form mit Göttergestalten; auf der Spitze ein großer Hahn, welcher die Stunden krähete und mit den Flügeln schlug. Am Sockel der Thürme zwei große aufrechtsitzende Löwen, deren einer den Helm mit dem Kleinod, der andere das Wappenschild der Stadt Straßburg hält. Recht in der Mitte ist das mächtig große, mannigfach verzierte und mit kunstvollem Triebwerk versehene Zifferblatt, umgeben von den Bildern der vier Jahreszeiten. Den Zeiger bildet ein geschlängelter Drache, dessen Pfeilzunge auf die Stundenzahl deutet. Ueber dem Zifferblatte zeigte ein kleinerer Kreis mit der Mondesscheibe genau des Mondes wechselnde Zeiten. Darüber waren zwischen Schildhaltern und Wappenfiguren wandelnde Gestalten der Menschenalter zu sehen, welche an die offen hängenden Viertelstundenglocken anschlugen; über ihnen hängt die Stundenglocke. Nach jedem Viertelstundenschlage trat der Tod hervor, die Stunde zu schlagen; aber da begegnete ihm die Gestalt unseres Heilands

und wehrte ihm; erst wenn die Stunde voll war, durfte der Tod sein Stundenamt üben. Hoch über allem diesem hob sich noch eine gothische Krone, mit den freistehenden Gestalten der vier Evangelisten, die Thüre der Offenbarung neben sich, und über diesen standen zwei musicirende Engel; dahinter aber barg sich gar ein klangvolles Glockenspiel. Auch ist noch manch anderes künstliches Bildwerk an der Münsteruhr zu sehen und sind viele gedankenvolle Sprüche daran zu lesen.

Der Meister dieses herrlichen Werkes hieß Isaak Habrecht; er hatte jahrelang darüber gesonnen und Tag und Nacht daran gearbeitet, bis er alles glücklich zu Stand gebracht. Alle Welt lief herzu, und war ein Jubel, Rühmen und Preisen in der ganzen Stadt und Landschaft, als das wundervolle Meisterstück in voller Bewegung, wie von geheimem Leben beseelt, sich darstellte, als die Glöcklein ertönten, als der Tod die Stunden schlug, die Apostel vorbeizogen und vor dem Heilande sich neigten, als die beiden Löwen, die des Stadtwappens hüteten, zu brüllen anfingen, daß es durch das ganze Münster hindurch nachtönte und dröhnte, und als gar auch der Guller droben auf der Spitze die Flügel schlug und zweimal krähete, gleichwie der Hahn im Evangelium zur Stunde, als Petrus seinen Herrn und Meister verleugnete im Vorhofe des Hohenpriesters.

Aber der Ruhm, den der gute Meister davon hatte, schlug ihm zum Verderben aus. Den Rath zu Straßburg kam nämlich die Besorgniß an, der Meister möchte sonst noch irgendwo ein ähnliches oder gar noch künstlicheres Werk aufstellen und Straßburg alsdann nichts dergleichen mehr vor allen Städten der Welt voraushaben. Um dies sicher zu hindern, faßten sie den grausamen Beschluß, dem Künstler die Augen ausstechen zu lassen, und brachten auch diesen teuflischen Rath zur Ausführung.

Als nun der unglückliche Meiſter in ewiger Nacht daſaß, bat er, daß man nur einmal noch ihn hinaufführen möge zu ſeiner Uhr, damit er etwas an ihr verbeſſern könne. Die Bitte wurde gewährt. Da ſtieg der Meiſter hinauf zwiſchen das Räderwerk und ſchaffte was darin eine kurze Weile: und — ſtille ſtand das ganze Uhrwerk von ſtundan. Die Glöcklein hörten auf zu ſchlagen, die Apoſtel, der Tod und die Alter der Menſchen wandelten nicht mehr, der Herr erhob nicht mehr die Rechte zum Segnen beim Vorübergehen, der Zeigerdrache zeigte nicht, die Götter fuhren nicht mehr, die Löwen blieben ſtumm, und der Hahn vergaß zu krähen.

Der Meiſter überlebte ſein Werk nicht lange, und vergebens ſandte der Rath nach Künſtlern umher, die das Uhrwerk wieder in Gang bringen ſollten. Viele kamen, viele probten und pöſſelten daran herum, keiner brachl's in Gang, ſie verdarben mehr als ſie gut machten, und ſo ſteht in Münſter das Uhrwerk heute noch: wunderbar anzuſchauen aber ſtill und todt, ohne die Seele, welche nur der Meiſter ſeinem Werke geben konnte.

64. Der Hecht von Heilbronn.

Im Jahre 1497 hat ein ehrbarer Rath der Stadt Heilbronn in dem der Stadt zuſtändigen See eine Fiſcherei angeſtellt, wobei ein Hecht gefangen worden, dem hinter die Ohren ein meſſingener Ring angelegt, doch alſo überwachſen geweſen, daß er nur kümmerlich hervor geſchienen. Auf dieſem Ring ſtand eine Schrift in griechiſcher Sprache, welche zu deutſch lautete: „Ich bin der Fiſch, ſo zuerſt unter allen Fiſchen in dieſen See geſetzt worden durch die Hände des Regenten der Welt, Friedrichs des Zweiten, am fünften

Oktober *)." Aus der Jahreszahl auf dem Ringe hat man ersehen, daß dieser Hecht zweihundert sieben und sechzig Jahre im See sich gehalten und gelebt habe, dessen Bild und Größe sammt dem Ringe männiglich, der gen Heilbronn kommt, unterm Thor, wenn man von Speier dahin reiset, auf einer Tafel besehen kann.

65. Das Hündlein von Bretten.

In dem Städtchen Bretten, dem Geburtsorte Melanchthons, lebte vor Zeiten ein Mann, welcher ein treues und zu mancherlei Dienst abgerichtetes Hündlein hatte; das pflegte er auszuschicken, gab ihm einen Korb ins Maul, worin ein beschriebener Zettel mit dem nöthigen Gelde lag, und so holte es Fleisch und Bratwurst beim Metzger, ohne je einen Bissen davon anzurühren. Einmal aber sandte es sein Herr, der evangelisch war, an einem Freitage zu einem Metzger, der katholisch war und streng auf die Fasten hielt. Als nun der Metzger auf dem Zettel eine Wurst bestellt fand, hielt er das Hündlein fest, haute ihm den Schwanz ab und legte den in den Korb mit den Worten: „da hast du Fleisch!" Das Hündlein aber, beschimpft und verwundet, trug den Korb treulich über die Gasse nach Haus, legte sich nieder und verstarb. Die ganze Stadt trauerte, und das Bild eines Hündleins ohne Schwanz wurde in Stein ausgehauen übers Stadtthor gesetzt. Noch jetzt geht in der Rheinpfalz unter den Leuten das Sprichwort um, wenn von übel belohnter

*) εἰμὶ ἐκεῖνος ἰχθὺς, ταύτῃ λίμνῃ παντόπρωτος ἐπιτεθεὶς διὰ τοῦ κοσμήτου Φεδηρίκου τὰς χεῖρας ἐν τῇ ε. ἡμέρᾳ τοῦ Ὀκτοβρίου.

Treue die Rede iſt: „Es geſchieht dir wie dem Hündchen zu Bretten.“

66. Die Taube von Armsheim.

Auf dem Kirchhofe zu Armsheim ſteht ein Grabſtein, darauf ein Pflug eingehauen iſt, und auf dem Pflug ſitzt eine Taube.

Lange vor dem letzten Kriege lebten hier zwei junge Leute in ſehr glücklicher Ehe. Ein zahmes Täubchen war noch aus dem elterlichen Hauſe her der Liebling der jungen Frau; es ſaß auf ihren Schultern und nahm ihr die Speiſe aus dem Munde. Eines Morgens bat ſie den Mann, nicht aus dem Hauſe zu gehen, weil ſie eine unerklärliche Bangigkeit fühle. Es war gerade ein ſchöner Tag zu Saat, den der fleißige Landmann nicht verſäumen wollte. Doch verſprach er, ſein Werk ſo ſchnell als möglich zu fördern. Er hatte etwa zwei Drittheile der Ausſaat untergebracht, da kam das weiße Täubchen geflogen und umflatterte ihn ängſtiglich; da ers nicht merken wollte, ſetzte ſie ſich auf den Pflug und blickte, die Flügel ſchlagend, ihn wie bittend an, und endlich flog ſie ihm auf die Bruſt, pickte ihm ſchmerzlich ins Kinn und ſchwang ſich ſchnurgerade dem Dorfe wieder zu. Der Mann gedachte der Bitte ſeiner jungen Frau, eine bange Ahnung ſchoß ihm zu Herzen, er ſpannte ſchnell los und ritt eilends heim. Da lag ſie, weil das ganze Dorf im Felde war, hilflos im Bette und hielt zwei lebende geſunde Kinder in den Armen; ſie ſelbſt war hinüber gegangen. Die Trauer des Mannes war unſäglich, er blieb ehelos und ſuchte Erſatz in den Kindern. Zum Andenken ließ er jenen ſeltſamen Stein, der auch ihr Bildniß zeigt, von einem frommen Lohn-

heimer Meister fertigen. Oft hat man ihn, selbst um Mitternacht, auf dem Grabe betend gefunden.

67. Der Rabe zu Merseburg.

Auf dem Schloßhofe zu Merseburg steht ein mächtig großes Vogelhaus, darin wird zufolge alter Stiftung, ein Rabe unterhalten, zu dessen Fütterung in der Rentamtsrechnung ein Gewisses an Gerste verschrieben wird. Diese Stiftung hat folgende Veranlassung. Dem Bischofe von Merseburg Thilo, des Geschlechtes von Trotha, war ein kostbarer Ring, den er sehr werth hielt, abhanden gekommen. Der Verdacht der Entwendung lenkte sich sogleich auf einen seiner Diener; alle Umstände schienen ihn schuldig zu sprechen: kein anderer Mensch konnte der Thäter sein. Der Beschuldigte läugnete zwar anfangs die That hartnäckig, aber die Folter brachte ihn zum Geständniß, worauf der Bischof sofort seine Hinrichtung befahl.

Einige Zeit darauf sollte an einem der Schloßthürme das Dach gebessert werden; da fanden die Arbeiter droben ein Rabennest und in dem Neste den Ring, um dessentwillen der unschuldige Diener den Tod erlitten. Der Bischof trug nun große Reue über seine mörderische Uebereilung und Gewaltthat. Er setzte sich selbst zur Buße und den Richtern künftiger Zeiten zur Warnung das Bild eines Raben mit dem Ringe im Schnabel in sein Siegel und Wappen und ordnete durch eine Stiftung auf ewige Zeiten die Unterhaltung eines Raben im Schloßhofe zu Merseburg an. Dieses Wappen ist auf dem in Erz gegossenen Denkmale des Bischofs, ingleichen am Schlosse und mehrern Stiftsgebäuden in der Stadt noch heute zu sehen; das Geschlecht derer von Trotha führt noch

immer den Raben mit dem Ring im Wappen; auch der Thurm steht noch, auf welchem die verspätete Entdeckung des rechten Diebes geschehen ist, und trägt auf seiner Wetterfahne das Bild des verhängnißvollen Vogels.

---

68. Herzog Eberhards Weißdorn.

Herzog Eberhard von Würtemberg besuchte im Jahre 1468 das heilige Grab zu Jerusalem und brachte aus dem gelobten Lande außer seinem Barte, welchen er seitdem wachsen ließ, wovon er den Zunamen „im Bart" erhielt, auch einen Weißdorn mit. Den pflanzte er im Klostergarten zu Einsiedel: und das Reis wuchs zum Baume und der Baum breitete sich mächtig aus, so daß man zuletzt seine Aeste mit vierzig steinernen Säulen stützen mußte.

---

69. Die drei Linden auf dem Kirchhofe.

Auf dem Kirchhofe des Hospitals zum heiligen Geiste in Berlin haben vor vielen Jahren, wie das bejahrtere Leute noch immer von ihren Eltern gehört haben, drei gewaltig große Linden gestanden, die mit ihren Aesten den ganzen Raum desselben weithin überdeckten. Das Wunderbarste an diesen Bäumen war, daß sie mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachsthum erreicht hatten; aber dieses Wunder hatte auch die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten.

Vor vielen vielen Jahren lebten nemlich zu Berlin drei

Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugethan waren und mit Leib und Leben für einander einstanden. So lebten sie glücklich und zufrieden, bis dies Glück durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch einer derselben des Meuchelmordes angeklagt.

Er leugnete beharrlich das ihm schuldgegebene Verbrechen; da aber alle Umstände gegen ihn zeugten, so fällten die Richter des Todesurtheil über ihn.

Noch saß er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, daß seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde und so statt eines Thäters auf einmal drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen. Da wagte der Richter nicht den Urtheilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall noch einmal dem Curfürsten vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurtheil entscheiden solle. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den Thäter bezeichnet. Dies Urtheil wurde auch sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen, und sieh da! nur wenige Wochen vergingen und alle drei Bäume, die man auf dem heiligen Geist-Kirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So wurde denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten

Stelle geſtanden, bis ſie endlich verdorrt ſind und anderen Platz gemacht haben.

---

70. Die Peſt.

Es war einmal in einem Frühlinge, da die Bäume kaum ausgeſchlagen hatten, da die Blüthenblätter kaum abgefallen waren, daß eine ſchwere Krankheit in den Ortſchaften Oberplan, Schwarzbach, Langenbruck, Melm, Pichlern, Pernet und der ganzen Umgegend ausbrach. Sie iſt lange vorher in entfernten Ländern geweſen und hat daſelbſt unglaublich viele Menſchen dahin gerafft. Plötzlich war ſie da; man weiß nicht, wie ſie gekommen iſt: haben ſie die Menſchen gebracht, iſt ſie in der milden Frühlingsluft gekommen, oder haben ſie Winde und Regenwolken daher getragen: genug ſie iſt gekommen und hat ſich über die ganze Landſchaft ausgebreitet. Ueber die weißen Blüthenblätter, die noch auf dem Wege lagen, trug man die Todten dahin, und in dem Kämmerlein, in das die Frühlingsblätter hineinſchauten, lag ein Kranker und es pflegte ihn einer, der ſelbſt ſchon krankte. Die Seuche wurde die Peſt geheißen, und in fünf bis ſechs Stunden war der Menſch geſund und todt, und ſelbſt die, welche von dem Uebel genaſen, waren nicht mehr recht geſund und recht krank und konnten ihren Geſchäften nicht nachgehen. Man hatte vorher in Winterabenden erzählt, wie in andern Ländern jene Krankheit ſei und die Leute an ihr wie an einem Strafgericht dahin ſtürben; aber niemand hatte geglaubt, daß ſie in unſere Wälder hereinkommen werde, weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt bis ſie kam.

In den Rathſchlägerhäuſern iſt ſie zuerſt ausgebrochen,

und es ſtarben gleich alle, die an ihr erkrankten. Die Nachricht verbreitete ſich in der Gegend, die Menſchen erſchraken und rannten gegen einander. Einige warteten, ob es weiter greifen würde; andere flohen und trafen die Krankheit in den Gegenden, in welche ſie ſich gewendet hatten. Nach einigen Tagen brachte man ſchon die Todten auf den oberplaner Kirchhof, um ſie zu begraben; gleich darauf von nahen und fernen Dörfern und von dem Marktflecken Oberplan ſelbſt. Man hörte faſt den ganzen Tag die Zügenglocke läuten, und das Todtengeläute konnte man nicht mehr jedem einzelnen Todten verſchaffen, ſondern man läutete es allgemein für alle. Bald konnte man ſie auch nicht mehr im Kirchhofe begraben, ſondern man machte große Gruben auf dem freien Felde, that die Todten hinein und ſcharrte ſie mit Erde zu. Von manchem Hauſe ging kein Rauch empor, in manchem hörte man das Vieh brüllen, weil man es zu füttern vergeſſen hatte, und manches Rind ging verwildert herum, weil niemand war, es von der Weide in den Stall zu bringen. Die Kinder liebten ihre Eltern nicht mehr und die Eltern die Kinder nicht, man warf nur die Todten in die Grube und ging davon. Es reiften die rothen Kirſchen, aber niemand dachte an ſie, und niemand nahm ſie von den Bäumen; es reiften die Getraide, aber ſie wurden nicht in der Ordnung und Reinlichkeit nach Hauſe gebracht, wie ſonſt; ja manche wären gar nicht nach Hauſe gekommen, wenn nicht doch noch ein mitleidiger Mann ſie einem Büblein oder Mütterlein, die allein in einem Hauſe geſund geblieben waren, einbringen geholfen hätte.

Eines Sonntages, da der Pfarrer vom Oberplan die Kanzel beſtieg, um die Predigt zu halten, waren mit ihm ſieben Perſonen in der Kirche; die andern waren geſtorben oder waren krank oder bei der Krankenpflege oder aus Wirrniß und Starrſinn nicht gekommen.

Als sie dieses sahen brachen sie in ein lautes Weinen aus; der Pfarrer konnte keine Predigt halten, sondern las eine stille Messe, und man ging auseinander.

In dem großen Alschhofe ist alles ausgestorben bis auf eine einzige Magd, welche noch das Vieh, das in dem Alschhofe ist, pflegen mußte, zwei Reihen Kühe und die Stiere und das Jungvieh. Diese mußte sie viele Wochen lang nähren und warten, weil die Seuche den Thieren nichts anhaben konnte und sie fröhlich und munter blieben, bis ihre Herrschaft Kenntniß von dem Ereignisse erhielt und von den übrig gebliebenen Menschen ihr einige zu Hilfe sendete.

In der großen Hammermühle sind ebenfalls alle Personen gestorben bis auf einen einzigen krummen Mann, der alle Geschäfte zu thun hatte und die Leute befriedigen mußte, die nach der Pest das Getraide zur Mühle brachten und ihr Mehl haben wollten; daher noch heute das Sprichwort kömmt: „Ich habe mehr Arbeit als der Krumme im Hammer."

Von den Priestern in Oberplan ist nur der alte Pfarrer übrig geblieben, um der Seelsorge zu pflegen, die zwei Capläne sind gestorben, auch der Küster ist gestorben und sein Sohn, der schon die Priesterweihe hatte. Von den Badhäusern, die neben der kurzen Zeile des Marktes die gebogene Gasse machen, sind drein gänzlich ausgestorben.

Als die Krankheit ihren Gipfel erreicht hatte, als die Menschen nicht mehr wußten, sollten sie in dem Himmel oder auf der Erde Hilfe suchen, geschah es, daß ein Bauer aus dem Amischhause von Melm nach Oberplan ging. Auf der Drillingsföhre saß ein Vöglein und sang:

Eßt Enzian und Pimpinell,
Steht auf, sterbt nicht so schnell.
Eßt Enzian und Pimpinell,
Steht auf, sterbt nicht so schnell.

Der Bauer entfloh, er lief zu dem Pfarrer nach Ober-

plan und sagte ihm die Worte, und der Pfarrer sagte sie den Leuten.

Diese thaten, wie das Vöglein gesungen hatte, und die Krankheit minderte sich immer mehr und mehr; und noch ehe der Haber in die Stoppeln gegangen war, und ehe die braunen Haselnüsse an den Büschen der Zäune reiften, war sie nicht mehr vorhanden. Die Menschen getrauten sich wieder hervor; in den Dörfern ging der Rauch empor, wie man die Betten und die andern Dinge der Kranken verbrannte, weil die Krankheit sehr ansteckend gewesen war. Viele Häuser wurden neu getüncht und gescheuert, und die Kirchenglocken tönten wieder friedfertige Töne, wenn sie entweder zu dem Gebete riefen oder zu den heiligen Festen der Kirche.

Die Drillingsföhre, darauf das Vöglein gesungen, steht noch heutiges Tages, ein großer Stamm, der drei schlanke Bäume trägt, welche in den Lüften ihre Aeste und Zweige vermischen. Sie darf nicht umgehauen werden, und ihrem Stamm und ihren Aesten darf kein Schaden geschehen.

71. Der Bau des Doms zu Aachen.

Zu Aachen im Dom zeigt man an dem einen Flügel des ehernen Kirchenthors einen Spalt und das Bild eines Wolfs nebst einem Tannenzapfen, beide gleichfalls aus Erz gegossen. Die Sage davon lautet: Vor Zeiten, als man diese Kirche zu bauen angefangen, habe man mitten im Werk einhalten müssen aus Mangel an Geld. Nachdem nun die Trümmer eine Weile so dagestanden, sei der Teufel zu dem Rathsherrn gekommen, mit dem Erbieten, das benöthigte Geld zu geben, unter der Bedingung, daß die erste Seele, die bei der Einweihung der Kirche in die Thüre hineinträte, sein

eigen würde. Der Rath habe lang gezaudert, endlich doch eingewilligt und versprochen, den Inhalt der Bedingung geheim zu halten. Darauf sei mit dem Höllengeld das Gotteshaus herrlich ausgebaut, inmittelst aber auch das Geheimniß ruchtbar geworden. Niemand wollte also die Kirche zuerst betreten, und man sann endlich eine List aus. Man fing einen Wolf im Wald, trug ihn zum Hauptthor der Kirche, und an dem Festtag, als die Glocken zu läuten anhuben, ließ man ihn los und hineinlaufen. Wie ein Sturmwind fuhr der Teufel hinterdrein und erwischte das, was ihm nach dem Vertrag gehörte. Als er aber merkte, daß er betrogen war und man ihm eine bloße Wolfsseele geliefert hatte, erzürnte er und warf das eherne Thor so gewaltig zu, daß der eine Flügel sprang und den Spalt bis auf den heutigen Tag behalten hat. Zum Andenken goß man den Wolf und seine Seele, die dem Tannenzapf ähnlich sein soll. — Andere erzählen es von einer sündhaften Frau, die man für das Wohl der ganzen Stadt dem Teufel geopfert habe und erklären die Frucht durch eine Artischocke, welche der Frauen arme Seele bedeuten soll.

---

72. Bau der zellerfelder Kirche.

Wie die zellerfelder Kirche abgebrannt ist und wieder hat aufgebaut werden sollen, da hat jeder gegeben, wie ers gekonnt und gehabt hat. Da ist aber ein armer Schelm gewesen, der hat nichts gehabt und hätte doch auch gern seinen Pfennig gegeben. Wie er so darüber nachdenkt, was er wohl macht, da fällts ihm ein: „J! wenn du einen Korb Schwämme holtest! giebts nicht viel, giebts wenig, und es giebt einer wohl einen Groschen mehr, wenn du sagst, was du mit dem

Gelde machen willſt.“ Alſo geht er ſtracks in den Wald und verirrt ſich, bis er auf einen freien Platz kommt, wo er ſich umſieht und nachrechnet, wo er wohl ſein möge. Wie er ſich ſo umſieht, auf einmal haben ihn drei verlarvte Männer gepackt. Die halten ihn feſt und verbinden ihm die Augen und führen ihn mit ſich weiter, und er merkt endlich, daß es eine Treppe hinab geht. Endlich wird ſtill gehalten, und man nimmt ihm die Binde von den Augen. Da ſieht er ſich in einem großen, herrlich ausgeſchmückten Saal, und viele Lichter brennen, ſo hell wie der Tag. Er hat ſich nicht lange beſinnen können. Denn da ſitzen viele Männer, alle verlarvt, und einer verhört ihn. Da erzählt er aufrichtig, wie's ihm gegangen iſt und ſagt, ſie ſollten ihm doch nun auch wieder ſeine Freiheit geben; ſeine Frau und Kinder warteten gewiß mit Schmerzen auf ihn. Aber er wird nicht entlaſſen, ſondern in ein anderes Zimmer geführt, wo man ihm Speiſe und Trank giebt und ſagt, er ſolle ſich nur erſt erquicken und ſich dann ruhig ſchlafen legen, morgen wolle man mehr mit ihm reden.

Das Zimmer iſt auch ganz prächtig geweſen, die Speiſen und der Wein aufs köſtlichſte und das Bett wie für einen Fürſten bereitet. Nachdem er ſich erquickt hat, legt er ſich nieder und denkt: „Na, das iſt eine ſchöne Geſchichte! Wo biſt du denn eigentlich? Räuber ſinds gewiß nicht, die wären nicht ſo manierlich mit dir umgegangen. Biſt wohl gar unter die Venediger *) gerathen. Hm! da wärſt du ja gerade recht gekommen.“

Am andern Morgen, nachdem man ihn aus dem Schlaf

*) Im Harz und Thüringerwalde, im Rhöngebirge, Speſſart und andern Gebirggegenden Deutſchlands erzählt man ſich von eingewanderten Welſchen, gemeinhin Venetianer genannt, welche in mancherlei Geſtalt, auch mit Zauberkünſten ausgerüſtet, ſich einſchlichen, um die nur ihnen bekannten gold- und ſilberhaltigen Quellen und ſonſtigen Fundörter edler Metalle auszubeuten.

geweckt, bekommt er erſt wieder einen Trunk Wein und Backwerk dazu, darauf wird er wieder vor die Herren geführt. Diesmal haben ſie die Larven nicht mehr vor; er ſieht, daß es ganz anſehnliche Leute ſind. Sie fragen ihn, ob er nicht Luſt habe, die Welt zu ſehen; wenn er ehrlich ſei, könne er ein reicher Mann werden. Ja, ſagt er, das ginge ſo nicht; er wiſſe ja auch nicht, wer die Herren wären; aber er dächte, ſie müßten wohl Venediger ſein, und da müßte er ja Frau und Kind verlaſſen, wenn er mit ihnen wollte in die weite Welt gehn, und das wäre doch unrecht. „Nun," ſagt da einer, „wir ſehen, daß du eine ehrliche Haut biſt, und wenn du dir etwas wünſcheſt, nun ſo ſags." Ja, erwiedert er, wenn ſie ihm ein paar Groſchen geben wollten, ſo würde er es ihnen großen Dank wiſſen; es wäre ihm doch gar zu verdrießlich, daß er zum Kirchenbau nichts geben könnte. Die Sammler hätten ſchon ihren Umgang begonnen und kämen heute zu ihm, und am Ende könnte man argwöhnen, er ſei nur darum ſo lange ausgeblieben, um der Beiſteuer auszuweichen. Die Herren wären ja ſo reich, könnten wohl auch etwas thun für den Aufbau der Kirche.

Da giebts ein lautes Gelächter. „Na, ſo ſuche dir etwas aus!" rufen ſie ihm zu. Da führt ihn ein Mann in ein anderes Zimmer und zeigt ihm ganze Fäſſer voll Piſtoletten. „Nun, willſt du nicht zugreifen?" — „O ja! werde mich hüten, hieße am Ende gar, ich hätts geſtohlen!" — „Nun, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Da, weiter haben wir nichts für dich." Damit giebt ihm der Mann eine blecherne Henne. „Auch gut," denkt der Bergmann und bedankt ſich. Darauf werden ihm wieder die Augen verbunden, und ſo wird er wieder abgeführt. Wie ihm die Binde abgenommen wird, befindet er ſich auf einem Pfade. Er erkennt ihn, es iſt der Weg nach Zellerfeld. Er eilt nach Hauſe. „Gottlob! daß ich dich wiederſehe!" ruft ſeine Frau,

„aber wo haſt du denn ſo lange geſteckt?“ „Na, nur ſtille! mir iſts wunderlich gegangen.“ Und da erzählt er. „Aber was ſollen wir denn nun mit dem Dinge machen?“ heißt es; und wie ſie das ſeltſame Geſchenk ſo um und um betrachten und betaſten, da öffnet ſich unter dem Bauche der Henne ein Kläppchen, und es fallen lauter Goldſtücke heraus, alle wie kleine Küchlein geſtaltet. Da iſt Freude geweſen im Hauſe, und der arme Schelm iſt auf einmal reich geworden und hat die zellerfelder Kirche gebaut. Und zum Wahrzeichen hat er die Glucke mit den Küchlein über den Kirchthüren in Stein abbilden laſſen.

---

73. Der Ablaßkaſten zu Jüterbogk.

Zwiſchen den Städten Jüterbogk und Baruth zieht ſich eine lange Kette von bewaldeten Hügeln hin, deren höchſte Spitze der Golm bei dem Dorfe Stülpe iſt, von wo nach Süden hin ſich ein großes Hochland, der hohe Flemming, ausdehnt, die aber auch nach Norden zu, obwohl ſie da ſteiler zu einem großen Bruch abfällt, noch mancherlei Hügeläſte entſendet. Ein ſolcher aus Sand beſtehender Rücken erhebt ſich dicht hinter dem Dörfchen Holbeck an dem dabei gelegenen See und führt den Namen der Mordberge, den er folgender Begebenheit verdankt.

Als der Ablaßkrämer Tetzel in der Mark ſein Weſen trieb, hielt er ſich namentlich lange Zeit in Jüterbogk auf, wo man noch heute das der Nicolaikirche gerade gegenüber gelegene Haus zeigt, in welchem er ſeine Wohnung und eine eigene Capelle zu Leſung von Meſſen und Austheilung des Ablaſſes hatte. Hier kam einſt ein Ritter von Hake, der in dem oben genannten Stülpe am Fuße des Golm wohnte, zu

ihm und verlangte Ablaß für eine ſchwere Sünde, die er erſt begehen wolle. Tetzel wollte ihm denſelben anfangs nicht ertheilen; als jener ihm aber eine große Summe Geldes gab, wurde er bereitwilliger, und Hake erhielt zuletzt, was er wünſchte. Wenige Tage darauf verließ Tetzel mit all ſeinen Schätzen Jüterbogk, um ſich von da nach Berlin zu wenden. Als er aber in die Berge bei dem Dorfe Holbeck kam und die Pferde den ſchweren Wagen im tiefen Sande kaum von der Stelle bringen konnten, ward er von geharniſchten Männern, an deren Spitze ein Ritter ſtand, überfallen, und dieſe nahmen ihm, ungeachtet er die furchtbarſten Flüche über den Ritter ausſprach, ſeinen gewaltigen, mit Eiſen beſchlagenen und ganz mit Geld angefüllten Kaſten ab: denn jener Ritter war der von Hake, dem er ſeine Sünde bereits im voraus vergeben hatte.

Die Knechte aber, welche Tetzel hatte, wollten ſich gegen die Reiſigen zur Wehre ſetzen und ſuchten das geraubte Gut wieder zu gewinnen, wurden jedoch leicht in die Flucht geſchlagen, und ein Theil derſelben fand im Kampfe den Tod. Davon erhielten dann die Hügel, wo dieſe Begebenheit ſich zutrug, den Namen der Mordberge; der große Kaſten aber kam ſpäter, ſeines Inhalts entleert, nach Jüterbogk, wo er noch heute hinter dem Altar in der St. Nicolaikirche zu ſehen iſt.

V.

74. Das Paradies der Thiere.

Oben auf dem hohen und unerſteiglichen Felſen und Schneerücken des Mattenbergs ſoll ein gewiſſer Bezirk liegen, worin die ſchönſten Gemſen und Steinböcke, außerdem aber noch andere wunderbare und ſeltſame Thiere, wie im Paradieſe zuſammen hauſen und weiden. Nur alle zwanzig Jahre kann es einem Menſchen gelingen, in dieſen Ort zu kommen und wieder unter zwanzig Gemſenjägern nur einem einzigen. Sie dürfen aber kein Thier mit herunterbringen. Die Jäger wiſſen manches von der Herrlichkeit dieſes Orts zu erzählen, auch daß daſelbſt in den Bäumen die Namen vieler Menſchen eingeſchnitten ſtänden, die nach und nach dort geweſen wären.

---

75. Rothkehlchen.

Rothkehlchen kann keinen todten Menſchen ſehen. Liegt ein Erſchlagener im Walde, ſo fliegt es hinzu und legt ein Zweiglein oder einige Blätter auf ſein Geſicht, um ihn ſo etwas zu verhüllen.

---

76. Das Fliegenſchnäpper-Neſt.

Schwalben, Störche und Tauben ſind Herrgottsvögel, die man nicht ſtören darf; beſonders von Fliegenſchnäpper-Neſtern bleibe man weit weg. Ein böſer Junge aus Sorſum „ging einmal Schulen“ und ſuchte Vogelneſter im ſorſumer Buſch. Als er nun an dke große Eiche kam, aus welcher ſie nachher die Mühlenwelle für das große Rad auf der ſorſumer Mühle gemacht haben, ſah er unter der Eiche einen ſteinalten Mann mit langem weißem Bart und einer langen, langen Zipfelmütze auf dem Kopfe. Der Mann hackte mit einer Rodehacke alles Buſchwerk und Geſträuch, welches unter dem Baume ſtand, weg und brummte bei dieſer Arbeit immer in den Bart: Knax, narrax! Knax, narrax! Der Bauerjunge ſah dem alten Manne, den er noch nie im Dorfe geſehen hatte, ganz verwundert und furchtſam zu; als aber der alte Mann ſich gar nicht um ihn kümmerte, ward der Junge, der, wie alle böſen Buben, gern alte Leute verſpottete, dreiſt und maulte dem Mann immer nach: Knax, narrax! Knax, narrax! Doch der Alte that gar nicht, als ob der Junge da wäre und arbeitete mit der Rodehacke, daß ihm der Schweiß vom Geſichte lief. Nun wurde der Junge ſeines Spottens auch müde und wollte eben weiter gehen, als aus einem Loche in der Eiche ein Fliegenſchnäpper aufflog. Halt, dachte der Thierquäler, da ſitzt ein Neſt, und langte nach dem Loche hinauf; ſchon hatte er zwei von den Eierchen in der Hand, als der alte Vogel mit jämmerlichem Geſchrei wieder heranflog, ſich auf einen Zweig ſetzte und rief: kiek mal kiek, kiek mal kiek, kiek! kiek! kie — — — k. Da brach auf einmal ein Sturmwind in der Eiche los, als ob ſie zerberſten ſollte. Erſchrocken ließ der Junge die Eier wieder in das Neſt fallen; aber er ſollte ſich noch mehr erſchrecken,

denn der alte Mann kam hinter dem Baume hervorgewischt mit feurigen Augen, sein Bart prasselte und die Rodehacke schleuderte er um den Kopf, wie eine Schlappschleuder. „Schlage dich das Donnerwetter in Grund und Boden, du Satansbrut!“ schrie der Mann, und seine Stimme war wie ein Donnerkrachen. „Herr Jesu steh mir bei!“ rief der Junge und lief, was er konnte, durch Dick und Dünn. Aber am Ohre fuhr es ihm weg wie ein Feuerstrahl; das war die Rodehacke, die der alte Mann dem Thierquäler nachwarf. Das Gewitter wollte kein Ende nehmen, der Junge kam ganz durchnäßt nach Haus und erzählte, was ihm im Busche begegnet war. Da nahmen seine älteren Brüder ihre Stöcke und gingen mit dem Jungen wieder nach der Stelle zurück, um den alten Mann durchzuprügeln. Sie sahen und hörten aber niemanden unter der Eiche, auch war das Buschwerk ringsumher gar nicht ausgehackt; darum dachten sie, ihr Bruder habe sie belogen, und wollten ihn schon ohrfeigen, als sie von weitem etwas im nassen Grase blinken sahen. Alle liefen darauf zu und fanden eine ganz goldene Rodehacke. — Doch das Gold hat den Leuten kein Glück gebracht; Alles, was sie anfingen, ging fehl, und bald waren sie so arm wie Kirchenmäuse.

77. Die Bienen.

Die Bienen heißen auch „Herrgottsvögel“ oder „Marienvögel“ und sind sehr klug. Wenn in der Familie eines Bienenbesitzers Unfriede herscht, so werden die Bienen unruhig und ziehen am Ende fort. Ebenso, wenn zwei zusammen Bienen halten und der Eine den Andern betrügt.

78. Die Springwurzel.

Et söllt ärdages spitsbauwen wiäst sin, dä alle slüöter ane unmaüe uopen maken konnen. Dat dä awwer, se hänn 'ne Sprinkwuortel.

Bu kriegen se dann so 'ne wuortel? — Ba dai te hewwen es, dat wet allene de Graünspecht. Drüm saüket me dat bomluok, ba sösk enen sin nest hiät. In düet huol slätt me 'n pal. Dann flüget de specht futt un saüket 'ne sprinkwuortel, will hai dat luok nitt anners uopen maken kann. Middelerwile sall me 'n roen fudden unner den bom leggen. De specht küemt met der wuortel, un hält se an 't bomluok. Farts springet de pal herut, Will he awwer de wuortel nümmes-en günnt, so lätt he se op den roen fudden fallen, in der mainunge, dat waer en für un se söll derinne vabriänen. Op düese art un wise kritt me de sprinkwuortel.

79. Pferd und Esel.

Als der Heiland nach Jerusalem reiten wollte, wandte er sich an das Pferd und fragte dasselbe, ob es ihn auf sich nehmen und nach der Stadt tragen wollte. Das Pferd aber, eben mit Fressen beschäftigt, antwortete ihm, es wolle erst fertig fressen. Zur Strafe dafür muß es seitdem immer fressen, ohne doch jemals satt zu werden und wird nur müde. Darauf wandte sich der Heiland an den Esel und fragte, ob er ihn tragen wollte. Dieser war auch sogleich dazu bereit und trug ihn nach Jerusalem. Als Zeichen des bereitwilligen Gehorsams hat der Heiland dem Esel das Kreuz auf

den Rücken gegeben, welches immer dunkler gefärbt ist, als der übrige Rücken.

80. Die Trauerweide.

Unser Herr Jesus Christus ward vor seiner Kreuzigung mit Ruthen gegeißelt, die von einem Weidenbaum genommen waren. Seit dieser Zeit senkt dieser Baum seine Zweige trauernd zur Erde und kann sie nicht mehr himmelwärts aufrichten. Das ist nun der Trauer-Weidenbaum.

81. Der Kreuzschnabel.

Der Kreuzschnabel oder Krüniß hat mit dem gekreuzigten Heilande Mitleiden gehabt und sich viel Mühe gegeben, mit seinem Schnabel die Nägel herauszuziehen, womit der Versöhner an das Holz geheftet war. Ueber dieser vergeblichen Anstrengung hat er sich kreuzweis den Schnabel verbogen, wie noch heutiges Tages an ihm zu sehen ist. Seitdem haftet an diesem Vogel ein Segen des Himmels. In ein Haus, worin man einen Krüniß hält, schlägt niemals der Bliß ein.

82. In der Christnacht.

Während der Christmette blühen die Apfelbäume, blühen ab und tragen Früchte.

Um zwölf Uhr fließt aus den Brunnen, statt Wasser, Wein; und in den Ställen liegt alles Vieh auf den Knieen. Ein Geist der Weissagung kommt dann über die dienende Creatur, deren Hausgenosse zu werden das Gotteskind in der Krippe nicht verschmähet hat: die Hausthiere reden unter einander von den Ereignissen des künftigen Jahres; aber niemand darf sie ungestraft belauschen. Ein Mann zu Freiburg im Breisgau, der dies nicht glauben wollte, legte sich, um Gewißheit darüber zu erlangen, in seinem Stall unter die Krippe. Zwischen elf und zwölf sagten die Pferde zu einander: „Dieses Jahr müssen wir unsern Herrn auf den Kirchhof führen." Der Mann erschrak hierüber, wurde nach einiger Zeit krank und verschied noch vor Ablauf des Jahres.

---

83. Himmelserscheinungen.

1. Am Ostermorgen macht die aufgehende Sonne drei Freudensprünge.

Die Sonn, die Erd, all Creatur
Alls, was betrübet war zuvor,
Das freut sich heut an diesem Tag
Da der Welt Fürst darnieder lag.
Hallelujah!

2. Im Monde kann man ganz deutlich „den Mann mit dem Dornstrauch" sehen. Es hat damit folgende Bewandtniß. Der Kirchweg der Gemeinde dieses Mannes führte über eins seiner Grundstücke. Da er dies nicht hat leiden wollen, hat er den Kirchweg mit Dornbündeln „zugezäunt." Zur Strafe dafür und zur Warnung für alle, welche ihren Mitchristen auf dem Weg zum Gotteshause Hinderniß und Beschwerde machen, ist er mit seinem Dornbündel auf dem Rücken in den Mond versetzt.

3. Die Milchstraße wird an manchen Orten Deutschlands die Jakobsleiter, Jakobsstraße, auch Himmelsleiter und Himmelsstraße genannt, weil man sie für jene Leiter hält, auf welcher einst Jakob die Engel auf- und niedersteigen sah.

Noch immer, so sagt man, kommen die Engel auf dieser Leiter zur Erde herab; aber nicht jedermann kann das sehen. Etliche glauben: die Milchstraße oder Himmelsstraße sei der Weg am Himmel, auf welchem Gott mit seinem Heere hinziehe und die Sterne regiere.

4. Im badischen Schwarzwalde erzählt man: der Regenbogen schöpfe aus den Gewässern der Erde mit einem goldenen Becher Wasser und lasse dann den Becher zur Erde fallen.

Wenn über einem Regenbogen noch ein zweiter erscheint, so sagt man: der Teufel möchte dieses schöne Gotteswerk nachmachen, bringe es aber nicht zu Stande.

VI.

84. Die Schöpfung der Zwerge, Riesen und Helden.

Im Anfang der Zeiten ließ Gott zum ersten die Zwerglein werden, um deßwillen, daß das Land und Gebirge gar wüst und ungebauet war, und viel Gutes von Silber und Gold, Edelstein und Perlen in den Bergen war. Darum machte Gott die Gezwerg gar listig und weise, daß sie bös und gut gar wohl erkannten und worzu alle Dinge gut wären. Sie wußten auch wozu die Gesteine gut wären — und darum gab Gott den Zwergen Kunst und Weisheit. Darum so baueten sie hübsche hohle Berge, und gab ihnen Adel, daß sie Könige waren und Herren, so wohl als die Helden, und gab ihnen groß Reichthum. Und da nun Gott die Riesen ließ werden, das war darum, daß sie sollten die wilden Thier und die großen Lindwürmer erschlagen, daß die Zwerge deste sicherer wären und die Lande gebauet möchten werden. Darnach über wenige Jahre, da wollten die Riesen den Zwergen gar viel zu Leide thun und wurden gar bös und untreu. Darum beschuf Gott die starken Helden; das war dazumal ein Mittelvolk unter dem dreierhand Volk.

85. Die Rieſen bei der Flachsernte.

In alten Zeiten wohnten bei Kembs Rieſen oder Kämpen im Waſſer; das Dorf hat von ihnen den Namen erhalten. Mitunter kamen ſie heraus und ſpielten dann am Strande mit den großen Steinen, die da noch umher liegen, indem ſie ſie ſich einander zuwarfen. Einſt fanden ſie bei ſolcher Gelegenheit nicht weit von der Oſtſee Arbeiter, die eben mit dem Aufziehen des Flachſes beſchäftigt waren. Da fragten die Rieſen ſie: «Wat willt ji mit dat Kruet?» — «Daer willn wy uns Hemden van maken,» antworteten die Leute. «Wo fangt ji dat denn an?» — «Wi moeten ierst den Flaſz röupeln.» — «Is dat denn all noug?» — «Nä, denn mütt he ierst röten.» — «Unn denn?» — «Denn kümt he up de Spree.» — «Unn denn?» — «Denn wart he braekt.» — «Unn denn?» — «Wart he swungen.» — «Un denn?» — «Wart he häkelt.» — «Un denn?» — «Wart he spunnen, unn denn wäeſt; denn wart dat Linnen bleekt unn unse Fruens snyden dat tou unn neien dat tousamen unn denn hebben wir ierst Hemden.»

Da meinten die Rieſen, das wäre doch viel Mühe um nichts, und ſie wären glücklich, daß ſie nichts damit zu thun hätten.

86. Die Rieſentochter von Rideck.

Das zertrümmerte Schloß Rideck liegt in einem Seitenthale des Breuſchthales, auf einem hohen Felſen, zu deſſen Füßen ein wilder Waſſerfall herabtoſt.

Zu den Zeiten, da das mächtige Geſchlecht der Rieſen,

welche einſt nach allverbreiteter Sage das Elſaß bewohnten, ſchon begann in Verfall zu gerathen, lebte auf der Burg Ribeck ein Ritter, der ein Rieſe war und dem das Thal und die zunächſt an deſſen Ausgange gelegene Ebene unterthänig waren.

Seine Tochter, welche noch nie zu dem verwachſenen finſtern Thale herausgekommen war, wanderte an einem hellen Frühlingstage kecklich aus ihrer Wildniß hervor und befand ſich mit einem Male in der weiten, ſonnigen Ebene, von der ſie früher keine Ahnung hatte. Da gewahrte ſie zu ihren Füßen winzig kleine Weſen, die ſich hin und herbewegten. Es war ein Bauersmann, der ein Paar muntre Rößlein vor ſeinem Pfluge hertrieb. Das däuchte die Rieſin wunderbar. Sie bückte ſich zu Boden, um die Dinger näher zu betrachten, und in ihrem kindiſchen Sinn, alles zu haben, was ihr gefiel, breitete ſie ihre Schürze aus und ſtrich das zappelnde Geſpann ſammt dem Führer hinein.

Mit einigen Schritten war ſie wieder im Schloſſe, trat in des Vaters Gemach und leerte den Inhalt der Schürze auf den ungeheuren Tiſch aus.

„Sieh, Vater“, rief ſie laut jubelnd, „was ich mir da unten für ein hübſch lebendiges Spielzeug geholt habe!“

Der Vater zog die Stirne kraus, hob den Finger auf und ſagte: „Thöricht Mägdlein, ſchnell trage mir den armen kleinen Mann mit ſeinem Pfluge und ſeinen Rößlein wieder zu ſeiner Arbeit hin, und laß dich nimmer gelüſten, die Menſchen, ſeien ſie auch noch ſo klein und ſchwach, als Spielzeug anzuſehen. Denn wiſſe, wir mächtige Rieſen wären in unſern Felſenſchlöſſern übel daran, wenn dieſe kleinen Weſen uns nicht durch ihren Fleiß mit Geld und Brod verſehen würden.“

87. Spielende Riesenkinder.

Nahe am Wege von Frauenhagen nach Mürow bei Angermünde liegt auf einem Berge ein Hünenandenken, das besteht aus sieben großen Steinen, von denen sechs in einem länglichen Viereck zusammengestellt sind, der siebente aber, welcher unten ganz flach ist, so auf die drei nach Westen stehenden gelegt ist, daß er mit ihnen eine Kammer bildet, in der wohl zwei Menschen Platz hätten. Außer diesen Steinen liegt noch eine Anzahl größerer und kleinerer zerstreut umher, so wie auch auf den umliegenden Bergen sich mehrere solcher Hünenandenken befinden, die zum Theil aufgegraben wurden. Man hat in ihnen nichts als Urnenscherben und Knochen gefunden, die waren aber so groß, daß die Menschen, denen sie angehört haben, wenigstens noch ein halb Mal so groß gewesen sein müssen, als die heutigen. Darum sagt man auch, daß sie von den Hünen herrühren, welche früher das Land bewohnten.

Aus dieser Zeit stammt nun auch das eben beschriebene Hünenandenken.

Es waren nemlich einmal hier zwei Hünenkinder, die spielten, wie das unsere Kinder auch noch thun, mit einander Kapp. Da sie aber so groß waren, hatte das eine seine Steine bei Welsow, das andere hier bei Mürow aufgestellt; und so warf denn ein jedes nach den Steinen des anderen; als sie aber des Spiels überdrüssig waren, ließen sie die Steine liegen, wie sie gerade lagen; und das sind nun die auf dem Berge bei Mürow.

88. Die Roßtrappe.

Den Roßtrapp oder die Roßtrappe nennt man einen Felsen mit einer eirunden Vertiefung, welche einige Aehnlichkeit mit dem Eindruck eines riesenmäßigen Pferdehufs hat, in dem hohen Vorgebirge des Nordharzes hinter Thale. Davon geht unter anderem folgende Sage.

Vor tausend und mehr Jahren war das Land rings um den Harz von Riesen bewohnt, welche Heiden und Zauberer waren, Raub, Mord und Gewaltthat übten. Sechzigjährige Eichen rissen sie sammt den Wurzeln aus und fochten damit. Was sich entgegenstellte, wurde mit Keulen niedergeschlagen und die Weiber in Gefangenschaft fortgeschleppt, wo sie Tag und Nacht schwere Dienste verrichten mußten.

Im böheimer Walde hauste dazumal ein Riese, Bodo genannt. Alles war ihm Unterthan, nur Emma, die Königstochter vom Riesengebirge, die konnte er nicht zu seiner Liebe zwingen. Stärke noch List halfen ihm nichts, denn sie stand mit einem mächtigen Geist im Bund. Einst aber ersah sie Bodo jagend auf der Schneekoppe und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Strecken in Augenblick übersprang; er schwur, Emma zu fahen oder zu sterben. Fast hätte er sie erreicht; als sie ihn aber zwei Meilen weit von sich erblickte und an den Thorflügeln eines zerstörten Städtleins, die er in seinem Schilde führte, erkannte, da schwenkte sie schnell das Roß. Und von den Sporen getrieben flog es über Berge, Klippen und Wälder durch Thüringen in die Gebirge des Harzes. Oft hörte sie einige Meilen hinter sich das schnaubende Roß Bodos und jagte dann den nimmermüden Zelter zu neuen Sprüngen auf.

Jetzt stand ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Felsen, der „des Teufels Tanzplatz“ heißt. Angstvoll blickte

Emma in die Tiefe, denn mehr als tausend Fuß ging senkrecht die Felsenmauer herab zum Abgrund. Tief rauschte der Strom unten und kreiste in furchtbaren Wirbeln.

Aber von neuem hörte sie Bodos Roß schnauben; in der Angst rief sie die Geister ihrer Väter zu Hilfe, und ohne Besinnung drückte sie ihrem Zelter die Sporen in die Weichen. Da sprang das Roß über den Abgrund glücklich auf die spitze Klippe und schlug seinen Huf vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die Funken stoben. Das ist jener Roßtrapp. Emma war gerettet, aber die centnerschwere Königskrone fiel während des Sprunges von ihrem Haupte in die Tiefe. Bodo,*) in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel und gab dem Flusse den Namen.

Hier als schwarzer Hund bewacht er die goldne Krone der Riesentochter, daß kein Gelddürstiger sie heraushole. Ein Taucher wagte es einst unter großen Versprechungen. Er stieg in die Tiefe, fand die Krone und hob sie in die Höhe, daß das zahllos versammelte Volk schon die Spitzen golden schimmern sah. Aber zu schwer, entsank sie zweimal seinen Händen. Das Volk rief ihm zu, das drittemal hinabzusteigen. Er thats und ein Blutstrahl sprang über das Wasser hoch in die Höhe. Der Taucher kam nimmer wieder herauf. Jetzo deckt tiefe Nacht und Stille den Ungrund; kein Vogel fliegt darüber. Nur um Mitternacht hört man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des Heiden. Der Strudel heißt „der Kreetpfuhl“**) und der Fels, wo Emma die Hilfe der Geister erflehte, „des Teufels Tanzplatz.“

---

*) Die Bode ergießt sich mit der Emme und Saale in die Elbe.

**) D. h. Teufelspfuhl, wie die nördlichen Harzbewohner Kreetkind statt Teufelskind sagen.

89. Von den Erdmännchen oder Toggeli.

Es gab eine Zeit, in der gute und freundliche Wesen dem Menschen wohlwollend und hilfreich zur Seite standen, Mühe und Arbeit ihm erleichterten und ihm in allem, was ihn und sein Haus betraf, gütig sorgende Theilnahme zeigten. Diese guten freundlichen Wesen waren die Erdmännchen oder Bergmännchen. Auch in der Schweiz waren sie daheim und es ist noch nicht zu lange her, daß Berge und Thäler dieses schönen Landes mit ganzen Schaaren von ihnen bevölkert waren. Ja, im berner Oberlande, wo das Hasli- und Gadmenthal ihr Lieblingsaufenthalt war, sind noch in diesem Augenblick alte Leute vorhanden, die sich ihrer und der Zeit, in welcher der Verkehr mit ihnen zu den Alltäglichkeiten des Lebens gehörte, noch ganz gut erinnern können und davon manche wunderbare Geschichte zu erzählen wissen.

Alle aber, die sie zu sehen bekamen, schildern die Toggeli oder guten Leutlein, so nannte man sie in jenen Gegenden, als kleine kaum zwei Fuß hohe Wesen, deren Körper, in ein weites grünes Mäntelchen gehüllt — woher man sie auch wohl hier und da „grüne Männlein" nannte — von ziemlich ebenmäßiger Form zu sein schien, zu der nur der etwas allzugroße und allzudicke Kopf, auf welchem sie ein spitziges rothes Käppchen trugen, in Mißverhältniß stand.

Zur Zeit, als diese sonderbaren Geschöpfe mit den Menschen noch auf gutem Fuße standen und sie ein gegenseitiger inniger Verkehr noch in der Nähe ihrer Wohnungen hielt, hausten sie unter großen Steinblöcken, welche im Wald oder auf dem Felde lagen, in verlassenen Berghütten, hauptsächlich aber in jenen Felsenhöhlen, welche nach ihnen die Namen „Toggelililchen"*) und Zwergliſtuben führen und noch heute

---

*) D. i. Toggeli-Kirchen.

in das Bereich ihrer Herrschaft gehören: denn noch immer giebt sich in ihnen das wunderbare Treiben ihrer ehemaligen Bewohner kund. Phantastisch mit glänzenden Krystallen, welche die Erdmännchen selbst verfertigen, und seltsam geformten Tropfsteinen ausgeschmückt, zeigt sich in jenen Höhlen zu jeder Zeit eine auffallende Ordnung und Reinlichkeit, welche nur auf geheimnißvolle Art ihre Erklärung findet. Blätter und Staub, welche der Wind hineingeweht, Steine, von den Wänden herabgefallen, werden von unsichtbaren Geisterhänden sofort aus ihnen entfernt und vor ihrem Eingang in zierlicher Ordnung aufgehäuft. Böswillige Verunreinigung oder Beschädigung derselben aber wird an dem Frevler auf der Stelle bestraft. Entweder steigen übelriechende Dünste auf, die ihn zu ersticken drohen, oder ein Hagel von Schlägen — er sieht nicht von wem? — regnet auf ihn herab; und wenn von dem allen nichts geschieht, so kann er sicher sein, daß ihm beim Heimgehen ein Stein oder ein Baumstamm in den Weg gelegt ist, der vorher nicht da war und der, so gewiß der Himmel über und die Erde unter ihm ist, ihn in unsanfte Berührung mit dieser bringt.

Wie schon erwähnt, war in früherer Zeit das Hasli- und Gadmenthal der Lieblingsaufenthalt der Toggeli im berner Oberlande. Dort kamen sie oftmals in ganzen Schaaren von den Flühen herabgezogen; am häufigsten geschah dies aber zur Erntezeit, in welcher sie dann auf einem Stein gelagert, oder nach Art der Vögel auf den Zweigen der Bäume im Schatten des Laubes sitzend, den Arbeitern auf dem Felde zuschauten. Das Schaffen rüstiger Hände war ihre größte Freude und erweckte ihre Theilnahme, so daß wohl der fleißige Arbeiter dann und wann, wenn er während der Mittagshitze irgend ein schattiges Plätzchen gesucht hatte, um sich durch kurzen Schlaf zu neuer Anstrengung zu stärken, bei seinem Erwachen, außer erquickender Speise und kühlem Trank den

größten Theil seiner Arbeit vollendet oder wohl gar am andern Morgen, wenn er wieder auf das Feld herauskam, die ganze Wiese gemäht und das Korn in Garben aufgeschichtet, zur Heimfahrt bereit vorfand. Dem, welchen sie wohlwollten, leisteten sie solche Dienste wohl auch, wenn böse Wetter im Anzug waren, was ihnen auf viele Tage vorher bekannt war.

So fand einstmals ein Bauer, als er eines Morgens nach seinen Feldern sah, die ganze Frucht abgemähet, obgleich dieselbe erst kümmerlich reif war. Natürlich glaubte er, nur aus Bosheit habe man ihm sein Korn so zur Unzeit geschnitten, und brachte es schimpfend und fluchend in die Scheuer. Bald aber ward er anderen Sinnes: denn siehe! nach einigen Tagen kam ein fürchterliches Hagelwetter über das Land und verwüstete rings die Felder seiner Nachbarn, daß kein Hälmchen darauf ganz blieb. Jetzt erst erkannte er, daß, was er für Bosheit gehalten, ein großer Freundschaftsdienst gewesen war; gleichzeitig wurde ihm aber auch klar, daß er denselben niemand Anderen als den Toggeli zu verdanken habe.

Ja, zur Zeit, als diese guten und freundlichen Wesen noch in der Nähe der Menschen wohnten, kamen sie sogar bis in die Häuser derselben, um sich auch hier in gleichem Maße wie auf dem Felde hilfreich und dienstbar zu zeigen. Hier ging ihre Dienstfertigkeit oftmals in vollständige Knechtsdienste über, für welche sie weiter nichts als ein wenig Milch verlangten, die man ihnen entweder auf die Thürschwelle oder an irgend einen andern Ort des Hauses hinsetzen mußte. Sie hielten das Geschirr rein, putzten die Pferde, besorgten im Winter wochenlang das Vieh, wenn es in seinen Ställen verschneit war und niemand hinzukonnte.

In futterarmen Jahren übernahmen sie wohl auch die Ernährung einzelner magerer Kühe und Ziegen, oder wohl gar die Abwartung und Pflegung des sämmtlichen Viehstan-

des für die ganze Winterszeit. Bei solchen Gelegenheiten führten sie die Thiere mit sich hinweg nach ihren mit Futter reichlich versehenen Speichern tief in den Bergen drin.

Die Toggeli zeigten sich als die sorgsamsten Hüter des Viehes, wenn es auf gefährlichen Stellen an abschüssig steiler Alptrift graste; und nie hörte man, daß an Weidplätzen, wo die Toggeli in der Nähe waren, eine Kuh oder ein Geis je verunglückt wäre. Oftmals leiteten sie auch diese Thiere, wenn sie sich verirrt hatten, zu den Heerden oder der Wohnung ihres Herrn zurück. Dies geschah aber gewöhnlich bei Nacht. Sie waren auch geschickte Aerzte und ihre Tränklein, aus duftigen Alpenkräutern bereitet, waren Menschen und Vieh heilsam. Gegen arme Kinder aber, welche von ihren Eltern zur Winterszeit in den Wald zum Holzsammeln geschickt waren, zeigten sie sich besonders gütig und mitleidig. Bald legten sie ihnen das schönste Reisig auf die Fußwege hin, daß sie es sonder Mühe finden und bei Zeiten wieder daheim sein konnten; bald schenkten sie ihnen kleine wohlschmeckende Käse, an denen man, aß man sie nicht ganz auf, immer zu zehren hatte, oder kleine immer in die Hände des ursprünglichen Besitzers zurückkehrende Geldstücke. Endlich halfen sie wohl auch dann und wann während der langen Winterabende fleißigen Mägden bei der Flachsbereitung. War die Arbeit schäckernd und scherzend vollbracht, und sie wollten heim, so nahmen sie einen Knäuel Hanf zwischen ihre Beinchen und ritten auf ihm zum Ergötzen der Anwesenden durch das Fenster fröhlich von dannen.

Dies alles ist leider vorbei, seitdem menschliche Neugierde und Bosheit die Erdmännchen aus den Thälern und der niedern Bergregion in ihre alte Heimath tief im Innern der Schneeberge, welche sie aus Liebe zu den Menschen verlassen hatten, zurückgetrieben haben. Wie das gekommen, wird auf mancherlei Art erzählt. So hatten einstmals boshafte Bu-

den den Baumaſt, von welchem herab ſie den Arbeitern zuzuſchauen pflegten, bis auf eine dünne Stelle durchgeſägt, ſo daß er brach, als ſie ſich arglos auf ihn niederließen, und ſie alle zu Boden fielen. Erzürnt riefen ſie da aus: „O wie iſt der Himmel ſo hoch und die Untreue ſo groß! Heute hieher und nimmermehr!“ und niemals von dieſem Augenblick an ſah man ſie an jenem Orte wieder. — Wieder ein andermal hatte man den Stein, der ihr gewöhnlicher Lagerplatz war, hinterliſtiger Weiſe glühend gemacht, eine Bosheit, welche dieſelbe Folge nach ſie zog; und wieder zu einer andern Zeit hatten Neugierige in einem Garten, deſſen Pflege ſie gutmüthiger Weiſe übernommen, Aſche geſtreut, um zu ſehen, was ſie eigentlich für Füße hätten, da ſie dieſelben mit ihren lang herabſchleppenden Mäntelchen immer ſorgfältig bedeckt hielten.

Als ſich nun Gänſefüßchen in der Aſche abgedrückt zeigten, und die Dorfbewohner ob ihrer Mißform ſpotteten, flohen ſie mit dem zürnenden Ruf: „O böſe böſe Welt!“ auch dieſen Ort.

Ueberall aber, wo ſie ſchieden, zogen ſie weniger im Zorn als voll Betrübniß über die Bosheit und Treuloſigkeit der Menſchen klagend von dannen. Ja, dieſe Trennung fiel ihrem Herzen ſehr ſchwer; daher wichen ſie auch nur Schritt für Schritt zurück, und erſt als die letzten Wohnungen zu Gaſſen am Schreckhorn verödet waren, fügten ſich die Toggeli in ihr Schickſal und ſuchten ihre eigentliche Heimath im Innern der höchſten Eisberge wieder auf. Große weite Hallen, auf kryſtallenen Säulen ruhend und mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, ſo daß kein menſchliches Auge den Glanz vertragen kann, ſind dort ihre Wohnungen. Unter Feſtlichkeiten aller Art, Tänzen und Schmauſereien verbringen ſie hier die Winterszeit. Sobald aber die warme Zeit kömmt, beginnen ſie ein neues thätigeres Leben. Gleich dem Sennen,

der am Tage der Alpauffahrt mit seinen Kühen und Geißen aus dem Thale hinauf zur grünen, sonnigen Trift zieht, kommen sie dann in ihren Winterpaläſten herab in die Vorberge, ganze Heerden von Gemſen vor ſich hertreibend, welche ihr Eigenthum ſind und unter ihrem ganz beſonderen Schutze ſtehen. Aber nur von Mariä Verkündigung an bis zum Allerheiligentag halten ſie ſich in den Vorbergen auf. Während dieſer Zeit beſchäftigen ſie ſich faſt ohne Unterſchied nach Sennenart, nur daß ſie ſtatt Kühe und Ziegen, Gemſen hüten und aus der Milch dieſer Thiere, welche ſich ohne Scheu von ihnen melken laſſen, eben jene wohlſchmeckenden Käſe bereiten, welche die ſchon erwähnte wunderbare Eigenſchaft haben, daß ſie ſich nie aufzehren, ſobald man ein Stückchen von ihnen übrig läßt. Menſchlichen Augen zeigen ſie ſich indeß nur noch höchſt ſelten, obgleich ſie da, wo frommer Sinn und Einfachheit der Sitte noch waltet, die gleichen treuen Beſchützer der Menſchen und des Viehs wie früher ſind. Aber Tod und Vernichtung drohen ſie dem, der räuberiſch hier Hand nach ihrem Eigenthume, den Gemſen auszuſtrecken wagt. Wehe daher dem Gemſenjäger, der ihnen in den Weg kommt.

---

90. Der Gemsjäger.

Ein Gemsjäger ſtieg auf und kam zu dem Felsgrat, und immer weiter klimmend, als er je vorher gelangt war, ſah er plötzlich einen häßlichen Zwerg vor ſich, der ſprach zornig: „Warum erlegſt du mir lange ſchon meine Gemſen und läſſeſt mir nicht meine Heerde? Jetzt ſollſt du's mit deinem Blute theuer bezahlen!“

Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgeſtürzt, doch

faßte er ſich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm dieſe Gemſen gehörten. Der Zwerg ſprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, ſo verbeiß ich dir, daß du jeden ſiebenten Tag Morgen früh vor deiner Hütte ein geſchlachtetes Gemsthier hangen finden ſollſt; aber hüte dich mir und ſchone die andern.“

Der Zwerg verſchwand und der Jäger ging nachdenklich heim. Die ruhige Lebensart behagte ihm wenig. Am ſiebenten Morgen hing eine fette Gemſe in den Aeſten eines Baums vor ſeiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächſte Woche gings ebenſo und dauerte ein Paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger ſeine Faulheit, und er wollte lieber Gemſen jagen, möge erfolgen, was da werde, als ſich den Braten zutragen laſſen. Da ſtieg er auf und nicht lange, ſo erblickte er einen ſtolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böſe Zwerg erſchien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinterher geſchlichen und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerſchmettert in den Abgrund ſank.

---

91. Die Zwerge bei Dünnenfehr.

Bei Dünnenfehr, zwiſchen Lorſtedt und Bexhövede, befinden ſich drei Hügel, welche vor alten Zeiten von Zwergen bewohnt wurden. Einſt arbeiteten junge Eheleute in der Nähe jener Hügel und legten ihr neugebornes Söhnlein unter einen Buſch, der an einem der Berge ſtand. Da kam ein Zwerg heraus, ſchleppte das Kind in den Hügel, zog ihm die Kleider aus, zog dieſelben einem von ſeinen Leuten an und brachte dieſen an die Stelle, wo der Junge geſchlafen hatte. Gegen Abend kamen die Eltern, um ihr Söhnlein

zu holen. Daß der Dickkopf ihr Sohn nicht sei, das sahen sie gleich; was wollten sie aber machen? Sie nahmen ihn mit und versorgten ihn aufs beste. Als er indessen nach sieben Jahren noch ebenso klein war wie bei der Geburt, auch weder gehen noch sprechen konnte, so wurde den Eltern bange und sie wollten das Kind noch einmal taufen lassen, indem sie meinten, es sei vielleicht beim ersten Male etwas versehen. Nun war aber im Dorfe eine kluge Frau, die sagte: „Mit dem Kinde ist es nicht richtig! Gehen kann es, und wenn ihr süßen Hirsebrei auf einen Stuhl stellt und laßt es allein, so wird es schon hinlaufen!“ Sie folgten dem Rathe, stellten süßen Hirsebrei hin und schauten von draußen durchs Fenster. Richtig! das Kind lief hin, sobald es sich allein sah, und putzte alles rein aus. „Und sprechen kann es auch,“ fuhr die alte Frau fort; „melkt einmal die Ziege in den Pfeifenkopf und buttert in der Zuckerdose, so werdet ihr Wunder hören!“ Sie thaten es und als der Zwerg das sah, rief er aus:

„Ich bin so alt
Als der greise Wald,
Und habe solche Streiche nicht gesehen!“

Da sagten die Eltern:

„Bist du so alt
Als der greise Wald,
So bist du unser Kind auch nicht!“

Sie peitschten ihn hierauf so lange, wie sie nur die Hände rühren konnten, und verlangten, er solle ihnen ihr Kind wiederschaffen; er jedoch ließ sich peitschen und gehorchte ihnen nicht. Weil er aber nichts als lose und böse Streiche machte, so sagten die Eltern: „Es hilft alles nichts, wir müssen ihn taufen lassen; etwas wird er dann wohl zahmer werden!“ Und der Mann nahm die Kiepe auf den Nacken, setzte den Zwerg hinein und wollte ihn zur Kirche tragen.

Als er den Hügel vorbei ging, schrien viele Stimmen: „Roßab, wo bist du? Roßab, wo bist du?“ Er rief: „Ich soll mich taufen lassen!“ Da plötzlich wurde ein solches Geheul und Gekreische um den Mann her, daß er ängstlich die Kiepe wegwarf und nach Hause lief. Am andern Morgen lag ein schöner Junge im Vorschauer; das war ihr Sohn, und der war schon groß und stark; und als die Mutter ihn anfaßte, um ihn ins Haus zu holen, sprach er: „Ach, wie warm sind deine Hände, liebe Mutter!“ Und er konnte schon schustern, schneidern und schmieden und wurde ein guter und fleißiger Mensch. Die Kiepe aber hatten die Zwerge mitgenommen.

---

92. Das Zwerglein in der Mühle.

Im Siebenthale war vor langer, langer Zeit ein guter, einfältiger Mann, der Jörg geheißen wurde. Dem hatte sein Vater ein wenig Land hinterlassen und eine Stampfmühle, Haber oder Gerste zu stampfen, da denn die Leute gern um einigen Lohn ihre Körner brachten, sie bereiten zu lassen, und Jörg ein Verdienstlein davon hatte. Aber Jörg mußte nebenbei noch tagelöhnern oder auf seinem Erdstücklein arbeiten, und dann ward die Mühle nicht im Gang erhalten, oder es wurde nichts aufgeschüttet, oder das Wasser in der Rinne blieb aus, und die Mühle ward nicht gereinigt zu rechter Zeit; denn jeden Abend hätte sie gewischt, jeden Sonnabend gefegt werden sollen, und Jörg vermochte nicht, sich ein Knechtlein zu halten.

Eine Zeitlang denn ging der Erwerb mehr hinter sich als vor sich, und Jörg hatte Lust, die Stampfmühle gänzlich aufzugeben. Da geschahs, als er eines Abends heimkam mit

diesem Gedanken, daß er die Mühle sauber gereinigt fand, alles Geräth an seinen Ort gebracht, und das Wasser abgestellt, weil die Stampfe nichts mehr zu schaffen hatte. Das gefiel dem Jörg aus der Maßen wohl, und er dankte gern im Herzen irgend einem Kunden, der mochte hergekommen sein und das freundliche Werk verrichtet haben. Nachbarsleute zu solcher Gefälligkeit gab es indessen nicht, weil die Mühle seitab in einem Tobel lag, und das nächste Dörflein zu fern war, als daß die Menschen umsonst sich herbemüht hätten.

Jedoch der freundliche Dienst kehrte wieder; und zumal des Sonnabends, wenn Jörg nach dem Dörflein gegangen, sich ein wenig auszuplaudern und für den Sonntag frisches Brot zu holen, fand er vergnüglich allemal bei der Heimkehr die Stampfe gefegt, das Bächlein abgestellt, jedes Ding in Ordnung, alles wieder verschlossen und nie die mindeste Spur von Bosheit oder Ungeschick oder sonst von Menschenhänden.

Das fing ihn an zu wundern, und anstatt nach wie vor seinem Tagewerk obzuliegen, erfreut ob dem guten Gewinne, der ihm zu Theil ward durch den unsichtbaren Helfer, begann er zu grübeln, wer derselbe wohl sei, kam oft in der Mitte des Tages heim, daß er ihn überrasche, lag Stunden hindurch im Hinterhalte und sah doch weder kommen, noch gehn, derweilen die Mühle doch immer besorgt ward und am Sonnabend in Ordnung kam. Da schien ihms nicht recht geheim und anstatt fernerhin draußen herum zu lauschen, verbarg er sich oben auf dem Estrich unter dem Dache, hob einen Laden in die Höhe und blieb mausstill niedergelegt, um hinabzuspähn in den Mühlenraum.

Und wie kams? Im Fußboden der Mühle ging ein Brett in die Höhe, denn es war Samstag Abend, wo das Fegmännchen allemal richtig auf Arbeit kam. Ein Spitzkopf guckte gleich einer Feldmaus schüchtern aus dem Loche her-

vor, nieſte ſich, wie wenn die Oberluft ihm die Naſe kitzelte, fuhr dann vollends in die Höhe und lieſt ein bewegliches Männchen ſehn, das kaum drei Fuß hoch, an allen Gliederchen aber derb und gewandt, erſt tanzend und hüpfend herumfuhr und dann mit Behendigkeit zur Arbeit ſchritt. Im Nu ward jedes Ding verrichtet. Gerſte, die noch vorräthig in den Säcken ſtand, wurde hurtig eingeſchüttet, die Stämpfel hämmerten raſch, das Zermalmte kam wieder in die Säcke, die Hämmer wurden geſäubert, der Stampftrog ausgefegt und geglättet, alle Getriebe mit Oel geſalbt, jeder Staub hinweggewiſcht, jeder Abgang in einen Kaſten geworfen und endlich das Waſſer abgeſtellt durch einen Ruck an der Kurbel, welche nach außen mit Rad oder Rinne zuſammenhing.

Der einfältige Jörg wußte nichts vom Erdvölklein und ſperrte nur tüchtig das Maul auf und dachte, keinem Menſchen ein Wort zu ſagen, aber von der Sache weiblich Gewinn zu ziehn. Das Fegmännchen indeß, nachdem es alle Geräthſchaften, Beſen, Wurfſchaufeln, was weiß ich, an ihren Ort geſtellt, hockte poſſirlich auf den Stampfetrog, wiegte das Köpflein in den Händen und ſummte:

Fehlt das Kleidchen, fehlt der Kranz,
Fehlen Schühlein mir zum Tanz,
Rührt ich doch mich, heiſſaſſa!
Luſtig in der Mühle da.

Hui wars verſchwunden das Zwerglein, in den Boden hinab, und der Laden ging wieder in ſeine Fugen, daß Jörg, als er hinabgeſchlichen, ihn nicht erkennen mochte vor den übrigen, ſo ſcharf er auch ihn ſich gemerkt zu haben geglaubt hatte.

Jeden Tag war Jörg fortan erpicht, den luſtigen Mühlknappen zu beſchaun, und anſtatt doppelten Gewinns, den er haben konnte, ließ er alles ſtehn, um nur in die Stampfe zu gaffen. Sobald aber das Männchen wieder aufbuckte aus

seinem Mäuseloch, ward auch Jörg gewahr, daß es ganz erbärmlich abgetragen sei an Hütchen und Mäntelchen und Schüblein; denn beim ersten Male hatte er das übersehen vor lauter Verwunderung. Da sann er naseweis, in den Haushalt des Erdvölkleins einzugreifen und der Gescheideste zu sein. Es ist leicht zu helfen doch, meinte er, und eine Hand wäscht die andre, denn wie du mir, so ich dir! Von nun an besah er das Zwerglein auf das genaueste mit sicherem Augenmaß und bestellte sich ein sauberes Kleidchen und Höschen, sammt Schüblein und einer stattlichen Filzmütze mit geschwungnen Hahnenfedern und einem Flitterkränzchen. Ei potz Tausend! dachte er, das habe ich klug ausgesonnen. Was das Männchen wird Freude haben, und erst mir fleißig sein, wenn ichs begabe mit dem sauberen Sonntagsstaat! Gut ist gut gewesen, aber besser wird besser sein!

Und eines Sonnabends, wie der neue Schmuck zu Stande gekommen, tritt Jörg auf den Zehen — es war schon lange Nachmittag — in die Stampfmühle, hängt an einen Nagel recht niedrig die Kleidung auf, und das Hütchen dazu, stellt die Schuhe mit safranfarbenen Schleifen dicht darunter, wischt leise wiederum davon, und in lauter Katzensprüngen auf den Estrich, wirft sich nieder, hält den Athem an sich und will vergehn vor Erwartung und vor dummem Selbstgefallen, was er da Kluges angestellt.

Der Fußboden nach einem Weilchen öffnet sich und Fegmännchen blickelt heraus. Im Hui springt es vollends an das Licht und thut seine Geschäfte. Lange will es nicht Kleidchen, nicht Schüblein bemerken. Es rudert herum und schafft und fegt wie gewöhnlich, bis alles geschehen ist. Alsdann guckt es auf, nimmt des Putzes urplötzlich wahr und macht einen Freudensprung gleich einem Waldeichhorn, daß die Fetzen seines Mäntelchens ihm über dem Kopfe zusammenflatterten. Im Nu steckt es bis an die Ohren in dem

neuen Staate, prangt herrlich damit und ſtolzirt wie die Hauptkuh bei der Alpfahrt in der Stampfe herum. Endlich fängt es zu hüpfen an, indem es ſingt aus voller Kehle:

Hui, wie ſauber, recht und ganz,
Iſt der Putz mir doch zum Tanz!
Fege hier, wer fegen mag!
Ich will tanzen Nacht und Tag.

O weh! und der Laden ſprang auf, das Männlein hinab, die Fetzen ließ es liegen, und Jörg hatte bekümmert das Nachſehn. Er wartete den Morgen darauf, er wartete zwei, drei Wochen lang, zwei, drei Monate lang, und verzehrte ſich faſt in ſeinem Unmuth; aber der Laden ſprang nicht mehr empor, das Spitzköpfchen blickelte nimmer heraus, die Mühle blieb ſtocken, und alles lag ungefegt, wenn nicht Jörg an die Arbeit ging. Er ſchlug ſich tauſendmal vor den Kopf, daß er ſo klug ſein gewollt; aber ſein Lebenlang kam es zu nichts mit ihm.

---

93. Die Zwerge in der Wolfshöhle.

In der Wolfshöhle, welche etwa eine halbe Stunde ſüdwärts von Pfirt, zwiſchen den Felswänden der Haideflüe, weit in den Berg hineinläuft, hauſte vor vielen hundert Jahren ein Völklein von Zwergen, das ſeine Wohnſitze in den unzähligen Felskämmerlein aufgeſchlagen hatte. Sie lebten daſelbſt je zwei und zwei, Männlein und Weiblein, in ſchönſter Eintracht beiſammen. Alle ihre Geräthe, beſonders aber ihre niedlichen Feld- und Gartenwerkzeuge waren aus blankem Silber gearbeitet.

Die Zwerge genoſſen ſchon ſeit undenklichen Zeiten einer ewigen Jugend. Alle, welche ſie zu ſehen bekamen, rühmten

ihre zierliche Gestalt und besonders den eigenthümlichen Schein ihrer Augen, die wie Sterne glitzerten. Sie waren aber kinderlos, und liebten es, zuweilen aus ihrer Abgeschiedenheit herauszutreten und mit den Menschen der Umgegend zu verkehren, deren Sprache ihre feinen, wohlthuenden Stimmlein nachahmten.

Zur Zeit der Heu- und Getreideärnte kamen sie gewöhnlich in buntem Gewimmel aus ihren Berghöhlen hervor, mit ihrem Feldgeschirr versehen, und stellten sich mit den Schnittern in Reih und Glied, und die Mahden fielen reichlich unter ihren Streichen. Beinahe jede Haushaltung in den nahe gelegenen Dorfschaften hatte ihr Zwergenpärchen, das an ihren frohen und traurigen Begegnissen Antheil nahm; und es war allemal ein Jubel im Hause, wenn sie über die Schwelle traten und dann beim Abschiede reiche Gaben für Jung und Alt zurückließen.

Die Leute zeigten sich auch dankbar gegen ihre kleinen Wohlthäter. Sie wiesen ihnen bei Kilben und Hochzeitsschmäusen die ersten Plätze an und stellten ihnen die besten Bissen, den süßesten Most auf, den sie in Vorrath hatten. Aber eines wollte ihnen niemals an den Zwerglein gefallen, daß sie nämlich so lange Röcke trugen, die bis zum Boden reichten, so daß sie ihnen immer die Füße bedeckten.

Die Neugierde, zu wissen, wie diese beschaffen seien, konnten am Ende einige Mädchen nicht länger bezwingen. Sie gingen eines Tages vor Sonnenaufgang zur Wolfshöhle hinauf und bestreuten die breite Felsenplatte, die sich am Eingange derselben hinzog, mit feinem Sande. Sie dachten, wenn die Zwerge ihren Morgenspaziergang in den Wald machten, so müßten ihre Füße schon Spuren im Sande zurücklassen, und sie kämen damit doch einmal ins Klare. Sie versteckten sich also ins Gebüsche, um zu lauschen.

Sobald die Sonne ihre ersten, warmen Strahlen an das

Felsenthor der Höhle warf, kamen Bergmännlein und Bergweiblein, zwei und zwei, hervorgehüpft und wandelten wie gewöhnlich über die Felsplatte dem Walde zu.

Da sahen nun die Mädchen, daß sie Stapfen von Geisenfüßen im Sande zurückließen. Darüber mußten sie so heftig lachen, daß es die Zwerge hörten, sich umwandten und, den Betrug gewahrend, mit traurigen Mienen in die Höhle zurückkehrten. Seit jenem Tag kamen sie nicht wieder zum Vorschein.

---

94. Die Zwergenhochzeit.

Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachsen wollte einmal Hochzeit halten und zog daher in der Nacht durch das Schlüsselloch und die Fensterritzen in den Saal und sie sprangen hinab auf den glatten Fußboden, wie Erbsen auf die Tenne geschüttet werden. Davon erwachte der alte Graf, der im hohen Himmelbette in dem Saale schlief und verwunderte sich über die vielen kleinen Gesellen. Da trat einer von ihnen, geschmückt wie ein Herold, zu ihm heran und lud ihn in ziemenden Worten gar höflich ein, an ihrem Feste Theil zu nehmen. „Doch um eins bitten wir," setzte er hinzu, „ihr allein sollt zugegen sein, keins von euerm Hofgesinde darf sich unterstehen, das Fest mit anzuschauen, auch nicht mit einem einzigen Blick." Der alte Graf antwortete freundlich: „Weil ihr mich im Schlaf gestört, so will ich auch mit euch sein." Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt, kleine Lampenträger stellten sich auf und eine Heimchen-Musik begann. Der Graf hatte Mühe, das Weiblein beim Tanz nicht zu verlieren, das ihm so leicht daher sprang und endlich so im Wirbel umdrehte, daß er kaum zu Athem kommen konnte. Mitten in dem lustigen Tanz aber stand auf einmal

alles still, die Musik hörte auf und der ganze Haufe eilte nach den Thürspalten, Mauslöchern und wo sonst ein Schlupfwinkel war. Das Brautpaar aber, die Herolde und Tänzer schauten aufwärts nach einer Oeffnung, die sich oben in der Decke des Saals befand und entdeckten dort das Gesicht der alten Gräfin, welche vorwitzig nach der lustigen Wirthschaft herabschaute. Darauf neigten sie sich vor dem Grafen und derselbe, der ihn eingeladen, trat wieder hervor und dankte ihm für die erzeigte Gastfreundschaft. „Weil aber," sagte er dann, „unsere Freude und unsere Hochzeit also ist gestört worden, daß noch ein anderes menschliches Auge darauf geblickt, so soll fortan euer Geschlecht nie mehr als sieben Eilenburgs zählen." Darauf drängten sie nach einander schnell hinaus, bald war es still und der alte Graf wieder allein im finstern Saal. Die Verwünschung ist bis auf gegenwärtige Zeit eingetroffen und immer einer von den sechs lebenden Rittern von Eilenburg gestorben, ehe der siebente geboren war.

---

95. Der Abzug des Zwergvolks über die Brücke.

Die kleinen Höhlen in den Felsen, welche man auf der Südseite des Harzes, sonderlich in einigen Gegenden der Grafschaft Hohenstein findet, und die größtentheils so niedrig sind, daß erwachsene Menschen nur hineinkriechen können, theils aber einen räumigen Aufenthaltsort für größere Gesellschaften darbieten, waren einst von Zwergen bewohnt und heißen nach ihnen noch jetzt Zwerglöcher. Zwischen Walkenried und Neuhof in der Grafschaft Hohenstein hatten einst die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß seine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging

er auf den Rath einer weisen Frau bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab und schlug mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, so standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unsichtbar machenden Nebelkappen abgeschlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten, daß ihr Volk es sei, welches die Felder der Landesbewohner beraubte, wozu aber die äußerste Noth sie zwänge.

Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk sandte endlich Abgeordnete und bot Lösung für sich und die gefangenen Brüder und wollte dann auf immer das Land verlassen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren gesammelten und versteckten Schätzen abziehen lassen, und das Zwergvolk wollte bei seinem Abzuge nicht gesehen sein. Endlich kam man dahin überein, daß die Zwerge über eine schmale Brücke bei Neuhof ziehen, und daß jeder von ihnen in ein dorthin gestelltes Gefäß einen bestimmten Theil seines Vermögens als Abzugszoll werfen sollte, ohne daß einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geschah. Doch einige Neugierige hatten sich unter die Brücke gesteckt, um den Zug der Zwerge wenigstens zu hören. Und so hörten sie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menschen; es war ihnen, als wenn eine sehr große Heerde Schaafe über die Brücke ging. — Seit dieser letzten großen Auswanderung des Zwergvolks lassen sich nur selten einzelne Zwerge sehen. Doch zu den Zeiten der Elterväter stahlen zuweilen einige in den Berghöhlen zurückgebliebene aus den Häusern der Landesbewohner kleine, kaum geborene Kinder, die sie mit Wechselbälgen vertauschten.

---

96. Die Zwerge im Perlberge.

Vor langer, langer Zeit ſtand am Perlberge eine kleine Hütte, und in der Hütte lebte ein fremder Mann mit ſeiner Frau und einem Töchterlein. Rings um die Hütte lag auch ein großer Garten mit vielen Obſtbäumen; weil aber in dem Garten ein großer Teich war, kam das Kind nur ſelten hinein. Einſt ging es wieder gegen den Herbſt, und die Aepfel und Birnen waren reif; da ſprach der Vater zu dem Töchterchen: „Komm, wir wollen den großen Birnbaum abkriegen.“ Während nun jener pflückte und ſchüttelte, ging das Kind aus der Gartenthür und ſtieg den Hügel hinan; als die Eltern es vermißten, ſuchten ſie es im Teiche und überall und ſuchten es den ganzen Tag, fanden es aber nicht. Gegen Abend kehrte es heim und hatte ein Stückchen Kuchen in der Hand, von dem es eifrig aß. Als ſie es fragten, wo es geweſen ſei, antwortete es: „Auf dem Berge, bei den kleinen Kindern.“

Am folgenden Tage wollte der Vater einen großen Apfelbaum abnehmen und ging wieder mit der Tochter in den Garten. „Diesmal ſoll ſie dir aber nicht entſchlüpfen,“ dachte er und behielt ſie lange ſorgfältig im Auge; und ſie entſchlüpfte ihm doch auf den Hügel.

Auf dem Baume ſaßen nämlich mitten unter den rothen Aepfeln viele weiße Blüthen, und während er die betrachtete, vergaß er des Kindleins. Wieder ſuchten ſie es den ganzen Tag, ohne es finden zu können, und als es gegen Abend heimkehrte, hatte es ein großes Stück Kuchen auf der Hand, das gab es den Eltern, da es ſelber ſatt war; es hatte aber auch ſchöne Spielſachen, die waren alle von Gold, und dieſe behielt es für ſich ſelber und nahm ſie mit in ſein kleines Bett. Auf die Frage, wo es geweſen ſei, antwortete es: „Auf dem Berge, bei den kleinen Kindern.“

Am folgenden Tage wollte der Vater Zwetschen schütteln und nahm das Kind wieder mit; und diesmal hatte er besser Acht. Zwar saß ein wunderschöner Vogel auf dem Baume und sang, wie sonst kein Vogel singen konnte; der Vater aber ließ sich nicht bethören: er hörte nicht weiter auf den Vogel, sondern sah auf das Kind. Und als es aus dem Garten war, schlich er sachte hinterher, und als es auf dem Hügel war, sah er, wie eine kleine Thür aufgethan wurde, aus der es heller strahlte als die Sonne. Eben wollte das Kind eine feine Hand ergreifen, die herauslangte; da faßte er es an und schlug mit seiner Faust auf die Hand, daß es drinnen schrie und jammerte. Nun setzte er sich auf die Knie und schaute hinab, und welch eine Pracht! Ein großer Saal war da unten, und zahllose Zwerge saßen an einer güldenen Tafel und schmausten aus güldnem Geräth. „Da ist das Gold billig!“ dachte er, nahm das Kind auf den Arm und holte einen blanken Spaten, grub damit um die kleine Thür die Erde weg und stieg hinab. Weil aber die Zwerge ihn jämmerlich durchbläueten, eilte er wüthend nach Hause und setzte einen Kessel voll Wasser auf das Feuer, und als es siedend heiß war, goß er's von oben in den Saal. Das war ein Gewinsel da unten!

In der Nacht wurde es laut am Perlberge: die Zwerge zogen weg und zerstörten ihrem Vertreiber den Garten und die Felder. Die übrigen Leute aber, die von den Zwergen viel Gutes genossen hatten, merkten kaum den Abzug derselben, als sie herbeieilten und baten und bettelten, sie möchten bleiben. Das geschah nun freilich nicht; doch ließen sich ein Schuster, ein Schneider, ein Schmied, ein Bäcker und manche andere endlich bewegen, so lange zu bleiben, bis die Menschen, für die sie bisher immer gearbeitet hatten, ihnen die Künste abgelernt hätten. Aber die meisten konnten das Leben auf Erden und die menschliche Kost nicht vertragen und starben

früh hinweg; einige machten sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube, und nur wenige hielten länger Stand, unter diesen der Schmied, der hundert und sechzig Jahr alt wurde.

---

97. Kulemann.

Bei Jagel liegt der hohe Jagelberg; darin wohnen die Unterirdischen. Ein Bauer, Klaes Reve in Jagel, war nun einmal in Verlegenheit wegen funfzig Thaler. Er hatte aber eine kluge Frau; die gab ihm den Rath, die Unterirdischen zu bitten. Da ging Klaes Reve um den Jagelberg dreimal herum und rief: «Kulemann, Kulemann!» «Wat sall Kulemann?» «Ik wull föftig Daler van em lenen.» «Wo lang denn?» «Up en Joer.» «Ga up de anner Syt van den Barg, da sast du finden wat du söchst.» Klaes Reve ging um den Berg; da fand er funfzig blanke Thaler. Als nun das Jahr herum war, sagte seine Frau, vor allen Dingen sollte er nun die funfzig Thaler zusammenpacken und den Unterirdischen bringen; sonst möchte es ihnen gehen wie ihren Nachbarn, die auch von den Unterirdischen geliehen, aber nicht wieder bezahlt hätten; dafür sei ihnen nachher alles von den Unterirdischen behext worden, so daß sie zuletzt von ihrer Stelle gemußt hätten. Der Bauer that wie seine Frau gesagt hatte, und nahm noch einen schönen großen Schinken auf den Nacken. Damit ging er dreimal um den Berg und rief: «Kulemann, Kulemann!» «Wat sall Kulemann?» «Ick will em syne föftig Daler werrer bringen, de he my för en Joer leent hett; hyr is oek en Schinken för de Tinsen.» Da antwortete es aus dem Berge: «Kulemann is doet, unn da du so en eerlike Mann bist, so söllt dy de föftig Daler schenkt syn.»

---

98. Die Unterirdischen zu Blankenese.

Bald nach dem westphälischen Friedensschlusse erscholl in und um Hamburg ein häufiges Gerüchte, als wenn in den blankeneser Bergen viele Unterirdische und Zwerge spukten, sich den Vorübergehenden, auch Schäfern und Jägern, zeigten und sie sehr erschreckten. Es ging zwar schon längst die Sage, daß daselbst, zumal nach der wedeler Seite zu, in Höhlen und Erdspalten solche „Unnereersche" ihr heimlich Wesen trieben, was auch bei den dortigen heidnischen Opferstätten und Grabhügeln der Hünen gar wohl gedenkbar, maaßen zu Hütern verborgener Schätze und anderer Dinge gemeiniglich Zwerge bestellt gewesen sind, wie alte Kunden berichten. Es war aber lange Zeit nichts davon vermerkt, weil die Schreckniſſe des dreißigjährigen Krieges die Unterirdischen, nicht minder denn die Ueberirdischen turbiret und sie genöthigt hatten, in ihren Höhlen der Schätze vor Crobaten und Tatern achtsam zu hüten.

Als nun jenes Gerüchte vielfach erscholl, da hat sich der gelahrte Pastor zu Wedel, Herr Johann Rist*) (oder Ristius, wie er sich schrieb), bei nachtschlafender Zeit aufgemacht, um solch zwergischem Treiben auf die Spur zu kommen. Mit ihm ging Herr Chryſoſtomus Köhler, der Vice-Canzler des Herzogs zu Wolfenbüttel, ein beherzter kluger Mann. Als sie nun bei dem Dorfe Niſſen in die Berge kommen, und alles ist still, nur fernerhin bellen die Hunde, in Wedel schlägts Mitternacht, und der Mond geht just auf, da haben sie wahrgenommen, wie aus einem Fuchsloch ein Haufe solch unterirdischen Völkleins ist hervorgedrungen, kaum

*) Bekannt als fruchtbarer Dichter geistlicher Lieder und Stifter des Elbschwanerdens 1660.

kniehoch, mit großen Köpfen und Gesichtern als die alter Männer, mit großen Nasen und klugen Augen, braun gekleidet, mit Glöcklein an den Mützen, daß es anmuthig geklingelt, wie sie sind auf und abgesprungen; die haben da ihr Wesen getrieben und getanzt im Ringelreihen und rundem Kreise beim Glockenspiel. Herr Ristius hatte eine schöne Anrede ausgesonnen, mit der er sie bei des Allmächtigen heiligen Namen zu beschwören gedachte, daß sie ihm Red und Antwort gäben, wer sie wären, und was sie trieben, und wo die großen Schätze lägen, und ob man sie nicht heben könnte; und Herr Ristius will sich eben räuspern, da kommt unversehens Herr Chrysostomus Köhlern ein so gewaltiges Niesen an, daß er von dem Feldstein im Gebüsch, darauf er mit Herrn Risten gestanden, hinunterfällt mitten in den Ringelreihen der Unterirdischen, die davor billig erschrecken, auseinander fahren und blitzschnell allesammt durch das Fuchsloch wiederum verschwunden sind, zu beider Herren großem Leidwesen. Herr Ristius ist nachhero noch etliche Male wieder hinausgegangen, aber die Constellation war ihm ungünstig, er hat ihnen so nahe nicht wieder beikommen können. Ist auch erklärlich, daß die Zwerge wohl gemerkt, daß er ein kluger Mann, der sie auszufragen gedächte, und also sich vor ihm mehr denn vor den Hirtenbuben und geringem Volke in Obacht genommen.

Aber bis zu Zeiten der großen Weltunruhe, die man den nordischen Krieg nennet, sind sie noch oftmalen bei Tage wie bei Nacht von Bauern und andern schlichten Leuten gesehen worden. Darnach haben sie sich verzogen, wiewohl etliche in Sülldorf, Rissen und da herum sie noch heutiges Tages verspüren wollen.

99. Unter der Pleſſe.

Im Herbſte des Jahres 1743 beſuchte ein Student aus Göttingen, — wir wollen ihn Hans Kurt nennen — die Ruinen der anderthalb Stunden nordwärts von jener Stadt gelegenen Burg Pleſſe. Er war allein, und als er ſich genug umgeſehen hatte, warf er ſich auf den Raſen hin und las. Zwei bis drei Stunden mochte er geleſen haben, als er mit einem Male einen ganz überaus angenehmen Geruch ſpürte, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundernd ſah er ſich überall um, ſann nach woher der liebliche Duft wohl kommen möchte, fühlte aber zugleich eine unbezwingbare Neigung zum Schlaf, der er auch unterlag. Nach einigen Stunden erweckte ihn ein heftiger Donnerſchlag. Er richtete ſich erſchrocken auf, fühlte ſtarken Regen, ſah aber vor dicker Finſterniß nicht ſeine Hand. Ehe er ſeine Gedanken ſammeln konnte, glaubte er blind geworden zu ſein; aber ein Blitz überzeugte ihn vom Gegentheil und ließ ihn auch ſehen, daß er ſich noch unter den Ruinen der Pleſſe befände, wo er an ſieben Stunden lang geſchlafen hatte. Das Wetter war entſetzlich: es ſtürmte, regnete und ein unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen Menſchen, der nicht wußte, wo aus noch ein. In dieſer Noth warf ſich Kurt auf ſeine Kniee, betete und flehete um Hilfe und Rettung. Sie erfolgte. Denn als er ſich wieder aufgerichtet hatte, ſah er ein Licht auf ſich zukommen, das der Sturm bei aller ſeiner Heftigkeit nicht auslöſchen konnte. Dieſes Licht trug ein kleines altes Männchen mit langem Barte, welches an den erſchreckten Jüngling freundlich herantrat und ihm liebreich zuredete: er möchte ſich nicht fürchten; Gott, deſſen Hülfe er angefleht, habe ihm durch ſeinen Großvater anbefehlen laſſen, aus der Tiefe der Erde heraufzu-

steigen, um ihn in Sicherheit zu bringen, er möchte ihm daher nur folgen.

Sie gingen nach dem Brunnen. In diesem befand sich ein Gerüst, auf welches sie traten. Sanft senkte es sich hinab in den Brunnen bis auf den Spiegel des Wassers, wo es still stand. Jetzt fragte ihn das Männchen, ob er hier bis zu Anbruch des Tages verweilen oder ihm in das Innere der Erde folgen und da die Werke des Schöpfers bewundern wolle? und Kurt, der wieder Muth bekommen hatte, wählte das Letztere.

„Aber," fragte er seinen Begleiter, „wenn du mich zu andern Geschöpfen führst, wie habe ich mich da zu benehmen?" — „Ich will dir schon von Zeit zu Zeit sagen, was du zu thun hast; nur sei nicht vorwitzig und frage nicht nach allem; rede überhaupt wenig. Du kommst zu einem Volke, das wegen seiner Verschwiegenheit „das stille" heißt, das gut und dienstfertig gegen die Menschen ist, das aber, wenn man es beleidigt, sein Vieh dafür plagt. Eigentlich haben sie gar keine Gemeinschaft mit den Menschen auf der Erde, da sie ein unterirdisches Geschlecht sind, und wenn sie Verrichtungen auf der Oberwelt haben, so geschehen solche nur des Nachts."

Kurt war ein belesener Mann, daher fiel ihm hierbei gleich ein, daß Paracelsus von solchen Geschöpfen ein Buch geschrieben habe, worin er meint, daß sie nicht von Adam abstammten, zwar keine Geister wären, indem sie Fleisch und Blut hätten, aber sich unsichtbar machen und durch die Luft so wie durch Felsen und verschlossene Thüren gehen könnten. Indem er sich mit diesem Gedanken unterhielt, folgte er schweigend seinem Führer durch einen Seitengang, der für diesen gerade recht, für ihn aber so niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Diese beschwerliche Stellung und eine dumpfige feuchte Luft hatten ihn nach einer halben

Stunde so abgemattet, daß er nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Aber in diesem Augenblicke traten sie aus dem Gange und übersahen eine große Landschaft, in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurde von einer Helligkeit erleuchtet, welche unserer Morgen- oder Abenddämmerung glich, und war mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut.

Nach einiger Ruhe bei einem rauschenden Wasser gingen sie auf einer schön geebneten Straße zwei Stunden lang fort.

Endlich kamen sie zu Wohnungen, die von chinesischer Bauart, klein und niedrig, aber mit solchen schönen Farben bemalt waren, von denen wir gar keine Vorstellung haben. Sie gingen in eine der schönsten, wo viele kleine Leute beiderlei Geschlechts, des Männchens Kinder, versammelt waren. In einem überaus schön verzierten Saale fand Kurt auf fünf Stühlen zwei sehr alte Männerchen und drei eben so alte Weiberchen sitzen. Er mußte sich auch setzen, und das Männchen stellte ihn den Uebrigen als einen stillen, sittsamen Menschen vor, der ihm willig gefolgt sei. Sie hießen Kurten freundlich willkommen, und der Aelteste unter ihnen redete ihn also an:

„Fremdling, durch sonderbare Offenbarung ist mir deine Gefahr auf dem Hause Plesse wissend und der Befehl worden, dich in Sicherheit zu bringen. Ich schickte daher meines Sohnes Sohn ab, dich hieher zu führen, und es freut mich, daß du ihm ohne Furcht gefolgt bist. Es soll dir kein Leid widerfahren, und du sollst, wenn es oben wieder Tag wird, sonder Gefahr auf das Haus Plesse zurückgeleitet werden. Amen!“

Alle neigten sich bei diesen Worten, als wollten sie sagen: der da spricht ein wahres Wort. Kurt aber bedankte sich für diese Versicherung und sagte den kleinen Herren viel Liebes und Gutes über ihre Sorgfalt und freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein hübsches Mägdlein in den Saal. Sie war so klein, wie bei uns gewöhnlichen Menschen ein Kind von sechs Jahren zu sein pflegt, aber dabei völlig ausgewachsen. Mit einer lieblichen Miene labete sie die Anwesenden zur Mahlzeit ein, welche im Nebenzimmer bereitet sei. Alle erhoben sich zugleich und baten den Hans Kurt ihnen zu folgen.

Der Hunger plagte diesen zwar ziemlich aber er trauete den kleinen Männerchen nicht recht und schlug daher die Einladung unter dem Vorwande ab, daß er in der Nacht nicht essen könne. Sein Führer gab ihm aber durch einen Wink zu verstehen, daß er mitgehen müsse; und er folgte auch.

Auf der Tafel standen nur drei Gerichte, sonst aber war sie fürstlich aufgeputzt.

Das Tafeltuch war außerordentlich fein. Man sagte ihm, es sei aus Amiantstein gewebt und werde, wenn es schmutzig sei, nicht durch Wasser, sondern durch Feuer wieder gereinigt. Die Schüssel, Teller, Löffel, Messer, kurz alles Geräthe auf dem Tische war von gediegenem, aufs schönste polirtem Silber, und bei jedem Gedeck stand ein prächtig gearbeiteter Becher mit Getränk gefüllt.

Kurt hatte sich nun zwar mit dem Vorsatze, nichts zu essen, hingesetzt; aber der liebliche Duft der Gerichte überwältigte seine Besorgnisse. Er aß und ließ sichs trefflich schmecken. Bei der zweiten Schüssel ergriff das älteste Männchen seinen Becher mit den Worten:

„Gelobt sei Gott, der uns dies Wasser zur Labung und Erquickung beschcert hat." Die Uebrigen antworteten darauf: „Er sei gelobt."

Ein jeder trank. Kurt aber nicht. Er wollte wenigstens versuchen, ob er es umgehen könne; denn das Getränk hatte eine ihm unbekannte verdächtige Farbe. Allein von allen dazu aufgefordert, mußte er sich doch überwinden und

den Becher ergreifen. Lieblicher und labender hatte ihm lange nichts geschmeckt, und voll Verwunderung rief er aus: „Ei, welch köstliches Getränk! Davon müßt ihr mir das Recept geben.“

Die kleine Schöne neben ihm lachte und sprach: „Das quillt ja aus der Erde, das machen wir ja nicht.“

„Da seid ihr glückliche Menschen, rief Kurt aus, wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten.“

„Ich sehe wohl“, fiel der Alte ein, „du bist auch von dem Fehler ergriffen, den ihr Obermenschen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennt ihr nicht, habt nie genug und wünscht euch immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießt; euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz entbehren müssen, weshalb wir euch doch nicht beneiden. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit einer beständigen Gesundheit und werden, wie du an mir siehst, sehr alt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Verdrießlichkeiten, ohne Prozesse, ohne Kriege. Keiner will der Reichste, der Erste, der Vornehmste sein. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrschen, keiner erobern. Der Aelteste in jeder Familie ist Regent derselben, das heißt, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt den Verirrten und lenkt ihn mit Güte und Sanftmuth zurecht.“

„Wie glücklich seid ihr“, rief Kurt voll Verwunderung aus, „ihr lebt ja wahrlich wie im Paradiese!“

„Wir leben glücklich“, fuhr der Alte fort, „aber ganz ohne Ungemach sind wir nicht. Was wäre auch ein Leben ohne Ungemach! Es giebt bei uns eine Art Geschöpfe, die halb Menschen und halb scheusliche Schlangen sind. Sie leben in den Felshöhlen und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe nur treiben wir sie zurück in die

Klüfte und mancher von uns büßt sein Leben dabei ein. Wir haben es vielfältig versucht uns mit ihnen zu versöhnen. Da diese Schlangenmenschen aber mehr Thier als Mensch und fast ohne Vernunft sind, so sind alle Bemühungen, durch Gutthaten sie uns geneigter zu machen, bis jetzt vergebens gewesen und uns bleibt keine Hoffnung sie zu ändern. Wir müssen in steter Furcht vor ihnen leben und immer gegen sie gerüstet sein."

Bei diesen Worten ließ sich vor der Thür ein starker Ton hören, als bliese jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf ihre Kniee und betete leise. Dies war das Zeichen, daß der Abend anbreche und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen, silbernen Leuchtern herein gebracht. Alle begaben sich wieder in das andere Zimmer.

Kurten gefiel es je länger je mehr unter diesen unterirdischen kleinen Menschen; und er hätte es gern gesehen, wenn man ihn zum Bleiben genöthiget hätte, um alle ihre wunderbaren Einrichtungen und Sitten in Muße kennen zu lernen; aber das alte Männchen sprach:

„Gott, der nach seinen unerforschlichen Fügungen gewollt hat, daß du zu uns hast kommen sollen, will jetzt, daß du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst, denn bei uns bricht der Abend, bei euch aber der Tag an und das Ungewitter ist vorüber. Wohlan, so gehe denn, vergiß nicht, was du hier gesehen hast, und laß dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr sein, den Gott, den wir beide verehren, zu preisen. Meine Kinder werden dir einige Kleinigkeiten zustellen, die bei euch Menschen Werth haben, und die du als ein Andenken an deinen hiesigen Aufenthalt betrachten magst. Reise wohl und lebe glücklich!"

Er wurde hierauf in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unserer Erbsen in hohen Haufen aufgeschüttet waren, und große Tafeln, worauf Diamanten,

Saphire, Hyacinthe und andere edle Steine in unglaublicher Menge und Größe und aufs köſtlichſte geſchliffen, ihn anblitzten. Das kleine Männchen ſchenkte ihm zwölf Stücke davon und verſtattete ihm von den Gold- und Silberkörnern ſo viel zu nehmen, als er nur immer fortbringen könne. Kurt ließ ſich das nicht zweimal ſagen, griff tüchtig zu und ſtopfte alle ſeine Taſchen, ſelbſt die ſteifen Stiefeln voll und packte noch in das Taſchentuch und den Hutkopf, was nur hineingehen wollte. So wohlbeladen trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei ſeiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere ein mit Gold gefülltes Käſtchen trug. Auf demſelben Wege, auf welchem Kurt hingeführt war, wurde er auch zurückgeleitet und durch das Gerüſte, welches noch auf dem Waſſer im Brunnen ſchwamm, wurden ſie alle drei im Hui in die Höhe geſchoben.

Kurt trat herab von dem Gerüſte, erhielt das Käſtchen und ein freundliches Lebewohl von ſeinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabſanken.

Lange ſtand er da und wußte nicht, ob er träume oder wache. Aber bald überzeugte ihn die Menge des Goldes und der Edelgeſteine, die er bei ſich hatte, daß es alles, was er Wunderbares erlebt, reine Wirklichkeit ſei. Vor Freude taumelnd, ſprang er auf dem hohen Berge herum, klatſchte in die Hände und wußte gar nicht, was er gleich anfangen ſollte. Nachdem ſich der erſte Rauſch gelegt hatte, ging er den Berg herab und nach Göttingen zurück.

Von den empfangenen Schätzen machte er einen nützlichen Gebrauch theils zu ſeiner eigenen Ausbildung, theils zum Beſten nothleidender Menſchen.

VII.

100. Der Bergmönch im Harz.

Zwei Bergleute arbeiteten immer gemeinschaftlich. Einmal als sie anfuhren und vor Ort kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Oel zu einer Schicht auf den Lampen hatten.

„Was fangen wir da an?“ sprachen sie mit einander, „geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tag fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon längst gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Oel zu holen, so straft uns der Steiger und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut.“ Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheurer, riesen-großer Mann ging ganz gebückt in der Strecke herauf.

Er hatte eine große Kappe auf dem Kopf und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst da still standen, geschritten war, richtete er sich auf und sprach:

„Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leids anthun, vielmehr Gutes,“ nahm ihr Geleucht und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber griff er ihr Gezäh und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in der

ganzen Woche bei allem Fleiß herausgearbeitet hätten. Nun sprach er: „Sagts keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt," und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie that sich auseinander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab; als sie aber wieder hinschauten, war Alles verschwunden. Hätten sie ihre Bilhacke (Hacke mit einem Beil) oder sonst irgend nur einen Theil ihres Gezähs hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und ihnen viel Reichthum und Ehre zugekommen; aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon abgewendet.

Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer ein großer Vortheil war. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und Montags Morgen, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe, und sie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, frisch aufschütten.

---

101. Die Ersteigung des Hübichenſteins.

Auf dem Försterhofe im Grund wohnte vor Zeiten einmal ein Förster, der hatte seine Frau früh verloren und nur einen einzigen Sohn. Der soll ein recht geschickter und auch recht guter Bursche gewesen sein, nur ein bischen zu vorwitzig, wie nun die Jugend ist. Einmal geht der Försterſohn mit seinen guten Freunden spazieren ins Holz. Wie sie vor dem Hübichenstein anlangen, kommt das Gespräch auf die steile Höhe dieses Felsens und einer sagt: den wollt

er ſehen, der da hinaufſteigen könnte. Da ſagt der Förſterſohn: das wäre nichts, und er wagte es. Aber die andern riethen ihm ab; denn wenn einer hinaufgeſtiegen iſt, hat er nicht wieder herab gekonnt und am andern Tage zerſchmettert unten gelegen. Aber der Förſterſohn glaubte nicht daran, lachte und ſagte, nun wollt ers erſt recht thun. Er ließ ſich nicht halten, was die andern auch angeben mochten, und ſtieg hinauf. Mag ihm wohl ſauer genug geworden ſein. Denn was man jetzt den kleinen Hübichenſtein nennt, der iſt vor Zeiten viel höher geweſen als der, den man jetzt den großen Hübichenſtein nennt, und hat deshalb auch der große geheißen. Wie er oben ſteht, lacht er ſeine Freunde aus und ſpottet und ſagt, ſie wären ſo klein wie die Zwerge. So hat er eine ganze Weile geſtanden. Da fängt der Wind an zu wehen, und er denkt: ſollſt nur wieder hinunter ſteigen. Aber er hat nicht wieder hinunter gekonnt, hat nicht einmal die Füße regen können; und unten die Leute konnten ihm nicht helfen, und zuletzt bat er ſeine guten Freunde, ſie möchten ihm doch nur die einzige Gnade erweiſen und ihn herunter ſchießen, daß er nicht lebendig hinunterſtürzen müßte; aber das mochte, wie ſich denken läßt, keiner thun. Nun hört auch ſein Vater davon, weil alle Leute aus Grund hinausrennen und ſehen wollen, ob's wahr iſt, und andere kommen wieder und ſagen: es iſt wahr. Da geht der alte Förſter ſelbſt hinaus und ſieht mit ſeinen eigenen Augen ſeinen Sohn auf dem großen Hübichenſtein ſtehen und kann ihm auch nicht helfen und weint und rauft ſich die Haare und iſt faſt von Sinnen vor Betrübniß; aber das half alles nicht. Am Ende, wie's Abend wird, wird der Himmel voll Wolken und der Wind hebt an zu ſauſen, und es regnet, daß kein Menſch davor bleiben kann. Da haben die Leute den alten Förſter mit Gewalt weggeführt nach Hauſe. Wieder zu Hauſe, denkt er: was kanns helfen? du biſt doch einmal

ein geſchlagener Mann, und du erweiſeſt deinem Kinde nur eine Wohlthat, und der liebe Gott wird dirs vergeben. Da nimmt er ſein beſtes Gewehr und macht ſich auf den Weg nach dem Hübichenſtein. Wie er aus Grund hinaus iſt, hört auf einmal der Regen auf; nur über Grund regnets in Strömen, ſonſt iſt alles hell' und der Mond ſcheint recht klar. Auf dem Wege zum Hübichenſtein hebt er an zu weinen und zu beten und iſt ganz betäubt vor Herzensangſt und Betrübniß. Da iſt auf einmal ein kleines Männlein bei ihm mit einem eisgrauen Bart, das geht an einem Tannzweig. Das Männlein ſagt: „Glückauf!“ und fragt, ob er denn noch ſo ſpät ins Holz müßte? Der Förſter erſchreckt ſich, hat aber nicht Luſt zu ſagen, wohin er will und was er vorhat. Da fragt ihn das kleine Männlein, warum er denn immer ſo ſeufze, und was ihm denn fehle, daß ihm die Thränen immer über die Wangen liefen? er ſollte doch nur ſein Herz aufſchließen, es könnte ja noch alles gut gehen. Darüber wird der Förſter zutraulich und ſagt, wenn ers noch nicht wüßte, er wäre der Mann, deſſen Sohn jetzt auf dem Hübichenſtein ſtehen müßte. Der Satan hätte ihn verführt, daß er hinaufgeſtiegen ſei. Und ſein Sohn hätte alle Menſchen um Gottes Willen gebeten, ſie möchten ihn doch herunterſchießen; aber keiner wäre barmherzig geweſen. So wollte ers thun. Denn das, meint er, würde ihm doch Gott nicht als Sünde anrechnen. Ob er denn warten ſollte, daß ſein leiblich Kind lebendig herunterſtürzen und elendiglich ſeinen Geiſt aufgeben ſollte? So käm er doch ſchneller und ohne Schmerzen von der Welt. Und darauf fängt er wieder an zu jammern und ſagt, er hätte das doch nicht um ſeinen Sohn verdient; er hätte ihn mit ſaurer Mühe aufgezogen und zu Kirche und Schule gehalten, und er wäre doch auch ſonſt ſo gottesfürchtig geweſen und hätte kein Kind betrübt und nicht einmal das Würmchen zertreten mögen. So wollte

er doch lieber, daß er mit seiner Frau gestorben wäre, als daß er das Unglück erleben müsse, nun so verlassen zu sein im Alter und keinen Sohn zu haben, der ihm einmal die Augen zudrückte.

Das ist dem Männlein zu Herzen gegangen; aber wie der alte Förster spricht, ist auf einmal das Männlein verschwunden. Da sieht nun der Vater die Spitze des Hübichensteins, steht unten und legt an auf seinen Sohn. Der ruft und bittet ihn, er möchte nur zuschießen; er fürchte sich nicht, wenn er nur gleich von der Welt käme.

Der Förster denkt, er will losdrücken: da kommen mit einmal tausend kleine Männlein aus allen Hecken und Büschen hervorgesprungen. Die machen sich an ihn und werfen mit Tannzapfen auf ihn und schneiden ihm Gesichter und schlagen ihn mit Heckbüscheln und Dornsträuchern um die Beine. Und wie er sich wehren will, wirds immer ärger, und fangen kann er keinen; sie sind zu flink. Und mitten dazwischen steht das kleine Männlein mit dem eisgrauen Bart und treibt die andern an. Endlich sieht der Förster, daß er nichts ausrichten kann, und muß umkehren nach Hause.

Wie er fort ist, da wirds auf einmal laut am Hübichenstein empor, und es kommen allenthalben am Gestein kleine Männlein herauf, alle auf eisernen Fahrten, die gehen von unten an bis oben hin; und jeder hat ein messingenes Grubenlicht in der Hand; einige sind jung, andere alt und rauh von Haar wie ein Bär. Der Erste, der herauf kommt, ist ganz alt, mit eisgrauem Bart, der geht ihm bis auf die Brust; in der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht, das scheint wie die helle Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone; und der hat den Andern befohlen und ist der König. Das ist der Gübich gewesen.

Der spricht oben zum Försterssohne: „Wer hat dich geheißen auf meinen Stein steigen? Eigentlich müßte ich

dich hinunterstürzen lassen, und einem Andern sollts nicht so hingehen. Aber dein Vater dauert mich, weil er ein braver Mann ist."

Darauf bannt ihn der Gübich wieder los und sagt, er solle nur auf der Fahrt da hinuntersteigen. Dem Försterssohne brechen fast die Kniee. Da ruft der Gübich ein anderes Männlein heran, dem muß er sich auf die Schultern setzen; das trägt ihn ganz säuberlich hinunter, daß der Försterssohn sich wundern muß über die Kraft des Männleins.

Wie sie unten angekommen sind und der Zwerg hat den Jüngling abgesetzt, faßt ihn der Gübich bei der Hand und führt ihn in sein Schloß unter dem Hübichenstein. Da kommen sie in ein Zimmer, darin blitzen die Wände von Stuferz, die Decke ist von einem Stück Schwerspat, weiß wie der Schnee, und von der Decke hängt ein großer Kronleuchter herab, ganz von Krystallen und Edelgestein, größer als im goslarschen Zehnten; und der Fußboden ist von grünen Tannzweigen überstreut und die Kannele glänzen nur so von Gold und Edelgestein. Und mitten in der Stube steht ein Tisch von Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzt sich nun der Zwergkönig, sagt zu dem Jünglinge, er solle sich setzen, und schlägt mit dem silbernen Schlägel gegen den Tisch von Glaskopf. Der giebt einen Ton von sich, so köstlich, wie man in der Welt nicht hört. Da kommen tausend kleine Frauenbilder herein, die tragen Erdbeeren und Himbeeren auf; und der Gübich sagt zum Försterssohne, er soll davon nehmen. Also sprechen sie zusammen, und die Frauenbilder und Männlein machen Musik dazu. Wie die Mahlzeit zu Ende ist, schlägt der Gübich wieder mit dem silbernen Fäustel an den Tisch von Glaskopf, und wie der köstliche Ton wieder erklingt, da tragen die kleinen Frauenbilder Krüge herein von lauterm Silber; und der Gübich sagt zu seinem Gaste, er soll Bescheid thun. Der sagt: „Glückauf!"

und thut seinen Zug. Aber so Herrliches hat er im Leben nicht getrunken.

Wie nun der Försterſohn ſich ſo erquickt hat, führt ihn der Gübich in eine andere Stube. Da ſteht eine große Braupfanne voll lauter Wildenmännergulden, blitzblank, als wenn ſie eben erſt aus der Münze gekommen wären. Der Gübich ſagt, das wäre ſein Reichthum, den müßten ihm ſeine Unterthanen ſchaffen, und er hätte ja ſchon manchem Armen davon Gutes gethan und wäre den Menſchen nicht feind; aber in Frieden müſſe man ihn laſſen; und dergleichen hat er ihm noch viel geſagt. „Willſt du mir nun einen Gefallen thun," ſagt er, „ſo ſolls dich nicht gereuen. Nemlich, ſo lange wie der große Gübichenſtein (ſonſt hat man ihn den Gübichenſtein geheißen) der große bleibt, habe ich mein Recht dran und darf auch auf der Erde walten*) gehn; wenn aber der große Gübichenſtein zum kleinen wird, ſo koſtets mich die Krone, und dann darf ich bloß unter der Erde herrſchen. Da ſchießen nun immer die Leute nach Krimmern und Falken oben auf dem Gübichenſtein, und das darf ich nicht leiden; denn triffts den Stein, ſo bröckelt etwas ab." Wenn er, der Försterſohn, alſo dafür ſorgen wolle, daß keiner ſeinen Stein beſchädigte, ſo ſolle er zum reichen Mann werden und könne ſich aus der Braupfanne nehmen, ſo viel er wolle. Der Försterſohn verſprichts und giebt ihm die Hand drauf. Dann nimmt er ſich aus der Braupfanne ſo viel er will, füllt alle Taſchen und häuft auch ſeine Mütze voll. Wie das geſchehen iſt, führt ihn der Gübich in ein anderes Zimmer. Da iſt ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Gübich ſagt, er will ſeinen Gaſt morgen zeitig wecken, und er wünſcht ihm eine gute Nacht. Der Jüngling hat noch nicht lange geſchlafen, da weckts ihn auf, und wie er die Augen

*) Der harziſche Ausdruck für umgeben.

aufſchlägt, graut der Morgen, und wie er ſich beſinnt ('s iſt ſo kalt geweſen), liegt er unten am Hübichenſtein, und ſeine Mütze mit den Wildenmännergulden liegt noch bei ihm, und die Taſchen ſind gepfropft voll. Das hat er alles der Obrigkeit erzählt und hat den Armen von ſeinem Reichthum mitgetheilt und eine Kirche bauen laſſen in Grund, wo vorher keine geweſen. Und die Obrigkeit hat ein Geſetz ausgehen laſſen, daß keiner auf den Hübichenſtein ſteigen dürfe, und keiner da nach Krimmern ſchießen dürfe und nach Falken und Raben. Und ſo lange wie der große Hübichenſtein iſt unverſehrt geweſen, hat der Gübich da ſein Weſen gehabt und viel Gutes gethan und manchen Böſen beſtraft; und es hat ihn auch mancher geſehen. Aber im dreißigjährigen Kriege da haben die Kaiſerlichen die Spitze des großen Hübichenſteins aus Muthwillen mit Kartaunen heruntergeſchoſſen; und von der Zeit an hat kein Menſch den Gübich mehr geſehen.

---

102. Die Geiſter im Lüningsberge.

Vor langer Zeit haben die weißen Geiſter im Lüningsberge bei Aerzen, da, wo der ſchöne ebene Raſenplatz zwiſchen den grünen Büſchen liegt, des Nachts gekegelt und zwar mit goldnen Kugeln nach goldnen Kegeln. Das ſoll wunderbar ausgeſehen haben, wenn in der dunkeln Nacht die leuchtenden Kugeln windſchnell über den Raſen hinrollten und die Kegel mit einem hellen, tönenden Klange umfielen. Es ſoll gar ſchön geweſen ſein, wenn der Mond hell und voll über dem Walde am blauen Himmel geſtanden, und die Eichen, Buchen und Tannen, welche die wunderbare Kegelbahn umfriedeten, erleuchtet hat. Wenn die klingenden Kegel fielen, ſind oft die kleinen bunten Vögel auf den Bäumen erwacht, haben

neugierig aus den Zweigen zugeschaut; sind Hasen, Rehe, Fuchs und Dachs heran gekommen, um einmal zuzusehen, und alle vertrugen sich aufs beste. Die Geister im Lüningsberge hatten schon lange liebe Zeit ihr Spiel getrieben, darin sie keiner stören wollte. Die Leute in Aerzen erzählten sich viel und mancherlei von den goldnen Kugeln und Kegeln; aber keine Menschenseele hatte sich bislang zur Nachtzeit in den Wald gewagt: das Grauen war zu groß.

Einmal war ein lustiger Webergesell, der hatte mancherlei Fahrten und Wanderungen in fremde Lande gemacht. Wie der wieder in die Heimath kam, da gefiel die schöne Müllerstochter Anna seinem Herzen mehr denn alles, was er in der Welt gesehen hatte. Beide waren aber blutarm und konnten sich nicht heirathen. Heinrich, so hieß der Gesell, war ein keckes, junges Blut; der wußte bald Rath. „Ich gehe in den Lüningsberg," sagte er, „wenn die Geister nach ihren goldnen Kegeln werfen, und hole mir einen davon." In einer linden Nacht schlich er scheu und sachte durch die Gesträuche und Felder; wie er aber in den stillen Wald trat, da pochte sein Herz doch gewaltig. Er kam an den Rasenplatz, immer näher und näher, und plötzlich sah sein Auge alles, wie es ihm erzählt war. Er sieht, wie die kleinen, weißen Geister ihre leuchtenden Kugeln pfeilschnell über den Rasen schleudern, die immer von selbst wieder zurücklaufen, hört, wie die goldnen Kegel mit wunderbarem Klange umfallen. Auch den Fuchs und den Dachs und die Rehe und Hasen sieht er friedlich bei einander sitzen, und die Vöglein munter nach dem Klange auf den Zweigen hüpfen. Tief drückt er sich ins Gebüsch auf Heidekraut nieder, denn ihm ist bange, daß ihn die Geister entdecken möchten. So kreucht er immer näher zu den blitzenden Kegeln und kann sie bald mit der Hand erreichen. Da schleudert ein starker Wurf einen der Kegel in das Gebüsch, in welchem Heinrich versteckt

iſt. Er greift danach, ruft Anna! Anna! und eilt athemlos mit dem koſtbaren Funde durch den Wald dem Ausgange zu. Aber die weißen Geiſter haben ſeinen Ruf vernommen, ihr Kegel iſt geraubt, ſie wehklagen einen Augenblick, dann laufen ſie mit Wuth dem verwegenen Menſchenkinde nach, es grauſam zu züchtigen. Heinrich iſt indeſſen in der Wieſe angelangt, die unten am Lüningsberge liegt, und eilt dem alten morſchen Baumſtamme zu, der als Steg über die Humme gelegt iſt. Die Geiſter ſind ihm ganz nahe, er hört ihren Odem, es fährt ihm eiskalt durch die Glieder; — nun verfehlt er den ſchmalen Steg, zagt nicht, ſpringt in die Humme — zu ſeinem Heil! „Das iſt dein Glück," rufen die Geiſter, „ins Waſſer reicht unſre Macht nicht; auf dem Baumſtamm aber hätten wir dich gepackt und dir den Hals umgedreht."

Athemlos kam Heinrich ans andre Ufer. Da hat er noch ganz deutlich die Geiſter gleich Nebelgeſtalten hin- und herſchweben ſehen; ſie konnten aber keinen Uebergang finden.

Heinrich und Anna hielten bald eine fröhliche Hochzeit. Heinrich kaufte ein altes Haus, ließ es einreißen und bauete ein neues an die Stelle. Von den Geiſtern im Lüningsberge hieß es bald darauf, daß ſie verſchwunden ſeien und ihr wunderbares Kegelſpiel aufgehört habe. Es ſei ihnen ein goldner Kegel entwendet worden, und davon möchte wohl Heinrich ſein Haus gebaut haben.

Noch heute wird der Platz im Lüningsberge gezeigt, wo die weißen Geiſter einſt ihr Spiel mit den gülbenen Kegeln trieben; und wenn jetzt die Knaben und Mägdlein des Orts an dem Hauſe am Mühlbache, vor dem der große Lindenbaum ſteht, vorübergehen, ſo flüſtern ſie einander heimlich zu: „Seht, das iſt das Haus, welches von dem goldnen Kegel der Geiſter im Lüningsberge gebauet iſt."

103. Rübezahls Krautgarten.

Rübezahl hat in dem Gebirge einen eigenen Krautgarten. Man zeigt ihn seitwärts auf dem Kuppenplane, nicht weit von der Wiesenbaude, an einem Abhange nach dem Aupengrunde zu. Das Gebirge ist reich an den saftigsten, herrlichsten Kräutern, die von alten Zeiten her zu den kräftigsten Essenzen benutzt wurden. Unter allen diesen Kräutern ist zumeist ein Zauberkraut in der Märchenwelt berühmt geworden. Es heißt die Springwurzel und wächst nur in Rübezahls Garten. Diese Wurzel ist von der köstlichsten Art, und vermag die hartnäckigsten und langwierigsten Krankheiten zu vertreiben. Sie dient aber den Geistern zur Nahrung, und Rübezahl erlaubt nur seinen auserlesenen Günstlingen sie herauszugraben. Einst war eine vornehme Dame in Liegnitz gefährlich krank und versprach einem Bauer aus dem hohen Gebirge eine große Belohnung, wenn er ihr die Springwurzel aus Rübezahls Garten verschaffen wollte. Gereizt durch das lockende Versprechen, wagte er den Gang. Als er die einsame, wüste Gegend des Gartens erreicht hatte, ergriff er den Spaten und fing an, die Springwurzel, die ihm nicht unbekannt war, auszugraben. Während er so gebückt dastand und grub, pfiff ein Wind brausend aus einer bestimmten Gegend, und er hörte donnernde Worte, die er aber nicht verstand. Er richtete sich erschrocken in die Höhe, um nach der Gegend hinzusehen, aber kaum vermochte er gegen den noch immer fortdauernden Wind sich aufrecht zu halten. Da erblickte er auf dem äußersten Rande eines hervorspringenden Felsen eine große riesenhafte Gestalt; ein langer Bart hing bis über den Bauch, eine große krumme Nase entstellte das Gesicht, die Gestalt blickte ihn aus furchtbaren, glühenden Augen drohend an, die struppigen, langen Haare und ein

großer Mantel flogen, durch den Sturm vorwärts. In der Hand trug er eine übergroße, knotige Keule. „Was thust du da?“ schrie ihn die Gestalt an, und ihn dünkte, als wäre die donnernde Stimme von dem Sturm nicht zu unterscheiden. Der Bauer, ein tollkühner Mensch, überwältigte den Schauder der ihn ergriff, und antwortete: „Ich suche die Springwurzel, eine kranke Frau will sie mir theuer bezahlen.“ „Die du hast, darfst du behalten,“ schrie die Gestalt, „aber wage es nicht noch einmal zu kommen!“ schwang mit furchtbarer Gebährde die Keule und verschwand.

Nachdenklich ging der Bauer vom Berge herunter, und die Frau in Liegnitz dünkte sich überaus glücklich, als sie, zur Linderung ihrer Schmerzen, sich im Besitz der heilsamen Wurzel sah. Ihre Krankheit nahm sichtbar ab, und da sie nur von dieser Wurzel völlige Heilung erwartete, so ließ sie den Bauer noch einmal kommen. „Wagst du es noch einmal die Springwurzel zu holen?“ fragte die Frau. „Liebe gnädige Frau,“ antwortete der Bauer, „das erstemal ist mir der Herr des Gebirges in entsetzlicher Gestalt erschienen, mich also schwer bedrohend, daß ich es nicht wagen mag zum zweitenmal.“ Aber die Frau überwand seine Furcht durch die größten Versprechungen, sie wollte ihm eine viel größere Summe bezahlen als das erstemal. Da vermochte der Bauer nicht zu wiederstehen, und zum zweitenmal wagte er es, den einsamen Gang in das innere Heiligthum des Gebirges anzutreten.

Als er nun die Wurzel zu graben anfing, erhob sich ein furchtbarer Sturm aus derselben Stelle wie das erstemal, und als er hinblickte, erschien die Gestalt noch viel drohender; die wilden Haare, der große Mantel flogen und schienen auf ihn zuzufliegen, aus den Augen sprühte Feuer, die furchtbare Stimme, die abermals zu ihm hinschrie: „Was

thuſt du da?" hallte wieder von den kahlen Felſen und ſchien aus der ſchwindelnden Tiefe mit doppelter Gewalt emporzuſteigen, und als er nun antwortete: „Ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen!" da brüllte die erzürnte Geſtalt: „Habe ich dich nicht gewarnt, du Unſinniger? und du wagſt es noch einmal! doch du haſt ſie ſchon, rette dich, wenn du kannſt." Und die Flammen aus den blitzenden Augen ſchienen den Hinſinkenden zu treffen und ihm das Geſicht zu verbrennen, die mächtige Keule flog durch die Luft und ſchlug ganz dicht neben ihm tief in den harten Felſen hinein, der Boden bebte, ein ſchauderhafter Donnerſchlag betäubte ihn, und er ſank bewußtlos hin. Nach langer Zeit kam er wieder zu ſich. Er war wie zermalmet, die Keule verſchwunden, in der Ferne hörte er donnern und glaubte die drohende Stimme in dem Donner zu vernehmen; aber in der Hand hielt er die Springwurzel feſt, und kroch von Regen durchnäßt, von Nebel umhüllt, von irrenden Geiſtern bald hier bald dahin gelockt, die ganze Nacht und den folgenden Tag herum, ohne zu wiſſen, wo er war, bis ihn ein Köhler halbverſchmachtet fand und nach ſeiner Hütte brachte. Hier erholte er ſich und eilte nach Liegnitz.

Die Frau war entzückt, als ſie ihn mit der Springwurzel kommen ſah, und gab ihm eine ſo große Summe, daß er alle Angſt vergaß und fröhlich nach Hauſe eilte.

Es verging einige Zeit, die Frau ſchien faſt geſund, aber ganz war ſie noch nicht hergeſtellt. „Wenn ich noch zum drittenmalen die Springwurzel erhalten könnte, dann wäre ich völlig geſund, das fühle ich wohl", ſprach ſie, und ſandte wieder nach dem Bauer, der erſt gar nicht kommen wollte, aber es war, als trieb ihn ein böſer Geiſt wider ſeinen Willen. „Hier bin ich wieder, gnädige Frau," ſagte der Bauer, „was wollt ihr von mir? doch nicht, daß ich zum

drittenmale die Springwurzel suchen soll? dafür bewahre mich Gott. Kaum bin ich das letztemal mit dem Leben davon gekommen. Mich schaudert, wenn ich nur daran denke."

Da fing die Frau an, ihn zu beschwören und versprach ihm ein ganzes reiches Bauerngut und große Reichthümer dazu, und sie verblendete den Tollkühnen, daß er alle Gefahr vergaß und sich vermaß, die Springwurzel noch zum drittenmale aus dem Zaubergarten zu rauben, und wenn es sein Leben kosten sollte. Bis jetzt, sagte der Bauer, hat der Geist dir nur gedroht, es soll nun das letztemal sein. Dann bin ich ein reicher Mann und kann in Herrlichkeit und Freuden leben. So kam er nach Hause; aber er wagte nicht allein zu gehen. „Lieber Sohn, — sagte er zu seinem Aeltesten, der schon erwachsen war — wir wollen nach der Capelle auf die Kuppe wallfahrten, du sollst mich begleiten." So gingen sie neben einander, und die Schluchten wurden immer enger, das Gebirge immer kahler, und als sie so neben den finstern Seen, die ewig von starren Felsen beschattet werden, hergingen, da ward der Vater gar nachdenklich, und ein inneres Grauen durchfuhr ihn, und er blickte so seltsam aus den Augen, daß auch ein stiller Schauder den Sohn ergriff. „Was ist dir, Vater?" — sagte der Sohn, aber der Vater antwortete nicht und blickte stumm vor sich hin. So stiegen sie immer höher, und als sie dem Garten nahe waren, da sprach der Vater: „Böse Geister haben mich gelockt von früher Kindheit an, daß ich immer nur nach Reichthum trachtete, und Gottesfurcht und Frömmigkeit blieben mir fremd, daher lebte ich wild und wüste und habe euch niemals ein gutes Beispiel gegeben, wie es der Vater seinen Kindern schuldig ist. Jetzt ruft mich die Hölle, und ich muß dem Herrn des Gebirges die Springwurzel rauben, wofür er mich zerfleischen wird." Da heulte der Sohn und sprach: „Vater, laß das sein, kehre mit um, Gott wird barmherzig sein."

Aber in dem Wahne der Verzweiflung hatte der Vater den Spaten schon ergriffen und angesetzt. Da erhob sich ein furchtbarer Orkan, ein Wolkenbruch stürzte herab, daß alle Bäche zu wilden Strömen heranwuchsen; ein Wehklagen schien tief aus den Wurzeln des Gartens herzzerreißend zu ertönen; alle Elemente bewegten sich wild unter einander, gähnende Klüfte eröffneten sich, und von oben fuhr eine große Gestalt, selbst wie ein Gebirge, mit einer riesenhaften Keule, ergriff den Bauer und flog mit ihm ein Stück in die Höhe. Ein großer Fels stürzte zerschmettert herunter, der Sohn hörte das Winseln des Vaters immer ferner. Betäubt lag er lange, da hörte der Orkan auf zu brausen, der Himmel erheiterte sich, und der verlassene Sohn suchte voll Schrecken die Capelle, um sich Gott zu empfehlen.

In derselben Stunde aber starb plötzlich die Frau in Liegnitz, als sie schon völlig genesen schien.

---

104. Rübezahl wird ein Esel.

Einst reiste ein Glaser über das Gebirge und wurde über die schwere Last des Glases, die er auf dem Rücken trug, müde, schaute sich daher um, wo er sich wohl hinsetzen könnte. Der ihn beobachtende Rübezahl vermerkte dies kaum, als er sich in einen runden Klotz verwandelte, welchen der Glaser nicht lange hernach am Wege liegend antraf und mit frohem Muthe hinging, um sich auf ihn zu setzen. Doch die Freude dauerte nicht lange; denn kaum hatte er einige Zeit gesessen, so wälzte sich der Klotz so geschwinde unter ihm fort, daß der arme Glaser mitsammt seinem Glase zu Boden schlug und es in tausend Stücke zerschellte.

Der betrübte Mann erhob sich von der Erde, blickte

um sich, aber sah keinen Kloß, auf dem er vorhin gesessen hatte. Da fing er an bitterlich zu weinen und beseufzte mit herzlichen Klagen seinen erlittenen Verlust, doch wandelte er seine Straße fort. Da gesellte sich Rübezahl in Gestalt eines Reisenden zu ihm und fragte ihn, was er doch so weine und worüber er Leid trage. Der Glaser erzählte ihm den ganzen Hergang, wie er auf einem Blocke, um sich auszuruhen, gesessen; dieser habe sich schnell mit ihm umgedreht, sein ganzer Glasvorrath, wohl acht Thaler an Werth, sei zerbrochen, und der Kloß sei verschwunden. Er wisse nun nicht, wie er sich erholen und seinen Schaden zu gutem Ende bringen solle. Der mitleidige Berggeist tröstete ihn, sagte ihm, wer er sei und daß er ihm den Possen gespielt habe; er solle aber nur gutes Muthes sein, denn sein Schaden solle ihm vergütet werden.

Flugs verwandelte sich Rübezahl in einen Esel und gab dem Glaser Befehl, ihn in einer am Fuße des Berges liegenden Mühle zu verkaufen, mit dem Gelde aber sich schnell davon zu machen. Der Glaser bestieg den verwandelten Berggeist sogleich und ritt ihn vom Gebirge hinunter zu der Mühle, wo er ihn dem Müller zeigte und für zehn Thaler feilbot. Dieser erstand ihn für neun Thaler und der Glaser nahm das Geld und machte sich ohne Säumen davon. Das erkaufte Thier ward in den Stall geführt, und der Knecht legte ihm Heu vor; aber der Esel that seinen Mund auf und sprach: „Ich fresse kein Heu, sondern lauter Gebratenes und Gebackenes.“ Dem Knechte sträubte sich das Haar, er eilte zu seinem Herrn und verkündete ihm die neue Märe. Als aber der Müller selbst in den Stall kam, fand er nichts, denn der Esel war verschwunden. Der Müller beklagte den bösen Handel; aber es war ihm recht geschehen, da er viele arme Leute betrogen hatte. So rächte Rübezahl geschehene Unbill.

105. Rübezahl als Holzhacker.

Einſtmals kam Rübezahl in das ſeinem Bergbezirk benachbarte Hirſchberg und bot einem Bürger ſeine Dienſte als Holzhacker an, indem er für ſeine Bemühung nicht mehr als eine Hucke Holz forderte. Dies verhieß ihm der Bürger, ging den Vorſchlag ein und zeigte ihm etliche Fuder, dabei gedenkend, er wolle ihm noch etliche Mitgehilfen zugeſellen. Aber hierzu ſpricht Rübezahl: „Nein, es iſt unnöthig, ich will es alles ſelber wohl allein bezwingen.“ Darauf redet ihn der Herr noch ferner an, fragend, wo er denn die Axt habe, da er keine bei dem gedungenen Knechte bemerkte. Darauf antwortete Rübezahl: „Ich will bald eine kriegen;“ und erwiſchte hiermit ſein linkes Bein, zog ſolches mit dem Fuße aus den Lenden heraus und hieb, als wenn er toll und raſend wäre, damit alles Holz in einer Viertelſtunde kurz und klein, dazu ſich ein ausgeriſſener Fuß viel tauſendmal hurtiger als die ſchärfſte Axt erzeigte.

Inmittelſt rief der Hauswirth aber immer, was er rufen konnte, (weil er flugs Unrath merkte,) daß der abenteuerliche Hacker einhalten und ſich aus dem Hofe packen ſollte. Der Rübezahl ſagte aber immer: „Nein, ich will nicht aus der Stelle weichen, ehe ich mein Holz klein gemacht habe und meinen Lohn davon trage.“ Und unter ſolchem Gezänke ward Rübezahl gleich fertig, ſteckte ſein Bein wieder ein, indem er vorher nur auf dem einen nach Storchs Manier geſtanden, und ſackte alles geſchlagene Holz auf einem Haufen auf ſeinen Rücken — es waren aber bei vier Klaftern — und ſpazierte hiermit davon; ließ den Wirth ſchreien und wehklagen, ſo viel er immer wollte.

Diesmal war aber Rübezahl kein ſchelmiſcher Geiſt, ſondern nur ein Rächer der Unbill. Der gedachte Bürger

hatte nämlich das Holz durch etliche arme Bauern zu sich fahren lassen um einen gewissen Lohn, welchen der wortbrüchige Mensch den armen, darauf wartenden Bauern nicht gezahlt hatte. Rübezahl soll einem jeden Bauer das von ihm angefahrene Holz vor die Thür geworfen und dabei den Verlauf der Sache erzählt haben.

106. Rübezahls Pferde.

Einst reiste Rübezahl in Gestalt eines vornehmen Herrn und hatte sechs schöne weiße Pferde vor seinem Wagen. Da begegnete ihm ein schwedischer Oberst-Lieutenant mit seinem Trupp, dem behagten die prächtigen Schimmel über die Maßen, doch durfte er keine Gewalt gebrauchen, weil gerade ein Waffenstillstand geschlossen war. Er umzingelte also mit seinen Soldaten den Wagen des Herrn und fragte ihn, ob es ihm nicht beliebe, seine Pferde gegen einige Soldatenpferde zu tauschen. „Ihr seid nicht mehr weit von der Stadt ab, sprach er zu Rübezahl, „ich aber muß noch einige Meilen Wegs machen und meine Pferde sind müde.“ Rübezahl lächelte und sprach, er wäre des Tausches zufrieden. Der Offizier suchte die schlechtesten seiner Pferde aus, empfing dagegen die sechs schönen weißen und ritt hocherfreut weg, meinend, er habe einen sehr guten Tausch gemacht. Als aber am andern Morgen der Wagenknecht aufstand, die schönen Rosse zu füttern, fand er statt ihrer sechs Strohbündel an die Krippe gebunden.

107. Vom Hauri.

Ein guter Geiſt iſt das Hauri, in ſeinem Wirken ähnlich dem Toggeli, aber mächtiger. Die ſchönſten Alpen ſind ſein Wohnſitz. Sein Lieblingsaufenthalt iſt aber die Steinbergalp am ſüdöſtlichen Abhange des Hochgant, wo eine Stelle ſeinen Namen führt. Es liebt die Menſchen und ſchützt ſie vor dem wilden Treiben der böſen Geiſter der Gebirge. Wenn dieſe ſich im Frühjahr mit dem ſchmelzenden Schnee zurückziehen, ſtreift es über die Triften und Halden mit lauem Fittich dahin und lockt die Erſtlingsblumen aus dem ſtarren Boden und bereitet dem Hirten eine fröhliche Ankunft auf der Alp und Futter für ſeine Heerde. Und wenn dann die Glocken der Kühe läuten und die Schellen der Ziegen erklingen, dann hüpft es ſeinen Lieblingen entgegen und kitzelt wohl zuweilen die Thiere, daß ſie in muthwilligen Sätzen, aber ohne Schaden zu nehmen, den Berg hinaufſpringen. Es erleichtert dem Hirten die Laſt der ſchweren Lebensmittel und Geräthſchaften, unter deren Bürde er keucht, und breitet einen leichten Duft über das Gebirge, daß ihn der ungewohnte Glanz der Strahlen nicht blende. Dann geht es wieder den Thieren voran und zeigt ihnen die beſten Weideplätze, wo Brändli wächſt und Alpengarbe, und warnt ſie vor den ſchädlichen Kräutern. Es will aber ſeine Wohlthaten im Stillen thun und wird böſe, wenn man von ihm ſpricht, ſelbſt wenn man es lobt; und wer ſolches mißachtet, von dem zieht es ſeine Hand ab, deſſen Kühe freſſen ſchlechte Kräuter, geben wenig Milch und werden mager; deſſen Ziegen klettern an unzugängliche Orte, wo ſie nicht vor noch rückwärts kommen, und der ungehorſame Hirte muß Tag und Nacht in den Bergen umherſtreichen, ſie zu ſuchen, und auf halsbrechendem Wege ſie herabtragen in wegſamere

Gegenden. Deshalb spricht der Oberländer nicht gern vom Hauri, denn er ist seines Schutzes benöthigt.

Im Winter hört des Hauri Sorge für das Vieh auf. Dann wacht es über den verderblichen Anschlägen der Geister des Gebirges, welche die Menschen bedrohen, und warnt diese, da es nicht mächtig genug ist, sie selbstthätig gegen die vereinte Macht der Kobolde zu schützen. Drum hört man, wenn die Kobolde eine Lawine zusammengescharrt haben, um sie auf die Wohnungen hinabzuschleudern, eine klagende Stimme in den Lüften, welche die Bedrohten warnt. Oft ruft die Stimme den Namen, oft ist es nur ein eigenthümlicher wimmernder Laut, der in den Lüften stöhnt und von der Stelle her sich vernehmen läßt, von welcher her die Gefahr droht. Und wenn er sie auch noch nie gehört hat, so erkennt der Bedrohte doch gleich, daß es keine menschliche Stimme ist, die ihn ruft, kein menschlicher Klageton, sondern ein Laut, der nicht seines Gleichen angehört. Zaubert er dennoch, sich zu retten, so warnt das Hauri zum zweiten Male. Zum dritten Male aber ist es nicht mehr der vorige Laut, Erd und Himmel scheinen dann Wehe zu schreien, ein heulendes Gewimmer bricht aus allen Schlünden, aus allen Thälern des Gebirgs hervor, die ganze Luft ächzt in ängstlicher Klage, wie ein Gewitterschein fleucht das Hauri über die bedrohte Stelle — und ihm unmittelbar folgt das Graus der Zerstörung, ganze Berge von Schnee wälzen sich dumpf donnernd von den Höhen herab, und hohnlachend stürzen sich, auf losgerissenen Felstrümmern reitend, die sie zu wilden Sätzen anspornen, die Geister des Gebirges auf die Stätte der Verwüstung.

108. Das Weingeigerlein von Brunnſtatt.

Wenn die Reben blühen und ihr ſüßer Duft alles rings umher erquickt, und ein günſtiger Herbſt kommen ſoll, ſo hört man im brunnſtatter Rebhügel das Weingeigerlein (Wigigerle) luſtig darauf losfideln, dabei auch Gläſerklirren und Tanzen im Innern des Berges. Soll es jedoch ein ſchlechtes Weinjahr geben, ſo vernimmt man nur manchmal einzelne klagende Saitenklänge, und in und um den Hügel her ſcheint alles öde und traurig.

VIII.

109. Lorelei.

Wo das Stromthal des Rheins unterhalb Kaub am engſten ſich zuſammendrängt, ſtarren hoch und ſchroff zu beiden Seiten echoreiche Felſenwände von Schiefergeſtein ſchwarz und unheimlich hoch empor. Schneller fließt dort die Stromfluth und die vom Felſen rückprallenden Wellen bilden gefährliche Wirbel. Dort, ſagt man, ſei die ſchöne aber tückiſche Nixe des Rheins, Lurlei*) oder Lorelei, in den Felſen gebannt. Zuweilen erſcheint ſie den Schiffern, ſtrählt mit goldenem Kamme ihr langes flachſenes Haar, wie das auch die Elbnixen bei Magdeburg thun, und ſingt dazu ein ſüßbethörendes Lied. Mancher, der davon ſich locken ließ und den Felſen erklimmen wollte, fand ſeinen Tod in den Wellenwirbeln.

110. Der Mummelſee.

Obe uf de Hornesgründe isch e' See, de mer de Mummelsee heifzt; denn vor Zite hen Mümmele oder

*) „Der Name Lurlei ſcheint einen lauernden Felſen zu bedeuten, wobei man an ſeine als Klippen unterm Waſſer verborgenen Füße denken mag, die dem Schiffer gefährlicher ſind, als das zu 'Tage' ſtehende Geſtein.“ Simrocks Rheinland. Lpzg. 1851. S. 209.

Seewible drin g'wuhnt. E' junger Hirt het mengmol in der Näh si Küeh un Schof g'hüet un e' Liedli g'sunge. 'S isch e' sufrer Bue g'si, mit gele, kruse Hore un eme G'sichtle wie Milch un Bluet. E' mol, gege Obed, do kummt e' Junfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Zöpfe het se en Schleier trage. D' Junfrau setzt si zu em Hirte un seit: »'S isch do guet lenze;*) 's Moos isch weich, un 's weht e' küel Lüftli us de Tanne her.«

Der Hirt he nit 's Herz, ebbes z' antworte; so 'e schüns Frauebild het er si Lebti nit g'sehne, un 's wurd em fascht wunderli z' Sinn. Do gukt se an mit ihre grofze, schwarze Aue un mit ihrem Mündle, wie Griese**) so roth, un seit: »Mögscht mer nit e' Liedle singe? do hobe hört mer niks as d' wilde Waldvögel.«

Em Hirt isch's just nit singerie g'sie, aber er het do ang'fange:

»Es schwimmt e' Rösli, so wifz wie Schnee,
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch gückelt numme 'e Sternle runter,
So duckt 's au gli si Köpfle unter.«

Witer het er nit singe künne; denn 's Mümmerle het en ang'schaut mit eme Paar Aue, der Schnee uf de Gründe wär schu im Merze dervun g'schmolze. Kurz un guet, der Hirt verplempert si in's Seewibel, un si isch au nit vun Stahl un Ise g'si. Bim Abschied aber het se zu em g'seit: »Wenn i au e' mol nit kumm, se blib mer vum See weg, un rief mer nit.«

E' Zit lang isch's se gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wer jetzt allewil klor bliebe, aber hinter em isch e' gar schwarze Wolk ufg'stiege. E' mol lofzt

*) Ruhen.
**) Kirschen.

si mi Mümmele zwin Tog mit keim Au mer sehne, un do isch's em Hirte winne un weh wore. Z'letscht kann er's nimm ushalte un lauft an de See: do guke en d' Seerösle an, as wenn se Mitlid mit em hätte; er merkt's aber nit und rieft d' Junfrau bim Namme. Uf eimol wurd 's Wafzer unruchig, un us 'm See kummt e' Zeter-g'schrei, un er färbt si mit Bluet. De Hirte wandelt e' Grusen an — er lauft in d' Berri ni, wie wenn en e' Geischt jage thät, un vun de Zit an het me niks meh vun em g'sehne no g'hört.

---

111. Der See bei Wimpfen.

Zu Wimpfen iſt ein See auf einem Berge, wovon folgende Sage erzählt wird.

Ein Knabe ſah einmal auf dem See drei weiße Schwäne; er nahm ein Brett und fuhr ihnen nach. Als er eine Strecke weit vom Ufer entfernt war, ſchlug das unſichere Fahrzeug um, und der Knabe ſank unter. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, denn er ſah ſich in einem prächtigen Schloſſe, vor ihm ſtunden drei wunderſchöne Jungfrauen. „Wie kamſt du hieher?“ ſprachen ſie zu dem Knaben. „Ich wollte drei weiße Schwanen betrachten,“ entgegnete er, „und ich weiß nicht, wie es mir weiter ergangen iſt.“ — „Willſt du bei uns bleiben,“ ſprach eine der Jungfrauen, „ſo ſei uns willkommen; doch darfſt du, ſobald du drei Tage hier verweilteſt, nie wieder in deine Heimath zurückkehren, denn du würdeſt alsdann dich nicht mehr an die obere Luft gewöhnen können und ſterben müſſen.“

Der Knabe willigte fröhlich ein. Doch nach Jahresfriſt fühlte er eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ſeiner Heimath,

er wurde krank und härmte ſich zuſehends ab. Die Jungfrauen fragten ihn oft, was ihm fehle; allein er ſagte ihnen nie den wahren Grund ſeiner Traurigkeit. Einmal war er in tiefes Nachſinnen verfallen, da trat eine häßliche alte Frau zu ihm hin und ſprach: „Wenn du mir gelobeſt, mich zu heirathen, ſo führe ich dich in deine Heimath zurück.“ „Nein,“ ſprach der Knabe, „lieber will ich ſterben, ohne meine Heimath wieder zu ſehen, als meine Gebieterinnen zu hintergehen.“ Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, da ſtanden die drei Schweſtern vor ihm. „Weil du ſo redlich biſt,“ ſprachen ſie, „ſo magſt du denn wiederkehren zu den Deinigen.“

Als er am folgenden Morgen erwachte, ſaß er am Ufer des Sees. Er ging heim und erzählte den Seinen, was ihm begegnet war; aber niemand wollt es ihm glauben. Gern wäre er nun wieder zurückgekehrt zu den drei Jungfrauen, die ihm ſo freundlich geweſen. Das Heimweh nach dem ſchönen Lande in der Tiefe ließ ihm keine Ruhe und ergriff ihn täglich heftiger. Nach kurzem war er todt.

---

112. Schwarzach.

Auf der alten Burg Schwarzach in der Pfalz lebte vor Zeiten ein Ritter, deſſen Töchterlein, als ſie am See auf der Wieſe ſpielte, von einer großen Schlange, die aus dem Felſen kam, in den See gezogen wurde. Der Vater ging tagtäglich ans Ufer und klagte. Einmal glaubte er eine Stimme aus dem Waſſer zu vernehmen, und er rief laut: „Gieb mir ein Zeichen, mein Töchterlein!“ Da ſchlug ein Glöcklein an. Fortan hörte er es jeden Tag ſchallen, und einmal lautete es heller und der Ritter vernahm die Worte: „Ich lebe,

mein Vater, bin aber an die Waſſerwelt gebannt; lang hab ich mich gewehrt, aber der erſte Trunk hat mich um die Freiheit gebracht; hüte dich vor dieſem Trunk!“ Der Vater blieb traurig ſtehen, da traten zwei Knaben zu und reichten ihm aus einem güldenen Becher zu trinken. Er koſtete ihn kaum, ſo ſtürzte er in den See und ſank unter.

113. Die drei Jungfrauen aus dem See.

Zu Epfenbach bei Sinzheim traten ſeit der Leute Gedenken jeden Abend drei wunderſchöne, weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnſtube des Dorfs. Sie brachten immer neue Lieder und Weiſen mit, wußten hübſche Märchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas eignes, und keine Spinnerin konnte ſo fein und behend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag elf ſtanden ſie auf, packten ihre Rocken zuſammen und ließen ſich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wußte nicht, woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; man nannte ſie nur die Jungfern aus dem See oder die Schweſtern aus dem See. Die Burſche ſahen ſie gern, und zu allermeiſt des Schulmeiſters Sohn konnte nicht ſatt werden, ſie zu hören und mit ihnen zu ſprechen, und nichts that ihm leider, als daß ſie jeden Abend ſchon ſo früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken und ſtellte die Dorfuhr eine Stunde zurück, und Abends im ſteten Geſpräch und Scherz merkte kein Menſch den Verzug der Stunde. Und als die Glocke eilf ſchlug, es aber ſchon eigentlich zwölf war, ſtanden die drei Jungfern auf, legten die Rocken zuſammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbei; da hörten ſie wimmern und ſahen drei blutige Stellen oben auf der

Fläche. Seit der Zeit kamen die Schwestern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeisters Sohn aber verfiel in große Traurigkeit, zehrte ab und starb kurz darnach.

---

114. Der Wassermann und der Bauer.

Der Wassermann schaut wie ein andrer Mensch, nur daß, wenn er den Mund bleckt, man ihm seine grünen Zähne sieht. Auch trägt er einen grünen Hut. Er zeigt sich den Mädchen, wenn sie am Teich vorübergehen, mißt Band aus und wirfts ihnen zu.

Einmal lebte er in guter Nachbarschaft mit einem Bauer, der unweit des Sees wohnte, besuchte ihn manchmal und bat endlich, daß der Bauer ihn ebenfalls unten in seinem Gehäus besuchen möchte. Der Bauer thats und ging mit. Da war unten im Wasser alles wie in einem prächtigen Palast auf Erden; Zimmer, Säle und Kammern voll mancherlei Reichthum und Zierrath. Der Wassermann führte den Gast aller Enden umher und wies ihm jedes; endlich gelangten sie in ein kleines Stübchen, wo viel neue Töpfe umgekehrt, die Oeffnung bodenwärts, standen. Der Bauer fragte: was das doch wäre? „Das sind die Seelen der Ertrunkenen, die hebe ich unter den Töpfen auf und halte sie damit fest, daß sie nicht entwischen können.“ Der Bauer schwieg still und kam hernach wieder heraus ans Land. Das Ding mit den Seelen wurmte ihm aber lange Zeit und er paßte dem Wassermann auf, daß er einmal ausgegangen sein würde. Als das geschah, hatte der Bauer den rechten Weg hinunter sich wohl gemerkt, stieg in das Wasserhaus und fand auch jenes Stübchen glücklich wieder. Da war er her, stülpte alle Töpfe um, einen nach dem andern; alsbald stiegen die Seelen der

ertrunkenen Menschen hinauf in die Höhe aus dem Wasser und wurden wieder erlöst.

---

115. Die Stunde ist da!

In der Nähe von Schöneiche unweit Rüdersdorf lag einmal eine Gesellschaft an einem kleinen Teich und war fröhlich und guter Dinge; da hörten sie plötzlich jemand in die Hände klatschen und eine Stimme rief aus dem Wasser: „die Stunde ist da, und der Mensch ist noch nicht da.“ Das wiederholte sich mehrere Male. Kurze Zeit danach kam ein Handwerksbursche des Weges, der lief eilig an das Ufer des Teiches, um seinen Durst zu stillen; deshalb ging sogleich einer aus der Gesellschaft zu ihm und hielt ihn davon ab, indem er ihm erzählte, was sie hier gehört hatten. Der Handwerksbursche stand deshalb von seinem Vorsatz ab und ging mit der Gesellschaft nach Schöneiche, wo er sich im Kruge ein Glas Bier geben ließ; aber kaum hatte er dasselbe an seine Lippen gesetzt, als er todt zu Boden stürzte.

---

116. Der Tanz mit dem Wassermann.

Zu Laibach hat in dem gleichbenannten Flusse ein Wassergeist gewohnt, den man den Nix oder Wassermann hieß.

Im Jahr 1547 am ersten Sonntag im Julius kam nach alter Sitte zu Laibach auf dem alten Markt bei dem Brunnen, der durch eine dabeistehende schöne Linde lustig beschattet war, die ganze Nachbarschaft zusammen. Sie verzehrten in freundlicher und nachbarlicher Vertraulichkeit bei klingendem

Spiel ihr Mahl und huben darauf mit dem Tanze an. Nach einer Weile trat ein schöngestalter, wohlgekleideter Jüngling herzu, gleich als wollte er an dem Reigen Theil nehmen. Er grüßte die ganze Versammlung höflich und bot jedem Anwesenden freundlich die Hand, welche aber ganz weich und eiskalt war und bei der Berührung jedem ein seltsames Grauen erregte. Hernach zog er ein wohlaufgeschmücktes und schöngebildetes Mägdlein von leichtfertigem Wandel, das Ursula Schäferin hieß, zum Tanze auf, die sich in seine Weise auch meisterlich zu fügen und in alle lustige Possen zu schicken wußte. Nachdem sie eine Zeit lang mit einander wild getanzt, schweiften sie von dem Platz, der den Reigen zu umschränken pflegte, immer weiter hinaus, von jenem Lindenbaum nach dem sittichen Hofe zu, daran vorbei, bis zu der Laibach, wo er in Gegenwart vieler Schiffleute mit ihr hineinsprang und verschwand.

---

117. Der Reiterbrunnen.

Als der kaiserliche General Gallas im Jahre 1635 die Stadt Zweibrücken belagerte, verfolgten seine Reiter einen Zweibrückischen, der bei einem Ausfalle aus der Stadt abgeschnitten worden war und nun, um sich zu retten, durch das sumpfige Wiesenthal sprengte, das sich zwischen dem Dorfe Kirrberg und der Karlslust (oder der schönen Waldanlage, welche Herzog Karl von Zweibrücken in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beim Schlosse Karlsberg anlegte,) ausbreitet. Die Feinde kamen dem Flüchtigen immer näher, er glaubte sich schon verloren. Da erblickte er auf einmal mehrere weiße Gestalten, die ihm zuwinkten. Ungesäumt spornt er sein Roß auf sie zu, um bei ihnen viel-

leicht Rettung zu finden. Als er jedoch in die Nähe des Ortes kam, wo sie sich gezeigt hatten, versanken Roß und Reiter im Sumpfe und kamen nie mehr zum Vorscheine. An der Stelle zeigt man heute noch eine mit Schilf bewachsene, brunnenähnliche, bodenlose Vertiefung — den Reiterbrunnen.

---

118. Die Fräulein in der Kutsche.

Ein Jäger im Schloß zu Wildprechtrode in Thüringen kehrte eines Abends von der Schnepfenjagd heim, da fuhr ein ganz altmodischer Wagen, mit vier Pferden bespannt, desselben Weges; in diesem Wagen saßen drei wunderschöne Fräulein. Der Jäger verwunderte sich schier über das alte Gefährt und die jungen Damen; doch da der Wagen seinen Weg auf Wildprechtrode zu nahm, so dachte er, es werde eine fremde Herrschaft sein, welche seine Herrschaft besuchen wolle und setzte sich, um schnell mit fortzukommen, hinten auf das Kutschbrett. Der Wagen aber fuhr gerade auf den Buchensee zu. Plötzlich hörte der Jäger ein gewaltiges Rauschen vom Wasser, sprang schnell herab und rettete sich mit Mühe, denn schon wollte ihn das Wasser erfassen. Wie er das Ufer gewann und um sich blickte, war der Wagen verschwunden, von den Wellen des Sees aber noch ganz durchnäßt und zähneklappernd kam der Schnepfenjäger nach Hause.

119. Die gesperrte Thüre.

Bei Blankenberg am Gestade strandete einmal ein Schiff bei einem großen Unwetter, und es lief auf einen Felsen und blieb da fest sitzen. Es war noch nicht lange an der Stelle, als ein Mann aus dem Wasser stieg und den Schiffleuten zuschrie: „Was habt ihr hier zu thun? Macht euch weg!“ Da sprach der Bootsmann: „Ihr habt gut schwätzen, Freund, wer ihr auch seid; wir können nicht. Wollt ihr aber das Schiff weghaben, je nun, dann bringt es selbst weg.“ „Das kann geschehen,“ sprach der Mann, sprang in das Schiff, nahm einen Haken und drückte so stark gegen den Felsen, daß das Schiff krackrack losfuhr und wieder flott wurde. „Wie hat euch das Schiff denn lästig sein können, Freund?“ frug nun der Bootsmann. „Ei,“ sprach der Fremde, „da guckt doch nur vor euch ins Wasser; ihr lagt gerade vor meiner Thüre, und meine Frau, die eben zur Messe gehen wollte, da heute gerade ein großer Festtag ist, konnte nicht heraus noch herein.“ Und damit sprang der Necker*) plumps ins Wasser und war verschwunden. Die Schiffer fuhren erstaunt ihres Weges weiter.

120. Der einäugige Borch.

Bei Parchim in Mecklenburg liegt ein See, der ist von einem wunderschönen Buchwalde umgeben, und man erzählt, in ihm sei vor Zeiten eine Stadt Ninove versunken. Den Leuten in der Stadt ist es auch verboten, in dem See zu

*) Bei den deutschen Belgiern der Name der Geister in den Gewässern.

fischen; nichts bestoweniger brachten die Stadtfischer eines Abends auf Wagen ein Boot dahin und fingen in der Nacht an zu fischen. Als sie nun das Netz heraufzogen, wars so schwer, daß sie es kaum herausbrachten; und als sie hineinsahen, hatten sie einen großen Hecht gefangen, der wog wohl mehrere Centner, so daß sie ihn nur mit Mühe ins Boot bringen konnten. Nun fing es aber im See gewaltig an zu lärmen und zu toben. Sie hörten die Stimme eines Mädchens, welche mit den Worten: „Rutsche, Rutsche!" die Schweine lockte, und eine Mannsstimme fragte darauf: „Hast du sie nun alle beisammen?" worauf jene erste wieder antwortete: „Ja, neunundneunzig habe ich, aber der einäugige Borch fehlt noch!" Und indem rief sie wieder: „Rutsche, Rutsche!" Da sprang der Hecht mit einem gewaltigen Ruck aus dem Boote und sogleich war aller Lärm verschwunden und alles todtenstill.

---

121. Selberjedân.

Dâ wâs emâl ens en schepper, dê hadde sik bi Deetz voerene wint elecht un junk innen kâne sitten un wull sik fische fangene. As hê nu sonne janze tit angelt hadde un nôch hadde, dâ junk hê wedder in sin schep, krêch sine pann hêr un wull sik de fische brâdene. Da sat hê nu so bit für, kümt up èmâl ûte Hâcle en' wâternix up sin schep, dê wâs so grôt as en lüt hâneken un hadde ne rôde kap uppene kop, un stellt sik bi em hen un frâcht em, wo hê hit. «Wo ik hêten dô?» secht de schepper, «ik hêt Selberjedân, wen de 't wêten wist.» — «Na Selberjedân,» secht de wâternix un kunne knap rêden, wil hê et janze mûl vul padden hadde, «Selber-

jedân, ik bedrippe dî.» — «Jâ, dat saste mâl don,» secht de schepper, den nêmikken stâk un schlâ dî daunet âr de rügge, datte janz krum un schêf wâren sast.» Aever de wâternix kêrt sik dâ nich wat an un secht nomâl «ick bedrippe dî» un îr sik mîn schepper dat versîene deit, schpukt hê em alle padden in de pan. Dâ krêch de schepper sînen stâk her un schlôch uppene wâternix janz barbârsch lôs, dat hê jotsjämmerlike an to schriene funk un alle wâternixe to hôpe kemen un em frôgen, wer em den wat dân hedde. Dâ schrêch de wâternix: «Selberjedân!» un as dat de ängern wâternixe hürten, sechten se: «Hest dût selber jedân, so is dî nich to helpene,» un jungen wedder af, un de eschlâene schprunk ôk wedder in de Hâele*) unhet kènen schepper wedder bedript.

*) Havel.

IX.

122. Frau Holla.

Auf dem heſſiſchen Gebirg Meißner befindet ſich der Frau Hollen Teich. Er iſt an der Ecke einer Moorwieſe gelegen und hat gegenwärtig nur 40 bis 50 Fuß Durchmeſſer. Die ganze Wieſe iſt mit einem halb untergegangenen Steindamme eingefaßt und nicht ſelten ſind auf ihr Pferde verſunken.

Von dieſer Holle erzählt das Volk vielerlei, gutes und böſes. Weiber, die zu ihr in den Brunnen ſteigen, macht ſie geſund; die neugebornen Kinder ſtammen aus ihrem Brunnen, und ſie trägt ſie daraus hervor. Blumen, Obſt, Kuchen, das ſie unten im Teiche hat und was in ihrem unvergleichlichen Garten wächſt, theilt ſie denen aus, die ihr begegnen und zu gefallen wiſſen. Sie iſt ſehr ordentlich und hält auf guten Haushalt. Wann es bei den Menſchen ſchneit, klopft ſie ihre Betten aus, davon die Flocken in der Luft fliegen. Faule Spinnerinnen ſtraft ſie, indem ſie ihnen den Rocken beſudelt, das Garn wirrt oder den Flachs anzündet; Jungfrauen hingegen, die fleißig abſpinnen, ſchenkt ſie Spindeln und ſpinnt ſelber für ſie über Nacht, daß die Spuhlen des Morgens voll ſind. Faullenzerinnen zieht ſie die Bettdecken ab und legt ſie aufs Steinpflaſter; Fleißige, die ſchon frühmorgens Waſſer zur Küche tragen in reingeſcheuerten Eimern, finden Silbergroſchen darin. Gern zieht ſie Kinder in ihren Teich; die guten macht ſie zu Glückskin-

dern, die bösen zu Wechselbälgen. Jährlich geht sie im Land um und verleiht den Aeckern Fruchtbarkeit, aber auch erschreckt sie die Leute, wenn sie durch den Wald fährt an der Spitze des wüthenden Heers. Bald zeigt sie sich als eine schöne weiße Frau in oder auf der Mitte des Teichs, bald ist sie unsichtbar und man hört blos aus der Tiefe ein Glockengeläut und finsteres Rauschen.

123. Frau Hulle und der lahme Jakob.

Auf dem Schellenberge zwischen Haimbuchenthal und Wintersbach stand vor Zeiten ein Schloß, und im Schloßhof ein Lindenbaum. Der war sehr groß und schön, und es ging die Sage: so lang der Lindenbaum stehe und grün sei, werde das Schloß auch stehen; wenn er aber dürr und abgängig werde, werde das Schloß verfallen, und die Herrenleute werden ins Abwesen gerathen.

In dem Schloß nun lebte einmal ein Schloßherr, der hatte zwei Söhne. Der älteste war sehr groß und schön, der jüngste aber war klein und häßlich. In seiner Jugend hatte er einmal das Bein gebrochen, und man nannte ihn darum nur den krummen Jakob. Wie nun der Schloßherr sein Ende nahe fühlte, ließ er sie beide vor sein Bett kommen, übergab dem Einen das Schloß, als dem Erstgebornen, und eine große Kiste mit Geld und ermahnte ihn, den Jakob bei sich zu behalten, zeitlebens ihm brüderlich zu begegnen und an nichts ihm fehlen zu lassen. Das versprach nun der Aelteste mit Hand und Mund; wie aber der Vater gestorben war und er das Schloß überkommen hatte, hielt ers nicht, vielmehr behandelte er den Bruder schlechter als den geringsten Tagelöhner. Er ließ ihn nicht mit sich am

Tisch essen und nicht in seinem Schlosse wohnen, sondern er mußte im Stall bei den Pferden schlafen und mit den Hunden aus einer Schüssel essen. Da ging der Jakob, als er sah, daß der Bruder kein brüderliches Herz gegen ihn habe, eines Tages zu ihm und verlangte sein Erbe; denn er wollte sein Glück weiter suchen. Der Schloßherr aber gab ihm nichts, sondern schlug ihn und ließ ihn zum Schloß hinauswerfen.

Also geht der krumme Jakob traurig fort in den Wald, immer zu, Berg auf, Berg ab; und wie er ins Thal kommt, wo heutzutage die Karthause steht und die alte verfallene Kirche, ists Abend, und er setzt sich unter einen Baum, legt den Kopf in die Hände und weint bitterlich. Wie er wieder aufstehen will, sitzt gegenüber auf einem Stein eine alte Frau mit grauen Haaren und runzlichtem Gesicht, die spinnt, und wie sie das Rad tritt, nickt sie in einem fort dazu mit dem Kopf, — das war die Frau Hulle. Sie fragt ihn, warum er so traurig sei? er aber sagt: „Ihr könnt mir doch nicht helfen!" und will weiter. „Du bist der krumme Jakob aus dem Schloß," sagt sie, „ich kenne dich und deinen Bruder und will dir wohl und kann dir helfen, wenn du mir das Zutrauen schenken willst." Da ging dem krummen Jakob das Herz auf, — denn seit seines Vaters Tod hatte noch kein Mensch freundlich ihm zugeredet, — und er klagte, wie sein Bruder ihn so schlecht behandelt, wie er sein Erbe ihm vorenthalten und ihn wie einen Bettler aus seinem väterlichen Schloß hinausgeworfen. Die Alte aber sagte: „Komm mit mir; nach drei Jahren wollen wir wieder zu deinem Bruder gehen, vielleicht reuts ihn bis dahin, und er giebt dir dein Eigenthum."

Der Jakob ließ sich das gerne gefallen, und sie nahm ihn mit sich in ihr Häuschen und gab ihm auf, ihren Rosmarinstock zu gießen und ihre Katze zu füttern und ihr Flachs-

feld zu bauen, und im Winter mußte er Pfahlſtecken ſchneiden für die Weinbergsbauern und Schiffsſtangen für die Schiffsleute, und im Frühjahr trug er ſie an den Main, um ſie zu verkaufen. Wenn die rechte Zeit dazu gekommen war, nahm die Frau Hulle ihren Spinnrocken in die Hand als einen Gehſtock und ihre Kötze (Huckelkorb) auf den Rücken und packte ihr Garn hinein, um es auch zu verkaufen, und ging mit; und wenn dem Jakob die Pfahlſtecken und Schiffsſtangen zu ſchwer wurden wegen ſeines lahmen Beines, nahm ſie ihm die Laſt ab und warf ſie mit ihren dürren Armen oben auf die Kötze, als wenns Strohbürden wären. Zwiſchen Haßloch aber und Faulbach iſt hart am Weg ein Stein; dort ruhte ſie jedesmal aus, und wo ihre Kötze mit den Füßen aufſtand, ſind die Löcher davon heute noch zu ſehen. So hatte es der Jakob recht gut bei ihr; dabei lehrte ſie ihn alle Bauernarbeit, ſo daß er ſich zuletzt beſſer darauf verſtand als ein geborner Bauer.

Wie aber die drei Jahre um waren, ſagte die Alte: „Komm, nun wollen wir zu deinem Bruder gehen!“ und nahm ihren Spinnrocken in die Hand und die Kötze auf den Rücken, und der Jakob ging mit. Den Bruder fanden ſie im Schloßhof unter der Linde ſitzen, — denn es war ſehr ſchwül an dem Tag, und die Linde blühte und gab einen großen, kühlen Schatten, und die Vögel ſangen in ihren Zweigen. Wie ſie herankommen, fragt er ſie nach ihrem Begehr, und die Frau Hulle nimmt das Wort für den krummen Jakob und ſagt, ſein Bruder ſei da und wolle, was ihm gehöre. Der Schloßherr aber flucht und ſagt, wenn ſie nicht gleich gingen, wolle er ihr ihren alten wackeligen Kopf herunterreißen und dem Krummen das andere Bein auch noch lahm ſchlagen. Da wurde die Alte zornig, nahm ihren Spinnrocken und ſtieß ihn in die Linde, und alsbald, wie dies geſchehen, fliegen die Vögel auf, und der Baum fängt

an zu zittern von der Wurzel bis zum Gipfel, und aus dem Stamm und den Aesten und Zweigen läuft der Saft und tropft auf den Boden, und die Blätter werden gelb und fallen ab und die Frau Hulle sagt: „O du arger Bösewicht, sieh her! wie dem Lindenbaum, so soll es dir gehen und deinem Hause — so sollst du verdorren und verschmachten und absterben und kein Glück mehr haben ewiglich!“ Dann ging sie mit dem Jakob von dannen.

Wie sie gesagt hatte, so geschahs. Als der Lindenbaum verdorrt war, da hielt das Schloß nicht mehr. So oft es stürmte, fiel auch ein Thurm oder eine Mauer ein, und der Regen schwemmte die Steine hinweg, so daß mans nicht mehr aufbauen konnte. Kein Mensch wollte mehr im Schlosse bleiben, und der Schloßherr wohnte im Keller, — dort stand die Geldkiste, und von der wollte er sich nicht trennen, sondern hütete sie Tag und Nacht. Zuletzt, wie nichts mehr vom Schlosse übrig war, als der Keller und der verdorrte Lindenbaum, der vor dem Keller stand, kam auf Martini in der Mitternacht ein großer Sturm und warf den Lindenbaum auch um. Der fiel gerade vor die Kellerthür und sperrte den Ausgang, und der Schloßherr konnte die Thür nicht mehr aufbringen, wie er sich auch anstemmte und nach Hilfe schrie, und mußte elendiglich auf seiner Geldkiste verhungern.

Die Frau Hulle aber wußte das alles gar wohl, und den Tag nach seinem Tode kommt sie, hebt den Lindenbaum hinweg, öffnet die Kiste und scheidet das Geld in zwei gleiche Theile: den einen läßt sie liegen, den andern nimmt sie mit, und wie sie aus dem Keller tritt, stürzt der auch zusammen. Daheim giebt sie dem Jakob das Geld und sagt: „So! jetzt hat jedweder das Seine, — er und du! wies der Vater befohlen hat. Nimm, was dein ist; aber den Edelmann schlag dir aus dem Sinn und werd ein Bauer, so kannst du noch Glück haben. Leb wohl, mich wirst du jetzt nicht mehr sehen!“

Da nahm der Jakob Abschied und baute sich von dem Gelde einen großen Bauernhof auf dem Hundsrück bei Altenbuch, nahm eine Frau und viel Knechte und Mägde und ward ein großer Bauer. Keine Seuche kam in seinen Stall, und keine Raupen auf seine Obstbäume, und kein Hagelschlag über seine Felder. In der Erntezeit, wenn das Gesinde alle Hände voll zu thun hatte, damit das gute Erntewetter nicht verpaßt würde, geschah es oft, daß, wenn sie in der Früh aufs Feld kamen, die Arbeit schon gethan war, daß die Garben alle geschnitten und gebunden und auf Haufen gestellt waren, daß man sie nur hineinzufahren brauchte. Die Leute sahen sich groß darum an, — der Jakob aber wußte wohl, wers gethan hatte. Wie ihm sein erster Sohn geboren wurde, und ers den Nachbarsleuten anzuzeigen ging, meinte er in seiner Freude, er müsse der Frau Hulle doch auch davon Meldung thun, und machte sich zu ihr auf den Weg.. Aber wie er auch suchte und sich die Augen rieb, er konnte weder das Häuschen mehr finden noch das Thal, in dem das Häuschen gestanden; und nachdem er den ganzen Tag vergeblich im Walde herum gelaufen, fand er sich Abends, als man die Lichter anzündete, wieder vor seinem Bauernhof. Endlich ist er im hohen Alter gestorben.

Sein Hof steht noch, und der Bauer, der ihn heutzutag im Bestand hat, heißt der Hundsrück-Philipp.

124. Die Haulmutter.

Einmal des Morgens ganz früh kommt ein Bergmann von seiner Arbeit nach Haus. Da hört er eine weinerliche Stimme, die aus einer Hausthürschwelle herauszukommen scheint. Er tritt näher und sieht ein altes Mütterchen in

einer Hausthür sitzen, das thut ganz erbärmlich, daß es ihm recht zu Herzen gegangen ist; denn es ist Winter und recht kalt gewesen. Da fragt er sie: „Mütterchen, was fehlt euch denn?“ — „Ach mich friert, ach mich friert,“ sagt sie, „und mich will keiner ins Haus aufnehmen.“ — „Du lieber Gott,“ sagt der Bergmann, „was es doch für unbarmherzige Menschen giebt! Kommt, Altes, geht mit mir und wärmt euch in meinem Hause.“

So geht er, die Alte ihm nach, und kommen beide ins Haus. „Da setzt euch hinter den Ofen und ruht eure alten Glieder.“ Der Bergmann aber setzt sich an seinem Tisch, noch ein wenig zu essen. Er hat also dem Ofen den Rücken zugekehrt, und wie er denkt, er will den ersten Bissen an den Mund führen, kommt auf einmal eine lange, dürre Hand über seinen Kopf her und nimmt ihm die Bissen vom Tische weg. Wie der Bergmann sich umsieht, da ragt das alte Weib über den Ofen weg und hat sich durch die ganze Stube hergestreckt und greift mit der Hand nach seinem Essen und ruft: „Ich will auch was haben, ich will auch was haben, ich will dich auch haben!“ Da erkennt der Bergmann, daß es die Haulemutter*) ist, die er ins Haus aufgenommen hat, greift fluchend nach einer Axt und haut damit auf die alte Haulemutter ein. Die macht sich geschwind wieder ganz klein und flieht vor den Schlägen des Bergmanns zu dem geöffneten Hause hinaus.

125. Von den salinger Fräulein.

Im Walde draußen bei den grauen Schloßruinen, auf denen nur Disteln und Farrnkräuter wachsen, hausen die

*) So heißt in den harzischen Sagen Frau Holle, die alte Hel.

salinger Fräulein. Nicht alle Leute sehen sie, sondern nur hin und wieder zeigen sie sich den Menschen, aber den blauen Rauch sieht man oft aus dem öden Gemäuer aufsteigen, wenn sie Mittag kochen. Soll schon das Essen bereitet sein und fehlt ihnen das Salz, so reitet das eine oder das andere Fräulein nach Hall, um dort Salz zu holen, und in einer Minute steht es wieder mit dem Salze in der Küche. Oft erscheinen die Fräulein den armen Dorfkindern, wenn diese Erdbeeren sammeln oder Heidelbeeren zusammenkämmen. Die Fräulein sind dann wie andere Kinder gekleidet und sehen wie diese aus, nur zarter sind sie, und oft, sehr oft merkt man nicht einmal, daß es die salinger Fräulein sind, und hält sie für pure, gewöhnliche Bauernmädchen. Sie helfen dann den Kindern Beeren sammeln und pflücken so schnell, daß in einer Viertelstunde alle Körbchen voll der schönsten Beeren stehen. Dann fällt es den Kindern erst ein, daß ein salinger Fräulein ihnen helfe. Aber sobald sie das merken, ist das Fräulein auch verschwunden. Oft helfen die Fräulein den Bauern, aber nur solchen, die brav sind, auf den Aeckern und Wiesen, und dann sehen sie ganz den andern Dirnen gleich, haben gleiche Mieder, gleiche Küttel, gehen barfuß, und wenn die Sonne recht heiß scheint, binden sie ein rothes oder blaues Sacktuch um den Kopf. Hilft ein Fräulein bei der Ernte oder einer andern Arbeit, so ist das, wozu man drei oder fünf oder sieben Tage braucht, in einem Tage abgethan und das Heu dort, wie Zunder, ohne das es dreimal hin und her gehockt und geworfelt wird. Neckt aber Jemand ein salinger Fräulein, so verschwindet es, und erscheint auf jenem Felde nie wieder. — Zuweilen kommen die Fräulein auch in die Häuser und helfen den Bäurinnen kochen und nähen und scheuern; und wenn ein Fräulein Butter schlägt, kommt noch so viel aus dem Kübelchen; und wenn eines die Kuh melkt, giebt das liebe Vieh viel mehr Milch,

als zu andern Zeiten. — Das alles thun die wilden Fräulein, die im Walde draußen hausen.

Einem Bauer in Schleiß war seine Magd gestorben und es war gerade Sommer und das Heumahd vor der Thüre. Er sah sich links und rechts um eine tüchtige Dirne um; allein alles Suchen war vergebens, denn in jedem Hause und in jeder Hütte hatte man selbst vollauf zu thun und konnte keiner Hand entbehren. Das Heu auf den Mähdern war reif, und da war bei unserm Bauer der gute Rath theuer. Endlich nahm er seine Sense und ging allein durch den dunklen Fichtenwald zu seiner Bergwiese und fing an zu mähen, daß ihm der Schweiß von der heißen Stirne tropfte. Er hatte noch nicht lange gearbeitet, da kam plötzlich ein frisches Bauernmädel auf ihn zu und bot ihm ihre Dienste zum Mahde an. Der Bauer maß mit den Blicken die körnige Gestalt vom Scheitel bis zu den Zehen, sie gefiel ihm und er freute sich, eine so rüstige Gehülfin zufällig gefunden zu haben. Noch mehr verwunderte er sich aber, als er die schöne Dirne mähen und worfeln sah, denn sie arbeitete so wacker, daß es jede Ahnung überstieg. Als es Mittag war, war schon die ganze Wiese abgemäht, und das Heu stand in Hocken und schmorrte und dorrte, daß es eine Lust war. Der Bauer konnte sich nicht genug wundern und fuhr nach Hause, um seinen Leiterwagen und seine Ochsen zu holen. Als er zurückkam, fand er das Heu schon ganz und gar dürr und staunte und die fremde Dirne gefiel ihm über die Maßen. „Willst du nicht zu mir in den Dienst gehen? ich zahle dir, was du willst," fragte der Bauer. — Die schlanke, weiße Dirne schüttelte aber bedeutungsvoll „Nein." Der Bauer wandte alle seine Beredtsamkeit auf, um die liebe Dirne zu bewegen; allein alles war umsonst. Da nichts und gar nichts fruchtete und alles vergebens war, machte der Bauer zum verdrießlichen Spiele ein gutes Gesicht und ging ans

Aufladen. Die Dirne ſchwang ſich auf den Wagen und lud das Heu, das ihr der Bauer reichte, höher und höher, ſo daß bald der ganze Wagen voll geladen daſtund. Wie nun der Wagen voll und hoch geladen war, ſtieg der Bauer auf das Fuder, um den Wiesbaum zu befeſtigen. Der Bauer war aber ein ſchlauer Patron und wollte nebenbei auch der ſchönen, emſigen Dirne, die ihm ſo in die Augen ſtach, und die doch nicht mit ihm gehen wollte, eine Falle legen. Denn als ſie oben auf dem Heu kniete und noch manches am ſchönen Fuder ordnete, legte er den Wiesbaum ſo, daß ihr linker Fuß von demſelben eingeklemmt wurde, ſo daß ſie nicht mehr weg konnte. Als ſie das merkte, warf ſie ihm einen bittenden und vorwurfsvollen Blick zu, ſprach aber kein einziges Wort. Der Bauer dachte: nun habe ich den loſen Vogel doch gefangen, ſtieg vom Wagen herunter, ſchwang die Geißel, daß der Knall aus dem nahen Walde wiederhallte, und fuhr wohlgemuth ſeinem Dorfe zu. Als er aber eine gute Strecke gefahren war und ſich ſchon der künftigen Dirne freute, empfand er plötzlich einen Riß am linken Beine, und zugleich glaubte er ein Huſch, Huſch hinter ſich zu hören, als ob ein Vogel aufflöge. Er ſah verwundert um und auf den Wagen, aber keine Dirne war mehr zu ſehen. Sie war verſchwunden und erſt jetzt merkte der Bauer, daß ſie ein ſalinger Fräulein geweſen ſei. Der Bauer fuhr nun vorwärts, allein ſein eigenes Fuhrwerk wollte nicht mehr gehen; denn er wackelte hin und her und als er näher ſich beſchaute, ſah er, daß er mit dem linken Fuß hinkte. Er mochte verſuchen und thun was er wollte; er blieb zeitlebens hinkend. Und als er nach vielen, vielen Jahren ſtarb, hinkten ſeine Söhne und Enkel mit der Leiche, und jetzt noch ſollen alle ſeine männlichen Nachkommen hinken: und das hat das ſalinger Fräulein gethan.

126. Die Fanga*) und der Jäger.

Ein Jäger in Tirol, der den ganzen Tag gejagt hatte und sehr müde war, kam spät Abends zu einer leeren Sennhütte und beschloß, darin zu übernachten, legte seine gemachte Beute, eine fette Gemse, aufs Dach hinaus und ging in die Hütte. Als er dort bei einem angemachten Feuer sich wärmte und die Abendkost bereitete, hörte er plötzlich ein Jammern vor dem Hause und vernahm deutlich die Worte: „Da liegt unsere schöne Kuh, sie ist todt, ja todt." Gleich darauf kam ein wunderschönes Weib in die Hütte und sprach: „Du hast uns eine Kuh getödtet, deshalb will ich dich in Stücke zerreißen." — Der Jäger erwiederte, ohne sich lange zu besinnen: „Und ich erschieße dich." Da fürchtete die Fanga sich doch ein wenig und sprach: „Diesmal will ich dir noch nichts zu leide thun, aber wenn du in Zukunft eine unserer Kühe tödtest, dann wehe dir! doch komm in unsern Stall, dann kannst du sehen, wo uns die Kuh abgeht." Der Schütz folgte den Worten der Fanga und ging mit ihr. Sie führte ihn in eine unterirdische Höhle, in welcher ringsum Krippen angebracht waren. An jeder hing eine Gemse, nur eine Stelle war leer. Auf diese wies die Fanga hin und sprach: „Siehst du, hier ist eine leere Krippe, hier hast du uns eine Kuh herausgeschossen. Jetzt geh nach Hause und thu unsern Kühen kein Leid mehr." Der Jäger schoß seitdem keine Gemse mehr.

*) Wildes Weib im Volksglauben des Oberinnthals.

127. Das Klageweib.

In der lüneburgiſchen Haide läßt ſich das Klageweib ſehen. In ſtürmiſchen Nächten beim Mondſchein wankt ſie rieſengroß, mit todtbleichem Geſichte und ſchwarzen Augh öhlen, über die Haide. Ihr Leichengewand flattert im Winde. Sie ſtreckt ihre rieſenlangen Arme über das einſame Bauerhaus, grauenvolles Wimmern in die Nacht heulend. Unter dem Dache, über welches das Klageweib ſich geſtreckt, muß noch im Laufe des Monats einer der Hausgenoſſen ſterben.

128. Die Lüchtemännekens.

Die Lüchtemännekens oder Leuchtmännlein ſind kleine Weſen, die ein Licht tragen und oft den Wanderer in ſpäter Nacht irren und vom Wege abführen, ſo daß er ſich erſt nach langer Zeit zurecht finden kann. Doch nicht immer ſpotten ſie alſo der Menſchen, ſondern dienen ihnen auch, wenn man es nur verſteht, ſie zu lenken. Man ſagt, es ſeien die Seelen ungetaufter Kinder, die nun im Grabe keine Ruhe haben.

Ein Pfarrer aus der Umgegend von Nauen fuhr einmal mit ſeinem Knechte ſpät Abend nach Hauſe: und wie ſie ſo eine Weile gefahren ſind, wirds ganz lebendig um ſie her von kleinen Lichtern, die tanzen luſtig um den Wagen her. Da rief der Pfarrer: „Nun, geht nur vorne vor die Pferde und ihr ſollt auch ein Trinkgeld haben!“ Da waren ſie alle auf einmal vor dem Wagen und haben den beiden ihren Weg bis zum Dorfe gezeigt; aber der Pfarrer hat ſein Wort gehalten und ihnen ein Trinkgeld vom Wagen ge-

worfen. Da ſind ſie verſchwunden und das Geldſtück war auch fort.

129. Der Spottvogel.

Ein Beſenbinder in Straußberg, der im Sommer faſt täglich zur Haide ging, um Beſenreis zu ſchneiden, war auch an einem gar heißen Tage da und beſchäftigt, das Laub von den Zweigen zu ſtreifen; und da ihm bei der Arbeit warm wurde, zog er Jacke und Stiefeln aus und legte ſie zu den Stricken, mit denen er Abends ſein Bündel Reis zuſammen zu ſchnüren pflegte. Wie er nun wieder an die Arbeit geht, ſieht er auf einmal einen Vogel vor ſich ſitzen, der iſt roth und ſchwarz und lacht ganz laut „hahaha.“ Das vermerkte der Mann übel, nahm eine Ruthe und hieb nach dem Vogel; aber der flog auf den nächſten Zweig, der nur ganz niedrig war, und lachte wieder „hahaha.“ Da dachte der Mann: „Das iſt ein ſo ſchöner Vogel, damit könnteſt du deinem Gevatter eine Freude machen, wenn du ihn fingeſt und mit nach Hauſe brächteſt;“ lief deshalb hin und wollte ihn fangen, aber der Vogel flog auf und zum nächſten Zweig, der Mann hinterher, und ſo führte er ihn eine lange Zeit an, indem er jedesmal, wenn ihn der Mann vergeblich zu greifen geſucht hatte, nur lachte „hahaha.“ Da ſtand jener denn endlich ab von ſeinem Unternehmen; aber wie ſtaunte er nun, als er ſich umſah: denn er erblickte weder Weg noch Steg und fand ſich in einſamer Wildniß. Nun fing es auch an, finſter zu werden, und jetzt merkte er, daß ihn ein Kobold geäfft habe. Lange irrte er umher im Walde, fand auch nicht mehr den Ort, wo er Jacke, Stiefel, Stricke und Reisbündel zurückgelaſſen hatte, und dankte nur Gott, als er ſpät

in der Nacht glücklich wieder nach Straußberg kam. Aber des andern Morgens früh ging er gleich wieder in die Haide, nach seinen Habseligkeiten zu sehen, fand sie auch unversehrt, und zu seiner größten Verwunderung saß der roth und schwarze Vogel wieder da und lachte wieder „hahaha.“ Nun aber ließ er sich nicht zum zweiten Male äffen, sondern schnitt sich eine starke Ruthe und führte einen kräftigen Schlag nach ihm; da flog denn der Vogel davon und hat sich nicht wieder sehen lassen.

130. Am guten Mann.

Am linken Mainufer, wo der Bach aus „dem schönen Busch“ kommt und sich in den Fluß ergießt, ist sumpfiges Land. Der Weg von Leider nach Stockstadt führt dort hindurch und wird eben wegen des sumpfigen Landes gefährlich, noch mehr aber, weil der Graben nur an einer schmalen Stelle überschritten werden kann. Einem verspäteten Wanderer kann leicht ein Unfall begegnen, wenn er von dem rechten Wege abkommt. In jener Gegend lebt aber ein guter Geist, der den Verirrten zurecht weist. Er hat nichts Auffallendes in seiner Erscheinung, sieht vielmehr mit seinem Schlapphute, seiner blauen Jacke und seinen kurzen, ledernen Beinkleidern einem Landmann völlig ähnlich — und da er sich dem Wanderer nur gleichsam zufällig nähert, als wenn er eben auch des Weges ginge, so mag er schon manchen geführt haben, ohne daß dieser den wohlthätigen Geist in ihm erkannte. Von diesem guten Mann heißt die Stelle: „am guten Mann.“

131. Der Kornengel.

Um Wettin, Halle, Eisleben, Eilenburg und wohl in ganz Sachsen warnt man die Kinder, wenn das Getraide reift und sie Kornblumen pflücken wollen, nicht zu tief ins Korn hineinzugehen, weil sonst der Kornengel komme und sie forttrage. Wer von ihm geraubt wird, kehrt nie wieder zu den Menschen zurück.

132. Hengst aus dem Wasser.

In der Gegend von Jagow pflügte einmal ein Bauer noch spät am Sonnabende, als die Sonne bereits untergegangen war. Da kam plötzlich aus einem dicht bei seinem Acker liegenden See ein Hengst mit vollem Sielzeug, der schirrte sich selbst zu den andern Pferden an den Pflug, und nun gings die Ackerstücken gewaltig auf und ab, so daß im Umsehn eine Furche nach der andern gezogen war. Der Bauer stürzte aber athemlos hinterher, so daß ihm der Schweiß von Haar und Gesicht troff und er zuletzt kaum folgen konnte; und seine Pferde keuchten auch und waren mit weißem Schaum bedeckt. So gings wohl eine halbe Stunde fort ohne Ruh und Rast, bis endlich der Hengst plötzlich, wie er gekommen war, wieder verschwand. Da ist der Bauer eilig nach Hause gefahren und hat nie wieder am Sonnabend gepflügt.

133. Der Dorfesel.

Ein Mann aus Illzach ging eines Nachts mit seinem Knaben an der Kirche vorüber. Da wurde das Kind, welches er an der Hand führte, plötzlich unruhig, und wandte sein Gesicht von einer dunklen Stelle ab, welche der Schatten eines benachbarten Hauses bildete. „Was hast du?“ fragte der Vater, „komm doch fort!“ — Jetzt schrie der Knabe auf und rief: „Siehst du den großen Mann nicht auf dem Dorfesel sitzen, Vater? Er kommt ja herüber; er hält mich an der Hand fest!“ — „Narrethei!“ rief der Vater, „ich sehe nichts; mach, daß wir heimkommen, es ist schon spät!“ und hiermit zog er den Knaben ungestüm nach der anderen Seite. Dieser aber wurde immer unruhiger, klammerte sich an die Beine des Vaters und schrie verzweifelt: „Laßt mich doch los, Ihr zwei! Ihr reißt mir ja die Arme aus!“ — Den Vater, obgleich er nichts von den Schreckgestalten sah, welche sein Kind ängstigten, überlief ein kalter Schauer. Er nahm es auf den Arm und eilte mit ihm seinem Hause zu, und hatte es mehrere Tage krank an heftigem Fieber darniederliegen.

---

134. Wode.

Ihr habt wohl zuweilen von dem Wode gehört, dem wilden Jäger, der des Nachts durch Wald und Feld streunt und ruft: „Hallo! hoho! halt den Mittelweg! halt den Mittelweg! Dieser war vormals vor langen, langen Zeiten ein großer Fürst im Sachsenlande, der viele Burgen und Schlösser und Dörfer und Forsten hatte. Er liebte von allen Din-

gen in der Welt am meisten die Jagd und lebte mehr in den wilden Wäldern, als auf seinen Schlössern und war überhaupt eines jähen und wüthigen Gemüthes und ein rechter Zwingherr. Dieser Fürst hat, als er noch lebte, das begangen, was einem keiner glauben will, und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerältesten und allergrausendsten Heidenzeit. Ein Hirtenknabe hatte in seinem Walde einen jungen Baum abgeschält und sich aus der abgeschälten Rinde eine Schalmei gemacht. Diesem armen unschuldigen Knaben hat der Unhold den Leib aufgeschnitten und das Ende des Gedärms um einen Baum gebunden und nun hat er den Knaben so lange um den Baum treiben lassen, bis das Gedärm aus dem Leibe gewunden und der Knabe todt hingefallen war, und dazu hat er gerufen: „Das ist die Schalmei, worauf du blasen sollst, das hast du für dein Pfeifen."

Einen Bauer, der auf einen Hirsch schoß, der ihm sein Korn abweidete, hat er ohne alle Barmherzigkeit lebendig auf den Hirsch festschmieden und das wilde Thier so mit ihm in den Wald laufen lassen. Da ist das geängstete Thier mit dem armen Mann so lange gelaufen und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchern so lange jämmerlich zerquetscht und zerrissen, bis zuerst der Bauer todt war, dann auch der Hirsch hinstürzte. Für solche gräuliche Thaten hat der ungeheure Mann endlich auch seinen verdienten Lohn bekommen. Er hat sich auf der Jagd mit seinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und so gewaltig gegen eine Buche gerannt ist, daß es den Augenblick todt hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tausend Stücke zerstob. Und das ist nun seine Strafe nach dem Tode, daß er auch noch im Grabe keine Ruhe hat, sondern die ganze Nacht umherschweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geschieht jede Nacht, Winter und Sommer, von Mitternacht bis eine Stunde

vor Sonnenaufgang und dann hören die Leute ihn oft Wod! Wod! Hoho! Hallo! Hallo! schreien; sein gewöhnlicher Ruf ist aber Wod! Wod! und davon wird er selbst an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode sieht fürchterlich aus, und fürchterlich ist auch sein Aufzug und sein Gefolg. Sein Pferd ist ein schneeweißer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus dessen brausenden Nüstern Funken sprühen. Darauf sitzt er, ein langer, hagerer Mann in eiserner Rüstung, Zorn und Grimm funkeln seine Augen und Feuer fliegt aus seinem Angesicht, sein Leib ist vorübergebeugt, weil es immer im hallenden, sausenden Galopp geht; seine Rechte schwingt eine lange Peitsche, mit welcher er knallt und sein Wild aufjagt oder auch auf das verfolgte hauet. Wüthende Hunde ohne Zahl umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getöse und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein: „Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!“ Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Haiden, und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich über Kopf und rafft sich weit jenseits erst wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen diesem Kreuzwege nicht zu nahe kommen.

Und was für Wildpret jagt er? Unter den Thieren alles diebische und räuberische Gesindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute schleicht, Wölfe, Füchse, Lüchse, Katzen, Marder, Iltisse, Ratten, Mäuse, und von Menschen Mörder, Diebe, Räuber, Hexen und Hexenmeister und alles, was von dunkeln und nächtlichen Künsten lebt. So muß dieser Bösewicht, der im Leben so viel Unglück anrichtete, es gewissermaßen im Tode wieder gut machen. Er hält, was die Leute sagen, die Straße rein; denn wehe dem, welchen

er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft, und der nicht ein gutes Gewissen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er sein „Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!“ hört! Denn gewöhnlich jagt er, was er vor seine Peitsche kriegt, so lange, bis es die Zunge aus dem Halse streckt und todt hinfällt.

135. Hackelberg.

In der Gegend des alten Klosters Diesdorf, namentlich in dem an der hannöverschen Grenze gelegenen Dorfe Wadekath, erzählt man vom wilden Jäger also:

Der Hackelberg wär ein reicher Edelmann, welcher die Jagd über alles liebte, so daß er sogar einmal des Sonntags hinaus in den Wald zog und alle Bauern seiner Gemeine zwang, mit ihm zu jagen, so sehr sie sich auch dagegen sträubten, da sie lieber zur Kirche gegangen wären. Aber das ist ihm übel bekommen; denn wie er nun so draußen umhertobt, kommen plötzlich zwei Reiter ihm an die Seite gesprengt, die jagen gewaltig mit ihm fort, und jeder von beiden fordert ihn auf, mit ihm zu ziehen. Der Reiter zur Rechten aber sah wild und grimmig aus, und seinem Pferde sprühten Feuer und Flammen aus Nüstern und Maul; dagegen sah der zur Linken ruhig und mild. Da war denn der Hackelberg schnell entschlossen und wandte sich zu dem Reiter zur Rechten. Darauf sprengten sie fort, und so muß er nun mit ihm bis zum jüngsten Tage jagen.

136. Hackelbergs Tod und sein Grab.

Der Hackelberg ist Oberförster zu Neuhaus im Solling gewesen und ein gewaltiger Jäger wie Nimrod. Einst träumte ihn, er würde durch einen wilden Hauer seinen Tod finden. Tages darauf war große Jagd; aber seine Frau drang mit Bitten in ihn, er möge doch nicht mit ausziehen, und so ließ er sich nach mancher Widerrede bewegen, daheim zu bleiben. Als die Jäger Abends nach Hause kamen, hatten sie einen großen Eber geschossen und brachten ihn auf den Hof. Hackelberg trat heraus, den Kempen zu beschauen. „Du bist es also, der mich tödten wollte," rief er höhnend aus, „und nun bist du selber todt!" Dabei griff er mit dem Finger in den Rüssel des Keilers und hob den Kopf in die Höhe. Indem er aber nachlässig ihn wieder fallen läßt, fährt ihm der scharfe Hauer ins Bein. Hackelberg achtete der Wunde nicht weiter; aber sie verschlimmerte sich dergestalt, daß der kalte Brand hinzutrat, woran er sterben mußte. Im Verscheiden sagte der wilde Jäger mit Verdruß: nun, da er doch sterben müsse, ohne noch der letzten Jagdlust genossen zu haben, so wolle er ewig jagen. Dieser lästerliche Wunsch ist ihm zur Strafe gewährt worden. Ohne Ruhe und Rast jagt er noch immer am Himmel hin bis ans Ende der Welt. Alle sieben Jahre kommt er einmal herum. Voran fliegt ihm der Nachtrabe mit eisernen Flügeln; der ist mächtig groß und fliegt mit jäher Schnelligkeit. Hat man ihn eben in der Nähe gehört, so hört man im nächsten Augenblicke ihn schon eine halbe Meile von da. Er ruft unablässig hâr, hâr! Hinter ihm her kommen die Hunde und bellen gif, gaf! gif, gaf! Dann kommt Hackelberg selbst und ruft to hâ, to hâ! ist aber unsichtbar.

Nun sollt ihr auch vom Grabe des Hackelberg hören.

Ehe er an der Wunde verstarb, die ihm der Eber geschlagen hatte, verordnete er: er wolle auf dem Moosberge bei Neuhaus und zwar an der Stelle begraben sein, wohin ihn der Schimmel von selber ziehen würde, den er im Leben zu reiten pflegte; wollte man aber andere Pferde vor den Wagen spannen, so sollten diese ihn nicht von der Stelle bringen, wenn ihrer auch noch so viele wären. Als es nun aber zur Bestattung kam, wollte man ihn dessen ungeachtet nach Stolzenhagen bringen, wo früher die Einwohner von Neuhaus begraben wurden. Aber die vier Pferde, welche man vor den Leichenwagen spannte, brachten ihn nicht von der Stelle. Da entschloß man sich endlich, dem letzten Willen des Verstorbenen gemäß, seinen Schimmel vor den Wagen zu spannen. Kaum war dieser angeschirrt, als er scheu und flüchtig wurde und in rasender Schnelligkeit mit dem Wagen dahin rannte, so daß kein Mensch ihm folgen konnte. Auf dem Moosberge über Sieversshausen brach der Wagen entzwei und das Roß stürzte todt nieder. Da kam ein Mann des Weges gegangen, fand den Sarg und grub ihn ein. Gleichwohl weiß heutzutage kein Mensch das Grab des Hackelberg zu zeigen. Niemand, der es sucht, findet es; nur wer von ungefähr dahin kommt, kann es sehen. Einst fand es ein Schäfer und steckte, um es sich sicher zu merken, seinen Schäferstab darauf, auf den er seinen Hut setzte. Dann eilte er fort, um es auch einem andern Hirten zu zeigen; doch als er mit diesem zurückkam, konnte er die Stelle nicht wieder finden. Erst später hat er durch Zufall Stock und Hut, aber an einer ganz andern Stelle, wieder gefunden.

137. Die Windsbraut und Herodinas Tochter.

In Biesenthal und der Umgegend erzählt man: Die Windsbraut war vor Zeiten ein reiches Edelfräulein, welche die Jagd über alles liebte, aber die Aecker und Gärten der Bauern und deren sauren Schweiß für nichts achtete und ungestüm mit ihrem Troß durch Saatfelder und Pflanzungen dahin stürmte. Dafür ist sie verwünscht worden, in alle Ewigkeit mit dem Sturme dahin zu fahren; und wenn der sich nun erhebt, so eilt sie ihm voran und wird von feurigen Ungethümen, Schlangen und Drachen gejagt, die sie nirgends ruhen lassen.

Zu Woltringhausen bei Uchte im Königreich Hannover wird erzählt: Im Wirbelwind sitzt „Herodina's" Tochter, die hat St. Johannis Haupt verlangt und ist deshalb verdammt, ewig im Wirbel dahin zu fahren.

138. Der wilde Jäger im Wool.

Viermal im Jahre jagt der wilde Jäger im „Woole." Die Leute sind so daran gewöhnt, daß sie sich gar nicht mehr fürchten. Auch kann Einem der wilde Jäger nichts thun, wenn man an Gott denkt und ruhig seine Arbeit verrichtet, nur muß man nicht hinter sich und nicht über sich sehen. Es geht Einem über den Kopf weg, wie ein Sturmwind vor dem Gewitter und dann ist alles wieder todtenstill.

Ein Junge aus Pattse, der noch spät im Holze Laub sammelte, war gar zu neugierig; er hatte gehört, daß man sich dreist nach dem wilden Jäger umblicken könne, wenn man durch einen Erbschlüssel sehe. So hatte sich denn der Junge

heimlich einen Erbschlüssel mitgenommen, und als es über ihm los ging: Giff, Gaff! Hoho, Hobo! da machte er das eine Auge zu und sah mit dem andern durch den Erbschlüssel in die Luft. — Was der Junge aber da gesehen, hat er sein Lebtag nicht verrathen können, denn er war von Stund an stumm, und keine zehn Pferde hätten ihn wieder ins Holz gebracht. Auch wurde er auf dem einen Auge blind und fiel der Gemeinde zur Last.

139. Die Geisterjagd im neustadter Forst.

Die Klosterherren zu Neustadt versahen den Gottesdienst auf der Burg Rothenfels. Sie waren bei den gastlichen Amtleuten freundlich aufgenommen, und es kam manches Mal der späte Abend herbei, bis sie die Burg verließen. Einst an einem Feiertage, nach bereits eingebrochener Nacht, schritt ein Klosterherr von Rothenfels am Maine hin gegen Neustadt. Da hörte er von Würzburg her lustigen Hörnerschall herüberklingen, der erst sehr entfernt war, aber schnell näher kam. Der Klosterherr lauschte festgebannt den wunderlieblichen Klängen, und heller und heller ertönte es, und herüber über den Main kam ein glänzender Zug, voraus reitende Jäger mit den klingenden Hörnern, dann stattliche geistliche Herren und Ritter hoch zu Rosse mit dem Jagdspeer in der Faust, dann Karossen mit schönen Frauen, endlich ein großer Troß, berittene und unberittene, mit Jagdgeräthe und den Bracken an der Leine. Der Zug schwebte, ohne Land oder Wasser zu berühren, an dem erschrockenen Klosterherrn vorüber und verlor sich in dem großen Klosterwalde.

Im darauf folgenden Jahre traf sichs, daß der nemliche

Klosterherr an demselben Feiertage wieder den Gottesdienst auf der Rothenfelser Burg abhielt. Auch dieses Mal ging er in der Nacht nach Neustadt. Und wieder hörte er den Hörnerklang, und wieder erschien der Jagdzug und verlor sich wie das erste Mal im neustadter Forst. Daheim im Kloster erzählte der Herr, was er zwei Male erlebt, und hörte, daß vor vielen Jahren eine Gesellschaft von hohen geistlichen Herren, Rittern und Frauen aus Würzburg acht Tage im Kloster sich aufgehalten, um der Jagdlust zu genießen, und daß sie selbst am Feiertage die Jagd nicht ausgesetzt hätten, weshalb sie wohl auch nach ihrem Tode die Geisterjagd abhalten müßten.

---

140. Der Hörseelenberg und der treue Eckart.

Im Thüringerlande liegt zwischen Gotha und Eisenach ein hoher kahler Berg, der, von weitem gesehen, fast wie ein Sarg sich darstellt. Das ist der Hörselberg, von welchem auch das Flüßchen jener Gegend die Hörsel heißt; aber genauer gesagt ist sein Name der Hörseelenberg, und so wurde er in alten Zeiten genannt, weil man aus seinem Innern zuweilen grauenhaft-seltsames Getön hervordringen hörte gleich dem Geschrei der armen Seelen im Fegfeuer. An seinem Fuße liegt das Dorf Sattelstädt, dessen Namen man als Satans Stätte deutet. Viele wunderliche Sagen gehen bis auf den heutigen Tag von diesem Berge, der auch eine Wetterscheide ist; oft umweben ihn meteorische Flammen, und die Blitze spielen um seinen kahlen Scheitel. Einst erhoben sich am hellen Tage bei Eisenach drei große Feuer, brannten eine Zeitlang in den Lüften, thaten sich dann zusammen und wieder aus einander und fuhren endlich alle drei in den Hörseelenberg hinein.

Es wird erzählt, daß in diesen Berg Frau Venus, welche die alten Heiden als Göttin der Liebe verehrten, verwünscht sei und allda seitdem ihr Heimwesen habe. In holdseliger Gestalt erscheint sie zuweilen den Vorüberziehenden und sucht sie mit buhlerischem Liebeszauber in den Berg zu locken; darum wird sie vom Volke Frau Hulda geheißen. Hart vor dem Venusberge aber sitzt der treue Eckart und warnt die Leute, sie sollten nicht in den Berg gehen, daß sie nicht an Leib und Seele ewigen Schaden litten.

Zu Eisleben und im ganzen Land Mansfeld ist vor Zeiten alle Jahr auf den Fastnacht Dornstag das wüthende Heer vorübergezogen, und die Leute sind zusammengelaufen und haben darauf gewartet nicht anders, als sollte ein großer, mächtiger Kaiser oder König vorüberziehn; da man denn in der Luft einen reisigen Haufen zu Fuß und zu Roß gesehen, und sind Leute darunter gewesen, die erst neulich in den Orten gestorben waren, auch der eines Theils noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferd mit zween Füßen, der Andre ist auf einem Rad gebunden gelegen, und das Rad ist von ihm selbst umgelaufen. Der Dritte hat einen Schenkel über die Achsel genommen und hat gleich sehr gelaufen. Ein Anderer hat keinen Kopf gehabt und der Stück ohn Maßen. Aber vor dem ganzen Haufen her ist ein alter Mann gegangen mit einem weißen Stab, der hat sich selbst den treuen Eckart geheißen, der hat die Leute heißen aus dem Weg weichen, hat auch etliche heißen gar heim gehen, sie würden sonst Schaden nehmen. Daher ist das Sprichwort: „Der treue Eckart warnet jedermann."

In einem thüringischen Dorfe, Schwarza genannt, zog einstens am Weihnachtsfeste die Frau Hulda oder Holla mit ihrem wüthenden Heere vorüber, und der treue Eckart ging vor ihm her, die Leute zu warnen. Da hat es sich getroffen, daß just zwei Knaben, welche aus dem nächsten Dorfe

Bier geholt hatten, dem Gespensterzuge begegneten. Als diese die Schatten ansichtig wurden, versteckten sie sich in einen Winkel; aber einige Unholdinnen eilten ihnen nach, nahmen die Kannen und schlürften mit grosser Begierde das Bier aus. Als nun alles hinweg und vorbei war, kamen die Knaben aus ihrem Versteck wieder hervor, waren aber sehr bekümmert, was sie zu Hause vorwenden sollten, weil sie kein Bier mitbrächten. Indem sie nun also bei sich rathschlagten, trat der treue Eckart herbei und sagte: Das rieth euch Gott, daß ihr das Bier freiwillig hergegeben und kein Wörtchen darwider geredet habt, sonst hätten euch die Unholdinnen die Hälse umgebreht. Geht nun flugs heim und seid getrost, aber sagt keinem Menschen etwas von der Geschichte, so werden eure Kannen immer voll Bier sein und wird ihnen nie gebrechen." Dies thaten die Knaben, und es geschah, wie ihnen der Alte gesagt hatte. Die Kannen waren voll Bier und so viel man auch davon trank, sie wurden niemals leer. Drei Tage nahmen sie das Wort in Acht; endlich aber konnten sie's nicht länger bergen, sondern erzählten aus Vorwitz ihren Eltern den Verlauf der Sache: da war es aus und die Krüglein versiegten.

---

141. Der Tannhäuser.

Es war einmal ein Ritter, der Tannhäuser genannt, der zog in der Frau Venus Berg, das große Wunder zu schauen, davon er gehört hatte. Als er aber ein Jahr lang bei der schönen Frauen verbracht hatte, ließ ihm sein Gewissen keine Ruhe noch Freude mehr; er sehnete sich wieder aus dem Berge hinaus und begehrte Urlaub. Frau Venus wollte ihn nicht von sich lassen und mahnte ihn des Eides,

den er ihr geschworen habe, daß er nie von ihr weichen wolle. Aber der Tannhäuser widersprach das: solchen Schwur habe er nie gethan, deß sei Gott Zeuge. Da suchte ihn Frau Venus mit Verheißungen zu locken: „Ihr sollt bei uns bleiben, edler Tannhäuser; frischet euer Leben und seid guter Dinge; ich will euch meiner Gespielen eine zum Weibe geben." Der Tannhäuser erwiederte: „Sollt ich ein ander Weib nehmen, als die ich im Sinne habe, so muß ich in der Hölle Gluth ewige Pein leiden." Sie sprach: „Was redest du mir viel von der Höllengluth, hast du je hier anderes als Lust und Freude gespürt? Gedenk an meinen rothen Mund, der lacht zu allen Stunden." Der Ritter sprach: „Was sollte euer rother Mund mir helfen? er ist mir ja unmäre;*) mein Leben ist krank worden vor Reue, ich kann nicht länger bleiben. Bei aller Frauen Ehre, gebt mir Urlaub!" Und als sie noch weiter in ihn drang und mit ihrem Zauber ihn bestricken wollte, schalt er sie eine Teufelin und rief die himmlische Jungfrau um Beistand an. Da mußte Frau Venus ihn scheiden lassen.

Der Tannhäuser zog in schwerem Leid von dannen und pilgerte gen Rom zum Pabst Urban, den wollte er alle seine Sünde beichten, damit ihm Buße auferlegt und seine Seele behalten würde. Als er aber dem geistlichen Vater bekannte, daß er ein Jahr lang bei Frau Venus im Berge gewesen, da erschrak und erzürnte der heilige Vater heftiglich und sprach: „So wenig als dieser dürre Stab, den ich in meiner Hand halte, wieder grünen wird, magst du Vergebung deiner Sünden erhalten und selig werden." Der Tannhäuser klagte: „Und hätt ich auch nur noch ein Jahr auf dieser Erde leben sollen, so wollt ich solche Reue und Buße gethan haben, daß sich Gott erbarmet hätte!" Da hat der Tann-

*) Gleichgiltig.

häuser in Jammer und Verzweiflung sich hinweggewandt und ist wieder in den teufelischen Berg gezogen und die höllische Huldin hat ihn willkommen geheißen und, wie man einen lang entbehrten Buhlen empfängt, mit offnen Armen aufgenommen.

Darnach aber, wohl auf den dritten Tag, hub der Stecken zu grünen an. Da erkannte der Papst Gottes Urtheil und sandte Boten in alle Lande aus, zu forschen, wohin der Tannhäuser gekommen wäre. Der aber war wieder in den Berg, darinnen er nun bleiben muß bis zum jüngsten Tage, wo ihn Gott vielleicht anderswohin weisen wird.

Kein Priester soll einem Menschen Mißtrost geben, sondern wenn er sich zu Reue und Buße erbietet, ihn der Vergebung seiner Sünden versichern!

X.

142. König Karl im Odenberge.

Im Odenberge*) ruht ein alter König von seinen Heldenthaten aus. Der Volksmund nennt ihn Karlquintes; doch ist kein Zweifel, daß nicht Karl V., sondern Karl der Große gemeint sei. Alle sieben Jahre oder alle hundert Jahre öffnet sich der Berg; dann hört man Waffen in den Lüften rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag, Trommelton und Trompetenklang. Karlquintes verläßt mit seinem Heergefolge die unterirdische Behausung; der Zug geht an den Glisborn, wo die Rosse getränkt werden, und verfolgt dann seinen Lauf, bis er nach vollbrachter Runde endlich wieder in den Berg zurückkehrt. Sonntagskinder, die zwischen den Kirchen geboren sind, haben den Zug schon oft gesehn. Die Soldaten sind meist verstümmelt: der hat einen Arm verloren, jener ein Bein, dieser hat nur ein Ohr und viele andere tragen klaffende Wunden zur Schau.

Einmal gingen Leute an den Odenberg und hörten Trommelschlag, ohne etwas zu sehen. Da hieß sie ein weiser Mann, nacheinander durch den Ring schauen, den er mit seinem in die Seite gebogenen Arm bildete: alsbald erblickten sie eine Menge Kriegsvolk, in Waffenübungen begriffen, den Odenberg ein und ausgehen.

---

*) Bei dem hessischen Städtchen Gudensberg.

Im Berge wächst Hafer für die Rosse; was der „Quintes“ seinen Pferden nicht geben will, wirft er heraus. Täglich reinigen und schwenken seine Krieger Hafer und häufen große Vorräthe davon in den Kammern auf.

Wem zur Zeit, wo der Berg sich aufgethan, der Zufall den Gang zeigt, der in sein Inneres führt, der kann glücklich werden, denn es liegen große Schätze drinnen. Aber nur eine Viertelstunde ist er offen, und wer nicht eilt, den Ausgang wieder zu gewinnen, ehe die Frist verstreicht, der muß unten bleiben bis zum nächsten siebenten Jahre. Doch wurden die Menschen, welche dies Schicksal hatten, nicht älter in der Zeit; sie blieben ebenso wie sie waren und auf derselben Stelle, wie in dem Augenblicke, da der Berg sich schloß.

Die Furcht vor dem Karlquintes war noch vor wenigen Jahren so groß, daß niemand ohne Grauen den Berg betrat. Kinder, welche Nüsse und Erdbeeren an seinem Abhange zu suchen gingen, wurden von den Eltern gewarnt: „Nehmt euch in Acht, daß euch der Quintes nicht kriegt!“ und mit der Drohung: „der Quintes kommt!“ beschwichtigen die Mütter dort herum ihre Kinder.

143. Sieben Jahre im Odenberge.

Ein Müllerbursch hatte für seinen Herrn Frucht über Land gefahren und wollte am Abend mit seinen beiden Pferden noch nach der Mühle zurückkehren. Es war just an einem Tage, wo der Karlquintes seinen Umzug hält, was er alle sieben Jahre nur einmal thut. Den Burschen führte sein Weg am Odenberge vorüber, und da er nicht ganz frei von Furcht war, so sang er eine lustige Weise, um sich die

Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen. Aber plötzlich vernahm er ein dumpfes Geräusch wie von fernem Trommelschlag und Pfeifenklang, vermischt mit Waffengerassel und Pferdegetrappel, und immer näher kams und näher, bis das zweifelhafte Licht des Mondes ihn erkennen ließ, daß ein langer Zug berittener Krieger am Bergesabhang dahinsauste. Karlquintes ritt an ihrer Spitze, auf seinem weißen Roß, das mächtige Schlachtschwert in der Rechten tragend. Der Bursch trieb seine Pferde an und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, aber die Pferde versagten ihm diesmal den Gehorsam; sie hatten nicht sobald den langen Zug der Reiter wahrgenommen, als sie in gestrecktem Galopp, über Stock und Stein, über Graben und Hecken setzend, darauf losjagten und sich — es waren alte Cavalleriepferde — laut wiehernd mit in Reih und Glied stellten. Den Burschen überlief es eiskalt inmitten der grausigen Kriegerschaar, doch wie er auch Sporn und Peitsche gebrauchte, seine Pferde hielten gleichen Schritt mit den anderen, jagten mit ihm um den Berg herum und wurden endlich vom Strome fortgerissen, als das Heer seinen Einzug in die düstern Hallen des Berges hielt, der darauf sieben Jahre wieder seine Wände schloß.

Lange harrte der Müller daheim seines Burschen und seiner Pferde; all sein Suchen und Forschen blieb indessen ohne Erfolg, und so hielt er sich endlich für betrogen und geprellt und miethete einen andern Knecht.

Es war an demselben Tage, an welchem vor sieben Jahren der Bursch über Feld gezogen, als um die Mittagsstunde Hufschlag vor der Mühle erscholl. Der Müller sprang ans Fenster: das war sein alter Bursch wie er leibte und lebte! So frisch, gesund und jung wie vor sieben Jahren, und seine Pferde waren noch wie damals, als er sie zuletzt gesehen.

„Herr!" flehte der Bursch, „nehmt mirs nicht übel, daß

ich über Nacht ausgeblieben bin." — „Ueber Nacht, sagst du Schelm! das wäre mir eine lange Nacht von sieben Jahren!" — „Herr, als ich gestern Abend am Odenberge vorüberzog, hielt der Karlquintes seinen Umritt, die Pferde gingen mir durch und rissen mich mit in den Berg hinein, und so mußte ich über Nacht unten bleiben." — Da ging dem Müller ein Licht auf; er hatte schon mehr gehört, daß Menschen sieben Jahre in dem Berge gesteckt und nicht anders geglaubt hatten, als daß es nur eine Nacht gewesen wäre, und er nahm den Burschen wieder an.

144. Ein Kind im Odenberge.

Einst trieb der gudensberger Sauhirt am Odenberge. Eine der Säue, die sich etwas von der Heerde abgeschlagen hatte, fand einen Haferwisch, deren der Karlquintes zuweilen aus dem Berge wirft, und machte sich daran, die Körner schmatzend aufzuzehren. Der Hirt, der es bemerkte, trat näher und gewahrte auf einmal dicht neben sich eine Oeffnung im Berge, die er noch niemals gesehen hatte. Drinnen lagen Haufen Goldes und andere köstliche Schätze und mitten darunter saß der Karlquintes, der ihm freundlich winkte, näher zu kommen. Sein Kind auf dem Arme trat der Hirt hinein und erhielt die Erlaubniß, so viel von den Schätzen zu nehmen, als er tragen könne. Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen, setzte das Kind nieder und gab ihm eine Wecke in die Hand, daß es still sein möchte Dann fing er an, von dem Golde aufzuraffen. Karlquintes sagte zu ihm, nach sieben Jahren könne er wieder kommen, da wäre der Berg wieder offen wie heute. Indeß verstrich die Zeit und der Sauhirt mußte eilen, wieder ins Freie zu kom-

men, ehe die Oeffnung sich schließen möchte. Hastig, so gut es ihm die Schwere seiner goldenen Last erlaubte, rannte er ans Tageslicht hinaus, wo er eben noch zu guter Zeit anlangte, denn gleich darauf fiel die Thür polternd hinter ihm zu. Das Kind hatte der Glückstrunkene in der Eile vergessen, und so war es in dem Berge zurückgeblieben.

Obgleich der reichste Mann in Gudensberg, blieb das Glück des Hirten doch ein sehr unvollkommenes. Fortwährend verfolgten ihn die bittern Klagen und Vorwürfe seines Weibes, das nach dem armen Kinde jammerte, und sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe, von welcher Seite er auch die Sache betrachten mochte; daher wünschte er mit Sehnsucht den Tag herbei, an welchem der Odenberg den Menschen wieder zugänglich sein würde und an dem er über das Schicksal seines Kindes Aufschluß zu erlangen hoffte.

Endlich waren die sieben Jahr um. Der Hirt machte sich auf nach dem Berge, fand die Oeffnung wieder, trat hinein und siehe da! alles war noch wie vor sieben Jahren: da saß das Kind noch auf demselben Flecke, nicht älter und nicht größer, und aß noch an seinem Wecke! Ohne sich wieder von den Schätzen des Karlquintes verlocken zu lassen, drückte der Hirt sein Kind mit Inbrunst an sein Herz und eilte, es der jammernden Mutter in die Arme zu legen.

---

145. Hundert Jahr in Einer Stunde.

In unserem Volke geht eine Erzählung im Schwange von einem Mönche, Namens Petrus Forschegrund, der sich nicht in den Gedanken finden konnte, daß im Himmel sollte ewige Freude sein und weiter nichts. Er dachte oft: „Dort habe ich keine Hora mehr zu singen, nicht mehr zu studiren,

keine Kranken mehr zu besuchen und keinen Garten mehr zu bauen. Ei, wie lang muß mir doch die Ewigkeit werden!" Mit solchen Gedanken ging er eines Tages aus dem Kloster in den Garten und aus dem Garten in den Wald. Im Walde fand er eine liebliche, grüne Wiese, auf welcher der freundlichste Sonnenschein ruhete. Neben der Wiese stand ein Baum, und auf dem Baume sang ein Vogel so schön, wie Petrus Forschegrund noch keinen hatte singen hören. Er hörte, horchte und stand wie angebunden. Als der Vogel in den Wald flog, ging er ihm nach und hörte ihm dort noch eine Weile zu. Endlich mahnte es ihn, daß die Zeit wohl um sei und er zu dem Stundengesange in sein Kloster zurückkehren müsse. Er riß sich also los und eilte in den Garten zurück. Aber da war so vieles anders als er es verlassen hatte. Er kannte die Bäume nicht mehr. So ging es ihm auch im Kloster selbst; das Gebäude sah nicht aus wie sonst. Aber noch mehr wunderte er sich, als ein anderer Pförtner an der Thür stand, den er nicht kannte und der ihn nicht kannte, ihn auch nicht einlassen wollte, sondern fragte, wer er sei. „Wer ich bin?" antwortete der Mönch, „ich bin Petrus Forschegrund, Mönch in diesem Kloster, ich will in meine Zelle gehen." „Das ist nicht wahr," antwortete der Andere, „ich bin schon viele Jahre hier Pförtner, ich kenne alle Brüder, dich aber habe ich nie gesehen." Er rief den Abt, und als dieser den Namen hörte, sagte er, der Name sei ihm bekannt aus den alten Büchern. Vor langer Zeit, wohl vor hundert Jahren, sei ein Mönch dieses Namens aus dem Kloster gegangen und nicht wiedergekommen. Er nahm aber den Fremden auf, wies ihm eine Zelle und ein Bett an, wo er ruhen konnte. In der Nacht erschien ihm der Herr und sprach zu ihm: „Petrus, die Stimme eines Vogels hat dich über hundert Jahre weggerückt. Was meinest du, kommt dir die Ewigkeit, wo du die Chöre aller

Engel und Seligen höreſt und die Harmonie alles göttlichen Rathes und der ganzen Gnadengeſchichte verſteheſt, noch lang vor?" — „Nein, Herr," antwortete Petrus, „ich bin ein Thor geweſen und habe geurtheilet, was ich nicht verſtand; vergieb mir aus Gnaden!" Der Herr ging, und der Mönch verkündete am andern Morgen den neuen Bewohnern ſeine Geſchichte und ſeine Geſichte und ſtarb.

146. Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer.

Ein Bergmann, der ſtill und fromm für ſich lebte, ging einſt am dritten Oſtertage auf den Kyffhäuſer. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch ſitzen mit einem langen weißen Bart, der ihm bis auf die Kniee reichte. Als dieſer den Bergmann ſahe, machte er ein großes Buch zu, worin er las, und ſagte freundlich zu ihm: „Komm mit mir zum Kaiſer Friedrich, der wartet ſchon ſeit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir ſchon die Springwurzel gebracht.

Dem Bergmann eiſte es über den ganzen Körper; doch der Mönch ſprach ihm ſo tröſtlich zu, daß er ganz freudig mitging und ihm verſprach, keinen Laut hören zu laſſen, es möchte auch kommen, was käme. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum mit einer Mauer umſchloſſen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit ſeinem Krummſtabe und ſchrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buch, die der Bergmann aber nicht verſtand. Endlich ſchlug er mit ſeinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „Thue dich auf!"

Da entſtand unter ihren Füßen ein dumpfes Getöſe, wie bei einem fernen Gewitter; es zitterte unter ihnen die Erde. Und nun ſinkt der Bergmann mit dem Mönch, der

seine Hand umfaßt hat, mit dem Boden, so weit der Kreis umzeichnet war, ganz sanft in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter, und der Boden steigt wieder langsam hinauf. Nun waren sie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit festem Schritt voran, der Bergmann mit zitternden Knieen hinterher. So gehn sie einige Gänge hindurch, bis es anfängt ganz dunkel um sie her zu werden. Bald aber finden sie eine ewige Lampe und sehen, daß sie sich in einem geräumigen Kreuzgang befinden. Der Mönch steckt hier zwei Fackeln an, für sich und seinen Begleiter. Sie gehen fort, und mit einem Mal stehen sie vor einem großen eisernen Kirchenthor.

Der Mönch hält die Springwurzel, vor der alle bezauberte Riegel aufspringen, an das Schloß und ruft: „Oeffne dich, Thür!“ Und mit Donnerkrachen springen alle die eisernen Riegel und Schlösser von selbst auf, und sie sehen vor sich eine runde Capelle. Der Boden war spiegelglatt wie Eis, und wer nicht keusch und züchtig gelebt hatte (so sagte nachmals der Mönch dem Bergmann), brach hier beide Beine und kam nie zurück. Die Decke und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten und flammerten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Krystall und von Diamanten hingen da herab und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldner Altar, in der andern ein goldnes Taufbecken auf silbernem Fuß.

Der Mönch winkte nun seinen Begleiter, gerade in der Mitte stehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er selbst ging hin zu einer ganz silbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an, und die Thür sprang auf.

Der Thür gerade gegenüber saß auf einem goldnen Thron der Kaiser Friedrich, nicht etwa aus Stein gehauen,

nein! wie er leibte und lebte, mit einer goldnen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beſtändig nickte, indem er die großen Augenbraunen zuſammenzog. Sein langer rother Bart war durch den ſteinernen Tiſch, der vor ihm ſtand, durchgewachſen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über den Anblick.

Endlich kam der Mönch zurück und zog ſeinen Begleiter ſchweigend fort. Die ſilberne Pforte ſchloß ſich ſelbſt wieder zu, das eiſerne Thor ſchlug mit ſchrecklichem Gepraſſel hinter ihnen zuſammen. Als ſie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kamen, ſenkte ſich langſam der kreisrunde Boden herab. Beide traten darauf und wurden ſanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Capelle mitgebracht hatte, welche ſeine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

147. Die Muſicanten.

Der Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer hat großes Gefallen an Muſik. Schon mancher Hirt, der hier auf ſeiner Schalmei blies, wurde zu ihm eingeladen, ihm etwas vorzublaſen, und dann reichlich beſchenkt entlaſſen. Das war in der Umgegend manniglich bekannt. Ein Trupp luſtiger Muſikanten, der in Kelbra zum Tanz aufgeſpielt hatte, hatte den Einfall, dem Kaiſer eine Nachtmuſik zu bringen. Guter Dinge, wie ſie waren, machten ſie ſich unbedenklich auf und langten gerade auf Kyffhauſen an, als drunten in Tilleda die Glocke zwölf ſchlug.

Rundum war tiefe Stille, ſie laſſen ihre feierliche Muſik

erklingen. Es dauert nicht lange, da kommt die Prinzessin schwebenden Schrittes wie im Tanz daher, eine Kerze in der Hand, und ladet sie mit freundlichen Gebärden ein, ihr zu folgen. Der Berg thut sich auf, mit klingendem Spiel ziehen die Fiedler hinein. Essen und Trinken wird reichlich aufgetischt, die Musiker nach ihrer Gewohnheit sprechen dem Becher fleißig zu und lassen sichs gut schmecken. Nachdem sie noch zwei oder drei Stücklein aufgespielt, nickt ihnen der Kaiser nach großer Herren Art gnädig zu, zum Zeichen, daß sie entlassen sind; und die Prinzessin reicht jedem beim Abschied einen grünen Zweig. Von dem gehofften Trinkgelde verlautete nichts. Doch wagt keiner die zarte Gabe von sich zu weisen. Wie sie aber wieder im Freien waren, hoben sie an zu schelten und zu lachen über den kaiserlichen Knicker, zerknickten und zerzupften die Zweige und warfen sie von sich. Nur einer behält ihn, um ein Andenken des bestandenen Abenteuers zu haben. Als er nach Hause kommt und seiner Frau den Busch zum Scherz überreicht, siehe! da haben sich alle Blätter in goldne Zehnthalerstücke verwandelt. Kaum war das ruchtbar geworden, da flugs liefen die Andern alle eilends auf den Berg zurück, ihre Büsche wieder zu holen, aber — fort waren sie.

---

148. Das Brautpaar zu Tilleda.

In Tilleda wohnte ein armer, rechtschaffener Tagelöhner. Seine Tochter war mit einem redlichen Burschen verlobt, der ebenso arm war wie sie selbst. Morgen sollte die Hochzeit sein. Die Gäste waren eingeladen, aber kein Mensch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nicht mehr Küchengeräth war als eben für *eine* Familie: ein Topf, eine Schüssel

und zwei Teller. „Was machen wir?“ sprachen alle und keiner wußte Rath. Endlich sagte der Vater halb im Scherz, halb im Ernste: „Wißt ihr was? Geht auf den Kyffhäuser und borgt von der verzauberten Prinzessin.“

Die jungen Leutchen gingen wirklich hin. Als sie oben ankamen, stand wirklich die Prinzessin da, als hätte sie bereits gewartet. Sie nahten sich ihr mit Knixen und Bücklingen und brachten ihr Anliegen schüchtern vor. Die Prinzessin lächelte und winkte ihnen zu folgen. Sie gehen mit ihr in den Berg hinein; die Prinzessin giebt ihnen erst zu essen und dann packt sie ihnen einen großen Tischkorb voll Teller, Schüsseln, Löffel u. s. w. Hans und Grete bedanken sich schönstens, versprechen, morgen alles unversehrt zurück zu liefern und auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mitzubringen.

Fröhlichen Schrittes eilten sie mit den Gaben den Berg hinab. Sie waren so sehr mit sich selbst und ihrem nahen Glück beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkten, wie manches um sie her verändert war, bis sie im Orte selbst ankamen und erschrocken stehen blieben, denn sie kannten ihn kaum wieder. Ihres Vaters Hütte war gar nicht mehr vorhanden, sondern an ihrer Stätte lag ein großer Ackerhof. Kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich, kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie sonst dergleichen gesehen hatten. Lauter fremde Menschen, die sich um das Brautpaar versammelten und es mit eben der Verwunderung und Neugierde ansahen, als dieses die Gaffenden betrachtete.

Sie setzten ihren Korb an die Erde und überlegten ihr Schicksal. Da schritt der Prediger durch die Menge, sah die beiden Leute und fragte mit Theilnahme, wer sie wären und woher sie kämen. Sie sagten ihm, daß sie ja erst vor wenigen Stunden auf den Kyffhäuser gegangen und daß sie in die Veränderung, die sie rings umher wahrnähmen,

sich nicht zu finden wüßten. Der Pastor nahm sie mit sich in seine Wohnung und schlug im Kirchenbuche nach, da er denn fand, daß vor zweihundert Jahren ein Brautpaar auf den Kyffhäuser gegangen und nicht wieder in den Ort zurückgekommen wäre.

Da weinten die so alt Gewordenen und ließen sich von dem Pfarrer einsegnen, dann gingen sie auf den Kirchhof, wo die Genossen ihrer Zeit begraben lagen. Mit Scheu vermied das junge Geschlecht das grause Paar, und nach drei Tagen fand man auf dem Kirchhof ihre Leiber in Asche zerfallen.

149. Der Ziegenhirt.

Peter Klaus, ein Ziegenhirte aus Sittendorf, der seine Heerde am Kyffhäuser weidete, pflegte sie am Abend auf einem mit altem Gemäuer umschlossenen Platz ausruhen zu lassen, wo er die Musterung über sie hielt. Seit einigen Tagen hatte er bemerkt, daß eine seiner schönsten Ziegen bald nachher, wenn er auf diesen Platz gekommen war, verschwand und erst spät der Heerde nachkam. Er beobachtete sie genauer und sah, daß sie durch eine Spalte des Gemäuers durchschlüpfte. Er wand sich ihr nach und traf sie in einer Höhlung, wo sie fröhlich die Haferkörner auflas, welche einzeln von der Decke herabfielen. Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf über den Haferregen, konnte aber durch alles Hinstarren nichts weiter entdecken. Endlich hörte er über sich das Wiehern und Stampfen einiger muthiger Hengste, deren Krippe der Hafer entfallen sein mußte.

So stand der Ziegenhirte da, staunend über die Pferde in einem ganz unbewohnten Berge. Da kam ein Knappe

und winkte schweigend ihm zu folgen. Peter stieg einige Stufen in die Höhe und kam über einen ummauerten Hof, an eine Vertiefung, die ringsum von hohen Felsenwänden umschlossen war, in welche durch überhangende dickbelaubte Zweige einiges Dämmerlicht herabfiel. Hier fand er auf einem gut geebneten kühlen Rasenplatze zwölf ernste Rittermänner, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Peter wurde schweigend angestellt, um die Kegel aufzusetzen.

Anfangs that er dies mit schlotternden Knieen, wenn er mit halbverstohlenem Blick die langen Bärte und aufgeschlitzten Wämser der edeln Ritter betrachtete. Allmählig aber machte die Gewöhnung ihn dreister; er übersah alles um sich her mit festerem Blick und wagte es endlich, aus einer Kanne zu trinken, die neben ihm hingesetzt war und aus welcher der Wein ihm lieblich entgegenduftete. Er fühlte sich wie neu belebt, und so oft er Ermüdung spürte, holte er sich aus der nie versiegenden Kanne neue Kräfte. Doch endlich übermannt ihn der Schlaf.

Beim Erwachen fand er sich auf dem umschlossenen grünen Platz wieder, wo er seine Ziegen ausruhen zu lassen pflegte. Er rieb die Augen, konnte aber weder Hund noch Ziegen entdecken, staunte über das hochaufgeschossene Gras und über Sträucher und Bäume, die er vorher hier noch nie bemerkt hatte. Kopfschüttelnd ging er weiter, alle die Wege und Stege hindurch, die er täglich mit seiner Heerde zu durchirren pflegte; aber nirgends sah er eine Spur von seinen Ziegen. Unter sich sah er Sittendorf und endlich stieg er mit beschleunigtem Schritte herab, um hier nach seiner Heerde zu fragen.

Die Leute, die ihm vor dem Dorfe begegneten, waren ihm alle unbekannt, waren anders bekleidet und sprachen nicht so als seine Bekannten; auch starrten sie ihn alle an, wenn er nach seinen Ziegen fragte und faßten sich an das Kinn.

Endlich that er fast unwillkürlich eben das und fand zu seinem Erstaunen seinen Bart um einen Fuß verlängert. Er fing an, sich und die ganze Welt um sich her für verzaubert zu halten, und doch kannte er den Berg, den er herabgestiegen war, wohl als den Kyffhäuser, auch waren ihm die Häuser mit ihren Gärten und Vorplätzen alle wohl bekannt. Auch nannten mehrere Knaben auf die Frage eines Vorbeireisenden den Namen Sittendorf.

Kopfschüttelnd ging er in das Dorf hinein und nach seiner Hütte. Er fand sie sehr verfallen, und vor ihr lag ein fremder Hirtenknabe in zerrissenem Kittel, neben einem abgezehrten Hunde, der ihn zähnefletschend angrinzte, als er ihn rief. Er ging durch die Oeffnung, die sonst eine Thür verschloß, hinein, fand aber alles so wüste und leer, daß er einem Betrunkenen gleich aus der Hinterpforte hinaus wankte und Frau und Kinder bei ihrem Namen rief. Aber keiner hörte, und keine Stimme antwortete ihm.

Bald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen eisgrauen Bart Weiber und Kinder und fragten ihn um die Wette, was er suche? Andre vor seinem eignen Hause nach seiner Frau oder seinen Kindern zu fragen, oder gar nach sich selbst, schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden los zu werden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen. „Kurt Steffen!“ Die meisten schwiegen und sahen sich an, endlich sagte eine bejahrte Frau: „Seit zwölf Jahren wohnt er unter der Sachsenburg, dahin werdet ihr heute nicht kommen.“ „Velten Meier!“ „Gott habe ihn selig!“ antwortete ein altes Mütterchen an der Krücke, der ist schon seit funfzehn Jahren todt.

Er erkannte zusammenschaudernd seine plötzlich alt gewordenen Nachbarinnen; aber ihm war die Lust vergangen, weiter zu fragen. Da drängte sich durch die neugierigen Gaffer ein junges rasches Weib mit einem einjährigen Kna-

ben auf dem Arm und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei seiner Frau wie aus den Augen geschnitten waren. „Wie heißt ihr?“ fragte er erstaunend. „Maria.“ „Und euer Vater?“ „Gott hab ihn selig! Peter Klaus; es sind nun zwanzig Jahr, daß wir ihn Tag und Nacht suchten auf dem Kyffhäuser, da die Heerde ohne ihn zurückkam; ich war damals sieben Jahr alt.“

Länger konnte sich der Ziegenhirt nicht halten. „Ich bin Peter Klaus — rief er — und kein anderer!“ und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arm. Alle standen wie versteinert, bis endlich eine Stimme und noch eine Stimme rief: „Ja, das ist Peter Klaus! Willkommen Nachbar, nach zwanzig Jahren willkommen!“

---

150. Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser.

Ein armer, aber guter und immer lustiger Mann aus Tilleda richtete einst eine Kindtaufe aus; es war schon die achte. Den Gevattern mußte er nach Sitte einen Schmaus geben. Der Landwein, den er seinen Gästen vorsetzte, war bald ausgetrunken und sie forderten mehr. „Geh — sagte der lustige Kindtaufsvater zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen, sechzehnjährigen Mädchen — geh und hole uns noch bessern Wein aus dem Keller.“ — „Aus welchem Keller denn?“ — „Je, sagte im Scherz der Vater, aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kyffhäuser.“

Das Mädchen geht, unbefangen in seiner Einfalt, mit einem kleinen Eimer in der Hand, den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet sie am verfallenen Eingange eines großen Kellers sitzen eine bejahrte Schaffnerin in ganz ungewöhnlicher Tracht, mit einem großen Schlüsselbunde an der

Seite. Das Mädchen verstummt vor Erstaunen. Doch freundlich fragte die Alte: „Gewiß willst du Wein holen aus dem Ritterkeller?“ — „Ja, sagte schüchtern das Mädchen, aber Geld habe ich nicht.“ — „Komm mit mir, sagte die Schaffnerin, du sollst umsonst Wein haben und besseren Wein, als dein Vater je gekostet hat.“

Sie gingen nun beide durch einen halbverschütteten Gang, und das Mädchen mußte erzählen, wie es jetzt in Tilleda

aussähe. „Einst, sagte die Alte darauf, einst war auch ich so jung und schnell wie du, als mich die Ritter des Nachts durch einen Gang unter der Erde aus dem Hause in Tilleda weghalten, das jetzt deinem Vater gehört. Kurz vorher hatten sie am hellen Mittage die vier schönen Jungfrauen, die hier noch zuweilen auf den prächtig geschirrten Pferden herum reiten und dann wieder verschwinden, mit Gewalt aus Kelbra entführt, da sie eben aus der Kirche kamen. Mich machten sie, als ich alt wurde, zur Aufseherin des Weinkellers, und das bin ich noch."

Jetzt standen sie vor der Kellerthür, und die Schaffnerin schloß auf. Es war ein großer, geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen die Stückfässer. Die Schaffnerin klopfte an die Fässer, die meisten waren ganz oder halb voll. Sie nahm den kleinen Eimer, zapfte ihn voll Weines und sagte: „Da, das bringe deinem Vater, und so oft ein Fest in eurem Hause ist, kannst du wieder kommen; aber keinem als deinem Vater sage, woher du den Wein hast. Auch dürft ihr keinen Wein verkaufen; umsonst bekommt ihr ihn, umsonst sollt ihr ihn geben." Kommt einmal einer her, der Wein holen will, um damit zu wuchern, dessen letztes Brot ist gebacken."

Das Mädchen brachte dem Vater den Wein, der den Gästen trefflich schmeckte, ohne daß sie errathen konnten, woher er kam. So oft nochmals im Hause ein kleines Fest war, holte Ilsabe Wein vom Kyffhäuser in dem kleinen Eimer. Aber lange dauerte die Freude nicht. Die Nachbarn wunderten sich, woher der arme Mann den herrlichen Wein bekam, der in dem ganzen Lande so gut nicht war, Der Vater sagte es keinem, Ilsabe auch nicht.

Aber gegenüber wohnte der Schenkwirth, der mit verfälschtem Weine handelte. Dieser hatte den Ritterwein auch einmal gekostet und dachte: den Wein könntest du zehnfach mit Wasser verdünnen und doch theuer verkaufen. Er schlich

dem Mädchen nach, als es zum vierten Male mit dem kleinen Eimer nach dem Kyffhäuser ging, versteckte sich unter dem Gebüsch, als es stehen blieb, und sah es nach einiger Zeit aus dem Gange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen.

Den nächsten Abend ging er selbst den Berg hinauf und schob auf einer Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, vor sich her. Diese dachte er mit dem trefflichen Ritterweine zu füllen, sie des Nachts den Berg hinunter zu rollen und dann alle Tage wieder zu kommen, so lange noch Wein im Keller wäre.

Als er an den Ort kam, wo er den Tag zuvor den Eingang zum Keller gesehen hatte, wurde mit einem Male alles dunkel um ihn her. Der Wind fing an fürchterlich zu heulen, und das Ungethüm warf ihn und seine Karre und seine leere Tonne von einer Felsenmauer zur andern. Er fiel immer tiefer und tiefer und kam endlich in eine Todtengruft.

Da sieht er vor sich hertragen einen schwarz behangenen Sarg, und seine Frau und vier Nachbarinnen, die er an ihrer Kleidung und ihrem Wuchse deutlich erkannte, folgten der Bahre nach. Vor Schrecken fällt er in Ohnmacht.

Nach einigen Stunden erwacht er wieder, sieht sich zu seinem Entsetzen noch in der schwach beleuchteten Todtengruft und hört, gerade über seinem Kopfe, die ihm wohlbekannte Thurmglocke von Tilleda zwölfe schlagen. Nun wußte er, daß es Mitternacht war, und daß er sich unter der Kirche und dem Begräbnißplatz seines Dorfs befand. Er war mehr todt als lebend und wagte kaum zu athmen.

Siehe, da kommt ein Mönch und trägt ihn eine lange, lange Treppe hinan, schließt eine Thüre auf, drückt ihm schweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn am Fuße des Berges nieder. Es war eine kalte eisigte Nacht. All-

mählig erholt ſich der Schenkwirth und kriecht, ohne Tonne und Wein, ſeinem Hauſe zu. Es ſchlug eins, als er es erreichte. Er mußte ſich ſogleich ins Bette legen, und nach drei Tagen war er todt. Das Geld, das ihm der verzauberte Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu ſeiner Beerdigung hin.

151. Der Zwerg und die Wunderblume.

Ein junger, armer Schäfer aus Sittendorf, an der ſüdlichen Seite des Harzes in der goldnen Aue gelegen, trieb einſt am Fuß des Kyffhäuſers und ſtieg immer trauriger den Berg hinan. Auf der Höhe fand er eine wunderſchöne Blume, dergleichen er noch nie geſehen, pflückte und ſteckte ſie an den Hut, ſeiner Braut ein Geſchenk damit zu machen. Wie er ſo weiter ging, fand er oben auf der alten Burg ein Gewölbe offen ſtehen, blos der Eingang war etwas verſchüttet. Er trat hinein, ſah viel kleine glänzende Steine auf der Erde liegen und ſteckte ſeine Taſchen ganz voll damit. Nun wollte er wieder ins Freie, als eine dumpfe Stimme erſcholl: „Vergiß das Beſte nicht!“ Er wußte aber nicht, wie ihm geſchah und wie er herauskam aus dem Gewölbe. Kaum ſah er die Sonne und ſeine Heerde wieder, ſchlug die Thür, die er vorher gar nicht wahrgenommen, hinter ihm zu. Als der Schäfer nach ſeinem Hut faßte, war ihm die Blume abgefallen beim Stolpern. Urplötzlich ſtand ein Zwerg vor ihm: „Wo haſt du die Wunderblume, welche du fandeſt?“ „Verloren,“ ſagte betrübt der Schäfer. „Dir war ſie beſtimmt,“ ſprach der Zwerg, „und ſie iſt mehr werth denn die ganze Rothenburg.“ Wie der Schäfer zu Haus in ſeine Taſchen griff, waren die glimmernden Steine

lauter Goldstücke. Die Blume ist verschwunden und wird von den Bergleuten bis auf den heutigen Tag gesucht, in den Gewölben des Kyffhäusers nicht allein, sondern auch auf der Questenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes, weil verborgene Schätze rücken.

---

152. Die Wunder im Untersberge.

In der salzburger und berchtesgadner Gegend geht ein altes seltenes Büchlein von Hand zu Hand, das beschreibt eine gar wundersame Mär, die sich mit einem Manne, Namens Lazarus Aigner, zugetragen und in dem Büchlein von ihm selbst für wahrhaftig beschrieben wird.

Es war im Jahre 1529, als dieser Mann, ein Diener des Stadtschreibers zu Reichenhall, mit seinem Herrn, dem Pfarrer Martin Elberger und noch zwei andern Männern aus Reichenhall auf den Untersberg gingen. Da kamen sie zu einer Felsenschlucht, der hohe Thron genannt, wo ein Loch in den Berg ging. Unter dem Felsen stand eine Kapelle, die trug eine Schrift von silbernen Buchstaben, welche die Wanderer ansahen und lasen. Nachher sind sie wieder nach Hause gegangen. Später kam unter ihnen das Gespräch auf die Schrift, deren Buchstaben ihnen entfallen waren, und der Pfarrer sprach zu Aigner, er möge doch nochmals hinaufgehen und die Schrift abschreiben. Dieser ging an einem schönen Septembertage, der ein Mittwoch war, allein auf den Berg, fand die Schrift mit uralten Buchstaben in die Wand gehauen und schrieb sie ab: S. O. R. C. E. J. S. A. T. O. M. Ueber dem Aufschauen und Abschreiben dieser alten Inschrift wurde es Abend und zu spät, den Rückweg anzutreten. Daher bettete sich Lazarus nahe der Höhlung

auf weiches Moos und entſchlief. Am andern Morgen machte er ſich auf und wallte wieder hinab nach Reichenhall, ſah ſich jedoch zuvor im Gehen ein wenig in die Weite um, und ſiehe! plötzlich ſteht vor ihm ein barfüßiger Mönch, der betet aus einem Buche und trägt eine große Bürde Schlüſſel auf der Achſel. Jetzt redet der Mönch ihn an: „Wo biſt du geweſen? Wo gehſt du hin? Haſt du gegeſſen oder biſt noch hungrig?“

Lazarus antwortete ſchlecht und recht, und der Mönch hieß ihn mit ſich gehen. Sie gingen aufwärts gegen den hohen Thron, kamen wieder an eine Felskluft, die war mit einer eiſernen Thür verſperrt, welche der Mönch mit einem ſeiner Schlüſſel aufſchloß, und dann traten ſie in den Berg ein. Der Mönch ſprach zu Lazarus Aigner: „Lege deinen Hut allda nieder, ſo kannſt du wieder heraus; innen aber ſprich zu niemand ein Wort, es ſage einer zu dir, was er wolle. Mit mir darfſt du reden und mich fragen, was du willſt. Merke auch wohl, was du ſieheſt und höreſt.“ Innen zeigte ſich ein großer Thurm mit einer goldgezierten Uhr. Da ſprach der Mönch: „Schau auf die Uhr, auf welcher Stund der Zeiger ſteht und um welche Stund es iſt.“ Es war ſieben Uhr. Als Lazarus Aigner aufſchaute, ſah er ein herrliches Gebäu mit einem doppelten Glockenthurm, wie ein anſehnliches Kloſter, das auf einer ſchönen weiten Wieſe lag. Ein Brunnen war daneben mit ſchneekaltem Waſſer, rundum war ſchöner grüner Wald. Der Wanderer kam mit dem Mönch in eine Kirche, die ſo weit war, daß er von der hintern Kirchthür kaum auf den Chor hinaufſehen konnte. Dort beteten beide, und der Mönch hieß den Mann in einem Stuhle bleiben und ſagte ihm, daß die Kirche zweihundert Altäre habe und über dreißig Orgeln. Als Lazarus in dem Stuhle ſaß, kamen eine Treppe herunter mehr als dreihundert Mönche, alte und junge, blickten ihn ſcharf an, gingen

auf den Chor und sangen die Horas *) andächtiglich. Nun erklangen alle Glocken, und unzählbare Schaaren Andächtiger, angethan mit herrlichen Kleidern, erfüllten das unterirdische Gotteshaus. An allen Altären wurde Messe gelesen und das Hochamt gesungen und alle Orgeln erdröhnten, und zahllose Instrumente wurden laut mit himmlischer Musik. Dann verlor sich das Volk und die Mönche wandelten wieder an dem Erstaunten vorüber. Hernach führte der Mönch jenen eine Treppe von achtzig Staffeln hinauf in einen Speisesaal voll hoher, doch unverglaster Kirchenfenster zu beiden Seiten, daraus man hinabsah auf die Wiese. Daran stieß der Convent **), oben gewölbt und mit schönen Fenstern wohl versehen. Darinnen standen lange Tische, und an einem derselben speiste der Mönch den Lazarus Aigner mit üblicher Klosterkost und einem Becher Wein. Zur Nonzeit (um drei Uhr Nachmittags) gingen beide wieder in die Kirche, die wieder voll Volkes war. Nach der Non gingen sie in die Bibliothek; da sah Aigner viele Leute auf dem Anger hin und her gehen, und auf Befragen, wer diese seien, antwortete der Mönch: „Es sind alte Kaiser, Könige, Fürsten, Bischöfe und andere Ritter, Herren und Knechte, Edle und Unedle, auch Frauen, christliche Leute, welche den christlichen Glauben zur letzten Zeit Untergangs der Welt helfen erretten und vertheidigen."

Die Bücher in der Bibliothek waren uralt, aus Baumrinden und Häuten und mit alten unbekannten Buchstaben beschrieben. Vieles las und erklärte der Mönch. Zur Vesperzeit gingen beide abermals in die Kirche, dann in den Convent zum Speisen, dann in die Complet. Darauf ord-

*) Die für die verschiedenen Gebetszeiten des Tages festgestellten Gesänge.

**) Saal für die Versammlungen der Mönche.

nete sich ein langer Zug der Mönche mit Büchern und Laternen, und gingen je zwei und zwei nach dem hohen Thurme, durch welchen Lazarus eingegangen war in den Untersberg. Da sah man zu zweien Seiten sechs Thüren, und der Mönch nannte zwölf verschiedene Kirchen in der Umgegend, in welche man durch diese Thüren gelange, nach Salzburg, Reichenhall und andern. Er sprach: „Jetzt gehen wir nach St. Bartholomä bei Berchtesgaden;" und so thut sich die eine Thür auf, und sie gingen in einem breiten und schönen Gange fort und fort. Einmal sagte der Mönch: „Schau, Lazarus, jetzt gehen wir tief unter dem See," damit er den Königssee meinte, an welchem St. Bartholomä gelegen ist. In der Kirche sangen sie die Metten und gingen dann zurück.

Der folgende wurde vollbracht wie der erste, nur, daß sie zur Nacht in den Dom zu Salzburg gingen und dort ihr Gebet verrichteten. Hernach lasen sie in der Bibliothek die großen Bücher voll alter Geschichten und zukünftiger Ereignisse, und der Mönch sprach viele Weissagungen, wie es dermaleinst in der Welt sich zutragen werde. Als sie so lasen und mit einander sprachen, ersahen sie einen Kaiser unter dem Volke, mit Kron und Scepter, der hatte einen grauen Bart vom Haupte bis zum Gürtel, und der Mönch sagte: „Das ist Kaiser Friederich, welcher einstens auf dem Walserfelde ist verzuckt worden. Schau ihn wohl an, er ist in solcher Gestalt, wie er ist, verloren gegangen." Auch andere verstorbene Fürsten und edle Herren mehr erblickte Lazarus, auch seiner noch lebenden Bekannten etliche und fragte den Mönch, was diese in dem Berge machten und ihr Thun und Lassen sei? Da gab der Mönch ihm eine solche derbe Maulschelle, daß er sie sein Lebelang empfand, und sprach zornig: „Was bedarfst du Wissens und Forschens nach den Geheimnissen Gottes?" —

So waren nun bereits sieben Tage vergangen, als der

Mönch sprach: „Lazarus, nun ist es Zeit, daß du wiederum hingehest, oder willst du hierinnen verbleiben, so magst du es auch thun."

Aigner antwortete: „Ich will hinausgehen."

So geleitete ihn der Mönch zu dem Thurme, versah ihn mit Zehrung und guter Ermahnung, hinfort demüthig zu leben, hieß ihn auch wieder auf die Uhr schauen, deren Zeiger eben wieder auf sieben stand, und den Hut aufsetzen, der noch dort lag. Dann redete er noch Manches von künftigen jämmerlichen und kümmerlichen Zeiten, so noch kommen würden, und schließlich befahl er ihm, er solle alles, was er gehört und gesehen in dem wunderbaren Berge, fleißig merken und beschreiben, doch nicht eher als nach fünfunddreißig Jahren. Zuletzt segnete er ihn und sprach: „Nun gehe hin im Namen des Friedens, du wirst schon dermaleinst wieder zu mir kommen! Schaue dich auch nicht um!"

Und so kam Lazarus Aigner mit Zittern wieder hervor aus dem Schooße des Untersberges und herab nach der Stadt Reichenhall und war ganz stille.

---

153. Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Bei Salzburg auf dem sogenannten Walserfeld soll dermaleinst eine schreckliche Schlacht geschehen, wo alles hinzulaufen und ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in den Schuh rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden. Auf diesem Walserfeld steht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieser letzten Schlacht; schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfing zu grünen und ein vollkommener

Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr stehen; wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräuliche Schlacht bald eintreten, und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann wird der Baierfürst sein Wappenschild daran aufhängen und niemand wissen, was es zu bedeuten hat.

XI.

154. Der Krötenstuhl.

Auf dem Schlosse Rothweiler oder Wegelburg, welches einst zum Elsasse gehörte und hart an seiner nördlichen Gränze liegt, lebte vor alten Zeiten die schöne Tochter eines Herzogs, die aber so stolz war, daß sie keinen ihrer vielen Freier gut genug fand und viele umsonst das Leben verlieren mußten. Zur Strafe wurde sie dafür verwünscht und muß so lange auf einem öden Felsen bei der Burg hausen, bis sie erlöst wird.

Nur einmal die Woche, nämlich den Freitag, darf sie sichtbar erscheinen, aber einmal in der Gestalt einer Schlange, das zweite Mal als Kröte und das dritte Mal als Jungfrau in ihrer natürlichen Art. Jeden Freitag wäscht sie sich auf dem Felsen, der noch heutiges Tages der Krötenstuhl heißt, an einem Quellborn und sieht sich dabei in die Weite um, ob niemand nahe, der sie erlöse.

Wer das Wagstück unternehmen will, der findet auf dem Krötenstuhl eine Muschel mit drei Wahrzeichen: einer Schlangenschuppe, einem Stück Krötenhaut und einer gelben Haarlocke. Diese drei Dinge bei sich tragend, muß er einen Freitag Mittag in die wüste Burg steigen, warten, bis sie sich zu waschen kommt, und sie drei Wochen hintereinander in jeder ihrer Erscheinungen auf den Mund küssen, ohne zu entfliehen. Wer das aushält, bringt sie zur Ruhe und empfängt alle ihre Schätze.

Mancher hat schon die Merkzeichen gefunden und sich in die Trümmer der alten Burg gewagt, und viele sind vor Furcht und Gräuel umgekommen. Einmal hatte ein kühner Bursche schon den Mund der Schlange berührt und wollte auf die andere Erscheinung warten, da ergriff ihn Entsetzen, und er rannte bergab; zornig und raschelnd verfolgte sie ihn als Kröte bis auf den Krötenstuhl. Sie bleibt übrigens die Länge der Zeit, wie sie war, und altert nimmer.

Als Schlange ist sie nach dem Spruch des Volkes am gräßlichsten und „so groß wie ein Wieschbaum oder Wißbaum," als Kröte groß wie ein Backofen und sprüht Feuer.

155. Die Osterjungfrau und die Wunderblume.

Zu Osterrode, welches seinen Namen von der heidnischen Göttin Ostar haben soll, die vor Zeiten daselbst verehrt worden, liegen auf einem Hügel vor dem Harzthore die Trümmer einer Burg. Die Burg ist ehemals ein stattliches Schloß gewesen, und die Herren von Osterrode haben da ihren Sitz gehabt. Der letzte Herr von Osterrode starb und hinterließ eine Tochter von wunderbarer Schönheit. Ein Gerhard von der Harzburg kam und warb um die junge Waise, mußte aber abziehen ohne Hoffnung. Darüber ergrimmte er und beschloß, die osterroder Burg sammt ihren Bewohnern zu vernichten. Ein Zauberer im Morgenlande hatte ihn in den Höllenkünsten unterwiesen; so zog er mit den Seinen auf Osterrode zu, nahm und zerstörte die Burg, drang bis zu der schönen Jungfrau und sagte: „Du hast meine Liebe nicht gewollt, zur Strafe dafür sollst du verwünscht sein: als ein gräulicher Hund sollst du hinfüro tief unten in dieser Burg hausen und nur einmal im Jahre, am ersten Tage in Ostern,

als Jungfrau in deiner natürlichen Art unter die Menschen gehen. Dieser Bann soll währen, bis der erstgeborne reine Sohn einer ganz keuschen Mutter dir begegnet, dir folgt in deine finstere Stätte und dich, wann du wieder in deine Hundegestalt verwandelt bist, ohne Zagen an die glühende Kette des Gewölbes legt."

Die Leute wissen nun zwar zu sagen, daß der grimme Zauberer für seine böse That selbst nicht Ruhe finden kann und sein Geist in dem Gemäuer der alten Burg an jedem Freitage muß wandeln gehen; aber auch die arme Verzauberte kann nur einmal alljährlich am Ostersonntage aus ihrem Kerker hervorgehen. Dann erscheint sie überaus schön, in schneeweißem Gewande, wandelt langsam vor Sonnenaufgang auf den Bach zu, wäscht sich daraus und wartet, daß sie einer erlöse. Viele Menschen haben sie schon gesehen, und mancher hat Geschenke von ihr bekommen, aber es hat noch keiner mit ihr durch die eiserne Thür kommen können, die ihr Gewölbe verschließt.

Ein armer Leinweber aus Osterrode trug am Sonnabend vor Ostern ein Stück Linnen nach Clausthal, mit dem Lohn dafür wollte er das Osterfest feiern und wäre gern den Abend noch wieder zurück gegangen. Aber es war spät geworden und so im Dunkeln den Weg zu gehen, das schien ihm doch nicht gerathen. Er blieb also die Nacht in Clausthal. Wie aber der Morgen graute, machte er sich wieder auf den Weg, und wie die Sonne eben im Aufgehen war, war er oberhalb der Freiheit — so heißt die Vorstadt, welche der Seesefluß von der Stadt Osterrode trennt — angelangt. Da sah er, wie eine schneeweiße Jungfrau mit einem großen Bund Schlüssel im Gürtel auf den Fluß zuging und wusch sich daraus. Betroffen stand er still, und bald gewahrte ihn die Jungfrau und kam auf ihn zu. Und wie er ganz ehrerbietig den Hut abzog und sie freundlich dankte, da fragte

der Leinweber: warum sie denn schon so früh aufgestanden sei und sich aus diesem Wasser wasche? „Das pfleg ich jeden Ostermorgen vor Sonnenaufgang zu thun," antwortete die Jungfrau, „und davon bleib ich immer schön und jung." Der Leinweber fragte weiter: wo sie denn wohne und ob ihr Haus weit von hier sei. „Nicht weit; wenn du Lust hast, will ich dich hinführen." — Der Leinweber sah, daß sie eine prächtige Lilie an der Brust trug, und die war so schön, wie er sein Lebtag nicht gesehen hatte. Er wußte aber wohl, daß um Ostern noch keine Lilien blühen; also sagt er: „Ihr müßt wohl einen recht warmen und schönen Garten haben, daß ihr jetzt schon Lilien führt?" — „Geh mit mir," antwortete die Jungfrau, „so will ich dir von den Lilien geben, die in meinem Garten wachsen."

Sie kamen an den alten Trümmerhaufen, der dem Weber jetzt ganz anders und viel besser vorkam als vorhin, und standen vor einer eisernen Thür, die hatte der Weber noch gar nicht bemerkt. Vor derselben, auf einem grünen Platze, blüheten drei weiße Lilien. Die Jungfrau brach eine, gab sie dem erstaunten Manne und sprach: „Die nimm mit nach deinem Hause und verwahre sie wohl." Der Leinweber dankte ihr ganz treuherzig und steckte die Lilie vor seinen Hut. Wie er wieder aufsah, war die schöne Jungfrau verschwunden, und die Thür war auch nicht mehr zu sehen, und die alte Burg stand wieder so traurig und zerfallen da wie immer. Draus weiß sich der arme Schelm nun gar nicht zu finden und denkt: es ist das Beste, du gehst nach Haus.

Wie er nach Haus kommt, legt er die blanken Harzgulden, die ihm sein Leinen eingebracht, auf den Tisch, den Hut mit der Lilie darneben. Da fragt die Frau des Leinwebers, woher er denn die prächtige Lilie bekommen, die schimmre ja wie eitel Gold und Silber. Da erzählts der Mann und sagt, es sei ihm von der Blume unterwegs der

Hut ganz schwer zu tragen geworden. „Ach," ruft die Frau, „das ist die Osterjungfrau gewesen, und das ist auch keine gemeine Lilie, das ist lauter Gold und Silber. Du warst zur guten Stunde des Wegs gekommen. Ist die Jungfer nicht in die eiserne Thür gegangen?" — „Ja, das ist sie; ich wollte auch mit ihr hinein, aber ich konnte die Thür nicht wieder finden." — „Ja, so gehts allen."

Wie die Kirche aus war, ging der Weber mit seiner Lilie zum Goldschmied. Der staunt nicht wenig und sagt es denn aus, daß alles vom feinsten Golde und Silber sei, und daß die Stadt Osterrode nicht Geld genug habe, diese Blume zu bezahlen. Er rathe ihm deshalb, daß er das Kleinod nur mal eine Zeitlang aufbewahre; es werde sich schon der rechte Käufer dazu finden. Das war nun bald unter die Leute gekommen, wie die Osterjungfrau dem armen Weber eine Lilie geschenkt habe, welche die ganze Stadt nicht bezahlen könne; und alle Menschen sprachen davon. Der hohe Rath ließ den Weber vor sich aufs Rathhaus fordern, daß er aussage, wie er zu der Lilie gekommen; und das that auch der Weber treu und ehrlich und zeigte den Rathsherren die herrliche Blume. Da beschlossen die Rathsherren, sie dem Herzoge zum Kaufe anzutragen. Dem Weber gaben sie ein wohl verfaßtes Schreiben an den Herzog mit; und wie er damit im Hoflager angekommen war, wurde er mit dem Herzoge einig, daß der ihm und seinen Kindern, so lange sie allesammt leben würden, ein angemessen Jahrgeld auszahlte.

Die Lilie wurde nachher nur an außerordentlichen Festtagen gesehen, wo sie die Herzogin trug; der Herzog aber nahm sie zur Erinnerung in das hochfürstliche Wappen auf, und darin sieht man die drei Lilien bis diesen Tag.

156. Die Osterjungfrau.

De Graf Osterrot harre ne Dochter, da is e von estorben un hät se sienen treuen Knappen öwwergeben. Da fällt en Krieg in, da komet veele Ritters un dä eine strenge und freche Ritter hölt um dä Dochter an. Se sägt aber ne, sei will nich. Da kümmt e taun tweiten Male met veelen Ritters un holt noch emal an. Se sägt aber wedder ne, se frie nich. Da kummt e taun dridden Male, da is e aber mit veelen Vulk ekomen un hät alles verrungeniert un inpumperdiert, un hei, dä ole Knappe von Graf Osterrot, lät darub ok veele ankomen, aber se hät se nich konnt twingen. Da sägt e da, of se wol denken künne, dat hei se verwünschen könne, dat se da möste in ören Kelder bi ören Schätzen sitten. Da sägt se, ja, dat möst se sek alles gefallen laten, se frie öne aber nich, et mögte er drumme sin. Da hät hai se in den Kelder ebrogt met sammt ören Schätzen un is en Hund ewest an de Kedde. Da hät hei se doch de Macht egeben, dat se alle Ostermorgen in öre Gestalt west is un is da von de Borg erunder hinnern Bärengraben ekomen un hät sek da in lerbacher Water wuschen.

Da is emal en Lineweber komen un hät sin betchen Arbeit wollt erupper dragen taun Harze. Da hät se sek ewuschen un hät ene Lillige vor sek hat. Dann is sei kriedewitt west anetogen. De Lineweber bütt guen Morgen un sägt: «Sau freu un se härre all ne Lillige vor sek.» Da sägt se ja, un wenn hei ok eine hebben wolle, sau solle hei met ör komen; da geit e met ör rupper. Als hei rupper kümmt, da steit en Lilligenbusch vorn Kelder, wu se inne sitt. Da brikket se öne eine af un sägt: hei soll se nich verschenken, ok nich ver-

köpen. Da is se wedder in den Kelder rinner stegen un de Lilligenbusch un nist steit da.

Na nu hät hei se verwünschet hat, dat se mit en keuschen Ritter solle erlöset weren. Darup hewwe'n siebenjährigen Krieg bekomen un da is en Ritter von Harze runner mit siener Päre gerae ekomen. Da steit se da ok wedder un wäscht sek un da hät se ne Rose vor sek hat. Da beut hei ör ok en guen Morgen tau un segt: »Sau freu un all ne Rose?« Da segt se ja, wenn hei eine hebben wolle, soll hei met ör gahn, se wolle öne ok eine schenken. Da is e met erupper gahn. Da steit dä Rosenbusch vor den Kelder, da brikket se ne Rose af un gift ne dei ok. Un da well se nu geschwind in den Kelder un hei fadde de Kelderdöre. Da liet se allwedder an de Kedde. Da hat hei de Kedde aferetten un da steit se vor öne, hät hei se erlöset. Da hät e öre ganzen Schätze upelaen up en Wagen un sind hen efeurt na Frankreich. Seitdem hät se sek nich mehr seien laten.

157. De wiß Jaumpfer offer Wallfahrt.

Dohwe,[1]) bamm[2]) me öbern Luitterbuirn[3]) enuffer[4]) geht, bu[5]) sich der Wahld widder zesummeschlüsst, gliech öngern Gerberstein, da hat vör alle Zihde a Klohster gestanne, da sein Nonne denn gewahst. Sust, bihs noch gestanne hat, da sein vill Wallfaihrter dehingezoin, u das Klohster ihs sehr rich gewahst. Noch hütigestais zinn[6]) manchmah Wallfaihrter dahin of das Fleck, u me

1) hreben. 2) wenn. 3) Luthersbrunnen. 4) hinauf. 5) wo. 6) ziehn.

sicht noch recht gut, bu's gestanne hat, u bu der Altair gewahst is. Aber im drifzigjäihrige Krick, da hun's de Saldate zerstuirt, u de Nonne solln dazemahl en Schaaz vergrabe ha, den a wifz Jaumpfer[1]) bewacht. Die wifz Jaumpfer wonn vill Lüht gesiehnt ha, bann se spät in de Ruhl[2]) gegange sein oder uisser Ruhl gekomme sein, awwer se hat kemm Mensche eppes gethunt.[3]) Es hun er'r au vill nach Schätze dobe gegrabe. Se hun aber nüscht gefonge.[4])

Vör ungefähr süwwetzig odder aichtzig Jairne, da sein emahl im Frührjaihr, bu kummt[5]) der Schnee ewekker gegange ihs, u noch kei Baum usgekrache[6]) wair, Lüht enuffer off de Wallfaihrt ins Rihsig[7]) gegange, die hun öhr klei Keind bei sich gehatt, bas[8]) erk[9]) fönnef oder sass Jaihr ahlt wair. Bie se enuffer gekomme sein, da hun se de Kötze[10]) abgehockt, u hunn se hingesatzt, u hunn das Keind ebei gesatzt u hunn en gesuin:[11]) da sölls setze blih, bis se widder käme, u Rihsig gefonge hätte, u söll net im Wahld erömmer lauf.

Bi se nu genunk Rihsig gefonge gehatt hun, u sein widder bei de Kötze gegange, u hun's wollt ufhork u heingeh, da is das Keind nimmeh bei den Kötzene gewahst; da hunn se geruffe, u hunn's im Wahld gesuicht. Bi se so e Fleckche gesuicht u geruffe hunn, da ihs das Keind gelauffe gekomme u hat rothe Beer gehatt u Blumme u Gehannesbeer u Kirsche! u hat gesuin: bi se wern fuirt gewahst, da häts bei den Kötze gesesse, u bi se'n ze lang wern uisgeblebe, da hätt sichs gefuirrt[12]) u hätt gebralle.[13]) Da wär off eimah a wifz Jaumpfer

---

1) weiße Jungfrau. 2) nach Rußla. 3) etwas gethan. 4) gefunden. 5) kaum. 6) ausgekrochen d. i. ausgeschlagen. 7) Reisig. 8) was. 9) ungefähr erst. 10) Tragkörbe. 11) gesagt. 12) gefürchtet. 13) gebrüllt (stets für weinen gebraucht).

gekomme, die wär gair ze schön gewahst u hätt en gesuint: es söll net bröll, se kämme widder, u hätt en Kirsche gegahn u Gehannesbeer u rothe Beer u Blumme u hätt en gesuin: es söll met er geh in örn Gairte, da wöll sern noch mehner gah.[1]) U da wärsch miht er gegange in örn Gairte, da wärsch gair ze schön gewahst, un hätt Blumme gegahn u Kirsche u rothe Beer un allerlei Beer, die wärn riff gewahst, un es hätt sich er mutt davon nahm, ze vill ser ner[2]) gewollt hätt. U de wifz Jaumpfer hätt au zu en gesuint: es söll alle Tahk eruffer komm zu er; u bih's nu so e Fleck wär da gewahst in den Gairte, da hätt de wifz Jaumpfer zu en gesuint: allewyl sölls widder bei de Kötze geh, si Modder sücht's u rief en. U da wärs widder daher gelauffe u hätt gehuirt[3]) bih en si Modder geruffe hätt. U da gihnke de Lüht au miht en mit dem King u kummen un en Gairte, da blühte de Blumme dinn, bi mette im Sommer, u de Bäum hatte Laub u hinge Kirsche druhn u Birn, di wairn riff, u mitte dinn da stuhn de wifz Jaumpfer u waunk[4]) enn se sölle erihner[5]) komm.

Awwer de Lüht fuirrten sich u numme ür Keind u hockte ür Kötze un ör Rihsig uff u ginke hein. U das Keind, das woll alle Tahk widder bei die wifz Jaumpfer. Awwer die Lüht fuirrten sich u liefzéns net enuffer, da bralls u hirmelt[6]) sichs u wuir krank u stuirr.[7]) U bihs woll sterr,[8] da sahfz si Modder un sin Bettche u brall zu Gott in Himmel enihner, das ür Kingge söll steer u batt.[9]) Da hob sich das Kingge mit eimal im Bett in de Höh u strackt de Hängerche[10]) uis u lacht mit dem ganze Gesichtche u rief: Sisste[11]) Modder. de wifz Jaumpfer,

---

1) mehr geben. 2) nur. 3) gehört. 4) winkte. 5) herein. 6) härmte. 7) starb. 8) sterben. 9) bettte. 10) Händchen. 11) Siehst du.

bi se me rothe Beer brengt u Gehannesbeer! U da stuirr'sch. Un dornach hinte da hun villmal de Lüt nach der wisse Jaumpfer örn Gairte gesuicht. Awwer se hun en kei mal net gefonge.

---

158. Die weiße Jungfrau bei Vardeilsen.

Bei Vardeilsen hütete eines Tages ein Mann die Pferde. Gerade im Mittage zwischen elf und zwölf Uhr kommt eine weiße Jungfrau auf ihn zu. Erst ließ er sie näher kommen; als er aber bemerkte, wie blaß sie war und daß sie dem Tode ähnlicher sah als dem Leben, erfaßte ihn, wiewohl sie ihn mit freundlichem Gesichte anblickte, eine große Furcht, und er lief weg. Indem er fortlief, that die Jungfrau einen so entsetzlichen weinenden Schrei, daß er unwillkürlich stehen blieb und sich umschaute; ja, er faßte sich nun ein Herz und ging auf sie zu. Da sprach die Jungfrau weinend zu ihm: durch seinen ersten Zurückgang habe er sie noch hundert Jahre im Zauber gehalten; wäre er stehn geblieben, so hätte er sie retten und erlösen können. Doch könne er noch immer etwas zu ihrer Erlösung thun, und sie habe an ihn eine Bitte: er solle eine Eichel pflanzen, wenn diese aufginge, das Bäumchen sorgfältig pflegen und wenn er alt geworden und dies nicht mehr könne, es seinen Nachkommen zur heiligen Pflicht machen. Wenn dann die Eiche so groß geworden sei, daß eine Wiege davon gemacht werden könne, so könne das Kind, welches in der Wiege groß gewiegt worden, sie erlösen. Diese Eiche steht in Peckmanns Garten in Vardeilsen.

---

159. Die Gräfin von Orlamünde.

Graf Otto von Orlamünde hatte bei seinem Ableben seine Gemahlin und zwei Kinder hinterlassen. Die Wittwe hatte Lust sich wieder zu vermählen. Da wurde ihr die Rede Albrechts des Schönen, Burggrafen zu Nürnberg, hinterbracht, daß er sollte gesagt haben: er möchte wohl das schöne Weib zu seiner Gattin haben, wenn nur vier Augen nicht wären. Die Gräfin glaubte, er meine damit ihre zwei Kinder, die ständen der neuen Ehe entgegen; da gab sie, blind und entmenscht von Leidenschaft, einem Dienstmanne, Hayder oder Hager genannt, den Auftrag, die beiden Kindlein umzubringen. Reiche Gaben machten ihn zu solcher Blutthat endlich willig; als er aber zur Ausführung schreiten wollte, baten ihn die unglücklichen Waisen aufs beweglichste um Verschonen; das Knäblein sprach:

„Lieber Hayder, laß mich leben!
ich will dir Orlamünden geben,
auch Plassenburg des neuen,
es soll dich nicht gereuen."

Und das Töchterlein sprach:

„Lieber Hayder, laß mich leben!
Ich will dir alle meine Docken geben."

Aber der Mörder verstockte sein Herz und brachte sie um. Späterhin, als er noch andere Bubenstücke ausgeführt hatte und gefangen auf der Folter lag, bekannte er: so sehr ihn der Mord des jungen Herrn reue, der in seinem Anbieten doch schon gewußt, daß er Herrschaften auszutheilen habe, so gereue ihn noch hundert Mal mehr, wenn er der unschuldigen Kindesbitten des Mägdleins gedenke, die für ihr Leben keinen höheren Preis als alle ihre Puppen zu bieten gewußt habe.

Die Gräfin aber erlangte nicht die gehoffte Frucht der unnatürlichen That. Der Burggraf hatte unter den vier Augen die seiner Eltern gemeint, die dieser Heirath entgegen waren. In qualvoller Reue und Buße brachte die enttäuschte Gräfin den Rest ihres Lebens hin, und auch nach ihrem Tod hat ihr Geist keine Ruhe gefunden und erscheint als weiße Frau, namentlich so oft im Hause der Hohenzollern, denen sie ihr Glück neidet, ein Todesfall bevorsteht.

---

160. Die weiße Frau.

In den Palästen mehrer hoher und fürstlicher Häuser Deutschlands und Böhmens hat sich vormals, wie die Sage geht, von Zeit zu Zeit ein Gespenst sehen lassen, namentlich so oft diesen Geschlechtern ein betrübender Todesfall bevorstand. Es war bekannt unter dem Namen „der weißen Frau." Alte Bücher vermelden von dieser Erscheinung: „sie ist ganz weiß gekleidet, hat auf dem Haupt einen weißen Schleier, wie die Wittwen tragen, mit weißen Bändern, ist lang von Person und eines sittsamen Angesichts, in welcher Gestalt sie von einem alten Thurm, aus den Fenstern eines alten Schlosses am Mittage heraussehend, von vielen Menschen gesehen worden, und da jedweder unten auf dem Platze mit Fingern auf sie gewiesen, ist sie dennoch von ihrer Stelle nicht gewichen, sondern allmählig kleiner geworden, eben als wenn sie herab käme. — Bisweilen sieht man sie geschwind durch das Schloß hingehen, mit einem Bund Schlüsseln an ihrem Gürtel, gleich als wenn sie sehr beschäftiget wäre; mit welchen Schlüsseln sie bald diese bald eine andere Kammer auf- und wieder zuschließet, sowohl bei hellem Tage als bei nächtlicher Weile ohne Unterschied. Wenn ihr denn jemand

begegnet und sie grüßet, so grüßet sie ihn wiederum mit einer sonderlichen Gravität und lieblichen, ehrbaren und schamhaftigen, als einer Wittwe wohlanstehenden Gebärden: sie neiget ihr Haupt, gehet ihres Weges fort und thut keinen Menschen ein Leid."

Der hochfürstliche Brandenburgische Hofprediger und Professor der Theologie, Herr Johann Wolfgang Rentschius, erzählt in seinem brandenburgischen Cedern-Hayn S. 714: daß sich einstmals diese weiße Frau an hellem Tage im hochfürstlichen Schloß zu Baraith auf des jungen Marggrafen Erdmann Philipp Leibstuhle habe sehen lassen. Als der Prinz Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, Herrn Marggraf Christian Ernst, welcher damals bei der kaiserlichen Armee sich befand, davon Meldung that, war dieser darob nicht wenig bekümmert und wünschte höchlichst, daß es demselben nichts Böses bedeuten möchte. Wenige Tage darauf, am 16. Augusti 1678, ritt jener tapfere Prinz, auf welchen sich ganz Deutschland eine große Hoffnung gemacht, von der Rennbahn in das Schloß, fiel aber mitten im Schloß-Vorhofe also mit seinem Pferde, daß er sich tödtlichen Schaden that. Zwar stand er alsbald wieder auf, ging ohne jemandes Beistand selbst die Treppen hinauf und wollte, wie er denn tapfern und unverzagten Gemüths war, sich das Ansehn geben, als habe der gethane Fall nichts zu bedeuten. Doch ist er schon nach zwoer Stunden Verlauf auf seinem Bette gottselig entschlafen.

Daher hat man in Deutschland es lange für eine unzweifelhafte Sache gehalten, daß diese weiße Frau den vornehmsten Häusern durch ihre Erscheinung eine Vorbedeutung giebt.

161. Die geſpenſtiſche Katze.

Hört mahl tau, Liehe, eck[1]) will gieg[2]) mahl wat vortellen,[3]) wie et meck[4]) mahle gahn hat, wat eine wahre Geschichte is. Vor mehren Jahren harre eck ook nischt te daunen,[5]) da dachte eck, du saste mahl nahn Wulbesklippen[6]) nahn Himbeeren gahn, eck stund gieg[7]) um Twelbe des Nachts ob, un wat harre gieg dat Ding te daunen? Geld harre eck ook nich, da steig eck öber de Muhre.*) Wie eck ob der Muhre sat, da sag et uth, als wenn ob jenziet[8]) ein grother Körel ging, eck vorföhrte meck aber höllisch, eck steig aber doch runder. Wie eck ob den Graben kam, da sag eck keinen un höre keinen, da ging eck fohrt, eck war aber höllisch angst: wie eck vorn in Schweng kam, da war vor meck eine gefährlige grote schwarte Katte. «Katts!» säde eck, «wat deist denn du hier schon freimorgens?» Aber wat meinige denn? disse Katte bleif gieg stahn, un kucke meck grot an. Eck ging hen nahn Wulbesklippen, un plicke meck miene Emmer vull Himbeeren, un da bund eck mienen Emmer tau un bund gieg da en Strick umme, un da huckte ich mienen Emmer ob mienen Puckel un ging na Hus; da wollet aber schon diester weren. Wie eck na der Meneckenlagerstidde kam; da rauete eck erst emal, da kam gieg saun groter schwarter Körel wedder.

Donderwäder, dagte eck, kummet denn da schon wedder saun Spauck her? da war eck aber höllisch

---

1) ich. 2) euch. 3) erzählen. 4) mir. 5) zu thun. 6) Wolfsklippen. 7) ich stand euch. 8) jenseits.

*) Um nicht dem Thorwärter das Aufschließen bezahlen zu müssen.

angest, doch dachte eck, du geist dienen Behuf nahe, deck kann keiner wat dauen. Wie eck gieg aber ob den Schwengskobb kam, da kucke eck meck saun betgen taur Siete, da war dei schwarte Körel weg. Wie eck aber sau midden in Schweng kam, da kucke eck meck sau umme, da kam gieg wedder dei grote schwarte Katte gelopen un reip: «S....., ware[1]) mahl, du sast meck obhucken!» Wat harre dat Ding gieg te daunen? eck gaf meck oppen Loop;[2]) et dure aber gar nich lange, buff ginket, da sat meck disse Katte oppen Puckel, un eck moste schlepen wie saun Essel. Eck dachte: du lieber Gott, wu wert et deck noch gahen? Da fong eck an te bäen: «Christi Blut und Gerechtigkeit, das sei mein Schmuck und Ehrenkleid!» Buff ginket, da sprung miene Katte meck vom Puckele runder un leip gieg in Kauborn rinder, un da war gieg en Wintsturm, dat war Gott im Himmel taun Erbarmen. Da ging eck na Hus un hebbe nischt wedder ehört noch esein. Zieh,[3]) sau hat et meck egahn, weil[4]) eck bin nahn Himbeeren wäst. Segget, Liehe, wat dat te bedichen hat: drum segge 'ek hiete noch, dat et oppen Schwenge speiken deit; sau vehl will eck gieg aber seggen, dis is gieg keine natirliche Katte west; denn sei war gieg sau grot wie saun Kalf von en Verterjahre, dat kenn gie meck wahrhaftig gleben.

---

162. Die Habergeis.

Vor Zeiten lebte einmal in Steiermark ein Mann, der immer Unglück hatte und dem nichts gelingen wollte, er

---

1) warte. 2) gab mich auf den Lauf. 3) sieh. 4) als.

mochte anfangen, was und wie er wollte, immer schlug es zu seinem Schaden aus. Das machte den armen Unstern so wild und menschenscheu, daß er sich in einen Wald zurückzog, um dort fern von aller Welt zu leben. Er nahm nichts mit sich in die Einsamkeit als eine Geis, die ihm so treu ergeben war wie ein Hund, und die ihn auf allen Wegen und Stegen begleitete. Deswegen liebte er auch das gute Thier wie nichts zweites mehr und hätte ohne es fast nicht leben können. Er war noch nicht lange im Walde, als er hörte, daß ein Gläubiger ihn aufsuche und ihm seine Ziege entreißen wolle. Da er nun sah, daß das Unglück ihn auch hier zu finden wisse und er sein Letztes und Liebstes opfern solle, nahm er die Geis und ging mit ihr auf einen Felsenvorsprung hinaus, von welchem er sich mit der Ziege in die Tiefe hinunterstürzte und zerschellte. Seit dieser Zeit geht die Habergeis in den Nächten um, krächzt ihren langweiligen Schrei und verkündet den Menschen Unglück.

XII.

163. Die Lilie von Corvey.

Wenn im Kloſter Corvey ein Bruder ſterben ſollte, ſo fand man drei Tage vorher eine weiße Lilie von unſichtbarer Hand auf einen Stuhl im hohen Chor gelegt. Dies Wunder hat ſo lange ſich wiederholt, bis ein junger Mönch, Mareward von Spiegel, die heilige Mahnung gemißbraucht hat. Dieſer fand eines Morgens die verhängnißvolle Lilie in ſeinem Stuhle; da er aber nicht Luſt hatte abzuſcheiden, gedachte er das ihm zugefallene Todesloos einem andern zuzuſchieben und legte die Blume heimlicher Weiſe in den Stuhl eines hochbetagten Bruders, der bei ihrem Anblick vor Schrecken zum Tod erkrankte. Gleichwohl fand man am dritten Tage den jungen Mönch auf ſeinem Lager todt.

---

164. Sechs und dreißig müſſen wandern.

Anno 1350 zur Zeit der Peſt ſind vom Burgkloſter zu Lübeck ihrer achtunddreißig geſtorben. Da war unter andern ein einfältiger und frommer Mann, Johann Weſtfal, dem man die Aufſicht über die Küche befohlen. Dieſer, wie er in einer Nacht über dem Hoſpitalhauſe ſchlief, hörte unter ſich das Geräuſch der Brüder, als ob ſie abſpeiſen wollten,

und eine Stimme sprach durch das Küchenfenster zum Koch: „Koch, richte an für die Brüder, so da wandern wollen.“ Da sprach eine Stimme wie des Kochs aus der Küche: wie viel denn ihrer seien, die da wandern wollten? Diesem ward zur Antwort gegeben: „Sechsunddreißig.“

Der Bruder verwundert sich der unzeitigen Aufforderung vom Bette; doch stund er endlich auf und sahe durch den Riß der Wand in das Hospitalhaus und ward gewahr, daß die sechsunddreißig Brüder schneeweiß mit verhüllten Angesichtern (wie man die, so zur Erden bestattet werden sollen, zu verhüllen pflegte) allda zu Tische sitzen.

Darüber nun erschrak er ganz heftig und kehrte wieder zu seinem Bette, jedoch mit Stillschweigen, denn ihm war die Sprache vergangen. Aber hernach, da im Ausgange sich alles so befand, und die sechsunddreißig Brüder der Versammlung begraben waren, neben zwei anderen, die gen Hamburg gezogen und dort gestorben: da erst konnte der Bruder öffentlich sagen, was er vorhin gesehen.

---

165. Die Todtenfahrt.

Dâ is mâl ens to Göttin en Fischer west, dee hett siin goot Broot hatt, wiil hee Dach unn Nacht up de Beine west is; dee hett ook mâl noch späte uppen Ämnd siin Tüüch an de Hârel dröögcht,[1]) unn as hee eemnd[2]) dâmett färig is, höört hee, dett eener von de änner Siit[3]) dâ wo de Röverbarch liggt, roopt: «Hâl aar!»[4]) Wiil ett nu âver all[5]) späte was, verwunnert hee sick unn

1) am Abend seine Netze an der Havel getrocknet. 2) eben 3) Seite. 4) hol über. 5) schon.

frâgt: «Wer is denn dâ?» âver dee uppen Röverbarch sett[1]) wiier nist as: «Hâl man aar,» unn dâ hett hee siinen Kân losmâkt unn is aarfüürt. As hee nu upp de aenner Siie[2]) ankâmen deee,[3]) stund dâ sonnen grooten schwarten Keerel, dee sett: «Füür mii aar!» unn dunn nâm de Fischer siin Rüüel[4]) unn füürt emm aar. Aver he hadde knapp vonnet Land afstooten,[5]) dâ sunk dat Enge,[6]) wo de Schwarte satt,[7]) ganz deep int Wâter, unn de Fischer kâm ganz hoch in de Höcht to sitten, so datt hee in siinen Sinn dachte, «wenn de doch man eerscht nâ Huus wäärscht!» Dunn rüüelt hee mett alle siine Kraft unn brengt ook tolest den Kân glücklich aar. As se nu ant Land weeren, sprung de Schwarte runt unn sett: «Dett Fehrgeld liggt int Enge!» unn as de Fischer henngeit un tookiekt, liggt dâ en grooten mechtigen Haufen Gold. De Schwarte stund âver noch ant Wâter und seede dunn toon Fischer: «Nu müchteste ook woll weeten, wen de aarfüürt hest?» — «Jâ» sett de Fischer. «Na de hesten Doot aarfüürt, sett de Schwarte, unn wiil de datt dân hast, saste[8]) an Leewen bliewen, âver et ganze öövrige[9]) Dörp mütt nutsterwen!» unn as hee dat sedd hadde, is hee furtgegân. Unn so wo[10]) de Doot dat den Fischer vertellt[11]) hett, isset ook ekâmen; dat ganze Dörp is nutstorven, man de Fischer is aarbliiwen un issen riiken riiken Mann wâren,[12]) unn siene Kinger leewen noch bett upp dissen Dach in Göttin unn sinn riike Lüüe.

---

1) sagt. 2) Seite. 3) ankommen that. 4) Ruder. 5) abgestoßen. 6) Ende. 7) saß. 8) sollst du. 9) übrige. 10) wie. 11) erzählt. 12) werden.

166. Der Aſtrolog.

Am zweiten März des Jahres 1635 hatte Johann Ulrich, Graf von Schafgotſch, zur Feier ſeines Geburtstages eine groſse Geſellſchaft auf ſeinem Bergſchloſſe Kynaſt in Schleſien verſammelt. Er ſelbſt war nicht zugegen. Seiner Gewohnheit nach verbrachte er dieſen Tag in ſeinem Zimmer unter Faſten und Gebet; aber er ſah es gern, wenn die Geſellſchaft, die er deſſen ungeachtet zuſammen bat, fröhlich und guter Dinge war. Sie war es auch diesmal. Unter den Gäſten war auch der Paſtor des benachbarten Obergiersdorf, Johann Andreas Thieme, ein Mann, der in dem Rufe groſser Kenntniſſe in der Aſtrologie ſtand. Da nun etliche der Anweſenden Gelegenheit nahmen, wider ſein Vorgeben, daſs man kraft dieſer Wiſſenſchaft aus der Stellung der Planeten zur Stunde der Geburt eines Menſchen deſſen zukünftige Schickſale vorher beſtimmen könne, erbot er ſich, vom Widerſpruch gereizt, die Wahrheit ſeiner Kunſt zu beglaubigen, und verlangte, ihm eine Aufgabe zu ſtellen. Man war unvorſichtig genug, ihn nach der Nativität des Hausherren, der ſein Patronatsherr war, zu fragen, und nach etlichem Zögern gab er zur Antwort: daſs Saturn und Mars bei der Geburt des Grafen im vierten Hauſe der Sonne eine gefährliche Oppoſition gehabt hätten, welches auf den gewaltſamen Tod des Grafen, und zwar durch kaltes Eiſen deute; wobei er ſelbſt in ernſtes Staunen gerieth und zu Gott betete, es zum Beſten des edeln Herrn zu lenken.

Die Geſellſchaft war, wie ſich denken läſst, über dieſe Ausſage höchlich betroffen, namentlich auch der Stallmeiſter und Kammerdiener des Grafen, der mit groſser Erbitterung gegen den Aſtrologen äuſserte: noch ſei kein Fernglas geſchliffen, womit man in das Cabinet der göttlichen Geheim-

nisse blicken könne. Zugleich drohete er, dem Grafen alles wieder zu sagen. Die Uebrigen baten ihn zwar, das Uebel nicht noch ärger zu machen, und er versprach auch zu schweigen; als aber die Gäste fort waren, er den Grafen auskleidete und dieser von ihm zu wissen verlangte, wie und womit sich seine Gäste unterhalten hätten, konnte er nicht an sich halten und erzählte ihm von dem Prognostikon, welches ihm der Pastor Thieme gestellt habe.

Der Graf lachte, besann sich einen Augenblick, wie er wohl den Astrologen auf eine recht ausgezeichnete Weise mit seiner vorgeblichen Wissenschaft aufs Bloße stellen könne, und gab alsdann Befehl, sämmtlichen Gästen sogleich reitende Boten nachzusenden und sie zu ersuchen, sich des anderen Tages wieder auf Rynast bei ihm einzufinden, um mit ihm eine Jagdpartie zu machen und dann ein fröhliches Mittagsmahl einzunehmen.

Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Thieme: er habe von seiner Weissagungsgabe gehört und wünsche davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut sein und diesem die Nativität stellen. — Thieme weigerte sich lange. Er meinte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sei; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen und der Astrolog gab endlich nach. Er begehrte, man möge den Schäfer der Heerde, von welcher dies Lamm sei, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sei. Nachdem er hierüber Auskunft erhalten, machte er einige astronomische Berechnungen und erklärte: „Dies Lamm wird der Wolf fressen!“

Alle lachten laut auf; der Graf aber gab insgeheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten und es ganz zu braten,

ohne jedoch dem Koche die Urſache davon zu ſagen. Darauf begab ſich bis zum Mittagsmahl die ganze Geſellſchaft auf die Jagd.

Auf dem Schloſſe wurde nun ſchon ſeit zehn Jahren ein zahmer Wolf gehalten, der wie ein Haushund überall frei umherlief und ſelbſt in die Küche durfte, denn noch niemals hatte er etwas angerührt, was ihm nicht vorgeworfen war, ſo daß man ihn öfter ſogar zum Drehen des Bratſpießes gebrauchte. Dieſer Wolf kam zufällig in die Küche, als das Lamm bereits am Spieße ſtak und halb gebraten war; und da den Koch eben ein Geſchäft aus der Küche entfernt hatte, ſo machte ſich der Wolf ganz gegen ſeine Gewohnheit über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei ſeiner Rückkehr kaum noch die Reſte fand; er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umſtandes nicht kannte, ſo glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der Braten nicht vermißt werden würde, und war getröſtet.

Die Jagdgeſellſchaft kam zurück. Man ſetzte ſich fröhlich zur Tafel, und der Graf freuete ſich ſchon auf den Augenblick, wo er das Lamm gebraten werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ ſich nach der Urſache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein und erzählte in großer Beſtürzung das Geſchehene zum Erſtaunen aller Anweſenden. Der Graf legte ruhig und gefaßt ſein Meſſer auf den Tiſch und ſprach: „Der Wille des Herrn geſchehe! Ich weiß, daß ich jederzeit meinem Kaiſer treu gedient und des Landes Beſtes redlich geſucht habe. Herr, du wirſt meine Unſchuld gewiß an den Tag bringen!“ Er mußte ſich zu Bett begeben, da er ſich nicht wohl fühlte, und die Gäſte ſchlichen ſich traurig nach Hauſe.

Thiemes traurige Prophezeihung ging leider vier Monate darauf wirklich in Erfüllung. Der Graf wurde am

25. Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um sich vor den Reichsständen wegen einiger Puncte zu verantworten und über die Verwaltung seines Amtes — er war General der kaiserlichen Trüppen in Schlesien — Rechenschaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, sich zu schonen, und wollten ihn von der Reise zurückhalten; er reiste aber doch, denn er lebte im Gefühle seiner Schuldlosigkeit. Kaum war er in Regensburg angelangt, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an und forderte im Namen Kaisers Ferdinand II. ihm den Degen ab. Am folgenden Tage führte man den Grafen aufs Rathhaus ins Verhör. Man beschuldigte ihn, daß er mit dem Feinde Seiner Majestät nach Schweden geheimen Briefwechsel unterhalten; daß er an die Truppen in Ungarn zu zahlende Gelder unterschlagen, um dadurch die Soldaten zum Aufstand zu reizen; daß er seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, die Katholiken zu vertilgen; und suchte diese Anklage durch falsche, unterschobene Briefe zu erhärten. Der Graf erklärte sich mit ruhigem Muthe für rein von allen diesen Verbrechen, und selbst die Folter konnte ihm kein Wort abpressen, das ihn verdächtig gemacht hätte. Dessenungeachtet wurde er auf kaiserlichen Befehl am 21. Julius durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht. Er starb mit dem Muthe eines guten Gewissens und mit der Zuversicht eines gläubigen Christen. Eine Menge Volkes begleitete ihn zum Richtplatz, fiel vor seiner Leiche nieder und beweinete seinen Tod. Noch an demselben Tage wurde er ohne alle Ceremonien auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, welches er sich selbst hatte machen lassen. Sein Leichnam war nicht abgewaschen worden, wie er ausdrücklich bestimmt hatte mit den Worten: „Ich will so, wie ich nach

meinem Tode sein werde, vor dem Richterstuhle Christi erscheinen."

---

167. Die weinende Mutter.

In Bornhövede lebte eine arme Wittwe, die ihr einziges Kind über alle Maßen liebte. Aber das Kind ward krank und starb. Da wollte sich die Mutter gar nicht trösten lassen, sondern grämte sich und weinte Tag und Nacht. Erst nach vielem Zureden ließ sie es zu, daß das Kind begraben würde. Nach einigen Tagen, als die Frau, noch immerfort weinend, nach der Koppel ging, um ihre Kuh zu melken, bemerkte sie neben sich ein kleines Mädchen in einem weißen Kleide, das ihr immer zur Seite blieb, wohin sie sich auch wendete. Sie erschrak anfangs, erkannte aber bald ihr gestorbenes Töchterlein. Da sah sie, wie das Kind sich fortwährend bückte, um die Thränen, die ihr aus den Augen fielen, in sein Händchen zu sammeln, die es dann, sie traurig anblickend, zum Munde führte und aufküßte. Nun erkannte die Mutter, daß durch ihre unmäßige Trauer sie dem armen Kinde keine Ruh im Grabe ließe. Da kniete sie nieder, betete einmal inbrünstig zu Gott und weinte nicht mehr. Von dem Augenblick an war das Kind verschwunden.

---

168. Das Geisterschiff.

Es war um die Zeit, da alle Schiffe auflegten und alle Schiffer heimkehrten; aber einer Dirne wollte der Bräuti-

gam noch immer nicht kommen, und als alle andern schon daheim waren, war er noch immer nicht da. Da wollte sie ihr Herz gar nicht zufrieden geben und Nachts saß sie am Wasser und jammerte und schrie nach ihrem Liebsten. Da kam eines Nachts das Schiff, das mit ihrem Bräutigam verunglückt war; das nahm sie auf, und niemand hat sie wieder gesehen.

169. De Doet de ritt so schnell.

Et weer enmael en lütje, smucke Däern, de heet Greetjen. De har'n Fryer, de Hans heet, unn se harren sik beid enanner so reeh vun Harten leev. Do mufz et awer so kamen, dat Hans krank word' unn storf unn se em to karkhof drogen. Do wull sik Greetjen gaer nich tofräden gäwen unn ween unn jammer den ganfzen Dag, unn wenn't Abend word', so güng se hen unn sett sik op syn Graff unn ween unn jammer de lewe lange Nach. As et nu all de drütte Nach weer unn se da wedder seet unn ween, do keem dar en Rüter oppen Schimmel an un froeg äçr: «Wullt du mit my ryden?» Greetjen sloeg de Ogen op unn seeg wull, dat et äer Hans weer. Do sa' se: «Ja, ik will mit dy ryden, wohen du wullt,» unn modig steeg se to em op syn Päert, unn foert gung 't mitten Wind in de wyde Welt. As se nu en guden Ennen räden harren, so segt Hans:

De Maen de schynt so hell,
De Doet de ritt so snell:
Myn Greetjen, gruet dy ni'?

«Nä, myn Hans,» segt se, «wat schull gruen? ik bün ja by dy.» Unn et gung wyder unn ümmer duller as

erhäer; Greetjen awer seet by em achter op't Päert nn heel sik an em. Do froeg Hans tum tweeten Mael:

De Maen de schynt so hell,
De Doet de ritt so snell:
Myn Greetjen, gruet dy ni'?

Nä, myn Hans,« segt se, »wat schull my wull gruen? k bän ja by dy.« Awer et word' äer doch all en bäten nmerlich; nnn do froeg he tum drütten Mael:

De Maen de schynt so hell,
De Doet de ritt so snell;
Myn Greetjen, gruet dy ni'?

o word' äer gruen, se faet em faster an nnn sä' keen Voet: do sues' dat Päert dreemael mit se 'rum innen rink — un weg weren se.

---

170. Zusammenkunft der Todten.

Eine Königin war gestorben und lag in einem schwarz usgehängten Trauersaal auf dem Prachtbette. Nachts wurde er Saal mit Wachskerzen hell erleuchtet und in einem Vorimmer befand sich die Wache, ein Hauptmann mit neunndvierzig Mann. Gegen Mitternacht hört dieser, wie ein echsspänniger Wagen rasch vor das Schloß fährt, geht hinab, nd eine in Trauer gekleidete Frau, von edlem und vornehnem Anstande, kommt ihm entgegen und bittet um die Erlaubniß, eine kurze Zeit bei der Todten verweilen zu dürfen. Er stellt ihr vor, daß er nicht die Macht habe, dies zu bewilligen, sie nennt aber ihren wohlbekannten Namen und sagt, als Oberhofmeisterin der Verstorbenen gebühre ihr das Recht, ie noch einmal, eh sie beerdigt werde, zu sehen. Er ist unschlüssig, aber sie dringt so lange, daß er nichts schickliches

mehr einzuwenden weiß und sie hineinführt. Er selbst, nachdem er die Thüre des Saals wieder zugemacht, geht haußen auf und ab. Nach einiger Zeit bleibt er vor der Thüre stehen, horcht und blickt durch's Schlüsselloch, da sieht er, wie die todte Königin aufrecht sitzt und leise zu der Frau spricht, doch mit verschlossenen Augen und ohne eine andere Belebung der Gesichtszüge, als daß die Lippen sich ein wenig bewegen. Er heißt die Soldaten, einen nach dem andern, hineinsehen, und jeder erblickt dasselbe; endlich naht er selbst wieder, da legt sich die Todte eben langsam auf das Prachtbett zurück. Gleich darnach kommt die Frau wieder heraus und wird vom Hauptmann hinabgeführt; dieser fühlt, indem er sie in den Wagen hebt, daß ihre Hand eiskalt ist. Der Wagen eilt, so schnell er gekommen, wieder fort, und der Hauptmann sieht, wie in der Ferne die Pferde Feuerfunken ausathmen. Am andern Morgen kommt die Nachricht, daß die Oberhofmeisterin, welche mehrere Stunden weit auf einem Landhause wohnte, um Mitternacht und gerade in der Stunde gestorben ist, wo sie bei der Todten war.

171. Der Thurm zu Ingolstadt.

Zu Ingolstadt soll ein alter Thurm sein, der unten keine Thür hat, wie denn die alten Thürme gemeinlich erst in einer Höhe von drei Stockwerken ihren Eingang hatten. Zur Nachtzeit ist aber oftmals an diesem Thurm ein Thürlein unten sichtbar geworden, auch gings aus und ein und hörte man allerhand Flüstern in alter unverständlicher Sprache, doch wurde niemand gesehen.

172. Die Erscheinung auf dem Speicher.

Ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, welcher in Barr mit seinen Eltern ein alterthümliches Gebäude bewohnte, hatte den Auftrag, täglich etwelche Rebwellen vom Speicher herab in die Küche zu tragen. Eines Tages vergaß er über dem Spielen seine gewöhnliche Arbeit zu verrichten und mußte nun spät Abends noch, ohne Licht, auf den Speicher gehen, um sein Rebholz zu holen.

Als er oben angelangt war, fiel ihm eine ungewöhnliche Helle auf, die zu einem Fenster hereinkam, an einer Stelle der Wand, wo er sonst niemals ein Fenster wahrgenommen hatte. Die Neugierde trieb ihn zu demselben hin, ohne daß sonst ein anderer Gedanke, geschweige Furcht, in ihm aufgestiegen wäre.

Er blickte durch das Fenster in eine helle, geräumige Stube, mit sonderbar aussehenden Geräthen ausgerüstet, die er nachher alle beschrieb. Am Tische saß, bei einer alterthümlichen, sehr hell brennenden Lampe, eine alte Frau und las, wie es dem Knaben vorkam, in einem geschriebenen Buche. Ein alter, seltsam gekleideter Mann ging in der Stube auf und ab.

Der Knabe betrachtete diese Erscheinung mehr als zwanzig Minuten lang. Endlich nahm er, in seinem jugendlichen Uebermuthe, seine Mütze und warf damit nach der alten Frau, die, von derselben etwas gestreift, verwundert in die Höhe schaute und den Knaben ansah. Darüber ging in dem erleuchteten Zimmer eine große Doppelthüre auf, und dasselbe füllte sich mit vielen Personen, die ebenso altfränkisch gekleidet waren, wie die beiden ersten. Das Zimmer schien dem Knaben immer größer und heller zu werden, so daß er von den Rebwellen, auf welchen er saß, herabsprang, um

seine Eltern und Geschwister zu rufen, damit sie mit ihm die seltsame Comödie sehen sollten, die, seinem Dafürhalten nach, in einem Nachbarhause vor sich ging.

Als aber der Knabe wieder mit seinen Eltern und Geschwister auf den Speicher gekommen, war alles dunkel und schwarz, die weggeworfene Mütze wurde weder denselben Abend, noch seitdem wiedergefunden. Auch war nie eine Spur von einem Fenster auf dem Speicher zu finden.

Später sah der Knabe nie mehr das Geringste. Aber die Beschreibung, die er von dem Zimmer und von seinen Mobilien, sowie von den Personen, die er in demselben gesehen und von deren alterthümlichen Kleidung gegeben hatte, blieb sich immer gleich.

173. Die Geistermette.

Die höfer Chronik erzählt: Um das Jahr 1516 hat sich eine wunderbare Geschichte in St. Lorenz Kirche zugetragen. Als eine alte fromme Frau ihrer Gewohnheit nach einstmals früh Morgens vor Tag hinaus gen St. Lorenz in die Engelmesse gehen wollen, in der Meinung, es sei die rechte Zeit, kommt sie um Mitternacht vor das obere Thor, findet es offen und geht hinaus in die Kirche, wo sie dann einen alten unbekannten Priester die Messe vor dem Altar verrichten sieht. Viele Leute, mehrers Theils unbekannte, sitzen hin und wieder in den Stühlen zu beiden Seiten, eines Theils ohne Köpfe, auch unter denselben etliche, die unlängst verstorben waren und die sie in ihrem Leben wohl gekannt hatte.

Das Weib setzt sich mit großer Furcht und Schrecken in der Stühle einen, und weil sie nichts denn verstorbene Leute, bekannte und unbekannte, sieht, vermeint sie, es wären

der Verſtorbenen Seelen, weiß auch nicht, ob ſie wieder aus der Kirche gehen oder drinnen bleiben ſoll, weil ſie viel zu früh kommen wär, und Haut und Haar ihr zu Berge ſteigen. Da geht eine aus dem Haufen, welche bei Leben, wie ſie meinte, ihre Gevatterin geweſen und vor drei Wochen geſtorben war, ohne Zweifel ein guter Engel Gottes, hin zu ihr, zupfet ſie beim Mantel, bietet ihr einen guten Morgen und ſpricht: „Ei! liebe Gevatterin, behüt uns der allmächtige Gott, wie kommt ihr daher? Ich bitte euch um Gottes willen, habt eben Acht auf, wenn der Prieſter wandelt oder ſegnet, ſo laufet, wie ihr laufen könnt, und ſehet euch nur nicht um, es koſtet euch ſonſt euer Leben.“ Darauf ſie, als der Prieſter wandeln will, aus der Kirche geeilet, ſo ſehr ſie gekonnt, und hat hinter ihr ein gewaltig Praſſeln, als wenn die ganze Kirche einfiele, gehöret, iſt ihr auch alles Geſpenſt aus der Kirche nachgelaufen und hat ſie noch auf dem Kirchhof erwiſcht, ihr auch die Kurſen (wie die Weiber damals trugen) vom Hals geriſſen, welche ſie dann hinter ſich gelaſſen, und iſt ſie alſo unverſehret davon kommen und entronnen. Da ſie nun wieder zum obern Thor kommt und herein in die Stadt gehen will, findet ſie es noch verſchloſſen, denn es etwa um ein Uhr nach Mitternacht geweſen: mußte derowegen wohl bei dreien Stunden in einem Haus verharren, bis das Thor geöffnet wird, und kann hieraus vermerken, daß kein guter Geiſt ihr zuvor durch das Thor geholfen habe. Doch, weil es ein beherztes Weib ohne das geweſen und ſie dem Unglück entgangen, hat ſie ſich des Dings nicht mehr angenommen, ſondern iſt zu Haus gegangen und am Leben unbeſchädigt geblieben, obwohl ſie wegen des eingenommenen Schreckens zwei Tage zu Bett hat liegen müſſen. Denſelben Morgen aber, da ihr ſolches zugeſtoßen, hat ſie, als es nun Tag geworden, auf den Kirchhof hinausgeſchickt und nach ihrer Kurſen, ob ſie noch vorhanden, um-

sehen und suchen lassen; da ist dieselbe zu kleinen Stücklein zerrissen gefunden worden, also daß auf jedem Grabe ein kleines Flecklein gelegen, darob sich die Leute, die haufenweise derhalben hinaus auf den Kirchhof liefen, nicht wenig wunderten.

Diese Geschichte ist unsern Eltern sehr wohl bekannt gewesen, da man nicht allein hie in der Stadt, sondern auch auf dem Lande in den benachbarten Orten und Flecken davon zu sagen gewußt, wie denn noch heutiges Tags Leute gefunden werden, die es vor der Zeit von ihren Eltern gehört und vernommen haben.

174. Kinderl! frierts enk nit?

Der Müller von Pfaffendorf ging einstmals in einer Winternacht aus dem Wirthshause zu Brunnen über den Freithof, den nächsten Weg nach seinem Dorfe. Es war aber eine grimmige Kälte, und er hatte einen Pelzrock an. Da wie er vor der unschuldigen Kindlein Grabstätte vorbei kam, rief er neckend ins Häuslein hinein: „Kinderl frierts enk nit?“ und ging dann seines Weges fort. Er war aber noch nicht hundert Schritte weiter, als er hinter sich etwas rascheln und rauschen hörte; und wie er umschaute, sah er unzählige Lichtlein, die ihm nachschwirrten. In der Angst seines Herzens warf er den Pelzrock von sich, um geschwinder laufen zu können. So kam er ganz ermattet und erfroren in Pfaffendorf an. Des andern Tages wollte er seinen Pelzrock holen, er traf ihn aber nicht mehr an der Stelle, wohl aber sah er, als er über den Freithof ging, auf jedem Grab ein Flöcklein vom Pelz liegen, so daß er sich das Seinige wohl denken mochte.

175. Der geängſtete Thürmer.

Eine Frau ſtarb bald nach der Geburt ihres Kindes und ward auf dem Freithofe zu Burgeis begraben. Aber ſie fand im Grabe keine Ruhe, ſtieg um Mitternacht aus dem Grabe und hing Kinderwäſche an den Todtenkreuzen auf. Da der Thurmwächter das Treiben in jeder Nacht ſich wiederholen ſah, wurde er deſſelben müde und nahm ſich vor, der Geiſtin dies zu verleiden. Er ahmte deshalb die Gebärden der Todten nach und hing ſtatt der Windeln ſein Schnupftuch zum Thurme heraus. Kaum hatte die beleidigte Todte dieſen Spott bemerkt, als ſie ergrimmt den Thurm hinanzuklettern begann, um den Frevel des Thürmers zu rächen. Schon kam ſie näher und näher — noch eine Klafter, und die Geiſtin hätte das Thurmfenſter erreicht: — da ſchlug der zitternde Wächter in ſeiner Angſt eine Glocke an, und alſogleich fiel das Gerippe klappernd auf den Gottesacker hinab und verſchwand. Der Ton der geweihten Glocke hatte die Macht der Geiſtin gebrochen.

---

176. Gäſte vom Galgen.

Ein Wirth einer anſehnlichen Stadt reiſte mit zwei Weinhändlern aus dem Weingebirge, wo ſie einen anſehnlichen Vorrath Wein eingekauft hatten, wieder heim, und ihr Weg führte ſie am Galgen vorbei, und obwohl ſie berauſcht waren, ſahen ſie doch und bemerkten drei Gehenkte, welche ſchon lange Jahre gerichtet waren. Da rief einer von den zwei Weinhändlern: „Du, Bärenwirth, dieſe drei Geſellen, die da hängen, ſind auch deine Gäſte geweſen.“ — „Hei!

sagte der Wirth in tollem Muthe, „sie können heut zu Nacht zu mir kommen und mit mir essen!“ Was geschieht? Als der Wirth also trunken daheim anlangt, vom Pferd absteigt, in seine Wohnstube geht und sich niedersetzt, kommt eine gewaltige Angst über ihn, so daß er nicht im Stande ist, jemand zu rufen. Indeß tritt der Hausknecht herein, ihm die Stiefel abzuziehen, da findet er seinen Herrn halbtodt im Sessel liegen. Er ruft alsbald die Frau, und als sie ihren Mann mit starken Sachen ein wenig wieder erquickt hat, fragt sie, was ihm zugestoßen sei. Darauf erzählt er ihr, im Vorbeireiten habe er die drei Gehenkten zu Gast geladen, und da er in seine Stube gekommen, seien diese drei in der entsetzlichen Gestalt, wie sie am Galgen hängen, in das Zimmer getreten, hätten sich an den Tisch gesetzt und ihm immer zugewinkt, daß er herbeikommen solle. Da sei endlich der Hausknecht hereingetreten, worauf die Geister alle drei verschwunden. Dieses wurde für eine bloße Einbildung des Wirths ausgegeben, weil ihm trunkener Weise eingefallen, was er im Vorbeireiten den Sündern zugerufen; aber er legte sich zu Bett und starb am dritten Tage.

177. Todtenbeschwörung.

In Stettbach, nicht weit von Jugenheim, wohnte ein Mann, der hieß Struwel und konnte zaubern. Eins der schwersten Stücke, die er gemacht hat, war folgendes.

Eines Abends saßen bei ihm in seiner Stube drei herzhafte junge Burschc, die befragten ihn über dies und das, und endlich fragten sie ihn auch, ob er nicht die drei alten Ritter beschwören könne, die noch droben hausten im Burgverließ des auerbacher Schlosses. Herschaffen könne er sie

wohl, sagte der Struwel, aber wie er sie wieder fortbringen solle, das wisse er nicht; deshalb sollten sie abstehen von ihrem Verlangen. Die Burschen aber ließen ihm keine Ruh und drangen in ihn, bis er endlich nachgab.

Er zog nun mit einer Kohle einen Kreis auf dem Fußboden, nahm eine Weidengerte, die bog er und machte Zeichen damit und ging dabei immer rechts im Kreise herum. Auf einmal blieb er stehen und sagte: „Ihr Burschen, ich rath euch, laßt ab von eurem Verlangen, eben steigen die drei Ritter zum Keller heraus; jetzt kann ich sie noch zurückschicken." Die Burschen aber sagten: „Laß sie nur kommen, sie sollen nicht umsonst aus dem Keller gestiegen sein."

Da ging der Struwel wieder eine Weile rechts im Kreise herum, dann blieb er wieder stehen und sagte: „Ihr Burschen, besinnet euch, so lang es noch Zeit ist, eben kommen sie droben aus dem Eichwald herausgegangen." Die Burschen meinten, wenn sie so weit gekommen wären, sollten sie auch noch weiter kommen.

Der Zauberer ging wieder eine Weile rechts im Kreise herum, dann blieb er noch einmal stehen und sprach: „Ihr lieben Leute, ich bitt euch, lasset uns abstehen von unserm thörichten Beginnen, denn eben kommen sie zum Ort herein." Die Burschen meinten aber, wenn sie so weit gekommen wären, so sollten sie auch noch weiter kommen.

Der Struwel ging wieder ein kleines Weilchen rechts im Kreise herum, da that es mit einem Male einen furchtbaren Schlag an die Hausthür. „Jetzt stehen sie im Hof und warten," sagte der Zauberer, und jetzt kam auch den Burschen das Ding auf einmal ganz anders vor. Sie meinten, wenn die Ritter auch nicht gerade herein zu kommen brauchten, sehen könne man sie doch einmal. „Ich will sehen, was sich noch thun läßt," sagte der Zauberer, und indem er noch sprach, sprang krachend die Thüre auf, und draußen vor

der Schwelle standen drei hohe Todtengerippe in verrosteten eisernen Rüstungen. Da drehte sich Struwel mit einem Male auf dem Absatz herum und fing an, links im Kreise herum zu laufen; zugleich drehten auch die Ritter sich steif herum, marschirten langsam wieder ab und warfen das Thor zu, daß das ganze Haus in seinen Grundfesten bebte.

Struwel aber lief fort im Kreise herum; endlich sprach er: „Gott sei gelobt, jetzt liegen sie wieder drunten," und stürzte hin wie todt. Die drei Burschen lagen schon längst da und rührten sich nicht. Es hat sie nicht mehr gelüstet, Geister zu sehen.

---

178. Der Blumenstein.

Als auf dem Blumenstein bei Rotenburg in Hessen noch Ritter lebten, wettete eines Abends ein junges muthiges Bauermädchen in dem benachbarten Dorf Höhenbach, daß es um Mitternacht bei Mondschein hinaus auf die furchtbare Burg gehen und ein Ziegelstück herabholen wollte. Sie wagte auch den Gang, holte das Wahrzeichen und wollte eben wieder zurückgehen, als ihr ein Hufschlag in der stillen Nacht entgegenklang. Schnell sprang sie unter die Zugbrücke, und kaum stand sie darunter, so kam auch schon der Ritter herein und hatte eine schöne Jungfrau vor sich, die er geraubt und deren köstliche Kleidungsstücke er hinten aufgepackt hatte. Indem er über die Brücke ritt, fiel ein Bündel davon herab, den hob das Bauernmädchen auf und eilte schnell damit fort. Kaum aber hatte sie die Hälfte des Spisses, eines Berges, der zwischen Höhenbach und dem Blumenstein liegt, erstiegen, so hörte sie, wie der Ritter schon wieder über die Zugbrücke ausritt und wahrscheinlich den verlornen Bün-

del ſuchen wollte. Da blieb ihr nichts übrig, als den Weg zu verlaſſen und ſich in den dicken Wald zu verbergen, bis er vorüber war. Und ſo rettete ſie ihre Beute und brachte das Wahrzeichen glücklich nach Haus.

179. Ein geſpenſtiger Reiter.

Ein unbekannter Mann hatte ſich gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts bei einem Grafen von Roggendorf zum Bereiter angegeben und wurde, nach geleiſteter Probe, zu Dienſten angenommen und ihm eine ehrliche Beſtallung gemacht. Es begab ſich aber, daß einer von Adel bei Hof anlangte und mit dieſem Bereiter an die Tafel geſetzt wurde. Der Fremde erſah ihn mit Erſtaunen, war traurig und wollte keine Speiſe zu ſich nehmen, ob ihm wohl der Graf deswegen freundlichſt zugeſprochen. Nachdem nun die Tafel aufgehoben war, und der Graf den Fremden nochmals nach der Urſache ſeines Trauerns fragte, erzählte er, daß dieſer Bereiter kein natürlicher Menſch, ſondern vor Oſtende ihm an der Seite erſchoſſen ſei, auch von ihm, dem Erzähler, ſelbſt zu Grabe begleitet worden. Er gab auch alle Umſtände an: des Todten Vaterland, Namen, Alter, und das traf alles mit dem, was der Bereiter von ſich ſelbſt geſagt, ein, ſo daß der Graf daran nicht zweifeln konnte. Er nahm daher Urſach, dieſem Geſpenſt Urlaub zu geben, mit Vorwenden, daß ſeine Einkünfte geringert und er ſeine Hofhaltung einzuziehen geſonnen. Der Bereiter ſagte, daß ihn zwar der Gaſt verſchwätzt, weil aber der Graf nicht Urſache hätte, ihn abzuſchaffen, und er ihm getreue Dienſte geleiſtet und noch leiſten wolle, bitte er, ihn ferner an dem Hofe zu erdulden. Der Graf aber beharrte auf dem einmal gegebenen Urlaub.

Deßwegen begehrte der Bereiter kein Geld, wie bedingt war, sondern ein Pferd und Narrenkleid mit silbernen Schellen, welches ihm der Graf gerne geben ließ und noch mehr wollte reichen lassen, das der Bereiter anzunehmen verweigerte.

Es fügte sich aber, daß der Graf nach Ungarn verreiste und bei Raab auf der Schütt diesen Bereiter mit vielen Kuppelpferden in dem Narrenkleid antraf, welcher seinen alten Herrn, wie er ihn erblickte, mit großen Freuden begrüßte und ein Pferd zu verehren anbot. Der Graf bedankt sich und will es nicht nehmen, als der Bereiter aber einen Diener ersieht, den er sonst am Hof wohl gekannt, giebt er diesem das Pferd. Der Diener setzt sich mit Freuden drauf, hat es aber kaum bestiegen, so springt das Pferd in die Höh und läßt ihn halb todt auf die Erde fallen. Zugleich ist der Roßtäuscher mit seiner ganzen Kuppel verschwunden.

---

180. Ritter Hans von Lichtenstein.

Der Ritter Hans von Lichtenstein zeichnete sich durch seine große Stärke und Gewandtheit vor vielen andern Rittern aus, so daß er allen Bewohnern der Gegend große Furcht einflößte. Seine große Kraft wandte er aber nur zu schlechten Dingen an, und von Glauben und Gottesfurcht wollte er nichts wissen. Als er gestorben und begraben war, erschien er eines Mittags zwischen elf und zwölf Uhr seinem getreuen Hofmeister auf einer großen Breite Landes, auf einem rothen Pferde sitzend und mit feuriger Kleidung angethan. „Sage meiner Frau," sprach der Geist, „sie möge dem Nachbar dieser Breite Landes das unterste Stück zurückgeben; ich habe dasselbe durch einen falschen Eid an mich gebracht und kann deshalb nicht zur ewigen Ruhe gelangen,

sondern muß ewig in der Hölle bleiben." Der Hofmeister versprach alles getreulich zu bestellen und ging mit den Worten fort: „Morgen Mittag bringe ich Nachricht." Nachdem er nun der Frau von Lichtenstein die seltsame Erscheinung erzählt und den Auftrag seines verstorbenen Herrn ausgerichtet hatte, erwiederte diese: „Hat er im Leben Unrecht gethan, so mag er dafür büßen; ich gebe kein Land heraus." Am nächsten Mittage begab sich der Hofmeister erwartungsvoll an dieselbe Stelle. Um die elfte Stunde erschien ihm sein Herr in demselben Anzuge und hörte mit Schrecken die Botschaft von seiner Frau. „Wenn denn," sprach er, „meine Frau kein Erbarmen mit mir hat, so nimm du morgen Mittag eine Hacke und eine Mulde und bringe mir diese hieher. Du kannst jedoch einmal mit mir gehn und sehen, wie es mir in meiner jetzigen Lage geht. Darauf führte er den Hofmeister zu dem Eingange einer Höhle in dem lichtensteiner Holze und bat ihn, ihm zu folgen. Als der Lichtensteiner an seinem Aufenthaltsorte angelangt war, setzte er sich auf ein rothes Ruhebett nieder. Der Ort war mit rothen Stühlen und anderen rothen Geräthen ausgeschmückt. Alsbald erschienen auch rothe Diener, brachten rothe Pantoffeln, schenkten rothen Wein ein und trugen rothe Speisen auf den Tisch. Nachdem der Hofmeister das alles gesehen hatte, entfernte er sich, um seinen Auftrag auszurichten. Am folgenden Mittage ging er mit den beiden gewünschten Werkzeugen zu der bekannten Stelle, um sie dem Herrn zu geben. Dieser erschien auch bald und sagte: „Setze dich so lange nieder, bis ich fertig bin." Der Hofmeister that das. Nun fing der Herr gewaltig an zu arbeiten, um die Erde, die er sich einst zugeschworen hatte, wieder an das andere Stück zu schaffen. Als die Glocke zwölf schlug, kam der Edelmann mit den Werkzeugen wieder, gab sie zurück, bedankte sich und sprach: „Es ist nur gut gewesen, daß die Hacke ein langes

Eisen hatte, sonst wäre ich nicht fertig geworden und hätte dann ewige Qualen erdulden müssen." Der getreue Diener sprach erschrocken: „Saget mir doch, Herr, warum ihr euch unglücklich nennt, da ihr doch alles so bequem habt und auf einem rothen Pferdchen reiten könnt?" „Ach," antwortete der Edelmann, „das ist eben, was mich quält. Alles, was ich trinke, ist Feuer; was ich esse, ist Feuer; worauf ich reite, ist Feuer, und was ich athme, ist Feuer. Es ist gar schrecklich, das Leben in der Hölle. Nun ich das Land zurückgegeben habe, erhalte ich Vergebung und kann in den Himmel kommen. Lebe wohl!" — Mit diesen Worten verschwand er.

Noch jetzt ist das Land zu sehen, welches der Edelmann an das andere Stück gebracht hat. Die Stelle aber, wohin er den Hofmeister führte, um seine Qualen zu schauen, wird noch jetzt die Hölle genannt.

181. Der virdunger Bürger.

Zu Rudolphs von Habsburg Zeiten saß in der Stadt Virdung (Verdun) ein Bürger, der verfiel in Armuth; und um aufs neue zu Schätzen zu gelangen, versprach er sich mit Hülfe eines alten Weibes dem Teufel. Und als er sich Gott und allen himmlischen Gnaden abgesagt hatte, füllte ihm der Höllenrabe den Beutel mit Pfennigen, die nimmer all wurden; denn so oft sie der Bürger ausgegeben hatte, lagen sie immer wieder unten. Da wurde seines Reichthums unmaßen viel; er erwarb Wiesen und Felder und lebte nach allen Gelüsten. Eines Tages, da er fröhlich bei seinen Freunden saß, kamen zwei Männer auf schwarzen Pferden angeritten; der eine zog bei der Hand ein gesatteltes und gezäumtes, brandschwarzes Roß, das führte er zu dem Bür-

ger und mahnte, daß er ihnen folgen ſollte, wohin er gelobt hätte. Traurig nahm der Bürger Abſchied, beſtieg das Roß und ſchied mit den Boten von dannen, im Angeſicht von mehr als funfzig Menſchen und zweier ſeiner Kinder, die jämmerlich klagten und nicht wußten, was aus ihrem Vater geworden ſei. Da gingen ſie beide zu einem alten Weibe, die viele Künſte wußte, und verhießen ihr viel Geld, wenn ſie ihnen die rechte Wahrheit von ihrem Vater zeigen würde. Darauf nahm das Weib die Jünglinge mit ſich in einen Wald und beſchwor den Erdboden, bis er ſich aufthat und die zwei heraus kamen, mit welchen ihr Vater fortgeritten war. Das Weib fragte: ob ſie ihren Vater ſehn wollten? Da fürchtete ſich der Aelteſte; der Jüngere aber, welcher ein männliches Herz hatte, beſtand bei ſeinem Vorſatz. Da gebot die Meiſterin den Höllenboten, daß ſie das Kind unverletzt hin zu ſeinem Vater und wieder zurückführeten. Die zwei führten ihn nun in ein ſchönes Haus, da ſaß ſein Vater ganz allein, in demſelben Kleid und Gewand, in welchem er abgeſchieden war, und man ſah kein Feuer, das ihn quälte. Der Jüngling redete ihn an und fragte: „Vater, wie ſteht es um dich, iſt dir ſanft oder weh?“ Der Vater antwortete: „Weil ich die Armuth nicht ertragen konnte, gab ich um irdiſches Gut dem Teufel Leib und Seele hin und alles Recht, was Gott an mir hatte; darum, mein Sohn, behalte nichts von dem Gut, das du von mir geerbt haſt, ſonſt wirſt du verloren gleich mir. Der Sohn ſprach: „Wie kommts, daß man kein Feuer an dir brennen ſiehet?“ „Rühre mich mit der Spitze deines Fingers an,“ verſetzte der Vater, „zuck aber ſchnell wieder weg!“ In dem Augenblick, wo es der Sohn that, brannte er ſich Hand und Arm bis an den Ellenbogen; da ließ erſt das Feuer nach. Gerührt von ſeines Vaters Qualen ſprach er: „Sag an, Vater, giebt es nichts auf der Welt, das dir helfen möge oder irgend

fromme?" „So wenig des Teufels selber Rath werden mag," sagte der Vater, „so wenig kann meiner Rath werden; du aber, mein Sohn, thue so mit deinem Gut, daß deine Seele erhalten bleibe." Damit schieden sie sich. Die zwei Führer brachten den Jüngling wieder heraus zu dem Weib, der er den verbrannten Arm zeigte. Darauf erzählte er Armen und Reichen, was ihm widerfahren war, und wie es um seinen Vater stand; begab sich alles seines Gutes und lebte freiwillig arm in einem Kloster bis an sein Lebensende.

182. Die Männer im Zottenberg.

Im sechzehnten Jahrhundert lebte in Schweidnitz ein Mann, Johannes Beer genannt. Im Jahr 1570, als er seiner Gewohnheit nach zu seiner Lust auf den nah gelegenen Zottenberg ging, bemerkte er zum erstenmale eine Oeffnung, aus der ihm beim Eingange ein gewaltiger Wind entgegenwehte. Erschrocken ging er zurück, bald darauf aber, am Sonntag Quasimodogeniti, beschloß er von neuem die Höhle zu untersuchen. Er kam in einen engen, geraden Felsengang, ging einem fernschimmernden Lichtstrahl nach und gelangte endlich zu einer beschlossenen Thüre, in der eine Glasscheibe war, die jenes wundersame Licht warf. Auf dreimaliges Anklopfen ward ihm geöffnet, und er sah in der Höhle an einem runden Tisch drei lange abgemergelte Männer in altdeutscher Tracht sitzen, betrübt und zitternd. Vor ihnen lag ein schwarzsammtenes, goldbeschlagenes Buch. Hierauf redete er sie an und sprach: „Pax vobis!*)" Sie antworteten: „Hic nulla pax!**)" Weiter vorschreitend rief er

*) Friede sei mit euch.
**) Hier ist kein Friede

nochmals: „Pax vobis in nomine domini!*)" Zitternd mit kleiner Stimme versetzten sie abermals: „Hic non pax!" Indem er vor den Tisch kam, wiederholte er: „Pax vobis in nomine domini nostri Jesu Christi!" worauf sie verstummten und ihm jenes Buch vorlegten, welches geöffnet den Titel hatte: „Liber obedientiae.**)" Auf Beers Frage: „wer sie wären?" gaben sie zur Antwort: sie kennten sich selber nicht. „Was sie hier machten?" — sie erwarteten in Schrecken das jüngste Gericht und den Lohn ihrer Thaten. — „Was sie bei Leibes Leben getrieben?" Hier zeigten sie auf einen Vorhang, hinter dem allerlei Mordgewehre hingen, Menschengerippe und Hirnschädel. „Ob sie sich zu diesen bösen Werken bekennten?" — Ja! — „Ob es gute oder böse?" — Böse. — „Ob sie ihnen leid wären?" Hierauf schwiegen sie still, aber erzitterten: sie wüßtens nicht!

Die schlesische Chronik gedenkt eines Raubschlosses auf dem Zottenberge, dessen Ruinen noch zu sehen sind.

183. Land abgepflügt.

Zu Klein-Paaren war einmal ein Bauer, der pflügte bei seinen Lebzeiten das Feld seiner Nachbarn ab und verrückte nachher die Grenzsteine. Dafür aber hat ihn die Strafe des Himmels getroffen; denn kaum war er todt, so erschien er des Nachts an der Stelle, wo er sich versündigt hatte, und da sah man ihn, wie er emsig das abgepflügte Land wieder angrub. Oft sah man ihn auch, wie er keuchend einen gewaltigen Grenzstein dahertrug, und dann pflegte

*) Friede mit euch im Namen des Herrn.
**) Buch des Gehorsams.

er kläglich zu rufen: „Wo soll ich ihn denn hinlegen? Wo soll ich ihn denn hinlegen?“ Das hat man gar oft um Mitternacht gehört, bis endlich auch einmal der Prediger dazu gekommen ist und gesagt: „Nun, leg ihn in Gottes Namen wieder hin, wo du ihn gefunden hast.“ Das hat er auch gethan, und seit der Zeit ist er nicht wieder gesehen worden: er mag wohl erlöst sein.

184. Die gestohlene Gans.

Vor langer Zeit ist in Osterwieck einer Frau eine Gans gestohlen worden. Sie hatte Verdacht auf eine ihrer Nachbarinnen, verklagte dieselbe und ließ sie beeiden. Beide Frauen starben bald darauf. Da hört denn einst ein Currendenknabe während der Nacht ein Läuten in der St. Nicolaikirche. Er springt in voller Angst, sich verspätet zu haben, aus dem Bette, kleidet sich eiligst an und geht nach der Kirche, welche er offen und hell erleuchtet findet. Der Knabe begiebt sich auf seinen Platz, sieht viele Andächtige versammelt, erkennt aber niemanden darunter, versteht auch nicht, was sie singen. Nach dem Gottesdienste erscheint der Prediger vor dem Altare; aber auch dieser ist ihm fremd. Das ist ihm verwunderlich, doch soll er nicht lange im Unklaren bleiben. Es stehen nemlich zwei Weiber auf und treten vor den Altar. Der Knabe erkennt sie als jene beiden Frauen, von denen vorhin die Rede war. Der Pastor verhört diese, und es ergiebt sich daraus die Unschuld der für schuldig gehaltenen Frau. Zugleich kann der Knabe aus ihren Reden entnehmen, daß der wirkliche Dieb noch am Leben, jetzt aber schwer krank sei. Nach diesem kommt eine Frau auf den Knaben zu, die derselbe als die vor einigen Jahren verstor-

bene Schweſter ſeiner Mutter erkennt. Sie giebt ihm durch einen Wink zu verſtehen, daß er ſich aus der Kirche entfernen möge. Der Knabe thuts, die Kirchenthür wird mit aller Gewalt hinter ihm zugeſchlagen. Da er draußen iſt, ſchlägt es; er zählt Zwölf. Zu Hauſe angekommen, fragt ihn ſeine Mutter, wo er geweſen ſei. „Morgen früh," antwortet er, „will ichs euch erzählen." Am Morgen theilt er ihr alles mit, was er dort geſehen und gehört hat. Die Mutter meldet es der Obrigkeit, und die in der Kirche als Gänſedieb bezeichnete kranke Frau geſteht, durch den Pfarrherrn tief ins Gewiſſen gegriffen, ihr Vergehen.

XIII.

185. Der Goldborn am Baier.

Am Baier, einem der höchsten Basaltkegel am Beginn des nordöstlichen Rhöngebirges, in der Nähe von Lengsfeld und Weilar, 2300 pariser Fuß über der Meeresfläche, waren ehemals Bergwerke. Davon zeugt noch ohnweit des Hofes Fischbach eine kleine Vertiefung, die Schacht genannt, und ein Brunnen über dem Baiershof heißt noch heute der Goldborn.

Vor alten Zeiten kam alljährlich ein wälscher Mann, der mit Mausefallen und Hecheln handelte, auf den Baiershof, übernachtete mehrmals bei dem Pachter, hielt sich sehr still und redlich, trieb seinen Kram in der Gegend umher und verließ sie nach einiger Zeit wieder. Manches Mal sah man ihn am Goldborn, von dem die allgemeine Sage ging, daß derselbe Gold in seinem Schooße führe und bisweilen heraufsprudele.

Es waren Jahre vergangen, der Mäusefallen- und Hechelkrämer hatte sich lange nicht mehr sehen lassen, und der Pachter auf dem Baiershofe glaubte, derselbe sei gestorben. Da kam eines Jahres im Spätherbst gegen Abend eine vierspännige Kutsche vor den Baiershof gefahren, aus welcher ein alter und ein junger Herr in reichgallonirter Kleidung stiegen, die sogleich mit einander in das Dickicht des Waldes gingen, in welchem der Goldborn ausquoll. Nach einer kur-

zen Weile kehrten die Herren zurück und kamen zu dem Pachter des Hofes, der mit seiner Familie und mit seinem Gesinde neugierig und verwundert bei der Kutsche stand. Der ältere der beiden Herren ging sogleich auf ihn zu, grüßte ihn, drückte ihm die Hand und sprach zu seinem jungen Begleiter: „Dieses ist der gute brave Mann, zu dem ich vor Jahren oft um diese Zeit gekommen bin und der mich immer gastfreundlich aufgenommen hat.“ Während nun der junge Herr sich dankbar äußerte, besann sich der Pachter, der ganz verlegen wurde, hin und her, wer dieser Herr sein möchte, der sich seinen Schuldner nannte, konnte sich aber nicht auf ihn besinnen. Darauf stieg der alte Herr in den Wagen und sah gleich darauf aus dem Schlage heraus, in einem alten, grauen Rock und auf dem Kopf einen schäbigen abgetragenen Filzhut. Augenblicklich erkannte jetzt der hocherstaunte Pachter den armen Hechelkrämer von ehemals.

„Nichtwahr, nun kennt ihr mich, mein wackrer Freund!“ rief lachend der alte Herr aus dem Wagen, in welchen der junge nun auch wieder einstieg. „Unter dieser armseligen Kleidung war ich zum öftern bei euch und holte hier mein Glück und meinen Reichthum aus dem verachteten Goldborn. Dieses ist mein Sohn, der aus Venedig mit mir hieher gereist ist, und dem ich den Platz gezeigt habe, dem ich so viel verdanke. Lebt wohl, denkt manchmal an mich, denn nun sehen wir uns niemals wieder.“

Die Kutsche rollte fort, und verwundert sahen alle Umstehenden dem Wagen mit langen Hälsen nach, bis er ihren Augen entschwunden war.

Jetzt aber eilte, wie von einem Gedanken getrieben, alles nach dem Goldborn, um dort geschwinde noch etwas Gold zu finden; allein mit Schrecken nahmen die Getäuschten wahr, daß nicht nur kein Gold zu finden sei, sondern daß auch das sonst klare und hellrieselnde Brünnlein in eine um-

sumpfte Pfütze verwandelt war. Man erzählte sich später, der Venetianer habe die Quelle durch Queckſilber verdorben, das er hineingeworfen; das Queckſilber habe das Gold gefreſſen und die Umgebung zum Sumpfe gemacht.

186. Die goldene Orgel.

Eine Stunde von Albersweiler in einem ſchönen Thale liegt das Dorf Euſſerthal *), das von einem ehemals bedeutenden, nun aber völlig verſchwundenen Kloſter den Namen hat. Nur das Chor der Kloſterkirche ſteht noch und wird als Kirche benutzt. Von dem ungeheuern Reichthume des Kloſters weiß man mancherlei im Dorfe zu ſagen, beſonders hört man viel von der goldnen Orgel reden, welche ehemals in der Kloſterkirche ſtand und beim Gottesdienſte geſpielt wurde. Als das Kloſter einmal von Feinden überfallen ward, war denn auch dieſer Schatz das Erſte, was die Mönche flüchteten. Sie ſchafften ſie an einen Sumpf, der ſich damals im Thal ausdehnte, und verſenkten ſie möglichſt tief in denſelben. Aber umſonſt hatten ſie das koſtbare Werk gerettet, ſie mußten fliehen, ſtarben in weiter Ferne und ihr Kloſter zerfiel in Trümmer. Wohl weiß man darum, daß die Orgel noch in der Nähe iſt; aber wo ſie liegt, iſt allen unbekannt. Aber jedesmal nach ſieben Jahren ſteigt ſie um Mitternacht aus der Tiefe und läßt weithin ihre herrlichen Töne erſchallen. Nichts gleicht dem zarten Hauche dieſer goldenen Flöten bei der feierlichen Stille der Nacht in der freien Natur. Bald ſchwellen die Töne zu mächtigen Wogen an und rauſchen durch das enge Thal hin, bald dämpft ſich

*) In der Pfalz

der Schall wieder und endet mit einem leise nachhallenden Echo in den Bergwäldern. Aber niemand wagt sich hin, den Meister zu schauen, der also die Töne in seiner Gewalt hat; und so bleibt es wohl immer der Zukunft vorbehalten, den herrlichen Schatz ans Licht zu bringen.

---

187. Tidianshöhle.

Vor mehreren Jahrhunderten lebte im Dienste eines Grafen von Falkenstein ein frommer, gottesfürchtiger Schäfer. Eines Tages, es war der St. Johannistag, als er ruhig seine Heerde am Fuße der Berge weidete, erblickte er in der Mittagsstunde im Thalgrunde eine wunderschöne Blume. Voll Verwunderung über den seltenen Schimmer ihrer herrlichen Farben eilte er auf dieselbe zu, pflückte sie und befestigte sie, nicht wissend, welches köstliche Kleinod er besitze, auf seinem Hute. Kaum hatte er sich wieder ruhig neben seiner Heerde im Schatten einer Eiche gelagert, als er nicht fern von sich den Eingang einer Höhle erblickte, die er bis zu dieser Stunde, so oft er auch schon in dieser Gegend seine Schafe gehütet, nie wahrgenommen hatte. Erstaunt über diesen neuen Anblick und neugierig, das Innere dieser Höhle näher zu untersuchen, trat er hinein und fand sie mit einem glänzenden Sande angefüllt. Er ahnete gleich, daß dies nicht gewöhnlicher Sand sei, füllte seine Taschen mit dem schimmernden Funde und trug denselben, ohne jemandem ein Wort von seinem Abenteuer zu erzählen, nach Magdeburg zu einem Goldschmidt. Dieser, dem beim ersten Anblicke gleich der Schimmer des edelsten Metalls entgegenstrahlte, und der bei näherer Untersuchung die vorzügliche Reinheit und Güte desselben entdeckte, bezahlte den Schäfer ansehnlich und bat ihn

in der Hoffnung eines künftigen größeren Gewinns ja recht bald und oft mit gefüllten Taschen zu ihm zurück zu kehren. Froh über seinen Fund kehrte der ehrliche Schäfer zu seiner Heerde zurück und suchte, mäßig und enthaltsam im Gebrauche seines Glückes, die Goldgrube immer nur dann auf, wenn seine Bedürftigkeit ihn dazu nöthigte.

Nach längerer Zeit begab es sich, daß der Graf von Falkenstein zu seiner bevorstehenden Vermählung bei demselben Goldschmied, welchen sein Schäfer mit Gold versorgte, Ringe und anderes kostbares Geschmeide bestellte. Er erstaunte, als ihn der Goldschmied fragte, ob er gewöhnliches oder tidianisches Gold haben wolle, denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Bezirk seit langer Zeit den Namen des Tidian führe. Auf seine Frage, was das für Gold sei und woher er es erhielte, belehrte ihn der Goldschmied, daß das tidianische Gold das schönste und reinste sei, was man bis jetzt kenne, und daß ein alter Schäfer ihm von Zeit zu Zeit davon bringe. Der Graf von Falkenstein, nur noch neugieriger durch diese Antwort gemacht, bat den Goldschmied, ihn rufen zu lassen, sobald sein Goldlieferant wieder käme. Nicht lange, so erhielt der Graf die Nachricht, daß der Schäfer da sei, und er säumte nicht, sich sogleich zu dem Goldarbeiter zu begeben. Hier fand er nun zu seinem großen Erstaunen in der Person des Goldmännchens seinen alten wohlbekannten Schäfer. Es kostete ihm nicht viel Mühe, dem arglosen Manne sein Geheimniß abzufragen, und da der Graf von einer Höhle des Tidian nichts wußte, versprach der Schäfer, ihn selber dahin zu führen. Kaum war der Graf von Falkenstein auf seiner Burg angelangt, als er in Begleitung seines Schäfers den Weg zur Höhle antrat, und die magische Kraft der Wunderblume, die der Schäfer noch immer, jedoch unbewußt, welche geheime Kraft dieselbe besitze, auf seinem Hute trug, zeigte auch bei-

den den Eingang zu den unterirdischen Schätzen, von denen sie, so viel sie fortbringen konnten, mit sich nahmen.

Der Graf, entzückt über den glücklichen Ausgang seiner ersten Wanderung, erdrückte fast mit seinen Liebkosungen den ehrlichen Schäfer, den er als den Urheber seines künftigen unermeßlichen Reichthums pries, und wiederholte bald in seiner Begleitung die Wallfahrt zur Höhle des Tibian mit eben so glücklichem Erfolge. Doch seine mit dem zunehmenden Reichthum wachsende Habsucht, seine unersättliche Goldgier peinigte ihn Tag und Nacht mit dem Gedanken, seine Schätze mit jemandem theilen zu müssen, und der quälende Argwohn, daß sein Schäfer das Geheimniß der Höhle weiter verbreiten und ihn so um den größten Theil seiner von der Zukunft gehofften unermeßlichen Schätze bringen könne, verdrängte bald jedes menschliche Gefühl aus seiner Brust und verleitete ihn zu der fürchterlichen Grausamkeit, seinem Wohlthäter die Augen ausstechen zu lassen. Da that der arme geblendete Mann, seinen Peiniger verfluchend, den Wunsch, daß die Höhle sich augenblicklich schließen und so lange verschlossen bleiben möchte, bis drei gebrechliche Herren, ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder, auf dem Falkenstein residirt haben würden. Dieser Fluch ist in Erfüllung gegangen; denn obgleich der Eingang zu der Höhle des Tibian noch heut zu Tage existirt, so findet man doch nirgends mehr die Oeffnung zu der goldreichen Grotte; und obgleich bereits ein lahmer und ein stummer Herr von der Asseburg (von welchem Letzteren sich das Bildniß noch in dem Rittersaale befindet) auf dem Falkenstein residirt haben sollen, so möchte doch wohl der dritte und letzte, der zur Oeffnung der Höhle erfordert wird, umsonst erwartet werden, da nun schon seit länger als funfzig Jahren die alte Burg unbewohnt steht.

188. Die Dummburg.

Mit Schauder naht der Wanderer den Trümmern der Dummburg. Grauſen faßt ihn, wenn ihn in dieſer Gegend die Nacht übereilt. Denn wenn die Sonne untergegangen iſt, und er betritt den Boden der Burg, ſo hört er in der Tiefe ein dumpfes Aechzen und Kettengeklirr. Und um Mitternacht ſieht er im Mondſchein die Geiſter der Ritter der Vorzeit. In feierlichem Zuge ſteigen zwölf lange, weiße Geſtalten aus den Felſentrümmern hervor, tragend einen großen offenen Sarg, den ſie auf der Höhe hinſetzen und dann verſchwinden. Auch bewegen ſich oft die Schädel, die hier und da umher liegen, unter den Klippen.

Lange Zeit hauſeten in der Dummburg Räuber, welche die Reiſenden und Kaufleute, wenn ſie auf der Landſtraße von Leipzig nach Braunſchweig dort vorüberkamen, überfielen, erſchlugen und beraubten. Die aufgehäuften Schätze verwahrten ſie in unterirdiſchen Höhlen. Tiefe Brunnen waren ausgefüllt mit Erſchlagenen, und in dem ſchrecklichen Burgverlies der Raubburg ſtarben oft Unglückliche den langſamen Hungertod. Lange blieben die Schlupfwinkel der Räuber unentdeckt. Doch endlich traf ſie die Rache der verbundenen Fürſten.

Die geraubten Schätze von Gold und Silber und Edelſteinen liegen noch jetzt aufgethürmt in den verſchütteten Kellern und Gewölben der Dummburg. Doch nur ſelten iſt es einem Wanderer vergönnt, die hineinführenden Pforten zu finden, wenn er auch hier und da verfallene Eingänge entdeckt. Geiſter in Mönchsgeſtalten oder auch leibhaftige Mönche ſteigen hier öfters hinab.

Einſt ſahe ein armer Holzhauer, der hinter den Felſentrümmern eine Buche fällen wollte, einen Mönch langſam

daher kommen durch den Forst und verbarg sich hinter dem Baum. Der Mönch ging vorbei und in die Klippen hinein. Der Holzhauer schlich ihm nach und sah, daß der Mönch an einer kleinen Pforte stehen blieb, die noch keiner der Dorfbewohner entdeckt hatte. Der Mönch klopfte leise an und rief: „Thürlein, öffne dich!“ und die Pforte sprang auf. „Thürlein, schließe dich!“ hört er rufen, und es schloß sich die Pforte. Am ganzen Leibe zitternd bezeichnete der Holzhauer den gekrümmten Gang mit Zweigen und übereinandergelegten Zweigen. — Seit der Zeit konnte er nicht schlafen und essen, so ängstete ihn die Neugierde, zu wissen, was in dem Keller sei, zu dem die wunderbare Pforte führte.

Den nächsten Sonnabend fastete er, und mit Sonnenaufgang ging er am Sonntage mit dem Rosenkranz in der Hand hin zu den bezeichneten Klippen. Jetzt stand er vor der Pforte und klappte mit den Zähnen; denn immer dacht er, einen Geist kommen zu sehn in Mönchsgestalt. Aber es erschien ihm kein Geist. Zitternd schlich er heran zur Pforte, lauschte lange und — hörte nichts. Endlich betete er in der Angst seines Herzens zu allen Heiligen und der Jungfrau und klopfte dann schnell halb ohne Besinnung an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!“ sprach er mit schwacher bebender Stimme. Die Pforte sprang auf, und er sahe vor sich einen schmalen, dämmernden Gang. Er wankte hinein, und der Gang verlor sich bald in ein geräumiges, ziemlich helles Gewölbe. „Thürlein, schließe dich!“ sagte er, ohne es zu wollen. Da schloß sich hinter ihm die Pforte.

Nun ging er zitternd vorwärts und fand große offne Fässer und Säcke, angefüllt mit alten Thalern und feinen Gulden und schweren Goldstücken. Auch standen da mehrere Schmuckkästchen voll Juwelen und Perlen; kostbare Monstranzen und geschmückte Heiligenbilder lagen und standen auf silbernen Tischen in den Ecken der Höhle. Der Holzhauer

bekreuzte und segnete sich, wünschte sich tausend Meilen von dem bezauberten Ort und konnte doch der Begierde nicht widerstehen, etwas zu nehmen von den ungebrauchten Schätzen, um seine Frau und acht Kinder zu kleiden, die lange schon in Lumpen gingen.

Zitternd und mit zugedrückten Augen streckte er seine Hand aus nach einem Sack, der zunächst neben ihm stand, und nahm einige Gulden heraus. Er faßte schnell nach seinem Kopfe und fand ihn noch fest sitzen an seiner Stelle. Schon weniger zitternd und durch die Augenwimpern blinzelnd nahm er einige Thaler, auch ein paar Hände voll von den kleinen glänzenden Blechmünzen und wankte, sich bekreuzigend, der Thür wieder zu.

„Komm wieder!" rief ihm eine dumpfe Stimme aus der Tiefe der Höhle. Kaum vermocht er, da rings um ihn alles im Kreise sich drehte, das: „Thürlein, öffne dich!" zu stammeln. Da sprang die Pforte auf. Fröhlich und lauter rief er: „Thürlein, schließe dich!" und es schloß sich die Thüre.

Er eilte nach Hause, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, sagte aber nichts von den gefundenen Schätzen, ging dann in die Klosterkirche und opferte zwei Zehntheile von allem, was er genommen hatte in der Höhle, für die Kirche und die Armen. Den folgenden Tag ging er zur Stadt und kaufte seiner Frau und seinen Kindern einige Kleidungsstücke, die sie sehr bedurften. Er habe, sagte er, einen verwitterten alten Thaler und ein paar Gulden unter den Wurzeln der Buche, die er fällte, gefunden.

Den folgenden Sonntag ging er mit festerem Schritt hin zu der Pforte in den Klippen, machte es wie das erste Mal und füllte mehr, doch mäßig und bescheiden, seine Taschen. — „Komm wieder!" rief ihm die dumpfe Stimme. Und er kam den dritten Sonntag wieder und füllte seine Taschen wie vorher.

Jetzt war er in seinen Augen ein reicher Mann. Aber, was sollte er machen mit seinem Reichthum? Er gab der Kirche und den Armen zwei Zehntheile von allem, was er hatte, und das andere wollte er in seinem Keller vergraben, um von Zeit zu Zeit nach dem Bedürfniß seines Hauses etwas zu holen. Doch konnte er der Begierde nicht widerstehen, sein Geld vorher zu messen, denn Geld zählen hatte er nimmer gelernt.

Er ging zu seinem Nachbar, einem reichen, reichen Mann, der aber hungerte bei seinem Reichthum, der mit Korn wucherte, den Arbeitern den Lohn entzog, Wittwen und Waisen das Ihrige abdrang und auf Pfänder lieh und keine Kinder hatte. Von diesem borgte er eine Metze, maß sein Geld, vergrub es und trug die Metze zurück.

Aber die Metze hatte große Spalten, durch welche der Kornwucherer beim Verkauf an arme Handarbeiter durch Schütteln und Schlagen immer einige Körner wieder auf seinen Haufen zurückfallen ließ. In einer dieser Spalten waren einige kleine Blechmünzen zurückgeblieben, die der Holzhauer beim Ausschütteln des Geldes nicht bemerkte.

Doch den Falkenaugen des reichen Nachbars entgingen sie nicht. Er suchte den Holzhauer im Walde auf, und fragte ihn, was er gemessen habe mit der Metze? „Holzsaamen, Haferkorn und dergleichen," antwortete dieser stotternd. Aber mit Kopfschütteln zeigte ihm der Wucherer die Blechmünzen, drohte ihm mit den Gerichten und der Folter, und dann versprach er ihm wieder alles, was er sich nur wünschen konnte. Und so preßte er ihm nach und nach das geahnete Geheimniß ab und lernte von ihm die furchtbaren Worte.

Die ganze Woche hindurch machte nun der reiche Wucherer Entwürfe, wie er mit einem Male alle Schätze heraus schaffe aus der Höhle und auch die, welche in Nebenhöhlen

noch etwa verborgen sein könnten und unter der Erde vergraben sein dürften. Der Holzhauer bat ihn, abzustehen von seinem Vorhaben, stellte ihm die Gefahr vor, erzählte ihm hundert Beispiele von unglücklich gewordenen Schatzgräbern. Aber wer hält einen Geizhals von einem offnen Sack voll Goldstücke zurück? Durch Drohungen und Bitten wurde der Holzhauer endlich beredet, einmal nur noch mitzugehen zu der Pforte, er sollte die Säcke, die der Wucherer alle selbst herausschleppen wollte. nur in Empfang nehmen und in ein Gebüsch verstecken. Dafür sollte er die Hälfte haben von allem, und die Kirche den Zehnten; auch sollten alle Arme des Dorfs neu gekleidet werden.

So sprach der Geizige. In seinem Herzen aber hatte er beschlossen, den Holzhauer, wenn er seiner Hilfe nicht mehr bedürfte, in den tiefen Brunnen auf der Burg hinunter zu stürzen, den Armen nichts, und der Kirche einige Blechmünzen zu geben, wozu er im Geist schon die leichtesten aussuchte.

Den nächsten Sonntag ging der Geizige noch vor Aufgang der Sonne mit dem Holzhauer in die Klippen der Dummburg. Auf seiner Schulter trug er einen großen Dreischeffelsack, in welchem zwanzig etwas kleinere steckten, und einen Spaten und eine große Hacke. Der Holzhauer warnte ihn noch einmal ernstlich vor Habsucht, aber vergebens, empfahl ihm das Gebet zu den Heiligen, aber umsonst.

Nun kamen sie zu der Pforte. Der Holzhauer, dem nicht wohl bei der Sache war, den aber die Furcht vor der Folter zurückhielt, blieb in einiger Entfernung stehen, um die Säcke in Empfang zu nehmen. „Thürlein, öffne dich!“ rief hastig und vor Gier zitternd der Kornwucherer. Da öffnete sich die Pforte und er ging hinein. „Thürlein, schließe dich!“ Die Pforte schloß sich hinter ihm.

Kaum war er in dem Gewölbe und sah alle die Fässer

und Säcke und Kasten voll Gold und edeln Steinen und Perlen und blinkendem Golde, so verschlang er alles mit den Augen und riß mit bebender Hand die zwanzig Säcke aus dem großen Sack heraus und wollte hastig sie füllen.

Da kam aus der Tiefe der Höhle langsamen Schrittes ein großer, schwarzer Hund mit feurigen, funkelnden Augen und legte sich wechselnd auf jeden gefüllten Sack und auf alle das Geld.

„Fort mit dir, du Geizhals!“ so grinzte der große schwarze Hund ihn an. Bebend fiel er zur Erde und kroch auf Händen und Füßen der Thüre zu. Aber in der Angst seines Herzens vergaß er das „Thürlein, öffne dich!“ rief einmal über das andere: „Thürlein, schließe dich!“ und die Thür blieb verschlossen.

Lange harrte sein der Holzhauer mit pochendem Herzen. Da schiens ihm, als hörte er Aechzen und Winseln und ein dumpfes Hundegeheul — und dann war es plötzlich wieder still.

Jetzt hörte er das Läuten zur Messe in dem Kloster. Er betete seinen Rosenkranz, dann pochte er leise an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!“ Es öffnete sich die Pforte, aber — o Jammer, da lag der blutende Körper seines bösen Nachbars ausgestreckt auf seinen Säcken, und die Fässer und Kasten voll Gold und Silber und Diamanten und Perlen sanken vor seinen Augen immer tiefer und tiefer in die Erde.

---

189. Der Schaaz offen alle Liebestein.

Offen[1]) alle Schlosz öbern Suirbuirn[2]) da sah[3]) e Schaaz steh, den hunn se emah wollt he.[4]) Da hunn se

---

1) auf dem. 2) Sauerbrunnen (Bad Liebenstein). 3) soll. 4) heben.

den Jesewitter[1]) geholt, der hat den Geist mutt zitihr, u hat en mutt frehg,[2]) buh miht das Gehld versatzt wär? Da hat der Geist gesuin:[3]) es wer mit en schwairze Huhn versatzt; se söllen sich awwer in Aicht nahm, dafz se kei Huhn näme, bu au nert[4]) e einzig wiss Federche drun wer, sust bräch en der Tüfel den Hahls. Nu wair enner debei, den hiefz me Nakkelkappe, der suhk, e wöll e schwairz Huhn schaff, die soll kei wiss Federche ha. U bihs Awwed wuir, da kuhm Nakkelkapp u braicht e schwairz Huhn, un der wair kei wiss Federche meh zu sinn; awwer se hatt eine gehatt im Schwanz, die hatt'r Nakkelkapp uisgerauft.

Bihs nu ellef geschluihe hatt, da sein se enuffer[5]) offs all Schlohs gegange, u hunn e Lohch gegrahbe, buhs en der Jesewitter gesuint hatt. U dernach, da nummen se Nakkelkappe si Huhn, u hillens drüwwer, u numme e Messer u stachens in de Brust u liefze das Blut eniner träufel ins Lohch. Bih awwer kummt[6]) e Pair Trapfe Blut eningeschprotzt wairn in das Lohch, da geschah e Gepoller, ens bann[7]) d's gahnz Schlohs zesummebräch, u da riefs: Allewihl wih ich erst dem Racker den Hahls ömdreh, der der Huhn de wiss Fehder uissen Schwanz gerauft hat! — U da kuhm e Deink,[8]) es bih e Geisbohk, das fuihr off se enihner u stiefz off se lohs, um meiste awwer off Nakkelkappe. Da derschrahken se u resse uis, u stuirzte enner übern annere her, u das Hörnerdeink stiefz ümmer off se lohs, bis se e gahnz Stöck wiht vom alle Schlofz ewekker[9]) wairn. U se kumme all meh todt ens lebendig heim. Um meiste awwer wair Nakkelkapp zugericht; u drei Tai drüff, de

---

1) Jeſuiten. 2) müſſen fragen. 3) geſagt. 4) nur. 5) hinauf. 6) kaum. 7) als wenn. 8) Ding. 9) weg.

wair e todt. Un an die annere die mutten sich ins Bett leh, u wuirn krahnk u öhr Lahte wair kenner widder offs all Schlohs ze brenge.

---

190. Der Burggeist auf der Skorzenburg.

In geringer Entfernung von Ohlstadt erhebt sich ein waldiger Felsen, von dessen Höhe man weithin die ganze Gegend überschaut, insgemein die Skorzenburg genannt. Man erzählt noch, wie diese Burg vormals eine mächtige und berühmte Feste gewesen, wie zuerst die Skyren, alsdann die Schenken und zuletzt die Chamer da geherrscht hätten, bis die Münchner in einer Fehde mit Gebhard von Chamer herangezogen, die Burg mit einer eisernen Kanone eilf Wochen lang belagert und endlich von Grund aus zerstöret hätten.

Von dieser vormaligen Burg geht unter dem Volke noch eine Sage, welche Schöppner bei einem Besuche des Felsens aus dem Munde eines achtzigjährigen Mannes vernommen. Die Erzählung lautete:

„Es mögen etwa zwanzig Jahre her sein, da war ich auf der Feste und schaute hinaus in das Weite. Auf einmal hörte ich Fußtritte hinter mir, und als ich umschaute, stand ein Mann in meiner Nähe, der weitum als Wilderer bekannt, und ich darf schon sagen, berühmt war. Er kannte alle Stellen, worüber die Hirsche und Rehe wechselten, und wo immer Lehmhalden waren und die Gemsen äseten, da fand er hin. Aber den Gamsanderl kannten auch alle Jäger, und vor ihnen mußte er flüchten wie die Gemsen vor ihm. Diesmal sah er sehr verdrießlich aus, denn er hatte keinen Schuß gethan, zudem hörte er die Hunde eines Jägers anschlagen und mußte auf seine Sicherheit bedacht sein.

„Rauttner!“ sprach er, und warf den Stutzen auf die Erde, „ich gebe dieses Gewerb auf und will fortan ehrlich leben. Du kannst mir dazu behilflich sein und kannst selbst glücklich werden. Da unten im Felsen, in der zweiten Kammer, die mit einer eisernen Thür verschlossen, ist ein Schatz, der leicht zu heben wäre, wenn nur die Thür nicht hinderte. Doch mit deiner Axt und Beihilfe hoffe ich sie aus den Angeln zu heben; komm mit mir!“

Er stieg voraus in die Oeffnung hinab, die man in Mitte des Felsens gewahrt, und ich folgte nicht ohne Schauder und Furcht nach. Als wir einige Schritte durch Schutt und Steingeröll uns durchgearbeitet hatten, betraten wir eine halbverfallene Stiege aus Stein, die uns tief und tiefer hinabführte, bis wir in eine aus dem Felsen gehauene Kammer kamen. „Das ist die erste Kammer!“ sagte der Wilderer, schlug Feuer und zündete eine Wachskerze an, die er in seinem Bergsack mit sich trug. Bald sah ich auch die eiserne Thür, der sich Anderl bereits genähert hatte, um die Axt zwischen Thür und Pfoste zu zwängen. Aber innen in der Kammer hörten wir eine Stimme, die dem Anderl wie aus dem Grabe hohl tönte, mir aber hellklingend wie der Ton eines Silberglöckleins vorkam, zweimal rufen: „Gleich! gleich!“ Bebend vor Schrecken ergriffen wir beide die Flucht. Wie wir aber über die gebrechliche Stiege durch den Schutt und das Geröll wieder zum Tageslicht kamen, — ich weiß es nicht! Nur das weiß ich, daß der zweimalige Ruf „gleich, gleich!“ oben noch lange in meinen Ohren wiederhallte, und daß unten meine Axt und Anderls Perspectivlein lag, das er mir im Hinuntersteigen zum Halten übergeben hatte. Oft denke ich an diese Begebenheit, und immer durchrieselt mich ein eiskalter Schauer. Nie habe ich glauben wollen, daß auf der Feste ein Burggeist hauset, dessen hohler Zuruf dem vorübergehenden Holzer Unglück, dessen hellklingender Ruf Glück

bei der gefahrvollen Arbeit verkündet; jetzt aber glaube ich beides. Denn der hohle Ruf des Burggeistes war auch für den Gamsanderl von schlimmer, sehr schlimmer Bedeutung. „Gleich, gleich!“ rief es tief unten im Felsen, und Anderl sollte gleich — schon des andern Tages — tief unten in einer Felsenschlucht der Berge sein Grab finden. Er sprang, verfolgt von einem Jäger, über eine Wand, und niemand hörte weiter von ihm.

---

191. Der Schatzwagen.

Drunten im Land, ich glaube bei dem kleinen Gerzensee, lebte reich und stattlich ein alter Bauersmann, der Speicher und Kasten voll, aber das Herz im Leibe doch leer hatte von Zufriedenheit. Der grübelte viel und lang, daß er genug thäte seiner Habsucht, denn Arbeit mit redlichem Gewinn schaffte länger ihm kein Genügen. Da ward ihm kund, daß die Leute munkelten von einem tief verborgenen Schatz in einem Hügel des nahen Geländes, und wie der Schatz geladen sei auf einen ungeheuern vierrädrigen Wagen, der oft in des Hügels inwendigem Raum durch Knarren und Rasseln vernommen werde. Zuletzt ward auch gesagt von einem steinalten Mütterchen, daß am Ostertag um Mitternacht des Wagens eichene Deichsel hervorstehe aus dem abschüssigen Hügelrain an der Morgenseite, und wie man wohl möge dann Roß oder Rind daran spannen; aber daß sie prasselnd zurückgehe tief in des Hügels Bauch, sobald eine Stunde verstrichen sei, und daß niemand je den Wagen herausgeschafft habe.

Der alte Nimmersatt fand gleich keine Rast mehr, als die Mär ihm zu Ohren gebracht war. Nichts von dem, was

er hatte, gefiel ihm hinfort; es sei Lumperei, sprach er in seiner Thorheit, es sei Bettel gegen den Schatzwagen, und einmal sei der Wagen bestimmt einem gescheuten Manne, der ihn ans Licht herausziehe, denn wozu sonst die Deichsel aus dem Erdboden hervor?

Also ging der Mann, von Unruhe gejagt, allnächtlich aus mit einem großmächtigen Hammer und klopfte gierig an jeden Sandhügel und Grasrain, ob es hohl klingen und ob es die Stätte des Wagens ihm endlich verrathen wolle. Dieweil aber das Jahre lang umsonst geschehen, war er nur hitziger darauf, gab niemanden ein gutes Wort, brütete heimlich über seltsamen Gedanken oder Büchern, guckte den Nachthimmel an und genoß aller Freude des Lebens nicht. Zu allerletzt gerieth er an einen Teufelsbeschwörer und Geisterbanner, der Rath wußte zu bösen Künsten, als dazumal oft geschah. Derselbe Wicht ließ den habgierigen Bauer schwer Geld bezahlen und zirkelte viel im Sande herum, machte Flausen mit dem Haselstock, ging in schwärzester Nacht auf Kundschaft aus und berichtete dem Alten nach Jahr und Tag, der Hügel sei gefunden, auf nächsten Ostertag solle die Deichsel klafterlang in die Lüfte ragen, und so manchen kohlschwarzen Bock er in der Nacht dort schlachten würde, bis zu der angesagten Zeit, so manche Goldkiste mehr werden die Unterirdischen auf den Wagen noch laden.

Der Geiznarr läßt sichs nicht reuen, mit Geld und guten Worten alle schwarzhaarigen Böcke des Landes herbei zu schaffen, und schlachtet sie heimlich in den Mitternächten auf dem Schatzhügel ab und stiert mit rollenden Augen, ob der Boden nicht aufschwelle von den Goldkisten, die der Wagen auf seine Leitern kriegt. Das Herz wollte ihm fast bersten vor Gier, als der Ostertag näher rückte. Und wie sie kam, die Höllennacht selber, ist der Alte wieder fröhlich zum ersten Mal. Vier gewaltige Stiere, vier tüchtige feurige

Roſſe, ſtark durch das nahrhafteſte Futter während Monaten, dazu Ketten und Seile, Lederriemen und neues Geſchirr waren bereit; und niemand durfte was wiſſen als der Teufelsbanner; alle Knechte und Mägde ſammt der eignen gottſeligen Frau wurden liſtig fortgeſchickt auf die Nacht; denn der Filz wollte den Raub verſtecken, ohne daß ein Menſch ihn merken könnte.

Da wirds finſter, und die Käuzlein wehklagen, die Fledermäuſe ſchwirren, das Unkengeſchrei macht ſich laut. Beide Geldwölfe ziehen aus mit Peitſchen, um die Zugthiere zu treiben, mit Hebeln, um die Räder zu fördern, mit den Zugthieren ſelbſt und allem Geräth des Vorſpannens, ihre Herzen entbrannt in erſchrecklichen Gelüſten. Am Hügel ankommend, weil ſie nicht wagen Lichter zu brennen, ſind ſie bemüht, im Tappen alles in Bereitſchaft zu ſetzen, und der Beſchwörer bindet mit furchtbaren Bannſprüchen auf die Seele: jedes Wort und jeder Laut in der Geiſterſtunde ſei der Untergang ihrer Hoffnung auf lebenslang.

Es ſchlägt Zwölf; ein Krachen, als ſollte die Erde ſich ſpalten, geht von dem Abhange des Hügels aus, und eine Deichſel, drei Spannen dick, ſauſt in Pfeilesſchnelle neben den erſchrockenen Männern heraus. Aber da war kein Beſinnen, da galt keine Warnung mehr; ſie fahren zu bei bläulichem Schwefellichte, das an der Spitze der Deichſel matt in die Finſterniß leuchtet. Schnell ſind die Stiere ſammt den Pferden vorgeſpannt, und ſchnell mit den Peitſchen auch angetrieben. Ein Ruck und wieder ein Ruck! Der Boden klaffet je mehr und mehr, die Zugthiere dampfen, ſie ſträuben ſich und bäumen ſich, ſie ziehen wiederum keuchend an der Sündenlaſt. Herrgott über die Reichthümer, die der Menſchenfeind auf den Wagen geſchichtet! Alle Felgen und Speichen erglänzen von Schwefellicht. Die Schatzgräber helfen nach mit Hebebäumen, und ſchon ſind die Vorderräder aus dem Erdboden gelüpft, ſchon rücken die Hinterräder ins Freie

daher. O da schwoll übermächtig das Herz des Bauern! und im Taumel der Freude bricht er des Schweigens Bann, jauchzet: „Hoho, nun ists bald heraus!“ — — und fällt, von einem entsetzlichen Gebraus und Gerassel und Gestampfe wie sinnlos gemacht, auf den erdröhnenden Boden. Rosse, Stiere, Wagen, durch übermenschliche Gewalt fahren zurück in den Erdschlund hinein; die laut ächzenden Thiere streben mit Todesangst entgegen und schlagen fußtief ihre Hufe und Klauen in den Grund, aber ein Kinderspiel ist alles gegen die Höllenmacht. Der Teufelsbanner verschwindet, und der Bauer kömmt erst in der Morgendämmerung durch die Nässe des Thaues zur Besonnenheit.

Alles war hin; ohne Spur, den zerstampften Grasboden abgerechnet, sind die Gespanne sammt Ketten und Geschirr im unerbittlichen Erdenschooß. Nichts als Schande, Lügen, Spott und wiederum Schande harrt des Geldgierigen; er zerkratzt sich hundertmal das Angesicht, wirft sich auf der Erde herum, wühlt krampfhaft in die Tiefe hinab, springt als ein Rasender endlich hoch in die Lüfte, blickt wahnsinnigen Blickes um sich her und rennt dann unter herzdurchbohrendem Geheul der vorüberfließenden Aare zu, worauf ihn kein Mensch mehr gesehen hat.

XIV.

192. Der betrogene Teufel.

Ein Mann befand ſich in großer Geldnoth und rief den Teufel an. Der Teufel kam und verſprach ihm einen Scheffel Goldgeld zu geben; er ſolle ihn gehäuft voll empfangen und nach zehn Jahren nur geſtrichen wieder abliefern. Könnte er das nicht, ſo müſſe er ihm ſeine Seele geben. Der Teufel hoffte, der Mann ſollte ein Schlemmer werden und würde dann ihm ſicherlich zufallen. Der Mann aber fragte: ob er das Geld, wenns ihm möglich wäre, nicht früher wieder abliefern könnte? der Teufel ſagte dazu ja. Als er darum dem Mann den gehäuften Scheffel brachte, nahm dieſer ein Brett, ſtrich ab und ſagte zu ihm, er könne das übrige nun wieder mitnehmen; denn mehr brauche er nicht. Seit der Teufel dieſen Aerger gehabt, iſt er vorſichtiger bei ſeinen Contracten geworden.

---

193. Der Maler zu Lübeck.

Im Jahre 1351 iſt ein kunſtreicher Maler in Lübeck geweſen, der von jederman viel zu arbeiten bekommen. Wenn er nun in Kirchen, Klöſtern oder ſonſt was von Hiſtorien gemalet, in welchen des Satans mitgedacht worden,

hat er diesen allewege so häßlich und gräulich gemacht, daß immer dafür erschrecken müssen, der es nur ansichtig geworden.

Nun kömmt auf eine Zeit der Satan in Menschengestalt zu diesem Maler an seine Arbeit, redet mit ihm und spricht: wie es doch komme, daß er den Satan so übel abmale, da selbiger doch nicht so häßlich, scheuslich und schrecklich sei? Der Maler entgegnet: er könne den Satan so gräulich gar nicht malen, als er an ihm selber selber sei. Da spricht der Satan wieder: daß er dem Maler große Freundschaft thun wolle, so ihm dieser angelobe, ihn hinfüro nicht so scheuslich und häßlich zu malen. Dem wird zur Antwort: der Maler begehre des Satans Freundschaft gar nicht und werde denselben noch häßlicher als zuvor jemals herausstreichen.

Hierauf ist der Satan von ihm gegangen und hat gesagt: daß er ihm kürzlich einen sonderlichen Possen spielen wollte, also daß ihm seiner Weigerung gereuen möchte.

Wenige Zeit hernach geht nun dieser Satan in Gestalt und täglicher Kleidung des Malers zum Gewandschneider, welcher desselbigen großer Freund war, besiehet da etwas von seinem Tuch und dinget darauf, daß eine ziemliche Summe anläuft; endlich nimmt ers, bindets zusammen in ein Bündel und bringt es in des Malers Schlafkammer, wo ers unter das Bett stößt.

Den andern Tag kömmt des Gewandschneiders Junge und fordert sein Geld, das der Maler, genommenem Abscheid nach, als gestern hätte bringen sollen. Der Maler lachet ihm zu und fragt: ob er toll sei? er wisse von keinem Tuch.

Der Junge kömmt heim und klaget es seinem Herrn, welcher ein vornehmer Gewandschneider war; der geht zu den Herren des Gerichts, klaget den Maler an und spricht, daß er ihm so und so viel Ellen fein Tuch gestohlen und damit nach Hause gegangen sei. Der Maler thut alsbald

eine Willkür: da man solches Tuch in seiner Behausung finden werde, solle man ihn an den lichten Galgen henken.

Der Richter schickt darauf in des Malers Haus, läßt alle Winkel durchsuchen, und ist endlich das verlorene Tuch unterm Bett hervorgenommen worden. Deß erschrickt der Maler gar heftig und will sich viel entschuldigen; aber es mochte nicht helfen: er mußte von Stund an auf die Reckebank; da hat ers zugestanden, weil er solche Pein nimmer leiden können. Hierauf denn, wie auf seine eigene Willkür, hat ihm Urthel und Recht gegeben, daß er den andern Tag hängen solle.

In der Nacht aber gegen Morgen gar früh kömmt der Satan zu dem Maler ins Gefängniß und spricht mit sanften Worten zu dem Gefangenen: „Sieh nun, hättest du vorhin meinen Willen gethan, so dürftest du jetzt nicht im Galgen hängen. Aber ich weiß noch Rath: so du mein sein willst, sollst du alsbald erlöset werden.“ Der Maler aber spricht nein, und daß er lieber zweimal sterben wollte, als einmal der seinige wesen. „Nun wohlan denn,“ spricht der Satan wieder, „so thu mir einen Eid bei deinem Gott, daß du mich fernerhin auf das schönste und herrlichste malen willst; so will ich mich an deiner Statt henken lassen.“

Der Maler bedenkt sich nicht lange, in Betracht, daß er solches wohl halten könne, und thut ihm den Eid. Von Stund an werden ihm die Fesseln los, und der Satan legt sich selber die Schlösser und Ketten wieder an und spricht: „Siehe, da hast du meine Kleider;“ und streicht ihm ein ander Färbchen im Gesicht an und spricht: „Gehe jetzt nach Hause, mache Thür und Fenster zu, daß niemand aus- und einkommen möge bis auf den Nachmittag um 2 Uhr; alsdann geh auf den Markt und laß dich schauen von jedermann.

Hierauf ist nun gegen Mittag der Satan in des Malers

Gestalt hinausgeführt und an den Galgen gehenket; der Maler aber versperret sich im Hause bis auf den Nachmittag; da kömmt er hervor, geht auf den Markt und läßt sich schauen von jedermänniglich. Die Leute jedoch weichen ihm aus dem Wege und sprechen mit großer Verwunderung: „Sieh da, ist der nicht diesen Morgen gehenket worden?“ Der Maler spricht: „Nein, der Teufel mag henken, ich aber bin kein Dieb gewesen.“ Solche Rede und Widerrede ist endlich vor die Herren des Gerichts gekommen; die lassen ihn zu sich fordern, und wie sie ihn ansichtig werden, stutzen sie auch nicht wenig und fragen: ob er nicht vor vier Stunden gehenkt worden? Da sagt er: nein; der Teufel möge hängen, er aber nicht.

Die Richteherren schicken nun den Frohnen hinaus und lassen besichtigen, was er den Morgen gehenkt. Der Büttel läuft hin; aber wie er die Leiter hinansteigt und den Gehenkten angreift, siehe, da ist er so leicht wie Schweef*) und nur ein Schatten, der da einem Menschen gleich gewesen.

Darauf haben die Herren den Maler ganz ernstlich befragt: wie sich der Handel eigentlich verhielte? das sollte er ihnen nach der Wahrheit und an Eides Statt berichten. Darauf erzählt nun der Maler alles von Anfang an, und wie er vom Satan losgemacht sei, der sich selbst henken lassen.

Hievon ist das gemeine Sprichwort aufgekommen, wenn einer nach Lübeck gewollt: Ja, ja, ziehe hin nach Lübeck; da schenkt mans keinem nicht und henket so bald den Teufel als Menschen an den Galgen.

Wie aber dem Maler unlängst hernach eine Altartafel zu malen verdinget worden, nemlich von der Historie, wie Leib und Seele von einander scheiden und auf die Seele nicht

*) Strohwisch.

allein die Engel Gottes sondern auch der Satan fleißig warten: da gedenkt der Maler an sein Gelübde, das er in höchster Noth geschworen und malt den Satan in Gestalt des höchsten Herrn der ganzen Welt, nemlich wie einen herrlichen, schönen alten Mann mit der Krone und dem ganzen Ornament des Papstes, jedoch anstatt der Ohren zwei gekrümmte Bockshörner und unter dem langen Rock den einen Fuß mit einer Satansklaue; daneben stund also geschrieben:

Hanc animam posco, quam plenam criminibus nosco.

Diese Tafel stand hinter dem Chor auf einem Altar, ist aber Anno 1600 von dem Domherrn und Structuarius Schrader in das Reventer gehängt.

---

194. Der Schmied zu Jüterbogk.

Zu Jüterbogk lebte einmal ein Schmied, der war ein gar frommer Mann und trug einen schwarz und weißen Rock. Zu ihm kam eines Abends noch ganz spät ein Mann, der gar heilig aussah, und bat ihn um eine Herberge. Nun war der Schmied immer freundlich und liebreich zu jedermann, nahm daher den Fremden auch gern und willig auf und bewirthete ihn nach Kräften. Andern Morgens, als der Gast von dannen ziehen wollte, dankte er seinem Wirthe herzlich und sagte ihm, er solle drei Bitten thun, die wolle er ihm gewähren. Da bat der Schmied erstlich, daß sein Stuhl hinter dem Ofen, auf dem er Abends nach der Arbeit auszuruhen pflegte, die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast so lange auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst losslasse; zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Hinaufsteigenden gleicherweise nicht herablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst be-

freite. Diese drei Bitten gewährte auch der fremde Mann und ging darauf von dannen.

Nicht lange währte das nun, so kam der Tod, wollte den Schmied holen; der aber bat ihn, er möge doch, da er sicher von der Reise zu ihm ermüdet sei, sich noch ein wenig auf seinem Stuhle erholen. Da setzte sich denn der Tod auch nieder, und als er nachher wieder aufstehen wollte, saß er fest. Nun bat er den Schmied gar sehr, er möge ihn doch wieder befreien; allein der wollte es zuerst nicht gewähren; nachher verstand er sich dazu unter der Bedingung, daß er ihm noch zehn Jahre schenke; das war der Tod gern zufrieden, der Schmied löste ihn, und nun ging er davon.

Wie nun die zehn Jahre um waren, kam der Tod wieder; da sagt ihm der Schmied: er solle doch erst auf den Apfelbaum im Garten steigen, einige Aepfel herunter zu holen, würden ihm wohl auf der weiten Reise schmecken; das that der Tod, und nun saß er wieder fest. Jetzt rief der Schmied seine Gesellen herbei, die mußten mit schweren eisernen Stangen gewaltig auf den Tod losschlagen, daß er ach und wehe schrie und den Schmied flehentlich bat, er möge ihn doch nur frei lassen, er wolle ja gern nie wieder zu ihm kommen. Wie nun der Schmied hörte, daß der Tod ihn ewig leben lassen wolle, hieß er die Gesellen einhalten und entließ jenen von dem Baume. Der zog glieder- und lendenlahm davon und konnte nur mit Mühe vorwärts. Da begegnet ihm unterwegs der Teufel, dem er sogleich sein Herzeleid klagte; aber der lachte ihn nur aus, daß er so dumm gewesen, sich von dem Schmied täuschen zu lassen, und meinte, er wolle schon mit ihm fertig werden. Darauf ging er in die Stadt und bat den Schmied um ein Nachtquartier. Nun wars aber schon spät in der Nacht, und der Schmied verweigerte es ihm, sagte wenigstens, er könne die Hausthür nicht mehr öffnen; wenn er aber zum Schlüsselloch herein-

fahren wolle, so möge er nur kommen. Das war nun dem Teufel ein Leichtes, und sogleich huschte er durch. Der Schmied war aber klüger als er, hielt innen seinen Kohlensack vor, und wie nun der Teufel darin saß, band er ihn schnell zu, warf den Sack auf den Amboß und ließ nun seine Gesellen wacker drauf los schmieden. Da flehte der Teufel zwar gar jämmerlich und erbärmlich, sie möchten doch aufhören; aber sie ließen nicht eher nach, als bis ihnen die Arme vom Hämmern müde waren und der Schmied ihnen befahl, aufzuhören. So war des Teufels Keckheit und Vorwitz gestraft, und der Schmied ließ ihn nun frei; doch mußte er zu demselben Loche wieder hinaus, wo er herein geschlüpft war, und wird wohl kein Verlangen nach einem zweiten Besuche beim Schmiede getragen haben.

---

195. Der Teufel und der Schulmeister.

Zu Reinsfeld war einmal ein Schulmeister, der den Teufel citiren konnte. Das that er denn auch einmal in einer Nacht auf Begehren von vier lustigen Brüdern und befahl ihm, für jeden ein Malter neuer Thaler zu bringen. Vorher hatte er die vier mitten in die Stube um einen Tisch gesetzt, darauf ein gesegnetes Licht stand und einen Kreis um sie gemacht mit dem Bedeuten, diesen nicht zu verlassen. Er selbst hatte sich in eine Ecke gesetzt und zwar neben der Thüre, so daß er von dem Lichte in seinem Buche lesen konnte. Als es zwölf Uhr schlug, fing er an zu lesen und bald darauf klopfte es an die Thüre. Der Schulmeister rief herein und der Teufel erschien in scheußlicher Gestalt und so voll Feuer, daß ihm die Flammen durch die Rippen schlugen. Der Schulmeister befahl ihm, in Gestalt eines Jägers wie-

der zu kommen. Das that der Teufel sogleich und fragte, was er solle. „Du sollst jedem der vier, die da sitzen, ein Malter neuer Thaler bringen und in die Bütte schütten," erwiederte der Schulmeister. Der Teufel verschwand, und sogleich hörte man das Klimpern in der Bütte. Zwei Malter schüttete er hinein; als er das dritte hineinschüttete, mußte er schon einen Theil der neuen Thaler sorgfältig aufstellen; und das vierte Mal mußte er sehr behutsam auspacken und auflegen, aber er wurde doch bald damit fertig, denn er verstand das Geldzählen. Zugleich kam er in die Stube und rumorte schrecklich; er stieß hinter jedem ein Loch in den Boden, daß man bis in die Hölle sehen konnte; er hob das Gebälke vom Zimmer und das Dach vom Hause, daß man die Sterne am Himmel sah; er nahm einen Mühlstein, hing ihn über den Tisch an einer Haselgerte mit einem Zwirnsfaden auf und setzte noch einen Schneider auf den Stein, der mit seiner Scheere an dem Faden schneiden mußte, — aber das alles konnte die vier nicht erschrecken. Dann holte er ganze Wagen voll Stroh und verbrannte sie um die vier. Endlich, da es fast ein Uhr schlagen wollte, rief er: „Einen von euch muß ich doch haben, wen soll ich nehmen? Den mit dem rothen Brustlatze?" Da verlor der mit dem rothen Brustlatze den Muth und rief: „Nein, hol den Magister!" Risch! war der Teufel mit dem Gelde verschwunden und hinterließ nur Gestank. Auf der Straße lag die Bütte zersplittert und gegen Norden hin ein ganzer Haufen Pferdemist zerstreut.

---

196. Des Teufels Augensalbe.

Ein frommer Mönch sah einst den Teufel vorbeigehn, der trug einen großen Sack auf dem Rücken. Da fragte

ihn der Mönch, was er trüge? Er antwortete: „Ich trage Büchsen mit mancherhand Arzeneien.“ Da wies ihm der böse Feind eine schwarze Büchse mit Salbe und sprach zu ihm: „Mit dieser Salbe salbe ich den Leuten die Augen, damit sie bei der Predigt einschlafen. Denn die Predigt thut mir unter den Menschen gar zu viel Abbruch; Seelen, die ich schon vierzig oder funfzig Jahr in meiner Gewalt gehabt, werden mir oft in Einer Predigt genommen.“

---

197. Der Pfeifer auf der Hexen Tanzplatz.

Der Teufel und sein Anhang kann den Namen Gottes nicht vertragen. Johann von Hennebach hatte eine Mutter, die war eine Hexin. Als derselbe kaum sechzehn Jahr alt war, nahm sie ihn mit sich auf der Hexen Versammlung. Denn da er die Flöte blasen gelernt hatte, sollte er ihnen zum Tanze pfeifen, und sie hieß ihn auf den nächsten Baum steigen, daß man ihn desto besser hören könnte. Indem er nun daherpfiff und ihrem Tanz mit Verwunderung zuschauete und sah, wie von allen Seiten her die Unholde durch die Lüfte daher kamen, etliche auf Schweinen, etliche auf Besen und Ofengabeln, etliche auf einem hölzernen Schemel, den sie mit den Fersen spornten gleich als ein Roß, und wie der teufelische Zuzug kein Ende nahm, — konnt er sich der Worte nicht enthalten und rief: „Behüte lieber Gott, woher kommet so viel närrisches und unsinniges Gesinde?“ Aber er hatte kaum diese Worte ausgeredet, so fällt er vom Baume herunter und verrenket eine Schulter. Er rief um Hilfe, aber da war niemand da, ohne er allein. Alles verschwunden.

---

198. Der Teufel aus Sachsen verbannt.

Ob in uralten Zeiten der Teufel auch in Sachsen umgegangen ist, das weiß man jetzt nicht mehr; aber das ist gewiß, daß unter allen Menschen, die leben, niemand in Sachsen den Teufel gesehen hat, weil er schon vor langer Zeit von hier nach Ungarn verwünscht worden ist. In Ungarn liegt ein großer, finstrer Wald, und wo er am finstersten ist, da steht ein Schloß, dem kein Mensch nahen darf. Dort haust der Teufel mit vielen Tausend seiner Genossen. In dem ganzen Walde regt sich nichts: es nisten dort keine Vögel, kein Wild wird gejagt, es plätschern keine Bäche, und selbst der Wind weht nur leise in den Wipfeln. Doch in der Nacht von elf bis zwölf spielen die Teufel auf dem Schlosse Karten mit großen eisernen Kartenblättern, und die werfen sie dann so heftig auf den steinernen Tisch, um den sie sitzen, daß man es ritsch, ratsch! weit durch den Wald klingen hört.

---

199. Der Rattenfänger von Hameln.

Im Jahr 1284 ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem buntem Tuch an, weshalben er Bundting soll geheißen haben, und gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorge-

krochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus und der ganze Haufe folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Thiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni auf Johannis und Pauli Tag, Morgens früh sieben Uhr, nach andern zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers, erschrecklichen Angesichts, mit einem rothen, wunderlichen Hut und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war, darnach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweis vor alle Thore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder, oder auch nur etliche gesehen, aber alles vergeblich. Es waren im Ganzen hundertunddreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andre stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären; das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und

kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, durch welche die Kinder zum Thor hinaus gegangen, hieß noch in der Mitte des 18ten Jahrhunderts (und wohl noch heute) die bungelose (trommel- oder tonlose, stille), weil kein Tanz darin geschehen, noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spielleute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform sind aufgerichtet worden. Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle gefährt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

Die Bürger von Hameln haben die Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen lassen und pflegten in ihren Ausschreiben nach dem Verlust ihrer Kinder Jahr und Tag zu zählen. An dem Rathhause standen folgende Zeilen:

Im Jahr 1284 na Christi gebort
tho Hamel worden uthgevort
hundert und dreißig Kinder, dasülvest geborn,
dorch einen Piper under den Köppen verlorn.

Im Jahr 1572 ließ der Bürgermeister die Geschichte in die Kirchenfenster abbilden mit der nöthigen Ueberschrift, welche größtentheils unleserlich geworden. Auch ist eine Denkmünze auf diese traurige Begebenheit geprägt.

---

200. Die fliegenden Knaben.

Es war am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als an einem Spätherbsttage drei muntere Knaben auf einer Wald-

wieſe ohnweit des Städtchens Lengsfeld eine Anzahl Rinder weideten. Kaum war die Sonne geſunken, ſo fachten die Knaben ein Feuer an und ſtachen Raſen ab, um ſich eine Bank zu bauen, auf welcher ſie vertraulich und ſich am Feuer wärmend ſitzen wollten. Wie es nun oft zu geſchehen pflegt, daß Kinder in wunderlichen Wünſchen ſich ergehen, ſo geſchahs auch hier; und einer der Knaben ſprach: „Wäre nur dieſes Stück Raſen ein Stück Eiſenkuchen (ein in jener Gegend beliebtes Backwerk)!“ Kaum war dieſer Wunſch laut geworden, ſo ſtand ein ihnen unbekannter Mann auf der Trift, grüßte die jungen Hirten und ſprach: „Hört, ihr habt Eiſenkuchen gewünſcht! Hier habt ihr ſolche, laßt ſie euch ſchmecken!“ Und theilte Eiſenkuchen unter ſie aus. Freudig und begierig wurde die Spende angenommen und verzehrt, und der Mann erbot ſich, ſie täglich mit ſolchem Kuchen zu erfreuen, wenn er nur wüßte, auf welchem Hutplatz ſie immer anzutreffen wären. Die Knaben nannten den Platz, wo ſie am nächſten Tage hüten würden, und der Unbekannte hielt ſein Wort und brachte das für die Knaben ſo leckere Mahl am nächſten Abend ihnen wieder. Als das verzehrt war, trat eine alte Frau aus Lengsfeld den Knaben nahe und bat ſie, doch einmal mit ihr zu dem nahen Thalbrunnen zu gehen, ſie wollte ihnen dort etwas zeigen. Die Knaben willfahrten ihr, wurden aber nichts gewahr, als daß die Alte ſie mit dem Waſſer des Brunnens beſprengte und unverſtändliche Worte dazu murmelte, weshalb ſie ihr bald entliefen und mit Gelächter zu ihrer kleinen Heerde zurückkehrten und dieſe wohlgemuth nach Hauſe trieben.

Am dritten Tage trafen ſich die Knaben früh Morgens auf dem Weg zur Schule, grüßten ſich munter, und der eine ſprach zum andern: „Höre, ich fühle mich heute ſo federleicht, daß ich meine, ich müßte fliegen können, wie ein Vogel!“ „Ich auch, ich auch!“ riefen die beiden Andern, und da ho-

ben alle drei die Arme empor und flogen. Sie flogen auf die kleine runde Mauer, die den Marktplatz umzog, und über dieser gegenseitig hin und her, zum größten Erstaunen aller ihrer indeß sich zahlreich versammelnden Schulkameraden.

Die Kunde dieses wunderbaren Ereignisses durchlief mit Blitzesschnelle das Städtchen und kam auch zu den Ohren des Cantors, der nach beendigter Schulstunde die drei Knaben aufrief, ihre Kunst auch in der geräumigen Schulstube zu üben. Sie traten auf den Tisch und flatterten von ihm herab und schwebten auf und nieder. Den Cantor überfällt ein Grausen und er entsendet eilig einen Boten zum Oberpfarrer und läßt ihn bitten, zur Schule sich zu bemühen und selbst Zeuge eines nie erhörten Wunders zu sein. Der Geistliche kommt und staunt und nimmt die Knaben scharf in das Verhör, denn er wittert Satans Trug und Tücke. Diese erzählen treuherzig alles, was sich mit ihnen begeben und fügen noch dieses hinzu: „In der vergangenen Nacht machten wir uns den Spaß und setzten uns zu dritt auf einen Schimmel, der in des Nachbars Scheuer stand. Kaum spürte uns das Pferd, so setzte es sich gegen unsern Willen in Trab und brachte uns an einen Ort, allwo es uns sehr wohl gefiel; dann brachte es uns wieder nach Hause, und darauf fühlten wir uns so leicht."

Der Oberpfarrer ging bestürzt hinweg, um dem Gerichte Anzeige zu thun, damit dieses sich der sicherlich Beherzten bemächtige und die Sache weiter untersuche.

Mittlerweile kamen die Knaben arg- und sorglos und über ihre Kunst aus der Maßen froh nach Hause, den Ihrigen das Wunder selbst zu verkündigen und zu bestätigen. Der Vater des einen der Knaben war der Scharfrichter, mit Namen Michael Weber. Dieser erzürnte sich sehr über die Kunde, die er schon vernommen hatte, glaubte sein Kind sei ein Teufelsbündner, holte das Richtschwert hervor und schlug

ihm das Haupt ab. Zwei weiße Ströme Milch sprangen statt des Blutes zur Decke und dem Scharfrichter entsank das Schwert.

Die zwei andern fliegenden Knaben, als sie das gesehen, hoben sich auf und davon, und niemand hat sie jemals wieder erblickt. Der Brunnen, wo das alte Weib die Knaben besprengt hat, heißt von jener Zeit her der Hexenbrunnen.

---

201. Die Hexe von Käſtlach.

In Käſtlach, einem Dörfchen, nordwestlich von Alt-Pfirt gelegen, war eine alte Hexe, die hatte eine wunderschöne Jungfer im Dienste, die sie sehr hart hielt, so daß dieselbe ihr schon mehr als einmal aufgekündigt hatte; allein die böse Frau wußte sie durch Schmeicheleien und Versprechungen immer wieder bei sich zu behalten.

Das arme Mädchen mußte nach verrichteter Hausarbeit jede Nacht spinnen, stricken und flicken und durfte sich selten vor Mitternacht zur Ruhe begeben: wiewohl sie des andern Morgens, so bald es hellte, wieder heraus mußte. Es war daher nicht wenig verwundert, als es die Meisterin sogleich nach dem Essen zu Bette schickte.

Es gehorchte zwar freudig; aber es war ihm die ganze Zeit über so seltsam und unheimlich zu Muthe, daß es nicht einschlafen konnte. Nun glaubte es einmal in der Wohnstube, seinem Kämmerlein gegenüber, Lärm zu hören, und da es sich aufgerichtet und eine Weile gelauscht hatte, vernahm es deutlich Spinnrädergeschnurre. „Die Meisterin hat Leute zu Kelten," *) dachte es, „ich bin ihr gut genug zum

*) Kelte, Abendbesuch.

Schaffen, aber wenns einmal eine Herrlichkeit im Hause giebt, so schickt sie mich zu Bette." Es horchte noch einige Augenblicke; dann trieb es die Neugierde auf, und als es durch das Schlüsselloch in die Wohnstube guckte, sah es, wie lauter Strohhosen*) mit Menschenköpfen im Kreise herumsaßen, die einander zunickten und so hastig spannen, daß es ein grausiges Geschnurre absetzte. Das Mädchen stieß einen Schrei aus und lief eiligst ins Bett zurück, wo es die ganze Nacht hindurch in den Hitzen lag.

Des andern Tages erklärte es der Frau, daß es nicht länger bei ihr bleiben könne; sie sollte ihm den Lohn geben und es verabschieden. Diese aber sprach ihm wieder zu, schmeichelte ihm und drohete ihm zuletzt auch. Allein diesmal blieb es fest auf seinem Entschlusse und packte sein Plunder.**) Beim Fortgehen aber faßte es die Frau am Arme und sagte zu ihm: „Hörst, wenn du einem Menschen etwas von dem sagst, was du gestern Nacht gesehen hast, so thue ich dir etwas an, du magst sein wo du willst."

Das Mädchen versprach reinen Mund zu halten und blieb dem Versprechen auch zwei Jahre lang treu. Da dachte es nun, die Meisterin werde nicht mehr an die Sache denken, es auch nicht erfahren, wenn es dem lange verschlossenen Geheimnisse, das es so gewaltig drückte, Luft machte; und es vertraute den nächtlichen Hexenspuk einigen seiner Kameraden***) an. Allein als es am folgenden Morgen aufstehen wollte, hatte es geschwollene Füße und konnte auch sonst kein Glied rühren.

---

*) Strohbosen, Strohbund, eigentlich eine zum Ausdreschen zusammengebundene Fruchtgarbe; vom mittelhochdeutschen bozen, schlagen. Dieselbe Wurzel findet sich auch in Ambos, Anboz, das, worauf geschlagen wird.

**) Plunder, Wäsche, Kleidungsstücke.

***) Kameraden heißen in der Volkssprache sowohl Freundinnen, Gespielinnen, als Freunde.

Einige Wochen ſpäter geſchah es, daß ein käſtlacher Burſche aus der Fremde heimkehrte. Er hatte ſich verſpätet und nahm den nächſten Weg über den Hexenplan, einen Haideplatz, rings von Wald umgeben, in deſſen Mitte der Hexenbaum ſtand. Als er nun Schritte und Tritte aus dem Walde kommen hörte, fürchtete er ſich und kletterte in ſeiner Verwirrung auf den Baum, ſo hoch er konnte, und verſteckte ſich im Laub.

Siehe da kamen eine Menge junger und alter Weiber aus ſeinem Dorfe und der Nachbarſchaft herbeigeſprungen, und die böſe Frau, welche das ſchöne Mädchen verhext hatte, war auch darunter. Sie tanzten einige Mal um den Baum und lagerten ſich ſodann im Kreiſe herum, und jede mußte erzählen, was ſie ſeit der letzten Zeit Böſes an Menſchen und Vieh verübt hätte.

Die Hexe erzählte nun auch, was ſie ihrem ehemaligen Dienſtmädchen angethan, weil ſie jenen nächtlichen Spuk ausgeſchwatzt hatte, und ihre Mitſchweſtern lobten ſie alle, ob des ſauberen Streiches. Eine aber ſagte: „Wenn das Maidle wüßte, daß es wieder geſund würde, wenn es ſeine Füße in der Milch der drei älteſten ſchwarzen Kühe des Dorfes badete, ſo brauchte es ſich nicht weiter zu grämen. Es geſchieht ihm aber recht, warum hat es geſchwatzt.“

Als der Tag zu bleichen begann, fuhren die Hexen auseinander, wie der Wind.

Der Burſche, dem es bei dieſem unheimlichen Treiben nicht wohl zu Muthe geweſen war, der auch in ſteter Angſt geſchwebt hatte, entdeckt zu werden, ſtieg nun von ſeinem Baume herunter. Er kannte das ſchöne Mädchen wohl, von welchem ſich die Hexen unterhalten, und hatte es ſchon als Knabe lieb gehabt.

Er eilte dem Dorfe zu, und ſobald es ihm ſchickliche Zeit ſchien, ging er zu des Mädchens Eltern und gab ihnen

das Heilmittel an. Es half auf der Stelle und die Kranke wurde wieder so gesund und frisch, wie vorher.

Als nun die Eltern den Burschen fragten, was sie ihm zu seinem Lohne geben sollten, so antwortete er. „Es wäre mir halt nichts lieber, als eure Tochter selbst.“ Diese hatte Wohlgefallen an ihrem ehemaligen Gespielen, der jetzt ihr Retter geworden war, und willigte mit Freuden ein, und die Hochzeit wurde bald darauf gefeiert.

---

202. Die Flucht aus dem Fenga-Hause.

Do sind amol a büeble und a meiggele im a wald bim erdbeerna[1]) anara fengge verko;[2]) dia stoht a, schwätzt fründle mitna und verzöklet[3]) sie, dafz sie mit ra gohne is fengga-hus; dert sperrt sie aber die arma tröpfle in schwistall und will sie maesta und mit der zit metzga, brota und essa. 's duurt a wil, und d' fengge will luega, ob d' kind afoha[4]) libigs[5]) gnue seien. — I der thür zum schwistall ist a astloch gsi, und do rüeft sie derdur ihe: »büeble, ei gang, heb amol die zägfingerle ussa do dur das löchle, i gib der a krömle;[6]) und derwil stoht sie mit dem offna messer unter der schoofz scho grüst't, id's fingerle z' haua. s' büeble, nütrechzig[7]) isch gsi, hot en schwizah im stall uffem boda funda gho, und dä steckts zum löchle ussc: »se fengge, do wär mi zägerle.« d' fengge merkts net, dafz es nu en herta zah ist, und wia sie halt nüt drab bringt, so jämmert sie: »'s ist jo noch luter bee,[8]) do kani noch

---

1) Beim Erdbeersammeln. 2) Perfectum von verkommen d. i. begegnen. 3) verlecken. 4) endlich. 5) dickleibig, fett. 6) Geschenk. 7) schalkhaft. 8) lauter Bein.

lang fuetera und mästa.« Druf züücht 's büeble sin beenerna zäger zruck, und d' fengge foocht mit der mastig von neuem a und hebt de kindla noch meh zue, ass früüher. Jetz amol vergifzt sie noh dem fuetera d' thür z' bschlüüfza und goht druf furt in wald go holza.[1]) 's büeble merckts, druckt's fällele,[2]) macht uf: »kumm schwösterle, mer laufen heemet zue,« und uf und furt. fröud und unbikannt sind sie gsi und do springen si dia zwei arma dingle halbe z' tod im tannawald, und zlescht kond sie gär noch zum a grofza bach, wo sie net öbere künn. ka ma denka, wie sie jetz dri sind: vorna de bach, und wit und breit ke bruck, und hinderna[3]) fohren[4]) si d' fengge. zum glück kond aber uf eimol zwei schutzengele und trägen sie öber de bach. grad sind sie öberdert goi, so kunt henna[5]) d' fengge gloffa, ka aber am bach halt nümma witer. sie wills noch listig agoh[6]) und rüeft de kinda fründle zue: »ja uf der ganza lieba welt, sägen mer dächt o, ihr lieba herzkäferle, wia sinder ohne bruck öber de bach ko?« und 's büeble, albis[7]) noch der alt phantast,[8]) rüeft: »los, mir hondis a brett ufs vödele gnaglet und sind so hergschwumma.« D' fengge globt's und naglet si a brett ufs hinterquartier und setzt sie dermit ufs wasser und meent, si künn schwimma; aber 's wasser rüsst sie mit furt und schlacht si im ruha rinnsal vo eem stee zum andere. 's büeble und 's meiggele am part[9]) luegen der fuehr zue, und lachen si fast krank dra. derno nümt 's büeble si schwösterle an arm und goht guetmuehts mit em heemetzue.

---

1) Holz sammeln. 2) Deminutiv von Falle. 3) hinter ihnen. 4) erwarten. 5) büßen. 6) anstellen. 7) immer. 8) Spaßvogel, Schalk. 9) Seite, Ufer.

203. Die Katzenmühle.

In der Gegend von Steina ist mal ein Müller gewesen, der hat keinen Burschen behalten können, denn sie sind alle in seiner Mühle zu Tode gekommen; da kommt auch einmal wieder einer zu ihm und fragt, ob er nicht einen Burschen brauchen könne. Der Müller sagt ja, das könne er schon, aber es gehe den Gesellen schlimm bei ihm, denn noch sei keiner lebendig aus der Mühle gekommen, und erzählt ihm alles, wies ihm mit den früheren gegangen. Sagt der Bursche, davor fürchte er sich nicht, er solle ihn nur nehmen; und so bleibt er da. In der folgenden Nacht sitzt er und hackt Keile zu den Kammrädern; kommt eine Katze herein, bald danach noch eine und dann mehrere, bis endlich die ganze Mühle voll ist; die beginnen zu tanzen und eine von ihnen sagt: «wumme drân? wumme drân?» Indem springt sie auch schon auf ihn zu und will ihn bei der Kehle packen; er aber ist ein flinker Bursch, haut mit seinem Beile zu und hackt ihr die Vorderpfote ab; da läuft sie mit allen andern schreiend davon. Andern Morgens aber, wie er zum Müller kommt, da liegt die Müllerin im Bett und die Hand ist ihr abgehauen; da hat er denn wohl klar gesehen, daß sie eine Hexe sei.

---

204. Zauber und Gegenzauber.

Als ich noch ein kleines Mädchen war — so erzählte eine Frau zu Hildesheim — mußte ich mich immer verstecken, wenn die alte Bökersche in unser Haus kam; und wenn sie weg ging, schlug meine Mutter immer ein Kreuz hinterher

und fegte die ganze Diele rein ab. Das geſchah aber deshalb, weil die Bökerſche eine Hexe war und viele Bosheiten ausübte; ſie nahm den Ziegen die Milch, den Schweinen die Luſt zum Freſſen und hexte den Hühnern den Pips an. — Einmal aber iſt ſie ſchön weggekommen! Mein jüngſter Bruder nemlich, der damals noch in der Wiege lag, ſchrie erbärmlich ganze Wochen lang, ſo daß wir alle glaubten, das Kind wäre ſehr krank. Mein Vater ſchickte mehrmals nach dem Doctor. Dieſer ſagte, das wären Blähungen, wir ſollten dem Kinde nur fleißig Rhabarber eingeben, dann würde es ſchon zu ſchreien aufhören. Da bin ich wohl nach der Apotheke gelaufen und habe Rhabarber geholt. Doch das Geld war weggeworfen, der Junge hörte nicht auf zu ſchreien, ſondern wurde von Tag zu Tag ſchlimmer. Meine ſelige Mutter wurde ganz elend und wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen. Da kam einmal hinten aus der Altſtadt eine kluge Frau zu uns, der meine Mutter ihre Noth klagte. Dieſe wußte gleich Rath, ſchloß die Stube zu, nahm den ſchreienden Jungen auf den Arm und ſagte zu meiner Mutter, ſie ſollte doch einmal alle Betten aus der Wiege nehmen und das Bettſtroh durchſuchen; es müßte da was im Bettſtroh ſtecken, was nicht dahin gehörte. — Meine Mutter that, wie die kluge Frau ſagte, und zog bald ein Gebind verwirrtes Garn aus dem Bettſtroh, davon kein Menſch wußte, wie es dahin gekommen war. — Nun mußte meine Mutter das Bett wieder zurecht machen, die kluge Frau legte den Jungen wieder hinein, und von der Stunde an war er ganz ſtill und ſchrie nur noch, wenn er etwas haben wollte.

„Jetzt wollen wir die Hexe, die dem Kinde den Schlaf nimmt, bald heraus haben," ſagte die kluge Frau, ließ von meiner Mutter Thüren und Fenſter im ganzen Hauſe verſchließen, ging dann mit dem Garn in der Hand in die Küche,

ſetzte einen Keſſel mit Waſſer auf das Feuer und fing an, das Garn zu kochen. Dieſes hatte noch nicht lange in dem kochenden Waſſer gelegen, als jemand an unſerer Hausthür pochte. Meine Mutter wollte hingehn und öffnen, aber die kluge Frau hielt ſie am Arme feſt und rief: „Bleibe Sie hier! macht Sie auf, ſo geht es uns allen nicht gut!“ Meine Mutter gehorchte und half noch mehr Holz unter den Keſſel legen. Da ward das Pochen immer ſtärker und dann ſchrie es durchs Schlüſſelloch: „Nachbarin, mache Sie doch einmal auf, ich habe Ihr ja etwas ganz Dringendes zu ſagen!“ Da merkte meine Mutter an der Stimme, daß es die Bökerſche war, rührte ſich deshalb nicht vom Platze, ſondern warf noch immer mehr Holz unter den Keſſel. In dieſem ſchrie und pfiff es, als wenn lauter Heimchen drinn wären. — Auf einmal hören wir hinten auf dem Hofe am Kammerfenſter ein Kratzen und ein Gewinſel, und was iſt es? Nichts anderes als die Bökerſche, die in ihrer Angſt ins Kammerfenſter ſteigen wollte und erbärmlich ſchrie: „Nachbarin, ich bitte Sie um Gottes Willen, nehme ſie doch nur einen Augenblick das Feuer unter dem Keſſel weg! Ich muß ja ſterben und verderben!“ — „Stirb und verdirb in Teufels Namen, du Hexe!“ rief ihr meine Mutter zu und warf einen ganzen Arm voll Holz unter den Keſſel. Da fiel die Bökerſche auf den Miſt, kroch auf allen Vieren zu Hauſe und war nach einigen Tagen todt. Am ganzen Körper aber hatte ſie Brandblaſen.

---

205. Der Freiſchütz von Zellerfeld.

Bei einem Förſter war ein Jägerburſche in Dienſt, der konnte jede beliebige Kugel als Freikugel ſchießen. Der

Förſter hatte einen dreizehnjährigen Knaben, der wollte auch die Kunſt erlernen. Er quälte deshalb den Jäger alle Tage, ſie ihm beizubringen. Der Jäger ſagte zu dem Knaben: wenn er confirmirt würde, ſollte er den „wahren Leib" behalten und nach Hauſe bringen, das Weitere wollte er ihm dann noch ſagen. Ein halbes Jahr nachher wurde der Knabe confirmirt und brachte den wahren Leib mit nach Hauſe. Der Jäger ging mit ihm ins Holz, ſpendelte das Brot an einen Baum, lud das Gewehr und gabs dem Knaben, der nun nach dem Brot ſchießen ſollte. Der weigerte ſich und ſagte, darnach könnte er unmöglich ſchießen. Der Jäger aber ſagte: jetzt müßte er nach der Hoſtie dreimal ſchießen, oder er wäre verloren. Der Knabe nahm das Gewehr, ſchoß nach der Hoſtie dreimal und traf jedesmal bei alledem, daß er nicht darnach gezielt hatte.

Seit der Zeit hat er freie Kugeln ſchießen können. Nachher iſt er Förſter geworden und hat manchmal ſeine Geſchicklichkeit ſehen laſſen des Spaßes wegen. Wenn er zuweilen an langen Winterabenden Geſellſchaft gehabt, ſo hat er gefragt, was ſie eſſen wollten, Haſenbraten, Rehbraten oder einen Auerhahn. Dann hat er ſeine Flinte genommen, blindlings zum Fenſter hinausgeſchoſſen und geſagt: „Geht in den Garten," oder: „geht in den Hof," oder „auf die Gaſſe, da liegts." Und wenn ſie dahin gegangen ſind, wo er geſagt hat, haben ſie es gefunden. Zuweilen hat er auch gefragt, was liegen ſollte, und jedesmal hat da auch gelegen, was die Leute haben wollten.

Bei ſeinem Tode hat ihm der Teufel den Hals umgedreht, und rings um den Hals hat er einen blauen Streifen gehabt, wie ein blaues Halsband.

206. Der herumziehende Jäger.

Es trug sich zu, daß in einem großen Walde der Förster, welcher die Aufsicht darüber führte, todt geschossen wurde. Der Edelmann, dem der Wald gehörte, gab einem andern den Dienst, aber dem widerfuhr ein gleiches und so noch einigen, die auf einander folgten, bis sich niemand mehr fand, der den gefährlichen Wald übernehmen wollte. Sobald nämlich der neue Förster hineintrat, hörte man ganz in der Ferne einen Schuß fallen, und gleich auch streckte eine mitten auf die Stirne treffende Kugel ihn nieder; es war aber keine Spur ausfindig zu machen, woher und von wem sie kam.

Gleichwohl meldete sich nach ein paar Jahren ein herumziehender Jäger um den Dienst. Der Edelmann verbarg ihm nicht, was geschehen war und setzte noch ausdrücklich hinzu, so lieb es ihm wäre, den Wald wieder unter Aufsicht zu wissen, könnte er ihm doch selbst nicht zu dem gefährlichen Amte rathen. Der Jäger antwortete zuversichtlich, er wolle sich vor dem unsichtbaren Scharfschützen schon Rath schaffen und übernahm den Wald. Andern Tags, als er, von mehrern begleitet, zuerst hineingeführt wurde, hörte man, wie er eintrat, schon in der Ferne den Schuß fallen. Alsbald warf der Jäger seinen Hut in die Höhe, der dann, von einer Kugel getroffen, wieder herabfiel. „Nun," sprach er, „ist aber die Reihe an mir," lud seine Büchse und schoß sie mit den Worten: „Die Kugel bringt die Antwort!" hoch in die Luft. Darauf bat er seine Gefährten, mitzugehen und den Thäter zu suchen. Nach langem Herumstreifen fanden sie endlich in einer an dem gegenseitigen Ende des Waldes gelegenen Mühle den Müller todt und von der Kugel des Jägers auf die Stirne getroffen.

Dieſer herumziehende Jäger blieb noch einige Zeit in Dienſten des Edelmanns, doch weil er das Wild feſtbannen und die Feldhühner aus der Taſche fliegen laſſen konnte, auch in ganz unglaublicher Entfernung immer ſicher traf und andere dergleichen unbegreifliche Kunſtſtücke verſtand, ſo bekam der Edelmann eine Art Grauſen vor ihm und entließ ihn bei einem ſchicklichen Vorwande aus ſeinem Dienſt.

---

207. Die Lilie.

Im Land zu H. war ein Edelmann, A. v. Th. genannt, der konnte Köpfe abhauen und wieder aufſetzen. Er hatte bei ſich beſchloſſen, hinfort des teufliſchen, gefährlichen Dings müßig zu gehen, ehe er einmal darüber in ein Unglück geriethe, wie dann doch geſchahe. Bei einer Gaſterei ließ er ſich von guten Geſellen überreden, dieſe Ergötzlichkeit ihnen noch einmal zu guter Letzt zu zeigen. Nur wollte, wie leicht zu erachten, niemand ſeinen Kopf gern dazu leihen; letzlich ließ ſich der Hausknecht dazu brauchen, doch mit dem gewiſſen Geding, daß ihm ſein Kopf wieder feſt gemacht würde. Nun hieb ihm der Edelmann den Kopf ab, aber das Wiederaufſetzen wollte nicht gehen. Da ſprach er zu den Gäſten: „Es iſt einer unter euch, der mich verhindert, den will ich vermahnt haben und gewarnt, daß er es nicht thue.“ Darauf verſuchte ers abermal, konnte aber nichts ausrichten. Da vermahnte und bräute er zum andernmal, ihn unverhindert zu laſſen. Da das auch nicht half, und er beim drittenmal den Kopf nicht wieder aufſetzen konnte, ließ er auf dem Tiſch eine Lilie wachſen, der hieb er das Haupt und die Blume oben ab. Alsbald fiel einer von den Gäſten hinter ſich von

der Bank und war ihm der Kopf ab. Nun ſetzte er dem Hausknecht den ſeinen wieder auf und flohe aus dem Lande, bis die Sache vertragen ward und er Verzeihung erhielt.

---

208. Der Wärwolf.

Ein Soldat erzählte folgende Geſchichte, die ſeinem eigenen Großvater begegnet ſein ſoll. Dieſer, ſein Großvater, ſei einmal zu Wald Holz hauen gegangen, mit einem Gevatter und noch einem dritten, welchen dritten man immer im Verdacht gehabt, daß es nicht ganz richtig mit ihm geweſen; doch ſo hätte man nichts gewiſſes davon zu ſagen gewußt. Nun hätten die dreie ihre Arbeit gethan und wären müde geworden, worauf dieſer dritte vorgeſchlagen: ob ſie nicht ein Bischen ausſchlafen wollten. Das ſei denn nun ſo geſchehen, jeder hätte ſich nieder an den Boden gelegt; er, der Großvater, aber nur ſo gethan, als ſchlief er, und die Augen ein wenig aufgemacht. Da hätte der dritte erſt recht um ſich geſehen, ob die andern auch ſchliefen, und als er ſolches geglaubt, auf einmal den Gürtel abgeworfen und wäre ein Wärwolf geweſen, doch ſehe ein ſolcher Wärwolf nicht ganz aus, wie ein natürlicher Wolf, ſondern etwas anders. Darauf wäre er weggelaufen zu einer nahen Wieſe, wo gerade ein jung Füllen gegraſet, das hätte er angefallen und gefreſſen mit Haut und Haar. Hernach wäre er zurückgekommen, hätte den Gürtel wieder umgethan und nun, wie vor, in menſchlicher Geſtalt dagelegen. Nach einer kleinen Weile, als ſie alle zuſammen aufgeſtanden, wären ſie heim nach der Stadt gegangen und, wie ſie eben am Schlagbaum geweſen, hätte jener Dritte über Magenweh geklagt. Da hätte ihm der Großvater heimlich ins Ohr geraunt: „Das

will ich wohl glauben, wenn man ein Pferd mit Haut und Haar in den Leib gegessen hat;" — jener aber geantwortet: „Hättest du mir das im Wald gesagt, so solltest du es jetzo nicht mehr sagen."

---

209. Leben, Thaten und Höllenfahrt des Doctor Faust.

Johannes Faust ist geboren in dem anhaltischen Flecken Soldwedel. Seine Eltern waren arme, gottesfürchtige Bauersleute. Der Bruder seines Vaters aber war ein wohlbegüterter Bürger zu Wittenberg, und da derselbe keine Leibeserben hatte, nahm er den Knaben Johann, an welchem er treffliche Geistesgaben wahrnahm, an Kindesstatt zu sich, erzog ihn mit aller Sorgfalt, hielt ihn fleißig zur Schule an und schickte ihn, als er die Jahre hatte, auf die Hochschule zu Ingolstadt. Hier befleißigte sich der junge Faust mit großem Ernste beides, der Weltweisheit und der Gottesgelahrtheit, und that sich an Kenntnissen bald trefflich hervor, so daß er nach etlichen Jahren zum Magister ernannt wurde.

Wie nun aber in damaliger Zeit noch allerlei Zauberwesen im Schwange ging, und man hin und wieder viel Segensprechen, Geisterbeschwören, Teufelsbannen und ander aberglaubisches Thun trieb, so beliebte auch solches dem Johannes Faust überaus. Diese böse Neigung brachte ihn in Gesellschaft mit schlechtgesinnten jungen Leuten, welche mit dergleichen aberglaubischen Zeichenschriften umgingen und die Studien bei Seite setzten; auch suchte er die Zigeuner auf, welche damals im Lande umherschweiften, um von ihnen die Chiromantie zu erlernen, d. i. die Kunst, aus der Hand eines

Menschen seine Zukunft zu weissagen, und nahm jede Gelegenheit wahr, sich in Besitz geheimer Wissenschaft zu setzen.

Als er nun in solche Dinge ganz versunken war, verlor er gar bald die Liebe zu Gott und seinem Wort, fiel von der Theologie ab, legte sich mit Fleiß auf die Arzneikunde und Sterndeuterei und wußte mit Kalender-Rechnung wohl umzugehen. Zuletzt, da er vom Teufel mehr und mehr sich einnehmen ließ, gerieth er auf die Magie und Geisterbeschwörung, und da ihm auch hierbei sein natürlicher Verstand wohl zu Statten kam, erlangte er in diesen gottlosen Künsten eine so tiefe Kenntniß und Geschicklichkeit, wie keiner zuvor.

Um diese Zeit starb sein Oheim und hinterließ ihm eine ansehnliche Erbschaft. Da begann Faust ein Leben herrlich und in Freuden, überließ sich allen Wollüsten der Welt, und es fehlte ihm nicht an Genossen, die ihm mit Völlerei bei Tag und Nacht sein schönes Erbe durchbringen halfen. Faust war nun selten mehr nüchtern, und so oft er es war, fand er sich unlustig und verdrießig. Da nun sein Wohlstand merklich in Abnahme kam und zuletzt Mangel und Armuth ihn bedrohete, sann er darüber nach, ob es nicht ein Mittel gäbe, auch fernerhin der Weltlust nachzuhängen, ohne mühseligen Broterwerb. Da half ihm der Teufel auf den Gedanken, sich die bösen Geister dazu dienstbar zu machen. Er wendete daher den Rest seines Vermögens dazu an, eine Menge magischer Schriften und allerlei Werkzeuge, deren er zu diesem Zwecke bedurfte, anzuschaffen, und warf sich mit neuem Eifer auf die Erforschung der teufelischen Künste. Ueber solchen Studien befand er denn nicht nur, daß er mit einem hochfliegenden und herrlichen Geiste begabt sei, sondern auch, daß die Geister eine besondere Zuneigung zu ihm hätten. Denn zuweilen sah er, wenn er des Nachts plötzlich erwachte, seltsame Schatten an der Wand vorüberfahren oder Lichter

um ſein Bett hin und her hüpfen; zuweilen hörte er wunderliche Stimmen neben ihm leiſe flüſtern, deſſen er ſich denn höchlich freuete. Aber noch hatte er nicht den Muth, die Geiſter, die ihm auf dieſe Art naheten, anzureden.

Als nun Doctor Fauſt nach langer Vorbereitung alles zu wiſſen und zu verſtehen meinte, was zu ſeinem Zwecke dienſtlich wäre, machte er ſich ans Werk. Zu dem Ende ging er an einem heitern Tage aus der Stadt Wittenberg an einen im Walde gelegenen Kreuzweg, ungefähr einer halben Meile Wegs von der Stadt gelegen, wo fünf Straßen von einem Punkte ausliefen. Hier verblieb er den ganzen Nachmittag, bis die Nacht einzubrechen begann; und als er geſehen, daß es auf der Straße ſtill geworden und kein Wanderer, noch Fuhrwerk mehr vorüberkam, nahm er einen Reif bezeichnete ihn mit viel wunderſeltſamen Charakteren, legte ihn auf den Kreuzweg und ſetzte noch zwei andere Kreiſe darein. Nun harrete er mit Sehnſucht auf die Stunde der Mitternacht. Kaum war die Zeit herbei gekommen, ſo trat er kühn in den mittelſten Kreis und beſchwor, unter Verläſterung des göttlichen Namens, den Teufel, zu erſcheinen, zum erſten und andern und dritten Mal.

Kaum waren die Worte geſprochen, ſo kam eine große feurige Kugel anher, welche auf den magiſchen Kreis ſich zuwälzte, dicht vor demſelben mit einem furchtbaren Knall zerſprang und in einem feurigen Strahl in die Luft fuhr. Fauſt erſchrak darob dergeſtalt, daß er faſt aus dem Kreis geſprungen wäre. Als aber die Erſcheinung verſchwunden war, ohne ihm einigen Schaden zuzufügen, faßte er neuen Muth, bei ſeinem gottloſen Unternehmen zu beharren. Er nahm derhalb eine härtere Beſchwörung zur Hand. Alſobald erhob ſich im Walde ein ungeſtümer Wind und Brauſen, als ob alles zu Grunde gehen ſollte. Wagen mit ſchnaubenden Roſſen rannten in wildem Raſen an dem Kreiſe vorüber, ſo

daß Fauſt vom aufwirbelnden Staub der Straße über und über bedeckt ward. Fauſt, von Furcht und Grauſen überwältigt, vermochte kaum noch auf ſeinen Füßen zu ſtehen und wünſchte in ſeinem Herzen, daß er hundert Meilen weit davon wäre. Als aber der Staub ſich geſenkt hatte, ſah er wider alles Verhoffen im Lichte des Vollmonds ein Geſpenſt oder einen Geiſt wie einen Schatten langſam den Zauberkreis umwandeln. Bei dieſem Anblick ſchöpfte Fauſt neuen Muth und rief dem Geiſte trotzig die Frage zu: ob er ihm dienen wolle oder nicht? Der Geiſt gab zur Antwort: „Ich will dir dienen, aber um welchen Lohn? So lange du lebſt auf dieſer Erde, will ich dir gehorſam ſein und alle deine Wünſche erfüllen, wenn du die Bedingungen eingehſt und hältſt, welche ich dir vorlegen werde. Morgen in deiner Behauſung ſehe ich dich wieder.“ Der Geiſt verſchwand. Fauſt trat aus dem Zirkel heraus, vernichtete alle Spuren ſeines Werkes und eilte, nachdem er mit den Beſchwörungen drei volle Stunden zugebracht hatte, vergnügten Herzens der Stadtpforte zu.

Unter tauſenderlei verwirrten Gedanken ſaß nun Fauſt in ſeinem Stüblein und harrete mit Sehnſucht dem bald anbrechenden Tage entgegen. Aber Stunde um Stunde verlief, ohne daß der Geiſt erſchien; ſchon wähnte der Zauberer ſich betrogen, da endlich um die Mittagszeit ſieht er etwas hinter dem Ofen gleich einem Schatten ſich hin und her bewegen, bald dünkte ihm, es wäre ein Menſch, dann nahm es wieder andre Geſtalten an. Sogleich begann Fauſt das Geſpenſt zu beſchwören und gebot ihm, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen. Da ſchaute hinter dem Ofen ein ſcheußlich grinſendes Haupt hervor, ſich gegen ihn bückend und verneigend. Fauſtus befahl ihm, ſein Verſteck zu verlaſſen und hervorzutreten, mit neuen und härteren Beſchwörungen ihn bedrohend. Alsbald gehorchte der Geiſt und ſtand deut-

lich vor ihm. Da sah nun Faust mehr als ihm lieb war; das ganze Gemach war im Augenblick voller Feuerflammen, der Geist selbst hatte zwar ein menschliches Haupt, aber sein ganzer übriger Leib war zottig gleich eines Bären und mit feurigen Augen glotzte er Faustum an, daß dieser mit Grausen ihm zurief, er solle weichen, worauf er sich wieder hinter den Ofen zurückzog. Darauf fragte ihn Doctor Faust, ob er sich nicht anders als in einer so abscheulichen Gestalt zeigen könne? Der Geist antwortete: „Nein, Sterblicher, denn wisse, daß ich kein Diener, sondern ein Fürst unter den Geistern bin. Ich bin der Fürst dieser Welt, diene persönlich keinem Menschen; alles, was unter dem Himmel ist, das ist mein, darum diene ich niemand. Aber so du dich verpflichtest, dasjenige zu halten und zu leisten, was ich dir vorlegen werde, will ich dir einen Geist zuschicken in menschlicher Gestalt, der dir bis an dein Ende dienen soll und nicht von dir weichen, ja, in allem und jedem willfahren, was nur deinem Herzen beliebt zu wünschen und zu begehren."

Faust erwiederte, er solle seine Bedingungen ansagen. Der Teufel sprach: „So schreibe sie denn von Wort zu Worten auf und gieb alsdann richtigen Bescheid, es wird dich nicht gereuen! Ich will dir hiermit fünf Artikel vorschreiben: nimmst du sie an, wohl und gut; wo aber nicht, sollst du mich hinfüro nicht mehr zwingen, zu erscheinen, wenn du auch gleich alle deine Kunst zu Rathe ziehen würdest."

Also nahm Faust die Feder zur Hand und verzeichnete, wie der Teufel ihm vorsagte:

1) Du sollst Gott und allem himmlischen Heer absagen.
2) Du sollst aller Menschen Feind sein und sonderlich derjenigen, so dich deines bösen Lebens wegen tadeln und strafen wollen.
3) Den Predigern und geistlichen Personen sollst du nicht gehorchen, sondern sie anfeinden.

4) Zu keiner Kirche gehen, die Predigt nicht besuchen, auch die Sacramente nicht gebrauchen.
5) Die Ehe hassen, dich in dieselbe nicht einlassen, nie verehelichen.

Wolle er diese fünf Artikel annehmen und ihm einen Schuldbrief dieses Inhalts von seiner eignen Hand und mit seinem eigenen Blute geschrieben, übergeben, so wolle er ihn zu einem Manne machen, der nicht allein alle erdenkliche Lust und Freude haben und die Zeit seines Lebens über genießen solle, sondern es solle auch seines Gleichen in der Kunst nicht sein.

Faust hatte einen schweren Kampf mit sich selbsten, ehe er in diese höllischen und gottvergessenen Artikel willigte; doch bedachte er sich endlich, indem er sich einredete: weil doch der Teufel ein Lügner sei, werde er in einem oder dem andern Puncte trotz seiner Zusage keinen Glauben halten, so sei er ihm dann hinwiederum keinen Glauben schuldig und des Vertrags entlediget. Und wenn es ja mit der Zeit dahin käme, daß er ihn als sein wahres Unterpfand haben und hinnehmen wolle, so könnte er wohl noch sich aus seinen Schlingen ziehen und mit der christlichen Kirche versöhnen.

So sagte er denn mit gottloser Verwogenheit zu einem Artikel laut und unumwunden ja. „Wohlauf!" sprach der Teufel, „so stelle mir deine Handschrift aus, wie ich dir gesagt habe, und lege sie auf den Tisch, so will ich sie holen." Faust winkte, und der Geist verschwand.

Als der Doctor sich allein sah, nahm er ein spitziges Schreibmesser, öffnete eine kleine Ader an seiner linken Hand und schrieb dann mit seinem Blut und eigner Hand nachfolgenden Schuldbrief:

„Ich, Johannes Faust, Doctor, bekenne hier öffentlich am Tag, nachdem ich jederzeit zu Gemüth gefasset, wie diese Welt mit allerlei Weisheit, Geschicklichkeit, Hoheit begabet

und allezeit mit hochverſtändigen Leuten geblühet hat; dieweil ich denn von Gott dem Schöpfer nicht alſo erleuchtet und doch der Magie fähig bin, auch dazu meine Natur himmliſchen Einflüſſen geneigt, zudem auch gewiß und am Tage iſt, daß der irdiſche Gott, den die Welt den Teufel pflegt zu nennen, ſo erfahren, gewaltig und geſchickt iſt, daß ihm nichts unmöglich iſt; ſo wende ich mich nun zu ihm, und nach ſeinem Verſprechen ſoll er mir alles leiſten und erfüllen, was mein Herz, Gemüth und Sinn begehret und haben will, und ſoll an nichts ein Mangel ſichtbar werden; und ſo denn dem alſo ſein wird, ſo verſchreibe ich mich hiemit mit meinem eignen Blut, welches ich, obwohl ich bekennen muß, daß ichs von dem Gott des Himmels empfangen habe, ſammt Leib und Gliedmaßen, ſo mir durch meine Eltern gegeben ſind, mit allem, was an mir iſt, ſammt meiner Seele hiemit dieſem irdiſchen Gott zu Kaufe gebe, und verſpreche mich ihm mit Leib und Seele.

Dagegen ſage ich vermöge der mir vorgehaltenen Artikel ab allem himmliſchen Heer und allem, was Gottes Freund ſein mag. Zur Bekräftigung meiner Verheißung will ich dieſem allen treulich nachkommen, und dieweil unſer aufgerichtetes Bündniß vierundzwanzig Jahr währen ſoll, ſo ſoll denn der Satan, wenn dieſe Jahre verfloſſen ſind, dieſes ſein Unterpfand, Leib und Seele, angreifen und darüber zu ſchalten und zu walten Macht haben, ſoll auch kein Wort Gottes, auch nicht die ſolches predigen und vortragen, hierin einige Verhinderung thun, ob ſie mich ſchon bekehren wollten.

Zu Urkund dieſer Handſchrift habe ich ſolche mit meinem eigenen Blute bekräftiget und eigenhändig geſchrieben.

Fauſtus, Doctor.

Nachdem nun Fauſtus ſolchergeſtalt mit dem Teufel den Pact geſchloſſen hatte, — es war in der Dämmerſtunde und

die Thüren des Hauses allbereits verschlossen und verriegelt — siehe, da klopft jemand sittiglich an die Stubenthür. Faust merkte sogleich, es könne kein Sterblicher sein, der ihn besuche, und öffnete die Thür; da stand ihm gegenüber eine lange, in graues Mönchsgewand gekleidete Person, dem Ansehen nach eines ziemlichen Alters, mit grauem Bärtlein, und neigte sich ehrfürchtig gegen den Doctor. Dieser hieß ihn sitzen und fragte, was seines Geschäftes sei? „O Fauste," hob jener mit Seufzen an, „wie hast du mir meine Herrlichkeit genommen, daß ich nun eines Menschen Diener sein muß! Dieweil ich aber von unserm Obersten dazu gezwungen worden, muß ich es wohl lassen geschehen. Wenn aber das Ziel wird erreichet sein, so wird es mir eine kurze Zeit gewesen dünken, dir aber wird es ein Anfang sein einer unseligen, unendlichen Zeit! So will ich mich nun von jetzo dir ganz unterwürfig machen, sollst auch keinen Mangel bei mir haben, ich will dir getreulich dienen; so sollst du dich auch vor mir nicht entsetzen, denn ich bin kein scheußlicher Teufel, sondern ein Spiritus familiaris, d. i. ein vertraulicher Geist, der gerne bei den Menschen wohnet. Du sollst zugleich wissen, daß ich werde Mephistopheles genennet, und bei diesem Namen sollst du mich hinfort jederzeit rufen, wenn du etwas von mir begehren willst, denn also heiße ich." Doctor Faust erfreute sich hierüber in seinem Gemüthe, daß nun sein Begehren einmal zu erwünschtem Ziel gekommen und sprach: „Nun, Mephistopheles, mein getreuer Diener, wie ich verhoffe, so wirst du dich allezeit gehorsamlich finden lassen und allem fleißig nachkommen, was ich dir zumuthen werde."

Faust ließ ihn nun des weiteren seinen Willen wissen, und der höllische Feind machte sich sofort ans Werk. Es galt zunächst, Fausts zerrüttete Vermögensumstände in Ordnung zu bringen. Denn von der großen Verlassenschaft sei-

nes Oheims hatte Fauſts unordentliches Leben außer der Behauſung, darin er wohnte, nebſt etlichen Wieſen und Feldern, faſt nichts übrig gelaſſen. Nun aber war es, als ob alles, was Fauſt mit Spielen und Banquetiren vergeudet hatte, heimlicher Weiſe unter die Hände ſeines vorigen Herren zurückkehrte. An Kleidern, Schuhen, Bettgewand und ſonſtigem Bedürfniß des Haushalts war kein Mangel. Schränke, Kammern und Keller füllten ſich mit allerlei Vorrath. Fauſts Seckel ſtrotzte allezeit von Gold- und Silbermünzen. Was er an köſtlichen Speiſen und Weinen je begehrte, durfte er nur auf einem Zettel verzeichnen und fand es zur rechten Zeit auf ſeinem Tiſche. Da er nun für nichts mehr zu ſorgen und alles in Fülle hatte, gebrauchte er ſeines Vortheils reichlich und brachte Tag und Nacht mit ſeinen Zechbrüdern, Goldmachern und andern loſen Leuten in Saus und Brauſe hin.

Dazu hatte ihm Mephiſtopheles ſeine Wohnung aufs herrlichſte zugerichtet, als ob des Teufels Werk mit dem Paradieſe ſelbſt wetteiferte. Alle Zimmer waren mit den ſchönſten Tapeten behangen, mit herrlichen Gemälden geſchmückt und mit Koſtbarkeiten aller Art ausgeſtattet. In den Sälen ertönte der lieblichſte Vogelgeſang. Die Amſel, die Wachtel ſchlug fröhlich, die Lerche tirilirte, der Papagei plauderte, in goldnem Reife ſich hin und wieder wiegend, und wenn die übrigen ſchwiegen, hob die Nachtigall ihr unvergleichliches Lied an. Im Vorhofe des anſtoßenden Zaubergartens ſah man indianiſche Hähne, Rebhühner, Kraniche, Reiger, Schwäne und Störche ohne Scheu luſtwandeln. Der Garten ſelbſt war nicht ſonderlich groß, aber ausbündig herrlich. Selbſt zur Winterszeit, wenn in der Stadt alles mit Schnee bedeckt war, ſah man dort immer nur fröhlichen Sommer mit Laub und Gras und den bunteſten Blumen. Dazu waren ſchöne Weinſtöcke zu ſehen mit mancherlei Trau-

den behangen, alle schon reif; in allen Farben prangende Tulpen, gefüllte Josephsstäbe; Narzissen und Rosen blühten und flammten dazwischen. An den Mauern des Gartens der Länge nach waren Granaten-, Pomeranzen- und Citronenbäume in schnurgeraden Reihen aufgestellt; Kirschen-, Birn- und Aepfelbäume standen bunt durcheinander wie ein Wald, und alle hingen immer voll Früchte. Zu oberst im Hause, da stand ein schmuckes Taubenhaus, darin flogen Tauben aller Art und von den seltensten Farben, und nicht nur zahme, sondern auch wilde Feldtauben aus und ein. Unten aber im Hause, vor einem Stall an der Einfahrt, lag des Doctor Faust großer Zauberhund, der ihm, wenn er aus dem Hause ging, nicht von der Seite wich. Sein Name war Prästigiar oder Hexenmeister; der hatte Augen ganz feuerroth und graulich und schwarzes zottiges Haar; wenn ihm aber Faust über den Rücken fuhr, verwandelte sich seine Farbe und wurde bald grau bald weiß, bald gelblich oder braun, und das Thier machte gar seltsame Sprünge und Gaukeleien, wenn es mit seinem wunderlichen Herrn, der auch seinen eignen Schritt hatte, dahinpudelte.

Wir wollen nun etliche Zauber- und Schelmenstücke des Doctor Faust erzählen, die er mit Hilfe seines Dieners Mephistopheles da und dort in der Welt ausübte, und wiewohl deren weit mehr sind, als an diesem Orte Raum fänden, können doch nachstehende Beispiele genugsam jeden überzeugen, daß die schwarze Kunst weder vor noch nachher Seltsameres und Erstaunlicheres zu Stande gebracht.

Einst war Faust mit einigen Studenten zur Messe von Wittenberg nach Leipzig gefahren und ging mit denselben durch die Stadt, um sich die reichen Kaufmannsgüter zu besehen. Da kamen sie denn auch zu Auerbachs Keller, in der Nähe des Marktes, wo einige Weinschröter eben damit beschäftigt waren, ein sehr großes und schweres Faß Wein,

sieben oder acht Eimer haltend, aus dem Keller heraufzuschroten. Die Knechte strengten alle ihre Kräfte an, um das Faß mit Hebebäumen in die Höhe zu bringen, doch vermochten sie es nicht, bis etwa ihrer noch mehr dazu kämen. Doctor Faust und seine Gefährten standen da still und sahen zu; da sprach Faust fast höhnisch zu den Schrötern: „Wie stellet ihr euch doch so läppisch dazu, seid euer so viel und könnt ein solches Faß nicht zwingen; sollte es doch Einer wohl allein verrichten können, wenn er sich recht dazu schicken wollte!“ Die Schröter gaben ihm mit derben Worten zurück: wenn er denn besser als sie wüßte, solch Faß zu heben und aus dem Keller zu bringen, so sollt ers doch in Teufels Namen thun; was er sie viel zu vexiren hätte? Unter diesem Wortwechsel kommt der Herr des Weinkellers herzu und als er hört, was übermüthige Reden dieser Fremde da geführt, spricht er halb unwillig: „Nun, weil ihr denn so starke Riesen seid, welcher unter euch das Faß allein wird herauf und aus dem Keller bringen, der mags behalten!“ Doctor Faust aber war nicht faul und rief die Umstehenden zu Zeugen auf, daß ihm der Weinhändler das Faß mit Wein geschenkt habe, steigt hinab in den Keller, setzt sich rittlings auf das Faß, und alsobald setzt sich das Faß wie ein Gaul in Bewegung und kommt mit Faust die Treppe herauf. Die Leute, welche das mit ansahen, schlugen vor Erstaunen die Hände zusammen, die Küfer kratzten sich hinter den Ohren, der Weinherr schrie, es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Doch, da ihn Faust beim Worte hielt und die Umstehenden ihm beitraten, so mußt er wohl, wollt er nicht den Schimpf zusammt dem Schaden haben, ihm das Faß mit Wein verabfolgen. Faust traf sogleich Anstalt, daß es in ein Wirthshaus geschafft wurde, wo er es seinen Gefährten zum Besten geben wollte, wozu noch mancher Andre ohne viel Zuredens sich einfand. Und so machten sie sich

auf fremde Kosten etliche Tage lustig, so lange noch ein Tropfen im Fasse war.

Es war Jahrmarkt zu Kriffering; da fand sich auch der Doctor Faust ein. Er hatte sich durch seine Kunst ein schönes, lichtbraunes Pferd zugerichtet, mit welchem er auf den Markt geritten kam just zur Zeit, da es die meisten Käufer gab. Da es ein wohlgestaltetes und ansehnliches Thier war, so fehlt es nicht an solchen, die ihm ein stattliches Gebot thaten, und letztlich kam er mit Einem überein, der ihm vierzig Gulden baar bezahlte, wobei er sich nicht anders einbildete, als, er habe einen guten Kauf gemacht. Ehe aber Faust das Geld einstrich, bedung er sich noch aus, daß das Pferd unter zwei Tagen nicht in die Schwemme geritten werde, was denn der Roßtäuscher versprach, worauf er vergnügt davon ritt. Unterwegs kommt er an ein fließendes Wasser, dem Roßtäuscher fällt sein Versprechen ein, zugleich aber plagt ihn auch die Neugier, was doch der Verkäufer damit möge gemeint haben, daß das Pferd unter zwei Tagen nicht solle ins Wasser kommen. Also reitet er, den nächsten Weg zu nehmen, frisch hinein. Als er aber kaum bis in die Mitte des Wassers ist, siehe, da verschwindet das Roß ihm unterm Leibe und er treibt auf einem Bündel Stroh dahin, daß er mit Mühe sich noch ans Land rettet.

Triefend und fluchend läuft er nun spornstreichs zurück in den Flecken, wo der Markt gewesen, gleich dem Wirthshause zu, wo vorher sein Verkäufer gesessen, und findet ihn allda, wie es scheint, in tiefem Schlaf auf der Bank liegen. Den Roßtäuscher reizt die gemüthliche Ruhe dessen, der ihn schändlich betrogen, noch mehr zum Zorne, er erwischt Fausten beim Fuß, ihn von der Bank zu reißen, drohend und tobend, er solle ihm sein Geld wieder geben. Aber o Schrecken! beim ersten Ruck brach jenem der Schenkel vom Leib, daß der Roßtäuscher, mit dem Bein in beiden Händen,

rücklings in die Stube fiel. Doctor Faust schrie Zeter Mordio, von allen Seiten strömten die Leute herbei; der Roßtäuscher aber lief über Hals und Kopf davon, und ließ, um nicht den Gerichten in die Hände zu fallen, sein Geld im Stiche.

Zu Naumburg kehrte Faust eines Tages in einem Wirthshause ein, darinnen er Kaufleute und andere Reisende antraf. Als sie zu Nacht mit einander gespeiset hatten, blieben sie, da Faust sie aufs beste unterhielt, noch länger bei Tische, wobei sie mit dem Trunke einer dem andern tapfer zusprachen. Nun war ein Wirthsjunge zugegen, welcher sich hinter Fausts Stuhl gestellt hatte, um zuzuhören, und beflissen war, ihm das Glas zu füllen, so oft es leer wurde. Er that dies aber auf eine so ungeschickte Weise, daß er es jedesmal zum Ueberlaufen vollschenkte. Faust hatte ihm dies schon mehrmal untersagt und strafte ihn endlich mit den Worten: „Junge, wenn du mir noch einmal so ungeschickt eingießest, so fresse ich dich mit Haut und Haar!“ Als aber der Junge ihm spöttisch antwortete: „Ja wohl fressen!“ und ihm abermal zu voll einschenkte, da sperrte Faust sein Maul übermenschlich weit auf und schluckte den Jungen zum Erstaunen aller, die am Tische waren, hinunter, erwischte darauf den Schwenkkessel mit dem Kühlwasser und sagte: „Auf einen guten Bissen gehört ein guter Trunk,“ und soff den rein aus. Der Wirth erhob darob ein groß Geschrei und drang mit ernstlichen Worten auf den Doctor ein: er solle ihm seinen Jungen wiederschaffen, oder er wolle etwas andres mit ihm anfangen. Faust aber versetzte ganz ruhig: „Nun, gebt euch nur zufrieden und sehet hinter den Ofen.“ Da fand man den Jungen zitternd und bebend, am ganzen Leibe triefend naß, doch übrigens unversehrt, worüber denn die ganze Gesellschaft in ein herzlich Lachen ausbrach.

Einstmals in der fröhlichen Fastnachtszeit lud Doctor

Faust etliche Studenten, seine vertrauten Freunde, zu sich, tractirte sie aufs beste, und das währte bis in die Nacht hinein. Wie nun die Gäste die edeln Sorten Weines lobten, welche ihr freigebiger Wirth ihnen vorgesetzt, versetzte dieser: „Was meint ihr, sollte der Bischof von Salzburg nicht noch köstlichere Weine in seinem Keller haben? wie wär es, wenn wir zur Abkühlung eine Lustfahrt dahin machten und seinen Wein versuchten?“

Es war nicht schwer, den Herren Studiosen eine solche Spritzfahrt plausibel zu machen, zumal sie wußten, daß der Doctor es nicht böse mit ihnen meinte. Also führet sie Faust hinab in seinen Garten am Hause, nimmt eine Leiter, setzt einen jeglichen auf eine Sprosse und fährt mit ihnen durch die Luft davon. Es war bald nach Mitternacht, als sie im bischöflichen Keller zu Salzburg ankamen; sie zündeten ein Licht an, worauf sie sich an die Fässer der besten und herrlichsten Weine machten und einen nach dem andern versuchten. Als sie nun sämmtlich bei einer Stunde gutes Muthes waren und schon manches Glas auf die Gesundheit des Bischofs einander zugebracht hatten, siehe, da öffnete sich die Thür des Kellers und herein trat der Kellermeister, den, ohne weiter etwas Arges zu denken, eine späte Anwandlung von Durst hieher führte. Wie der diese nassen Burschen allda zechen sah, war er anfangs vor Ueberraschung ganz starr und sprachlos, dann machte er plötzlich Kehrt und schickte sich an, ein Geschrei zu machen, daß Diebe vorhanden wären. Aber Faust wußte ihn daran zu hindern. Da er nämlich sah, daß seine Gesellen gar kleinmüthig zu werden begannen, ermahnte er sie zu eiligem Aufbruch, befahl, es sollte ein Jeder seine Flasche, die er vorher schon mit gutem Wein gefüllt hatte, mit sich nehmen und die Leiter ergreifen; er selbst aber faßte den Kellermeister stracks beim Haar und fuhr mit allen zugleich davon. Sie zogen aber aus dem

Keller in die Höhe, und da ſie kurz darauf über einem Walde hinfuhren, erſah Doctor Fauſt einen Tannenbaum, auf welchem er den Kellermeiſter, der vor Furcht und Schrecken halbtodt war, niederſetzte. Fauſt aber kam mit ſeinen Burſchen und der Weinladung wieder glücklich nach Hauſe, da ſie denn erſt recht herumzechten, bis der Tag anbrach.

Wie dem guten Kellermeiſter unterdeſſen auf ſeinem Baume müſſe zu Muth geweſen ſein, iſt leichtlich zu erachten, zumal er nicht gewußt, wo und in welcher Gegend er wäre, dazu ſchier erfroren war; als aber der ſehnlich verlangte Morgen anbrach und er nun augenſcheinlich ſah, daß er ohne Lebensgefahr nicht von dem hohen Baume kommen würde, rief er ohne Unterlaß mit heller Stimme ſo lang und viel, bis zwei vorübergehende Bauern, welche in die Stadt gehen und etwas Schmalz und Käſe verkaufen wollten, ſolches vernahmen und alſo mit höchſter Verwunderung dieſen ſeltenen Vogel in den Tannenzweigen pfeifen hörten. Die Bauern, weil der Kellermeiſter ihnen eine gute Verehrung verſprach, eilten deſto mehr der Stadt zu, wo ſie ſolches verkündigten, bis ſie letzlich gar nach Hofe kamen, allwo ſie denn zuerſt keinen Glauben fanden, bis man ihnen wegen der Abweſenheit des Kellermeiſters, auch der halb geſchloſſenen Thüre im Keller, Glauben geben mußte, weswegen eine große Menge Volks ſich aus der Stadt mit den Bauern dorthin begab, wo der Kellermeiſter ſaß, welcher denn mit großer Mühe und Arbeit herabgebracht werden mußte. So ſehr man aber mit Fragen ihm zuſetzte, ſo vermochte er doch nicht zu ſagen, wer die Diebe geweſen, die er im Keller angetroffen, noch denjenigen zu nennen, der ihn auf den Baum geführt und in ſolcher Gefahr daſelbſt gelaſſen hatte.

Fauſt hatte ſich einſt einer Geſellſchaft von Kaufleuten angeſchloſſen, welche zur frankfurter Meſſe reiſten, und kam mit ihnen eines Tages um Mittag in das Städtchen Bor-

berg im Odenwalde. Auf einem Berge dabei lag ein Schloß, darin ein Voigt hauste, welcher unter den Reisenden einen Verwandten hatte. Dieser lud, um seinem Vetter eine Ehre zu erweisen, folgenden Tages die ganze Gesellschaft zu sich auf das Schloß und bewirthete sie nach bestem Vermögen. Gegen Ende des Mahles hatte ein Regenwetter sich eingestellt, und die Reisenden mahnten einander, in Besorgniß, es möchte heftiger werden, zum Aufbruch, als einer aus der Gesellschaft, der indessen zum Fenster hinaus gesehen, sie mit den Worten beruhigte: „Nein, nein, es hat keine Noth wegen des Regenwetters, es stehet ein schöner Regenbogen am Himmel!“ Doctor Faust stand vom Tisch auf, trat ans Fenster und sprach: „Was soll es gelten, ich will mit meiner Hand diesen Regenbogen ergreifen?“ Die andern, denen die Kunst des Doctors nicht so wohl bekannt war, sahen sich, indem sie näher traten, verwundert an und wußten nicht, wie sie seine Rede verstehen sollten. Da streckte Faust seine Hand aus, und siehe, da ging der Regenbogen über dem Städtlein her, gegen das Schloß zu, bis an das Fenster, worauf ihn der Doctor mit der Hand augenscheinlich faßte und gleichsam hielt. Nach einer Weile ließ er ihn wieder los: da schnellte der Regenbogen hinweg und stand wiederum wie zuvor an seinem Ort.

Der Ruf von Doctor Fausts Zauberkünsten machte endlich selbst den löblichen Kaiser Maximilian verlänglich, durch eignen Augenschein sich davon zu überzeugen. Als er nun auf einige Zeit sich mit seiner ganzen Hofhaltung zur Erholung in Innsbruck aufhielt, ließ er den Schwarzkünstler zu sich kommen und begehrte, er solle ihm vermittelst seiner Kunst etwas zu Gefallen ausrichten, es werde ihm bei seinem kaiserlichen Wort nichts Arges deswegen widerfahren, sondern er wolle es noch mit allen Gnaden erkennen; Doctor Faust

ſagte darauf Sr. Kaiſerlichen Majeſtät mit Freuden etliche Proben ſeiner magiſchen Künſte zu.

Als nun der Kaiſer des andern Morgens in ſeinem Schlafgemach erwachte, konnte er ſich nicht beſinnen, wo er doch wäre: denn er befand ſich in einem herrlichen Saale, in welchem viel ſchöne luſtige Bäume von grünen Maien zu beiden Seiten ſtanden, untermiſcht mit anderen Bäumen, deren Zweige mit zeitigem Obſt, Kirſchen, Aepfeln u. dergl. prangeten. Der Boden des Saals glich einer grünen Wieſe von allerlei bunten Blümlein, und über des Kaiſers Bettſtatt wölbte ſich das Gezweig von noch edleren Bäumen, als Pomeranzen, Granaten, Limonien mit ihren Früchten, und an den Wänden ſchlangen ſich Weinreben mit reifen Trauben entlang.

Es läßt ſich wohl begreifen, wie ſolche zauberiſche Veränderung ſeines Schlafgemachs den löblichen Kaiſer werde haben recht verwundern gemacht, woher es kam, daß er länger als ſonſt zu Bette blieb. Er ſtand endlich auf, warf ſeinen Nachtpelz um ſich und ſetzte ſich nahe bei dem Bett auf einen Seſſel, um des wunderlichen Schauſpiels noch länger zu genießen. Da hörte er den lieblichen Geſang der Nachtigall, mit welchen ſich die anmuthigen Stimmen anderer Waldſänger vereinten, die Vögel flatterten zwiſchen den Zweigen hin und her; ſchneeweiße Kaninchen und junge Haſen ſchlüpften aus dem Dickicht hervor, — der Kaiſer war ganz in Anſchauen verſunken.

Mittlerweile geriethen die Kammerdiener in nicht geringe Beſorgniß, wie es doch kommen möge, daß ihr allergnädigſter Herr nicht aufſtehe, es müſſe ihm etwa eine Unpäßlichkeit zugeſtoßen ſein. Sie erkühnten ſich daher und öffneten ſittiglich die Thüre des Schlafgemachs, wo ſie denn nicht allein ihren Herrn bei guter Geſundheit antrafen, ſondern

zugleich aus dem, was sie vor Augen hatten, die Ursache seines Verweilens recht wohl begriffen. Der Kaiser ließ alsobald die Vornehmsten am Hof zu sich berufen, damit sie auch an diesen Wundern sich erfreuen möchten. Allein nach etwa einer Stunde und ehe sie sich dessen versahen, begannen die Blätter an den Bäumen zu welken und zu verdorren, die Blumen verbleichten, die Früchte fielen ab; bald aber kam ein Wind zum Gemach herein, der alles verwehete, so gar, daß der ganze Zauber in einem Augenblick vor ihren Augen verschwunden und ihnen nicht anders war, als wäre alles nur ein Traum gewesen.

Faust richtete bald darnach am kaiserlichen Hofe noch ein anderes Kunststück zu, welches nicht minder bewunderungswürdig war. Der Kaiser gab einigen fremden Gesandten und anderen Herren zu Ehren ein kostbares Bankett, wobei auch die Frauen seines Hofstaates zugegen waren. Da brachte es Faust durch seine Kunst dahin, daß dem Ansehen nach ein Gewölk in den Speisesaal hereinrauschte, etwas [illegible], gleich als wenn es mit Regen drohe; bald darauf aber theilte sich das Gewölk und klärte sich mehr und mehr, mit Weiß und Blau gemischt, daß es herrlich anzusehen war; endlich zeigte sich der Himmel in voller Klarheit, die Sterne blinkten allgemach daran hervor und im Osten erhob sich der Vollmond in seiner ganzen Pracht. Etwa eine Viertelstunde darnach kehrte das Gewölk zurück, ein Blitz flammte dazwischen hin, daß alle versammelten Gäste sich kreuzigten; bald aber spannte sich ein schönfarbiger Regenbogen über die kaiserliche Tafel, der allmählig wieder verblaßte und verschwand. Als nun Doctor Faust vermerkte, daß bereits der Kaiser und die vornehmsten Herren mit ihm von der Tafel aufgestanden, die Damen aber und die sie bedient hatten, sich noch etwas aufhielten, siehe, da kehrten die Regenwolken, durch einen starken Wind getrieben, noch einmal zurück und

nun begann es mit Ernſt zu blitzen und zu donnern, ja zu ſchlooßen und zu regnen, ſo daß alle, die im Saale noch zugegen waren, in großer Verwirrung den Saal räumten. Als aber der Kaiſer vernahm, daß das Wetter ohne allen Schaden abgegangen, lachte er herzlich über die Schelmerei des Doctors und bezeugte ihm mit viel gnädigen Worten und recht kaiſerlichen Geſchenken ſein beſondres Wohlgefallen.

Während aber Fauſt ſolchergeſtalt die Dienſtbarkeit des Teufels reichlich ausbeutete, ging ein Jahr der bedingten Zeit nach dem andern hin, und je näher das Ende des Bündniſſes rückte, überließ er ſich nach Epicurs*) Regel einem rohen, ſicheren und wüſten Leben, daß er tägliche Völlerei, Spielen und Buhlen für ſeine höchſte Ergötzlichkeit hielt. Da geſchah es, daß er in ſeiner Nachbarſchaft eine ſchöne, aber arme Dirne fand, welche vom Land herein in die Stadt gekommen und ſich in Dienſte bei einem Krämer begeben hatte. Dieſe gefiel nun Fauſten über die Maßen wohl, daß er nach ihr auf allerlei Weiſe trachtete und ſie zu eigen haben wollte. Aber die ſittige Jungfrau wollte niemals, was und wie viel er ihr auch verſprach, ſich in ſeinen ſündlichen Willen fügen, ſondern ſie blieb ehrlich und wollte nur von der Ehe hören. Da nun Fauſt, von Liebe ganz hingenommen, nicht von ihr laſſen wollte, war er zuletzt entſchloſſen, ſie zu ehelichen, worin ihn ſeine Freunde, um ihn auf einen beſſern Weg zu bringen, redlich beſtärkten. Der böſe Geiſt Mephiſtopheles, als er dieſes vermerkte, ſtellte ſich ſehr ernſtlich dazwiſchen: er ſolle gedenken an ſeine Zuſage und ſein Verſprechen, zudem, ſo könne er ſich in keinen Eheſtand einlaſſen, dieweil er nicht zween Herren zugleich dienen könne. „Denn der Eheſtand iſt ein Werk des Höchſten, daher wir Teufel ihn aufs höchſte haſſen und verfolgen. Derohalben, Fauſte, ſiehe

*) Ein heidniſcher Weiſer dieſer Welt, der das höchſte Gut in das Vergnügen ſetzte.

dich vor; willst du dich versprechen zu verehelichen, so zerreißest du den Vertrag mit uns und wir werden in selbem Augenblicke gleichermaßen dich zerreißen."

Durch solche erschreckende Vorhaltung brachte Satan den Doctor Faust von seinem Vorhaben ab. Um aber seinen Lüsten eine Genugthuung zu geben, daß er des Verheirathens ganz und gar vergessen möchte, gab ihm der Versucher einen Gedanken ein, dergleichen schwerlich je in eines Menschen Sinn gekommen: er wollte zum Ersatz das schönste Weib, das die Erde besessen, Helena von Griechenland, des Königs Menelaus Gemahlin, von welcher noch heutiges Tages die Welt so viel zu sagen weiß, in eben der Gestalt, wie sie im Leben gewesen, zu eigen haben. Mephistopheles sagte ihm solches zu, und als er des andern Tages bei ihm eintrat, folgte ihm die Königin auf dem Fuße nach, so wunderschön, daß Faust nicht wußte, ob er bei sich selbst wäre oder nicht. Diese Helena erschien in einem köstlichen Purpurkleid, ihr herrliches goldfarbenes Haar hatte sie lang herabhängen, so daß es ihr bis in die Kniebeuge niederwallete, ihre tief dunkeln Augen waren von wunderbarem Glanze, holdselig ihr Angesicht und lieblich ihre Wangen; sie hatte eine schöne länglichte und gerade Gestalt und war kein Tadel an ihr zu finden vom Scheitel bis zur Sohle. Dieses Wunderweib gab Satan dem Faust zur Buhle, und er vergaß Himmel und Hölle. Aus dieser sündlichen Verbindung entsproß zu seiner Zeit ein Sohn, welcher Justus Faust genannt ward, und verblieben beide, Mutter und Sohn, in Fausts Wohnung bis an sein Lebensende.

Durch solche unbegrenzte Vergünstigung aller Dinge, deren sein böses Herz begehrte, hielt der Teufel den Doctor Faust dermaßen in seinen Netzen fest, daß, je länger je seltner ein einiger guter Gedanke in ihm aufkam, der ihn zur Umkehr zu Gott gemahnte. Und wo doch solches hin und

wieder geſchah, verſtrickte ihn der Satan in tödtliche Zweifel an aller Möglichkeit ſeiner Begnadigung und riß das Wort Gottes von ſeinem Herzen, auf daß er nicht glaubte und ſelig würde; da denn dieſer unſelige Mann in der hölliſchen Qual ſeines Gewiſſens und der Furcht vor dem zukünftigen Gericht ſich keines andern Rathes mehr verſah, als daß er alle trüben Gedanken und Anwandelungen der Reue im bodenloſen Meere der Weltluſt erſäufete.

Die Glocke war nun einmal gegoſſen und das Stundenglas Doctor Fauſts lief nunmehr aus; er hatte nur noch einen Tag vor ſich, mit welchem die beſtimmten vierundzwanzig Jahre ihre Endſchaft erreichten. Da erſchien ihm der Teufel abermals, und zwar in eben dieſer Geſtalt wie damals, als er den verdammlichen Bund mit ihm aufgerichtet hatte, zeigte ihm ſeine Handſchrift, darin er ihm mit ſeinem eignen Blut, ſeinen Leib und ſeine Seele verſchrieben hatte, mit der Weiſung, daß er auf folgende Nacht ſein verſchriebenes Unterpfand holen und ihn hinweg führen wollte, deſſen er ſich denn gänzlich verſehen ſollte; darauf der Teufel verſchwand.

Wie dem Doctor Fauſt hierüber müſſe zu Muth geweſen ſein, läßt ſich leichtlich denken. Es kam das Bereuen, Zittern, Zagen und ſeines Herzens Bangigkeit mit Macht an ihn; er wandte ſich hin und wieder, klagte ſich ſelbſt an ohne Unterlaß wegen ſeines abſcheulichen und gräulichen Falls, weinte, warf ſich zur Erde, ſprang wieder auf, focht, tobte, ſchrie und grämte ſich die ganze Nacht über. Allmählig ward er vor Ermattung ein wenig ruhiger und ſuchte ſich darein zu ſchicken, da es ja nicht anders ſein könnte. Alſo ſtehet er des Morgens früh auf, ſpaziert etwas vor die Stadt hinaus und nach Verfluß von etwa anderthalb Stunden, nachdem er wieder nach Haus gekommen, befiehlt er ſeinem Famulus Chriſtoph Wagner, daß er die Stuben-

ten, ehebessen seine vertrauten Freunde, noch einmal zu ihm in das Haus berufen sollte, er hätte ihnen etwas nothwendiges anzukünden. Als sie sich eingefunden, bat er sie, daß sie sich doch sämmtlich wollten gefallen lassen, mit ihm noch einmal in das Dorf Rimlich zu spazieren, denn daselbst wolle er sich mit ihnen lustig erzeigen, welches er seit längerer Zeit unterlassen hätte.

Die Studenten waren dessen zufrieden und spazierten mit einander dahin, hatten unterwegs allerlei Gespräche, und nachdem sie dort angekommen, ließ Doctor Faust ein gutes Mahl zurichten und stellte sich auf das möglichste mit ihnen fröhlich, daß sie also beisammen recht lustig waren bis auf den Abend, da sie alle, ausgenommen Faustus, wieder nach Hause begehrten. Der Doctor aber bat sie gar freundlich, daß sie doch wollten nur dieses einzige Mal die Nacht über bei ihm verharren, es wäre doch schon die Zeit zur Heimkunft zu spät. Was sie denn, weil es doch nicht anders sein könne, ihm zusagten.

Als sie nun auch das Nachtmahl zu sich genommen, bezahlte Doctor Faust den Wirth und bat seine Gäste, sie sollten ein kleines mit ihm in die nächste Stube gehen, er hätte ihnen etwas wichtiges zu sagen, welches er bisher hätte verborgen gehalten, das betreffe sein Heil und seine Seligkeit. Als sie ihm in das Zimmer gefolgt, ward er ernster und ernster und schwieg, vor sich hinstarrend, lange Zeit. Als er die Augen wieder erhob, blickte er sie mit verändertem Angesicht an, gleich einem wilden Stier, drückte die Hände zusammen, stöhnte und seufzete, daß ihn alle bald mit Grauen, bald mit herzlichem Mitleid betrachteten. Endlich hob er an und erzählte ihnen das ganze schauerliche Geheimniß seines Lebens, wie er aus Vermessenheit und Wollust der heiligen Dreifaltigkeit abgesagt und in Bündniß mit dem Feinde Gottes gerathen sei und habe durch des Teufels Dienst und

Hilfe aller Luſt, Macht, Kunſt und Herrlichkeit dieſer Welt genoſſen zum ewigen Schaden ſeiner Seele, daraus ihm nimmer wieder könne geholfen werden. „Nun aber," fuhr er fort, „ſehet ihr mich am Ende meiner gottloſen Laufbahn: die vierundzwanzig Jahre, um die ich mich der Hölle verkauft, ſind mit dieſem Tage verlaufen, da wird denn der Teufel ſein Unterpfand holen und ganz erſchrecklich mit mir umgehen; das alles wollte ich doch gerne ausſtehen, wenn meine Seele erhalten würde. Ich bitte euch nun, günſtige liebe Herren, ihr wollet nach meinen Tod alle diejenigen, ſo mich geliebet und wegen meiner Kunſt in Werth gehalten haben, freundlich grüßen und von meinetwegen ihnen viel Gutes wünſchen; was ich auch dieſe vierundzwanzig Jahr über für Abenteuer getrieben und meine anderen Geſchichten, die werdet ihr in meiner Behauſung aufgeſchrieben finden und mein Famulus ſoll ſie euch nicht vorenthalten. Ihr wollet euch anjetzt mit einander zur Ruhe begeben, ſicher ſchlafen und euch nichts anfechten laſſen, und ſo ihr ein Gepolter und ungeſtümes Weſen im Haus hören werdet, wollet ihr euch darob nicht entſetzen, denn euch ſoll kein Leid widerfahren, wollet auch vom Bette nicht aufſtehen; allein dieſes möchte ich zu guter Letzt von euch erbeten haben, daß, ſo ihr meinen Leib findet, ihr ſolchen zur Erde beſtatten laſſet. Gehabt euch ewig wohl, ihr Herren, und nehmet ein Exempel an meinem Verderben. Gute Nacht, es muß geſchieden ſein!"

Auf ſolches Lebewohl traten die Gäſte, einer nach dem andern zu Doctor Fauſt, hatten ein herzliches Mitleiden und ſprachen mit erſchrockenem Herzen: „Herr Doctor, hiermit wünſchen wir euch eine gute Nacht, und zwar eine beſſere, als ihr vermeinet; wir bitten ſämmtlich nochmals, ihr wollet eures Heils und eurer Seelen Wohlfahrt bei jetziger letzten Zeit wahrnehmen, und, weil ihr nicht anders glaubet, als der Teufel werde dieſe Nacht euern Leib hinwegnehmen, ſo

rufet den heiligen Geiſt um Beiſtand an, damit er eure Seele möge regieren und zu einem unzweifelhaften Glauben an Chriſtum bringen; dieſem befehlet alsdann, wenn es ja nicht anders wird ſein können, euern Geiſt in ſeine barmherzigen Hände mit reuigem Herzen, ſprechet mit dem König David: Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf ſein Wort, denn bei dem Herrn iſt die Gnade und viel Erlöſung iſt bei ihm." Darauf ſagte Doctor Fauſt ganz weinend: „Ach, liebe Herren, ich will in meinem Herzen ſeufzen und ächzen, ob etwa mich Verlornen Gott wieder möchte zu Gnaden aufnehmen; aber ich beſorge leider, daß nichts daraus werden dürfte, denn meiner Sünden ſind zu viel."

Da er ſo ſprach, ſank er gleich einem Ohnmächtigen hin auf die nächſte Bank; während aber die Umſtehenden, tief erſchrocken, ſich bemüheten, ihn aufzurichten, hörten ſie im Hauſe ein unheimliches Rumoren, darob ſie ſich noch mehr entſetzten und zu einander ſprachen: „Laßt uns von dannen weichen, damit uns nicht etwas Arges widerfahre." So ließen ſie den Doctor allein und begaben ſich insgeſammt zu Bette, aber Furcht und Bangen ließ ſie vergebens den Schlaf ſuchen.

Um Mitternacht erhub ſich plötzlich ein ungeſtümer Wind, umtobte und ſchüttelte das Haus, als wollt er es aus den Fugen reißen. Kurz darauf hörten ſie in der Stube, in welcher Fauſt liegen geblieben, ein gräulich Ziſchen und Pfeifen, als ob lauter Schlangen und Nattern das Gemach erfüllten, nun ein ſchreckliches Gepolter, ein Ringen, Stoßen und Herumwerfen, zwiſchen ein das Angſt- und Wehgeſchrei des unglücklichen Fauſt, bald aber nichts mehr. Und es verging der Wind und legte ſich und ward alles wieder ganz ſtill.

An allen Gliedern bebend wagten die Bewohner des Hauſes ſich weder aus den Betten hervor, noch auch ein

lautes Wort zu wechseln. Als es aber ganz Tag geworden und das Morgenlicht in alle Gemächer des Hauses leuchtete, machten sich die Studenten auf und traten schüchtern, lauschend und spähend in die Stube, um zu sehen, wie es um Doctor Faust stünde. Da sahen sie die Wände, Tisch und Stühle mit Blut bedeckt, das Hirn des Unglücklichen klebte an den Wänden, die Zähne lagen auf dem Boden, so daß es augenscheinlich war, wie ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschleudert und daran zerschmettert habe. Den Leichnam suchten sie allenthalben im Hause vergebens und fanden ihn zuletzt im Hofe auf einem Misthaufen; er war aber ganz abscheulich anzusehen, denn es war kein Glied am ganzen Leichnam ganz, alles schlotterte und war zerstümmelt und verrenkt, der Kopf mitten von einander, das Hirn ausgeschüttet.

Sie trugen diese elendigen Ueberreste in aller Stille in das Haus und gingen mit einander zu Rath, wie es anzufangen wäre, daß Fausts letzter Bitte ein Genüge gethan und sein Leichnam zur Erde möchte bestattet werden. Den Wirth vermochten sie durch ein Geschenk, über den furchtbaren Vorfall dieser Nacht zu schweigen. Darnach nähten sie mit seiner Beihülfe den zerstümmelten Leichnam in ein Leintuch und meldeten dem Pfarrherren des Orts, wie sie einem fremden Studenten hätten das Geleite gegeben, welchen diese Nacht ein schneller Schlagfluß getroffen, der ihn auf der Stelle getödtet habe; sie bäten den Herrn Pfarrer, er wolle es bei dem Schultheißen anbringen und um die Erlaubniß bitten, solchen allhier zu begraben. So wurde Faust noch desselbigen Tags in aller Stille zur Erde bestattet. Während dies aber geschah, erhob sich abermals der Wind mit solchem Ungestüm, als ob er alles zu Boden reißen wollte, da doch weder vor, noch nach dergleichen verspüret worden. Woraus denn die Studenten schließen mochten, welch ein verzweifeltes Ende Faust müsse genommen haben.

An demselben Tage ist die schöne Helena sammt ihrem Sohne Justus Faustus, welcher auch ein bildschöner Mensch war, verschwunden und nie mehr gesehen worden.

---

210. Der Zauberlehrling.

Christoph Wagner, Dr. Fausts Famulus, hatte seinem Meister wohl etwas, aber nicht das Rechte von der Beschwörungskunst abgelernt, so daß ihm Geister von ganz andern Namen und in andrer Manier erschienen, als er erwartet hatte. Wie es nun lange gebrauset, und er in solchen Nöthen gesteckt hatte, hörte er eine Stimme, die sprach zu ihm: „Was begehrst du?“ — Wagner antwortete zitterlich: „daß du mir dienest.“ Der Geist sprach: „Ich bin ein Fürst in Mitternacht und habe eine Legion Geister mitgebracht mit Laternen, um den aufzufinden, dem ich dienen soll.“ — „Hier bin ich,“ sagte Wagner, „und heiße Christoph Wagner, wie heißt denn du?“ — Er sprach: „Mein Name ist Abadon.“ Da erschrak Wagner und merkte bald, daß es nicht der rechte wäre, und dachte bei sich selber, wie er seiner wiederum möchte los werden; und fragte den Geist weiter, ob er nicht die Gefälligkeit haben wollte, wegzugehen, wenn er ihm nicht dienen wollte. Da hörte er keine Antwort.

Die Geister verschwanden vor ihm allgemach, und er wartete, bis die Sonne aufging, und wollte aus dem Kreise schreiten; aber wie er den ersten Fuß hinaussetzte, so hieb ihm ein Geist denselben halb mit den Zehen hinweg. Christoph Wagner erschrak und zuckte den Fuß in den Kreis zurück; aber der Zehen blieb draußen liegen. Er blieb nun im Kreise, setzte sich nieder, verband seinen Fuß mit einem

Tüchlein und dem Wachs, so von der Kerze übrig geblieben war. Im Niedersetzen aber legte er das Schwert hinter sich, also daß die Hälfte über den Zirkel hinausging, und wenn er es angreifen wollte, fiel das Vordertheil, das außerhalb gelegen, schwarz wie Kohle und auch so zerreiblich herunter. Darüber erschrak Wagner und meinte, daß er im Kreise sterben müsse, und saß da bis zum dritten Tage.

Unterdessen wurde Faust die Weile lang, daß sein getreuer Diener nicht zu ihm kam; er befragte seinen Geist Mephistopheles, und der antwortete lächelnd: „Er hat gekünstelt aus Vorwitz, und wenn du ihm nicht zu Hilfe kommst, wirst du ihn immer suchen; er liegt auf deinem Gute in der Scheune.“ Da eilte Faust in seiner Kutsche dahin; und als er von ferne kam, fragte er den Kutscher: „Was siehst du auf der Scheune?“ — Der antwortete: „Ich sehe mehr als tausend Raben.“ Faust sprach: „Bleib hier und laß dichs nicht irren,“ stieg ab und ging zur Scheune. Da lag Wagner mehr als zur Hälfte todt im Zirkel und hatte beide Beine eingezogen. Er schrie ihm zu: „Christoph höre! sprich mir nach!“ und Wagner sagte: „Ja, mein Herr!“ und sagte die Beschwörung des Fausts her, indem er den Stumpfen seines Schwertes mit der andern Hand hielt. Da verloren sich die Geister haufenweis, und Wagner hinkte friedlich aus dem Zirkel, und Faust erquickte ihn mit Essig und Galle, die er ihm in den Mund gab, und hob ihn in seine Kutsche und fuhr ihn heim. Also gerieth dem Wagner sein erstes Meisterstück sehr übel, was jedermann zur Warnung dienen mag, daß man den Teufel nicht anrufen oder an die Wand malen soll.

211. Markgraf Hans.

Vor alter Zeit hat in Schwedt Markgraf Hans gelebt, der ist ein großer und gewaltiger Herr gewesen und hat wunderbare Thaten verrichtet, die man noch aller Orten in der Ukermark und Neumark zu erzählen weiß. Man sagt, es sei in Schwedt ein Mann Namens Schulze gewesen, von dem habe er die ganze Kunst der Zauberei überkommen, und als er nun alles gewußt, da habe er ihn gern über Seit haben mögen und deshalb Gelegenheit zum Hader mit ihm gesucht. Als er nun diese eines Tages gefunden, hat er seine mit goldenen Kugeln geladene Flinte ergriffen und sie auf den Schulze abgeschossen; der ist aber ruhig stehen geblieben, hat die Kugeln mit der Hand aufgefangen und lächelnd gesagt: „Dat stück hebb ik för mi behollen!" Da hat der Markgraf eingesehen, daß Schulze doch noch über ihm sei, und hat sich wieder mit ihm vertragen.

Einmal fuhr der Markgraf Hans bei Prenzlau quer über den Ukersee, da kam ein Bauer des Weges gefahren, der dachte: „Wo der mit seiner großen Kutsche durchkommt, kannst du ja wohl mit deinem Leiterwagen auch durch," trieb die Pferde an und hui! gings im raschen Fluge über die Uker, immer hinter dem Markgrafen her. Als sie nun am andern Ufer ankamen, sah er sich um, weil er doch sehen wollte, wie groß die Strecke wäre, die sie zurückgelegt hätten; aber im Augenblick sanken die Hinterräder seines Wagens, die noch auf dem Wasser waren, tief ein; die Pferde aber standen bereits auf dem Trocknen und zogen den Wagen glücklich heraus. Jetzt sah sich auch Markgraf Hans um, erblickte den Bauer und sagte: „Diesmal habe ich dich mit herübergenommen, aber probirs nicht wieder, sonst möcht es so gut nicht ablaufen."

212. Der Lehrmeiſter des Generals Seidlitz.

Wie vom Markgraf Hans gehen auch vom Markgrafen Karl zu Schwedt viele wunderliche Geſchichten im Schwange. Man ſagt, er habe eine Schweſter des alten Fritz zur Frau gehabt und ſei ein toller Wagehals geweſen. Oftmals, wenn er ausfuhr, mußte der Kutſcher die Leine fortwerfen und immer auf die Pferde losſchlagen, ſo daß es in raſendem Lauf über Stock und Stein ging und zuletzt alle, die im Wagen ſaßen, über Hals und Kopf herausſprangen, um nur nicht mit Roß und Wagen jämmerlich zerſchellt zu werden. — Bei dieſem Markgrafen Karl ſoll der General Seidlitz in ſeiner Jugend Page geweſen ſein; der hat immer die wildeſten Hirſche, die im Wildpark geweſen ſind, beſteigen und auf ihnen unter den Flügeln einer klappernden Windmühle hinweg reiten müſſen; davon iſt er denn aber auch ein Reitergeneral geworden, wie es noch keinen zweiten in der Welt gegeben hat.

XV.

213. Der Stein bei Seeth.

In Seeth bei Friedrichstadt wohnten einmal zwei Brüder. Der eine war reich, der andere war arm. Der reiche war kinderlos, aber der arme war gesegnet mit sieben Kindern, für die er oft nicht wußte, wo das Brot hernehmen. Eines Tages kam die Mutter mit ihnen vor des reichen Oheims Thür und baten um Brot. Aber die Frau, die gerade allein zu Hause war, war ein hartherziges Weib, fuhr sie an und sprach: „Was ziehst du herum wie eine Sau mit ihren Ferkeln? Schäme dich, du bekommst von mir nichts.“ Verzweifelnd ging die Mutter mit ihrem Häuflein davon. Als Abends nun der reiche Mann nach Hause kam und sich ein Stück Brot abschneiden wollte, da quoll Blut unter dem Messer hervor und das Brot war zu Stein geworden. Entsetzt sprach er zu seiner Frau: „Dies Zeichen bedeutet etwas, es ist heute Böses in unserm Hause geschehen.“ „Davon weiß ich nichts,“ antwortete die Frau, „nur die Schwiegerin war hier mit ihren sieben, die hab ich abgewiesen.“ „Da mußt du doch Sünde mit gethan haben,“ sagte der Mann und eilte nach dem Hause seines Bruders. Er fand unten niemand, wie er aber auf den Boden kam, da hingen da unter dem Dache sieben Leichen, die Mutter und sechs von den Kindern. Nur der älteste Sohn war entflohen und so dem entgangen, was die Mutter den andern Kindern an-

gethan. Man konnte ihnen kein ehrlich Begräbniß geben, da ſie auf dieſe Weiſe zu Tode gekommen waren; darum grub man alle ſieben Leichen eben draußen vor dem Dorfe an der Landſtraße ein, legte aber zum ewigen Gedächtniß einen Stein darauf, den man noch heute zeigt. Seine Inſchrift aber iſt ſchon ganz verwittert.

---

214. Der Eiſermannſtein.

Im Thüringerthal ſteht rechts vom Rennſteig ein Stein, den man den Eiſermannſtein nennt. Ein Fuhrmann dieſes Namens wurde dort erſchlagen und ihm dieſer Stein zum Gedächtniß geſetzt. Seitdem haben oft Jäger, Köhler und Hirten vernommen, daß es Nachts durch den Wald gekommen iſt wie das Knarren eines Frachtwagens, Peitſchenklatſchen, Klingeln der Kummte und Trampeln von ſechs Pferden; doch nie hat einer etwas geſehen. Solches Geräuſch zieht ſich aufwärts vom Bärenloch durch Atterode bis an den Stein. Sobald es dorthin kommt, hört man noch einen durchdringenden Todesſchrei, und dann iſt alles plötzlich tiefſtill.

---

215. Das Jammerholz.

Zwei Stunden von Dannenberg liegt das Dorf Jamel, zu dem gräflich groteſchen Gute Breeſe gehörig, das ſeinen Namen von dem Walde erhalten hat, der dort ſeit grauer Vorzeit geſtanden und das Jammerholz geheißen hat.

In dieſem Walde haben einer alten Volksſage nach die

Wenden ihre bejahrten, zur Arbeit nicht mehr fähigen Eltern erschlagen. Eines Tages, als diese grausame That an einem schneeweißen Greise, der gebunden und jammernd an der Erde lag, vollführt werden sollte, kam eine Herzogin von Celle des Weges gezogen und hörte den Klageruf. Sie drang in das Gebüsch und sah den Alten und neben ihm etliche junge, kräftige Männer, mit rauhen Fellen bedeckt. Als die Herzogin sie fragte, weshalb der Greis so kläglich jammere, gaben sie zur Antwort: das sei ihr alter Vater, der nicht mehr zum Leben tauge, daher sie ihn zu Tode schlagen wollten. Die Herzogin vermahnte die Männer, von ihrem grausamen, unnatürlichen Vorhaben abzustehen; die aber sprachen wieder: „Was soll ein Mensch auf der Welt, der sich und allen andern nur Last und Schaden bringt? Seht ihr den Rost an dieser Axt? Das ist von seines Vaters Blute, den er selbst auch einst erschlagen hat. Und so werden unsere Söhne, wofern wir zu hohen Jahren kommen, dermaleinst uns wieder tödten.“ — Die Herzogin ließ den Söhnen Geld geben, davon sie ihren Vater erhalten sollten. Sie nahmens und sagten: so lange das Geld ausreichte, so lange könne der Alte noch leben.

---

216. Das Magdbette.

Auf einer Burg am Harz diente eine fromme Magd, welche der Edelfrauen Gemahl als Säugling aus einer Fehde heimgebracht hatte. Er hatte sie auf dem Blutfelde an der Brust ihrer erschlagenen Mutter gefunden. Sie wurde groß und schön, und der Ritter sah sie mit sündlichen Augen an. Da er nun eines Tages böse Zumuthung an sie stellte, entflob sie aus der Burg. Da ließ der Burgherr ihr durch

ſeine Leute nachſetzen, aber ſie war in ihrer Angſt ſchon weit voraus und bis ins Brockenfeld gekommen. Da mußten die Männer von der Verfolgung ablaſſen, denn ſie fanden in der weiten Wüſte bald keine Spur von dem Mädchen mehr. Ein junger Knappe war unter ihnen, der trug ſeit langer Zeit eine ſtille, reine Liebe zu der Jungfrau. Dieſer ließ nicht ab, nach ihr zu ſuchen Tag und Nacht, und bat beweglich zum Himmel, daß er ihn doch zu ihr führen möchte. Da ſah er eines Abends einen wunderbaren Lichtſchein, ſchritt ihm nach und kam an eine ſchmale Höhlung des Brockenberges. Darin lag die Jungfrau wie ein ſchlummernd Kind auf dem mit Moos umwachſenen Felſenſteine, und helle Lichtſtrahlen, die aus dem Boden aufſtiegen, leuchteten von allen Seiten auf ihr Lager. Er trat heran, die Magd zu wecken, aber ſie erwachte nicht wieder, und traurig begrub er ſie an derſelben Stelle. Seit jener Zeit heißt die Höhlung das Magdbette.

---

217. Die nächtliche Trauung.

In einem Dorfe in der Nähe von Apenrade, das in der Nähe der Oſtſee liegt, ward der Prediger in der Nacht von zwei fremden Matroſen geweckt, die zu ihm in die Stube gedrungen waren. Der eine hatte einen großen Beutel mit Gold in der Hand, der andre einen Säbel, und ſie ſagten zu ihm, entweder ſolle er ihnen folgen und in der Kirche ſogleich eine Traurede und eine Leichenpredigt halten und dafür den Beutel empfangen, oder er müſſe ſterben. Der Prediger ſtand auf und folgte. Als er zu der Kirche kam, die ein wenig vom Dorfe ablag, war ſie erleuchtet und voll von fremden bewaffneten Seeleuten. Er ward zu einem Herrn

in einer prächtigen Uniform geführt, an deſſen Seite bleich und zitternd eine junge Dame ſtand. Wie ihm befohlen ward, verrichtete er nun die Trauung, und wie dieſe geſchehen, hielt er auch die Leichenrede. Darauf eilte er, ſo ſchnell er konnte, davon. Aber kaum war er eine kleine Strecke von der Kirche entfernt, als er einen Piſtolenſchuß hörte und gleich darauf einen kurzen Schrei. Dem Prediger war es verboten, das Geſchehene zu erzählen. Aber am folgenden Morgen ging er mit zween guten Freunden zur Kirche, und ſie fanden da in einem offenen Grabe die Leiche der jungen Dame, die er in der Nacht getraut hatte. Draußen auf der See ſegelte ein großer Dreimaſter.

---

218. Die Heimkehr des Sohnes.

In Ditmarſchen kannte man vor wenigen Jahren noch ein Lied dieſes Inhalts:

Ein junger Mann war lange in der Fremde geweſen. Endlich kehrte er heim; es war ſpät am Abend, als er in das Haus ſeiner Eltern eintrat, mit der Bitte, ihn für dieſe Nacht zu beherbergen. Denn er wollte erſt am andern Morgen ſich ihnen zu erkennen geben. Nur ſeine Schweſter erfuhr, wer er ſei. Die Eltern waren arme Leute, aber der Sohn hatte ſich in der Fremde ein hübſches Vermögen erſpart. Da nun die Alten bemerkt hatten, daß der Fremde viel Geld bei ſich führe, wurden ſie heimlich eins, ihn in der Nacht zu erſchlagen. Als die unſelige That vollbracht war, erwachte die Tochter durch das Geräuſch.

Se neem äer Licht wol in de Hant,
Se leep wol äer Slaepkamer enlank:
„Ach Gott, myn eenzigste Broder myn,
Myn hartallerleevste Broder myn!"

Das hörten die Eltern, und wie die Tochter kam und sie den Todten sahen, erkannten sie ihn und stürzten todt vor Schrecken nieder.

---

219. Glücklicher Fall.

Im Jahre 1478 hat zu Lübeck ein Chorschüler zum Dom mit einem Spielgesellen auf dem Norderthurm der Domkirche Dohlen ausnehmen wollen. Wie nun beide zugleich ins Fenster steigen und nach einem Neste greifen, hat einer dem andern zuvorkommen wollen und ihn dermaßen gestoßen, daß derselbe nach dem Kirchhof hinausgestürzt ist. Aber durch Gottes gnädige Fürsorge füllte der starke Wind von unten sein weißleinen Röcklein, wie die Schüler der Zeit getragen, und setzte ihn sacht auf die Erde eines frischangeworfenen Grabes nieder. Alsbald ist er aufgestanden und hat dem Andern zugerufen: „Per deum sanctum, das will ich dem Herrn Official sagen.“ Der da oben, welcher vor Schreck halb todt war, antwortet mit Freuden: „Ja, ja, es ist besser, daß dus dem Herrn Official als dem Herrgott klagen darfst.“

---

220. Der unglückliche Fund.

Drei Knechte waren einmal im Walde, um Holz zu fällen. Diese sahen, wie ein landfremder Mensch öfter an ihnen vorüber in den Wald zu einem gewissen Baum ging, der, nachdem er sich dort eine Zeit lang aufgehalten, aus ihrem Blicke bald verschwand. Aus Vorwitz gingen sie end-

lich auch zu besagtem Baume hin, setzten die Axt an seinen Stamm und fällten ihn. Als der Baum mit großem Geräusche zu Boden fiel, sieh! da war er von innen hohl, und es rollte eine Menge Gold- und Silbermünzen aus demselben heraus, welche der fremde Mann darin verborgen hatte. Die drei Knechte hatten darüber eine sehr große Freude, denn nun waren sie auf einmal reiche Leute, und durften sich nicht mehr mit harter Arbeit plagen, um ihren Unterhalt zu erwerben. Das erste, was sie in ihrer übergroßen Freude thaten, war, daß sie Einen von ihnen um Wein in die nächste Ortschaft schickten; darnach wollten sie das Geld unter sich vertheilen. Dieser ging nun fort, um Wein zu holen, während die beiden andern beim Gelde blieben. Auf dem Wege aber kamen ihm allerlei böse Gedanken, die er sich nicht ausschlug, in die er endlich sogar einwilligte. Er dachte: ich will Gift in den Wein mischen, und wenn meine zwei Kameraden davon trinken und sterben werden, so gehört alles Geld mir. Er kaufte also nebst dem Weine auch Gift und kehrte zu seinen Gefährten in den Wald zurück. Aber auch diese waren während seiner Abwesenheit von bösen Einfällen versucht und endlich dahin eins geworden, daß sie den Dritten bei seiner Rückkehr ermorden und sie zwei allein das Geld theilen wollten. Als dieser das Getränk ihnen vorsetzte, schlugen sie ihn mit ihren Aexten todt zu Boden. Dann tranken sie nach Herzenslust und fingen an, das Geld unter sich zu vertheilen. Bald aber brannte der Wein wie Feuer in ihren Eingeweiden, und sie endeten unter unsäglichen Qualen ihr Leben. Es lagen drei Leichen um das Geld herum. Die drei Knechte waren bei ihrer harten Arbeit besser und glücklicher gewesen, als nachdem sie einen großen Schatz gefunden hatten, wodurch sie recht glücklich zu werden hofften.

221. Der Schäfer von Elsenfeld.

Vor hundert und mehr Jahren lebte zu Elsenfeld ein Schäfer, der Hirtenjörg genannt, und seine Frau die Ev', und galten beide weit und breit für gottselige rechtschaffne Leute. Besonders der Mann wußte viel fromme Sprüche und heilige Geschichten, und wenn er die Schafe hütete auf dem Dammesfeld, pflegte er lauter geistliche Lieder dazu zu blasen, so schön, daß den Leuten, die ihn hörten, das Herz davon bewegt wurde.

Es geschahen aber selbiger Zeit in der Gegend viele erschreckliche Unthaten, und wie mans auch anstellte, man konnte den Thätern nicht auf die Spur kommen; die Kirchen wurden ausgeraubt, und die Leute auf der Straße angefallen und todtgeschlagen, und besonders das Dammesfeld kam so ins Geschrei, daß sich niemand mehr des Abends durchs Thal getraute. Denn nicht nur Einzelne, sondern auch zwei und drei, die sich verspätet hatten, wurden am Morgen todt im Wald gefunden, und man meinte nicht anders, als, es müßte eine große Bande im Wald ihr Wesen haben.

Wer hätte gedacht, daß der Schäfer und sein Weib so gottlose Heuchler seien, und daß sie allein alle Raub- und Mordthaten verübten? Es war aber doch so, und sie brachtens fertig durch die schwarze Kunst und stellten es also an: wenn ihnen ein Kind geboren wurde, brachten sies um, schnitten ihm den kleinen Finger ab und dörrten ihn im Backofen. Wenn sie dann einen Einbruch oder Mord begehen wollten, brannten sie den Finger an wie eine Kerze, und so lange der Finger brannte, waren sie unsichtbar. So gewahrten denn die Leute, wenn sie Nachts unter Schippach durch den Tannenwald gingen, nichts, als ein Licht neben dem Weg, wenn sie aber hinzukamen und an nichts Böses dachten, schlug sie

der Schäfer mit dem Holzbeil todt, ehe sie noch wußten, wo die Schläge herkamen.

Ehe nun der Schäfer sich verheirathet hatte und ein Mörder geworden war, gingen einmal im Frühjahre auf den zweiten Ostertag drei Bursche aus Elsenfeld in die Fremde; der eine war ein Schneider, der andere ein Schmied, der dritte, mit Namen Kasper, war der einzige Sohn aus der Mühle und war ein Müller. Daheim waren sie still und traurig fortgegangen; wie's aber das junge Blut zu machen pflegt, in Rück kehrten sie ein im Wirthshaus, um noch Eins miteinander zu trinken, weil sie immer gute Kameraden gewesen. Da wurden sie wieder munter, führten allerlei Reden und zuletzt machten sie mit einander aus, sie wollten sieben Jahre in der Fremde bleiben, aber wenn sie am Leben blieben, auf den zweiten Ostertag wieder hier zusammenkommen, und wie ihren Auszug, so auch ihren Einzug wieder in Elsenfeld halten — alle Drei miteinander. Darauf zogen sie durchs Dorf, singend das Handwerksburschenlied:

Ich muß mein Glück probiren,
Marschiren!

gingen den Bach hinauf, am Kloster vorbei, und bei der Aubrücke trennten sie sich — zwei gingen rechts und der dritte ging links.

In der Fremde hatten sie alle drei viel Glück, lernten ihr Handwerk ohne Tadel und ersparten sich auch noch ein jeder ein schönes Stück Geld; und als die sieben Jahre zu Ende gingen, dachten sie aufs Heimgehen, und auf den zweiten Ostertag kamen sie wieder in der Krone zu Rück zusammen, wie sies verabredet hatten.

Der Müller war zuerst auf dem Platz, dann kam der Schmied und hernach der Schneider. Wie nun Einer nach dem Andern gesund zur Thüre hereintrat, hatten sie eine große Freude, erzählten und ließen eine Kanne nach der an-

dern bringen, auf baldige Meisterschaft anzustoßen, bis es endlich anfing zu dunkeln, — da brachen sie mit einander auf und wollten heimwärts. Draußen aber blies seit etlichen Tagen der Thauwind, und die Elsava war ausgetreten und hatte das ganze Thal unter Wasser gesetzt, und es brauste, wie wenn der Rhein das Thal entlang ging.

Wie sie nun unter die Kreuzmühle kamen, dorthin, wo der große Nußbaum steht und der Bildstock, hören sie den Schäfer blasen: „Nun sich der Tag geendet hat," und sagen: „Das ist der Hirtenjörg, jetzt werden wir bald daheim sein." Mit einem Male aber hört das Blasen auf, und es wird ein Licht aufgesteckt, und sie sehen das Licht, aber keinen, der es trägt, sondern das Licht fackelt vor ihnen kerzengrad in der Luft herum, — der Hirtenjörg hatte sie kommen hören, und hielt sich hinter dem Baum und lauerte auf sie; der ausgetretene Bach aber ging bis gerad unter den Nußbaum. Wie sie nun stutzten und nicht wußten, sollten sie voran oder zurück, schreit er ihnen zu: „Legt die Felleisen ab, hernach will ich jedem von euch seinen Treff geben!" und zugleich schlug er den Schneider, der voranging, vor den Kopf, daß er taumelte. Da wußten die drei nicht, wie ihnen geschah, und fingen an zu bitten, er solle die Felleisen nehmen, nur das Leben solle er ihnen lassen. Endlich sagte der Hirtenjörg: „Meinetwegen, ob ichs schon nicht gern thue, aber die Felleisen legt ihr hierher und all eure Kleider darauf, und wenn ihr euch ausgezogen habt, steigt ihr auf den Nußbaum und muckst euch nicht — sonst ists euer Letztes." Sie thaten so und stiegen auf den Nußbaum, und der Schäfer, wie sie droben waren, wollte mit den Felleisen und Kleidern davon gehen, ließ aber dabei den Finger, den er angesteckt hatte, von ungefähr fallen, der ging aus, und in demselben Augenblick war der Schäfer sichtbar; weil der Mond grad hinter einer Wolke hervorkam, erkannten ihn die drei und schrieen:

„Hirtenjörg, Hirtenjörg!“ Da warf er die Felleisen und die Kleider wieder hin, nahm seine Doppelflinte von der Schulter, trat unter den Baum und sagte: „Habt ihr mich erkannt, ihr drei, nun, so betet jetzt euer letztes Vaterunser!“ Wie sie das hörten, fingen sie aufs neue an, um ihr Leben zu bitten, versprachen auch, ihn nie zu verrathen, und er sollte an den großen Jammer denken, den er anrichten würde, wenn er sie umbrächte. Der Hirtenjörg aber lachte und meinte: wems denn so arg zu Leid geschehen würde, wenn er sie jetzt alle umbrächte?

Da sagte der Schneider: „Mein Meister hat mich immer gar zu lieb gehabt, denn es hat ihm keiner so die Arbeit zu Dank gemacht, wie ich. Ich hab ihm geschrieben, daß ich komme und wieder zu ihm will, und heute wartet er auf mich und wird sich gar keinen Rath wissen, wenn ich nicht eintreffe.“

„'s ist nicht wahr, sagte der Schäfer; heute morgen erst hat er sich einen neuen Gesellen eingestellt,“ und schoß ihn vom Baum. Der Schneider aber war nicht gleich todt, sondern fiel hellaufschreiend herab ins Wasser und plätscherte und gurgelte drin herum und schlägelte mit Händen und Füßen, daß der Schäfer laut auflachte — dann ward er das Thal hinabgeschwemmt.

Der Schmied sagte: „Das Evchen und ich kennen uns seit zehn Jahren und jetzt wollen wir Hochzeit halten. Sieh, in meinem Felleisen steckt das Kränzchen, das soll sie tragen an ihrem Hochzeitstage. Heute wartet sie auf mich und hat keine frohe Stunde mehr, wenn ich nicht heim komme.“

„'s ist nicht wahr, lacht der Schäfer, das Evchen denkt nicht mehr an dich, — es ist schon seit sechs Jahren meine Frau,“ — und damit drückt er los. So fällt der Schmied maustodt vom Baum und schwimmt das Thal hinunter.

Der Kasper sagte: „Hirtenjörg, Hirtenjörg! Wir stehen

in Einem Taufbuch und haben als Kinder mit einander gespielt und sind mitsammen zum heiligen Nachtmahl gegangen. Wenn du mir auch thust, wie den zwei Andern, will ich dich verklagen vor Gottes Gericht, und sollst keine ruhige Stunde mehr haben in deinem Lebenlang. Seit sieben Jahren hat meine Mutter jeden Morgen und Abend gebetet, daß ich noch einmal heimkomme und ihr die Augen zudrücke, heute ist sie fünfundsiebenzig Jahre alt geworden und wartet auf mich."

„'s ist nicht wahr, sagte der Schäfer, deine Mutter ist alt und täppelig geworden die letzten Jahre her und weiß gar nicht mehr, daß sie noch einen Sohn hat, und liegt jetzt schon lang in ihrem Bett." Damit schoß er ihn vom Baum. Er hatte ihn aber nicht recht getroffen, und der Kasper, wie er fortgeflößt wurde, schrie immer noch: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" Dieser aber meinte, er könne sich noch einmal ans Land herausarbeiten, und schlich am Wasser hinunter, um ihm den Garaus zu machen. So kommt er auch an die Mühle, und weil er noch Licht drin sieht, schaut er durchs Fenster, — da sitzt wirklich des Kaspers Mutter, die alte Müllersfrau, noch in ihrem Sessel und betet, und der Tisch war mit weißem Linnen gedeckt, und standen zwei Teller darauf und eine Flasche Wein mit zwei Gläsern. Da schreits noch einmal weit unten vom Wasser her: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" daß die alte Frau den Kopf aufhob und horchte, dem Schäfer aber schüttelte es am ganzen Leibe — denn gerade jetzt mußte der Kasper in den Main getrieben sein.*)

Wie aber dieser gesagt, so geschahs. Der Schäfer hatte von nun an keine ruhige Stunde mehr. Wo er gehen und stehen mochte, hörte er das Wasser brausen und zwischendrein rufen: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" Bald riefen's die drei

*) Unterhalb der elsenfelder Mühle mündet die Elsava in den Main.

Handwerksburschen miteinander, bald der Kasper allein, wie er gerade untergehen wollte, und bald die alte Frau; und weil ers nicht mehr länger aushalten konnte, ging er hin vor Gericht und gab sich an und seine Frau und bekannte alles, was er gethan hatte. Dort ward ihnen das Urtheil gesprochen, daß sie auf dem Dammesfeld lebendig von vier Pferden sollten zerrissen werden.

Sein Weib starb reumüthig. Der Schäfer aber sollte keine Gnade bei Gott mehr finden, sondern nachdem er bekannt hatte, ward er wieder so hart und verstockt wie vorher. Als er schon auf dem Richtplatz stand, fing er an zu lachen, und als sie ihn fragten, warum? sagte er: drüben sehe er den Nußbaum stehen, von dem er die drei Handwerksburschen herabgeschossen habe, und da falle ihm grade ein, wie der Schneider im Wasser so geplätschert und gegurgelt habe; das sei so lustig anzusehen gewesen, daß er jetzt noch darüber lachen müsse.

Als die Hinrichtung vollzogen war, wurden ihre Körper verbrannt und die Asche in den Main gestreut.

---

222. Johann Hübner.

Auf dem geisenberger Schlosse haben vor Alters Räuber gewohnt, die gingen des Nachts ins Land umher, stahlen den Leuten das Vieh und trieben es in den Hof; da war ein großer Stall, und hernach verkauften sies weit weg an fremde Leute. Der letzte Räuber, der da gewohnt hat, hieß Johann Hübner. Er hatte eiserne Kleider an und war stärker als alle andern Bursche im Lande. Er hatte nur Ein Auge und einen großen, krausen Bart und Haare. Am Tage saß er mit seinen Knechten, die alle sehr stark waren, in der

Eckſtube beim Zechgelage, doch dabei ſchaute Johann Hübner mit dem Einen Auge ſehr weit durchs ganze Land umher. Wenn er dann einen Reiter ſahe, da rief er: „Hehloh! da reitet ein Reiter! ein ſchönes Roß, hehloh!“ Und dann gaben ſie Acht auf den Reiter, nahmen ihm ſein Roß und ſchlugen ihn todt.

Da war aber ein Fürſt von Dillenburg, der ſchwarze Chriſtian genannt, ein ſehr ſtarker Mann, der hörte immer von Johann Hübners Räubereien, denn die Bauern kamen und klagten über ihn. Dieſer ſchwarze Chriſtian hatte einen klugen Knecht, der hieß Hans Flick; den ſchickte er über Land, dem Johann Hübner aufzupaſſen. Der Fürſt aber lag hinten im Giller und hielt ſich da mit ſeinen Reitern verborgen; dahin brachten ihm auch die Bauern Brot und Butter und Käſe. Hans Flick kannte den Johann Hübner nicht, er ſtreifte im Lande umher und forſchte ihn aus. Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beſchlagen wurden. Da ſtanden viele Wagenräder an der Wand, die auch beſchlagen werden ſollten. Auf dieſelbe hatte ſich ein Mann mit dem Rücken gelehnt, der hatte nur Ein Auge und ein eiſernes Wamms an. Hans Flick ging zu ihm und ſagte: „Gott grüß dich, eiſerner Wammsmann mit Einem Auge! heißeſt du nicht Johann Hübner von Geiſenberg?“ Der Mann antwortete: „Johann Hübner von Geiſenberg liegt auf dem Rad.“ Hans Flick verſtand das Rad auf dem Gerichtsplatz und ſagte: „War das kürzlich?“ „Ja,“ ſprach der Mann, „erſt heut.“ Hans Flick glaubte doch nicht recht und blieb bei der Schmiede und gab auf den Mann Acht, der auf dem Rade lag. Der Mann ſagte dem Schmied ins Ohr, er ſollte ihm ſein Pferd verkehrt beſchlagen, ſo daß das vorderſte Ende des Hufeiſens hinten käme. Der Schmied that es, und Johann Hübner ritt weg. Wie er auffaß, ſagte er dem Hans Flick: „Gott grüß dich, braver Kerl! ſage deinem

Herrn, er ſolle mir Fäuſte ſchicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren lauſen.“ Hans Flick blieb ſtehen und ſah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief ihm nach, um zu ſehen, wo er bliebe. Er wollte ſeiner Spur nachgehen, Johann Hübner aber ritt hin und her, die Kreuz und Quere, und Hans Flick wurde bald in den Fußtapfen des Pferdes irre; denn wo er hingeritten war, da gingen die Fußtapfen zurück; darum verlor er ihn bald und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich ertappte ihn doch Hans Flick, wie er mit ſeinen Knechten dort auf der Heide im Walde lag und geraubt Vieh hütete. Es war in der Nacht am Mondſchein. Er lief und ſagte es dem Fürſten Chriſtian, der ritt in der Stille mit ſeinen Leuten unten durch den Wald. Sie hatten den Pferden Moos unter die Füße gebunden, kamen auch nahe zu ihm, ſprangen auf ihn zu, und ſie kämpften zuſammen; Fürſt Chriſtian und Johann Hübner hieben ſich auf die eiſernen Hüte und Wämmſer, daß es klang; endlich aber blieb Johann Hübner todt, und der Fürſt zog ein im Schloß Geiſenberg. Den Johann Hübner begruben ſie da unten in die Ecke, und der Fürſt legte viel Holz um den großen Thurm, auch untergruben ſie ihn. Er fiel am Abend um, wie die Tiefenbacher die Kühe molken; das ganze Land erzitterte umher von dem Fall. Da ſiehſt du noch den langen Steinhaufen den Berg hinab; das iſt der Thurm, wie er gefallen iſt. Noch jetzt ſpukt hier des Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr Johann Hübner mit dem einzigen Aug. Er ſitzt auf einem ſchwarzen Pferde und reitet um den Wall herum.

223. Die Räuber im Gollenberge.

Der Gollenberg hatte in früheren Jahren eine Menge tiefer und dunkler Waldklüfte, in denen ſich lange Zeit hindurch große furchtbare Räuberbanden aufhielten. Es iſt noch jetzt mitten im Gollenberge eine Vertiefung, welche die Räuberkuhle heißt. In dieſer ſollen ſie ihr Hauptlager gehabt haben. Das Geſindel hatte ſich ſo furchtbar gemacht, daß keiner wagte, es anzugreifen, und daß ſie ungeſcheut plünderten und mordeten, was ihnen unter die Hände fiel. Da wurden ſie endlich auf folgende wunderbare Weiſe gefangen.

In der Herberge zu Cöslin langte eines Abends bei großem Unwetter ein fremder Reiſender an, der unter dem Gollenberge hatte herreiten müſſen, und der dabei gar unheimliches Getümmel oben auf dem Berge vernommen hatte. Er hatte ſich deshalben beeilt, die Stadt zu erreichen, und er zitterte noch und war bleich vor Schrecken, als er in das Gaſtzimmer trat. Darüber neckten ihn einige anweſende Geſellen, die ſich hinter dem warmen Ofen und dem Glaſe Wein wunders wie tapfer und muthig dünkten. Der Reiſende, den ſolches verdroß, ſetzte eine große Summe Geldes drauf, wenn einer von ihnen oder auch ſie alle es wagen würden, jetzt gleich auf den Gollenberg zu gehn und zum Zeichen, daß ſie da geweſen, ſein Tuch, das er ihnen hinlegte, um die eiſerne Fahne binden würden, die zum Merkzeichen für die Schiffer auf der Spitze des Berges errichtet war. Da entfiel aber den Prahlern das Herz, und es hatte keiner den Muth, das Abenteuer zu beſtehen.

Das hörte die Magd des Wirthshauſes, eine muntre, beherzte Dirne, mit an, und weil ſie arm war, ſo kam ihr die Luſt an, das Geld zu verdienen. Sie ſagte das dem Fremden, der hatte nichts dagegen, und obgleich alle andern

ihr abredeten und vorstellten, wie sie in die Hände der Räuber fallen und niemals wiederkehren werde, so blieb sie doch fest bei ihrem Vorsatze. Sie nahm das Tuch des Reisenden und ging nun getrost ganz allein in dunkler Nacht hinaus dem Berge zu. Anfangs ging alles gut. Sie kümmerte sich nicht um das Heulen des Sturmes, der durch die Eichen fuhr, und nicht um das Krächzen der Raben und Eulen, die überall um sie herflogen. Als sie aber die Spitze des Berges erreicht hatte und so ganz allein dastand in dem furchtbaren Sturmwinde in der Nähe der blutigen Räuberbande und fern von aller menschlichen Hilfe, und als auf einmal dicht bei ihr die alte eiserne Fahne anfing zu knarren, daß es ihr durch Mark und Bein fuhr, da klopfte ihr das Herz, daß sie es hören konnte trotz dem Heulen des Windes, und sie gerieth in eine solche Angst, daß sie nur kaum zu der Fahne gelangen und das Tuch herum winden konnte.

In dem Augenblicke aber, als sie das that, hörte sie nahe bei sich ein lautes Horn, das furchtbare Horn der Räuber, das die Einwohner von Cöslin nur zu oft in manchen Nächten, wenn das Gesindel in die Nähe der Stadt gezogen kam, gehört hatten. Da vergingen der armen Dirne fast die Sinne und sie sah keine Rettung, wie sie in der dunkeln Nacht mit ihren von Schrecken gelähmten Gliedern werde entfliehen können. Auf einmal aber erblickte sie neben sich ein Roß, das an einen Baum gebunden war. Es war hoch und weiß an Gestalt und hatte einen silbernen Zaun. Auf das eilet sie zu und löset es von dem Baume und schwingt sich hinauf. Und nun jagte sie vom Berge hinunter, was das Pferd nur laufen konnte. Allein die Räuber hatten sie schon gewahrt, das Horn hatte sie alle beisammen gerufen, und auf einmal hörte sie, wie ein großer Haufe auf schnellen Rossen, welche alle silberne Schellen trugen, hinter ihr herjagte und immer näher an sie heran kam. Da trieb sie ihr

Roß ſtärker an und jagte blind zu, den Berg hinunter. Und als die Noth am größten war und die Nächſten hinter ihr ſchon dicht an ihr waren, da hatte ſie gerade das Stadtthor erreicht und war gerettet. Aber die Räuber hatten ſie in ſo großer Verblendung und Wuth verfolgt, daß ſie nicht einmal gewahrten, wie ſie ſich in der Stadt befänden. Das war ihr Untergang, denn die muthigen Cösliner ſchloſſen nun geſchwind das Thor hinter ihnen zu und fingen ſie alle. Am andern Tage zogen darauf die Bürger auf den Gollenberg und zerſtörten das Raubneſt gänzlich. Sie fanden dort viele Gebeine von Erſchlagenen, aber auch viele Reichthümer. Unter der Beute war auch das große Horn der Räuber. Es war drei Fuß lang und von ſtarkem Metall gegoſſen. Daſſelbe wurde zum Horn des Nachtwächters für die Stadt beſtimmt. Als ſolches thut es noch bis auf den heutigen Tag in Cöslin Dienſte.

---

224. Der Tod des treuen Hundes.

Es war ein guter Ritter, der hatte einen einigen Sohn, der war ihm ſo lieb, daß er ihm drei Wärterinnen beſtellte, die des Kindes pflegen ſollten. Die erſte ſollte es ſpeiſen, die andre ſollt es baden und ſäubern, die dritte ſollt es ſchlafen tragen und aufheben. Dieſer Ritter hatte auch einen Falken und einen Haushund, die ihm beide ſehr werth waren, denn ſie zeigten große Anhänglichkeit an ihren Herrn und der Herr wußte viel von ihren Tugenden zu rühmen.

Nun begab es ſich eines Tages, daß der Ritter zu einem Turnei auszog, und kaum war er fort, ſo gingen die Mägde ihrem Vergnügen nach und ließen das Kindlein alleine daheim in ſeiner Wiege liegen. Nur der Falke und der Hund

waren noch in selbigem Gemach; der Falke auf seiner Stange, der Hund unterm Ofen. Da kroch eine Natter aus einem Loch in der Wand hervor, schlängelte sich an der Wiege hinauf und wollte das Kindlein tödten. Alsbald schwang sich der Falke von der Stange und schlug mit den Flügeln hin und wieder, daß der Hund von dem Geräusch erwachte. Und der Hund, da er den Feind gewahrte, fuhr auf die Natter zu, und sie bissen sich miteinander herum, dergestalt, daß über diesem Kampfe die Wiege umstürzte und mit dem Boden nach oben stand. Aber das Kind war zum Glück mit Bändern in den Kissen festgebunden, so daß es nicht heraus fallen konnte, und es schlief trotz des Getümmels ruhig fort. Da nun der Kampf um die Wiege noch lange fort währete und beide, der Hund und die Schlange, sich viel Wunden versetzten, wurden die Wiege und die Dielen umher mit Blut bedeckt. Endlich überwand der wackere Hund die Natter und erwürgte sie. Darnach legte er sich an die Wand und leckte seine Wunden.

Nach etlicher Zeit kamen die Pflegerinnen des Kindes, und da sie sahen die Wiege umgekehrt und das Blut um und um, meinten sie, der Hund habe das Kindlein todt gebissen, und sahen, von Schrecken betäubt, nicht näher zu, sondern stürzten unter Wehgeschrei wieder zum Hause hinaus. Draußen begegnete ihnen die Hausfrau und fragte, was es gebe, und wo sie hin wollten? Sie antworteten: „O liebe Frau, wehe euch und uns! der Hund, den euer Herr so lieb hat, der hat euer Kindel getödtet und gefressen, und um die Wiege her ist alles mit Blut beflossen.“ Da fiel die Mutter auf die Erde und weinte und klagte: „O weh mir heut und immer mehr weh! Wie soll ich nun thun, die ich beraubt bin meines Kindes?“

Als nun der Ritter heimkam und hörte die Frauen so kläglich klagen, da fragt er, was den Frauen wäre, und nach

der Urſach ihres Jammers. Da ſprach ſie zu ihm: „O lieber Herr, weh uns beiden! der Hund, den du ſo lieb haſt, der hat unſer einiges Kind getödtet und gefreſſen und liegt noch drinnen bei der Wand.“ Der Ritter, vor Schrecken und Zorn außer ſich, eilte in das Haus. Der Hund, ſobald er ſeines Herrn gewahrte, ging ihm wedelnd entgegen und ſprang ſpielend an ihm empor, wie er auch ſonſt zu thun pflegte. Aber der Ritter zuckte ſein Schwert und ſchlug ihm mit einem einzigen Schlage das Haupt ab.

Nach der That gingen ſie zur Wiege und da ſie ſelbe umkehreten, fanden ſie das Kind heil und geſund, und die Natter darneben todt auf dem Boden liegen. Da erkannten ſie wohl, daß der Hund der Retter des Kindes geweſen, und der Ritter ſchrie mit kräftigem Schrei: „O weh mir und immer mehr weh! ich habe meinem lieben Hund Unrecht gethan; der mein Kind gerettet hat vor dem Wurm, den habe ich aufs allerübelſte gelohnt um der thörichten Anklage meines Weibes willen. Nun will ich mich ſelber büßen!“ Mit dieſen Worten brach er ſeinen Speer in drei Stücke und zog vom Haus und pilgerte zum heiligen Grabe und mochte ſich über des Getreuen Tod nie wieder zufrieden geben.

XVI.

225. Hamlet.

Zur Zeit, als Rorik König von Dänemark war, regierten in Jütland zwei Brüder als Unterkönige. Sie hießen Horwendel und Fengo. Horwendel war ein kühner Held und zog auf Abenteuer aus. Er tödtete den König von Norwegen im Zweikampf auf einer Insel des Oceans und kehrte, reich an Ruhm und Beute, nach drei Jahren in seine Heimath zurück. Er schenkte dem König Rorik das beste Theil des erbeuteten Reichthums und erhielt von ihm seine Tochter Gerutha, mit welcher er einen Sohn, Namens Amleth oder Hamlet, erzeugte.

Aber Fengo, von Neid über das Glück seines Bruders erfüllt, ermordete diesen hinterlistiger Weise und nahm bald darauf die Wittwe desselben zum Weibe. Um diese blutige That zu beschönigen, gab er vor: Gerutha, die noch niemandem auch nur mit der kleinsten Beleidigung zu nahe getreten sei, habe von dem Haß und den Mißhandlungen seines Bruders Unerträgliches erdulden müssen; um sie zu retten, habe er den Bruder getödtet, weil er es für unziemlich gehalten, die sanfte, arglose Frau dem trotzigen Uebermuthe des Mannes aufzuopfern. Man glaubte ihm, ohne Widerspruch nahm er die Schwägerin zur Ehe und auch Rorik ließ sich dadurch besänftigen.

Als Amleth zum Jüngling erwachsen war, fürchtete er

ſich vor ſeines Vaters Mörder, und um ſein Leben vor Nachſtellungen zu ſichern, ſtellte er ſich irrſinnig, damit ſein Stiefvater alle Furcht aufgäbe, als ob er jemals ihm könne gefährlich werden. Alle ſeine Fragen und Antworten waren einfältig und närriſch. Alle ſeine Handlungen ſchienen einen Gecken zu verrathen. Er glich mehr einer Vogelſcheuche als einem Menſchen. Täglich ſaß er auf dem Heerde im Hauſe ſeiner Mutter in Aſche und Staub und fegte die Kohlen hin und her; Schmutz und Flecken ließen ſein Angeſicht kaum erkennen. Zuweilen, wenn er ſo am Heerde ſaß, machte er hölzerne Haken und härtete ſie am Feuer; dann verbarg er ſie auf das ſorgfältigſte. Und wer ihn fragte, was er da mache, dem gab er zur Antwort: „Ich ſchärfe Pfeile für die Mörder meines Vaters.“ Dieſe Rede war den Höflingen zu höchlicher Beluſtigung, ſo einfältig ſchien ihnen ſein Beginnen, welches ihm doch nachmals zu großem Nutzen gereichte. Manche aber, welche ſein Betragen genauer überlegten, ſtießen auf die Vermuthung, daß er nicht ſo wahnſinnig ſei, als er ſcheine, vielmehr unter ſeinem liſtigen Blödſinn und närriſchen Streichen viel Scharfſinn und Verſtand verberge.

Da nun Etliche ſeinem Wahnſinn nicht traueten, riethen ſie dem Könige, ihn auf mannichfache Weiſe zu prüfen. Man ſtellte Jünglinge an, ihn genau zu beobachten. Dieſe verabredeten mit ihm einen Ritt in den Wald; man hoffte, er werde in luſtiger Geſellſchaft ſich in ſeiner wahren Geſtalt zeigen. Aber unter dieſen jungen Geſellen war Amleths Milchbruder, der mit ſeinem Schickſal Mitleiden hatte, und dieſer gab dem Freunde ein Zeichen, er möge auf ſeiner Huth ſein. Hamlet hatte ſchon ſelbſt ihre Hinterliſt gemerkt. Als er nun das Pferd beſteigen ſollte, ſetzte er ſich verkehrt darauf, gab ſich viel Mühe, das Gebiß dem Hintertheil des Thieres anzulegen, und ergriff den Schweif als Zügel, was, wie ſich denken läßt, ein großes Gelächter verurſachte.

Als sie zum Walde kamen, sprang ein Wolf vorbei. Amleth fragte, was das wäre? „Ein junges Füllen!“ antworteten die Gefährten. „Richtig!“ sprach Amleth, „von solchen Füllen hat Fengo einige in seinem Hofe.“ In solche Späße verkleidete er die bittre Wahrheit.

Sie kamen darauf zum Strand hinunter. Da lag das Steuerruder eines gescheiterten Schiffes. Die Jünglinge riefen ihn herbei: „Ei sieh, was für ein großes Messer haben wir da gefunden!“ Amleth sah es eine Weile an und sagte: „Es ist gewiß ein breiter Schinken, den dieses Messer durchschneiden muß,“ womit er das Meer bezeichnete, dessen Größe das Steuer angemessen sei. Sie zeigten ihm den Sand am Ufer und gaben den groben Kies für Grütze aus. Er sprach: „Die ist von den Stürmen und weißschäumenden Wogen gemahlen.“

So mißlangen diese und noch andre Versuche, ihn auszuforschen. Deshalb rieth ein Freund des Fengo zu einem anderen Verfahren, von dem er sich einen sichern Erfolg versprach. Fengo nemlich solle eine Reise wegen eines wichtigen Geschäfts vorgeben, und dann solle Hamlet mit seiner Mutter in einer Stube verschlossen werden, während ein Mann ihre Gespräche belausche; denn wenn er etwas erheuchle, so werde er gewiß doch seiner Mutter kein Geheimniß daraus machen. Er selbst erbot sich dazu, die Unterredung zu behorchen. Fengo ging auf den Vorschlag ein und stellte sich, als ob er eine weite Reise antreten müsse. Jener begab sich in das Gemach und verbarg sich unter das Stroh. Amleth aber merkte, daß man einen Anschlag wider ihn vorhabe, und wie von Wahnsinn überfallen, stieg er auf das Stroh, krähete laut wie ein Hahn, schlug mit den Armen wie mit Flügeln und sprang auf dem Stroh hin und her. Da bemerkte er, daß sich etwas darunter rege, und durchstach den armen Höfling mit dem Schwerte. Die Glieder des Getödteten

übergoß er mit heißem Waſſer und warf ſie durch einen Kloak den Schweinen zur Speiſe hin. Als nun ſeine Mutter über den Wahnſinn ihres Sohnes in Thränen ausbrach, veränderte ſich plötzlich ſein ganzes Weſen und er redete ſie alſo an: „Was beweineſt du mich, du ſchändlichſtes der Weiber, die du den Mörder deines Mannes zu ehebrecheriſcher Umarmung zuläſſeſt und dem, der deinen einzigen Sohn vaterlos gemacht, auf die ſchimpflichſte Weiſe ſchmeichelſt! Das iſt die Art der Thiere, von einem Gatten zum andern überzugehen, des früheren vergeſſend, und ſo ſcheint dir auch das Gedächtniß des Vergangenen ausgelöſcht zu ſein. Ich ſage dir, daß ich mich nicht ohne Urſach ſo toll ſtelle. Wer ſeinen eignen Bruder opferte, wird auch deſſen Sohn nicht ſchonen. Unter der Hülle des Wahnſinns muß ich meinen Haß verbergen, Zeit und Gelegenheit zur Rache abwartend. Käme ſie doch bald! Tag und Nacht geht mir meines Vaters Tod zu Herzen. Aber es gehört große Verſchlagenheit dazu, den gewaltthätigen Böſewicht zu fangen. Weine nicht über meine Narrheit! Willſt du trauern, ſo traure über deine eigne Schmach und Unehre.“ Mit ſolchen ſcharfen Worten wendete er ſeiner Mutter Vergeſſenheit zu Reue und Beſſerung. Sie verſprach ihm, ſein Vorhaben zu verſchweigen, und Amleth nahm die Maske des Wahnſinns aufs neue vor.

Als Fengo zurückkam, ſuchte er den Kundſchafter auf. Er war nirgends zu finden. Auch Amleth wurde ausgefragt, ob er nicht von ihm etwas erfahren habe? „Ja wohl!“ antwortete er, „er iſt durch den Kloak in die Tiefe gefallen, da haben ihn die Schweine im Kothe aufgezehrt.“ Man hielt auch dieſe Rede für Irrſinn. Doch gab Fengo ſeinen Verdacht nicht auf. Nur die Furcht vor ſeiner Gemahlin und ihrem Vater Rorik verhinderte ihn, Amleth aus dem Wege zu räumen. Um ſich ſeiner zu entledigen, ohne ſich ſelbſt mit

der blutigen That zu beflecken, sandte er ihn zum Könige von Britanien. Amleth suchte, bevor er abreiste, eine heimliche Unterredung mit seiner Mutter und bat sie, über Jahr und Tag möchte sie vorgeben, sie habe Nachricht von dem Tode ihres Sohnes erhalten, dann solle sie die Halle mit einer Netztapete behängen und seine Leichenfeier veranstalten. Genau zu derselben Zeit würde er heimkehren.

Es folgten ihm nach Britanien zwei Abgesandte des Fengo, welche einen in Stäbe eingeschnittenen Brief — die gewöhnliche Art des Briefschreibens in jener Zeit — mit sich führten. In diesem Briefe hatte Fengo den König von Britanien gebeten, den Jüngling, welchen er hier ihm zusende, zu tödten. Eines Nachts aber, während jene schliefen, durchsuchte Amleth ihre Taschen und fand den Brief. Er nun kratzte die eingeschnittenen Buchstaben aus und schnitt an deren Stelle andere ein, worin für seinen Namen der seiner Gefährten gesetzt war. Noch fügte er die Bitte Fengo's hinzu, der König von Britanien möge dem zu ihm gesandten Jünglinge seine Tochter zur Ehe geben.

Sobald die Gesandten nach Britanien kamen, übergaben sie dem Könige die Runenstäbe, unwissend, daß ihr eignes Verderben dadurch bereitet werde. Der König nahm Fengos Boten mit verstellter Freundlichkeit auf und bewirthete sie mit einem herrlichen Mahle. Amleth aber enthielt sich der Speise und des Trankes, als ob er davor wie vor gemeinen Speisen Ekel habe, worüber alle sich sehr wunderten. Nach dem Gastmahle ließ der König die Gäste zu ihrer Schlafstätte führen; zugleich aber gab er einem seiner Diener heimlich Befehl, ihre Gespräche zu belauschen. Als sie sich nun allein glaubten, wurde Amleth von seinen Genossen gefragt, warum er sich beim Mahle aller Speisen enthalten habe? Er erwiederte: das Brot sei mit Blut besprengt gewesen, der Trank habe nach Eisen geschmeckt, das Fleisch nach

menſchlichen Leichen gerochen. Und als ſie ihn weiter fragten: wie ihm der König und die Königin gefallen habe, ſprach er: der König habe die Augen eines Leibeignen und auch der Königin habe er an drei Kennzeichen ihre ſclaviſche Abkunft angemerkt. Die Gefährten meinten, es rede wieder der Wahnſinn aus ihm, ſie ſpotteten ſeiner verrückten Einbildungen und ſchalten ihn aus, daß er ſo edle und gaſtfreie Wirthe verläſtere.

Als aber dem Könige die Reden Amleths überbracht wurden, ſprach er: „Dieſer junge Mann iſt entweder übermenſchlich weiſe oder ein großer Narr. Wir müſſen uns Gewißheit verſchaffen, welches von beidem der Fall iſt.“ Er ließ den Schaffner kommen und erkundigte ſich, woher das Brot genommen ſei? Dieſer ſagte, der Hausbäcker habe es gebacken; und da dieſer gefragt wurde, wo das Korn gewachſen ſei, davon er das Mehl zu dieſem Brote genommen, antwortete er: es ſei nicht weit von da ein Feld, bedeckt mit den Gebeinen von Erſchlagenen, welches der Feldbauer als ausgezeichnet fruchtbar in der Hoffnung reichlichen Ertrages mit Getraide beſäet habe. Vielleicht habe von da das Brot etwas Geſchmack angenommen. Der König verwunderte ſich und forſchte nach, woher der Speck genommen ſei? Der Schaffner geſtand, daß die Schweine einſt ſeiner Huth entlaufen ſeien und ſich von dem ſchon halb verweſten Leichname eines hingerichteten Verbrechers genährt hätten, woher vielleicht an ihrem Fleiſche ein verborbener Geruch hafte. Der König verwunderte ſich über Amleths feine Naſe und erkundigte ſich nun auch nach der Miſchung des Getränkes. Als er erfuhr, daß man Getraide und Waſſer zur Bereitung deſſelben gebraucht habe, ließ er ſich den Brunnen zeigen, aus dem das Waſſer genommen war; und als man den Grund des Brunnens unterſuchte, fand man daſelbſt mehrere vom Roſte halbverzehrte Schwerter.

Der König sah, daß Amleth in allen Stücken Recht hatte. Um so mehr war er begierig, in Betreff dessen, was jener über seine eigne Person gesagt hatte, zur Klarheit zu kommen. Er ließ seine Mutter holen, ging mit ihr an einen abgesonderten Ort und fragte sie ernsthaft, was das heißen solle, daß er Knechtesaugen habe? Da gestand sie ihm, daß er von einem kriegsgefangenen Sclaven abstamme. Nun ließ er seinen Gast selber kommen und stellte ihn darüber zur Rede, was er denn in dem Benehmen der Königin Sclavisches gefunden hätte? Dieser gab ihm freimüthig zur Antwort: mit dreierlei habe sie ihm ihren niederen Ursprung verrathen; fürs erste damit, daß sie nach der Sitte gemeiner Leute sich den Kopf mit dem Kragen des Mantels bedecke; zweitens, daß sie beim Gehen den Rock mit dem Gürtel aufschürze; zum dritten, daß sie die Ueberreste der Speisen, die in den Zähnen sitzen geblieben, mit einem Hölzchen herausarbeite und dann verzehre.

Der König, über so wunderbaren Verstand erstaunt, fand an Amleth großes Gefallen; er gab ihm seine Tochter zur Ehe und betrachtete ihre schnelle Zustimmung zu dieser Verbindung auch als ein himmlisches Zeichen. Uebrigens ließ er Amleths Gefährten, nach dem Wunsche des Königs Fengo, wie er glaubte, schon am andern Tage aufhängen. Amleth aber stellte sich über dieses Verfahren sehr entrüstet, und der König gab ihm eine Summe Goldes als Mannbuße. Dieses Gold schmolz Amleth und füllte damit zwei ausgehöhlte Stäbe.

Nachdem er ein Jahr in England verweilt hatte, bat er um Erlaubniß zur Heimreise. Aus dem königlichen Hausrath, der ihm zu eigen geworden, nahm er nichts mit sich als die beiden goldgefüllten Stäbe. Als er nach Jütland kam, nahm er seine früheren Sitten wieder an und erschien als Wahnsinniger, in Lumpen gehüllt und ungewaschen im

Hause seiner Mutter. Man beging eben seine Leichenfeier, denn man hatte bei Hofe seinen Tod gemeldet. Daher verursachte seine Erscheinung zuerst grosten Schrecken, der sich aber über seine Possen bald in fröhliches Gelächter verwandelte. Man fragte ihn, wo er seine Gefährten habe? Er zeigte seine Stäbe vor und sprach: „Da sind sie beide!“ und wirklich hatte er ja diese statt ihrer bekommen. Nun mischte er sich unter die Schenken, und um die Heiterkeit der Gäste zu erhöhen, sorgte er mit großer Aufmerksamkeit für die Trinkenden. Da er bei seinen ausgelassenen Sprüngen von den Fetzen seines Kittels behindert wurde, legte er, um sich zu schürzen, seinen Gürtel an, an welchem das Schwert hing. Den Gästen schien dies aber gefährlich, zumal er das Eisen oft aus der Scheide zog und damit unsinnig umherfuchtelte, wobei er sich selber die Finger verwundete. Deshalb wurde von den Umstehenden das Schwert mit einem Nagel an die Scheide geheftet. Er forderte nun die Hofleute fleißig zum Trinken auf und überfüllte sie dermaßen mit Getränken, daß Einer nach dem Andern bewußtlos von der Bank fiel und den Estrich der Halle sich zum Bette wählte.

Als sie nun alle darnieder lagen, holte Amleth die Haken, welche er in seiner Kindheit gefertiget hatte, aus ihrem Versteck hervor, ging dann wieder ins Haus, wo die Zecher auf dem Boden gelagert, ihren Rausch ausschliefen, schnitt die Netztapete, womit die Wände des Saales geziert waren, los, breitete sie über die Schlafenden aus und befestigte das Netz mit den Haken, so daß keiner der darunter Liegenden sich rühren konnte. Darauf zündete er das Haus an und bald stand der ganze Hof in Flammen. Schnell lief er in das Gemach, wohin Fengo von seinen Dienern schlaftrunken getragen worden, nahm dessen Schwert von der Wand und hing sein eignes an die Stelle. Dann weckte er ihn und rief: „Fengo! deine braven Mannen verbrennen zu Asche,

und hier steht Amleth, um seines Vaters Tod zu rächen!“ Fengo sprang auf, ergriff das Schwert, konnte es aber wegen des Nagels nicht ausziehen; so vertheidigte er sich eine Weile mühselig mit der Scheide, bis er von Amleth den Todesstoß empfing.

Da Amleth nicht wußte, was seine Landsleute zu dieser verwegenen That sagen würden, so zog er sich in einen Schlupfwinkel zurück, während am andern Morgen die Nachbarn neugierig herbeieilten und in den Trümmern des ausgebrannten Schlosses nur verbrannte Leichen und keinen Menschen fanden, welcher Kunde von so grauser Unthat geben konnte. Einige waaren erzürnt, andere trauerten und noch andere ließen geheime Freude merken. Amleth verließ jetzt seinen Schlupfwinkel, rief seine und seines Vaters Freunde zusammen und hielt in einer Volksversammlung eine Rede, worin er an die Verdienste seines Vaters erinnerte und ihnen sagte, daß es schon lange an ihnen gewesen wäre, zu thun, was er jetzt ausgeführt habe, den Edeln an seinem Mörder zu rächen und die Herrschaft des Unwürdigen sich vom Nacken zu schütteln.

Diese Worte gingen allen zu Herzen; einige weineten laut, und als ihr Schmerz sich gestillt hatte, wurde er von allen durch lauten Beifallsruf als König begrüßt. Denn das Volk setzte auf seine Klugheit großes Vertrauen, da er eine solche That mit so tiefer List verheimlicht und dadurch ein solches, fast unglaubliches Wagstück ausgeführt habe.

Amleth rüstete nun mit großer Pracht drei Schiffe aus und fuhr nach Britanien, seinen Schwäher und seine Frau zu besuchen. In seinem Gefolge hatte er die auserlesenste Jugend, damit er diesmal in gleichem Maße mit geziemender Pracht, als vormals in Armuth und Unansehnlichkeit, vor den Briten sich zeigen möchte. Seine Begleiter führten

vergoldete Schilde; er selber trug einen herrlichen Schild, auf welchen er seine Thaten hatte abmalen lassen.

Der König von England nahm sie gütig auf und bewirthete sie mit königlichem Aufwande. Während der Mahlzeit fragte er, ob Fengo lebe und wie es ihm gehe, worauf er die Antwort erhielt, daß er durchs Schwert umgekommen sei. Durch verschiedene Fragen brachte er auch heraus, daß der Verkündiger dieses Todes auch der Urheber desselben sei. Da erschrak er im Innersten seines Gemüthes, denn er hatte dem Fengo das unverbrüchliche Gelübde geleistet, sein Rächer zu werden. So versetzte ihn nun die Liebe zu seiner Tochter und dem Eidam, sowie die dem Freunde mit einem Eide zugesagte Treue in den traurigsten Zwiespalt mit sich selber. Endlich siegte die Freundestreue über die Verwandtenliebe; doch wollte er nicht das Gastrecht so entweihen, daß er den Amleth in seinem eignen Hause umbrächte. Er trug ihm daher ein höchst gefährliches Unternehmen auf. In Schottland nemlich regierte damals eine Jungfrau, Hermutruda, um deren Liebe sich schon viele beworben hatten. Sie aber, eben so eifersüchtig auf die Bewahrung ihrer Freiheit als wild in ihren Sitten, hatte jeden ihrer Freier in den Tod gestürzt. Um diese nun sollte Amleth für den König von Britanien werben, denn dieser war seit kurzem verwittwet. Amleth sagte ihm das Wagniß zu. Er reiste ab, von seinen eigenen wie von des Königs Dienern begleitet, und kam nach Schottland.

Hermutruda, welche den berühmten Helden an seinem Schilde erkannt hatte, nahm ihn wider Vermuthen gütig auf, und als er seine Botschaft ausgerichtet, erklärte sie ihm, sie sei bereit, ihm zu folgen, wenn er nicht für einen Andern, sondern für sich selber ihre Hand begehre. Amleth ließ sich von der Schönheit des argen Weibes berücken und willigte

ein. Sogleich wurde ein glänzendes Hochzeitsmahl angestellt und die Ehe vollzogen.

Von einer ausgewählten Schaar junger Schotten begleitet, kehrte Amleth nach Britanien zurück. Auf diese Nachricht machte sich die Königstochter von Britanien auf, ihrem Gatten entgegen zu gehen, denn obwohl sie sich von ihm schwer gekränkt fühlte, wollte sie doch von der Liebe zu ihrem Manne, dem sie einen Sohn geboren, nicht weichen, sondern gelobte ihm sogar, ihre Nebenbuhlerin zu lieben, möge sie auch immer von ihr gehaßt werden; ihr Vater aber, fügte sie hinzu, hege ihm um der ihm angethanen Beleidigung willen bitteren Groll, daher möge Amleth vor seinen Nachstellungen auf der Huth sein.

Während sie noch sprach, kam der König heran, umarmte seinen Eidam und lud ihn zum Gastmahl. Amleth versprach zu kommen; ehe er aber hinging, legte er einen Harnisch an, den er unter dem Oberkleide verbarg. Unter der Wölbung des Doppelthores erwartete ihn der König und schleuderte unversehens einen Spieß auf ihn, der ihn sicher durchbohrt hätte, wäre der verborgene Panzer dem Eindringen der Spitze nicht hinderlich gewesen. So kam Amleth mit einer leichten Wunde davon und eilte dahin zurück, wo er seine Schotten versammelt hatte. Aber der zürnende König verfolgte ihn an der Spitze seiner Mannen. Amleth verlor den mehrsten Theil seiner Gefolgschaft und würde kaum einen Mann davon gebracht haben, hätte nicht die einbrechende Nacht dem Kampfe eine Rast geboten. Am Siege zweifelnd, war der kluge Mann darauf bedacht, durch eine neue List sich aus der Schlinge zu ziehen. Er ließ die Gefallenen an Steinen und Stäben wieder aufrichten oder auf die Pferde binden, und als der Morgen anbrach, sahen die Briten ein neues Heer sich gegenüber, so daß sie glauben mußten, Amleth habe während der Nacht frische Hilfstruppen heran ge-

zogen. Während ſie nun darüber beriethen, was ſie thun ſollten, brach Amleth mit dem Reſte ſeiner Mannſchaft raſch hervor und trieb alles vor ſich her in die Flucht. Der König fiel den Nachſetzenden in die Hände und wurde auf der Stelle nieder gemacht. Mit reicher Beute kehrte Amleth, von ſeinen beiden Frauen begleitet, nach Jütland heim.

Dort aber war vieles mittlerweile anders geworden. Der König von Dänemark, Rorik, war geſtorben. Sein Nachfolger, Wigleth, hatte Amleths Mutter, nachdem er ſie auf mancherlei Weiſe gequält, aller Schätze beraubt, weil Amleth nicht ohne ſeine Erlaubniß die Herrſchaft von Jütland hätte annehmen dürfen. Amleth beſänftigte ihn zunächſt durch anſehnliche Geſchenke, aber ſobald eine Gelegenheit zur Rache ſich zeigte, griff er den Gegner an und ſchlug ihn in die Flucht. Wigleth jedoch ſammelte die Streitkräfte von Schonen und Seeland wieder um ſich und forderte Amleth zum Kampfe auf. Von Todesahnungen befallen, war Amleth eine Zeit lang unſchlüſſig, die Schlacht anzunehmen. Da aber Hermutruda ihm verſprach, ſie werde ihm folgen und nimmermehr ihn überleben, ſchritt er zum Kampfe. Amleth fiel, aber Hermutruda ergab ſich der Gewalt des Siegers und wurde freiwillig Wigleths Weib.

Das Feld, wo Amleth begraben liegt, wird noch heute in Jütland gezeigt und trägt noch immer den Namen „Amleths Heide*)."

*) Das Dorf Amelhede, fünf Viertelmeilen öſtlich von Randrus.

226. Die drei Räthsel.

Ueber einem Klosterthore hatten die Mönche die Inschrift angebracht: „Wir sind zwei Heller ärmer als der Kaiser und leben ohne Sorgen.“

Als der Kaiser eines Tages vorüberritt und dies las, dachte er bei sich: „Wart, ich will euch schon Sorgen machen!“ hieß den Prälaten rufen und sprach zu ihm: „Wenn ihr mir binnen drei Tagen nicht folgende drei Fragen beantwortet, so setze ich euch ab. Erstens will ich wissen: wie tief das Meer ist; dann, wie viel Sterne am Himmel stehen; endlich, wie weit Glück und Unglück von einander sind.“ Als er das gesagt hatte, ritt er fort.

Da stand nun der gute Prälat und wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Er ging am Tag im Garten und in der Nacht auf seinem Zimmer umher, sann nach, daß ihm der Schweiß herablief, aber er fand die Antwort nicht. Als sein Schäfer das sah, fragte er besorgt, was dem Herren Prälaten denn fehle? Der Prälat entdeckte ihm alles und der Schäfer sprach: „Da weiß ich Rath, gebt mir eure Kleider und ich will dem Kaiser Rede stehn.“ Dies geschah, und der Schäfer wartete am dritten Tag am Fenster, bis der Kaiser vorbeiritt, dann trat er hervor.

„Könnt ihr mir meine Fragen beantworten, Herr Prälat?“ fragte der Kaiser und der Schäfer sprach laut: „Ja wohl, Herr Kaiser.“

„Wie tief ist denn das Meer, wo es am allertiefsten ist?“ fragte der Kaiser. „Nur einen Steinwurf,“ sagte der Schäfer und der Kaiser lachte, sprach, das wäre ganz richtig.

„Wie viel Sterne stehen aber am Himmel?“ fragte der Kaiser, und der Schäfer antwortete: „Gerade so viel, als Blätter auf allen Bäumen im Odenwald, und wollt ihrs

nicht glauben, so laßt sie nur zählen." „Ja das wär ein Kunststück," rief der Kaiser, „aber ihr mögt Recht haben."

„Jetzt sagt mir zum Schluß, wie weit Glück und Unglück von einander sind?" fragte der Kaiser und der Schäfer antwortete: „Eine Viertelstunde, denn vor einer Viertelstunde war ich noch ein armer Schäfer und jetzt bin ich nur zwei Heller ärmer als der Kaiser."

Da guckte ihm der Kaiser näher unter die Augen und sah, daß es nicht der Prälat war. Das Stückchen gefiel ihm aber so sehr, daß er sprach: „Bist du der Prälat, so bleibst du auch der Prälat," und dabei blieb es.

---

227. Der kluge und redliche Haushalter.

Kaiser Karl IV. lernte einen Mönch kennen, Theodorich Kagelwidt genannt, an welchem er einen hurtigen, anschlägigen Kopf spürte, daher er ihn von dem Kloster nahm und zum Amtmann machte, doch an einem armseligen und schlechten Ort. Einstmals führte den Kaiser sein Weg an dem Schlosse vorbei, wo der Mönch hauſete, und kam ihm die Lust an, ihn auf die Probe zu stellen, wie er sich wohl dareinschickte, wenn er unversehens mit so viel Hofgesinde heimgesucht würde. Also kam der Kaiser gerade um Mittagszeit ins Schloß und befahl, ihm und den Hofleuten einen Imbiß aufzutragen. Der Mönch wußte sich geschwind zu helfen, ließ sämmtliche Säue im Flecken alsobald zusammen auf einen Haufen treiben, Ohren und Schwänze abschneiden, solche in die Küche bringen und auf mancherlei Weise zubereiten. Darnach ließ er sie zu Tische tragen und wurde jedermann in Eile wohl gesättiget und zufrieden gestellt. Jedoch hats den Kaiser und andere befremdet, woher und

warum sie nur mit Ohren und Schwänzen abgespeist worden. Als er den Amtmann darum gefragt, hat ihm dieser zur Antwort gegeben: „Ich habe in Eile und mit geringeren Kosten Euer Majestät nicht versehen können; denn sollte ich Säue und anderes Vieh haben abstechen und bereiten lassen, so hätte es sich zu lang mit dem Imbiß verweilet und wäre auch großer Unkosten aufgegangen; jetzo aber haben die Unterthanen ihre Zahl Vieh wie zuvor und nur einen schlechten Verlust an Schwänzen und Ohren."

Diese Antwort und geschickte Art gefiel dem Kaiser dermaßen, daß er bald darnach den Mönch in ein stattliches Amt setzte, worin derselbe in kurzen Jahren nicht allein dem Kaiser vielen Nutzen schaffte, sondern auch selbst zu großem Wohlstand kam. Dies erregte aber etliche Mißgünstige wider ihn, welche aus seinem sichtbar wachsenden Vermögen Anlaß nahmen, ihn beim Kaiser in Verdacht unredlicher Haushaltung zu bringen. Der Kaiser, der zwar in seinem Herzen von seinem Beamten eines besseren überzeugt war, aber für nothwendig erachtete, die Mißgunst jener Ohrenbläser zu beschämen, forderte in deren Gegenwart den Mönch vor sich und befahl, daß er sich auf Rechnung aller seiner Amtseinnahmen und Ausgaben gefaßt machen und dieselbe ihm vorlegen solle. Der Mönch gab zur Antwort, daß er damit schon vorlängst im Reinen sei; er bedürfe daher hierzu keines Termins, sondern könne dieselbe in Gegenwart und alsbald verrichten. Der Kaiser ertheilte dazu seine Bewilligung. Alsbald ging der Mönch, kam unverweilt mit der Rechnung zurück, stand vor kaiserlicher Majestät und sprach: „Allergnädigster Herr! als Euer Majestät mich zu dero Amt befördert, da hatte ich nichts in Vermögen als meine Kutte und etliche wenige Pfennige im Seckel. Wenn Euer Majestät mir dasselbe aus meiner Verwaltung wieder verabfolgen lassen, so ist dieser Sack mit Gold und was an Vorrath in meinem Amt erspart

worden, alles Euer Majestät eigen und nichts mein; hoffe, daß diese Rechnung, ob sie wohl kurz, doch beständig und redlich sein werde.“

Der Kaiser hatte an solcher runden und scherzhaften Rechnung großes Wohlgefallen und erhob den Mönch zu seinem obersten Hofmeister und zum Bischof von Magdeburg und Minden.

---

228. Der Tod des ehrlichen Narren.

Claus Hinze war ein bekannter Hofnarr des pommerschen Herzogs Johann Friedrich. Er war gebürtig aus einem Dorfe bei Friedrichswalde, welches jetzt, und zwar, wie die Leute sagen, nach ihm den Namen Hinzendorf führt. Der Herzog soll ihn da, als er eines Tages durch das Dorf gekommen ist, getroffen haben, wie Claus Hinze, der damals noch ein kleiner Bauernknabe war, singend und lachend durch das Dorf ging, einen großen Strick um den Leib, an welchen er eine ganze Menge todter junger Gänse gebunden hatte. Dem Herzoge fiel der Knabe in diesem Aufzuge auf, und als er ihn fragte, was das zu bedeuten habe, erzählte ihm der Schalk lachend: seine Mutter habe ihm befohlen, die Gänse hübsch beisammen zu halten, damit sie der Fuchs nicht hole; da habe er sie denn mit den Hälsen an den Strick und diesen sich um den Leib gebunden; so solle sie der Fuchs ihm gewiß nicht holen. Sein Reden und Thun gefielen dem Herzog dermaßen, daß er ihn mit sich nahm und als seinen Hofnarren bei sich behielt.

Der arme lustige Claus hat aber zuletzt ein gar trauriges Ende genommen. Als nemlich der Herzog von einem heftigen Fieber befallen war und die Aerzte äußerten, er könne nur durch

einen jähen Schrecken geheilt werden, unternahm es der ehrliche Narr, seinen Herrn zu heilen, und stieß ihn eines Tages unversehens ins Wasser. Der Herzog genas davon wirklich; doch hielt man es für nothwendig, das wohlgemeinte Majestätsverbrechen des Narren, wenn auch nur zum Schein, zu strafen. Claus Hinze wurde zum Tode verurtheilt; jedoch war im Stillen der Scharfrichter angewiesen, ihm statt des Schwertes mit einer Ruthe eins in den Nacken zu geben. Das geschah, aber wie ihn der Streich traf, fiel er um und war todt. Angst und Schrecken hatten ihn getödtet.

Auf dem Kirchhofe zu Hinzendorf, welches ihm der Herzog bei seinen Lebzeiten geschenkt hatte, befindet sich sein Grab im Schatten einer Eiche. Der Grabstein zeigt sein Bild in Lebensgröße, mit Schellen auf dem Kopfe und einer Keule, wie sie die Gänsehirten zu tragen pflegen, in der Hand. Um den Leib hat er den Strick mit den Gänsen, zu seinen Füßen liegt eine Bierkanne. Sein Todestag war der 17. März 1599.

---

229. Da danzt Bornholm hen.

Dieses Sprichwort, das in vielen Gegenden Holsteins gilt, hat folgende Veranlassung. Die Insel Bornholm war einmal vom König von Dänemark den Lübekern in Pfand gegeben. Da nun der König zu einer Zeit die Stadt besuchte und man ihm zu Ehren ein Fest anstellte, hat er während der Zeit mit der Frau des Bürgermeisters gewaltig schön getban und endlich sogar mit ihr getanzt. Da sagten die Leute: „da danzt Bornholm hen!“ denn sie wußten, daß der Bürgermeister durch die Ehre seiner Frau sich überaus geschmeichelt fühlte. Ihre Prophezeihung ist auch bald darauf

eingetroffen und Bornholm fiel an den König zurück, ohne daß er bezahlt hatte.

---

230. Der Geiger in der Wolfsgrube.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unseren deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seiten ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn da mit glühenden Augen ansahe. Der Mann hatte nichts in seiner Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber die Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl bei unseren musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die anderen Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul

kam manchmal ſo nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf ſatt geworden wäre, geſchweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch dritter oder vierter Gaſt zu ſeinem Bischen Fleiſch in die Grube herein. Unſer Capellmeiſter in der Wüſte guckte indeß einmal übers andere in die Höhe, obs noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm ſein Lebtag noch nicht ſo lang geworden und ſo ganz ſauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen, zwanzig Jahre, alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren ſchon zwei Saiten an ſeiner Geige geriſſen, und da es Tag wurde, riß die dritte und der Geiger ſpielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch geriſſen, ſo hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger geworden war, keine Zeit gelaſſen zum Wiederaufziehen, ſondern hätte ihn dabei aufgefreſſen. Da kam zum Glück der alte Jobſt, der Jäger, der den Wolf ſchon von weitem ſingen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieſer zog den Capellmeiſter gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus und erlegte dann dieſen.

Der Capellmeiſter ging aber ruhig ſeines Weges und nahm ſich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hauſe zu gehen. Das Geigen im Wirthshauſe war ihm auch ſo ganz verleidet, daß er zu ſeinen Kameraden ſagte, er wolle ſich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) ſein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufſpielen wollte, ſo thäte ers lieber in der Kirche, als im Wirthshauſe, denn von dort ſei ein gerader und ſicherer Weg nach Hauſe, ſei auch nicht ſo weit dahin, als vom Wirthshaus.

231. Von einem grobben narriſchen Burenſöhne.

Hinder jennem Barge wanede eine rike Wedewe, de hadde einen einigen Söne, de was eines grobben, dullen Verſtandes und was ok de allerdorhaftigste Minsche mank allen Inwanern synes Dörpes. Desülwige Geck sach up eine Tyd in einem andern Dörpe eines wolgeachten herliken Mans Dochter, eine schöne, wohlgestalte und vorstandige Junfer. De Narre kreg se alsobalde leef und lach syner Moder an, dat se em desülwe to einer Fruen schaffen wolde, wo nicht, so wolde he Awen und Vinstern[1]) in einen Hupen entweislan und alle Dink im Huse tobreken.

De Moder wüste und sach wol eres narrischen Söns Kop und befrüchtede[2]) sick, wenn se em ok wol umme de Junfer werwen lethe und em ein grot Gut darto gewe, so were he doch sülk ein unbehauen Osse, dat nichts mit em uttorichten noch to handelende were. Wowol ere Öldern herlike Lüde und von guden Geschlechte, so weren se likewol so gar arm, dat se derhalwen de Dochter erem Stande na nicht wüsten to beradende, derwegen disse Werwinge desto lichter ere Stede gewön. De Moder besorgede öwerst, dewiele de Söne so ein ungeschicket Lobbe were, dat en vellicht de Junfer nicht nehmen wörde, gaff em derhalwen allerlei Lere, darmit he sick by der Brut fyn höflik to doen und hurtig maken konde.

Alse de Klunk erstlik mit der Junfer redet, do gaff se em ein hübsch Par Handschen, ut wekem Korduanledder gemaket. Lümmel tog se an und tog darmit na

1) Ofen und Fenſter. 2) befürchtete.

Hus to. Indem so quam ein grot Regen darher; öwerst he achtede de Handschen nicht, yfft se natt wörden edder nicht. Als he awer ein Steeg wil gahn, so glit he und valt in den Dreck und besudelt sick, dat he sach als ein Moer. He quam to Hus ganz unrein, de Handschen weren so natt, dat se segen als ydel Fleesch, und he klagede yt der Moder. De gude Frue schalt ene und sede, he scholde se in den Nesendoek[1]) gewunden und in den Bussen gesteken hebben.

Balde darna gink de gude Lobbe wedder to der Junfer, und do se na den Handschen fragede, so sede he er, wo yt em darmit gegahn were. Se lachede, merkende dat erste Stücke syner Wysheit und schenkede em einen Hawik. Den nam he und gink na Hus, und he gedachte an syner Moder Rede, wörget den Hawik und windt en in synen Borstdoek[2]) und stickt en in de Bussem. Als he to Hus quam, tog he den hübschen Vagel hervör und wold en syner Moder wisen. De Moder schalt en awermals, seggende, he scholde en fyn up der Hand gedragen hebben.

Tom drüddenmale quam Jeckel wedder to der Junfer; se fragede en, wo yt umme de Hawick stünde. He sede er de Wahrheit, wo he en gewörget hadde. Se gedachte: «Dit ys ein lewendig Narre,» sach wol, dat em nichts Sünerlikes non Herlikes gehören wolde, und schenket em eine Egede,[3]) de he bruken scholde, wenn he geseiet hadde. He nam der Moder Wort to Herten, drog se up den Händen in aller Höge als einen Hawick und quam also to Hus. Dat verdroth de Moder ok, und se lerede ene, beter hedde he se an ein Perd gebunden und to Hus geslepet.

---

1) Nasen- oder Taschentuch. 2) Brusttuch. 3) Egge.

Do sach de Junfer, dat Hoppen und Molt an em verloren was, wente dar nene Vernunft, Tucht noch Wysheit by em was; se wüste ok nicht, wo se em scholde doen, dat se des Narren los wörde, und gaff em ein Stücke Speckes und stack yt em in den Bussem. He was wol tofreden, wolde na Hus und früchtet, dat he yt im Bussem verlesen wörde, gedachte syner Moder Lere und band yt dem Perde an den Stert, sat darup und redt na Hus to. Dar lepen em de Hunde hinder na und reten dat Speck dem Perde vom Sterte und fretent. He quam to Hus und dat Speck was ok enwege. Daranne sach de Moder eres Söns Wysheit und dachte, de Frye ginge also nicht vort, se voer derwegen sülwest to der Junfer eren Öldern und begerde de Dach der Beredinge[1]) mit erem Söne to weten.

Eer se öwerst utvoer, befoel se erem Söne, dat he flytig tosege und stille were; wente se hadde eine Goes up Eiern sittende. Do nu de Moder ut dem Huse was, do gink de Söne in den Keller, süpt sick vul Wyns un verlüst den Tappen to'm Vate,[2]) und als he den Tappen so söcht, dewile löpt de Wyn in den Keller. De gude Ome nimmt einen Sack mit Mele und ströiet yt up den Wyn, dat yt de Moder nicht sege, wenn se to Hus queme, darna löpt he im Huse un hefft ein wild Wesent, also dat de Sittelgoes erschrack und ropende wart: «Kaka kaka kaka kaka!» Dem Narren quam ein Gruent an und mende, de Goes konde spreken, dat se geropen hedde: «Ick wil yt der Moder seggen, wo du im Keller husgeholden heffst.» Und he nam se und höu er den Kop strack aff.

Darna hadde he Sorge, wo de Eier ok verdörwen,

---

1) Verebung, Verlobung. 2) Faſſe.

so were he in dusend Lasten, bedachte sik und wolde de Eier utbröden, mende doch, yt wörde sick nicht wol schicken, dewile he ok nicht vul Veddern were als eine Goes, bedachte sick balde und tog sick nacket ut und smerde sin ganze Lif allenthalwen mit Honnige und schüddet ut einem Bedde alle de Veddern und waledę sick in den Veddern umme und wedder umme, dat he utsach gelik alse ein Ulenfank, und settede sick fyn also up de Goeseier und was gar stille, dat he de jungen Göse nicht verschröcke. Als he dar also up den Eiern satt, so kümpt de Moder und kloppet an, Lüngel de satt und wolde nicht antwerden. Se kloppede noch mehr; da schryede he: «kaka kaka kaka kaka!» und mende, dewile he junge Göse utsitten wolde, so konde he ok anders nene Sprake. Upt leste dröuwet em de Moder so seer, dat he ut dem Neste kroep und up dede.

De se en dar also ruch stahnde sach, mende se, yt were de Düwel sülwest, und sede: «Wat ys dit? wo süstu so?» He sede er alle Ding up de Rege hen. Er was seer angest mit dem Tüppelnarren, wente de Brut scholde balde nafolgen, und sede to em, se woldet em gerne vortyen, he scholde sick men vordan tüchtigen holden, wente de Brut queme, dat he se men fründlick entfangen und gröten scholde un de Ogen höflik und flytik up se werpen. De Geek sede ja, he woldet also doen, waschet de Veddern aff und thüt sick wedder an, geit in den Stall und steckt den Schapen de Ogen ut und nimpt se in den Bussem.

So balde also de Brut quam, ging he er entjegen, werpet er de Ogen alle int Angesichte und mende, yt möste also syn. De gude Junfer schemede sick, dat he se so verunreiniget hadde, und sach des Narren Groffheit, dat he to allen Dingen vordorwen was, tog wedder

na Hus und secht em aff. Und he bleef ein Narre na also vör und sitt noch up dissen Dach Gosekûken ut.

---

232. Die Fockbeker.

Ein Fockbeker hatte einmal in Rendsburg sich für ein paar Schillinge gesalzene Heringe gekauft und seine Nachbarn darauf zu Gast geladen. Sie fanden das Essen vortrefflich und wünschten viele solcher Fische zu haben. Der Klügste unter ihnen gab endlich den Rath, einen ganzen Korb voll aus der Stadt zu holen und sie in den Teich des Dorfes zu setzen; da würden sie sich vermehren und sie alle dann davon reichlich haben. Gesagt, gethan. Ging nun während des Jahres ein Fockbeker am Teiche vorbei, und es regte sich etwas im Wasser, lief er zu den andern und erzählte es ihnen, und alle waren des künftigen Gewinnes froh. Im nächsten Herbst ward ein großes Netz angeschafft. Aber der Klügste fand es am gerathensten, den ganzen Teich ablaufen zu lassen. Alle standen herum und gukten nach den Heringen; aber auch nicht ein einziger war zu sehen, als alles Wasser schon fort war. Nur ein ziemlicher Aal wälzte sich im Schlamm. Er wurde erhascht, und darüber waren alle einig, daß er nur ihnen die Heringe gefressen hätte; dafür müsse er nun gehörig bestraft werden. »Laet uns em schlachten unn upäten,« sagte einer. »Dat weer em jüs (just) recht,« meinte ein anderer, und weil er sich einmal gebrannt hatte, schlug er vor, den Aal ins Feuer zu werfen. »Brennen is slimm,« sagte ein Dritter, der einmal ins Wasser gefallen war und bald ertrunken wäre; »laet uns em in de Au smyten und em versupen, dat is myn Meenung.« Alle stimmten ihm bei, daß Ertrinken der schrecklichste Tod sein

müſſe, und man ward einig, den Aal in die Aue zu werfen. Der Bauevogt nahm ihn in einen Korb, ging voran und alle folgten ihm; und wie er ihn nun ins Waſſer warf, und der Aal ſich krümmte und fröhlich rechts und links machte, rief jener aus, der den Rath gegeben hatte: «Seet, wat he sik quält!» Da gingen alle Fockbeker ganz glücklich über die ausgeführte Rache nach Hauſe.

---

233. Scharfſinnige Sprüche und Thaten der Waſunger.

A. Der Galgen.

Oberhalb Waſungen (im Hennebergiſchen) ſtand auf einem Hügel ſeitwärts der Landſtraße ein alter Galgen, der gehörte der Stadt eigenthümlich. Nun wurde einmal ein fremder Dieb eingebracht und ſollte an den waſunger Stadtgalgen gehenkt werden. Da traten aber die waſunger Rathsherren dagegen auf und ſprachen: „Wir haben hier einen Galgen für uns, unſre Kinder und Kindeskinder und brauchen keine fremden armen Sünder daran!“ Litten alſo nicht, daß jener Dieb daran gehenkt wurde. Und da ſie nun nicht wußten, was ſie mit ihm anfangen ſollten, gaben ſie ihm ein Stück Geld und ſagten ihm: er ſolle ſich ſeiner Wege packen und ſich hängen laſſen, wo er Luſt habe.

B. Der Heubaum.

Zu Waſungen begab ſichs, daß auf der Gemeindewieſe ein Fuder Heu aufgeladen wurde und daß die Auflader, weil die Waſunger in allen Stücken es anders zu machen gedachten als andere, den Heubaum die Quere auf den Wagen banden. Wie man nun an das Thor kam, ſo ging der Wagen wegen des queren Heubaums nicht hinein und war ein groß Berathen hin und her darüber, wie der Wagen wohl in die Stadt zu bringen ſei, ſo daß es darüber faſt Abend wurde und niemand des Weges paſſiren konnte. Wie nun alles rathlos ſtand, ſiehe da kam ein Schwälblein geflogen, das hatte einen langen Strohhalm im Schnabel und ſchleifte den der Länge nach durch die Luft und das Thor. Und da gingen den Waſungern die Augen auf und meinten, wenn das Schwälblein den Strohhalm die Quere getragen hätte, würde es gleicherweiſe wie der Wagen mit dem Heubaum nicht hinein gelangt ſein, banden daher den Baum der Länge und paſſirten freudiglich das Thor. Glücklich, wer der Natur ihre Geheimniſſe abzulauſchen verſteht!

C. Die Eſelseier.

Viel wird den Waſungern nachgeredet von ſeltſamlicher Eierausbrütung. Ein Fuhrmann kam mit ſeinem Geſchirr durch die Stadt, der hatte Kürbiſſe geladen. Die Waſunger hatten dazumal noch keinen Kürbis geſehen und hielten ſie für Eier, fragten auch gleich neugierig, was das für Eier wären. Der Fuhrmann war ein loſer Schalk und antwortete: „Das ſind Eſelseier, die ich nach Hamburg fahre; dort werden ſie ausgebrütet und kommt aus jedem ein kleiner Eſel.“ Da gedachten die zu Waſungen auch eine Probe mit

zu machen und wurden auf gemeiner Stadt Unkosten einige dieser Eier erworben, welche die ehrsamen Bürgerinnen ausbrüten sollten. Oben auf dem steilen Berge, darauf das alte Schloß, die Maienluft steht, wurde das Eselsnest gebaut, die Eier hineingethan und bebrütet, wobei die Weiber nach Rang und Stand einander ablösten. Einer Bürgersfrau wurde über dem Brüten die Zeit lang, sie rutschte hin und her auf dem Nest, und siehe, da fiel eins der Eier heraus und rollte mit Blitzesschnelle bergab. Die Frau erhob ein Zetergeschrei, und ein Wasunger, der in der Nähe sich befand und den Lärmen hörte, auch das Ei laufen und rollen sah, stürzte diesem eilend nach und auf eine Hecke zu, in welche es eben hineinlief und seinen Blicken verschwand. In diesem Augenblicke sprang ein Hase aus der Hecke und suchte den Berg entlang das Weite. Wie der Wasunger dessen lange Löffel sah, hielt er sie für Eselsohren, vermeinte es sei das junge Eselein, das aus dem Ei gesprungen und nun sein Nest suche und schrie aus Leibeskräften: „Heda, Heppele! hie eröm, da obe ihs di Moittr!“ Allein das vermeinte Eselsfüllen sprang über alle Berge und wurde nicht wiedergefunden. Die übrigen Eier waren leider alle verbrütet, und hatte sonach gemeine Stadtcassa ihr gutes Geld umsonst ausgegeben.

---

9. Die Katze frißt alles.

Ein Gastwirth in Wasungen hatte viele Mäuse und Ratten im Hause und wußte sich gar nicht mehr zu helfen. Damals gab es aber noch keine Katzen in Wasungen. Da wurde dem Wirth angerathen, er solle nach Meiningen fahren und eine Katze kaufen, so würde er der Plage bald los sein, denn dieses Thier vertilge die Mäuse. Das ließ der Mann

ſich nicht zweimal ſagen, fuhr mit ſeinem Knecht und kaufte eine Katze um ein gutes Stück Geld. Auf dem Heimweg fiel ihm bei, daß er vergeſſen ſich zu erkundigen, was die Katze freſſe, denn er bedachte, daß ſolch ein Thier auch leben wolle, wenn es keine Mäuſe und Ratten mehr gäbe, ſandte deshalb den Knecht zurück, zu erfragen, was die Katze freſſe, und fuhr einſtweilen nach Hauſe. Wie der Knecht ankam, fragte der Herr neugierig: „Nun, was frißt die Katze?“ „Alles!“ war die Antwort. „Alles?“ — „Ja alles,“ war der wiederholte Beſcheid. „Ei behüt uns Gott für ſo einem Thier!“ Sprachs und ſchickte die Katze augenblicklich wieder zurück.

E. Die Pantoffeln.

Einſt kehrte ein Fremder in ein Wirthshaus zu Waſungen ein, allda zu übernachten, der hatte viel gehört von den waſunger Streichen, machte ſich luſtig beim Wirth und ſagte ſpöttiſch: „Ich möchte doch auch einmal einen waſunger Streich ſehen, könnt ihr mir keinen machen, Herr Wirth?“ „Ei, warum denn nicht,“ antwortete dieſer, „das kann wohl geſchehen, harret nur.“

Nach einer Weile wollte der Gaſt ſichs bequem machen, rief den Wirth und ſprach: „Die Stiefeln ſind mir zu ſchwer an den Füßen, wollt ihr mir nicht ein Paar Pantoffeln dafür geben?“ „Sehr wohl!“ ſprach der Wirth. Der Fremd zog die Stiefel aus, der Wirth trug ſie bei Seite und ſchickt kurz darauf die Pantoffeln.

Am andern Morgen, da der Gaſt weiter reiſen wollte, begehrte er ſeine Stiefeln; ſiehe, da brachte der Wirth ein Paar Schäfte, von denen die Schuhe abgeſchnitten waren.

„Was iſt das? was ſoll das heißen?“ fragte der Gaſt, „wo ſind die unteren Theile?“ — „Ei, die habt ihr an den Füßen,“ antwortete der Wirth, „ihr wolltet ſtatt der Stiefeln ein Paar Pantoffeln haben, da haben wir die Schäfte abgeſchnitten und aus dem Uebrigen Pantoffeln gemacht, die habt ihr nun und den waſunger Streich, den ihr begehrtet, obenein.“ — Daran mußte der Fremde ſich genügen laſſen und ſoll ſeitdem keinen waſunger Streich wieder verlangt haben.

---

234. Nachrichten aus Schöppenſtädt.

A. Die Schöppenſtädter verſchreiben ein Gewitter.

In einem Sommer hatte es mal gar lange nicht in Schöppenſtädt geregnet, ſo daß den Bürgern bange wurde, die Ernte möchte mißrathen, und ſie beſchloſſen daher, nach Braunſchweig zu ſchicken, um ſich ein Gewitter zu verſchreiben, denn dort wüßte man ja Rath für alles. Zu dem Ende ſchickten ſie eine alte Frau ab; dieſe kam auch glücklich in Braunſchweig an, und nachdem ſie das Anliegen der Schöppenſtädter richtig angebracht, erhielt ſie von den Braunſchweigern, die ihre Leute kannten, eine Schachtel, in welcher, wie ſie ihr ſagten, das Gewitter wäre. In dieſer Schachtel, welche ziemlich groß war, befand ſich ein ganzer Bienenſchwarm; und als ſie nun mit derſelben nach Schöppenſtädt zurückging, fingen die Bienen, da es ſehr heiß war, in der Schachtel gewaltig an zu ſummen, und der Frau wurde angſt und bange, denn ſie hatte oft genug gehört, daß das Gewitter auch zuweilen einſchlage, und ſie fürchtete jetzt, daß es

auf einmal losbrechen und ſie erſchlagen könnte. Als ſie daher auf die Höhe vor der Stadt kam, öffnete ſie die Schachtel ein wenig, um dem Gewitter, dem es, wie ſie dachte, drinnen zu heiß ſei, etwas Luft zu machen; denn ſie meinte, es wird ja wohl für Schöppenſtedt genug übrig bleiben, wir ſind ja dicht vor. Aber kaum hatte ſie den Deckel etwas gehoben, da flog der ganze Schwarm heraus und zurück nach Braunſchweig. Sie ſprang zwar mit gleichen Füßen hinterdrein, unabläſſig rufend: „Gewitter, Gewitter! hieher nach Groß-Schöppenſtädt!“ aber das Gewitter flog fort und kam nicht wieder.

B. Wie die Schöppenſtädter einen ſchiefen Kirchthurm bekommen.

Schon lange hatten die Schöppenſtädter mit Freuden bemerkt, daß an dem Kirchthurm hoch oben das Gras mächtig zu wachſen beginne, und da ſie gute Wirthe ſind, beſchloſſen ſie, es nicht umkommen zu laſſen und es abzuweiden. Aber weſſen Kühe ſollten zuerſt hinauf? Das war ein ſchwieriger Punkt, darum machte einer den Vorſchlag, man möge den Stadtbullen hinaufziehen, der ſolle ſich einmal an dem Gräſig recht gütlich thun, ſo würden die Kälber im nächſten Jahre noch einmal ſo kräftig. So einen guten Vorſchlag hatte noch keiner gemacht, und augenblicklich legte man Hand ans Werk. Stricke wurden oben an der Spitze des Thurms befeſtigt und unten dem Bullen um den Hals gelegt, und nun zog alles, was Hände hatte, und wie der Blitz war der Bulle oben und ſtreckte die Zunge weit aus dem Maule. Da riefen ſie freudig: „hei leckt schan! hei leckt schan!“ aber er hatte auch zum letzten Mal geleckt, denn er regte kein Glied mehr. Von dem gewaltigen Ziehen

aber ist die Thurmspitze ganz schief geworden, und wers nicht glauben will, der gehe hin und sehe selber zu.

---

235. Fahrten und Abenteuer der sieben Schwaben.

Als man schrieb nach Christi Geburt eintausend und etliche hundert Jahre, da begab sichs, daß ein Schwabe aus Ueberlingen auf Abenteuer auszog. Wir wollen ihn gleich von vorn herein den Seehaas heißen, wiewohl er diesen Namen erst hernachmals nach Verrichtung der weitberühmten That erhalten hat, von welcher der günstige Leser am Ende dieser Geschichte vernehmen wird. Dieser Seehaas traf unweit Freiburg im Breisgau den Nestelschwaben an, hinter einem Zaune, wo er etwas zu thun hatte, was er so eben gethan hatte. Und sie machten sogleich Bekanntschaft, wie ehrliche Schwaben zu thun pflegen. Der Seehaas fragte ihn, was er für ein Landsmann sei. Jener sagte: er sei kein Landsmann, sondern nur ein Mähnbub bei jenem Bauer, der dort den Acker pflüge. Da merkte der Seehaas sogleich, mit wem ers zu thun habe, und so ein Dummrian war ihm gerad recht. Er machte ihm daher den Vorschlag, bei ihm in Dienste zu treten, da habe er nichts weiter zu thun, als ihm den Bündel nachzutragen, und wenn er etwas erzähle, zu sagen, das sei wahr. Jener erwiederte: aber er wisse nicht, was wahr oder nicht wahr sei, worauf der Seehaas: „Merke du Bauernlümmel: Hott bedeutet wahr, Wist nicht wahr.“ „So verstehe ich es!“ sprach jener und er wolle mit ihm gehn und ihm um einen Batzen Wochenlohn seinen Bündel nachtragen durch die ganze Welt und weiter.

Dieſer kluge Knecht hieß der Neſtelſchwab, weil er ſtatt der Knöpfe Neſteln hatte an Jacke und Hoſen, und da die meiſte Zeit eine und die andere zerriſſen war, beſonders an den Hoſen, ſo mußte er immer nachhelfen mit der einen Hand, was ihm dann ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, daß er auch dann ſo that, wann er es nicht bedurft hätte.

Der Seehaas und der Neſtelſchwab zogen alſo fürbaß und kamen zum Gelbfüßler, der in Bopfingen anſäſſig war. Es wird von denen zu Bopfingen erzählt, daß, als ſie vor Zeiten ihrem Herzoge die jährliche Abgabe, welche in Eiern beſtanden, entrichten gewollt, hätten ſie ſelbige in einen Krättenwagen gethan, und damit recht viele hinein gingen, mit den Füßen eingetreten. Dieſe That, welche ihrer Ehrlichkeit wahrlich keine Schande macht, trug den Bopfingern in böſer Leute Mund den Namen der Gelbfüßler ein.

Zu einem von dieſen, welcher der bopfinger Bote war, kam nun der Seehaas mit ſeinem Gefährten und erzählte ihm von ſeinem vorhabenden Abenteuer: wie daß in dem großen Walde am Bodenſee ein fürchterliches Thier hauſe, welches Land und Leuten großen Schaden thue; beſchreiben könne er es ihm gar nicht, aber es ſei ſo groß wie eine wilde Katz, doch weit ſcheußlicher und grauerlicher anzuſehen; Augen habe es im Kopfe ſo groß wie Goldgulden und die funkelten nicht anders als wie das hölliſche Feuer, und Ohren habe es — — nicht wahr, Landsmann?" „Wiſt!" ſagte der Neſtelſchwab. „Hott!" winkte ihm der Seehaas zu. „'s iſt wägele wahr," verbeſſerte ſich der Neſtelſchwab; worauf ſein Herr fortfuhr: er beſchwöre daher den Landsmann um des gemeinen Beſten willen, er möge ihm zu Rath und That behilflich ſein und ihm getreuliche Geſpannen zu werben ſuchen aus allen ſchwäbiſchen Gauen. Der Gelbfüßler antwortete: „Freund, aufs Fechten verſtehe ich mich nicht; wenns aber mit dem Laufen gethan iſt, ſo kann ich den Teufel auf freiem

Felde fangen." „Topp!" rief der Seehaas, „solch ein Mann hat mir gerade gefehlt!" und der Gelbfüßler schlug ein und bat nur um Urlaub, seine Stiefeln anzuziehn und sein Ränzle zu packen. Als dies vollbracht war, zogen sie weiter und kamen nach dem Ries.

In dieser sonderbaren Gegend besteht die löbliche Gewohnheit, daß man tägliches Tags fünfmal ißt, und zwar fünfmal Suppe und zweimal dazu Knöpfle oder Spätzle; woher die Leute dort in der Umgegend auch Suppen- oder Knöpfleschwaben genannt werden, und man sagt, daß sie zwei Mägen hätten, aber kein Herz. Dieser Leute einem traten unsre Wanderer in den Weg, und der Seehaas brachte seine Werbung an: wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Thier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thue. Augen habe es im Kopfe, feurige, so groß wie ein Salzbüchsle. „Hott!" sagte der Nestelschwab, aber der Gelbfüßler stieß dem Seehaasen in die Rippen, um ihm erinnerlich zu machen, er solle nicht so lügen. Doch dieser ließ sich nicht irre machen und fuhr in seiner Erzählung fort: das Ungethier wachse zusehends, je länger man es anluge und werde so groß wie ein Pudelhund. Er bitte also um der Landsmannschaft willen, er möchte ihm zu Rath und That sein und ihm beihelfen, tüchtige Gesellen zu werben. Der Knöpfleschwab antwortete: „Fechten ist zwar meine Leidenschaft nicht, aber so ihr einen brauchet, um euch Knöpfle zu kochen, so gehe ich mit los aufs Abenteuer." Sie wurden des Handels einig. Der Knöpfleschwab packte seine Häfen und Pfannen, die Werkzeuge seiner unvergleichlichen Kunst, auf den Rücken und zog mit ihnen weiter.

Das edle Kleevier wendete sich nun nach dem Lechfelde und traf im Wirthshause zu Meitingen auf den Blitzschwaben, der bei einem Mäßle weißen Gerstenbiers in schwerem Kampfe mit seinem Durste lag. Nachdem sich die Landsleute

das „Gſegn Gott!“ und „Dank Gott!“ zugetrunken hatten, fing der Seehaas an zu erzählen, ſagend: wie daß in dem großen Walde am Bodenſee ein fürchterliches Thier hauſe, welches Land und Leuten großen Schaden thue; es ſei ſo groß wie ein Maſtochs und habe Augen im Kopf wie die Mondſcheibe, und das Thier wachſe zuſehends, je länger man es anluge.“ „Potz Blitz!“ rief der Blitzſchwab, „das möcht ich einmal ſehen, ich ließe mirs, beim Teufel! einen Dreibätzner koſten.“ „Willſt du mit uns kommen,“ ſagte der Seehaas, „kannſt dus umſonſt haben; du ſiehſt uns auf dem Wege, es mit beſagtem Unthier aufzunehmen;“ worauf der Blitzſchwab: „Fechten iſt zwar mein Handwerk nicht, aber ſchimpfen kann ich wie ein Rohrſpatz und fluchen wie ein Heid.“ Der Seehaas meinte: man wiſſe nicht, wozu ein Ding gut ſein könne, und er ſolle nur mitkommen. Jener ſchlug ein, nur müſſe er zuvor noch ein Känetle Brandwein zu ſich nehmen, um die Magenwinde zu vertheilen, die das vermaledeiete Bier mache; und darauf zogen die Geſellen mit einander weiter und kamen gen Memmingen, als wo der Spiegelſchwab ſein Heimweſen hatte.

Um den Namen dieſes ſonderlichen Helden ſich verſtändlich zu machen, möge der wohlgeneigte Leſer ſich erinnern, daß zu jener Zeit die Fazinetle, Taſchen- oder Schnupftücher noch nicht in Brauch geweſen; daher ſchlenzten einige das Ding gleich von ſich weg, was jetzt die vornehmen Leute in den Sack ſtecken; andre dagegen, wie der Spiegelſchwab, putzten es an den Vorderärmel, wo es ſich zum Spiegel anſetzte und beim Sonnenſchein glitzte; und iſt nie, weder vor noch nach, eine leichtere und wohlfeilere Art erfunden worden, ſich mit ſilbernen Treſſen aufzuſchmücken. Als der Seehaas nun dieſen ſtattlichen Mann gewahrete, trug er ihm alſobald ſein Anliegen vor: wie daß in dem großen Walde droben am See ein Ungeheuer hauſe, ſo groß wie ein Tram-

pelthier, mit Augen wie Mühlsteine, und er bitte daher, er möge um des gemeinen Besten willen zu Rath und That stehen. Der Spiegelschwab erwiederte: Rath könne er geben, aber mit der That sehe es schlecht aus, indem er nicht einmal sein Weib meistern könne, welche freilich sieben Häute habe wie eine memminger Zwiebel; er wisse aber einen, der es mit dem Teufel selbst aufnehme: das sei der Allgäuer. — Also machte der Seehaas mit seinen Gespanen sich auf, den Allgäuer für das große Unternehmen zu werben, und der war auch gleich bereit, obwohl der Seehaas ihm das Ungeheuer noch viel schrecklicher vorstellte als den andern, indem er sagte: es sei so groß wie ein Haus und habe Augen im Kopf wie Mühlräder, die im Um- und Umgehen Feuer auswürfen. „Bygost!" fiel der Allgäuer ihm ins Wort, „es wird halt dennest nur ein Vieh sein, und der Mensch ist stärker mit Gottes Hilfe als alles Gethier auf Erden." „Ja," sagte der Seehaas, „und es geht ein Sprichwort: Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben nicht."

Durch solche heldenhafte Reden bekamen die Uebrigen noch einmal so viel Muth, und sie gaben sich alle getreulich die Hand, daß sie einander beistehen wollten als Freunde und Landsleute in allen Gefahren und Nöthen, Leibes und der Seele. Und so beschlossen denn die sieben Schwaben miteinander, zuerst nach Augsburg zu gehen, um, wie es tapfern Christenmenschen geziemt, sich vor allem mit Streitzeug zu versehen.

Nachdem sie in der weltberühmten Stadt Augsburg ihren Einzug gehalten, begaben sie sich unverweilt zu dem geschicktesten Waffenschmied allda und sagten ihm, was ihres Begehrens sei. Der Meister führte sie in seine Waffenkammer, wo sich jeder einen Spieß oder sonst was auswählen konnte, was ihm anstand. „Bygost!" rief der Allgäuer, „sind das auch Spieße? So einer wäre mir just recht zum Zahnstürer.

Meiſter, nehmt für mich nur gleich einen Wiesbaum von ſieben Mannslängen.“ — „Potz Blitz!“ ſagte der Blitzſchwab, „Allgäuer, pragle dich nicht allzuſehr.“ Der Allgäuer ſah ihn mit grimmigen Augen an, als wollte er ihn mit Blicken durchbohren, und der Blitzſchwab ſtotterte erſchrocken ein Wort zur Begütigung: „Männle! du haſt Recht, ich merke deine Meinung: Wir alle ſieben für Einen, und ſo für alle ſieben nur Einen.“ — „Ei wohl!“ ſagte der Allgäuer und den Andern war es auch recht.

So wurde denn ein Spieß von ſieben Mannslängen beſtellt und der Meiſter ſäumte nicht, den Thoren zu willfahren; in einer Stunde war er fertig.

Bevor ſie aber die Werkſtatt verließen, kaufte ſich jeder noch eine beſondere Wehr: der Knöpfleſchwab einen Bratſpieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler ein Paar Sporen an ſeine Stiefel. Die Andern ſchauten ihn verwundert an, was ihm die Sporen ſollten, da er kein Rößlein habe; der Gelbfüßler gab ſicheren Geiſtes zur Antwort: „Sporen ſind nicht blos gut zum Reiten, ſondern auch zum Hintenausſchlagen.“ Der Seehaas aber wählte einen Harniſch, ſagend: Vorſicht ſei zu allen Dingen nütze; des Guten könne man nie zu viel thun, und nütze es nichts, ſo ſchade es auch nichts. Der Spiegelſchwab gab ihm recht und ſagte: auch er wolle einen tragen, aber nicht vorn auf der Bruſt, ſondern hinten auf dem Hintern.“ Der Seehaas meinte, der Geſelle wolle ihn foppen; jener aber ſagte: „Merks: hab ich Muth und geh ich vorwärts, ſo brauch ich keinen Harniſch; gehts aber rückwärts, und fällt mir der Muth anders wohin, ſo iſt dann der Harniſch am rechten Ort.“ Und ſo ließ er ſich den Harniſch zurecht machen, wozu der Meiſter, recht zu ſagen, ein Barbiererbecken aus ſeiner Rumpelkammer nahm.

Nachdem nun die ſieben Schwaben wie ehrliche Leute

alles richtig bis auf Heller und Pfennig bezahlt, auch als gute Christen bei St. Ulrich eine heilige Messe gehört und zuletzt noch beim Metzger am gögginger Thor gute augsburger Würste eingekauft hatten, so zogen sie zum Thor hinaus und ihres Weges weiter. Voran zog der Allgäuer und blies auf seinem Posthörnle ein recht kriegsmuthiges Stück; hinter ihm die Andern, Mann für Mann, und hatte ein Jeder die Hand am Gemeinspieß, so daß sie schier aussahen wie ein Wieble gespießter Lerchen.

Als sie nun etliche Stunden gewandert waren, geriethen sie in einen Hohlweg. Siehe, da lag ein großmächtiger Bär am Wege, und der Allgäuer bemerkte ihn nicht eher, bis er fast mit der Nase auf ihn fiel. Der schrie laut auf: „Ein Bär! ein Bär!" und stieß den Spieß aus Leibeskräften gegen das Thier. Aber Pätz rührte sich nicht mehr, er war maustodt. Als nun der Allgäuer sich triumphirend umwandte, sahe er seine Gesellen alle auf dem Boden liegen, und vermeinend, sie seien auch todt und er habe sie hinterrücks mit dem Spieß erstochen, hob er zu klagen und zu jammern an. Es hat sich nicht ermitteln lassen, was Ursache die guten Helden zu Falle gebracht, ob der jähe Schrecken, oder der gewaltige Ruck des Spießes, an dessen Schaft sie sich gehalten hatten. Als sie aber hörten, daß es keine Gefahr habe, sprangen sie frisch und gesund auf die Beine, stellten sich um den Bären herum und jeder war beflissen, seinen Muth an ihm zu bewähren. Der eine rupfte ihn am Pelze, ein andrer steckte gar seine Hand in den Rachen, kein einziger fürchtete sich mehr vor ihm. Wie sie ihn nun so um und um wendeten und begafften und kein Loch an ihm fanden als das, was er schon bei seinen Lebzeiten gehabt, so merkten sie wohl, daß er nicht erstochen sei, sondern verreckt. Man zerbrach sich schier den Kopf, woran er wohl gestorben sein möge, etliche meinten, vor Hunger, etliche, aus

Kälte, bis der Spiegelſchwab, als der pfiffigſte unter ihnen, die Meinung vorbrachte: er ſei, wo nicht an Wehtagen, doch am Tod geſtorben, welche Meinung denn nun auch die Uebrigen für wahrſcheinlich zu erachten ſich bewogen fanden. Hierauf hielten ſie Rath, was mit dieſem Funde anzufangen, und nach langem Hin- und Herreden beſchloſſen ſie, ihm das Fell über die Ohren zu ziehen, um daſſelbe demjenigen zuzuſprechen, welcher ſich bei dem bevorſtehenden Abenteuer am mannlichſten halten werde. Es geſchah alſo. Das Aas lieſſen ſie liegen. „So mögen ihn nun die Schaafe freſſen, wie er zuvor die Schaafe gefreſſen hat!“ ſagte einer beim Scheiden. Die Geſchichte hat leider nicht überliefert, wer von den Sieben dieſen ſinnreichen Ausſpruch gethan; jedoch möcht ich die Vermuthung wagen, es ſei der Neſtelſchwab geweſen, von welchem auch ſonſt noch manche ergötzliche Stücklein dieſer Art erzählt werden.

Als dieſer einſt befragt ward, wie er heiße, antwortete er: „Meine Mutter hat geſagt, ich heiße wie mein Vater.“ Weiter befragt: wie aber denn ſein Vater heiße, gab er zur Antwort: „Wie ich, hat meine Mutter geſagt.“ Man fragte abermals: wie ſie mit einander geheißen? Da bedachte er ſich und ſagte endlich: „Einer wie der Andre.“ — Als er mit ſeinen Gefährten einmal durch ein Dorf ging, ſchlug es gerade drei. Da zählte er die Schläge, ſagend: „Eins, eins, eins.“ Als die Uhr ausgeſchlagen, fragten ſie ihn, wie viel es ſei? worauf er erwiederte: er könne es nicht ſagen, denn er habe es noch nicht zuſammengerechnet. — Die nun aus ſolchen Geſchichten ſchließen, der Neſtelſchwab ſei ſündbumm geweſen wie ein Schaaf, die ſollten zu ſeiner Ehre hinzufügen, daß er auch ebenſo geduldig geweſen und von gutmüthiger Art. Einſtmals fragte ihn der Blitzſchwab, ob er auch ſchwören könne? er ſoll mal einen recht hölliſchen Fluch thun. Da nahm er die Kappe ab und ſagte: „Mit Ver-

laub, daß dich das Mäusle beiß!" und war dies sein größter Fluch, den er wußte. Der Blitzschwab hätte ihn schon kräftigere Stoßseufzer lehren können, denn der konnte fluchen ärger als ein Landsknecht; und es wären Beispiele genug anzuführen, wenn nicht zu befürchten wäre, ein christlich Ohr zu ärgern.

Nach dieser Abschweifung machen wir uns nun auf, die sieben Schwaben auf ihrem Wege einzuholen, und finden sie vor dem Thore zu Memmingen. Sie rücken ein, und wie sie so, den Kopf im Nacken, mit offnem Mund und stieren Augen, wie aufmerksame Wandrer, die sich die Welt beschauen, zu thun pflegen, durch die Straßen hinschlottern, fällt ihnen ein Haus auf, davor ein Maienbaum gepflanzt war und ober der Thür war zu lesen: „Hier schenkt man Märzenbier aus." Als das unsre Schwaben sahen, dachten sie, umsonst könnten sie das Märzenbier wohl mitnehmen. Der Wirth, der sie kommen sah mit dem großen Spieß, kam ihnen erschrocken entgegen und fragte: was sie schafften? — Sie möchten ein wenig sein Bier kosten, sagte der Allgäuer und ging mit den Gesellen in die Zechstube. Der Wirth, vermeinend, sie seien abgesandt von der schwäbischen Kreisregierung, um in Schwabenland das Bier zu beschauen und zu schätzen, ob es pfennigvergeltig sei — was wohl noth thäte auch zu unsern Zeiten — der holte das beste, das er im Keller hatte, und es war noch nicht gut. Doch tranken die Gesellen eine Bütsche um die andere aus, bis sies auf einen halben Eimer gebracht hatten. Darnach standen sie auf und gingen davon, als wären sie niemandem etwas schuldig. Der Wirth, hocherfreut, daß es ihnen so gut gemundet, ließ in obgedachter Meinung sie unbehindert abziehen und sagte noch, daß es ihm eine große Ehre gewesen und sie sollten nur das Beste reden von seinem Bier. Das thaten sie denn auch und konnten sich nicht genug verwundern, daß man in Memmingen das Märzenbier ausschenke. Und so ward denn der

Wirth gefoppt von ſeinen Landsleuten, ohne deren Wiſſen und Willen, wie man denn den Wirthen gern viel Böſes nachſagt. Man ſagt aber, daß ihm der freie Trunk wohl bezahlt worden ſei von andern Landsleuten.

Es begab ſich aber, — obwohl ſonſt ein wackerer Schwab, wenn es ſein muß, ſeine fünf Mäßle Bier trinken mag auf Einen Sitz, und er findet doch ſeine Wege und Stege, — ſo hatten doch für diesmal unſre Schwaben zu tief in den Krug geguckt, wie ſich aus Folgendem zu ergeben ſcheint, was eine wahrhaftige Geſchichte iſt. Denn ſie waren kaum außer dem Thor, ſo verirrten ſie ſich in den Hopfengärten und verloren die Landſtraße. Wie ſie aufs freie Feld kamen, ſagte der Allgäuer, entſchloſſen, wie er immer war: „Bygoſt! es iſt Ein Ding; haben wir keinen Weg, ſo machen wir uns einen.“ Und ſo ging es denn fort über das Blachfeld hopp, hopp! und der Allgäuer ſtimmte ſein Poſthörnle an und blies ein Trompeterſtückle, der Blitzſchwab, der ein guter Sänger war, ſang mit ſich überſchlagender Stimme: „Ich laß ein klein Waldvögelein ꝛc.;“ der feiſte Knöpfleſchwab keuchte und ſtolperte und fiel ein um das andre Mal und mußte gleichwohl wieder aufſtehen. Inzwiſchen fing es an, dunkel zu werden, und ſie irrten lange hin und her. Da ſtanden ſie auf einmal an einem Abhang, und unten, ſo däuchts ihnen, lag ein See, der Wellen ſchlug. Es war aber ein Feld voll Flachſes, der in der Blüthe war, und da der Wind heftig blies, ſo wallte und wogte es wohl, aber es war kein Waſſer. „Potz Blitz!“ rief der Blitzſchwab, „was iſt da zu machen? Durch müſſen wir, ſonſt kommen wir nicht von Ort und Stelle. Allgäuer, mach den großen Chriſtoph*) und trag

*) Ein heidniſcher Rieſe aus Canaan, urſprünglich Reprobus geheißen, dem es einſt zu Theil ward, das heilige Chriſtkind auf ſeinen Schultern durch einen tiefen Strom zu tragen, wovon er nach ſeiner Bekehrung den Namen Chriſtophorus d. i. Chriſtusträger erhielt.

uns hinüber." — „Bygoſt!" ſagte der Allgäuer, „ins Waſſer mag ich wohl gehen, aber weiter nicht als bis an den Hals." Der Neſtelſchwab wehklagte, er könne nur mit Einer Hand rudern, da er mit der andern die Hoſen zu halten habe. Der Knöpfleſchwab ſtand betrübt da und lugte ins Waſſer hinab, um zu ſchauen, ob keine Wallfiſche drin ſeien. Denn wiewohl er ſelber fette Biſſen liebte, mochte er doch nicht einem Andern zum fetten Biſſen werden. Der Blitzſchwab aber, voller Ungeduld ob der Zaghaftigkeit ſeines Geſellen, ging hinterrucks auf ihn zu und rief: „Friſch gewagt iſt halb geſchwommen!" und gab ihm einen Stoß, daß er plumpf! drunten lag. — „Der ſinkt nicht," ſagte der Gelbfüßler, „es muß doch nicht tief ſein, da kann mans wagen!" und hupfte flink und friſch hinunter wie ein Laubfroſch. Dem folgte der Blitzſchwab, nachdem er ſich in die Hände geſpieen und einen tüchtigen Anlauf genommen hatte. „Bygoſt!" ſagte der Allgäuer, „der Letzte will ich auch nicht ſein," warf den Spieß voraus und ſprang herzhaft nach. Wie aber der Schwache ſich an den Starken ſchließen ſoll, ſo hatte der Neſtelſchwab ſich an des Allgäuers Hoſenbändel gehängt, was ihm ſehr gut bekam, er fiel unten viel gemächlicher auf als die Uebrigen, und war dies das einzige Mal, daß er geſcheidt gethan. Da lagen ſie nun alle, anfangs unbeweglich wie Holzblöcke und wartend der Dinge, die mit ihnen geſchehen ſollten; dann rührten und ſtreckten ſie ihre Glieder unter einander wie halbzertretene Würmer; dann krochen ſie allmählig heraus wie Schnecken aus ihrem Häusle; endlich ſtanden ſie wiederum da wie andere Menſchen und ſagten kein Wörtle, ſondern griffen blos nach ihren Rippen, ob ſie noch ganz ſeien. Und nachdem ſie den Spieß aufgefiſcht hatten, zogen ſie querfeldein weiter.

Es war ſchon finſtere Nacht, und die Landſtraße hatten ſie immer noch nicht gefunden. Da hielt der Allgäuer plötz-

lich still und rief voller Freuden: „Bygoſt! nun haben wir die Straße und ſind auf dem rechten Weg.“ Sie ſtanden aber an der Iller, und der Allgäuer hatte den hellen Waſſerſtreif für die Landſtraße angeſehn. Und er ſchritt friſch vorwärts und die Andern blindlings nach. Plumpf! lag er im Waſſer. „Bygoſt! ich erſauf!“ mehr konnt er nicht ſagen, denn er war ſchon bis über den Hals darin. Als die Anderen merkten, wie nahe ihnen der Tod ſei, liefen ſie einmüthig davon. Nur der Knöpfleſchwab hielt Stand. Er konnte nicht anders. Denn da er des ewigen Stolperns und Fallens müde geworden, hatte er ſich mit einem Bändel an den Wiesbaum angeſchirrt und konnte darum nicht loskommen und blieb, ſo dick und breit er war, auf demſelben Flecke, vermöge welcher Standhaftigkeit es ihm möglich wurde, den Allgäuer am Gemeinſpieß aus der Noth zu ziehen. Und war dies das einzige Heldenſtück, das der Knöpfleſchwab gethan auf der ganzen Fahrt, was aber drum um ſo weniger verſchwiegen werden durfte, um den Schwaben aus jeglichem Gau Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die übrigen Heergeſellen aber hatten bei dieſer Gelegenheit einen ſchätzbaren Beweis geliefert, wie unter gefährlichen Umſtänden auch die Flucht zu gutem Ziele führe. Sie hatten unweit davon ein Brücklein gefunden, auf welchem ſie nunmehr in ungeminderter Zahl ohne Fährlichkeit und Beſchwerde das Waſſer überſchritten.

Es wäre nun außer dem Vorbeſagten von den Abenteuern der ſieben Schwaben noch mancherhand und vielerlei zu berichten, davon in alten Büchern umſtändlich Meldung gethan iſt, wenn die Geduld des langmüthigen Leſers uns ſolches geſtattete. Jedoch der Kurzweil zu Liebe ſei geſagt, daß ſie nach vielen Irrſalen zuletzt ſich vor einem großen See befanden, der ein wirklicher See war. Der vielerfahrene Seehaas deutete ihnen den Anblick, mit großem Ernſte

ſagend: „Das iſt der Bodenſee.“ Die blieben ſtehen und riſſen Augen und Maul auf und lugten Eines Lugens. Der Seehaas fuhr in ſeiner Belehrung fort und ſagte: es ſei dies das deutſche Meer — müßten ſie wiſſen — und es habe einen Umfang von wenigſtens hundert Meilen, — er lüge nicht, ſagte er. Und Fiſche gebe es darin, ſo groß wie das koſtnitzer Münſter, — er laſſe nichts abmarkten, ſagte er. Auch Nixen geb es die Menge, zu Land und zu Waſſer — ſehen müßt ihrs, ſagte er. Und der See habe gar keinen Grund und Boden, darum heiße er eben der Bodenſee; was ſeinen Hörern ohne weiteres einleuchtete.

Es traf ſich aber, daß juſt ein großes Schiff, vom Winde losgeriſſen, auf dem See daherkam und zwei Kähne ſchaukelten neben dem großen Fahrzeug hin und her. Da ſchüttelte der Neſtelſchwab als ein feiner Beobachter verwundert den Kopf und ſagte: „Curios, daß doch alles, was klein iſt, gern ſchimpfelt und ſpielt; vermeinte, daß die kleinen Fahrzeuge neugeboren und das große ihre Mutter wäre.

Nachdem nun die ſieben Helden ſattſam des Anblicks genoſſen, zogen ſie fürder, Ueberlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das Ungeheuer hauſte.

Bevor ſie aber in den Strauß gingen, wollten ſie noch eine Herz- und Magenſtärkung zu ſich nehmen, und der Knöpfleſchwab ſparte weder Schmalz noch Salz, um das Henkermahl recht appetitlich zu machen. Als ſie nun ſo um die Pfanne herum ſaßen und ſich die geröſteten Spätzle ſchmecken ließen, ſagte der Allgäuer, indem er einen Seufzer holte bis vom unterſten Zehen herauf: „s iſt ein Sach, wenn man bei ſich ſo recht bedenkt, daß man zum letzten Mal in ſeinem Leben zu Mittag ißt.“ Dies Wort fiel allen aufs Herz, daß ſie des Rauens vergaßen und ihnen der Biſſen im Munde quoll. Aber der Seehaas redete ihnen Muth zu, ſagend: „Lieben Leute, denkt: Tod hilft aus aller Noth.

Wer im Grab liegt, dem iſt wohl gebettet." — „Aber nicht, wer im Rachen liegt des vermaledeiten Thiers," ſagte der Gelbfüßler; „doch wir wiſſen ja nicht," ſetzte er ſich ſelber tröſtend hinzu, „ob unſer Stündle gekommen iſt;" und der Neſtelſchwab ſagte: „Meine Mutter hat mir oft geſagt, daß mein Stündle gar nie kommen werde." Und war noch der Einzige, der ſich das Sterben nicht zu Herzen gehen ließ.

Aber der Allgäuer lugte immer noch finſterer drin und ließ den Kopf immer tiefer hangen und holte wieder einen Seufzer und ſagte: „s iſt e Sach!" und der Knöpfleſchwab fing an ſtill vor ſich hin zu heinen. Dann holte der Allgäuer zum dritten Mal einen Seufzer und ſagte: „s iſt e Sach!" in ſo herzbrechender Weiſe, daß alle zu flarren anfingen und zu röhren. Nur der Spiegelſchwab wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen ſollte, weil er ſah, daß ſich der Knöpfleſchwab anſtrengte, zugleich das Herz zu leeren und das Maul zu ſtopfen, ſo daß er ein Geſicht machte, wäre gut geweſen für einen, der die Kinder einen Schreck einjagen wollte, um ſie ſtill zu machen.

Doch es war nun an der Zeit, daß ſich die ſieben Schwaben in Schlachtordnung ſtellten, und entſtand nun viel Hin- und Wiederredens, wie ſolches am beſten zu machen wäre. Der Seehaas meinte: ſie ſollten alle ſogleich in der Reihe losziehen, wie bisher; und der Knöpfleſchwab gab ihm Recht und meinte, man ſolle keine Neuerung machen. Aber der Allgäuer erklärte: er wolle jetzt einmal der Letzte ſein, denn er ſei lang genug der Erſte geweſen. Da man nun darüber nicht einig werden konnte, warf der Neſtelſchwab den klugen Vorſchlag dazwiſchen: warum denn gerad einer der Erſte ſein müßte und einer der Letzte? ſie ſollten ſich nur alle in die Mitte halten, ſo geſchehe keinem kein Weh. „Und ich meine," ſagte der Spiegelſchwab, „es ſei am allerbeſten, daß Einer für alle ſterbe. Knöpfleſchwab," ſagte er, „was

meinſt? wie iſt dir? Du wärſt ſo der rechte Biſſen.“ Der aber ſchrie und ſtampfte und zappelte mit allen Vieren, als wenn er ſchon am Spieße ſteckte. Nun nahm der Seehaas das Wort und ſagte: „Liebe Freunde und Landsleute! Friſch gezuckt iſt halb gefochten. Es iſt nichts beſſer denn ein guter Muth in böſen Sachen. Das gute Herz ſieget in allem Uebel. Verzagt Mann kam mit Ehren nie vom Plan.“ Drauf wandte er ſich an den Gelbfüßler und ſprach zu ihm: „Gang, Jackele, gang du voran, du haſt Sporen und Stiefeln an, daß dich das Thier nicht beißen kann.“ Und der Gelbfüßler ließ ſich dazu bewegen, denn er rechnete bei ſich alſo: „Entweder läuft das Thier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es läuft mir nach, dann lauf ich davon, und ſo kriegen wir uns beide nicht unſer Leben lang.“

Nachdem nun die ſieben Schwaben ſolchergeſtalt die Schlachtordnung mit aller Kunſt zu Stande gebracht, zogen ſie in den Strauß, hübſch langſam voran, gegen den Buſch zu, wo, wie der Seehaas ſagte, der Drach ſein Neſt hatte. Als ſie ſchon ganz nahe waren, ſagte der Spiegelſchwab: „Mich grimmts im Bauch, ich muß abſeiten.“ Das wollte der Allgäuer nicht leiden und ſagte: er ſolle mit den Andern mitmachen und nicht apart thun. Der Spiegelſchwab verſetzte: er wolle ja nur ſpioniren gehen, wo das Thier ſtecke. „Laß es ſtecken,“ ſagte jener, „wo es ſteckt, und bleib, ſag ich!“ — „Jetzt ſeid ſtät und haltets Maul!“ ſagte der Seehaas, „und lugt und loſt.“ Und wie ſie nun gegen den Buſch weiter vordringen und lugen und loſen, ſiehe, da liegt ein Haas im Buſch, der lugt und loſt auch und macht ein Männle und erſchrickt und läuft davon. Die ſieben Schwaben aber blieben ſtehen ganz erſtaunt und erſtarrt, „Haſts geſehn? haſts geſehn?“ rief einer um den andern; und „es war ſo groß wie ein Pudelhund — wie ein Maſtochs — wie ein Trampeltbier“ ſagte einer um den andern.

„Bygoſt!“ ſagte zuletzt der Allgäuer, „wenn das kein Haas geweſen, ſo weiß ich den Gürndten von keinem Büchel zu unterſcheiden.“ — „Nun ja, Haas hin, Haas her!“ ſagte der Seehaas; „ein Seehaas iſt halt größer und grimmiger als alle Haaſen im heiligen deutſchen Reich.“ Und das hat er gut gemacht. — Dieſes Thiergeſchlecht aber, mein ich, wird ſeit der Zeit wohl ausgeſtorben ſein wie die Mammuth.

Nachdem nun die ſieben Schwaben ſolchergeſtalt das Abenteuer glücklich überſtanden hatten, wären ſie beinahe einander ſelbſt in die Haare gerathen. Da nemlich der Seehaas die Rede auf das Bärenfell brachte, welches abgeredetermaßen nach vollbrachter Heerfahrt dem Rühmlichſten unter ihnen zugeſprochen werden ſollte, erhob ſich ein betrübender Streit zwiſchen ihm dem Gelbfüßler und dem Allgäuer. Denn der Seehaas meinte ein Recht auf das Bärenfell zu haben als der dieſes ganze glorioſe Unternehmen zu Stande gebracht; der Gelbfüßler machte geltend, daß zur Zeit des entſcheidenden Treffens er an der Spitze geſtanden und ſein Leben in die Schanze geſchlagen habe; der Allgäuer aber ſagte: „Ich bin allezeit auf der Fahrt euch vorauf geweſen; Bygoſt! ich will den ſehen, der mir es nimmt!“ Nachdem ſie lange Zeit ſo fortgehadert, nahm der Seehaas das Wort und ſprach: „Liebe Landsleute und Freunde, ich will euch was ſagen: die Welt wird einmal voll ſein von unſerer That, und es thut darum Noth, daß ein Siegeszeichen vorhanden bleibe auf ewige Zeiten. Weil wir aber dem Seehaaſen ſelbſt nicht die Haut abziehen konnten, ſintemal wir ihn nicht erwiſcht, ſondern fortgejagt haben über den Rhein hinum ins Franzoſenland, wo er um ſich beißen ſoll, ſo viel er mag, ſo wollen wir ſtatt deſſen die Bärenhaut — iſt Ein Ding, ſagte er — ſammt den Spieß ausſtellen in meiner Vaterſtadt Ueberlingen, in deren Nähe die That vollbracht worden. Iſts euch recht, ſo hebt den Finger auf und ſaget Ja.“

Mit dieſem löblichen Vorſchlag waren die übrigen einverſtanden, hoben den Finger auf und ſagten Ja; auch der Allgäuer bequemte ſich und ſagte: „Ich ſage nicht Nein“ und gab die Bärenhaut her, die ſie dann an den Spieß ſteckten. Und ſo zogen die ſieben Schwaben in Frieden und Freuden in Ueberlingen ein und gingen in die Kirche, wo ſie Gott lobten und dankten für die glücklich überſtandene Gefahr. Nachher aber gingen ſie ins Wirthshaus, um auch ihren Leib zu laben mit Seewein. Daſelbſt zechten ſie redliches Dings und gingen fleißig ab und zu und tranken fort bis in die ſpäte Nacht hinein.

Die Ueberlinger, als ſie die That ihres Landsmannes vernommen und das erbeutete Siegeszeichen geſehen, beſchloſſen einmüthiglich, eine fromme Stiftung zu machen, und ſie erbauten eine Feldcapell am See, wo der Spieß aufgehängt werden ſollte zum ewigen Andenken. Und ſo geſchah es auch. Der Seehaas aber baute ſich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner, und es kamen viele Pilgrime nach Ueberlingen, denen der Klausner die Geſchichte der ſieben Schwaben erzählte mit allen Umſtänden, weshalb noch jetzt die Welt davon voll iſt. Im Schwedenkrieg aber wurde die Capell zerſtört, und die Schweden haben das Siegeszeichen mit ſich fortgenommen.

---

236. Der Schildbürger erſte Narrenprobe.

Die Schildbürger, welche gegenwärtig in alle Welt zerſtreuet und verbreitet ſind, haben urſprünglich ihren Sitz und Wohnung gehabt in einem Dorf oder Bauernſtädtchen, Schilda genannt, welches in dem großmächtigen Königreiche Utopien hinter Kalekut gelegen und durch ſeine Inſaſſen zu großer

Berühmtheit gelangt ist. Leider sind die Chroniken und Geschichtsbücher der berühmten Schildbürger bei dem großen Brande, der ihren Ort betroffen, mit untergegangen. Wenn wir jedoch demjenigen Glauben beimessen, was die Sage von ihnen berichtet, so werden wir finden, daß ihre ersten Voreltern aus Griechenland gekommen sind und von den weltberühmten weisen Meistern abstammten. Da nun bekannt genug ist, daß die Griechen gegen ihres Landes Wohlthäter sich meistens undankbar erzeiget, so daß sie dieselben des Landes verwiesen, wo nicht gar getödtet haben; so kann man leichtlich entnehmen, daß auch auf ähnliche Weise der Stammvater der Schildbürger habe ins Elend wandern müssen. Die Schildbürger schlugen ihrem Vater nach an Weisheit und Verstand, so daß an ihnen sich trefflich der alte Spruch bewährte:

Wie Mann und Weib geartet sind,
So ist gemeinlich auch das Kind.

Der Ruhm und das Lob von der Schildbürger hohem Geist und Witz erscholl bald durch alle Lande, also daß oftmals aus ferngelegenen Orten von Kaisern, Königen, Fürsten, Herren und Städten stattliche Botschaften zu den Schildbürgern abgefertigt wurden, um bei ihrer Weisheit in zweifelhaften Sachen Rathes zu erholen. Denn die weisen Leute waren zu derselben Zeit gar sparsam und nicht so gemein, wie sie jetzt unter uns sind, da jeder weise sein und für klug gehalten sein will. Endlich kam es so weit, daß von Fürsten und Herren, die ihrer auf keine Weise entrathen konnten, jeder begehrte, der Schildbürger einen selber persönlich bei sich am Hofe und an der Tafel zu haben, damit ihm derselbe täglich und in allen Dingen mit seinem Rathe beistehen möge, und so aus ihm wie aus einem Brunnen der Weisheit geschöpft werden könne. So wurde bald dieser bald jener von den Schildbürgern beschickt und in ferne Länder gefordert, und so kam es in kurzer Zeit dahin, daß fast keiner mehr daheim

war, sondern alle von Haus abwesend waren. Da mußten denn die Weiber die Stelle der Männer übernehmen und für sie alles verwesen und versehen, den Feldbau, das Vieh und anderes, das sonsten einem Manne zustehet. Indeß zeigte sich bald, daß die Schildbürger, in guter Meinung jedermann mit ihrer Weisheit nützlich zu sein, sich selbst in verderblichen Schaden brachten. Denn da nach der Ordnung der Natur Weiberarbeit und Weibergewinn das, was den Männern obliegt, nicht ersetzen kann, so fingen zu Schilda aus Mangel an Bebauung die Güter des Feldes abzunehmen an, denn die Fußtritte des Herrn, die den Acker allein gehörig düngen, wurden nicht darauf gespürt; das Vieh, das sonst durch des Herrn Auge fett wird, wurde mager, verwildert und unnütz; alle Werkzeuge und Geschirre wurden schadhaft, nichts verbessert und zu rechte gemacht, und was das Aergste war, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorsam und wollten nichts Rechtes mehr leisten. So fanden sich die Weiber, denen anfangs die Alleinherrschaft zu Schilda wohl angestanden, letztlich zu der Erkenntniß geführt, daß das Weib nicht ohne den Mann, wie der Mann nicht ohne das Weib bestehen könne, und bewogen ihre Männer durch einen Brief mit dringlicher Vorstellung, wie die Sachen ständen, zur Heimkehr.

Also kamen die Schildbürger, nachdem sie lange genug ausgewesen, wiederum heim, reichlich und wohlbegabt mit Geld und Gut, so sie von Fürsten und Herren für ihre treuen Dienste erhalten hatten, und fanden bei ihrer Wiederkunft solche Verwirrung und Unordnung in allen Sachen, daß sie sich, wie weise sie auch waren, nicht genug verwundern konnten, wie während der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit sich so vieles hätte verkehren können.

Am folgenden Tage verfügten sich die weisen Herren, Rath zu halten, unter die Linde. Denn dort pflegten sie

sich von Alters her zu versammeln, so lange es Sommer war. Winters über war Rathhaus und Wirthshaus Ein Haus und der Richterstuhl stand hinter dem Ofen. Es lag die hochwichtige Frage vor: welcher Rath zu fassen sei, damit sie nicht mehr also von Hause abgefordert würden, sondern bei dem Ihren bleiben und desselben warten könnten? Da hätte einer hören sollen die weisen und hochverständigen Rathschläge, so wegen vorgelegter Frage von allen Seiten her fielen und klüglich vorgebracht wurden. Zuletzt, wie das Beste immer zuletzt kommt, trat ein alter Schildbürger auf und brachte sein Bedenken vor, dieses Inhalts: „Sintemal ihrer aller hohe Weisheit und großer Verstand die einzige Ursache sei, warum sie von Hause abgefordert und da und dorthin beschickt würden, so dünke ihm das Beste zu sein, wenn sie sich durch Thorheit und Aberwitz vor künftiger Zudringlichkeit beschirmten. Wie man sie früher ihrer Klugheit wegen in fremde Lande berufen hätte, so würde man sie dann ihrer Dummheit halber zu Hause lassen. Deßwegen sei er der Meinung, daß sie alle einhellig, niemand ausgeschlossen, Weiber und Kinder, Junge und Alte, die abenteuerlichsten und seltsamsten Sachen anfangen sollten, die nur zu ersinnen wären; ja was jedem Närrisches in den Sinn käme, das solle er thun."

Diesem weisen Rathe traten bei der Umfrage alle bei, demzufolge die Thorheit zum obersten Staatsgesetz in Schilda erhoben und männiglich aufgegeben wurde, sich seiner Weisheit zu begeben. Hiermit ging die Gemeinde auseinander mit der Abrede, daß jeder sich besinnen sollte, bei welchem Zipfel die neue Narrenkappe anzufassen wäre.

Demnach sie nun fortan ein anderes Regiment, Wesen und Leben anzunehmen und zu bestellen bedacht und gesonnen waren, so sollte zu einem recht glückhaften Anfange erstlich ein neues Rathhaus, so ihre Narrheit fassen, ertragen und

leiden könne, mit gemeiner Hilfe und Kosten erbaut und aufgerichtet werden.

Wie nun alles abgeredet war, was zu einem so wichtigen Werke nothwendig erfordert wird, fand sichs, daß eben nichts fehlte, den Bau frisch zu beginnen, als ein Pfeifer oder Geiger, der mit seinem lieblichen Gesang und Klang Holz und Steine gelocket hätte, daß sie selber herbei gelaufen und sich fein ordentlich auf einander geleget hätten, wie denn bei den alten Scribenten gelesen wird von dem Orpheus, daß, wann er auf der Harfe gespielet, ihm nicht nur die Vögel und wilden Thiere, sondern auch die Bäume über Stock und Stein nachgezogen wären; ingleichen vom Amphion, daß er mit dem lieblichen Klang seines Saitenspiels die Steine herbei gelocket und so die Ringmauer der Stadt Theben zu Stande gebracht. Solchen Geiger oder Spielmann wünschten sich die Schildbürger, ließen auch deswegen einen Aufruf ergehen, konnten aber keinen finden, daher sie sich nothgedrungen entschlossen, selbst gemeinschaftlich Hand ans Werk zu legen.

Offenbar waren die Schildbürger, deren Weisheit nur allmählig, wie ein Licht, ausgehen sollte, damals noch viel zu weitsichtig, da sie wußten, daß man zuvor Bauholz und andre Sachen mehr haben müsse, ehe man einen Bau anfangen könne. Rechte Narren würden ohne Holz, Stein, Kalk und Sand zu bauen unternommen haben. Die Schildbürger aber zogen sammt und sonders einmüthiglich mit einander in das Holz, das jenseits des Berges in einem Thale gelegen war, und fingen an, nach ihres Bürgermeisters Rath und Angabe die Bäume zu fällen und in Balken zuzurichten. Nachdem nun das Bauholz fertig war, wünschten sie nichts andres zu haben als eine Armbrust, auf welcher sie es heimschießen könnten; durch solches Mittel, meinten sie, würden sie unsäglicher Mühe überhoben sein. Da ihnen indeß ein

ſo nützliches Werkzeug dermalen abging, mußten ſie die Arbeit ſelber verrichten, machten ſich hinter die Bauhölzer und brachten ſie mit ſaurer Arbeit zuletzt den Berg hinauf und jenſeit wieder hinab; alle bis auf eines, das nach ihrer Anſicht das letzte war. Auch dieſes brachten ſie den Berg hinauf und wollten gleicherweiſe auf der andern Seite hinunter bringen. Da begab es ſich aber, daß das Holz ihren Händen entging und fing an, von ſelbſt fein allgemach den Berg hinab zu rollen, bis es zu den andern Hölzern kam, da es denn gleich wie ein anderer Stock ſtille liegen blieb. Solchem Verſtand dieſes groben Holzes ſahen die Schildbürger bis zum Ende zu und verwunderten ſich höchlich darüber. „Nun ſind wir doch alle," ſprach ein Schildbürger, „große Narren, daß wir ſo ſchwere Mühe und Arbeit gehabt, ehe wir die Bäume den Berg hinab gebracht, und iſt unſer keiner ſo witzig geweſen, daß dieſelben, wie uns nun dieſer Klotz gelehrt, beſſer ſelber hinabgehen. Aber mit unſerm ſelbſteignen Schaden müſſen wir Narren klug werden." — „Nun, dem iſt Raths zu ſchaffen," ſagte ein anderer, „und zu helfen, ehe eine blinde Katze ein Auge aufthut. Wer ſie hinab gebracht, kann ſie auch wieder herauf bringen. Wenn wir die Hölzer alle wieder den Berg herauf tragen, ſo mögen ſie dann ſelber hinab laufen, ſo werden wir uns die Mühe doch noch erſparen und am Zuſehen unſre Luſt haben."

Dieſer Rath gefiel den Schildbürgern über die Maßen wohl und ſchämten ſich einer vor dem andern, daß er nicht ſelbſt ſo witzig geweſen. Alſo machten ſie ſich wieder an die Hölzer, thaten den Rücken dahinter, und hatten ſie zuvor, als ſie ſolche den Berg hinab gebracht, unſägliche Mühe gehabt, ſo hatten ſie gewiß jetzt dreifache Arbeit, ehe ſie die Stämme wieder hinauf brachten; denn ſchon zuvor hatten ſie ſich alſo abgearbeitet und abgemattet, daß ſie kaum mehr vermochten. Aber mit Heben, Lüpfen, Schieben, Treiben, Sto-

ßen, Rollen, Walzen, Schleifen, Tragen, Schürgen, Rutschen, Ziehen, Zerren, Kehren, Stellen, Stemmen, Winden und Wenden, vor sich, hinter sich, über sich, unter sich, rechts und links, in die Breite, in die Länge, in die Höhe, brachten sie endlich doch die Hölzer wieder zu oberst auf den Berg, ohne das eine nicht, welches schon zuvor von selber hinab gelaufen war. Nachdem sie nun eine Weile verschnaufet, ließen sie die Bauhölzer den Berg fein allgemach hinabrollen, standen droben und ließen sich den Anblick wohl gefallen. Hiermit wurde ihr Herz und Muth zufrieden gesetzt, und das erste Probestück ihrer Narrheit gegeben. Welcher Ursache halber, weil es ihnen das erstemal so wohl gelungen, sie ganz fröhlich heim zogen, ins Wirthshaus gingen und, weil sie ein gemeines Werk gethan, auch auf gemeine Unkosten wacker aßen und tranken.

Wie nun das Bauholz zur Stelle gebracht und gehörig gezimmert worden, auch Stein, Sand und Kalk vorhanden war, so fingen die Schildbürger ihren Bau mit solchem Eifer an, daß, wer nur immer zusah, erkennen mußte, es sei ihr bittrer Ernst gewesen. In wenigen Tagen waren auch die drei Hauptmauern (denn sie wollten etwas Besonderes und das Haus dreieckig haben) aus dem Grunde geführt und vollendet. An einer Seite hatten sie ein großes Thor gelassen, um das Heu hinein zu führen, welches Gemeingut war und dessen Erlös sie miteinander zu vertrinken pflegten. Hierauf machten sie sich an das Dach. Dieses wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgetheilt, der Dachstuhl auf die Mauern gesetzt und hiermit das ganze Werk bis auf das Decken, nach ihrer Meinung untadelig, vollendet.

Abermals also war ein gemeines Werk vollbracht, und gingen sie daher wieder in das Wirthshaus, auf gemeine Kosten einen guten Trunk zu thun. Das Dach gedachten

ſie nächſten Tages zu decken und damit wieder ein Gemeinwerk und nachher ein Gemeineſſen zu verrichten.

Am andern Morgen wurde mit der Glocke ein Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe niemand arbeiten durfte. Da ſtrömten alle Schildbürger zuſammen, ſtiegen auf den Dachſtuhl und fingen an, das Rathhaus einzudecken. Zu ſolchem Werk ſtunden ſie alle einer hinter dem andern, etliche zu oberſt auf dem Dache, andere weiter hinab auf den Latten, etliche zu oberſt auf der Leiter, andere weiter hinunter; etliche auf der Erde zunächſt an der Leiter, andere weiter von ihnen und alſo fort bis zum Ziegelhaufen, welcher eines guten Steinwurfes weit vom Rathhaus geweſen. Und das geſchah darum, damit jedweder Ziegel durch die Hände aller Schildbürger ginge, bevor er an den ihm beſtimmten Ort käme, und ſolchergeſtalt alle gleichen Antheil an dieſem ruhmwürdigen Werk hätten. Wie man aber willige Roſſe nicht übertreiben ſoll, ſo hatten ſie die Anordnung gemacht, daß zu einer gewiſſen Stunde die Glocke geläutet würde, zum Zeichen des Abzugs vom Werke und des Einzugs ins Wirthshaus. So wie nun derjenige welcher zunächſt dem Ziegelhaufen ſtand, den erſten Schlag der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er ſchon aufgehoben, zur Erde fallen und — laufeſt du nicht, ſo gewinneſt du nichts! — dem Wirthshaus zu! Desgleichen thaten auch die andern alle bis auf den letzten, liefen alle nach einander nach wie die Schneegänſe, wenn ſie ſich auf die Wanderſchaft begeben, damit ſich keiner etwa um einen Trunk verſäumte, welches alles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte.

Als nun endlich das große Werk vollendet war, gedachten ſie in ihr Rathhaus einzuziehen, daſſelbige in aller Narren Ehre einzuweihen und alsdann zu verſuchen, wie es ſich darinnen würde rathen laſſen. Kaum waren ſie in aller

Ehrbarkeit eingetreten — ei ſchau, guck, ſieh, lug! — da war es ſtockfinſter drinn, ſo finſter, daß Einer den Andern kaum hören konnte. Darüber erſchraken ſie nicht wenig, konnten ſich nicht genugſam verwundern, was doch die Urſache ſein möchte, und ſannen lange und ernſtlich nach, was ſie doch etwa am Baue möchten verſehen haben. Sie gingen denn zu ihrem Heuthor wieder hinaus, zu beſehen, wo der Mangel wäre; befunden aber die drei Mauern ganz und das Dach fein ordentlich darauf ſtehen, auch merkten ſie draußen nicht, daß der Bau irgend wo des Lichts ermangelt hätte. Sobald ſie aber wieder hinein kamen, da war es wieder wie zuvor und konnten dort noch viel weniger einen Fehler entdecken wegen Mangel des Lichts. Die wahre Urſache aber war, daß ſie die Fenſter an ihrem Rathhauſe vergeſſen hatten, welches aber niemandem einfiel, eben weil ſies vergeſſen hatten.

Als nun der feſtgeſetzte Rathstag gekommen, welcher um des gemeldeten übeln Zufalls keinen Aufſchub erlitt, erſchienen die Schildbürger insgeſammt und brachte jeder einen brennenden Lichtſpan mit ſich, welchen er, nachdem er ſich niedergeſetzt, auf ſeinen Hut ſteckte, damit ſie in dem finſtern Rathhaus einander ſähen und der Bürgermeiſter einem Jeden bei der Umfrage Namen und Titel geben könnte. Da nun die gemeine Umfrage gethan wurde, wurden vielerlei Meinungen vorgebracht, wie in zweifeligen Fällen zu geſchehen pflegt. Schon kamen ſie faſt zu dem Beſchluß, den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abzubrechen und von neuem mit größerer Sorgfalt zu beginnen, tral Einer auf, der, wie er vorher der Allerweiſeſte geweſen, ſo jetzt ſich als den allerthörichtſten erweiſen wollte, und ſprach: „Wer weiß, ob das Licht und der Tag ſich nicht in einem Sacke tragen ließe, gleichwie das Waſſer in einem Eimer getragen wird? Unſer keiner hat es jemal verſucht; darum, wo es euch ge-

fällt, so wollen wir den Verſuch machen. Geräth es, ſo haben wir eine feine und wichtige Kunſt entdeckt und werden als Erfinder derſelben großen Ruhm einernten. Geht es aber nicht an, ſo iſt es doch zu unſerm Vorhaben der Narrheit wegen ganz dienlich und bequem."

Dieſer Rath gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß ſie beſchloſſen, demſelben in aller Eile nachzuleben. Deswegen kamen ſie nach Mittag, wo die Sonne am beſten ſcheint, bei ihrem Eide gemahnt, alle vor das neue Rathhaus, ein jeder mit einem Geſchirr, in das er den Tag zu faſſen gedachte, um ihn hinein zu tragen. Einige brachten auch mit ſich Picken, Schaufeln, Karſte, Gabeln und anderes, um das Einfangen des Lichtes je auf alle Weiſe verſuchen zu können. Sobald nun die Glocke Eins geſchlagen, konnte man Wunder ſehen, wie alle anfingen zu arbeiten. Viele hatten lange Säcke, darein ließen ſie die Sonne ſcheinen bis auf den Boden; dann knüpften ſie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathhaus, den Tag auszuſchütten. Andere thaten daſſelbe mit verdeckten Gefäßen, als Hafen, Keſſeln, Zubern und was dergleichen iſt. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in den Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers ſoll beſonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäuſefalle zu fangen, und ihn ſo mit Liſt zu bezwingen und ins Haus zu tragen gedachte. Und ſolches trieben ſie den lieben langen Tag, ſo lange die Sonne ſchien, mit ſolchem Eifer, daß ſie vor Hitze faſt erlechzten und unter der Müdigkeit faſt erlagen. Sie richteten aber ſo wenig damit aus als weiland die Rieſen, da ſie Berge auf einander thürmten, um den Himmel zu erſtürmen. Da tröſteten ſie ſich zuletzt unter einander mit den Worten: „Nun, es wäre doch eine feine Kunſt geweſen, wenn es gerathen wäre!" Alſo zogen ſie ab und hatten demnach ſo viel gewonnen, daß ſie durften

auf gemeine Unkosten ins Wirthshaus gehen und sich wieder erquicken und erlaben.

Indeß nach so langer und vergeblicher Arbeit sollte den Schildbürgern schnelle und unverhoffte Hilfe werden. Von ungefähr kam ein fremder Wandersmann durch die Stadt, der stand still und sah ihnen lange staunend zu und zerbrach sich schier den Kopf darüber, was das bedeuten sollte. Abends in der Herberge frug er die Gäste nach der Ursache, warum sie denn so eifrig in der Sonne gearbeitet hätten. Da klagten ihm die Schildbürger ihren Unfall, und wie sie bishero mit aller ihrer Mühe keine Abhilfe sich erwirken gekonnt hätten. Der fremde Gesell war ein rechter loser Vogel, wie irgend einer, nur daß er weder Federn noch Wolle hatte; und sagte ihnen ganz ernsthaft: dem Dinge könnte geholfen werden, wenn sie guten Rath annähmen. Da sie das hörten, wurden sie über die Maßen froh und verhießen ihm im Namen aller Schildbürger ein stattliches Ehrengeschenk, wenn er ihnen seinen Rath mittheilte. Solches versprach er ihnen auf morgen zu leisten. Da hießen sie ihn guter Dinge sein und befahlen dem Wirth, tapfer aufzutragen und vorzusetzen und was er verzehre, auf Gemeinderechnung zu setzen, wie das billig war, da der gute Gesell forthin ihr Baumeister sein sollte.

Als nun folgenden Tags die liebe Sonne den Schildbürgern ihren Schein wieder gönnte, führten sie den fremden Künstler zum Rathhaus und besahen es mit allem Fleiß von oben und unten, vorn und hinten, innen und außen. Da heißt sie der Geselle, der indessen mit der Schalkheit Rath gepflogen, das Dach besteigen und die Dachziegel hinweg nehmen, welches auch alsogleich geschah. „Nun habt ihr," sprach er, „den Tag in eurem Rathhause; ihr mögt ihn darin lassen, so lang es euch gefällig; wenn er euch beschwerlich wird, so könnt ihr ihn wohl wieder heraus jagen." Aber

die Schildbürger verſtanden nicht, daß er damit meinte, ſie ſollten das Dach nicht wieder darauf decken, ſonſt würde es wieder finſter werden wie zuvor, ſondern ſie ließen die Sache gut ſein, ſaßen in dem Hauſe zuſammen und hielten den ganzen Sommer über Rath. Der Geſelle nahm die Verehrung, zählte nicht lange, ſondern zog hinweg und ſchaute oft hinter ſich, ob ihm niemand nacheile, den Raub wieder von ihm zu nehmen. Er kam auch nie wieder und noch heutiges Tages weiß niemand, woher er geweſen und wohin er gekommen; nur dies ſagten die Schildbürger von ihm aus, daß ſie ihn am Rücken das letztemal geſehen.

Es war eine ſonderliche Gunſt des Himmels, daß es den ganzen Sommer über, ſo oft die Schildbürger zu Rathe ſaßen, nie regnete. Aber der Sommer verlor allgemach ſein luſtiges Antlitz, und der Winter guckte durch die grauen Wolken und ſchickte Regen, Schnee und Wind. Da merkten denn die Schildbürger, als ſie zu Rath ſaßen und ihnen die Schneeflocken auf die Naſe fielen, daß es wohl möchte gerathen ſein, ihrem Rathhaus wieder einen Hut aufzuſetzen, der ihnen allen mit zu Statten käme. Sie hatten daher nichts eiligeres zu thun, als das Dach mit gemeinſchaftlicher Handreichung wieder zu decken. Aber ſiehe da, wie das Dach wieder eingedeckt war und ſie ins Rathhaus gehen wollten, da war es leider wieder eben ſo dunkel und finſter darinnen als es geweſen, ehe ſie von dem Wanderer die Tag-ins-Haus-zutragen-Erſparungs-Kunſt-Erfindung gelernt hatten, und jetzt erſt merkten ſie, daß ſie von ihm hinters Licht geführt worden waren. Sie mußten aber zu geſchehener Sache das Beſte reden, denn wenn das Geld hinweg, ſo iſt es zu ſpät, den Beutel zuzuziehen. Sie ſaßen nun wieder mit ihren Lichtſpänen auf den Hüten zuſammen und hielten geſchwind einen Rath darüber, der ſich weit in den Tag hinein verzog.

Als nun die Umfrage von Einem zu dem Andern ging,

kam ſie auch an Einen, der ſich nicht den Ungeſchickteſten dünkte. Dieſer ſtund auf und gab ſeine Stimme dahin ab: er rathe eben das, was ſein Vetter rathen werde; ging alſo mit Verlaub hinaus von der Verſammlung, vielleicht ſich zu räuſpern oder um einer noch wichtigern Urſache willen. Wie er nun in der Finſterniß (denn ſein Lichtſpan war ihm erloſchen) an der Wand hin und her krabbelt, wird er ungefähr eines kleinen Riſſes und Spaltes in der Mauer gewahr, durch welchen er einigermaßen ſeinen ſchönen Bart ſehen konnte. Da erinnert er ſich plötzlich mit einem tiefen Seufzer ſeiner früheren Weisheit, tritt wieder hinein und ſpricht: „Na, alſo, ihr lieben Nachbarn, mit Verlaub, ein Wort zu reden.“ Als ihm ſolches vergönnt wurde, ſprach er ferner alſo: „Na, ſind wir aber nicht doppelt dreifache Narren? Gar recht hat es ſich an uns bezeuget, was das Sprichwort ſagt: Gewohnheit wird zur andern Natur. Die Narrheit, deren wir uns, die wir doch von Natur her allzeit weiſe und verſtändige Leute geweſen, mit Gewalt befleißiget haben, iſt uns nun ſchon dermaßen über den Kopf gewachſen, daß wir wohl nimmermehr wieder klug und weiſe werden mögen. Wir haben ſo ängſtliche und üble Zeit mit unſerm Rathhauſe, wenden Unkoſten an und gerathen noch dazu in große Verachtung. Und dennoch iſt keiner von uns ſo geſcheit geweſen, daß er geſehen hätte, daß wir in das Haus keine Fenſter gemacht haben, durch die das Licht herein fallen könnte. Das iſt doch gar zu grob, zumal im Anfange unſrer Thorheit; da ſollten wir nicht ſo auf einmal und mit Einem Satz hinein plumpen, ſo daß es auch ein rechter, geborner Narr merken könnte.“

Ob dieſer Rede erſchraken und verſtummten die andern alle und ſchämten ſich Einer vor dem Andern ſolches großen Unverſtandes und gar zu grober Narrheit. Es gedachte aber auch jedweder ſeinen Fehler auf der Stelle wieder gut zu

machen und begann, ohne noch erſt die Umfrage abzuwarten, da, wo er eben ſaß, die Mauer durchzubrechen, und war da kein Schildbürger unter allen, der nicht hätte wollen ein eignes Loch haben, von dem er könnte ſagen: „Das iſt mein Loch!“ Alſo iſt dem Rathhauſe der Schildbürger ſein groſſes Laſter abgewöhnt und es endlich ſehend geworden.

337. Till Eulenſpiegel.

A. Wie Eulenſpiegel in die Fremde zieht und zu Hauſe ſeine erſte Herberge nimmt.

Till Eulenſpiegel, geboren im Lande zu Sachſen in einem Dorf mit Namen Knettlingen im Walde Gelb, war von Kindesbeinen an ein Thunichtgut und arger Schalk. Da nun ſein Vater frühzeitig verſtarb, war ſeine Mutter mit ihm übel berathen; denn täglich richtete er ihr aus Fürwitz und Müßiggang allerlei Unheil an. Alſo ſetzte ſie ihm bald mit guten, bald mit harten Worten zu, er ſollte ein Handwerk lernen, damit er ſich ehrlich ernähren möchte und ihr nicht länger zur Laſt fiele. Nun geſchah es, daß andere Burſchen aus dem Flecken auf die Wanderſchaft gingen, weil ihre Lehrzeit aus war. Da ermahnte ihn ſeine Mutter aber und aber, daß er auch in die Fremde ginge, damit er die Welt erführe und etwas nützliches lernte. Eulenſpiegel war dazu bereit, ſchnürte kürzlich ſein Bündel und trat, mit einem guten Mundvorrath in der Taſche, ſeine Reiſe an. Als er aber verzehrt war und ihn zu hungern anfing, kamen ihm ſeiner Mutter Fleiſchtöpfe in den Sinn, beſann ſich auch nicht lange, ſondern kehrte bei einbrechender Nacht wieder

heim. Da ſchlich er ſich heimlich durch den Hof und verkroch ſich in den Hühnerſtall; daſelbſt hielt er ſich ruhig bis an den Morgen. Da er nun erwachte, ſah er einen Fuchs aus dem Hühnerſtall ſchleichen, der einen jungen Hahnen im Maule trug. Da erzürnte ſich Eulenſpiegel heftig, ſtreckte die Fauſt drohend aus dem Hühnerſtall und rief: „Warte, du Erzdieb! ich ſollte jetzt nicht in der Fremde ſein, wie wollt ich dich!“ Das vernahm Eulenſpiegels Mutter und verwunderte ſich ſehr ſeiner erſten Herberg.

B. Wie Eulenſpiegel denen zu Magdeburg eine feine Lection gab.

Beſſer gelang Eulenſpiegeln ſeine zweite Ausfahrt, zu welcher er ſich nicht lange nach dieſem anſchickte. Er kam gen Magdeburg und trieb viel Gaukeleien daſelbſt, davon ſein Name zuerſt bekannt wurde, daß man von ihm zu ſagen wußte. Da ward er von den fürnehmſten Bürgern angehalten, er ſolle ihnen ein recht abenteuerliches Stück zeigen. Eulenſpiegel war bereit dazu und erklärte, er wolle auf dem Rathhauſe von der Dachlaube herabfliegen, machte daher ein Geſchrei in der Stadt, daß ſich Jung und Alt auf dem Markt verſammelten, ſolches zu ſehen. Da ſtand Eulenſpiegel über dem Rathhaus und bewegte die Arme, als ob er fliegen wollte. Die Leute ſperrten Augen und Mäuler auf und meinten, er werde herabfliegen. Eulenſpiegel lachte und ſprach: „Ich meinte, es wäre kein Narr mehr in der Welt als ich; nun ſehe ich aber wohl, daß hier ſchier die ganze Stadt voll Narren iſt. Und wenn ihr mir alle ſagtet, daß ihr fliegen könntet, ich glaubte es nicht. Ich bin doch weder eine Gans, noch ſonſt ein Vogel, ſo hab ich keine Flügel, und ohne Federn kann niemand fliegen; daran ſeht ihr wohl

offenbar, daß es erlogen iſt.“ Hiermit lief er von der Laube und ließ das Volk ſtehen, das theils fluchte, theils lachte. „Das iſt ein Schalksnarr,“ ſprachen ſie; „dennoch hat er wahr geſagt.“

C. Wie Eulenſpiegel zu einem berliner Schneider ſich verdingte und ihm nichts recht machen konnte.

Eulenſpiegel kam nach Berlin, da verdingte er ſich zu einem Schneider. Als er nun in der Werkſtatt ſaß, ſprach der Schneider zu ihm: „Geſell, willſt du nähen, ſo nähe eng und fein, daß man es nicht ſehe.“ Eulenſpiegel ſagte ja, nahm Nadel und Zwirn und kroch mit dem Gewand unter eine Bütte, ſteppte eine Naht übers Knie und hub an zu nähen. Der Schneider ſah das an und ſprach: „Was willſt du thun? das iſt eine ſeltſame Näherei.“ Eulenſpiegel ſprach: „Meiſter, ihr ſagtet, ich ſollte nähen, daß man es nicht ſähe: ſo ſiehet es niemand.“ Der Schneider ſprach: „Nein lieber Knecht, hör auf und nähe nicht mehr alſo, nähe du, daß man es fein ſehen kann.“

Das währte ſo einen Tag oder drei, da geſchah es eines Abends, daß der Meiſter müde ward und wollt zu Bett gehen; da lag ein grauer Bauernrock halb ungenäht, den warf er Eulenſpiegeln zu und ſagte: „Mach den Wolf fertig und geh darnach auch zu Bett.“ Eulenſpiegel nahm den Rock, ſchnitt ihn auf und machte daraus einen Kopf, wie ein Wolf hat, dazu Leib und Bein, ſperrte ſie mit Stecken von einander, daß es einem Wolf gleich ſah und ging zu Bette. Des Morgens ſtand der Meiſter auf, weckt Eulenſpiegeln auch und findet den Wolf im Gemache ſtehn. Der Schneider erſchrak, doch ſah er bald, daß es gemacht war; nun kam Eulenſpiegel hinzu, da ſprach der Schneider:

„Was den Teufel haſt du daraus gemacht? Er ſprach: „Einen Wolf, wie ihr mich hießet.“ Der Meiſter ſprach: „Solchen Wolf meint ich nicht, den grauen Bauernrock nannt ich einen Wolf.“ Eulenſpiegel ſprach: „Lieber Meiſter, das wußt ich nicht; hätt ich gewußt, daß eure Meinung alſo geweſen wär, ich hätt lieber den Rock gemacht, als den Wolf.“ Da gab ſich der Schneider zufrieden.

Nun ſchickte es ſich nach vier Tagen, daß der Meiſter des Abends wieder müde ward und gern geſchlafen hätte; doch däucht ihm, es wär dem Knecht noch zu früh ſchlafen zu gehen. Da lag ein Rock, der war gemacht bis an die Aermel; da nahm der Meiſter den Rock, warf ihn Eulenſpiegeln zu und ſprach: „Wirf die Aermel noch an den Rock, hernach geh du auch ſchlafen.“ Eulenſpiegel ſagte ja, hing den Rock an einen Haken, zündete zwei Lichter an, eins auf jeder Seite, und nahm einen Aermel und warf damit nach dem Rock. Wenn zwei Lichter verbrannt waren, zündete er zwei andere an und warf den Aermel an den Rock bis an den Morgen. Da ſtand der Meiſter auf und kam in den Laden. Eulenſpiegel erſchrak nicht vor dem Meiſter und warf immer zu mit den Aermeln. Der Schneider ſtand und ſah das an und ſprach: „Was den Teufel machſt du da für ein Gaukelſpiel?“ Eulenſpiegel ſprach ernſtlich: „Das iſt mir kein Gaukelſpiel; ich bin die ganze Nacht geſtanden und hab dran geworfen, aber ſie wollen nicht dran kleben bleiben. Es wär beſſer geweſen, ihr hättet mich laſſen ſchlafen gehen, als daß ihr mich die hießet anwerfen, da ihr doch wohl wußtet, daß es verlorene Arbeit war.“ Der Schneider ſprach: „Iſt das denn meine Schuld? wußt ich, daß du es alſo verſtehen würdeſt? ich meinte das nicht alſo.“ Da ſprach Eulenſpiegel: „Deß habe der Teufel den Lohn! Pflegt ihr ein Ding anders zu ſagen, als ihr es meint? Wie könnt ihr das zuſammen reimen? Hätt ich die Meinung

also gewußt, ich wollte die Aermel wohl bald angenäht haben und hätte noch ein paar Stunden geschlafen. So mögt ihr jetzt den Tag sitzen und nähen; ich aber bedarf des Schlafes, drum will ich auch schlafen gehen." Der Meister sprach: „Mir nicht also! ich will dich nicht für einen Schläfer halten!"

So geriethen sie mit einander in Zank, also daß der Meister Eulenspiegeln ansprach, daß er ihm die Lichter bezahlen sollte, die er darüber verbrannt hatte. Indem rafft Eulenspiegel seine sieben Sachen zusammen und ging davon.

---

11. Wie Eulenspiegel von einem Pfeifendreher zu Gaste geladen ward und einer dem andern eine Nase drehte.

Zu Lüneburg saß einst ein Pfeifendreher mit andern seines Gleichen beim Bier, als Eulenspiegel auch zu dem Gelag kam. Dieser Pfeifendreher lud Eulenspiegeln zu Gast scherzweise, weil er ihn äffen wollte: „Komm morgen zu Mittag und iß mit mir, wenn du kannst." Eulenspiegel sprach ja und verstund es im Ernst und kam andern Tags und wollt zu dem Pfeifendreher zu Gast gehen. Als er nun vor die Thür kam, war sie oben und unten beschlossen und alle Fenster zu. Eulenspiegel ging vor dem Haus hin und her, so lange bis es schier Mittag ward, aber das Haus blieb zugethan. Da gedachte er wohl, daß er betrogen war, ließ ab und schwieg still, bis an den andern Tag. Da kam Eulenspiegel zu dem Pfeifenmacher auf den Markt und sprach: „Schau, frommer Mann, pflegt ihr das zu thun, wenn ihr Gäste laget, daß ihr selber ausgeht und die Thür verschließt?" Der Pfeifenmacher sprach: „Hörtest du nicht, wie ich dich bat? Ich sagte, komm morgen zu Mittag und iß mit mir,

wenn du kannſt. Nun fandeſt du die Thür zugeſchloſſen, alſo konnteſt du nicht hineinkommen." Eulenſpiegel ſprach: „Deß habt Dank, das wußt ich noch nicht; ich lerne alle Tage." Der Pfeifenmacher lachte und ſprach: „Ich will dich nicht veriren, geh jetzt in mein Haus, die Thür ſteht offen, du findeſt Geſottenes und Gebratenes beim Feuer; geh voraus, ich will gleich nachkommen und du ſollſt allein ſein, ich will keinen Gaſt haben als dich." Eulenſpiegel gedachte: das wird gut, ging gleich zu des Pfeifenmachers Haus und fand es ſo, wie ihm jener geſagt hatte: die Magd wendete den Braten und die Frau ſtand dabei und richtete zu. Eulenſpiegel kam ins Haus und ſprach zu der Frauen, ſie ſollte ſogleich mit der Magd auf den Markt kommen; ihrem Hausherrn wäre ein großer Fiſch geſchenkt worden, den ſollten ſie ihm helfen tragen; er wollt derweil den Braten umwenden. Die Hausfrau ſprach: „Ja lieber Eulenſpiegel, ich will gehn mit der Magd und gleich wiederkommen." Er ſprach: „Ja, geht bald."

Die Frau ging mit der Magd zu Markt, und der Pfeifendreher kam unterwegs zu ihnen und ſprach: was ſie zu laufen hätten? Sie ſprachen: Eulenſpiegel wär gekommen und hätte ſie geheißen zu ihm kommen, ihm wär ein großer Fiſch geſchenkt worden, den ſollten ſie heim tragen. Der Pfeifendreher ſprach: „Konnteſt du nicht zu Haus bleiben? er hat das nicht umſonſt gethan." Und dieweil hatt Eulenſpiegel das Haus oben und unten beſchloſſen; und als der Pfeifenmacher und ſeine Frau mit der Magd vor das Haus kamen, fanden ſie die Thür zu. Da ſprach der Pfeifenmacher zu ſeiner Frau: „Nun, ſiehſt du wohl, was du für einen Fiſch holen ſollteſt?" Sie klopften an die Thür; da ging Eulenſpiegel hinzu und ſprach: „Laßt euer Klopfen ſein, ich laß niemand ein. Dieſer Wirth hat mir zugeſagt, ich ſoll allein bei ihm ſein, er wolle keinen Gaſt haben als

mich. Darum geht nur hin und kommt nach dem Essen wieder." Der Pfeifenmacher sprach: „Das ist wahr, ich sagte also, aber ich meinte es nicht also. Nun, laßt ihn essen!" sprach der Pfeifenmacher und ging mit der Frauen und der Magd in des Nachbars Haus und harrte so lange, bis Eulenspiegel fertig war.

Eulenspiegel bereitete die Kost vollends, setzte sie auf den Tisch, fraß sich voll und setzte die Speise darnach wieder ans Feuer. Und als es ihn gut däuchte, thät er die Thür auf und ließ sie offen stehen. Da kam der Pfeifenmacher und sprach zu Eulenspiegel: „Das pflegen fromme Leute nicht zu thun, was du gethan hast, lieber Eulenspiegel." Da sprach der gute Eulenspiegel: „Sollt ich das selbander thun, was ich allein zu thun hätte? Wenn ich zu Gast gebeten würde, wo niemand essen sollte als ich, brächte ich da mehr Gäste mit, das würde dem Wirth nicht gefallen." Mit diesen Worten ging er aus dem Haus. Der Pfeifenmacher sah ihm nach und sprach: „Nun, ich bezahle dich wieder, wie schalkhaftig du bist." Eulenspiegel sprach: „Wer das Beste kann, der sei Meister."

E. Wie Eulenspiegel alle Kranken im Spital zu Nürnberg auf ein Mal gesund machte.

Auf eine Zeit kam Eulenspiegel gen Nürnberg, schlug große Zettel an die Ecken der Straßen und gab sich für einen guten Arzt aller Krankheiten aus. Nun war eine große Zahl Kranker im neuen Spital, deren der Spitalmeister eines Theils gern ledig gewesen wäre und ihnen Gesundheit wohl gegönnt hätte. Er ging daher zu Eulenspiegel, dem Arzt, und fragte, mit Berufung auf die Zettel, die er angeschlagen hätte, ob er den Kranken auch also helfen könne? Eulen-

ſpiegel ſprach Ja, wenn er ihm zweihundert Gulden gäbe. Dieſe Summe ſagte ihm der Spitalmeiſter zu, ſofern er den Kranken hülfe. Da verwilligte Eulenſpiegel, ſo er die Kranken nicht auf die Beine brächte, ſo ſollte ihm kein Pfennig werden. Das gefiel dem Spitalmeiſter wohl und gab ihm zwanzig Gulden drauf.

Alſo ging Eulenſpiegel ins Spital und nahm zwei Knechte mit ſich und fragte die Kranken, jeden insbeſondere, was ihm gebreche, und zuletzt, wenn er von einem Kranken ging, beſchwur er ihn und ſprach: „Was ich dir offenbare, das ſollſt du niemand entdecken.“ Das ſagten ihm die Kranken zu. Darauf ſprach er: „Soll ich euch Kranken zur Geſundheit helfen, das kann nicht anders geſchehen, als daß ich einen zu Pulver verbrenne und gebe es den Andern zu trinken. Darum, welcher der Kränkſte unter euch allen iſt und am wenigſten gehen mag, den will ich zu Pulver brennen, auf daß den Andern geholfen werde. Ich werde alſo mit dem Spitalmeiſter vor der Thüre des Spittels geſtehen und mit lauter Stimme rufen: Wer nicht krank iſt, der komme heraus! das verſchlafe du nicht, denn der Letzte muß die Zeche bezahlen.“

Das nahm ein Jeglicher wohl in Acht, und da Eulenſpiegel mit dem Spitalmeiſter kam, eilten ſie auf Krücken und lahmen Beinen herbei, denn keiner wollte der Letzte ſein, und als Eulenſpiegel nach ſeiner Vorausſage rief, huben ſie ſich alle von dannen, daß das Spital ganz leer ward. Da begehrte er ſeinen Lohn, der ihm zu großem Dank gegeben ward, und ritt weg.

Aber nach dreien Tagen kamen die Kranken alle wieder und beklagten ſich ihrer Krankheit. Da ſprach der Spitalmeiſter, wie das zugehe? er habe ihnen ja den großen Meiſter gebracht, der ihnen geholfen hätte, daß ſie alle ſelber davon gegangen wären. Da ſagten ſie dem Spitalmeiſter,

wie er ihnen gedroht hätte, den Letzten wolle er zu Pulver brennen. Da merkte der Spitalmeister, daß er betrogen sei; aber der Arzt war hinweg, die Kranken blieben im Spital, und das Geld war verloren.

F. Wie Eulenspiegel einen erfurter Esel lesen lehrte.

Als Eulenspiegel die Schalkheit zu Nürnberg ausgerichtet, hatte er groß Verlangen gen Erfurt, denn er besorgte, sie möchten ihm nacheilen. Als er nach Erfurt kam, wo damals eine große und hochberühmte Universität war, schlug er auch dort seine Zettel an, und die Collegen von der Universität hatten schon viel von seiner Schalkheit gehört, berathschlagten sich also, was sie ihm vorlegen möchten, damit sie seine Prahlereien zu Schanden machten. Da wurden sie zu Rath, daß sie Eulenspiegel einen Esel in die Lehre geben wollten, denn es sind viel Esel zu Erfurt, alte und junge. Sie gingen zu Eulenspiegel und sprachen: „Meister, ihr habt künstliche Brief angeschlagen, wie ihr eine jegliche Creatur in kurzen Tagen wolltet lehren lesen und schreiben. Nun sind die Herren von der Universität hier, die wollen euch einen Esel in die Lehre geben; getrauet ihr euch den auch zu lehren?" Er sprach: ja, aber es müßte Zeit dazu haben, weil es so ein unvernünftig Thier wär. Das waren sie zufrieden und wurden mit ihm eins auf zwanzig Jahre. Eulenspiegel gedachte: Unser sind drei; stirbt der Rector, so bin ich frei; sterb ich, wer will mich mahnen? stirbt mein Discipel, so bin ich wieder ledig; nahm das also an, und das Lehrgeld war fünfhundert alter Schock, darauf gaben sie ihm einen Theil voraus.

Also nahm Eulenspiegel den Esel an und zog zu dem Turnier in die Herberge, wo damals ein lustiger Wirth war.

Dort bestellte er einen Stall allein für seinen Schüler und nahm einen alten Folianten, den legte er ihm in die Krippe und zwischen jegliches Blatt legte er Hafer. Deß ward der Esel gewahr und warf die Blätter mit dem Maul umher um des Hafers willen, und wenn er denn keinen Hafer mehr fand zwischen den Blättern, rief er I A, I A!

Da Eulenspiegel das vermerkte von dem Esel, seinem Schüler, da ging er zu dem Rector und sprach: „Herr Rector, wann wollt ihr einmal besehen, was mein Schüler macht?" Der Rector frug: „Lieber Meister, nimmt er eure Lehre an?" Eulenspiegel sprach: „Er ist von sehr grober Art und übel zu lehren; doch hab ich ihn mit Fleiß und großer Arbeit dazu gebracht, daß er etliche Buchstaben und sonderlich etliche Vocale kennt und nennen kann. Ists euch gelegen, so geht mit mir, ihr sollt es hören und sehen."

Nun hatte der gute Schüler gefastet bis um drei Uhr Nachmittag. Als nun Eulenspiegel mit dem Rector und etlichen Magistris kam, legte er seinem Schüler ein neu Buch vor. Sobald er das in der Krippe fand, warf er die Blätter hin und her, den Hafer zu suchen; und als er nichts fand, begann er mit lauter Stimme zu rufen: I A, I A! — Da sprach Eulenspiegel: „Liebe Herren, höret die beiden Vocale I und A, die kann er jetzt; ich hoffe, er soll noch gut werden."

Bald darnach starb der Rector; da überließ Eulenspiegel seinen Schüler seiner Natur, zog mit dem Geld, das er darauf empfangen hatte, hinweg und gedachte: Was würde das für Fleiß brauchen, wenn du alle Esel zu Erfurt klug machen solltest, das wär unmöglich! und ließ es also bleiben.

6. Eulenspiegel reist als Brillenmacher.

Die Kurfürsten waren lange zwieträchtig gewesen, so daß sie sich über keinen römischen König einigen konnten; doch endlich begab sichs, daß der Graf von Supplenburg von den Kurfürsten zum römischen König gekoren ward. Nun waren andere, die sich mit Gewalt an das Reich zu drängen meinten: da mußte der nun gekorene König sechs Monat vor Frankfurt liegen und warten, wer ihn da hinwegschlüge. Als er nun so viel Volks zu Roß und Fuß bei einander sah, gedachte Eulenspiegel, was er zu thun hätte: „Dahin kommen fremde Herren, die lassen mich nicht unbegabt: bekomm ich dann einiges Geld, so besteh ich wohl.“ Also machte er sich auf den Weg.

Nun begab es sich bei Friedberg in der Wetterau, daß der Bischof von Trier mit seinem Volk Eulenspiegeln auf dem Weg gen Frankfurt fand. Weil er nun seltsam gekleidet war, fragte ihn der Bischof: was er für ein Gesell wär? Eulenspiegel antwortete und sprach: „Gnädiger Herr, ich bin ein Brillenmacher und komme aus Brabant, da ist nichts zu gewinnen, drum wollt ich nach Arbeit wandern, denn es ist gar nichts mehr mit unserm Handwerk.“ Der Bischof sprach: „Ich meinte, dein Handwerk müßte sich von Tag zu Tag bessern, weil die Leute immer schwächer werden und am Gesicht abnehmen, weshalb man viel Brillen brauchen wird.“ Eulenspiegel antwortete dem Bischof und sprach: „Ja, gnädiger Herr, euer Gnaden sprechen wahr; aber Eins verderbt unser Handwerk, das wollt ich wohl sagen, wenn euer Gnaden nicht darüber zürnten.“ — „Nun,“ sprach der Bischof, „wir sind das wohl gewohnt, redet nur frei.“ — „Gnädiger Herr, das verderbt unser Handwerk und richtet es, wie ich besorge, noch zu Grunde, daß ihr und andere große Herren, Päbste, Cardinäle, Bischöfe, Könige und Kaiser zu dieser Zeit

gar so viel durch die Finger sehet. Man findet geschrieben, daß vor Zeiten die Herren und Fürsten alle in den Rechten pflegten zu lesen und zu studiren, damit niemand kein Unrecht geschähe; dabei verbrauchten sie viel Brillen: da war unser Handwerk noch gut. Auch studirten die Pfaffen mehr denn jetzt: da gingen die Brillen hinweg; jetzt sind sie so gelehrt, daß sie ihre horas auswendig können und ihre Bücher oft in vier Wochen nicht einmal aufthun; deshalb ist unser Handwerk verdorben, und ich lauf aus einem Land ins andere und kann nirgend Arbeit bekommen, denn es ist so weit gekommen mit dem Uebel, daß die Bauern auf dem Lande davon angesteckt sind."

Der Bischof verstund den Text und sprach: „Eulenspiegel, komm mit uns gen Frankfurt, wir wollen dir ein Geschenk geben." Da zog er mit ihm hinweg.

II. Wie Eulenspiegel die Gelahrten zu Paris mit einer Frage versuchte.

Zu Paris auf der hohen Schule ward einmal pro licentia examinirt*) und dabei von etlichen Doctores eine große Disputation gehalten. Da kam auch Eulenspiegel in den Saal, stellte sich vor den, der oben auf dem Stuhl saß, und sah ihn an. Derselbige Doctor sprach zu ihm von dem Katheder: „Gesell, wolltest du etwas fragen?" Eulenspiegel bedachte sich kurz und sprach: „Ja, Herr, ich habe eine große Frage zu thun, nemlich diese: „Welches ist besser, daß ein Mensch thue, was er weiß, oder daß Einer erst lerne, was er nicht weiß?"

Die Doctores sahen einander an und entstanden allerlei

---

*) D. h. es wurden diejenigen geprüft, welche sich um die Erlaubniß bewarben, an der Hochschule Lehrvorträge halten zu dürfen.

Opiniones unter ihnen; Einer meinte dies, der Andere jenes. Aber die Meisten unter ihnen waren dafür, daß es besser wäre, ein Mensch thäte, was er wüßte, als daß er erst lernen wollte, was er nicht wüßte. Da sprach Eulenspiegel: „So seid ihr all große Narren; daß ihr stets lernen wollt, was ihr nicht wißt, und keiner von euch thut, was er weiß. Nichts als Disput um die Bücher!“ kehrte sich um und ging hinweg.

J. Wie Eulenspiegel einem Bauern sein Glück zeigt.

Einst hatte sich Eulenspiegel bei einem Bauer verdingt; da wollte der Bauer mit seinem Knecht Eulenspiegel in den Wald fahren, einen Karren Holz zu holen. Der Knecht saß auf dem Pferd, der Bauer hinter dem Pferd auf dem Wagen. Da sah der Bauer einen Hasen vor sich quer über den Weg laufen und sprach: „Knecht, kehr wieder um, es ist gar ein unglücklich Vorzeichen, wenn ein Haas einem über den Weg läuft; wir wollen heut etwas anderes thun.“

Er fuhr heim, und des andern Tags fuhren sie wieder hinaus. Als sie fast am Wald waren, sprach Eulenspiegel: „Meister, da vorn ist ein Wolf über den Weg gelaufen.“ Der Meister sprach: „Fahr zu, es ist eitel Glück, wenn ein Wolf über den Weg läuft.“ Sie fuhren hin, spannten das Pferd aus, ließen den Karren stehen und das Pferd weiden, gingen dann in den Wald und machten Holz. Darauf schickte der Bauer Eulenspiegeln, das Pferd und den Karren zu holen, damit sie lüden und heimführen. Als der gute Knecht vor den Wald kommt, so sieht er, daß das Pferd gefällt ist und der Wolf mit dem Kopf in ihm steckt und frißt. Eulenspiegel war heimlich froh, lief hin und rief dem Meister und sprach: „Kommt, Meister, das Glück steckt im Pferd.“ Der Meister sprach: „Was sagst du?“ Eulenspiegel sprach: „Geht bald, oder ihr versäumt das Glück!“ Da ging er

bin und sah den Wolf im Pferd stecken und fressen. Da sprach Eulenspiegel: „Meister, wären wir dem Hasen nachgefahren, der hätt uns das Pferd nicht gefressen.“ Und sprach weiter: „Meister, ihr seid abergläubig, ich will Urlaub haben.“

---

14. Wie Eulenspiegel einer Frau Wirthin die Zeche bezahlt.

Auf eine Zeit begab es sich, daß Eulenspiegel an einem Ort in die Herberge kam: da fand er eine Wirthin, die hatte ein schön zartes Hündchen, das sie über Gebühr lieb hatte, und es pflegte ihr auf dem Schooß zu liegen, wenn sie müßig war, und wenn sie Bier trank, so mußte sie den Hund Bier in eine Schüssel geben, daß er auch trank, daran war das Hündlein gewöhnt.

Als nun Eulenspiegel bei dem Feuer saß und aus der Kanne trank, da stund der Hund auf und liebelte sich Eulenspiegeln an. Das sah die Wirthin und sprach: „Ach Lieber, gebt ihm zu trinken in die Schüssel, das ist seine Meinung.“ — „Gerne!“ sagte Eulenspiegel. Die Wirthin ging und besorgte, was sie zu schaffen hatte, und Eulenspiegel gab dem Hund in eine Schüssel, legte ihm auch ein Stück Fleisch dazu, und der Hund trank und fraß, und als er voll war, legte er sich zum Feuer und streckte sich, so lang er war. Da sagte Eulenspiegel zu der Wirthin: „Wir wollen rechnen,“ und sprach weiter: „Liebe Wirthin, wenn ein Gast eure Kost ißt und euer Bier trinkt, wolltet ihr dem borgen?“ Die Wirthin fiel nicht darauf, daß er den Hund meinte, sondern gedachte, Er wär der Gast, und sprach zu ihm: „Herr Gast, hier borgt man nicht, man muß Geld geben oder Pfand.“ Eulenspiegel sprach: „Deß bin ich meines Theils zufrieden, ein Jeder sorge für das Seine.“ Da ging die Wirthin hin-

weg, und als es Eulenſpiegel zu Wege bringen konnte, nahm er den Hund unter den Rock, ging in den Stall und zog ihm das Fell ab. Dann ging er wieder in das Haus zu dem Feuer und hatte des Hundes Fell unter dem Rock. Da hieß Eulenſpiegel die Wirthin zu ihm kommen und ſprach: „Laßt uns rechnen.“ Die Wirthin rechnete und Eulenſpiegel legte die halbe Zeche auf den Tiſch. Die Wirthin fragte: wer die andere Hälfte bezahlen ſollte, er hätte das Bier allein getrunken. Er ſprach: „Nein, ich hatte einen Gaſt, der trank auch mit, hatte aber kein Geld, ſondern ein Pfand, der ſoll die andere Hälfte bezahlen.“ Die Wirthin ſprach: „Was iſt das für ein Gaſt, und was hat er für ein Pfand?“ Eulenſpiegel ſprach: „Das iſt der Rock, den er an hatte,“ und zog das Hundsfell unter dem Rock hervor und ſprach: „Seht, Wirthin, das iſt des Gaſtes Rock, der mit mir trank.“ Die Wirthin erſchrak, denn ſie ſah wohl, daß es ihres Hundes Fell war, ward zornig und ſprach: „Daß dir nimmer Gutes geſchehe! warum haſt du mir meinen Hund abgezogen?“ Eulenſpiegel ſprach: „Frau, das iſt eure eigene Schuld, ich laß euch fluchen. Ihr ſagtet mir ſelber, ich ſollte dem Hund einſchenken, und als ich ſprach, der Gaſt habe kein Geld, wolltet ihr ihm nicht borgen, ſondern Geld oder Pfand haben. Nun hatte er kein Geld, und das Bier mußte bezahlt ſein; da mußte er ſeinen Rock zu Pfand laſſen; den rechnet nun für das Bier, das er getrunken hat.“ Die Wirthin ward noch böſer und hieß ihn aus dem Hauſe gehen und nicht mehr über die Schwelle kommen. Eulenſpiegel ſprach: „Ich will aus eüerm Haus nicht gehen, ſondern reiten!“ ſattelte ſein Pferd und ritt zur Thür hinaus.

L. Wie Eulenſpiegel Schälke ſäete.

Bald darnach kam Eulenſpiegel in eine Stadt an der Weſer und blieb da ſo lange, bis er alle Händel inne hatte Und er hatte da zwölf Herbergen, und was er in der einen vermißte, das fand er in der andern. Er hörte und ſah da mancherlei Dinge, die er zuvor nicht wußte; zuletzt aber wurden ſie ſein müde, desgleichen ward er ihrer auch müde. Da ſammelte er ſich im Waſſer kleine Steine, ging damit vor dem Rathhaus auf und nieder und ſäete ſeine Saat zu beiden Seiten aus. Da liefen die fremden Leute hinzu und fragten: was er da ſäe? Eulenſpiegel ſprach: „Ich ſäe Schälke.“ Die Kaufleute ſprachen: „Die brauchſt du hier nicht zu ſäen, es ſind deren genug hier. Warum ſäeſt du nicht lieber fromme Leute?“ Eulenſpiegel ſprach: „Fromme Leute wollen hier nicht aufgehen, der Boden trägt ſie nicht.“

Dieſe Worte kamen vor den Rath; der ſchickte nach Eulenſpiegeln und gebot ihm, ſeinen Samen wieder aufzuheben und aus der Stadt zu ſchieben. Dem that er alſo und kam zehn Meilen von dannen in eine andere Stadt und war Willens, mit ſeiner Saat nach Dietmarſen zu fahren; aber das Geſchrei war von ihm in die Stadt zu gekommen. Da mußte er geloben, ohne Eſſen und Trinken mit ſeiner Saat durch die Stadt hinweg zu ziehen. Weil es nun nicht anders ſein konnte, ſo entlehnte er ein Schifflein und wollte den Sack mit der Saat in das Schiff heben laſſen. Als der aber von der Erde aufgehoben ward, riß der Sack mitten entzwei, und blieb die Saat da liegen, ging auf und trug hundertfältige Früchte. Eulenſpiegel aber verlief ſich und ſoll noch wieder kommen.

Nachweisungen.

Nr.

1. Altes Volkslied, mitgetheilt in J. Baaders Sagen des Neckarthals ꝛc. Mannheim 1843. S. 339.
2. Brüder Grimm: Deutsche Sagen. I. Thl. Berlin 1816. S. 299.
3. Aug. Stöber: Sagen des Elsasses. St. Gallen 1852. S. 10.
4. Müllenhoff: Sagen, Märchen u. Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg. Kiel 1845. S. 76.
5. J. W. Wolf: Deutsche Märchen und Sagen. S. 285. nach Caesar. heisterbacens. dial. mirac. d. IX. c. 38.
6. Müllenhoff. S. 132.
7. Limburger Chronik, herausgeg. v. Vogel, 2. Auflage. Marburg 1828. S. 93.
8. Müllenhoff. S. 132.
9. Ebenda. S. 162.
10. Ebenda. S. 163.
11. Al. Schreiber, bei Götzinger: Deutsche Dichter. Thl. I. zu Schillers Ritter Toggenburg.
12. v. Tettau u. Temme: Volksſ. Ostpreußens ꝛc.
13. Acerra philologica. Frankf. u. Leipz. 1684. S. 876.
14. Lentner: Geschichten aus den Bergen. 1851. Schöppner: Sagenbuch der Baierischen Lande. München 1852. II. S. 416.
15. Nach einer wahrscheinlich unweit Rydersswyl zu Ranflüh in den Jahren 1699—1740 verfaßten Dorfchronik von Bauernhand in Jo. Rud. Wyß: Neue Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz. Bern u. Leipz. 1822. S. 209. ff.
16. Grimm. I. S. 1.
17. Aus der eleganten Zeitung. Jahrg. 1811. Nr. 200. bei Büsching: Volkssagen, Märchen u. Legenden. Leipz. 1820.
18. K. Lyncker: Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. S. 116.

Nr.

19. Aus Luthers Tischreden. Grimm. I. 463.
20. Stöber. S. 121.
21. J. F. L. Wöste: Volksüberlieferungen in der Grafschaft Marck. S. 50.
22. Capeller: historia montis Pilati. Basileae 1767. p. 6. — Accerra philol. S. 911.
23. Grimm. I. 443.
24. Benecke in: Hamburgische Geschichten 1854. nach Meyers: Blick auf die Domkirche. S. 69. 51.
25. Ebenda, S. 290.
26. Magazin für die Literatur des Auslandes. Jahrg. 1840. Nr. 98. S. 391.
27. Lübeckische Chronik, zusammengetr. durch Hans Reykam, herausgeg. v. J. F. Faust v. Aschaffenburg. 1619. Fol. S. 23.; bei Büsching: S. 210.
28. G. Schambach u. W. Müller: Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1854. S. 243.
29. Stöber. S. 335.
30. A. Schöppner. II. S. 225.
31. Joh. Becherer: Newe Thüringische Chronica. Mülhausen 1601. S. 297.
32. E. Weihe: Sagen der Stadt Stendal in der Altmark. 2. Bändch. Tangermünde 1840. S. 55.
33. In O. Beneckes: Hamb. Geschichten; aus den handschriftlichen benkendorpschen und janibalschen Chroniken.
34. Grimm. I. 321.
35. Morgenblatt. Jahrg. 1811. Nr. 28.
36. Kantzow: Pomerania. I. 40. 51. Micrälius: Altes Pommerland. I. 97. Temme: Volksf. v. Pommern u. Rügen. Berl. 840. S. 23.
37. Grimm. I. 201.
38. A. v. Herrlein: Die Sagen des Spessarts. Aschaffenb. 1851. S. 191.
39. Ebenda. S. 95.
40. C. u. Th. Colshorn: Märchen und Sagen. Hannover 1854. S. 202.
41. In henneberger Mundart mitgeth. von Casp. Neumann in Pangkofers: Deutschlands Mundarten. I. Jahrgang. Nürnb. 1854. S. 138.

Nr.

42. In derselben Mundart von dem Vorigen ebenda S. 137.
43. J. G. Seidl: in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie. II. Bd. 1854. S. 30.
44. „Der Seelen Trost" (eine praktische Erklärung der 10 Gebote in Beispielen, in cölnischer Mundart aus dem 15. Jahrhundert, im Auszug mitgetheilt durch Prof. Dr. Franz Pfeiffer in Pangkofers angeführter Zeitschrift. I. 170—226.)
45. A. v. Herrlein. S. 213.
46. Pangkofer. I. 133. Meier: deutsche Volksmärchen. S. 53.
47. B. Baader: Volkssagen aus dem Lande Baden. Karlsruhe 1851. S. 81.
48. Seidl: in Wolfs Zeitschrift f. d. deutsche Mythologie. 2. Bd. 1. Hft. S. 38.
49. Kuhn u. Schwarz: Norddeutsche Sagen. Leipz. 1848. S. 139.
50. Gottschalk: Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Halle 1817. II. Bd. S. 277.
51. Ebenda. III. Bd. 1820. S. 106.
52. Kuhn: Märkische Sagen. S. 153.
53. In: Deutsche Dichter, erläutert von W. W. Götzinger. Leipz. I. Thl. 1844.
54. Schambach u. Müller: a. a. O. Nr. 1.
55. E. Sommer: Sagen aus Sachsen u. Thüringen. Halle 1846. S. 70.
56. Baader: Volkss. aus Baden. S. 184.
57. O. Benecke: a. a. O. S. 370.
58. Illustrirte Zeitung. Leipz. Jahrg. 1854. Nr. 575.
59. Grimm. I. 189.
60. Schöppner: III. Bd. S. 56.
61. Baader: S. 48. Aehnliches wird vom Kreuz in St. Marien zum Capitol zu Cöln in einer Legende J. Kreusers mitgetheilt in Simrocks Rheinsagen.
62. Aus Pangkofers: Deutschlands Mundarten.
63. Stöber: S. 512. nach dem Bürgerfreund 1777. Bd. I. 194. u. Grandidiers essais sur la cathédrale de Strasbourg. 289. — Bechstein: Sagenbuch. S. 32.
64. Christophorus Lehmann: Chronica der freien Reichsstadt Speier. Frankf. a. M. 1662. S. 592.

Nr.

65. Grimm. I. 154.
66. C. Simrock: Das maleriſche und romantiſche Rheinland. 3. Aufl. Leipz. 1851. S. 229.
67. Nach mündlicher Ueberlieferung. Aehnliche Sagen knüpfen ſich an das rathenower Thor zu Brandenburg und an den Mittelthurm zu Prenzlau. Vergl. Kuhn: Märk. Sagen. S. 60. 215. Geſchichtliche Kritik und Parallelen bei Lepſius: über die Sage von dem Raben und Ringe des Biſch. Thilo v. Merſeburg. Halle 1839.
68. Meyer: Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttg. 1852. II. Bd. S. 348.
69. A. Cosmar: Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. S. 1. Kuhn: Märk. Sagen. S. 120.
70. Adalb. Stifter: Bunte Steine. Peſth 1853. Bd. I. S. 41—44. 50. f. 48.
71. Grimm. I. 269.
72. Heinr. Pröhle: Harzſagen. Leipz. 1834. S. 84.
73. Kuhn. S. 90.
74. Grimm. I. 388.
75. Büſching. S. 396. Vergl. das Märchen von Aſchenbrödel. Shakespeares Cymbeline.
76. C. Seifart: Sagen ꝛc. aus Stadt und Stift Hildesheim. Göttingen 1854. Nr. 6.
77. Meyer: Sagen ꝛc. aus Schwaben. S. 223.
78. Wöſte. S. 44.
79. Schambach und Müller. S. 320.
80. Grimm. I. 445.
81. Heinr. Pröhle: Harzbilder. Leipz. 1855. S. 87.
82. Baader. S. 47.
83. 1. Weitverbreiteter Volksglaube. Die angefügte Strophe aus Nic. Hermans Oſterlied: Erſchienen iſt der herrlich Tag ꝛc.
2. Schambach u. Müller. S. 67.
3. Meyer. I. 236.
4. Ebenda 229. 227. Der Volksglaube giebt in vielen Sagen das diabolus simia dei wieder.
84. Vorrede zum Heldenbuche.
85. Müllenhoff. S. 277.
86. Stöber. S. 202.

Nr.

87. Kuhn u. Schwarz. S. 48.
88. Grimm. I. 411.
89. C. Kohlrusch: Schweizerisches Sagenbuch. Leipz. 1834. I. Bd. 1. Liefr.
90. Grimm I. 389. nach der metrischen Erzählung von Wyß.
91. C. u. Th. Colshorn. S. 244.
92. J. Rud. Wyß: Neue Idyllen ꝛc. S. 341. ff.
93. Stöber. S. 4.
94. Grimm. I. 39.
95. Ebenda. S. 227. nach Otmars Volkssagen.
96. Colshorn. S. 163.
97. Müllenhoff: a. a. O.
98. O. Benecke. S. 307. nach von Hövelen Hamb. Hoheit. 111. f.
99. Gottschalk. Bd. I. S. 218.
100. Grimm. I. 5.
101. Herm. Harrys: Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. Celle 1840. Abth. II. 38.
102. Derselbe. I. 49.
103. Steffens. Aus Hiecke: Deutsches Lesebuch. Leipzig 1844. S. 1.
104. Büsching: bei Hiecke a. a. O. S. 4.
105. Derselbe: ebendaher.
106. Erasmi Franzisci: Schaubühne. Thl. I. S. 208. Wolf: Deutsche Märchen u. Sagen. S. 349.
107. Kohlrusch: a. a. O.
108. Schnetzler: bei Stöber S. 4.
109. Bechstein: Deutsch. Sagenb. Leipz. 1853. S. 87.
110. Allemannisches Märlein v. Aloys Schreiber in C. u. Th. Colshorns Märchen u. Sagen. S. 230.
111. Badische Wochenschrift. Jahrg. 1807. S. 303.
112. Ebenda. St. 17.
113. Ebenda. 1806. St. 21.
114. Grimm. I. 67.
115. Kuhn u. Schwarz. S. 80.
116. Nach Valvasor: Ehre v. Krain, Grimm. I. 66.
117. Schöppner. III. 20.
118. Bechstein: Sagenschatz des Thürig. Landes. IV. Thl. S. 151.

Nr.

119. Wolf: Niederländ. Sagen. S. 610.
120. Kuhn u. Schwarz. S. 28.
121. Dieſelben. S. 97.
122. Grimm. I. 6.
123. A. v. Herrlein. S. 179.
124. Harrys. S. 9.
125. Brüder Zingerle: Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche. I. Bd. Innsbruck 1852. S. 54.
126. Sage aus Patznaun, mitgeth. durch Ign. u. Joſ. Zingerle in Wolfs Ztſchr. f. deutſche Myth. Bd. I. S. 463.
127. Harrys. I. Abth. S. 79.
128. Kuhn: Märk. Sagen. S. 98. Kuhn u. Schwarz. S. 83.
129. Kuhn: Märk. Sagen. S. 193.
130. A. v. Herrlein. S. 27.
131. Emil Sommer. S. 25.
132. Kuhn u. Schwarz. S. 57.
133. Stöber. S. 31.
134. Moritz Arndt. Aus Hieckes Leſeb. S. 14.
135. Kuhn: Märk. Sagen. S. 19.
136. Kuhn u. Schwarz. S. 237. Schambach u. Müller. S. 70. 69. 71.
137. Kuhn: Märk. Sagen. S. 174.
138. Seiffart. Nr. 2.
139. A. v. Herrlein. S. 132.
140. Agricolas Sprichwörter. 667. J. H. v. Falkenſtein: Thüring. Chronica. Tom. I. p. 166. Grimm. I. 9. Bechſtein: Sagenb. 389.
141. Altes Volkslied, überliefert in M. J. Prätorius Blockes-Berges-Verrichtung. Leipz. 1668. S. 19—23.
142—144. K. Lyncker. S. 8. ff.
145. Fr. Ahlfeld: Katechismuspredigten. Halle 1855. Bd II. S. 417.
146. Büſching. Aus Hieckes dtſch. Leſeb. 1844. S. 7.
147. Gottſchalk. Thl. II. 241. Büſching. 334.
148. Gottſchalk. 242. Büſching. S. 331. Bechſtein: Sagenſchatz des Thür. Landes. Thl. IV. 23.
149. Otmars Volksſagen. S. 153 ff. Büſching 327. ff.
150. Otmar. 134. Büſching. 320.
151. Otmar. S. 145. Grimm. I. 391.

Nr.

152. Maßmann: Der Untersberg. München 1831. Bechstein: Volksſ. ꝛc. Oeſtreichs. I. 75. Schöppner. I. 5.
153. Grimm. I. 30.
154. Stöber. S. 346.
155. Harrys. Abth. II. S. 56.
156. H. Pröhle: Harzſagen. S. 160.
157. In ſteinbacher Mundart, mitgetheilt in Bechſteins Sagenſchatz u. Sagenkreiſe d. Thür. Landes. Meiningen 1838. Thl. IV. S. 221.
158. Schambach u. Müller. S. 94.
159. Grimm. II. 376. Kuhn. 125.
160. Nic. Remigii Daemonolatria. Hamburg 1693. Thl. II. S. 371.
161. Wernigeröder Mundart. Dr. Pröhle: Unterharziſche Sagen. S. 130.
162. Ign. Zingerle in Wolfs Ztſchr. Bd. I. S. 244.
163. Harrys. Abth. I. S. 76.
164. Dr. E. Deecke: Lübiſche Geſch. Lübeck 1852. S. 120.
165. Kuhn. S. 138.
166. Gottſchalk. Bd. I. S. 62.
167. Müllenhoff. S. 144.
168. Derſelbe. S. 163.
169. Derſelbe. S. 164. In Ditmarſchen.
170. Grimm. I. 441.
171. Schöppner. Bd. III. 242.
172. Stöber. S. 165.
173. Nach Widmans Höfer Chronik. Grimm. I. 254.
174. Aurbacher: Volksbüchlein. II. 133.
175. Ign. u. Joſ. Zingerle in Wolfs Ztſchr. I. S. 464.
176. Grimm. I. 435.
177. J. W. Wolf: Heſſiſche Sagen. S. 2.
178. Grimm. I. 200.
179. Dieſelben.
180. Schambach u. Müller. S. 228.
181. Grimm. II. Nr. 44.
182. Grimm. I. 214.
183. Kuhn u. Schwarz. 99.
184. Pröhle: Unterharziſche Sagen. S. 42.
185. Bechſtein: Sagen d. Rhöngeb. Würzb. 1842. S. 62.

Nr.

186. Schöppner. III. 29.
187. Gottschalk. II. 214.
188. Otmar. S. 235. Büsching. 343.
189. Bechstein: Sagenschatz d. Thür. Landes. IV. 207.
190. Schöppner. III. 212.
191. Wyß: Neue Idyllen. S. 334.
192. Müllenhoff. S. 303.
193. Deecke. S. 124.
194. Grimms Märchen. Anmerk. Bd. III. S. 145. Kuhn. 88.
195. R. Hocker: Sagen v. d. Mosel, in Wolfs Ztschr. I. 190.
196. Seelentrost in Pangkofers Ztschr. I. 207.
197. Remigii Daemonolatr. I. 66.
198. Sommer. Hft. I. S. 55.
199. Grimm. I. 330.
200. Bechstein: Sagen d. Rhöngeb. S. 59.
201. Stöber. S. 7.
202. Vonbun in Wolfs Ztschr. Bd. II. 1. Hft. S. 50.
203. Kuhn u. Schwarz. S. 202.
204. Schambach u. Müller. S. 174.
205. Heinr. Pröhle: Harzsagen. S. 95.
206. Grimm. I. 344.
207. Dieselben. I. 152.
208. Dieselben. I. 293.
209. Nach Georg Rudolf Widmann, Hamburg 1599. und Nic. Pfitzer, Dr. med. in Nürnb. 1674: Gust. Schwab: Deutsche Volksbücher. Bd. II. Sttgrt. 1847. S. 267. ff.
210. Christoph Wagners Leben und Thaten. Berlin 1714. S. 6. L. Achim v. Arnim, in d. Vorrede zu „Dr. Faustus, Tragödie von Christoph Marlowe. Aus dem Englischen von Müller."
211. Kuhn u. Schwarz. S. 33.
212. Dieselben. S. 36.
213. Müllenhoff. S. 546.
214. Bechstein: Sagenschatz d. Thür. Landes. IV. 167.
215. Harrys. I. 87.
216. Derselbe. II. 80.
217. Müllenhoff. S. 84.
218. Derselbe. S. 534.
219. Deecke. S. 249.

Nr.

220. Aus dem Unterinnthale mitgetheilt in Ign. u. Jos. Zingerle: Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. Regensb. 1854. S. 104.
221. A. v. Herrlein. S. 242.
222. J. H. Jungs, genannt Stilling, Lebensgeschichte. Berlin 1851. S. 29.
223. Temme: Volksſ. v. Pommern. S. 195.
224. Gesta Romanorum, herausgeg. v. Adlb. Keller. S. 108.
225. Saxon. Grammat. histor. Danica. Lib. III. 68—IV. 87.
226. J. W. Wolf. Heſſ. Sagen. S. 166.
227. Lehmann: Chron. v. Speier. S. 784.
228. Temme: Volksſ. v. Pommern. S. 182.
229. Müllenhoff. S. 536.
230. G. H. v. Schubert: Lehrbuch der Naturgeſchichte für Schulen. Erlangen 1840. S. 348.
231. Aus dem Wegekörter 1592 bei Colsborn. S. 237.
232. Müllenhoff. S. 96.
233. Bechſtein: Sagenſchatz d. Thür. Landes. IV. 122. ff.
234. Kuhn u. Schwarz. S. 150. 152.
235. Nach dem Volksbuche, herausgegeben von Marbach. Leipz. 1838.
236. Nach d. Volksbuche, in den Ausg. v. Guſt. Schwab u. Marbach.
237. Nach d. Volksbuche, herausgeg. v. C. Simrock.

Berlin, gedruckt in der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Altchriſtliche

Geſchichten und Sagen,

gemeinhin

Legenden

genannt.

Bearbeitet

von

Ferdinand Bäßler,
Paſtor in Meſeberg.

Herausgegeben

vom

chriſtlichen Vereine im nördlichen Deutſchland.

M. 1913. 315

1864.

Verlegt durch den chriſtlichen Verein und zu haben in der Niederlage ſeiner Schriften bei Auguſt Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze in Leipzig.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Vorwort.

Nachdem den theuern Mitgliedern des christlichen Vereins manches Buch dargeboten, und von ihnen auch gern gelesen worden ist, was erbauliche Geschichten aus alter und neuer Zeit enthält, wird ihren Händen hiermit eine Schrift übergeben, welche nur altchristliche Geschichten und auch Sagen, gemeinhin Legenden genannt, erzählt. Wir verhehlen uns nicht, daß mancher, wenn er das Wort „Legenden" auf dem Titel des Buchs lieset, von vorn herein mit einem gewissen Mißtrauen gegen dasselbe erfüllt werden wird, weil er denkt: „Was sollen Legenden für evangelische Christen?" Deshalb wird es nöthig sein, über den Inhalt und den Gebrauch des Buches ein paar Worte vorauszuschicken, damit dieses Vorurtheil beseitigt werde und der Leser die Erbauung aus dem Buche schöpfe, die für ihn bestimmt ist.

In dem Buche wirst Du, lieber Leser, zuerst finden viele Geschichten aus der alten christlichen Zeit, welche sonst auch in jeder Geschichte der christlichen Kirche erzählt werden, und wie sie die von unserm Verein bereits herausgegebene, noch immer viel begehrte und gelesene Kirchengeschichte enthält. Es sind Geschichten, welche sich wirklich so zugetragen haben, wie uns versichert wird von den alten glaubwürdigen Geschichtsschreibern, denen wir ihre Aufbewahrung verdanken. Nur sind aus dem großen Vorrath solcher Geschichten solche ausgewählt, welche vorzugsweise von der christlichen Gemeinde gelesen zu werden verdienen, wie das ursprünglich lateinische Wort „Legende" zu deutsch heißt: „Was gelesen werden soll", weil diese

Geschichten vor allen andern lebendige Zeugnisse des Geistes sind, welcher die christliche Kirche erfüllt, und das Andenken der Glaubenszeugen erhalten sollen, welche als helle Lichter in derselben geschienen haben und noch scheinen, wie Polycarpus, Ambrosius, Augustinus, Bonifacius u. a. m. Kommt in ihnen auch manches Wunderbare vor, so ists darum noch keine Fabel, denn die heilige Schrift erzählt auch viele Wunder, die freilich ungläubige Leute auch nicht glauben, weil sie nur glauben, was sie mit ihren Augen sehen, die aber doch wahr sind, weil in Gottes Wort keine Lügen stehen.

Von diesen wirklichen Geschichten sind aber die Sagen zu unterscheiden, welche das Buch neben den Geschichten enthält. Das sind Erzählungen aus der alten Zeit, welche in dem Munde des Volks sich nach und nach gebildet haben, und so auf uns gekommen sind. Solchen Sagen begegnen wir in der Geschichte aller Völker, der Griechen, Römer und unserer deutschen Vorfahren; diese sind freilich nicht alle von gleichem Werth, viele aber sind nicht allein sehr anmuthig, sondern haben auch einen guten Sinn, daß man viele nützliche Lehren daraus nehmen kann. So sind unter dem Christenvolke auch solche Sagen entstanden. Entweder liegt ihnen eine wirkliche Geschichte zum Grunde, aber die Sage hat dieselbe ausgeschmückt, theils zur Verherrlichung ihrer Helden und ihrer Thaten, theils zur Andeutung des tiefern Sinnes, der in der Geschichte liegt und in welchem die Zeitgenossen sie aufgefaßt haben. Wir begegnen hier am meisten dem Wunder, und der einsichtsvolle Leser wird hier die Wahrheit und Dichtung leicht zu unterscheiden wissen; es wird ihm nicht zugemuthet, diese Wunder alle buchstäblich zu glauben,

er wird aber auch bei einigem Nachdenken bald herausfinden, welche Wahrheit der Dichtung zum Grunde liegt. Es giebt aber auch Sagen, welche reine Dichtung sind. Dieselben sind als Gleichnisse zu betrachten, ähnlich den biblischen; sie stellen einen christlichen Gedanken, eine christliche Wahrheit in dem Bilde einer Geschichte dar, deren Züge oft von höchster Schönheit, Wahrheit, Sinnigkeit und Tiefe sind. Dahin gehört z. B. die Sage von dem heiligen Christophorus, von dem ewigen Juden, vom Kreuzschnabel und Rothkehlchen, von Weide und Tanne und dergl. mehr. In dem Buche selbst sind hin und wieder Andeutungen zum Verständniß dieser lieblichen Dichtungen gegeben worden. Man hat übrigens dabei zu bedenken, daß diese Sagen nicht ein leeres Spiel der Phantasie sind, sie sind wirkliche Geschichte dadurch geworden, daß sie aus dem christlichen Volksgeiste hervorgegangen sind, daß der christliche Volksgeist an ihnen gearbeitet, in ihnen sich ausgeprägt hat, daß sie auf ihn wieder gewirkt haben, und sie also ein Stück von dem innern Leben des Volks geworden sind.

Nun giebt es allerdings auch eine Menge von Legenden, welche zu den ungeistlichen und altvetelischen Fabeln gehören, vor welchen der Apostel Paulus den Timotheus warnt (1 Tim. 4, 7.). Das Heidenthum war derselben voll, im Judenthum fehlten sie auch nicht, und in der christlichen Kirche sind sie in eben dem Maße aufgekommen, als die göttliche Wahrheit in ihr verdunkelt ward. Es sind Wundererzählungen, welche an den Wundern der heiligen Schrift ihr Maß gar nicht mehr empfangen, sondern in das Ungeheuerliche übergehen, daß man wohl merkt, sie sind ein eitles Spiel der ungezügelten Einbildungskraft; da-

bei haben sie nur den Zweck, theils menschliches Verdienst und Werk mit göttlichen Ehren zu preisen, theils schriftwidrige Lehren und Einrichtungen zu stützen und zu befestigen. Dergleichen Legenden war die Kirche voll zur Zeit der Herrschaft des Papstthums; sie wurden erdacht und verbreitet zur Stütze des Papismus, der abgöttischen Heiligenverehrung, zur Empfehlung des Mönchsthums, aller Werkheiligkeit, des Ablasses und anderer seelengefährlicher Irrthümer; sie machten fast allein den Gegenstand der Lehre aus; während man das Wort Gottes zurückließ, predigte man nur davon, und die Leute glaubten, sie machten die Religion aus. Es war kein Wunder, daß dagegen die Reformatoren mit aller Macht sich erhoben. Luther sagt davon in seiner Kirchenpostille: „Zum andern legen sie uns aus der Heiligen Legenden und Exempel, damit sie auch stärken und gründen ihre Menschenlehre. Und das dringet warlich hart und verderbet unzählige Seelen; da kommt man heimlich von der Schrift und Glauben, daß niemand merken kann. Es muß ein apostolischer oder evangelischer Geist hier sein, der dafür bleiben soll. Und wie sicher sind sie! wie plumpen sie einher! wenn sie solcher Heiligen Exempel aufgebracht haben, da meinen sie, sie haben eine rechte Leuchte angezündet."

Damit hat jedoch Luther nicht alle Legenden ohne Weiteres verworfen. Wo er solche fand, welche mit der Schrift stimmten und den rechten Glauben vorstellten, da hat er sie nicht allein gebilligt, sondern gelegentlich auch in der Predigt gebraucht. So predigte er von St. Christoph (S. 230.) an seinem Tage und sagte, daß es keine Historie wäre, sondern die Griechen, als weise, gelehrte und sinnreiche Leute, hätten solche gedichtet, anzuzeigen, wie ein Christ sein

sollte, und wie es ihm ginge, nämlich ein sehr großer, langer, starker Mann, der ein kleines Kind, das Jesulein, auf den Schultern trägt, ist aber so schwer, daß er sich unter ihm bücken und biegen muß durch das wüthende, wilde Meer der Welt, da die Wellen und Bulgen, die Tyrannen und Rotten sammt allen Teufeln wollten zu ihm einschlagen und verfolgen, wollten ihn gern um Leib und Leben, Gut und Ehre bringen; er aber hält sich an einen großen Baum, wie an einen Stecken, d. i. an Gottes Wort. Jenseit dem Meere steht ein altes Männlein mit einer Laterne, darin ein brennend Licht ist, d. i. der Propheten Schrift; darnach richtet er sich und kommt also unversehrt ans Ufer, da er sicher ist, d. i. in das ewige Leben. Er hat aber einen Wetzschler an der Seiten, darinnen Fische und Brot stecken, anzuzeigen, daß Gott auch hier auf Erden in solcher Verfolgung, Kreuz und Unglück, so sie leiden müssen, ernähren und den Leib versorgen will und sie nicht lassen Hungers sterben, wie doch die Welt gerne wollte. Ist ein schön christlich Gedicht." So hat auch Luther den D. Hieronymus Weller veranlaßt, sein Marterbuch herauszugeben, welches eine Heiligengeschichte ist, damit an dem Exempel dieser Heiligen, welche viel um Christi willen gelitten haben, die Gläubigen in ihren Nöthen sich stärkten, welches Buch August Hermann Franke im Jahre 1700 aufs neue herausgegeben hat, weil er es hoch und werth schätzte. Und später haben auch noch andere Schriftsteller der evangelischen Kirche der guten alten Legenden gedacht und zum Nutzen des christlichen Volkes bearbeitet, wie z. B. Nicolaus Hermann die Legende von der heiligen Dorothea in schönen lieblichen Versen dargestellt hat. Auch in der neuesten Zeit haben etliche Männer,

wie Herder und andere, auf den Werth der guten Legenden aufmerksam gemacht und in schönen Nachbildungen uns sie wieder gegeben.

Aber es ist eine Thatsache, daß das evangelische Volk von den Legenden nicht allein ganz abgekommen ist, und davon nichts mehr weiß, sondern auch mit dem stärksten Vorurtheil dagegen erfüllt ist. Dies hat eines Theils seinen berechtigten Grund, so fern die Legende überhaupt von sehr verschiedenem Werthe ist, und dem evangelischen Volke gewiß kein Vorwurf darüber zu machen ist, daß es den Legenden, welche dem Schriftglauben, den die evangelische Kirche allein als den rechten Glauben erkennt, Abbruch thun, abhold ist und keiner kann weiter davon entfernt sein, diese Legenden wieder aufzubringen, als wir. Die allgemeine Abneigung gegen alle Legende ohne Unterschied hat aber auch einen falschen Grund, und der liegt in dem Unglauben unserer Zeit. Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht deß, das man nicht siehet, und zweifelt nicht an dem, das man hoffet. Die gegenwärtige Zeit ist überwiegend dem Sichtbaren, dem Irdischen, den materiellen Interessen zugewandt, in eben dem Maße, als die Zeit, welcher die Legenden ihren Ursprung verdanken, in Gedanken des Reiches Gottes sich bewegt, wie gering auch ihre Erkenntniß, und wie groß ihre Irrthümer sein mochten. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sie keinen Sinn für die Erzeugnisse dieses ihr fremden Geistes hat, und sie für Thorheit achtet. Unsere irdisch gesinnte Zeit kennt nur die natürlichen Erscheinungen der Dinge, sie will alles sehen und mit ihrem Verstande begreifen; sie will nichts wissen von dem übernatürlichen Eingreifen einer höhern Hand, sie will gar kein Wunder glauben. Es giebt

heut zu Tage nicht viele Menschen mehr, welche alles glauben, was in der Bibel steht; die gute Moral in derselben lassen sie sich wohl noch gefallen, aber die Wunder, von denen dieses Wunderbuch voll ist, sind ihnen eitel Mährlein. Wie kann es uns nun befremden, daß sie nichts von den Legenden wissen wollen, welche vorzugsweise nur die Verherrlichung des biblischen Wundergottes zum Gegenstand haben?

Und doch muß es so heilsam und nothwendig erscheinen, daß unser christliches Volk wieder mehr mit diesem lange verborgenen Schatze christlicher Erkenntniß bekannt werde. So fern die Legende wirkliche Geschichten aus der alten christlichen Zeit enthält, sollte doch niemand sein, der in Abrede stellte, ein jeder Christ müßte wissen, was seine Vorältern gedacht, geredet, gethan und gelitten haben. Läßt sich doch jeder gern von den Erlebnissen seiner Eltern erzählen; erzählt doch die Bibel selbst, was von Anfang der Welt geschehen ist! Ist die Geschichte doch die beste Lehrmeisterin! Nun weiß ein jeder wohl von den Römern, Griechen und alten Deutschen, von Kriegen und Kriegshelden alter Zeit etwas zu sagen: aber wenn er auch mit der biblischen Geschichte nicht ganz unbekannt wäre, selten findet man doch einen, der von den alten Christen, den alten Lehrern der Kirche, ihren Glaubenszeugen, Märtyrern, ihren Kämpfen und Siegen etwas wüßte! Und doch können wir für ein gottseliges Leben und Sterben hier mehr lernen, als aus allen andern Geschichten. Ist die Geschichte aber mit der Sage verwebt, so haben wir zu bedenken, daß sie in dieser Gestalt ein Theil des wirklichen Volkslebens geworden ist, in dem wir auch noch unsere Wurzel haben, so daß wir ohne sie Vieles gar nicht

verſtehen, was wir noch täglich ſehen und hören. Ein jeder hat doch einen Kalender, und jeder Tag in demſelben hat ſeinen Namen, und aus denſelben ſind meiſt unſere Taufnamen genommen. Das ſind aber in der Regel Namen der Heiligen, von denen die Geſchichte und Sage viel ſchöne erbauliche Dinge erzählt. Davon weiß man aber heut zu Tage ſo gut, wie nichts. Wie ſollte es nun nicht wichtig und heilſam ſein, daß wir mit dieſen Vorgängen näher bekannt werden? Wer Chriſtoph heißt und lernt nun die Sage von dem heiligen Chriſtophorus kennen, der wird ſeinen Namen mit ganz andern Augen anſehen, als zuvor; und wenn alle die Bedeutung ihrer Taufnamen recht verſtehen lernten, ſo würde man ſich wohl hüten, den Kindern ſolche abentheuerliche Namen von nichtsſagenden Romanhelden zu geben, wie es jetzt ſo häufig geſchieht. So auch hat noch jede Kirche ihren Namen; die eine heißt St. Lorenz, die andere St. Pancratii, St. Mauritii u. ſ. w. Die Bilder dieſer Heiligen ſtehen noch über dem Portal, aber wer kennt ſie? Vielleicht weiß niemand etwas von ihnen, als der Pfarrer. Sollten die andern die Legende nicht auch wiſſen von dem Mann, deſſen Namen ihre Kirche trägt? Vielerlei Sitten und Gebräuche beſtehen da und dort noch fort, welche ihren Urſprung in einem Ereigniß haben, welches die Legende erzählt. In manchen Städten Thüringens feiert man jährlich ein Schul- und Kinderfeſt, „Gregorius“ nennen ſie es; aber wer kennt Gregor den Großen, den Gründer kirchlicher Sängerſchulen, deſſen Namen dieſe Feſte noch immer verherrlichen? Auch erinnert der bürgerliche Verkehr noch an manche Namen der heiligen Geſchichte; Zu St. Gallus, zu St. Martini findet in vie-

len Gegenden der Wechsel des Gesindes Statt; aber wer weiß etwas von diesen Männern, deren Gedächtniß Herrschaften und Gesinde manchen heilsamen Gedanken ins Herz bringen könnte? Und wenn die fromme Sage von gottseligen Menschen wunderbare Dinge erzählt, die vielleicht auch nicht geschehen sind, durch welche aber, wie in einem Gleichniß, eine tiefe Wahrheit veranschaulicht werden soll, wenn sie von Thieren, Pflanzen und Steinen eben solche Dinge aussagt, wie z. B. von den Kaiserkronen, daß die weißen Tropfen, die auf dem Grunde ihrer Blüthen gesehen werden, die Thränen Christi sind, daß die Steine ihr Amen gesagt zu dem Lobe Gottes, das ein Heiliger verkündigt: ein ungläubiger Mensch mag darüber spotten, aber ein frommes kindliches Gemüth wird den Sinn erkennen, aus dem diese Sagen hervorgegangen sind, wird sich an diesen lieblichen Gleichnissen erbauen und mehr Anregung zu frommen Betrachtungen und Entschlüssen daraus empfangen, als aus mancher langen Rede, die das Herz nicht bewegt, weil sie wie ein tönend Erz und eine klingende Schelle ist!

Bei alle dem ist aber Eines noth. Die heilige Schrift ist und bleibt die einzige Richtschnur unsers Glaubens. An ihr müssen auch alle Legenden gemessen werden, sei es Geschichte oder Sage; Legenden, deren Inhalt ihr zuwider ist, soll man nicht annehmen und glauben. Es ist daher in dem vorliegenden Buche auch nicht jedwede alte Geschichte und Sage aufgenommen; der Herr Verfasser, dem wir diese werthvolle Sammlung von Legenden verdanken und dessen Name auf diesem Gebiete der Litteratur schon längst mit Ehren genannt ist, hat nicht allein durch sorgfältiges Studium der Quellen, von denen

auch ein Verzeichniß für diejenigen, welche selbst weiter forschen wollen, beigedruckt ist, sich von der Echtheit und Ursprünglichkeit der mitgetheilten Ueberlieferungen überzeugt, sondern auch aus der großen Masse alter Legenden nur solche gewählt, welche die Gewähr ihrer Schriftgemäßheit in sich tragen, und überdies durch Form und Inhalt das christliche Gemüth ansprechen müssen. Wir hoffen daher, daß eine hingebende und andächtige Benutzung dieses Buches jedes Vorurtheil zerstreuen werde, welches man gegen die Legende überhaupt noch gehegt hätte. Für Ungläubige ist das Buch nicht geschrieben; die werden sich daran stoßen, wie sie sich an den Wundern der heiligen Schrift auch ärgern. Aber gläubige Herzen, die durch den heiligen Geist alles recht zu richten und zu scheiden wissen, werden in diesen Legenden eine neue Stärkung ihres Glaubens an den Gott finden, der in der Schrift sich geoffenbaret hat als den Gott, der Wunder thut im Himmel und auf Erden; sie werden mit neuer Liebe zu der Kirche erfüllt werden, in welcher der Geist Gottes in der Mannigfaltigkeit seiner Gaben, in der Fülle seiner Tröstungen, in der Wirkung seiner gewaltigen Kräfte sich so über alles herrlich erwiesen hat; sie werden dankbar die neuen Aufschlüsse hinnehmen, welche ihnen über ein ganzes Gebiet ihrer Geschichte ertheilt wird, welches ihnen mehr oder weniger unbekannt war und welches doch so lieblich anzuschauen ist, als irgend eines. Sie werden mit uns dem Herrn Verfasser danken, daß er diese seine Gabe dem Verein nicht hat vorenthalten wollen und Gott bitten, daß er mit seiner Gnade reichem Segen dies Legendenbuch begleiten wolle. Dazu helfe Gott!

Der Herausgeber.

Inhalt.

		Seite
1.	Die heiligen drei Könige	1
2.	Von des Herrn Jesu Christi Person und Gestalt	18
3.	Briefwechsel zwischen dem Könige Abgarus und dem Herrn Jesu	21
4.	St. Veronica	24
5.	St. Dionysius der Areopagit	25
6.	Christi Höllenfahrt	26
7.	Am stillen Sonnabend und am Ostermorgen	43
8.	Ich bin der Herr dein Arzt	44
9.	Pontius Pilatus	57
10.	Der ewige Jude	60
11.	Kreuzschnabel und Rothkehlchen	70
12.	Pelican und Caradrius	73
13.	Weide und Tanne	75
14.	Die Rosen von Jerichow	76
15.	St. Andreas	81
16.	St. Jacobus, der Bruder des Herrn	83
17.	St. Petri Conterfei	88
18.	St. Petronella	89
19.	St. Petri Tod	90
20.	Die Johannesjünger	92
21.	Apostolische Sokratik	93
22.	St. Johannes und der verlorene Sohn	95
23.	St. Johannes und Cerinthus	99
24.	St. Johannis letzte Predigt	100
25.	St. Johannis Tod	100
26.	St. Polycarpus	104
27.	St. Thekla	116
28.	Karpus	128
29.	St. Perpetua und St. Felicitas mit ihren Leidensgefährten	131
30.	St. Laurentius	150
31	Saprícius und St. Nicephorus	157
32.	Die Strafe des Heuchlers	159
33.	St. Georg	161
34.	St. Marinus	166
35.	St. Adrianus und St. Natalia	168
36.	St. Sebastianus	174
37.	St. Mauritius	180
38.	Die vierzig Ritter	185
39.	St. Felix	192
40.	St. Dorothea	193
41.	St. Didymus und St. Theodora	197
42.	St. Afra	200
43.	St. Pelagia	206
44.	In diesem Zeichen wirst du siegen	208
45.	St. Sylvester	212
46.	Julianus der Abtrünnige	219
47.	Die sieben Schläfer	222
48.	St. Christophorus	230
49.	St. Paulus und Antonius, die ersten Einsiedler	241
50.	St. Maria von Egypten	252

		Seite
51.	St. Malchus	266
52.	Die ungleichen Hausgenossen	275
53.	Christ in Dornen	276
54.	Ein Schauspiel zum Weinen	277
55.	Der lehrreiche Quersack	277
56.	Zwei arme Sünder	278
57.	Hohle Nüsse	279
58.	Der Schuster von Alexandria	280
59.	Der zerbrochene Krug	283
60.	Das Gesicht des Arsenius	284
61.	St. Barlaam und St. Josaphat	286
62.	Der ernsthafte König	313
63.	Durch Gottes Gnade bin ich, das ich bin	314
64.	St. Martinus Mantel	321
65.	Gespräch auf der Landstraße	323
66.	Die Kirchenbuße des Kaisers Theodosius	323
67	St. Ambrosius im Hause des Glücklichen	333
68.	St. Monicas Traum	333
69.	St. Augustinus Bekehrung	337
70.	Die Unbegreiflichkeit Gottes	347
71.	St. Benedictus	348
72.	St. Scholastica	349
73.	St. Johannes der Almosengeber	351
74.	St. Isidorus	357
75.	Das Amen der Steine	359
76	St. Kentigern	360
77.	St. Gallus	365
78.	St. Otilia	369
79.	St. Genovefa	379
80.	St. Rita	428
81.	St. Bonifaciuskirchen	430
82	St. Bonifacius Tod	450
83.	Des Teufels goldnes Haus	460
84.	Wittekinds Taufe	463
85	St. Meinhard	466
86.	St. Adalbert	471
87.	St. Norberts Gebet	476
88	Heinrich der Löwe	477
89	Der Tannhäuser	479
90	St. Franciscus	483
91.	Die Bienen	488
92.	St. Elisabeth und der Aussätzige	490
93	Schmuck der Heiligen	493
94.	Amandus	496
95.	St. Johannes von Nepomuk	499
96	Weissagung des Johannes Huß	508
97.	Der Traum Friedrichs des Weisen	508
98.	Der Traum des Myconius	512
99.	Magdalena Luther	538
100	Das Crucifix in Wittenberg	539
	Nachweisungen	541
	Register	547

1.

Die heiligen drei Könige.

6. Januar.

Am sechsten Tage des Neujahrs feiern wir das Epiphanienfest oder das Fest der Erscheinung Jesu Christi. Das ist der Schlußstein der fröhlichen, seligen Weihnachtszeit. Was uns die erste Weihnachtsepistel verkündiget: Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen, das bringt uns Epiphanien in der Fülle seiner Gnade und Wahrheit vor Augen. Da wird es klar und offenbar, daß die Geburt des Heilands eine Freude ist, die allem Volke widerfahren wird. Jesus, geboren zu Bethlehem in der Stadt Davids „zum Preise seines Volkes Israels," offenbart sich nun auch dem, das nicht sein Volk war, als „ein Licht zu erleuchten die Heiden" (Luc. 2, 32.). Sein Licht, das in der heiligen Nacht die Frommen aus Israel mit seiner Klarheit umleuchtete, strahlt nun auch in die Finsterniß der Heidenwelt hinaus und führt unter

seinem heilverkündenden Gestirn die Weisen aus dem fernen Morgenlande zu seiner Herberge und nimmt von ihnen die Huldigung ihrer Anbetung und Gaben an, als „ein König aller Königreich, ein Heiland aller Welt zugleich." Das ist das große Ereigniß, welches das Evangelium des Epiphanientages erzählt, die liebliche Erfüllung jener Weissagung, welche die Epistel desselben Festes uns vorhält: „Mache dich auf, werde Licht! denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheinet über dir. Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgehet" (Jes. 60, 1—3.).

Wir zumal, liebe Mitchristen, deren Vorfahren durch Gottes Gnade aus der Heidenschaft zu dem Licht, das in Zion aufging, geführet worden, haben reichlich Ursache, dieses Fest als das Fest der Berufung unsres Volkes durch das Evangelium mit sonderlicher Freude und Danksagung zu begehen. Darum haben unsre Altvordern die Weisen aus dem Morgenlande, die Erstlinge der Heiden, als ihre geistlichen Stammväter im Glauben hochgehalten. Sie haben ihnen zu Ehren zu Cöln am Rhein ein Gotteshaus voller Pracht und Hoheit aufgeführt, das

herrlichſte Werk deutſcher Kunſt im deutſchen Reiche, an welchem noch bis zu dieſem Tage Könige und Völker bauen in der Gemeinſamkeit ihrer Freude, daß ſie an Jeſum gläubig geworden ſind.

Auch die Sage hat das Andenken an jene ehrwürdigen Väter geſchmückt mit aller Gunſt und Kunſt, die ihr zu Gebote ſteht. Sie hat die ſchlichten Weiſen zu mächtigen Königen gemacht, woher noch in manchem Kalender und im Volksmunde Epiphanien der heilige Dreikönigsabend heißt. Das hat ſie ohne Zweifel im Hinblick auf jene Weiſſagung des Jeſaias in der Feſtepiſtel und Salomos im 72ſten Pſalm gethan: „Die Könige am Meer und in den Inſeln werden Geſchenke bringen; die Könige aus Reich Arabien und Seba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden ihm dienen“ (V. 10. 11.).

So wird der Leſer auch im übrigen den Stoff der wahrhaftigen evangeliſchen Geſchichte von den Weiſen des Morgenlandes in dieſer Legende zu einer wunderbaren Fabel ausgeſponnen finden; aber auch bald genug gewahren, daß dieſe, wie jede gute Fabel, auch einen guten Sinn hat; daß durch dieſes bunte Gewebe der Dichtung ſich der goldene Faden großer erbaulicher Gedanken hindurchzieht, insbeſondere: wie der Herr es den Aufrichtigen gelingen läßt, wie er die Seelen, die nach Wahrheit ſuchen und

nach Gottes Licht sich sehnen, wunderbarlich in alle Wahrheit leitet; imgleichen, welch ein Leben in Fried und Freude für jedweden anhebt, der den Herrn Christum gefunden hat. „Wir haben ein festes prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen" (2 Petr. 1, 19.).

So lautet die Sage:

Es hatte Bileam, der syrische Seher, zu den Zeiten Mosis geweissagt: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Scepter aus Israel aufkommen" (4 Mos. 24, 17.), und weil nun Bileam ein Heide war, so hielten die Heiden von ihm und glaubten seiner Weissagung. Da nun den Fürsten des Morgenlandes die Prophezeihung Bileams bekannt wurde, gingen sie zu Rathe und sandten zwölf der weisesten Meister und Sternseher auf den hohen Berg Fons in Indien und gaben ihnen Lohnes genug, daß sie sich befohlen sein liessen, wenn sie je eines neuen Lichtes am Himmel gewahr würden, ihnen solches alsbald zu verkünden; denn sie hofften die Zeit noch zu erleben, da Bileams Wort erfüllet würde: Es gehet auf ein Stern! Auch war es so bestellt, wenn der Zwölfen einer von Todes wegen abginge, daß man zur Stunde einen andern an die Stelle setzte. Indem

nun alle fleißig ihres Amtes warteten, starb einer nach dem andern und räumte seinem Nachfolger den Platz, und gingen Menschenalter und Jahrhunderte hin, ohne daß der Stern erschien.

Da aber die Zeit erfüllet war, daß sich Gott erbarmen wollte über die Menschen und daß sein eingeborener Sohn Mensch geboren werden sollte von Maria, der reinen Magd, da war ein Kaiser, der hieß Augustus, der war so gewaltig, daß ihm die ganze Welt gehorsam war. Und in dem vier und vierzigsten Jahre seines Reiches ließ er ein Gebot ausgehen, daß jedermann dahin gehen sollte, wo er geboren wäre, um dem Kaiser seinen Zins zu bringen. Nun wohnte Joseph mit Maria in der Stadt Nazareth; er war aber in Bethlehem, der Stadt Davids, geboren, wo seine Voreltern von Alters her gesessen hatten. Da wollten sie dem Kaiser gehorsam sein und ihren Zins bringen. Und als sie gen Bethlehem kamen, da war es auch der Zeit nahe, daß Maria gebären sollte unsern lieben Herrn. Nun waren aber zur selben Stunde und aus gleicher Ursache gar viel Leute gen Bethlehem gekommen und waren alle Herbergen voll; Maria und Joseph aber kamen zu spät und konnten nirgends unterkommen, zumal die Leute wohl sahen, daß sie arm waren: darum kehrte sich niemand an sie. Und da Joseph alle Gassen durchfuhr, kam er

zuletzt an einen Schoppen, der hing an einer Mauer und war vor alten Zeiten eine Hofstätte gewesen Jesses, des Vaters Davids. Durch die Mauer ging ein Loch wie eine Thüre in eine wüste Wohnung, die in langen Jahren kein Mensch betreten hatte. Es stund an der Mauer eine kleine steinerne Krippe: da ließen sich Joseph und Maria nieder, und Joseph band sein Eselein an die Krippe. Vor dem Schoppen aber war Wochenmarkt, wo man Brot, Holz, alte Kleider und allerlei feil hielt, und die Leute, die von den Dörfern kamen, stellten ihre Esel und Rinder unter den Schoppen. Joseph fand nun schon ein Rind unter dem Schoppen an der Krippe stehen, das hatte ein armer Mann daselbst angebunden, welcher gleichfalls diese Nacht nirgend unterkommen konnte. In diesem armen, wüsten, engen Hüttlein ward geboren der zarte Gottessohn, Jesus Christus, von Marien, der reinen Magd, der da ist ein Trost aller Welt. Maria fand aber keine Stätte, wo sie ihr Kind hinlegen möchte: da legte sie es in die Krippe vor den Esel und das Rind. In der Krippe war ein wenig Heu, darauf lag Christus in Tüchlein gewickelt, so gut sie Maria eben haben mochte, denn sie hatte nicht gedacht, daß ihre Zeit so nahe wäre. In solcher Armuth ward das Heil der Welt geboren ohne alle Schmerzen und ohne alles Weh.

In ſelbiger Stunde ließ Gott einen Stern aufgehen, ſo klar wie die Sonne. Der ſtund in den Lüften und erleuchtete alle Lande und ſchwebte wie ein Adler über dem Berge und blieb ſtille ſtehen die Nacht und den Tag, und die Sonne konnte ihn nicht vertreiben. Dazu hatte der Stern in ſich die Geſtalt eines Kindleins und das Zeichen des heiligen Kreuzes, und eine Stimme ward gehört aus dem Sterne, die ſprach: Heute iſt geboren ein König der Juden, die Erwartung der Völker, dereinſt ihr Beherrſcher. Dieſer Stern ward in ganz Indien geſehen und alles Volk freute ſich und zweifelte nicht, daß es der Stern wäre, von welchem Bileam geweiſſagt hatte.

Es lagen aber drei Reiche in dem Lande Indien, durch hohe Berge von einander geſchieden; und über jedes derſelben herrſchte ein König, und wußte keiner von dem andern. Als dieſe nun den Stern erblickten und die Botſchaft der weiſen Meiſter erhielten, alsbald machten ſie ſich auf, jeglicher in ſeiner Heimath, und bereiteten ſich, ſo köſtlich ſie mochten, mit königlicher Herrlichkeit und reichen Gaben und theuerm Gewand, mit viel Geſindes, mit Kamelen, Pferden und Maulthieren, den neugebornen König zu ſuchen. Dieſe drei Könige hießen Melchior vom Königreich Nubien, Balthaſar vom Königreich Godolien und Caspar

vom Königreich Tharsis, darinnen das Land Saba liegt.

Wie nun diese Drei mit großer Herrlichkeit sich zur Fahrt gerüstet hatten und auszogen, ein jeglicher aus seiner Grenze, zur selben Zeit, da doch keiner von dem andern wußte: siehe, da ging der Stern vor ihnen her, vor dem einen wie vor dem andern, und wenn sie stille hielten, so hielt auch der Stern still. In der Nacht schien er nicht wie der Mond, sondern wie die Sonne, und weil zu der Zeit in aller Welt Friede war, so standen in der Nacht alle Städte offen. In allen Orten, da sie durchzogen, liefen die Leute zusammen und verwunderten sich, wußten nicht, wer sie wären, wohin sie wollten und von wannen sie kämen; aber daß es reiche und gewaltige Könige wären, das konnte man gar wohl gewahren.

Es zogen aber diese lieben Pilger ohne Aufenthalt und Rasten, so trieb sie die Sehnsucht des Herzens; sie schliefen nicht, sie aßen nicht, sie tranken nicht, sie kamen auch in keine Herberge, sie selbst nicht, noch ihr Gesinde, noch ihr Vieh, bis sie zum Ziele kamen und ihr Opfer, ihren Dienst und Gebet vollbracht hatten. Auch hielt sie nichts auf; sie fanden ihren Weg, ob er durch Wälder und Wildnisse, durch Sümpfe oder Wüsten ging, überall gangbar. Dabei bedeuchte sie, es wäre alles nur

Ein Tag und also führte sie der Stern durch göttliche Kraft in dreizehn Tagen bis ans Ziel, wozu es ohne das Wunder des Allmächtigen vieler Monate bedurft hätte.

So waren die drei Könige, ein jeglicher auf seinem eigenen Wege, von drei Seiten her bis nahe vor Jerusalem gekommen; aber plötzlich senkte sich ein dichter Nebel auf das Land, und das Licht des Sternes erlosch vor ihren Augen. Da blieb jedweder unschlüssig stehen und harrete, daß er sich wieder lichten würde. Es war aber die Stelle, da sie im Nebel zusammentrafen, der Kalvarienberg, wo nachmals unser Herr Jesus Christus sein Opferleiden vollbrachte, womit der heilige Geist schon damals angezeigt hat, daß dereinst alle Völker der Erde unter dem Kreuze Christi sich begegnen und zu seiner Heerde im rechten einigen Glauben sammeln werden.

Wie nun die Drei allhier, ohne sich zu ersehen, zusammentrafen, zertheilte sich der Nebel in einem Augenblicke und zeigte ihnen je einem den andern, und ein Heergesinde fing an mit dem andern zu sprechen und zu fragen, was sie suchten. Und als sie gewahr wurden, daß sie alle Drei aus gleicher Ursache gekommen waren, da wurden sie gar froh und ritten zusammen und umhalsten und küßten einander und wurden nur noch eifriger und heißer zu suchen, als zuvor. Da sahen sie, wie der Nebel weiter und

weiter entrückte, die Stadt Jeruſalem nahe vor ſich zu ihren Füßen und freuten ſich und hofften, ſie ſollten den neugebornen König in der Hauptſtadt der Juden finden. Ihres Geſindes war aber ſo viel, daß ein Theil vor der Stadt bleiben mußte und vor ihr hielt, als ob ſie Jeruſalem zu belagern gedächten. Da erſchrak König Herodes und alle, die zu Jeruſalem waren. Als ſie nun fragten, ob ihr Herr der König des Landes wäre, da erſchraken ſie noch mehr, denn ſie fürchteten Krieg und Zerſtörung im Lande. Aber die königlichen Pilger hatten nur Gedanken des Friedens und nicht des Leides und fragten mit ſüßer Begierde ihres Herzens die Leute: Wo iſt der neugeborene König der Juden? Wir haben ſeinen Stern geſehen im Morgenlande und ſind gekommen ihn anzubeten. Als man nun dem Könige Herodes anſagte, warum die Fremdlinge gekommen, ließ er die Aelteſten und Weiſeſten berufen und befragte ſie, wo Chriſtus ſollte geboren werden. Sie gaben Antwort und Beſcheid: zu Bethlehem in Juda, denn alſo ſpricht der Prophet: „Und du Bethlehem im jüdiſchen Lande biſt mit nichten die kleinſte unter den Fürſten Judas, denn aus dir ſoll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Iſrael ein Herr ſei.“ Hierauf rief Herodes die Könige heimlich beiſeite und

erkundete von ihnen die Zeit, da der Stern erſchienen war und wies ſie darauf gen Bethlehem. Da huben ſich die drei Könige alsbald wieder von dannen, und wie ſie aus dem Stadtthore traten, erſchien ihnen der Stern aufs neue und ging vor ihnen her.

In kurzem, wie ſie ihm nachfolgten, begegneten ſie den Hirten auf dem Felde; die ſagten ihnen an, wie die Engel Gottes zu ihnen geſprochen hätten in der Chriſtnacht, und von dem Licht, das ſie umſchien, und wie ſie das Kind geſehen hätten. Das hörten die Herren gar gern und behielten auch die Worte wohl, und nachdem ſie die Hirten reichlich beſchenkt hatten, ritten ſie fröhlich weiter und kamen gen Bethlehem.

Da hielten ſie ſtille und legten ihr ſtattlich Gewand an und bereiteten ſich, daß ſie Königen gleich ſahen. Als ſie nun an die Straße kamen, an deren Ende die geringe Hütte lag, da blieb der Stern ſtehen und ging nicht weiter, ſondern ſenkte ſich herab mit ſolchem Glanze, daß die ganze Hütte und alle, die darinnen waren, von dem Schein erleuchtet wurden. Dann ſtieg er wieder in die Höhe, ſtund unbeweglich, und ſein ſtrahlender Glanz verblieb in der Hütte.

Die Könige bückten ſich und gingen hinein und ſahen Gottes Herrlichkeit in Knechtsgeſtalt. De

lag das Kind Jesus, dreizehn Tage alt, in der Krippe, in geringe Tücher eingehüllt, und Maria seine Mutter neben ihm, bräunlich von Angesicht und von voller Gestalt, mit einem blauen, schlichten Mantel bekleidet. Aber die Klarheit des Herrn umleuchtete sie, und die Könige stunden wie von Himmelsgluth umflossen, darob schwanden ihnen alle Gedanken und vergaßen aller Gezierde, die sie mitgebracht; griff ein jeglicher, was ihm zuerst in die Hände kam. Melchior opferte dreißig goldene Pfennige und einen goldenen Reichsapfel, Balthasar Weihrauch, Caspar Myrrhen, und was die liebe Maria zu ihnen sprach, das vergaßen sie allzumal, daß sie nichts behielten, als wie sie jeglichem Könige gar demüthiglich neigte und sprach: Gott gnade euch!

Ob nun wohl die frommen Pilger in ihres Herzens Einfalt und Verwirrung von den mitgebrachten Schätzen ohne Wahl darreichten, was ihnen eben zur Hand kam, so hat es der Geist Gottes doch gefügt, daß sie seinem Sohne mit den rechten Gaben huldigten. Denn Gold gebührt dem Könige, Weihrauch dem Gott, Myrrhen dem Menschen, der sich für uns in das Grab gelegt hat und doch die Verwesung nicht sehen sollte.

Nachdem nun die Herren ihr Opfer löblich vollbracht hatten, bereitete man die Kost für sie und ihr

Gesinde, und nach dem Mahle legten sie sich nieder mit ihren Dienern und schliefen den Tag und die Nacht; und waren in allem dem Bedürfnisse menschlicher Natur wieder unterworfen, wie bevor sie ihre Wallfahrt angetreten.

In der Nacht erschien ihnen der Engel Gottes im Schlaf und warnte sie, daß sie nicht zurückzögen zu Herodes. Das beschlossen sie gemeinsam zu thun und zogen einen andern Weg heim in ihr Land; und damit sie recht erführen, ein wie großer Unterschied zwischen den Werken Gottes und denen der Menschen sei, brachten sie volle zwei Jahre zu, ehe sie heim kamen; auch mußten sie unterwegs in Herbergen einkehren, essen, trinken und schlafen, alles nach menschlicher Weise, denn der Stern schien ihnen nicht mehr. Wo sie aber Nachtruhe hielten, da sagten sie dem Volke des Landes, wie alles mit ihnen ergangen wäre, und also ward ihre Ausfahrt und Wiederkunft bekannt und offenbar durch alle Lande, daß es nie konnte vergessen noch vertilgt werden, obwohl es dem König Herodes und den Juden sehr zuwider war.

Sie lenkten aber ihren Weg mit einander nach dem Berge Fons, auf welchem die Weisen des Sternes aus Jakob gewartet hatten, ließen sich da nieder mit ihrem Volk und bauten eine herrliche Capelle auf dem Gipfel des Bergs, zu Lob und

Ehren des jungen Königs, den sie gesucht und gefunden hatten. Und in der Stadt Stulla, die am Fuße des Berges lag, ruhten sie aus von den Beschwerden der Reise und wählten ein gemeinsam Begräbniß, wenn sie stürben, daß sie alle Drei bei einander lägen. Auch gelobten sie, alle Jahr einmal dahin zu kommen mit großem Gefolge, und wenn das geschah, empfingen sie die Vornehmsten des Landes mit großer Pracht und ritten ihnen entgegen und lobten Gott, daß er so große Wunder mit ihnen gewirkt hatte. Das predigten auch die drei Könige ihrem Volke, richteten den Stern mit des Kindes Gestalt in ihren Landen auf, thaten sich der Welt immer mehr ab und führten in Demuth und Einfalt ein gottseliges Leben.

Es begab sich aber, als unser Herr Christus wieder aufgestiegen war in den Himmel und die heiligen zwölf Boten ausgesandt wurden, zu predigen das Evangelium von Christo in aller Welt: da wurde St. Thomas gen Indien abgeordnet. Also kam der heilige Thomas in der drei Könige Land und predigte allda den heiligen Christenglauben. Da gewahrte er eines Tages in einem der heidnischen Tempel einen Stein aufgerichtet mit einem Sterne darauf und in dem Stern ein Kind und darüber ein Kreuz, wie es die drei Könige gesehen und in den Tempeln hatten aufrichten lassen. Da fragte

St. Thomas die heidnischen Priester, was für ein Zeichen das wäre und was es bedeutete. Da sagten ihm die Priester von den drei Königen, und wie es von Anfang bis zu Ende mit ihnen ergangen wäre, wie ihnen der Stern erschienen und sie das Kind Jesus gesucht und gefunden hätten, und was sie mehr von den heiligen drei Königen gehört hatten. Als das St. Thomas vernahm, ward er unmaßen froh und inbrünstiger zu predigen denn zuvor, und hub nun an und sagte den Priestern von unsers Herrn Empfängniß, Geburt, Kindheit, Wandel, Marter, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, und wie er ihm in seine Wunden gegriffen hätte; und die Gaben der heiligen drei Könige legte er aus in geistlichem Sinn, und alle Tempel der Heiden, die dem Teufel gebaut waren, weihete er zu Ehren des Kindes, das ihre Könige gesucht und angebetet hatten. Also erscholl der Ruf von St. Thomas, seiner Lehre und den Wundern, die er mit göttlicher Kraft wirkte, weit und breit in den Landen, bis es vor die drei Könige kam.

Alsobald, obwohl sie nun alt und gebrechlich waren, machten sie sich mit großem Gefolge auf, zogen dem heiligen Thomas entgegen, empfingen ihn mit großer Würdigkeit und baten ihn zu berichten, wie es um das Kind stünde, das sie vordem so ferne gesucht hatten. Das that St. Thomas von

Herzen und predigte ihnen, wie alle Dinge mit unſerm Herrn Chriſto ergangen wären von Anfang bis zu Ende, und taufte ſie mit allem ihren Volke. Da wurden ſie mit den Gnaden des heiligen Geiſtes erfüllt und halfen nun St. Thomas das göttliche Wort verkündigen. Was die Könige predigten, das erläuterte St. Thomas aus der heiligen Schrift, und was Thomas von des Herrn Leben, Marter und Auferſtehung verkündigte, das beſtätigten und erhärteten ſie mit ſeiner heiligen Kindheit, die ſie mit eigenen Augen geſehen hatten.

Darauf fuhren die drei Könige mit dem heiligen Thomas und mit allem Volk nach dem Berge Fons, und die Capelle, die auf dem Berge ſtund, weihte St. Thomas zur Ehre unſers Herrn Jeſu Chriſti zu großer Freude des Volks. Von da an pilgerten die Leute von nah und fern nach dem Berge Fons, und der Zulauf wuchs von Jahr zu Jahr, und die Stadt, die unter dem Berge lag, nahm ſo zu, daß nun in ganz Indien keine vornehmere Stadt gefunden ward.

Als nun St. Thomas alles Volk Indiens zu Gott bekehret hatte, weihete er die heiligen drei Könige zu Prieſtern. Darnach ſchied er von ihnen und ging in ein anderes Land, woſelbſt er bald darnach die Märtyrerkrone erlangte. Die königlichen Prieſter aber beſtellten, als ſie ihres Lebens Ende

sich nahen spürten, aus der Mitte der Edeln und der Bischöfe ihres Reiches ein weltliches und ein geistliches Oberhaupt; und diese beiden höchsten Aemter haben noch viele Jahrhunderte in diesem Reiche fortbestanden, und die sie bekleideten, führten immer den gleichen Namen, da denn der weltliche Schirmherr Priester Johann, der Patriarch aber der indischen Kirche Thomas hieß.

Es verblieben nun die heiligen drei Könige, nachdem sie solchergestalt alle Dinge wohl bestellt und Land und Leute versorgt hatten, in gottseliger Stille bei einander in der Stadt Stulla, die unter dem Berge Fons liegt, und lebten darnach nicht mehr zwei Jahre. Eines Tages, nicht lange vor Weihnachten, erschien über der Stadt ein schöner Stern, der nie zuvor gesehen worden. Die Drei verstanden wohl, daß Gott sie nunmehr zu sich heben wollte in das ewige Leben, und ließen ein schönes Grab machen, wie sie des wohl würdig waren. Und als sie das Weihnachtsfest schön und löblich begangen, darnach auf den achten Tag, da König Melchior das heilige Abendmahl gehalten, neigte er vor allem Volk sein greises Haupt und gab seinen Geist ohne Schmerzen in Gottes Hände. Er war hundert und sechzehn Jahre alt geworden und wurde von seinen zwei Mitkönigen mit großen Ehren begraben. Darnach am Erscheinungsfeste des

Herrn, als Balthasar, der König von Saba, das Nachtmahl gehalten, starb er auch und war hundert und zwölf Jahr alt. Da wurde er von dem überlebenden Könige neben Melchior in dasselbe Grab bestattet. Sieben Tage nachher starb auch Caspar, der dritte König, nachdem er Abendmahl gehalten, und war hundert und neun Jahr alt. Da wurde auch er von dem Volke mit großen Ehren bestattet. Und nun standen die drei Särge brüderlich neben einander, denn es sollten die, welche mit einander den Heiland hienieden gesucht und gefunden und seinen Ruhm in der Welt verbreitet hatten, auch in der Ruhe ihrer Pilgerimsschaft nicht geschieden sein.

2.

Von des Herrn Jesu Christi Person und Gestalt.

Wer hätte sich nicht schon manchesmal gewünscht, den Herrn Jesum zu sehen in seiner menschlich leibhaftigen Erscheinung oder im Bildniß der Gestalt zu haben, in welcher das ewige Wort fleischgeworden unter den Menschenkindern gewandelt hat? Jene Griechen, welche zum Osterfeste gen Jerusalem gekommen waren, wandten sich an den Apostel Philippus mit der Bitte: „Herr, wir wollten Jesum gern

ſehen" (Joh. 12, 21.). Ihre Augen waren noch erfüllt von der Herrlichkeit des Tempels, der nicht ſeines Gleichen hatte auf Erden; aber ihr Herz dürſtete nach dem Anblicke deſſen, „der auch größer iſt, denn der Tempel" (Matth. 12, 6.). Zachäus, ob er gleich ein Oberſter der Zöllner war, ſchämte ſich nicht, auf einen Baum zu ſteigen, damit er über die Köpfe der Menge hinweg Jeſum ſehen möchte. Und er hat von ſeinem Maulbeerbaume herunter eine köſtlichere Ausſicht gehabt, als unſer Herr, als der Verſucher ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigte. Was hätte auch die Welt je Höheres zu ſehen dargeboten, als den, der da ſagen durfte: „Selig ſind die Augen, die da ſehen, das ihr ſehet; wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater" (Luc. 10, 23. Joh. 14, 9.)?

Aber dieſe Zeit iſt vorbei; uns gilt das Wort: „Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben!" und müſſen unſre Seele vertröſten auf jenen zweiten Advent, da wir werden ſehen des Menſchen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit" (Luc. 21, 27.). Dann werden wir ihn ſehen, „wie er iſt" (1 Joh. 3, 2.) und in ſeinem Anblick ſelig ſein. Wem dieſe Hoffnung das Herz eingenommen, der ruft mit Elieſer allen Dingen dieſer Welt zu: „Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Glück zu meiner Reiſe gegeben. Laſſet mich ziehen, daß ich zu

meinem Herrn komme" (1 Mos. 24, 56.); laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen. Aus solchem liebenden Verlangen aller, welche den Herrn und seine Erscheinung lieb haben, läßt es sich begreifen, daß man in der altchristlichen Zeit mit Freuden zugegriffen, als die Sage aufkam, es hätte sich in den Annalen oder Jahrbüchern der Römer ein Brief des Lentulus gefunden (welcher soll der Vorgänger des Landpflegers Pontius Pilatus gewesen sein), darinnen er dem Kaiser über des Herrn Jesu Person Bericht erstattet hätte. Alle alten Maler und Bildner, die sich noch an die Ueberlieferung hielten, haben sich von diesem Briefe, so zu sagen, die Hand führen lassen; und schon darum ist er werth, daß man ihn kenne. Er lautet also:

„Es ist in diesen Tagen erschienen und zwar noch vorhanden ein Mensch großer, vortrefflicher Kraft und Tugend, mit Namen Jesus Christus, den nennen die Heiden einen Propheten der Wahrheit, seine Jünger aber sagen von ihm, er sei Gottes Sohn. Derselbige Christus erwecket die Todten, und heilet alle Schwachheit und Krankheit. Er ist ein Mann von hoher, ansehnlicher Statur mit ehrwürdigem Gesicht. Wer ihn ansiehet, muß ihn sowohl lieben, als eine Furcht ob ihm haben. Die Haupthaare sind gelockt und gekräuselt, etwas dunkelfarbig, als einer wohlzeitigen Nuß, und glänzend.

Sie fallen über die Schultern herab und sind in der Mitte des Hauptes geſcheitelt nach der Sitte der Nazaräer. Seine Stirn iſt frei und überaus heiter. Sein Geſicht, welches eine mäßige Röthe zieret, iſt ohne Falten und ohne irgend ein Makel, Naſe und Mund ganz untadelig, sein Bart ſtark und dunkel, von der Farbe des Haupthaars, nicht lang, aber getheilt, die Augen graublau und klar. Beim Tadeln iſt er ſchreckhaft, beim Ermahnen mild und liebevoll. Auch wenn er ſich fröhlich zeiget, hält er ſich doch, wie einem würdevollen Manne zuſtehet. Niemand hat ihn je ſehen lachen, weinen hat man ihn aber zum öftern geſehen. Seine Haltung iſt aufrecht und gerade. Seine Arme und Hände ſind über die Maßen ſchön, daß man ſie mit Bewunderung anſchaut. Im Geſpräch iſt er nicht von vielen Worten. Der Schönſte unter den Menſchenkindern."

3.

Briefwechſel zwiſchen dem Könige Abgarus und dem Herrn Jeſu.

Der Biſchof Euſebius erzählt in ſeiner Geſchichte der chriſtlichen Kirche:

Zur Zeit, da der Sohn Gottes unter den Menſchenkindern auf Erden gewandelt, iſt Abgarus

König in Mesopotamia gewesen. Derselbe lag in langwieriger Krankheit darnieder; und es geschah ihm, wie vormals dem Naeman, dem Feldhauptmanne des Königs von Syrien, nämlich daß ihm Kunde zuging von dem großen Arzt in Israel, welches ihn bewog, an Jesum dieses Schreiben zu senden:

„Abgarus, des Uchamas Sohn, der König, entbeut dem guten Heilande Jesu, der zu Jerusalem erschienen ist, seinen Gruß.

Ich habe von Dir gehört und von den Heilungen, welche ohne Arzenei und Heilkraut von Dir vollbracht werden, wie Du durch ein einziges Wort Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein machest, die unsaubern Geister von den Besessenen austreibest, alle diejenigen, so an langwierigen Krankheiten leiden, heilest und auch Todte auferweckest. Nachdem ich solches von Dir gehört, habe ich alsbald in meinem Herzen daraus geschlossen, daß der zween gewiß eins sein müsse: entweder bist Du Gott selber und vom Himmel gekommen, solches auszurichten, oder Du bist Gottes Sohn. Derowegen schreibe ich Dir und bitte Dich, Du wollest Dich der Mühe nicht verdrießen lassen, zu mir zu kommen und mich von meiner Krankheit, die mich lange plaget, gesund zu machen. Urberdem habe ich erfahren, daß die Juden wider Dich Böses

sinnen und Dir nachstellen. Siehe, meine Stadt ist nicht groß, aber Dir anständig und für uns Beide genugsam."

Hierauf hat der Herr Jesus durch den Läufer Ananias dem Könige gen Edessa diesen Brief gesendet:

„Selig bist du, der du mich nicht gesehen und doch gegläubet hast. Denn es stehet von mir geschrieben: Die mich sehen, werden nicht an mich glauben; und die mich nicht sehen, die werden an mich glauben und leben. Von dem aber, daß du zu mir geschrieben hast, ich solle zu dir kommen, wisse, daß ich alles das, um deßwillen ich hieher gesandt bin, ausführen und erfüllen muß; und wenn ich es erfüllet habe, muß ich wiederum aufgenommen werden zu dem, von welchem ich ausgegangen bin. Bin ich aber gen Himmel aufgenommen, dann will ich dir einen meiner Jünger senden, der soll dich heilen und dir und den Deinigen das ewige Leben geben."

Solches ist zu seiner Zeit erfüllet worden. Denn nachdem Jesus Christus durch seine fröhliche Auferstehung sich als ein Herr über Alles sieghaftig erzeiget und in den Thron seiner göttlichen Majestät und Herrlichkeit gesetzet, hat der Apostel Thomas den Judas Taddäus, einen aus den siebenzig Jüngern, gen Edessa abgeordnet und derselbe den

König Abgarus durch die Kraft Christi vollkömmlich geheilet.

4.

St. Veronica.

4. Februar.

Von der heiligen Veronica ergeht unter dem Volke die Sage: Als unser Heiland unter seinem Kreuze durch die Gassen Jerusalems nach Golgatha wankte, da gingen auch die Töchter Zions weinend und wehklagend neben ihm her. Unter diesen war auch die heilige Veronica. Sie war dabei, als Jesus unter dem schweren Kreuzesbalken zusammenbrach. Sie sah mit zerrissenem Herzen, wie der Schweiß von seinem heiligen Angesichte in schweren Tropfen niederrann. Da reichte sie ihm ein linnenes Tüchlein dar, und der Herr nahm es mit einem dankenden Blicke von ihr an, drückte sein Antlitz darein und gab ihrs wieder. Da gewahrte sie das Wunder, womit Jesus ihren Liebesdienst vergolten hatte. In dem Tuche war das Bild des leidenden Angesichts des Erlösers abgedrückt, ein Bild seiner heiligen Marterschöne, welches ihr zum Andenken dessen blieb, den sie auf seinem Leidenswege erquickt hatte.

„Halt im Gedächtniß Jesum Christum" (2 Tim.

2, 8). Willst du das Leiden des Herrn fruchtbarlich bedenken und einen Segen davon tragen, der da bleibet: reiche ihm dein Herz dar, wie jenes fromme Weib ihr Schweißtüchlein, und bitte ihn, daß er es mit der Gluth seiner Liebe erweiche und sein Bild darein präge und abdrücke. An seinem Leidensbilde in deinem Herzen wirst du wohl einen stetigen Bußprediger haben, der dir täglich sage und vorhalte, was du dem Sohne Gottes angethan mit deinen Sünden. Aber es wird dir auch zum Tröster und Friedebringer werden, welcher dir an sich selber erzeiget und Bürgschaft giebt, daß deine Schuld bezahlt und deine Sünde gesühnet sei mit einem vollgültigen Opfer.

5.

St. Dionysius.

9. October.

„Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsterniß über das ganze Land bis zu der neunten Stunde" (Luc. 23, 44.). Während dieser finstern Leidensstunden des Heilandes, erzählt Suidas, begab es sich, daß in Heliopolis d. i. der Sonnenstadt in Egyptenland zwei Fremdlinge im Gespräche bei einander standen, Dionysius, welchen man Areopagita oder den Gerichtsherrn von Athen zu nennen

pflegt, und Apollophanes der Redner. Wie ſie das grauſige Wunder ſahen, fragte Apollophanes der Weiſe den Weiſeren und ſprach: „O ruhmvoller Dionyſi, was will das werden? ich meine, es muß eine große Veränderung im Himmel geſchehen ſein.“ Dionyſius ſtand in Gedanken verloren und antwortete mit Seufzen: „Entweder leidet die Gottheit, oder ſie hat Mitleiden mit einem, der da leidet, oder die Welt trauert um ihr nahes Ende.“ Wer hätte ihm Auskunft darüber geben können, und wenn er alle Weisheit der Egypter und alle Schulen der Athener darnach ausgefragt hätte? Viele Jahre gingen hin, Dionyſius war lange wieder an ſeinem Ort, ſaß zu Gericht Jahr aus Jahr ein; manche Falte hatte ſich in ſein Geſicht, manch graues Haar auf ſeinem Scheitel eingeſtellt; aber noch ungelöſt lag das Räthſel in ſeinem Herzen, was das an jenem Tage geweſen ſei. — Da kam ein jüdiſcher Mann nach Athen, Paulus von Tarſen, betrat den Gerichtplatz, welcher der Areopag hieß, und verkündigte allda in gewaltiger Predigt den Heiden den unbekannten Gott und wie derſelbige in Langmuth und Geduld die Zeit ihrer Unwiſſenheit überſehen, nun aber allen Menſchen an allen Enden geböte, Buße zu thun, darum daß er einen Tag geſetzt hat, ſprach er, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er

beſchloſſen hat, und jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toden auferwecket (Apoſt. 17, 31.).

„Da er alſo redete, hatten es etliche ihren Spott und wollten nicht weiter davon hören; etliche aber hingen ihm an und wurden gläubig, unter welchen war Dionyſius, einer aus dem Rath" (Apoſt. 17, 34.). Alſo führete ihn der Herr aus der egyptiſchen Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Licht, denn: „Er läßt es dem Aufrichtigen gelingen (Spr. 2, 7.) und den Frommen geht das Licht auf in der Finſterniß" (Pſ. 112, 4.).

6.

Chriſti Höllenfahrt.

Während der heilige Leib unſers Erlöſers nach Vollendung ſeines Leidens am Kreuze im Grabe ruhete, ging ſeine Seele an den Ort, wo die abgeſchiedenen Seelen für den Tag der Auferſtehung und des Gerichts aufbehalten werden, in das Reich der Todten. Denn er mußte, wie allerdinge ſo auch darin ſeinen Brüdern gleich werden, daß nach der Trennung Leibes und der Seele durch den Tod ein jegliches ginge an ſeinen Ort, der Leib ins Grab, die Seele in die Todtenwelt. Aber dieſe letzte Stufe ſeiner Erniedrigung iſt die erſte ſeiner

Erhöhung geworden. Denn er ist hingegangen, nicht um allda behalten zu werden, sondern als der Stärkere ist er dem starken Gewappneten in seinen Palast gefallen und hat ihn überwunden und seinen Harnisch genommen, darauf er sich verließ, und den Raub ausgetheilt (Luc. 11, 21. 22.). Er ist hingegangen im Geist und hat den Geistern im Gefängniß das Evangelium geprediget, damit er denen, die zuvor nicht glaubten, durch den Glauben Gnade und Errettung von der Obrigkeit der Finsterniß darböte, und denen, die im Glauben und Hoffen auf ihn verstorben waren, ehe sie seinen Tag gesehen, die Botschaft der vollbrachten Erlösung bringe (1 Petr. 4. 6.) und dieselben als die Erstlinge seines Sieges über Tod und Hölle mit sich ins Paradies einführe, wie solches David zuvor geweissagt und St. Paulus uns gedeutet hat: „Er ist aufgefahren in die Höhe und hat das Gefängniß gefangen geführt und hat den Menschen Gaben gegeben. Daß er aber aufgefahren ist, was ist es, denn daß er zuvor ist hinuntergefahren in die untersten Oerter der Erde" (Ephes. 4, 8. 9.)?

Niedergefahren zur Hölle! an diesem hohen theuern Wort unseres Glaubens sollst du die Gewißheit haben, daß unser Heiland nach seiner unbegrenzten Barmherzigkeit das Verlorene gesucht hat bis in die untersten Oerter der Erde, daß er

dem Teufel des Todes Gewalt genommen und den Gläubigen die Hölle zerstört hat (Hebr. 2, 14.), und also Gott Dank sagen, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum (1 Cor. 15, 57.). Wo du aber über jene klaren Sprüche der Schrift hinaus fragest, wie solches geschehen und wie es dabei hergegangen: so gedenke, daß dieser wunderliche Krieg unsers Erlösers zu jenen Dingen gehört, davon er gesagt hat: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen" (Joh. 16, 12.). Der unerforschliche Gott hat vor diese Geschichten der jenseitigen Welt einen Vorhang gezogen, welchen er auch den erleuchteten Augen der heiligen Evangelisten nicht gelüftet hat. Ihr Bericht bricht ab mit der Grablegung des Herrn und hebt dann von neuem an mit der Verkündigung seiner Auferstehung; denn sie haben zu uns geredet als treue und wahrhaftige Zeugen dessen, was sie gesehen und gehöret haben. Wenn nun die Sage sich, gleichsam auf eigene Hand, daran gewagt hat, die Höllenfahrt Christi vor die Augen zu malen, so wird der bibelkundige Leser darin Gottes Wort und die Gebilde menschlicher Phantasie wohl zu unterscheiden und zu richten wissen, und, indem er dies thut, sich insonderheit daran erbauen, wie die Weissagungen der lieben Heiligen des alten Bundes, darin sie sich dieser glorreichen Zukunft ihres Erlö-

sers getröstet haben, hier gar meisterlich zusammengeführet sind und wie in Einem Chor zum Preise des Löwen von Juda, der überwunden hat, vernehmen lassen. Denn was sie vordem im Glauben gesprochen, das lässet sie diese Geschichte noch einmal reden als im Schauen und Vollgenusse der Erfüllung, auf daß es uns um so deutlicher vor Augen komme und um so kräftiger zu Herzen dringe. Die Sage lautet also:

Es geschah um die Stunde der Mitternacht des Tages, da der Herr am Kreuze gestorben war, und sein heiliger Leib im Grabe lag, da brach es hervor wie Sonnenlicht in die Finsternisse der unteren Welt und wurden alle, die darin waren, erleuchtet und sahen einander. Jesaias der Prophet rief den Patriarchen und Frommen des Alten Bundes: „Siehe, das ist das Licht, von welchem ich, da ich noch im Leben war, geweissaget: Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht und über die da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle" (9, 1.). Da frohlocketen alle dem Lichte zu, das über ihnen leuchtete.

Und Simeon rief: „Darum bin ich in Frieden gefahren zu dieser Stätte, denn meine Augen, da ich noch im Fleische war, haben dieses Heil gesehen, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum

Preiſe ſeines Volkes Iſrael.“ Als dies die ganze Menge hörte, frohlockete ſie noch mehr.

Da trat hervor ein Einſiedler der Wüſte, Johannes, und die Patriarchen ſprachen zu ihm: „Wer biſt du?“ Er antwortete: „Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüſte: Bereitet dem Herrn den Weg (Joh. 1, 23.)! Siehe, er kommt, und ich kenne ihn. Ich ſelbſt habe, als ich ihn im Jordan taufte, den heiligen Geiſt auf ihn kommen ſehen und eine Stimme vom Himmel gehört, die ſprach: Dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Derhalben hat er mich auch zu euch geſandt, damit ich verkündigen ſollte, daß der eingeborne Sohn Gottes hierherkommt, auf daß jeder, der an ihn glaubt, ſelig werde, wer aber nicht glaubt, verdammet werde.“

Als ſolches Adam, der Erſterſchaffene, vernahm, rief er ſeinem Sohne Seth: „Sage an, mein Sohn, allen deinen Söhnen, was dir verkündiget wurde, als ich mich zum Sterben anſchicken mußte; denn nun weiß ich, daß ſolches uns heute zur Erfüllung kommt.“

Und Seth hob an und ſprach: „Als mein und euer Vater hinfällig wurde zum Sterben, ſandte er mich Gott zu bitten an der Pforte des Paradieſes, daß er mich durch den Engel zum Baume des Lebens führe und ich Oel nehme und meinen Vater ſalbe und er aufſtehe von ſeiner Krankheit.

Das that ich, aber der Engel antwortete: Seth, laß ab von deinem Weinen und Bitten ums Oel der Barmherzigkeit. Du wirst solches jetzt mit nichten erlangen. Gehe aber und sage deinem Vater, nachdem vollendet sein werden fünftausend fünfhundert Jahre seit Erschaffung der Welt, wird der Sohn Gottes herabkommen auf die Erde in Menschengestalt. Und wenn er kömmt, wird er im Jordan getauft werden, und wenn er aus dem Wasser steigt, so wird er alle, so an ihn glauben und auf ihn hoffen, mit dem Oel der Barmherzigkeit salben, und das Oel der Barmherzigkeit wird sein das Oel der neuen Creatur, die da soll geboren werden aus dem Wasser und dem heiligen Geiste zum ewigen Leben. Da wird der liebste Sohn Gottes herfürtreten und deinen Vater Adam in das Paradies führen, aus welchem er verstoßen worden." Da das die Patriarchen und Propheten höreten, frohlockten sie aus großer Freude.

Während die Heiligen also sich freuten, kam Satan, der Fürst der Finsterniß, und sprach zur Hölle: „Allverschlinger und Unersättlicher! schicke dich zu der Zukunft Jesu, der sich rühmet, er sei Gottes Sohn. Aber er ist nur ein Mensch, wie sich gezeigt hat, denn ich habe ihn sagen hören: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Durch unsere Mitwirkung haben ihn die Juden gekreuziget. Jetzt

nun, da er gestorben ist, seid bereit, ihn in Sicherheit zu bringen. Er hat mir viel Uebels gethan in der oberen Welt, da er mit den Sterblichen verkehrte. Denn wo er meine Diener fand, verfolgte er sie, und wen ich unter den Menschen blind, taub, stumm, lahm, gichtbrüchig, aussätzig und dergleichen gemacht hatte, die heilte er durch das bloße Wort; und viele, die ich bereitet hatte zu ihres Leibes Begräbniß, hat er wieder von uns zu sich gerissen."

Die Hölle antwortete und sprach zu Satan: „Wer ist also mächtig? Alle die Mächtigsten und Höchsten sind deiner Großmächtigkeit unterworfen und müssen deiner Herrschaft und Gewalt unterthänig sein. Wie ist es denn, daß der Mensch Jesus so viele Gewalt an sich nimmt und uns sich widersetzet? Wir wissen, daß vor seinem mächtigen Worte deine Diener nicht bleiben konnten und mußten auf sein Gebot ausweichen von den Besessenen. Wie komt er denn sagen: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod? Fürchte, Satan, seine List, wie du seine Macht schon vorher erfahren hast. Denn er sucht dich damit zu haschen und zu fangen und wird dir und uns wehe sein in Ewigkeit."

Da sprach Satan: „Allverschlinger, unersättliche Hölle! Was fürchtest du Jesum einzunehmen, meinen und deinen Widersacher? hab ich ihn doch

verſucht und habe das jüdiſche Volk wider ihn empört und aufrühreriſch gemacht, auch zuwege gebracht, daß ihn ſeiner Jünger einer verrathen hat, habe auch zugerichtet Holz und Nägel zu ſeiner Kreuzigung. Mache dich nun fertig, daß du ihn, wenn er kommt, mit ſtarker Hand bändigeſt."

Die Hölle antwortete: „Fürſt der Finſterniß, Sohn des Verderbens, Teufel, jetzt haſt du mir geſagt, daß du viele bereitet hatteſt zum Begräbniſſe, die er durch ſein Wort wieder lebendig gemacht hat. Wenn er nun andere aus dem Grabe befreiet hat, wie und durch welche Macht wird er ſelbſt bei uns zu bändigen ſein? Neulich verſchlang ich einen Todten, Namens Lazarus, und in kurzem zog ihn mir Einer aus den Eingeweiden. Ich glaube gar, er iſt es, den du meinſt. Wenn wir ihn nun hieher bringen, ſo fürchte, daß wir auch wegen der übrigen Gefahr laufen. Denn alle, die ich je verſchlang, fühle ich in Aufregung und mein Bauch ſchmerzt mich."

Satan ſprach: „Der iſt es."

Da hob die Hölle an und ſprach: „Ich beſchwöre dich, Satan, bei deiner und meiner Macht, daß du den Herrn Jeſum nicht anher führeſt! Denn fürwahr, als ich ſein Gebot hörte, zitterte ich und ward betrübt, konnte auch dieſen Lazarus nicht erhalten, denn er riß und ſchwang ſich hinaus wie ein Adler,

und auch die Erde, darin Lazari Leib todt lag, gab ihn lebendig wieder. Darum beschwöre ich dich bei meinem und deinem Heil, führe ihn nicht hieher. Denn ich glaube, wirst du ihn herführen, so wird er alle, welche hier bei uns in gräulichem Gefängnisse gehalten werden, los machen und zu dem ewigen Leben führen."

Während nun Satan und Hölle also mit einander redeten, erscholl eine starke Stimme gleich wie ein Donner und sprach: „Thuet auf eure Thore, ihr Fürsten! thuet auf eure ewigen Pforten, daß der König der Ehren einziehe!"

„Da sprachen Satan und die Hölle: Wer ist derselbe König der Ehren?"

Ihnen ward geantwortrt: „Es ist der Herr stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit" (Ps. 24, 78.).

Als die Hölle das hörte, sprach sie zu ihrem Fürsten, dem Satan: „Gehe von mir und tritt aus meinen Stühlen. Bist du mächtig, so streite mit dem König der Ehren."

Da ging Satan hinaus, und die Hölle sprach zu ihren Geistern: „Machet fest und stark die ehernen Thore und wehret euch wacker. Denn kommt er hier herein, wehe, dann nimmt er uns!"

Als dies die ganze Menge der Heiligen höret, sprachen sie im Eifer zur Hölle: „Du garstige Höll

thue auf deine Thore, daß eingehe der König der Ehren!" Da rief der heilige David mit großer Freude und sprach: „Hab ich doch, da ich noch am Leben war, prophezeiet und gesagt: Die da sitzen mußten in Finsterniß und Dunkel, gefangen in Zwang und Eisen; und sie zum Herrn riefen in ihrer Noth und er ihnen half aus ihren Aengsten und sie aus der Finsterniß und Dunkel führte und ihre Bande zerriß: die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut, daß er zerbricht eherne Thüren und zerschlägt eiserne Riegel" (Ps. 107, 10. 13–16.).

Jesaias sprach: „Habe nicht auch ich geprophezeiet und gesagt: Deine Todten werden leben, und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet auf und rühmet, ihr Bewohner des Staubes! Denn dein Thau ist ein Thau des grünen Feldes, und die Erde wirst die Todten aus" (26, 19.).

Und Hosea sprach auch: „Siehe, es geschieht, was der Herr durch mich geredet hat: Ich will sie erlösen aus der Hölle Gewalt und vom Tode erretten; Tod, ich will dir ein Gift sein; Hölle, ich will dir eine Pestilenz sein" (13, 14.).

Darauf sprachen alle heiligen Väter zu der Hölle: „Du stinkende Hölle, thu auf deine Thore! Du bist nun überwunden und wirst ohn alle Macht sein."

Da geſchah abermal eine Stimme, wie der Donner ſprechend: „Thuet auf eure Thore, ihr Fürſten! thuet auf eure ewigen Pforten, daß der König der Ehren einziehe! Und es erſchraken Satan, der Fürſt des Todes, und die Hölle, daß zweimal die Stimme zu ihnen kam; wußten nicht, was ſie antworten ſollten und ſprachen mit großer Furcht: „Wer iſt derſelbige König der Ehren?“ Da ſprachen die Engel des Herrn: Es iſt der Herr Zebaoth, „Er iſt der König der Ehren“ (Pſ. 24, 10.)!

Und kaum war dies Wort geſprochen, da zerkrachten die ehernen Thore, und die eiſernen Riegel wurden zermalmt, und die Hölle ward aufgethan. Und es zog ein der König der Ehren, und alle Finſterniß der Welt ward erleuchtet; und die Ketten und Banden fielen von denen, die da ſaßen am Ort und Schatten des Todes. Und ſogleich ſchrie die Hölle: „Wehe uns, wir ſind beſiegt! Aber wer biſt du, der du ſolche Macht und Gewalt haſt? Wer biſt du, der ohne Sünde hieher kommt, der klein ſcheint und Großes vermag, der Niedrige und der Hohe, der Knecht und der Herr, der Söldling und der König, der Macht hat über Todte und Lebendige? Ans Kreuz wurdeſt du genagelt und ins Grab gelegt, und ſchon biſt du frei. Bei deinem Tode erbebte die ganze Creatur und alle Sterne wurden bewegt, und jetzt biſt du unter den Todten

frei und haſt alle unſere Macht zerſtört. Wer biſt du, der du die Gefangenen erlöſeſt, die mit der Erbſünde beladen ſind, und ſie wieder in Freiheit verſetzeſt? Wer biſt du, der du die in Sündennacht Erblindeten mit göttlichem hellen und leuchtenden Lichte überſchütteſt?"

Gleichermaßen wurden auch alle Legionen der böſen Geiſter von Furcht erſchreckt, und vom Entſetzen erſchüttert riefen ſie mit ſtarker Stimme: „Woher biſt du, ein Menſch ſo ſtark und herrlich in Majeſtät, ſo rein und ſo fleckenlos? Niemals hat uns die Welt ſo einen Todten geſchickt. Du biſt wohl Jeſus, von dem der Höllenfürſt Satan uns geſagt hat, daß du durch Kreuz und Tod die ganze Welt erben würdeſt.

Aber der König der Ehren trug eine große Kette in ſeiner Hand, legte ſie dem Satan an ſeinen Hals, und auf den Rücken band er ihm ſeine Hände umgewandt und warf ihn in die Hölle, und mit ſeinem heiligen Fuß trat er ihm auf den Hals und ſprach zu ihm: „Du haſt viel Uebels ohne Aufhören gethan, und die Leute vom guten Wege abgeführt: heute übergebe ich dich dem ewigen Feuer."

Und er berief die ganze hölliſche Menge und ſprach zu ihnen: „Ich gebiete euch, daß ihr annehmet dieſen Leichtfertigen und haltet ihn in eurer

Zucht ſo lange, bis ich euch befehle, daß ihr ihn loslaſſen ſollet."

Da nahm die Hölle den Satan, ihren Fürſten, gebunden an mit großem Eifer und Schelten und ſagte zu ihm: „Beelzebub, Fürſt des Verderbens und Herzog der Verwüſtung, Spott der Engel Gottes, Abſcheu der Gerechten, was haſt du gethan, daß du den König der Ehren gekreuziget haſt. Du haſt uns große Beute von ſeinem Tode verſprochen. Aber wie ein Thor haſt du nicht gewußt, was du thuſt. Denn ſiehe, ſchon verſcheucht dieſer Jeſus durch den Glanz ſeiner Gottheit alle Todesſchatten und zerbricht die unterſte Feſte der Gefängniſſe, treibt heraus die Gefangenen und löſt die Gebundenen. Und alle, die unter unſerer Qual ſeufzten, höhnen uns. Unſre Herrſchaft iſt überwunden, unſer Reich beſiegt und vielleicht wird keine menſchliche Creatur ſich mehr zu uns kehren. O Höllenfürſt, Satan, Vater aller Böſen, Gottloſen und Entlaufenen, was haſt du gethan, daß durch dein Anſtiften die, welche von Anfang der Welt an ihrer Seligkeit ſonſt hätten verzweifeln müſſen, ſind erlöſet worden? O du leichtfertiger Verwalter der hölliſchen Schlöſſer und Schlüſſel! alle deine Reichthümer, die du erworben hatteſt durch das Holz der Uebertretung, haſt du nun verloren durch das Holz des Kreuzes; und alle deine Freude iſt in Trauer verkehret; da du den

König der Ehren tödten wollteſt, haſt du dich ſelbſt getödtet. Denn nachdem ich dich erhalten, daß ich dich feſthalte, wirſt du erfahren, welche Qualen du von mir leiden wirſt."

Als die Hölle alſo zu Satan, ihrem Fürſten, geredet hatte, da verſenkte ſie ihn nach Gottes Gebot alsbald in ihre Tiefe, und der König der Ehren ſprach zu der Hölle: „Der Satan wird ſein in deiner Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Und Jeſus ſtreckete ſeine Hand aus zu ſeinen Heiligen und ſprach: „Kommet her zu mir, alle meine Heiligen, die ihr mein Bild und Gleichniß habt, die ihr durchs Holz und den Teufel verdammet waret, nun aber durchs Holz meines Kreuzes werdet ihr den Teufel verdammet ſehen."

Und ſogleich verſammelten ſich alle Heiligen unter der Hand des Herrn. Da grüßte der Seligmacher den Adam gar gnädiglich und ſprach: „Friede ſei dir, Vater Adam, ſammt allen den Deinen!" Und Adam fiel alsbald zu den Füßen Jeſu, küſſete ſeine Hände mit Weinen und ſprach: „Ei die Hände, die mich geſchaffen haben!" und bezeugete allen und ſprach: „Du Heiland der Welt biſt kommen, daß du deine Auserwählten erkaufeſt und in dein ewiges Königreich einſetzeſt!" Auch ſein Weib Eva fiel zu den Füßen Jeſu, küſſete ſeine

Hände und sprach: „Ei die Hände, die mich geschaffen haben!“

Da erhub der Seligmacher seine Hände und machte ein Zeichen über Adam und alle seine Heiligen und hielt den Adam bei der Hand und sprach: „Friede dir mit allen meinen Heiligen und Gerechten!“

Adam aber that seinen Mund auf und hob an Gott zu preisen und sprach: „Herr Gott, ich will dich erheben, denn du hast mich aufgenommen, auch nicht zugelassen, daß meine Feinde über mich frohlocken. Herr Gott, ich rief zu dir, und du erhörtest mich. Mein Gott, du hast meine Seele aus der Hölle geführt und machst mich selig von denen, so in den Abgrund stürzen. Ihr, seine Heiligen, singet dem Herrn und danket ihm in seinem Heiligthume. Denn Zorn ist in seinem Mißfallen und Leben in seinem Wohlgefallen.“

Auf gleiche Weise warfen sich alle Heiligen zu den Füßen des Herrn und sprachen einhellig: „Du hast durch die That erfüllet, was du geweissagt durch das Gesetz und deine Propheten. Herr, wie du dein Kreuz gemacht hast zum Zeichen deiner Herrlichkeit im Himmel und zum Zeichen der Erlösung auf der Erde, so mache das Zeichen des Sieges deines Kreuzes in der Unterwelt, auf daß der Tod nicht mehr herrsche. Und der Herr streckte seine Hand aus und machte das Zeichen des Kreuzes

und ſtieg auf aus der Hölle und alle Heiligen folgten ihm.

Da rief der heilige David mit heller Stimme: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er thut Wunder. Er ſieget mit ſeiner Rechten und mit ſeinem heiligen Arm“ (Pſ. 98, 1.). Und die ganze Menge der Heiligen rief dagegen: „Das iſt der Ruhm aller ſeiner Heiligen! Amen. Halleluja!“

Darauf ſprach gleicher Weiſe der Prophet Micha: „Wo iſt ein ſolcher Gott wie du, der die Sünde vergiebt und erläſſet die Miſſethat den Uebrigen ſeines Erbtheiles; der ſeinen Zorn nicht ewiglich behält? denn er iſt barmherzig. Du haſt dich unſer wieder erbarmet, unſre Miſſethat gedämpft und alle unſere Sünden in die Tiefe des Meeres geworfen. Du haſt dem Jakob die Treue und Abraham die Gnade gehalten, wie du unſern Vätern vorlängſt geſchworen haſt“ (Micha 7, 18—20.). Und alle Heiligen antworteten: „Dieſer iſt unſer Gott immerdar und in Ewigkeit, der uns regieren wird in alle Zeiten. Amen. Halleluja.“

Da trat Abraham herfür und ſprach: „Das iſt der Tag des Herrn, des Meſſias, auf welchen ich mich in meinem zeitlichen Leben gefreuet, welchen ich auch im Glauben geſehen habe. Nun aber ſehe ich mit erleuchteten Augen den Herrn, der da

iſt der verheißene Samen, in welchem alle Geſchlechter auf Erden geſegnet werden.“ Da riefen alle Heiligen und ſprachen: „Gebenedeiet ſei, der da kommen iſt im Namen Gottes des Herrn! Gott, der du uns erleuchteſt. Amen. Halleluja!“ und folgten nach dem Herrn.

Alſo nun zog er zum Paradieſe, den Vorvater Adam an der Hand haltend, und übergab ihn dem Erzengel Michael und alle Heiligen mit ihm.

7.

Am ſtillen Sonnabend und am Oſtermorgen.

Nach dem Zeugniſſe des altchriſtlichen Dichters Prudentius (geb. 348 nach Chriſto) iſt zu ſeinen Zeiten die Meinung geweſen, daß während des ſtillen Sabbaths zwiſchen Karfreitag und Oſtern, welchen der Heiland nach vollendetem Verſöhnungsleiden durch ſeine Ruhe im Grabe geheiliget und geſegnet hat, auch die Qualen der Verdammten in der Hölle eine Weile ſtillſtünden. Dann ruhet der nagende Wurm, der nie ſtirbt; es ſchlummert das Feuer, das nie verliſcht; es ſchweigt auf Einen Tag das Heulen und Zähneklappen der Kinder des Zorns. Ein Tropfen aus dem überſchäumenden Becher der Gnade irrt hinunter bis in die Tiefen der Hölle,

und die ewig Friedlosen fühlen vom Grabe des Friedefürsten her einen flüchtigen Hauch

Der Ruhe, die uns Gott erkoren,
Der Ruhe, die kein Ende nimmt.

Wenn dann am Ostermorgen die Sonne über die Berge aufsteigt, macht sie drei Freudensprünge. Sie hat in Schrecken und Traurigkeit ihr Angesicht abgewendet und in Wittwenschleier sich gehüllt, als der Sohn Gottes am Kreuze litt: billig ist sie die erste, welche vor dem Auferstandenen hertanzt, wie David, als er die Bundeslade wieder zur Stadt Gottes brachte.

Die Sonn, die Erd, all Creatur,
Alls, was betrübet war zuvor,
Das freut sich heut an diesem Tag,
Da der Welt Fürst darnieder lag.
Hallelujah!

8.

Ich bin der Herr, dein Arzt.

Jerusalem, wie traurig und öde war es in deinen menschendurchwimmelten Gassen in jenen Tagen des Osterfestes, als Jesus nicht mehr unter deinem Volke wandelte, als seine Stimme sich nicht mehr in den Hallen deines Tempels hören ließ! War es nicht die Zeit, vor der er dich verwarnt hatte: „Ich gehe hinweg und ihr werdet mich su-

chen und in eurer Sünde sterben" (Joh. 8, 21.)? Wie mancher Blinde hatte sich wohl heraufführen lassen, daß Er seine Hände ihm auf die Augen lege und spreche: „Ich will es thun, sei sehend!" Wie mancher Lahme oder Krüppel harrete vielleicht seiner am Teiche Bethesda und rief in die Menge hinein: „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!" bis das Volk ihm im Zorn des bösen Gewissens zuherrschte: „Schweig! er ist nicht mehr vorhanden, nach dem du rufst." Und wenn er weiter fragte: „Wo ist er? ist er doch heraufgekommen zu eurem Feste! um seinetwillen habe ich mich durchs Land geschleppt bis hieher. Wo habt ihr ihn hingethan?" Dann hat vielleicht einer aus dem Volke mit Thränen im Auge sich zu ihm niedergebogen und ins Ohr geraunt: „Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht wisse, was in diesen Tagen darinnen geschehen ist?" Er fragte dann: „Welches?" und jener antwortete: „Das von Jesu von Nazareth, welcher war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk, wie ihn unsere Hohepriester und Obersten überantwortet haben zur Verdammniß des Todes und gekreuziget. Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen" (Luc. 24, 18—21.).

Wie stünd es um die Welt, wenn dies das letzte Wort der evangelischen Geschichte wäre! wenn

das Engelswort nicht aus Josephs Garten durch die Welt ertönet wäre: „Ich weiß, daß ihr Jesum den Gekreuzigten suchet. Er ist nicht hier, er ist auferstanden" (Matth. 28, 5. 6.)? Oder wenn die Seele, derer die ihn suchen, ohne Antwort fragen müßte:

Süßester Jesu, wohin bist du kommen?
Ist deine Wohnung nicht mehr in der Welt?
Hat dich der Vater nicht wieder genommen,
Weil dir der Himmel allein gefällt?"

Das sind die Gedanken, welchen die Sage hier, mitgetheilt vom Kaiser Tiberius, rührend und ergreifend zum Ausdruck verholfen hat. Sie stellt uns das Entsetzen, die schmerzliche Reue, die Rath- und Hilflosigkeit dar, welche die Welt in der Erkenntniß überfallen mußte, daß sie die Zeit ihres Heils versäumt, daß sie den Arzt Israels, den Fürsten des Lebens getödtet. Darnach aber bringt sie auch den Trost, welchen St. Petrus am Pfingsttage denen nicht vorenthalten hat, welchen aus tiefer Herzenswunde die Frage quoll: „Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir thun?" Sie bekräftiget in ihrer Weise den apostolischen Rath und göttliche Verheißung: „Thut Buße und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes" (Apstlg. 2, 38.).

Ihr geängſteten Geiſter, ihr zerſchlagenen Herzen, die ihr erſt in langer Noth und verſpäteter Reue nach einem Heilande fragen lerntet, der euch in euren guten Tagen ſo nahe ſtand: laſſet euch nicht zum zweiten Male um euer Heil betrügen, weil ihr dem Verſucher glaubet, der euch ſagt: „es iſt zu ſpät!“ „Iſt denn keine Salbe in Gilead? Oder iſt kein Arzt nicht da? Warum iſt denn die Tochter meines Volks nicht geheilet“ (Jer. 8, 22.)? Die Heilmittel ſind noch da: Chriſti Wort und Sacramente ſind noch vorhanden; ſo kann auch der Arzt ſelber ſich uns nicht entzogen haben.

Ein Arzt iſt uns gegeben,
Der ſelber iſt das Leben;
Chriſtus, für uns geſtorben,
Hat uns das Heil erworben.
Sein Wort, ſein Tauf, ſein Nachtmahl
Dient wider allen Unfall,
Der heilge Geiſt im Glauben
Lehrt uns darauf vertrauen.

Auf den Kaiſer Auguſtus, welcher den Erdkreis beherrſchte zu der Zeit, da Chriſtus geboren ward, folgte in der Regierung ſein Stiefſohn Tiberius. Das iſt derjenige, mit welchem die Juden dem Landpfleger Pontius Pilatus droheten: „Läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht.“ Denn Tiberius war ein argwöhniſcher, laſterhafter Tyrann,

befleckt mit dem Blute vieler Unschuldiger. Die Sage erzählt nun, daß Gott ihn in den letzten Zeiten seines Lebens zur Strafe seiner Sünden und Frevel mit schwerer Krankheit geschlagen, und seine Krankheit war also beschaffen, wie sie noch an keinem Menschen war erfunden worden, und keiner seiner Aerzte wußte sie zu heilen. Da gelangte gen Rom ein Gerücht aus dem jüdischen Lande von Jesu, dem großen Arzt in Israel, der die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein mache und allerlei Plagen und Seuchen heile nur mit seinem Worte. Wie solches dem Kaiser hinterbracht war, faßte er neue Hoffnung und befahl zu rufen den edlen Wolusin, welcher war ein Fürst der heidnischen Priester. Als der nun zu ihm kam, sprach der Kaiser zu ihm: „Ich gebiete dir bei der Macht meiner Götter, nimm an meine Botschaft, und bringe mir den Menschen herbei, welcher mich könnte gesund machen; denn ich empfinde, daß bald in kurzer Zeit mein Eingeweide sich auflöset und ich eines elenden Todes ersterben muß. Derowegen eile in das jerusalemitische Land und bringe mir Jesum von Nazareth, und wo du diesen mir herführest und ich Genesung erlange, was du immer von mir begehren wirst, soll dir gegeben werden."

Da ging Wolusin weg in sein Haus, beschickte dasselbige und nahm mit sich fünfhundert Kriegs-

knechte, trat in ein Schiff und fuhr zum jüdiſchen Lande. Er kam aber dahin nach einem Jahr und drei Monaten, weil ihnen der Wind auf dem Meere zuwider war, derhalben ſchiffeten ſie ſo lange.

Als nun Woluſin mit ſeinem Gefolge zu Jeruſalem einging, da erſchraken alle jüdiſchen Aelteſten, kamen zu dem Landpfleger Pontio Pilato, zeigten ihm an und ſprachen: „Aus Rom ſind kaiſerliche Geſandten kommen.“

Da ging Pilatus alsbald mit vielen Kriegsleuten zu Woluſin in die Herberge, neigte ſich gegen ihn und ſprach: „Lieber Herr, wenn ihr uns eure Zukunft hättet vorher zu wiſſen gemacht, wollten wir euch entgegen gezogen ſein und euch Ehre angethan haben.“ Woluſin antwortete und ſprach: „Wir ſind von unſerm allerehrlichſten Kaiſer nicht darum anhergeſandt, daß wir dich des Amtes entſetzen ſollen, noch weniger dieſer Stadt etwas anzuthun, auch nicht wegen einer Verehrung oder Gabe. Darum aber haben wir Sorge, ob wir in dieſen Landen einen Arzt finden möchten, welcher unſern allerehrlichſten Kaiſer heilen könnte. Denn er liegt an ſchwerer Krankheit danieder und vermag kein Arzt noch Zauberer ihm zu helfen. Darum ſind wir von ihm hieher geſandt und wollten gerne ſehen und erfragen einen Mann mit Namen Jeſus. Denn ſie haben für gewiß dem Kaiſer ge-

ſagt, daß der Jeſus ohne alle Arzenei geſund machet, welchen er will.“

Als Pilatus das hörte, erſchrak er über die Maßen. Es war aber unter denen, die um ihn ſtanden, ein Kriegsknecht mit Namen Pannunoian, der ſprach: „Unſer Herr begehret ohne Zweifel jenen Jeſus von Nazareth, welchen du, Pilate, haſt befohlen zu kreuzigen!“ Und Pilatus ſahe vor Scham und Beſtürzung zur Erde nieder und konnte nichts darwider antworten.

Da wandte ſich Wolusin in großer Bekümmerniß zu Pilato und ſprach zu ihm: „O Pilate! warum haſt du einen ſolchen Menſchen, von dem die Leute ſagen, daß er heilig geweſen als ein Sohn Gottes, dürfen zum Tode verurtheilen und kreuzigen laſſen ohne des Kaiſers Bewilligung?“ Pilatus antwortete ihm: „Ich konnte nicht widerſtehen dem Geſchrei der Juden, die ſeinen Tod forderten.“

Da ſagte jener ſelbige Kriegsmann, welcher vorhin wegen Jeſu geredet hatte, alſo zu Wolusin: „Lieber Herr, deine Hoheit erſchrecke und betrübe ſich nicht! Noch iſt Hoffnung vorhanden, daß unſerm allergnädigſten Kaiſer könne geholfen werden. Denn es gehet die Rede, daß dieſer Jeſus von den Todten auferſtanden ſei; und es iſt in dieſer Stadt ein Mann vorhanden, Joſeph von Arimathia, der

ihn hat in sein eigenes Grab begraben: derselbe wird dir bezeugen, ob diese Rede wahr sei."

Alsobald befahl Wolusin, daß man den Joseph mit großer Ehre zu ihm bringen sollte, und als er gebracht wurde, sprach er zu ihm: „Du allein bist unter allen ehrlich, weise und vorsichtig, wie ich berichtet bin, in dieser Stadt erfunden worden; darum sage uns die Wahrheit von Jesu, welchen sie Gottes Sohn heißen. Ist es auch wahr, daß er vom Tode auferstanden? Denn von dir einig und allein wollen wir alle Gewißheit erfahren und dein Zeugniß annehmen." Joseph antwortete: „Fürwahr, ich bin gewiß, daß mein Herr Jesus Christus ist vom Tod auferstanden, den ich in mein neu Grab in meinem Garten gelegt hatte. Ich selber habe darnach ihn gesehen und mit ihm geredet, und er hat noch vierzig Tage unter uns gewandelt, darnach ist er aufgehoben worden in den Himmel und ist nicht mehr hier.

Als Wolusin diese Kunde vernahm, wurde er aufs neue tief betrübt, hieß in großem Zorne den Landpfleger vor sich kommen und sprach: „Du Feind aller Wahrheit, warum hast du unsern Herrn Kaiser von Jesu, da er noch gelebt und Wunder gethan, nichts berichtet und hast als ein ungerechter Richter getödtet den Gerechten, welcher auch unsern Herrn hätte gesund machen und vom Tode erretten

können?“ Pilatus antwortete: „Fürwahr ich bin an Vergießung seines Blutes so weit nicht schuldig, sondern so viel ich immer vermocht, bin ich daran gewesen, daß er verschonet würde. Die fürstlichen Priester, Rabbiner und Gesetzlehrer hatten großen Haß wider ihn, bemüheten sich darum, daß er umgebracht würde und schrieen mit heller Stimme und sagten: „Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht!“ Zudem auch die ganze Menge des gemeinen Volkes machte ein großes Getümmel und rief heftig ohne Unterlaß: „Kreuzige ihn!“ Wolusin sprach zu ihm: „Wie kannst du deine Unschuld vorwenden? Du hättest ihn wohl können von den Unbarmherzigen erlösen; das hast du nicht gethan, sondern hast ihn in ihren Willen hinaus gegeben, daß er gekreuziget würde. Wie hast du deine Macht erweisen können, da du ihn unschuldig befunden? Warum hast du diese Sache nicht dem Kaiser vorgelegt?“

Da stund ein Jünger auf, mit Namen Simeon, vor Wolusin, auch vor allem Volk und sprach: „O Pilate, da du befahlest, Jesum zu geißeln, sprachst du zu ihm: Ich habe Macht dich zu kreuzigen und habe Macht dich loszugeben; und nun sagest du dennoch, es habe nicht in deiner Macht gestanden?“

Pilatus antwortete: „Ich fürchtete mich der

Juden Mißgunst und hinterlistigen Nachstellung, und darum hab ich ihn in ihren Willen hinausgegeben. Damit ich aber meine Unschuld bewiese, wusch ich meine Hände vor allem Volk und sagte: Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu! Solches Urtheil haben die Juden auf sich genommen und geantwortet: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"

Als Wolusin diese Worte hörte, wie es bei Jesu Verurtheilung hergegangen, fing er mit großem Ernst an zu weinen und sprach zu Pilato: „O du unbarmherziger Mann, du hättest diesen gerechten Menschen nicht hingeben sollen in die Hände der Gottlosen! Aber sein Blut komme auch über dich! Da du dich fürchtetest, du möchtest nicht für einen Freund des Kaisers gelten, hast du als sein ärgster Feind gehandelt!"

Hierauf befahl er seiner Ritterschaft, Pilatum mit Ketten zu binden, und im Kerker zu versperren.

Indem aber Wolusin diesen Geschichten weiter nachsann, entbrannte ihm das Herz mit großer Begierde nachzuforschen, ob er nicht durch irgend ein Gleichniß Jesum erkennen könnte und erfahren, wie er gestaltet war. Da ward ihm gemeldet von einem Weibe mit Namen Veronica, daß sie Jesu Bild und Gleichniß, wie er gewesen, als er auf Erden lebte, auf einem leinen Tuche hätte. Wolusin schickte

eilends hin, daß ſie zu ihm gebracht würde, und als ſie kam, ſprach er zu ihr: „Ich weiß, welchen Schatz du verbirgeſt in dem Schweißtüchlein, welches Jeſus auf ſeinem Leidenswege von dir empfangen und wieder gegeben hat. Zeige mir das Bild Jeſu, deines großen Gottes und Seligmachers.“

Das gottesfürchtige Weib erſchrak heftig über dieſes Begehren des heidniſchen Mannes und weigerte ſich lange ihm zu willfahren; da er aber anfing ſie zu bedrohen und zu nöthigen, ging ſie und etliche Kriegsknechte mit ihr, und ſie fanden das Bild verwahret in ihrem Hauſe, in ihrem Bette zum Haupte. Denn wo ſie pflegete zu Gott zu beten, da hat ſie das Bild aufgehoben. Und alſo brachte ſie vor Woluſin das Bildniß unſers Herrn Jeſu Chriſti.

Als es Woluſin anſichtig ward, alsbald erzitterte und entſetzte er ſich, fiel auf ſeine Knie nieder und ſprach: „Gebenedeiet ſind, die dich, Herr Jeſu Chriſte, mit Augen geſehen und die an dich geglaubet haben.“ Darnach ſprach er zu dem jeruſalemitiſchen Volke: „Fürwahr, ihr werdet böſe Vergeltung empfangen von unſerm Herrn Kaiſer darum, daß ihr den Heilbringer und Seligmacher zum Tode verurtheilt und gekreuzigt habt. Wehe dir, o du boshaftiges und mörderiſches Volk!“

Woluſin ſäumte nun nicht länger, ſondern

machte ſich mit allem ſeinen Gefolge auf, nahm Pilatum und Veronicam mit dem Bilde Gottes mit ſich und trat wieder in das Schiff, und als er nach Rom kam, wurde es ſogleich dem Kaiſer angezeigt, worauf dieſer ihn ohne Verzug zu ſich ins Gemach beſchied. Als Wolusin ſich vor ihm geneiget, hob er an und erzählete ihm alle Sachen von Jeſu, ſo ſich in Jeruſalem mit ihm begeben hatten. Kaiſer Tiberius ſprach: „Warum haſt du denn Pilatum nicht ausgerottet und vertilget?“ Wolusin antwortete: „Ich fürchtete mich eurer Ungnade: ich habe ihn aber gefänglich mitgebracht.“ Da ergrimmete der Kaiſer auf Pilatum und ließ ihn gar nicht vor ſich kommen, ſondern befahl ihn zu führen in eine öde und wüſte Stadt und allda im Kerker zu behalten, bis er ſich beſonnen, welches Todes er ſterben ſollte.

Darnach ſprach Wolusin weiter: „Lieber Herr, wiſſe, wie Jeſus vormals ein blutflüſſiges Weib durch Anrühren ſeines Saumes geſund gemacht hat, welche für ſolche Gnade ſein Bildniß mit großem Fleiße aufhebt und bewahret. Dies Weib, lieber Herr, hab ich mit anher gebracht, denn ſie verließ alle ihre Habe und war nicht zu ſcheiden von dem Bilde, das ich vor eure Augen bringen wollte.“

Da das Tiberius hörte, befahl er, das Weib mit dem Bilde Jeſu vor ſein Angeſicht zu bringen.

Und als sie gebracht wurde, sprach der Kaiser mit großer Ehrerbietung zu ihr: „Bist du die, die du gewürdiget wareſt des großen Mannes Jesu Saum anzurühren und hat er dir deine Gesundheit wiedergegeben, wie uns von dir gesagt worden?“ Das Weib bekannte es; da gebot ihr der Kaiser: „So zeige mir den Mann, der solches an dir gethan hat.“

Und als Tiberius das Bild unsers Herrn Jesu Christi ansahe, entsetzte er sich ganz und sprach mit Thränen: „Ich glaube an dich, Herr Jesu Christe, wie mir verkündiget ist, daß du durch dein Wort alle Gebrechen der Menschen gesund macheſt.“ — Und als er das gesagt, ist er alsbald von seiner Krankheit gesund geworden; und ist ihm geschehen, wie dem Erzvater Jakob, da derselbe sprach: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen“ (1 Mos. 32, 30.).

In großer Freude und Dankbarkeit begabte er Beide, Wolusin und Veronicam mit reichen Gnaden, das Bild Christi ließ er mit Gold und edlen theuren Steinen zieren und in der Capelle seines Palastes aufstellen. Er ward oft gesehen, wie er mit Thränen davor stand und sehnlich seufzte: „Ach, daß ich nicht verdienet habe, Jesum mit diesem meinen Leibe zu sehen und zu dienen!“ Es war ihm, wie es in jenem Liede heißt:

Ach daß ich dich so spät erkennet,
Du hochgelobte Schönheit du,
Und dich nicht eher mein genennet,
Du höchstes Gut und wahre Ruh!
Nun aber ist's durch dich geschehn,
Daß ich dich hab ersehn.

Mit großer Begier hörte und lernte er von denen, die von Jesu Worten und Werken ihm sagen konnten, stellte sein Leben auf die Gerechtigkeit im Glauben und stillte die Sehnsucht seines Herzens mit der Hoffnung Davids: „Ich werde satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde" (Ps. 17, 15.).

9.

Pontius Pilatus.

Von den letzten Schicksalen des Landpflegers Pontius Pilatus erzählt die Sage Folgendes. Nachdem Wolusin, der Abgesandte des Kaisers, wie im Vorigen genauer erzählt worden, den Landpfleger als einen ungerechten Richter seines Amtes entsetzt und gebunden gen Rom geführt hatte, berichtete er dem Kaiser, wie die Sachen ergangen wären und warum er statt des gehofften Wunderarztes in Israel ihm einen Gefangenen brächte. Der Kaiser war außer sich vor Zorn und gebot den Pontius Pilatus ihm vorzuführen. Alle, die gegenwärtig

waren, wußten voraus, daß es um das Leben des Landpflegers geschehen sei. Pilatus trat ein, und so wie der Kaiser seiner ansichtig wurde, war aller Zorn verschwunden. Er stand vor ihm auf, indem er ihn mit huldvoller Freundlichkeit grüßte, auch nicht ein einziges unmuthiges Wort kam über seine Lippen. So wüthend und rachedürstend man den Kaiser in der Abwesenheit des Pilatus gesehen hatte, so sanftmüthig und wohlwollend zeigte er sich bei dessen Gegenwart. Kaum aber hatte er ihn entlassen, als sein Grimm gegen ihn wieder furchtbar aufloderte. Er schalt sich einen Elenden, weil er diesem Nichtswürdigen gegenüber den Haß seines Herzens verleugnet hätte, und befahl sofort ihn wieder her zu rufen, indem er schwur und betheuerte, er wäre ein Kind des Todes und dürfe keinen Tag mehr über der Erde bleiben.

Pilatus wird zum zweiten Male vorgeführt. Wie Tiberius ihn sieht, steht er auf, ihn zu grüßen, sein Zorn ist bis auf den letzten Funken erloschen, er weiß nur Gutes und Liebes ihm zu sagen. Alle erstaunen und er selber staunet über sich und kann nicht begreifen, warum er jedesmal, so lange Pilatus abwesend, auf heftigste ihm zürne, und, wenn er vor ihm stehe, ihm kein hartes Wort sagen könne.

Lange forschte man vergebens nach der Ursache

dieſer wunderbaren Macht des Verklagten über das Gemüth ſeines Richters, bis man entdeckte, daß Pilatus unter ſeinem Gewande ein fremdländiſches Kleid trüge. Es war der ungenähete Rock des Herrn; Pilatus hatte ihn, weil er ahnete, daß ihm Wunderkräfte beiwohnen möchten, von jenem Kriegsknechte erhandelt, dem er durchs Loos zugefallen war. Dieſes Kleides beraubt, wurde der Landpfleger zum dritten Male vor den Kaiſer gebracht, und diesmal ſchützte ihn nichts mehr vor dem Zorne des Mächtigen. Tiberius ſprach über ihn das Urtheil, er ſolle des ſchändlichſten Todes ſterben, den man erſinnen möchte. Um dieſem Verhängniſſe zu entgehen, tödtete er ſich in der folgenden Nacht mit einem kleinen Meſſer. Als man dem Kaiſer dies berichtete, ſprach er: „In Wahrheit iſt er des ſchändlichſten Todes geſtorben, da die eigene Hand ſeiner nicht verſchont hat.

Wohl dem, der, wenn er vor ſeinen letzten Richter tritt, nicht zagen und bangen muß, weil ihm verliehen iſt zu ſagen:

„Ich freue mich in dem Herrn, und meine Seele iſt fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet“ (Jeſ. 61, 10.).

10.

Der ewige Jude.

Als unſer Herr Jeſus Chriſtus von den Juden vor den Landpfleger Pontius Pilatus in ſeinen Palaſt geführt wurde, und jene ihn hart verklagten und mit heftigem Geſchrei von dem Richter forderten: „Kreuzige, kreuzige ihn!“ da ſtand unter dem wüthenden Haufen auch ein Mann, Namens Ahasverus, von Jeruſalem bürtig, ſeines Handwerks ein Schuhmacher, welcher gleich den übrigen verſtockten Juden Jeſum für einen Ketzer und Verführer des Volkes hielt und an ſeinem Theile aus allem Eifer dazu mithalf, daß dieſer Menſch möchte vertilget und ſtracks hinweggeräumt werden. Er harrete auch auf dem Platze aus, bis Pilatus aus Furcht vor der tobenden Menge den Meſſias Israels hingab in des Todes Verdammniß und nach dem Richtplatze abführen ließ.

Da es nun ſo weit gediehen, ging Ahasverus eilends heim, dieweil er wußte, daß Jeſus alsbald an ſeinem Hauſe vorüberkommen müßte, und er vermeldete ſeinem Hausgeſinde, wie die Sache ſtünde, damit ſie auf die Straße treten und Jeſum augenſcheinlich ſehen möchten. Er ſelbſt nahm ſein kleines Kind auf den Arm und trat gleichfalls vor ſeine

Thüre, den Zug mit anzusehen und dem Kinde zu deuten.

Indem wurde Christus unter dem Kreuze dahergeführt. Die Last lag schwer auf seinen Schultern, der Schweiß rann in großen Perlen von seinem Angesicht, er konnte vor Ermattung nicht fürder, und just, als er an des Schusters Hause war, stund er still und lehnete sich an die Wand, ein wenig auszuruhen.

Ahasverus aber, kaum daß er solches gewahrete, sprang in Zorn herzu, wollte auch seinen Eifer als rechtgläubiger Jude vor dem Volke sehen lassen, hob die Hand empor und rief: „Mach dich fort, Jesus, dahin du gehöreſt! Du sollst hier nicht ruhen!“

Da nahm Jesus sein Kreuz auf, sah dem Juden ernsthaft ins Gesicht und sprach: „Wohl gehe ich zur Ruhe; du aber sollst wandern, bis ich wiederkomme!“

Alsobald fuhr ein ruheloser Geist in ihn, daß er nicht warten noch bleiben konnte, wo er war, setzte sein Kind nieder und lief Jesu nach, die Schmerzensstraße entlang vor das Thor, nach Golgatha hinauf und sah alles, was mit Jesu vorging, bis er sein Haupt neigete und verschied und zu seiner Ruhe einging. Nach Vollendigung dessen, da alles übrige Volk nach Hause ging, ließ ihm etwas nicht zu, auch umzukehren; nein das däuchte ihm

ſtracks unmöglich zu ſein, hinabzugehen gen Jeruſalem in ſein Heimweſen, ſondern wie Cain jagte es ihn vorwärts in die Weite, hat ſeitdem Weib und Kind niemals wiedergeſehen, ſondern fremde Länder eins nach dem andern wie ein betrübter Pilgrim durchzogen. Erſt nach vierzig Jahren, da er ſchon ein grauer Mann geworden, kam er vom Umherſchweifen durch die Lande herwieder gen Jeruſalem und ſahe mit Augen alles zerſtöret und jämmerlich zerſchleifet, keinen Stein auf dem andern, und wußte nichts zu erkennen, was zuvor allda war Köſtliches vorhanden geweſen.

Darnach trieb es ihn wieder hinaus auf die Wanderung, wiewohl er dieſes elendigen Lebens ohne Ruhe und Raſt von Herzen müde war und ſehnlich nach ſeinem Ende ſeufzete, auch ſich deſſelben getröſtete, nachdem er das Alter der älteſten Greiſe überſchritten hatte und ſeine Lebenskräfte verſiegen fühlte. Aber als er das hundertſte Jahr vollendet hatte, ward er von tödtlicher Schwäche ergriffen, und fiel in Ohnmacht als ein Sterbender; aber darnach ward er wieder geſund und lebte von neuem auf und kam wieder in das Alter, in welchem er zur Zeit des Leidens Chriſti geſtanden hatte; er war aber damals ungefähr dreißig Jahre geweſen. Und ſolches wiederholt ſich jedesmal, ſo oft er abermals das hundertſte Jahr erreicht hat: denn

er lebt auch noch heute und wandert noch immerdar.

Es giebt kaum ein Land der Erde, da man ihn nicht zu unterschiedlichen Zeiten gesehen hätte. In Deutschland zuerst im Jahre 1505 zu Königinhof in Böhmen, wo er dem Leineweber Kokot erschien. Darnach zu Hamburg im Jahre 1547, wovon Herr Chrysostomus Duduläus Westphalus umständlich Bericht erstattet hat. Dann zu Danzig, 1575 zu Madrid, 1599 zu Wien, 1601 zu Lübeck, und Reval, dann zu Krakau und Moskau, 1604 in Paris und 1640 in Brüssel. Zwei Bürger, welche in genannter Stadt in der Gerberstraße wohnten, begegneten im Soniemwalde einem alten greisen Manne, dessen Kleider ein gar schlechtes Ansehen hatten, auch zudem noch nach uraltem Schnitte gemacht waren. Sie luden ihn ein, mit ihnen in die Herberge zu gehen, und das that er auch, aber er setzte sich nicht nieder, sondern aß und trank nur stehenden Fußes. Als er wieder mit den beiden Bürgern vor die Thüre kam, da erzählte er ihnen gar viel, und das waren meist Geschichten, die sich vor vielen hundert Jahren zugetragen hatten. Fürnehmlich hat er von den heiligen Aposteln Christi, wie ein jeder gelebt und zuletzt gelitten und sein Ende genommen, ordentlich erzählet, auch vom Kaiser Nero und wie es bei dem Brande von Rom

hergegangen, desgleichen von Muhamed und den Kriegen um das heilige Grab, was für Leute von Ansehn Tamerlan, Bajazeth und andere gewesen und was für Regierungsveränderungen in der Welt seit Christi Zeiten stattgefunden, solches erzählte er alles so genau und getreulich, als ob er es mit eigenen Augen angeschaut hätte. Daraus erkannten die Bürger, daß ihr Gefährte der ewige Jude sein müsse und verließen ihn mit großem Schrecken.

Lange zuvor ist er auf dem Matterberge in der Schweiz gewesen, und stand damals eine Stadt daselbst. Als er aus dem Thore ging, sprach er zu den Bürgern dieser Stadt: „Wenn ich wiederkomme, werden hier, wo jetzt Häuser und Gassen sind, nur Bäume wachsen und Steine liegen; und wenn mich zum dritten Male der Weg daher führt, wird nichts da sein, als Schnee und Eis.“ — Jetzt ist der Matterberg ein hoher Gletscher des Walliserlands, auf welchem die Visper entspringt, und nichts mehr da zu sehen, als Schnee und Eis.

Der ewige Jude wird beschrieben als ein alter Mann von langer Gestalt mit langen über die Schultern hangenden Haaren, bekleidet mit einem umgürteten Leibrock und barfuß. Er hält sich still und eingezogen, redet nicht mehr, denn man ihn fraget. Wenn er zu Gaste geladen wird, isset und trinket er nur mäßiglich, eilet bald wieder fort und

bleibt nicht lange auf einer Stätte. Gottes Wort hört er in großer Andacht und Ehrerbietung, wie man ihn denn oft in Kirchen der Kanzel gegenüber gesehen und wahrgenommen, wie er bei Nennung des Namens Jesu Christi sich zum höchsten und demüthigsten geneiget, an seine Brust inniglich geschlagen und tief geseufzet. Und so er jemand auf der Straße, in der Herberge oder sonstwo bei Gottes Marter fluchen gehört, hat er sich darüber heftig erbittert und mit nicht geringem Eifer und Seufzen gesagt: „O du elender Mensch, o du elende Creatur, solltest du den Namen deines Herrn und Gottes und seiner bittern Marter und Leiden also liederlich mißbrauchen? Hättest du, als ichs gesehen, selbst angeschauet, wie schwer und sauer dem Herrn seine Wunden meiner und dein selbst wegen wären worden, du würdest dir eher selbst großes Leid anthun lassen, denn daß du umsonst seinen Namen also verunehren solltest."

Wo man ihm Geld angeboten, hat er wenig, nicht viel über zween Schillinge angenommen, davon er doch alsbald wiederum den Armen umher ausgetheilet hat mit Anzeigung, er bedürfe keines Geldes, Gott werde ihn wohl versorgen.

In welches Land er gekommen, desselben Sprache hat er auch gebrauchet und also wohl geredet, wie wenn er von Kindheit her sich ihrer bedient hätte.

Alle, die ihn hörten, haben ſich nicht genug verwundern gekonnt über ſeinen genauen Bericht von allem, was ſich jederzeit zugetragen. Wer ihn aber um ſein eigenes Schickſal befragt hat, dem hat er geantwortet: „Was Gott mit ihm vorhabe, daß er in dieſem elenden Leben ſo ohn Ende herum wandern müſſe, könne er nicht anders gedenken, als Gott wolle an ihm vielleicht bis an den jüngſten Tag wider die Juden einen lebendigen Zeugen haben, dadurch die Ungläubigen und Gottloſen des Sterbens Chriſti erinnert und zur Buße bekehret werden ſollen; wie er denn auch ſeines Theils hoffe, daß der Herr ihn zu Gnaden annehmen werde, denn er habe ihn ſelbſt am Kreuze beten hören: „Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“

Der ewige Jude iſt das Abbild des jüdiſchen Volks, wie es vor den Augen der Welt wandelt ſeit der Apoſtel Zeit bis zu dieſer Zeit und wandeln wird bis an das Ende der Tage. Wie Ahasverus dem Heilande keine Raſt vergönnte vor der Schwelle ſeines Hauſes, ſo hat ſein Volk insgeſammt ihn von ſich geſtoßen mit dem Läſterworte: „Hinweg mit dieſem“ (Luc. 23, 18.)! „Er kam in ſein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Joh. 1, 11.); er hat umſonſt in Iſrael umhergefragt: „Welches iſt die Stätte, da ich ruhen ſoll“ (Jeſ. 66, 1.)? Darum hat Gott dieſes Volk mit Un-

ruhe geſchlagen. Unſtät und flüchtig muß es ſein auf Erden mit Cain, wider welchen das Blut Abels des Gerechten gen Himmel ſchrie. Der Schwur Gottes: „Sie ſollen nicht zu meiner Ruhe kommen“ (Pſ. 95, 11.) hat ſie heimathlos durch alle Welt zerſtreut. Es ſind über Israel gekommen alle dieſe Flüche, die er durch Moſe ihm angedrohet, ſo es der Stimme des Herrn ſeines Gottes nicht gehorchte: „Der Herr wird dich zerſtreuen unter alle Völker von einem Ende der Welt bis ans andere. Dazu wirſt du unter denſelben Völkern kein bleibendes Weſen haben und deine Fußſohlen werden keine Ruhe haben. Denn der Herr wird dir daſelbſt ein bebendes Herz geben und verſchmachtete Augen und verdorrete Seele“ (5 Moſ. 28, 64–66.). „Du wirſt tappen im Mittage, wie ein Blinder tappet im Dunkeln und wirſt auf deinem Wege kein Glück haben und wirſt Gewalt und Unrecht leiden müſſen dein Lebelang und niemand wird dir helfen“ (5 Moſ. 28, 29.).

So wandert Israel, ſeit achtzehnhundert Jahren ein Gaſt und Fremdling in jederlei Land, ein Knecht unter jederlei Volk, hat die Sprachen aller Zungen gelernt und die Tracht aller Nationen der Erde angezogen und iſt doch in keiner einheimiſch oder einer ihres Gleichen geworden. Du erkennſt den Juden auf den erſten Blick als Juden, und ob-

wohl „ohne bleibendes Weſen", bleibt ihm doch das Kennzeichen ſeiner Abkunft, und muß es behalten bis an den jüngſten Tag.

Denn wandern ſollſt du, bis ich komme. „Wahrlich, ich ſage euch, ſpricht der Herr, dies Geſchlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geſchehe" (Luc. 21, 32.). Das jüdiſche Volk kann nicht ſterben, es hat keinen Theil am gemeinen Schickſal der übrigen Geſchlechter der Erde, denen Gott Ziel geſetzt hat, „zuvor verſehen" (Apſtlg. 11, 26.), daß ſie wachſen, blühen, altern und, wenn ihre Zeit abgelaufen iſt, in einem andern jugendlicheren Volke aufgehen und zuletzt bis auf den Namen verſchwinden. Noch nie, ſo lange die Erde ſteht, hat ein Volk, das aus ſeinem Lande verjagt iſt, das ſeine Heiligthümer verloren hat, Beſtand gehabt. Egypter, Aſſyrier, Babylonier, Meder, Griechen und Römer, welche alle um vieles größer, mächtiger und zahlreicher geweſen ſind, als die Juden, ſind von der Erde verſchwunden; man kennt ihre Namen nur noch aus der Geſchichte. Aber dieſes Volk der Juden, ſeit nahe an zweitauſend Jahren ſeines Landes, ſeines Tempels, ſeiner Heiligthümer beraubt, zerſtreut unter lauter fremde Völker, von denen es oft genug gedrückt, verfolgt, zertreten worden, beſteht noch heutiges Tages. Was hat Gott in dieſem allen vor?

Da ſchaue an beides, den Ernſt und auch die Güte Gottes. Israel iſt auch unter dem Fluche das Volk der Verheißung geblieben. Darum hat es vom Bauplatz nicht abtreten dürfen, damit es mit eigenen Augen an dem Wachsthume, Beſtand und Siege der Kirche Chriſti ſehen müſſe, wie der Stein, den es verworfen hat, zum Eckſtein geworden iſt. Der Herr läßt dies Volk nicht untergehen, weil er es für die Zeit der Buße und des Glaubens aufſpart. Die Langmuth Gottes wetteifert mit Israels Herzenshärtigkeit und wird ſie überwinden. Er hält noch über ſeinem Worte: „Siehe, euer Haus ſoll euch wüſte gelaſſen werden" (Matth. 23, 38.); aber er harret auch der Zeit, die er durch Propheten und Apoſtel verheißen hat: „Darnach werden ſich die Kinder Israel bekehren und den Herrn ihren Gott, und ihren König David ſuchen und werden den Herrn und werden ſeine Gnade ehren in der letzten Zeit" (Hoſ. 3, 5.). „Sie werden ſehen, in welchen ſie geſtochen" (Joh. 19, 37.), „und werden ihn klagen, wie man klaget ein einiges Kind, und werden ſich um ihn betrüben, wie man ſich betrübet um ein erſtes Kind" (Sach. 12, 10.). Blindheit iſt Israel eines Theils widerfahren, ſo lange bis die Fülle der Heiden eingegangen ſei, und alſo das ganze Israel ſelig werde" (Röm. 11, 25. 26.).

Darum ſehen wir der Geſtalt des ewigen Juden auch dieſe Hoffnung aufgedrückt, die wir auf Grund jener deutlichen Ausſprüche der Schrift noch immer in die einſtige Bekehrung Israels ſetzen. Mit dem brennenden Schmerz über ſeinen Frevel an dem Heiligen Gottes, in Demuth, Buße und Ergebung wandert er als ein lebendiger Zeuge der Heilsthat Gottes auf Golgatha, als ein ernſter Warner der Zweifler, der Ungläubigen und der Spötter durch alle Welt und alle Zeit der Wiederkunft des Herrn entgegen, von deſſen Barmherzigkeit er gewartet, daß ſie ihn zu ſeiner Ruhe bringen wird.

11.

Kreuzſchnabel und Rothkehlchen.

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an!"

Dieſen Empfehlungsbrief an die ganze Chriſtenheit hat der Herr Chriſtus ſelbſt den leichtbeſchwingten, fröhlichen Wandersleuten der Lüfte mitgegeben. Wer ſollte ſie auch nicht lieb haben, der mit ſinnendem Auge anſieht, mit wie viel Huld und Kunſt der Finger ihres Schöpfers ſie ausgeſtattet hat? Sind ſie nicht die Vögel „unter dem Himmel?" ein Bild der Seele, die da trachtet nach dem, das droben iſt? Ihr Flug geht denſelben Weg, wie jedes Vaterunſer der Gläubigen, und ſie ſind es,

die unter allen Creaturen am fleißigſten dem letzten Wort im Pſalter nachleben: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!“

Dem deutſchen Volke darf es zum Ruhme gelten, daß es, wohl aus alter Bekannt- und Nachbarſchaft von den Zeiten her, da unſere Väter noch mit den Vögeln in den Wäldern zuſammenwohnten, dem gefiederten Völklein ſtets ſonderliche Gunſt und Freundſchaft zugewendet hat. Ihm gilt noch immer muthwilliges Neſterausnehmen als ein Merkzeichen böſer Buben. Es nennt die Störche, Tauben, Schwalben und Fliegenſchnäpper: „Herrgottsvögel“ und hat ihnen mit Beilegung dieſes ehrwürdigen Namens einen kräftigeren Schutz angedeihen laſſen, als alle obrigkeitlichen Verbote handhaben könnten. Auch die deutſche Volksſage weiß mancherlei zu Lob und Liebe der Vögel unter dem Himmel zu ſagen, darin ein guter frommer Sinn ſich ausſpricht, wie man aus Folgendem entnehmen kann.

Den Kreuzſchnabel hat ſie dem Herrn Chriſto geheiliget. Weil er um die Weihnachtszeit brütet, ſo ſagt man, trage er ſich mitten im Winter zur ſelben Zeit mit mütterlichen Sorgen, in welcher St. Joſeph und der heiligen Jungfrau Maria das neugeborne Gotteskind in Hut und Pflege gegeben war. Als unſer lieber Heiland am Kreuze hing, habe dieſer Vogel mit ihm herzliches Mitleiden ge-

habt und ſich viel Mühe gegeben, um mit ſeinem Schnabel die grauſamen Nägel herauszuziehen, womit der Erlöſer an das Holz geheftet war. Er vermocht es aber nicht, und über der vergeblichen Anſtrengung habe er ſeinen Schnabel kreuzweis ganz verbogen, wie noch heutigen Tages an ihm zu ſehen ſei. Seitdem hafte an dieſem Vogel eine ſonderliche Gunſt des Himmels; in ein Haus, worin man einen Kreuzſchnabel hält, ſchlage niemals der Blitz ein.

Auch dem Rothkehlchen wird es nachgeſagt, daß es mit dem leidenden Erlöſer Erbarmen gehabt, wie ihm wohl jeder zutraut, der dieſem Vöglein einmal in ſeine milden, treuherzigen Augen geſehen hat. Es ſei um die Nägelwunden hin und her geflattert und habe ſich ängſtlich bemüht, das blutende Opfer loszumachen. Davon rühre es her, daß ſein Gefieder um die Bruſt noch roth iſt. Aber es hat ihn auch müſſen hängen und ſterben laſſen. Seitdem kann Rothkehlchen keinen todten Menſchen erſehen. Es iſt der Tobias unter den Vögeln, der die Erſchlagenen und Todten ſeines Volkes auf den Gaſſen aufhob und begrub. Wenn wo ein Erſchlagener im Walde liegt, von dem niemand weiß, daß man ihn aufhebe und beſtatte, fliegt es herzu und legt ein Zweiglein oder einige Blätter auf ſein Geſicht, um ihn, ſo gut es kann, zuzudecken. Kleine Kraft, aber große Liebe.

12.

Pelican und Caradrius.

Vom Vogel Pelican sagen die Alten, daß ihm die Wüste zur Wohnung angewiesen sei, und wenn es denn seinen Jungen an Nahrung gebricht und sie am Verschmachten sind, mag er seiner Kinder Tod nicht leiden, sondern reißt sich selber die Brust auf und tränket sie mit seinem eigenen Herzblute, also daß sie wieder aufleben und erhalten werden. Damit ist unser treuer Heiland Jesus Christus vorgebildet, welcher sich Ps. 102, 7. also vernehmen läßt: „Ich bin gleichwie ein Pelican in der Wüste.“ Denn ihn hat auch seines verschmachteten Volkes gejammert, welches ohne ihn hätte den Tod schmecken müssen; er hat in unerschöpflicher Liebe und Erbarmung seines eigenen heiligen, theuren Blutes nicht geschonet, sondern vom Stamm des Kreuzes mildiglich vergossen, damit derer keiner, die ihm der Vater gegeben hat, verloren werde; und noch immer thut er gleicher Weise in seiner Gemeinde, und tränket in der Spendung des heiligen Abendmahls seine Kinder mit Kräften Seines göttlichen Lebens. „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken“ (Joh. 6, 65.).

Die Sage erzählt von einem anderen Vogel, der da heißet Caradrius. Sein Gefieder ist über und über schneeweiß. In klaren Mitternächten fliegt er hoch über der Erde hin und streift mit seinen Schwingen den Himmel. Wo ein siecher Mann liegt, über welchen Gottes Wille ist, daß er genesen soll: da senket sich der Vogel zu ihm nieder und thut seinen Schnabel über des Mannes Mund und nimmt des Mannes Unkraft an sich. Dann fährt er auf zur Sonne und läutert sich im ewigen Lichte; so ist der Mann genesen. Blick auf, du krankes Herz, aus deinen Kummernächten zu den Höhen, von welchen uns Hilfe kommt. „Es giebt einen Reinen und Heiligen im ewigen Licht, der nicht verachtet noch verschmähet das Elend der Armen" (Ps. 22, 35.). In einer klaren Mitternacht, als die Engel uns Frieden und Wohlgefallen verkündeten, ist er herniedergestiegen in unser Jammerthal und hat unsere Schwachheit auf sich genommen und unsre Seuche getragen (Matth. 8, 17.). „Laß dich mit seinen Fittigen decken und deine Zuversicht sei unter Seinen Flügeln, der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet deine Gebrechen; denn Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig" (Ps. 91, 4; 103, 3; 2 Cor. 12, 9.).

13.

Weide und Tanne.

Auf den Friedhöfen steht so manche Trauerweide. Sie hängt ihre Zweige tief zur Erde, wie eine Magdalena in Scham und Reue hingebückt ihr Haupt vor dem Heilande in den Staub gebeugt und ihre Haare ausgegossen hat zu seinen Füßen. Die Alten sagen: „Von der Weide sind die Ruthen genommen worden, mit denen sie unsern lieben Herrn vor seiner Kreuzigung geschlagen haben.“ Seit dieser Zeit senkt sie ihre Zweige trauernd zur Erde und kann sie nicht mehr himmelwärts richten. O Mensch, warum trägst du dein Haupt so hoch und hasts vergessen: „Herr, meine Sünden haben dich geschlagen?“

Aber im Walde steht ein Baum, der uns besseren Trost giebt. Siehe die Tanne, wie fröhlich sie aufwipfelt in den Himmel. Sie grünet immerdar; Frühling und Winter sieht sie in demselben lebensfrischen Schmuck der Jugend; recht wie ein Bild des Gerechten steht sie da, von welchem der Psalter rühmet: „Seine Blätter verwelken nicht“ (1, 3.). Warum welken sie nicht? Siehe, wie die Tanne ihre Aeste kräftiglich geradehin vom Stamme hinausstreckt gleich weitaufgethanen Armen. In Kreuzgestalt steht sie da, und die Väter sagen: „Das

ist der Baum gewesen, an welchem unser Erlöser den Sühnetod unserer Sünden gelitten hat.“ Die Tanne trug uns die köstliche Frucht des Lebens, als der Heiland an ihr hing. Sein Blut ist an ihr hinabgeflossen und hat ihre Wurzeln getränket mit himmlischen Kräften: von daher grünet sie immerdar. Pflanzet mir eine Tanne auf mein Grab zum Zeichen, daß auch mein Fleisch wird sicher liegen, weil es vom Fleisch und Blut des Sohnes Gottes gegessen und getrunken hat. Darum werden auch meine Gebeine ergrünen zu unvergänglichem Leben. „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut,“ spricht der Herr, „der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken“ (Joh. 6, 54.).

14.

Die Rosen von Jericho.

Von Jerusalem bis an den Ort in Aegyptenland, wo Maria und Joseph mit dem Jesuskindlein sich niederließen, sind zwölf Tagereisen; und an der Straße, welche Maria fuhr bis nach Egypten und wieder zurück, da wachsen jetzt eitel dürre Rosen. Rosen der Freude mußten ja die Spuren jenes Weges begleiten, auf welchem die Gebenedeiete unter den Weibern das Kind Gottes vor der Mör-

derhand des Herodes gerettet dahintrug. Aber dürre Rosen — denn es war der Anfang jenes langen Schmerzensweges, an dessen Ende das von Simeon geweissagte Schwert durch ihre Seele ging. Die Hirten, welche des Nachts auf dem Felde ihres Viehes hüten, brechen diese Rosen ab und geben sie den Pilgern und Kaufleuten, und also kommen sie weit und breit in die Welt und stiften das Gedächtniß jener Flucht nach Aegypten.

Auch in der Ebene von Jericho, aus welcher man vom Jordan her in die Berge Judäas nach Jerusalem hinaufsteigt, soll man diese Rosen finden, woher sie den Namen Rosen von Jericho führen. Auf diesem Wege war es, wo der Herr die Zwölfe zu sich nahm und ihnen offenbarte: „Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn. Denn er wird überantwortet werden den Heiden und wird verspottet und geschmähet und verspeiet werden; und sie werden ihn geißeln und tödten und am dritten Tage wird er wieder auferstehen" (Luc. 18, 31—33.). Es war der Gang des Lammes Gottes zum Altar. Seine Fußstapfen, besprengt mit dem rosenrothen Blute der Versöhnung, triefen von Heil und Leben aus dem Tod: und ein Sinnbild dessen ist die Rose von Jericho.

Von ihrer Gestalt ist Folgendes zu sagen. An einem dürren Stengel befinden sich viele dürre Aestchen, die zu einem Knäuel sich zusammengeschlossen haben, und an diesen Aestchen hängen oft noch die Samenkapseln. Diese Pflanze wächst in Arabien und Palästina in sandigen, dürren Gegenden, wo die Sonne glühend brennt und alles Wachsthum bald unterbricht. Da keimt ihr Samenkorn und schlägt Wurzeln zur Zeit, wo der Wind ruhig ist und der Sand nicht hin und her gejagt wird. Die sich erhebende Pflanze zieht aus der Luft die Feuchtigkeit an sich, treibt Blätter und Zweige, bringt weiße, kreuzförmige Blüthen und Früchte. Jährig stirbt sie ab und zieht dabei alle Zweige und Wurzeln zu einem Knoten zusammen. Und wenn dann im August die Winde sich erheben und den Sand oft weit forttreiben, so wird die zusammengerollte, leicht ausgetrocknete Pflanze auch mit ausgerissen und oft in weite Entfernung fortgeführt. Auf diesem Wege läßt sie ihre Samenkörner ins dürre Erdreich fallen, aus denen dann auch wieder zu seiner Zeit neue grünende Gewächse in der Wüste emporsprießen. Aber damit hat die Pflanze ihren Lebenslauf noch nicht vollendet. Ihre Wanderung durch die Wüste nimmt ein Ende. Der Wind hat sich gelegt, das arme umhergeworfene Gewächs bleibt zuletzt liegen; und es trifft sich, daß dies öfter gerade an einem

feuchten Ort, etwa in der Niederung des Jordans, geschieht. Hier ruhet die Wüstenrose von ihrer langen Reise aus, sie athmet auf. Stengel, Wurzel und Zweige werden wieder weich, dehnen sich aufs neue aus, schwellen auf, die Saugröhren erwachen wieder zum Leben und beginnen ihre gewohnte Thätigkeit; neuer Saft steigt in den Stengel, die Blüthen entwickeln sich abermals, und die Pflanze gelangt zum zweiten Mal zur Reife.

Um dieser außerordentlichen Eigenschaft willen, daß sie im Wasser neue Belebung und Verjüngung empfängt, hat der berühmte schwedische Pflanzenkundige Linné dieser Pflanze den schönen Namen Anastatica hierochuntia d. i. Auferstehungsblume von Jericho gegeben. Er soll immer eine hangen gehabt haben, um an ihr den Grad der Feuchtigkeit der Luft zu erkennen. Diese Eigenthümlichkeit, welche auch den Landesbewohnern und den Pilgern wohl bekannt ist, giebt der Pflanze einen eigenthümlichen Reiz. Es muß allerdings einen überraschenden Eindruck machen, wenn solch ein dürres Reis aus dem Schranke der Väter hervorgeholt und ins laue Wasser gesteckt wird, und nun allmälig die dürren Aestlein anfangen sich zu regen, sich nach und nach ausstrecken und ausdehnen, so daß der Knäuel sich öffnet und eine andere Gestalt bekommt. Es wird erzählt, daß eine solche Rose, die nicht

weniger als ſiebenhundert Jahr alt war, ſich im Waſſer noch aufthat.

In der Schöpfung iſt ſo vieles, worin Gottes ewige Gedanken ſich abſpiegeln. Auch die Roſe von Jericho hat ihre ſinnbildliche Sprache. Sie, die im dürren Lande aufgewachſen iſt, erinnert uns an den, der aufgeſchoſſen iſt wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich und mitten in der Völkerwüſte ſeine Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit entfaltete. Die vom Winde umhergetragene, in der Wüſte ihren Samen umherſtreuende Jerichoroſe weiſt hin auf den, der aus dem Lande der Lebendigen um der Miſſethat ſeines Volkes willen herausgeriſſen und geplagt wird, und wenn er ſein Leben zum Schuldopfer gegeben, Samen haben und in die Länge leben wird. Die zum zweiten Male grünende und blühende Anaſtatica ruft uns Petri Ausſpruch ins Gedächtniß: „Aber den Fürſten des Lebens habt ihr getödtet, den hat Gott auferwecket, deß ſind wir Zeugen.“

Die Roſe von Jericho iſt uns zugleich ein Bild des Chriſtenthums, welches eine ſtete Auferſtehungsgeſchichte iſt. Wie oft war die lebendige, ſelige Kunde von ihm ſcheinbar abgeſtorben und entwurzelt und in manchen Ländern überdecket mit heißem Sande, weit hinweggeweht. Aber ſiehe! nachdem im Oſten und Süden der Wind der Anfech-

tung, der Sturm der Gerichte die in dem Herzen dürr gewordene Himmelspflanze entwurzelt und verweht hatte, trug er ſie weiter; der Same fiel aufs neue in das Erdreich und grünete in der Wüſte. Es grünete und blühete im Norden und Weſten.

15.

St. Andreas.

St. Andreas, welcher von den griechiſchen Vätern mit dem Beinamen Protokletes d. i. der Erſtberufene geehrt wird, weil er der Erſte unter den Zwölfen war, welche zu dem Herrn ſich einfanden (Joh. 1, 40.), hat zu Peträ in Griechenland den Märtyrertod erlitten. Er ſtarb auf Befehl des Proconſuls Aegeas an einem ſchrägliegenden Kreuze welches man ſeitdem Andreaskreuz zu nennen pflegt

Als er an die Stätte kam, wo das Kreuz aufgerichtet war, und daſſelbe von weitem erblickte rief er mit lauter Stimme: „Gegrüßet ſeiſt du Kreuz, geheiliget durch den Leib Chriſti und mit ſeinen Gliedern geſchmückt wie mit Edelſteinen. Ehe mein Herr zu dir hinaufſtieg, lagen irdiſche Schrecken auf dir; nun aber flößeſt du Sehnſucht des Himmels ein und iſt ein vergeltungsreicher Lohn, an dir gehangen zu werden; denn es iſt den Gläubigen kund, welche Gnadengaben in dir bereit liegen

Daher komme ich ohne Bangen zu dir, damit du mich, den Jünger des Gekreuzigten, freudig und jubelnd empfangest. Darum habe ich dich lieb gewonnen und mich gesehnet, dich zu umfassen. O seliges Kreuz, du vielbegehrtes und rastlos gesuchtes, nimm mich hinweg von den Menschen und bringe mich zu meinem Meister. Durch dich empfange mich der, welcher durch dich mich erlöset hat."

Und als er dies gesagt, legte er seine Kleider ab und gab sie den Henkern. Diese aber traten herzu und erhoben ihn an das Kreuz und banden mit Stricken seinen ganzen Körper fest und hingen ihn auf, wie ihnen befohlen war.

Es war aber eine große Volksmenge zusammengelaufen, aus deren Mitte viele riefen: „Das ist ein ungerechtes Gericht!" Der heilige Andreas aber ermahnete sie, sich in Geduld zu fügen, sintemal die Leiden dieser Zeit nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Und er lehrte das Volk vom Kreuze herab den ganzen Tag. Als man ihn aber am andern Morgen noch lebend fand, ging das Volk in Haufen mit Geschrei hinweg, begab sich in das Haus des Aegeas und sprach: „Andreas, der tugendreiche Mann, der edle Lehrer, darf nicht länger leiden; nimm ihn vom Kreuze herab!"

Das versprach Aegeas aus Furcht vor dem

Volke und machte ſich zugleich ſelbſt auf zur Richtſtätte. Als der heilige Dulder ihn erblickte, rief er ihm zu: „Was willſt du, Aegeas? Iſt es dir leid, mich in dieſes Leid gebracht zu haben, ſo bekehre dich zu dem, um deſſen willen du mich leiden läſſeſt. Mich aber laß an meinem Orte. Du hatteſt Macht, mich an dieſes Kreuz zu bringen, aber du haſt nicht Macht, mich der Gnade zu berauben, deren ich an demſelben theilhaftig worden bin. Denn ich ſehe meinen König ſchon und bete ihn an und ſtehe bereits vor ihm.“

Auf Befehl des Proconſuls legten die Henker die Hände an das Kreuz, den Apoſtel abzunehmen, konnten aber ihr Vorhaben nicht ausführen. Ein vom Himmel niederſtrömender Lichtglanz, ſo wird erzählt, umhüllte den Leib des Heiligen ganz und gar, daß niemand ihn ſehen und herzukonnte; und als der Glanz zerfloß, wallete mit ihm der Geiſt des heiligen Andreas in den Himmel zu dem Herrn.

16.

St. Jacobus, der Bruder des Herrn.

1. Mai.

St. Jacobus, mit dem Beinamen der Bruder des Herrn, wird in der griechiſchen Kirche nach uralter Ueberlieferung ſammt den übrigen, welche

die Schrift Brüder und Schwestern des Herrn nennt, für ein Kind Josephs aus erster Ehe gehalten; als derselbe nach Gottes Rath die Maria zum Gemahle genommen, habe er ihr diese seine Kinder zugebracht und mit Jesu, dem Sohne der jungfräulichen Mutter, erzogen.

Schwer und spät reifte in Jacobus der Glaube an den, welchem er von Jugend auf so nahe gestellt war. Er ist mit eingeschlossen in dem Zeugnisse des Evangelisten: „auch seine Brüder glaubten nicht an ihn" (Joh. 7, 5.); daher er auch nicht in der Zahl seiner zwölf Erwählten war. Gleichwohl trug er zu Jesu eine herzliche Liebe. Als der Herr an das Kreuz geschlagen war, trauerte Jacobus darüber sonder Maße und verschwor, nie wieder zu essen und zu trinken, es würde denn das Wort wahr, das er geredet hatte, daß er am dritten Tage wieder auferstehe von den Todten. Als nun der Herr aus dem Grabe erstanden war, ging er zu ihm, erschien ihm, ließ Brot bringen, dankete, brach es, gab es Jacobo und sprach: „Mein Bruder, iß dein Brot und sei wieder fröhlich, denn des Menschen Sohn ist auferstanden." Von da an glaubte Jacobus an ihn.

Als die Apostel auszogen, zu predigen das Evangelium aller Creatur, wurde Jacobus nach dem Zeugnisse des Hegesippus zum ersten Bischofe der

Gemeinde zu Jeruſalem und der Chriſten des jüdiſchen Landes insgemein verordnet, welches Amtes er dreißig Jahre und drei Monate bis zu ſeinem Tode gewartet hat. Der biſchöfliche Lehrſtuhl, worauf er zu ſitzen pflegte, wurde noch lange nach ihm von der Chriſtengemeinde mit der größten Sorgfalt verwahrt.

Jacobus war von Mutterleibe an, gleichwie Simſon, Samuel und Johannes der Täufer, ein dem Herrn Geweihter. Wein und anderes ſtarkes Getränk trank er nicht. Ein Scheermeſſer kam nie auf ſein Haupt; auch ſalbte er ſich nie mit Oel und nahm kein Bad. Gleich den beim Tempeldienſt beſchäftigten Prieſtern trug er keine Fußbekleidung, auch keine wollene, ſondern linnene Kleider. Er wandelte untadelig in allen Geboten und Satzungen Israels, unermüdlich im Gebet für ſein unglückliches Volk, deſſen Verderben er heranſchreiten ſah; und da er täglich und auf ſeinen Knieen in ſolcher Fürbitte vor Gott lag, wurden ſeine Kniee harthäutig, wie die der Kameele.

Nicht blos bei den Chriſtgläubigen, ſondern auch bei ſeinem Volke nach dem Fleiſche ſtand er in hohem Anſehen und erhielt von ihm den Beinamen: Der Gerechte oder auch die Schutzmauer des Volkes. Er allein durfte noch den Tempel betreten, als der Haß der Juden den übrigen Chriſten den Zutritt nicht mehr geſtattete.

Zwischen Tag und Nacht, sagt Simeon Metaphrastes, war bei ihm kein Unterschied, indem er auch bei Nacht Werke des Lichts vollbrachte und des Tages durch das Ruhige seiner Lebensweise das Schweigen der Nacht nachahmte, denn er gab sich ganz der stillen Betrachtung hin.

Der Herr hat an Jacobus dem Gerechten gethan, was er durch Jesaias verheißen hat: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück" (57, 1.). Er hat die Zerstörung der heiligen Stadt und des Tempels nicht erlebt, sondern ist kurz zuvor, um das Jahr 69 nach der Geburt des Herrn, aus dem Jerusalem, welche zum Greuel der Verwüstung werden sollte, in das himmlische abberufen worden.

Davon wird also erzählt. Um des Passahfestes willen waren alle Stämme Israels und mit ihnen auch die heidnischen Gäste in Jerusalem versammelt. Da nun die Gemeinde der Gläubigen wuchs und viele ihr anhingen, gedachten die Widersacher den Jacobus durch Androhung eines gewissen Todes, wo er ihnen nicht zu Willen wäre, zur Verleugnung Christi zu nöthigen und durch sein Beispiel viele in seinen Fall nachzuziehen. Sie führten ihn, wie einst Satan den Heiland, auf die Zinne des Tempels und forderten ihn vor allem Volke auf, zu sagen, was ihn dünke von Jesu von Nazareth dem Gekreuzigten. Jacobus antwortete mit lauter Stimme:

„Was fraget ihr mich um Jesum? Er sitzet im Himmel zur Rechten der großen Kraft und wird kommen auf den Wolken des Himmels.

Viele nun aus der Menge des Volkes, da sie dieses Zeugniß hörten, wurden überzeugt, priesen Gott und sprachen: „Hosiannah dem Sohne Davids!" Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer befiel große Reue ob dem, was sie gethan hatten, und sprachen unter einander: „Wir haben übel gethan, daß wir Jesu solch ein Zeugniß verschafft haben." Dann riefen sie laut: „O weh, auch der Gerechte ist verführt!"

Und sie erfüllten die Schrift, welche bei Jesaias (Kap. 3, 10.) sagt: „Lasset uns den Gerechten wegthun, denn er ist uns unnütz. Daran werden sie die Früchte ihrer Hände essen." Sie stürmten hinauf und stürzten den heiligen Jacobus von der Höhe des Tempels herab. Dann huben sie an ihn zu steinigen, da sie sahen, daß der Herabgestürzte noch nicht todt war. Er aber erhub sich auf seine Kniee und sprach: „Ich bitte Dich, Herr Gott Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Da rief einer von den Priestern, ein Sohn Rahab (Jer. 35, 5.): „Lasset ab, was thut ihr, für euch betet der Gerechte!" Aber einer aus dem Volke, seinem Gewerbe nach ein Walker, erfaßte ein Holz, womit man die Tuche und Kleider zu pressen

und zu walken pflegt, und schlug damit gewaltig auf das Haupt des Heiligen, daß es gar zerschmettert ward. Und so wallete Jacobus zu dem Herrn.

An derselben Stelle haben sie ihn begraben. Noch zur Zeit des Hegesippus stand sein Denkstein, welchen ihm später die Christen von Aelia, der auf Jerusalems Trümmern erbauten Stadt, gesetzt oder erneuert haben mögen, in der Nähe des vormaligen Tempels.

Bald nach dem Tode des Jacobus überzog Vespasianus Judäa mit Krieg. So groß war das Ansehn des Gerechten bei seinem Volke, daß die Weisesten unter den Juden der Meinung waren, seine Ermordung wäre die Ursache der bald darauf erfolgten Belagerung und Zerstörung Jerusalems. „Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn" (Ps. 116, 15.).

17.

St. Petri Conterfei.

Der Apostel St. Petrus war von schlanker Gestalt und mittelmäßiger Größe, doch mehr lang als kurz. Das Haar seines Hauptes und Bartes war kraus und dicht, aber der Vordertheil seines Scheitels war fast kahl und nur in der Mitte mit einer Flocke Haares bewachsen. Die Nase war lang,

aber mehr breit und niedrig, als ſpitzig. Er hatte ſchwarze feurige Augen, ihre Lider von häufigem Weinen geröthet, und dünne, faſt unbemerkbare Augenbraunen. In jeder Nacht pflegte er beim erſten Hahnenſchrei zum Gebete aufzuſtehen und vergoß dabei reichliche Thränen. Wie die Regenbäche, die von einem Berge herniederlaufen, in häufiger Wiederkehr ſich dieſelben Bahnen wählen und mit tiefgefurchten Betten bezeichnen, ſo ſah man in dem Angeſichte des Apoſtels die Furchen jener Thränen eingegraben, ja ſozuſagen eingebrannt. Das heißt den alten Adam durch Reue und Buße erſäufen, auf daß wiederum täglich herauskomme und auferſtehe ein neuer Menſch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe.

18.

Petronella.

31. Mai.

St. Petrus' hatte eine Tochter, Petronella, von großer Schönheit und Anmuth. Sie begleitete ihren Vater auf ſeinen Reiſen, ihm mit Handreichung zu dienen. Einſt ſaßen ſeine Schüler bei ihm zu Tiſche und ſahen die Jungfrau heftig am Fieber leiden. Darob verwunderten ſie ſich und Titus nahm das Wort und ſprach: „Du heileſt der Kran

ken so viele, welche dich nichts angehen; warum lässest du diese hier leiden?" Der Vater sprach: „Weil es also ihr dienlich ist."

19.

St. Petri Tod.

29. Juni.

Als unser Herr nach seiner Auferstehung sich den Jüngern offenbarte am galiläischen See und Petrum, den Tiefgefallenen wieder aufnahm, zu weiden seine Schafe, weissagte er ihm, mit welchem Tode er einst Gott preisen würde: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: da du jünger warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst" (Joh. 21, 18.).

Es war nun die Zeit vorhanden, da solches sich erfüllen sollte. Petrus war in mehr als dreißigjährigem Dienste seines Herrn ergraut. Der Geist des Herrn hatte ihn gen Rom geführt, als der Kaiser Nero mit der grausamsten aller Verfolgungen den Glauben der jungen Christengemeinde auf die Probe stellte. Da ließ der greise Hirte von den Bitten der Gläubigen sich bewegen, aus der prophetenmörderischen Stadt zu fliehen; die Schwach-

heit des Fleiſches ließ ihn das warnungsvolle Wort vergeſſen: „Ein Miethling aber ſiehet den Wolf kommen und verläßt die Schafe und fliehet“ (Joh. 10, 12.).

Schon hat er glücklich das Thor durchſchritten, da ſieht er den Herrn, ihm entgegenkommend. Der Jünger ſtaunt und fragt: „Herr, wohin gehſt du?“ Der Herr antwortet: „Nach Rom, um noch einmal gekreuziget zu werden.“ — „Noch einmal gekreuziget?“ — „Jawohl.“ — „Wohlan, Herr,“ antwortete ihm der Jünger entſchloſſen: „ſo will ich umkehren, auf daß ich mit dir gekreuzigt werde.“ Und da er das geſagt, entſchwindet der Herr gen Himmel.

Der Jünger ſah ihm mit Thränen der Reue nach, bitterlich weinend, wie vormals an der Pforte des Hohenprieſters. Und als er ſich ausgeweinet hatte, kehrte er um. Ohne Widerſtreben ließ er ſich willig von den Schergen des Kaiſers, die ihn ſuchten, greifen und binden und litt am Kreuz den Tod, mit welchem er Gott preiſen ſollte.

„Will mir jemand nachfolgen, der verleugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir“ (Matth. 16, 24.).

20.

Die Johannesjünger.

Zwei reiche und vornehme Jünglinge hatten, entzündet von der Predigt St. Johannis, alle ihre Güter verkauft und den Armen gegeben und waren ihm nachgefolgt. Als sie eines Tages etliche ihrer vormaligen Knechte in den kostbaren Gewändern, welche ehedem sie selber getragen hatten, einherprangen sahen, schämten sie sich des schlechten Mantels, welcher ihre einzige Bekleidung ausmachte und wurden betrübt. Der Apostel erkannte an ihren Geberden, was in ihrem Herzen vorging und gab ihnen Auftrag, hinab zu gehen an das Gestade des Meeres und daselbst Steine aufzulesen, so viel sie tragen könnten. Solches thaten sie und kamen und schütteten die Last vor seinen Füßen aus. Da waren es eitel Goldstücke und Edelsteine. Und St. Johannes sprach zu den Erstaunten: „Da habt ihr wieder, was ihr dem Herrn dahin gegeben habt. Da euch der Handel leid geworden ist, so will er euch nicht daran gebunden halten. Gehet hin und kaufet euch zurück, was ihr hattet, Häuser und Aecker, eure Knechte und Kleider, euern Rost und Mottenfraß. Blühet, um zu welken, seid reich für die Zeit, um zu darben für die Ewigkeit. Da sie das höreten, drang ihnen eine bessere Reue zu Herzen,

als jene erſte war, und baten mit Thränen, der Herr möge ſie wieder zu Gnaden annehmen. „Gehet in euer Kämmerlein," ſprach Johannes, „und bleibet allda in Buße und Gebet dreißig Tage lang." Und da die Zeit um war, gebot er ihnen: „Traget euern Schatz wieder hin, woher ihr ihn genommen habt." Solches thaten ſie mit gutem Willen; und als ſie die Körbe am Meeresufer ausſchütteten, ſiehe, da waren es eitel Steine, wie zuvor.

„Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt iſt. So jemand die Welt lieb hat, in dem iſt nicht die Liebe des Vaters. Und die Welt vergeht mit ihrer Luſt; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit" (1 Joh. 2, 15. 17.).

21.

Apoſtoliſche Sokratik.

Es hatte jemand ein Rebhuhn gefangen und brachte es dem heiligen Johannes zum Geſchenk. Dieſer freute ſich über den muntern Vogel mit den klugen Augen und dem ſchmucken Gefieder. Er hielt ihn auf ſeinem Schooße, ſtreichelte ihn liebkoſend und ſpielte mit ihm. Ein Jüngling, der dies ſah, lachte darüber und ſprach ſpöttiſch zu ſeinem Genoſſen: „Sehet doch, der Alte ſpielt mit dem Vöglein, wie ein Knabe!"

St. Johannes merkte ſeine Gedanken, rief ihn zu ſich heran und fragte: „Was hältſt du in deiner Hand?“

Der Jüngling antwortete: „Einen Bogen.“

Der Apoſtel fragte weiter: „Was thuſt du damit?“

Der Jüngling erwiederte: „Wir ſchießen damit nach Vögeln und Wild.“

Der Apoſtel fragte wiederum: „Wie macht ihr das?“

Der Jüngling ſtreckte den Arm aus, ſpannte den Bogen und hielt ihn geſpannt in der Hand. Als der Apoſtel nichts weiter zu ihm ſagte, ließ der Jüngling den Bogen wieder zurück.

Da fragte Johannes auf einmal: „Mein Sohn, warum haſt du den Bogen wieder abgeſpannt?“

„Weil er,“ antwortete jener, „wenn er länger geſpannt bliebe, zum Abſchießen der Pfeile zu ſchlaff werden würde.“

„Siehe,“ ſprach nun der Apoſtel, „ſo würde auch der menſchliche Geiſt zur Betrachtung der höhern Dinge nicht kräftig genug bleiben, wenn er immerdar mit allem Ernſt angeſtrengt und ihm nicht bisweilen geſtattet würde, zu ruhen und am Unbedeutenden ſich zu erholen. Denn auch der Adler fliegt höher auf und blickt in die Sonne, heller als alle Vögel, und doch zwingt ihn ſeine Natur, wieder

zur Tiefe ſich herabzulaſſen. So ſtrebt auch der Geiſt des Menſchen, wenn er ſich müßig von der Betrachtung zurückzieht, durch häufige Erneuerung des Aufſchwunges um ſo eifriger zum Himmliſchen empor."

22.

St. Johannes und der verlorene Sohn.

St. Johannes war nach dem Tode des Kaiſers Domitianus von der Inſel Patmos, wohin ihn der Tyrann verbannt hatte, nach Epheſus zurückgekehrt. Dort gelangte an ihn die Bitte, auch die umliegenden Landſchaften zu beſuchen, theils um neue Gemeinden zu gründen, theils um Prieſter und Diakonen einzuſetzen.

Als er nun auf dieſem Wege in eine Stadt unweit Epheſus gekommen und durch ſeine Gegenwart wie durch ſeine Worte die Brüder getröſtet hatte, lernte er zuletzt einen Jüngling kennen, welcher von kräftig-ſchöner Geſtalt und feurigem Gemüthe war. Er ſprach zu dem verordneten Biſchof: „Dieſen Jüngling empfehle ich deiner gewiſſenhaften Achtſamkeit; ich übergebe ihn dir zur beſonderen Pflege und rufe Chriſtum und die ganze Gemeinde zu Zeugen an über dich." Dieſer verſprach alle Sorgfalt auf den Jüngling zu wenden. Nachdem

Johannes seine Ermahnungen an den Bischof wiederholt hatte, ging er nach Ephesus zurück.

Der Bischof nahm den empfohlenen Jüngling in sein Haus auf, unterwies ihn mit großer Sorgfalt im Evangelio, und da der Jüngling die heilsame Lehre mit großer Begierde ergriff, verleibte er ihn zuletzt durch die heilige Taufe der Gemeinde ein. Indem er ihn nunmehr durch das heilige Siegel hinlänglich geschützt glaubte, ließ er an Wachsamkeit nach und verlor seinen Zögling allmälig ganz aus den Augen. Dieser, zu früh der väterlichen Leitung entlassen, gerieth durch den Verkehr mit leichtfertigen Altersgenossen auf böse Wege. Die unreife Freiheit ward ihm zum Apfel des Verderbens. Ueppige Zechgelage verbrüderten ihn mit losen Menschen, erst aus Uebermuth, dann zur Abhilfe drohenden Mangels nahm er an ihren nächtlichen Diebereien Theil und zeigte sich bald als einen gelehrigen Schüler ihrer Uebelthaten. So wurde der lebhafte, dem Bösen wie dem Guten leicht zugängliche Jüngling einem Rosse gleich, welches nach Loslassung der Zügel seinen Lenker verachtet und in reißendem Laufe fortstürmend die rechte Straße verläßt und über jede Schranke hinwegsetzt. Endlich, nachdem er von Vergehen zum Verbrechen fortgetrieben und in Schuld verstrickt war, verzweifelte er an seiner

Seligkeit, zog aus und wurde der Anführer einer räuberiſchen und mörderiſchen Bande.

Wieder ward nach längerer Zeit Johannes zu der Gemeinde gerufen und nachdem er das andere in Ordnung gebracht, um deſſen willen er gekommen war, ſprach er zu dem Biſchofe: „Gieb mir nun das Anvertraute wieder, welches ich und Chriſtus ſelbſt in Gegenwart der Gemeinde dir anbefohlen habe.“

Der Biſchof erſtaunte, denn er dachte vorerſt, es werde Geld von ihm zurückverlangt, das er nicht empfangen; doch bedachte er wieder, Johannes könnte nicht trügen, und nicht fordern, was er nicht gegeben. Darum ſtand er ſinnend und ungewiß da.

Als dies Johannes merkte, ſprach er: „Jenen Jüngling und die Seele des Bruders fordere ich von dir!“ Der Biſchof, ſchwer betroffen, geſtand mit Thränen: „Er iſt geſtorben!“ — „Wie und welches Todes?“ fragte der Apoſtel. „Gott iſt er geſtorben,“ fuhr der Biſchof fort, „denn er iſt ganz verderbt und laſterhaft geworden und jetzt der Häuptling einer Räuberſchaar.“

Da zerriß der Apoſtel ſein Gewand, ſeufzte tief auf, ſchlug ſein Haupt und rief: „Ach, einen guten Wächter habe ich über des Bruders Seele zurückgelaſſen! Doch jetzt laß mir ein Roß rüſten und gieb mir einen Führer auf den Weg.“ Und

ſo machte er ſich ſofort auf und eilte wie er war, von der Kirche hinweg, den Jüngling aufzuſuchen.

Als er zu dem Orte kam, wo die Räuberbande ſich aufhielt, wurde er von den Räubern, welche die Vorhut hatten, ergriffen. Er machte keinen Verſuch zu entweichen. „Eben darum," ſprach er, „bin ich gekommen; führet mich zu euerm Anführer!"

Dieſer ſtand bewaffnet auf der Lauer. Als er aber von weitem erkannte, wen ſie zu ihm heranbrachten, wandte er ſich, von Scham und Furcht ergriffen, zur Flucht. Johannes aber, ſeines Alters vergeſſend, eilte ihm beharrlich nach und rief: „Warum flieheſt du, o Kind, deinen Vater? Habe Mitleid mit mir! fürchte dich nicht, du haſt noch Hoffnung deines Lebens; ich werde Chriſtum für dich bitten, und wenn es ſein muß, deinen Tod erleiden, wie ihn Chriſtus für uns erlitten hat. Halte inne, glaube es, Chriſtus hat mich geſandt."

Jener ſtand, warf die Waffen weg, zitterte und weinte bitterlich; nur mit Seufzern antwortete er; mit ſeinen Thränen wurde er zum zweiten Male getauft. Seine Rechte verbarg er, aber Johannes ergriff und küßte ſie, da ſie durch die Buße rein gewaſchen war. So führte er ihn in die Gemeinde zurück. Und indem er mit häufigen Gebeten für ihn kämpfte und mit mannichfachem Zuſpruche ſein

Gemüth ſtillte, ging er nicht eher von dannen, bis er ihn der Kirche wieder hergeſtellt hatte.

23.

St. Johannes und Cerinthus.

„Wer übertritt und bleibt nicht in der Lehre, der hat keinen Gott. So jemand zu euch kommt und bringet dieſe Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hauſe und grüßet ihn auch nicht; denn wer ihn grüßet, der machet ſich theilhaftig ſeiner böſen Werke" (2 Joh. 10, 11.). Nach dieſer ernſten Regel, welche Johannes der Gemeinde der Gläubigen gab, damit er ſie bewahre vor dem Argen, hielt er auch ſich ſelber.

Als er einſt mit einigen Freunden in ein Bad gehen wollte und den Diener, welcher in der Vorhalle aufwartete, fragte, wer in demſelben wäre, erhielt er zur Antwort: „Cerinthus iſt im Bade." Cerinthus aber war ein Leugner der Gottmenſchheit Jeſu Chriſti und hatte durch ſeine Ketzerei viele Seelen in Mißglauben und Verderben gezogen. Da nun Johannes hörte, daß dieſer Menſch mit ihm unter einem Dache wäre, erſchrak er heftig, nahm alsbald ſeinen Rückweg und mahnte ſeine Gefährten: „Ach, liebe Brüder, laſſet uns ja ſchleunig von hinnen gehen, damit nicht etwa das Haus,

in welchem ſich ein ſo großer Feind der Wahrheit befindet, wie dieſer Cerinth iſt, über uns zuſammenſtürze!"

24.

St. Johannis letzte Predigt.

St. Johannes blieb bis in ſein höchſtes Alter zu Epheſus. Als er, von der Laſt der Jahre gebeugt, zu ſchwach war, in die Verſammlungen der Gläubigen zu gehen, ließ er ſich dahin tragen oder auch an der Hand der Schüler zu denſelben leiten. Lange Reden vermochte er nicht mehr zu halten; er ſagte nur nach jeder Pauſe dieſe Worte: „Kindlein, liebet euch unter einander!" Als zuletzt die Brüder, welche um ihn waren, ſich wunderten, daß er immer daſſelbe wiederholte, fragten ſie ihn: „Meiſter, warum redeſt du immer dieſes Eine?" Der heilige Apoſtel antwortete: „Weil dieſes das Gebot des Herrn iſt, und weil genug geſchieht, wenn nur dies Eine geſchieht."

25.

St. Johannis Tod.

27. December.

Als St. Johannes acht und neunzig Jahr alt war, kurz vor dem Oſterfeſte des ſieben und ſech-

zigſten Jahres nach dem Leiden Jeſu Chriſti, wie Iſidorus ſagt, erſchien der Herr im Geleite ſeiner Apoſtel, welche bereits alle bis auf dieſen Einen zu ſeiner Herrlichkeit erhoben waren, und ſprach: „Komm, mein Geliebter, zu mir, die Zeit iſt nun da, daß du mit deinen Brüdern in meinem Reiche bei mir zu Tiſche ſitzeſt.“

Als Johannes ſeinen Herrn und Meiſter ſah, ſtand er freudig auf und ging ihm entgegen. Mit ausgebreiteten Händen dankte er ihm, daß er ihm erſchienen ſei, „denn du, Herr,“ ſprach er, „weißt es, wie inniges Verlangen ich darnach getragen habe, mit dir und meinen Brüdern in deinem Reiche vereiniget zu ſein.“

„Nach fünf Tagen,“ erwiederte der Herr, „am Tage meiner Auferſtehung werde ich dich heimholen, halte dich bereit.“ Und als er dies geſagt, ward er ſammt ſeinen Begleitern wieder in den Himmel aufgenommen.

Als nun der beſtimmte Tag gekommen, verſammelte ſich die ganze Menge der Gläubigen in der nach Johannes Namen benannten Kirche zu Epheſus. Hier redete St. Johannes, nachdem Geſang und Abendmahlsfeier vollendet war, um die dritte Tagesſtunde alſo zu den Verſammelten: „Meine Brüder und Mitknechte und Miterben und Mitbürger im Reiche Gottes! Ihr habt erkannt den Herrn

Jesum Christum und sein göttliches Wort, und welche Werke er durch unsre Hände unter euch zu thun uns gewürdiget hat. Nun aber ruft er mich zu einem andern Werke, welches vollendet werden muß in dem Herrn. Ich scheide und gehe zu dem Herrn. Bleibet in seinen Geboten. Du aber, o Herr Jesu Christe, schütze deine Kirche, die du dir erbauet hast, nach deiner Barmherzigkeit!"

Nachdem er die Rede vollendet hatte, forderte er Brot, blickte gen Himmel, segnete es und gab es allen und sprach: „Mein Friede sei mit euch und euer Friede mit mir!" Alsbald sagte er zu dem Diaconus Byrrhus, er sollte zwei Brüder mit sich nehmen und ihm mit Grabscheiten folgen. Indem er nun still und gelassen von dem Versammlungsorte hinwegging, gebot er, daß die übrigen sich entfernten, und nur einige geleiteten ihn. Und als er zur Stelle kam, wo sein Grab bestimmt war, sagte Einer zu den Jünglingen, die Byrrhus gebracht hatte: „Grabet, meine Söhnlein!" Und sie gruben.

Während sie gruben, ermahnte der Apostel die übrigen Brüder mit dringlichen Worten, dem Herrn nachzufolgen und erbaute das Herz eines jeden durch das Wort Gottes.

Als aber die Grube so bereitet war, wie ers wollte, zog er das Kleid aus, legte es in die Grube und rief, mit dem Linnenkleide bedeckt, dastehend:

„Gott, allmächtiger Vater, und du, Herr Jesu, der du deinen Knecht deiner besonderen Liebe gewürdigt hast: ich komme zu dir, Herr, komme zu deinem Mahle und danke dir, daß du mich zu demselben gerufen hast, der du wußtest, daß ich von ganzem Herzen nach dir verlangte. Und nun befehle ich dir meine Kinder, welche dir deine Kirche, die wahre Mutter, durch Wasser und Geist wiedergeboren hat. Oeffne mir die Thüre des Lebens und führe mich zu deinem Mahle, wo alle deine Freunde mit dir zu Tische sitzen. Denn du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der du nach des Vaters Willen die Welt erlöset und uns seinen heiligen Geist gesendet hast, daß er uns an deine Gebote erinnere. Durch deinen heiligen Geist danken wir dir in alle Ewigkeiten." Darauf sprachen alle, die dabei standen, Amen.

Alsbald aber erglänzte ein so hellstrahlendes Licht über dem Apostel, daß man dasselbe nicht anblicken konnte. Hierauf sprach Johannes: „Du allein bist bei mir, Herr Jesu!" und trat zum Grabe, segnete die Brüder, nahm Abschied von ihnen und sprach: „Friede sei mit euch, Brüder!" Alsdann legte er sich lebendig in die Gruft, in welche er seine Kleider gebreitet hatte, und so gab er, den Herrn lobpreisend, seinen Geist in dessen Hände zurück.

Die Zeugen seines Heimgangs blickten in die Gruft, fröhlich und traurig zugleich. Sie freuten sich, weil sie so große Gnade sahen; sie trauerten, weil sie nun den großen, theuern Mann nicht mehr um sich haben und sehen sollten. Aus dem Grabe aber, wie es mit Erde gefüllt war, floß sofort Manna voll wunderkräftiger Wirkung an Kranken und Schwachen.

Andere erzählen: St. Johannes sei nicht gestorben, sondern liege nur gleich einem schlafenden Menschen in seinem Grabe zu Ephesus, wie denn solches augenscheinlich an dem Staube zu spüren sei, welcher fortwährend gleich einem siedenden Wasser aufquelle, was man für nichts anderes zu halten habe, als für die stete Bewegung seines Odems; dort liege und schlummere er, bis der Herr komme.

26.

St. Polycarpus.

26. Januar.

St. Polycarpus war ein Jünger des Apostels St. Johannes und von diesem zum Bischofe der Gemeinde zu Smyrna eingesetzt worden. Er weidete als ein treuer frommer Hirte die ihm anvertraute Heerde und diese gedieh unter seiner Pflege zu solcher Gestalt, an welcher der Herr der Kirche

Wohlgefallen hatte, daher ihr auch reichlich Lob, Troſt und Verheißung unſres Herrn Jeſu Chriſti zu Theil geworden, wie wir in dem Sendſchreiben an ſie und ihren Engel, welches iſt Polycarpus, in der Offenbarung St. Johannis leſen: „Und dem Engel der Gemeine zu Smyrnen ſchreibe: Das ſaget der Erſte und der Letzte, der todt war und iſt lebendig worden. Ich weiß deine Werke und deine Trübſal und deine Armuth (du aber biſt reich) und die Läſterung von denen, die da ſagen, ſie ſind Juden, und ſinds nicht, ſondern ſind des Satans Schule. Fürchte dich vor keinem, das du leiden wirſt; ſiehe, der Teufel wird etliche von euch ins Gefängniß werfen, auf daß ihr verſucht werdet, und werdet Trübſal haben ſieben Tage. Sei getreu bis an den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben. Wer Ohren hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinen ſaget. Wer überwindet, dem ſoll kein Leid geſchehen von dem anderen Tode" (Offenb. 2, 8—11.).

Dieſe Weiſſagung des Herrn iſt in allem zur Erfüllung gekommen. Als Polycarpus ſchon alt und hochbetaget war, entbrannte eine heftige Verfolgung der Gemeinde der Gläubigen, über welche noch durch einen Brief der ſmyrniſchen Gemeinde an die zu Philadelphia genaue Nachrichten vorhanden ſind. Zu Anfang wurden etliche vor den

Richter geschleppt, damit, so es möglich wäre, sie durch ausgesuchte Marter und anhaltende Peinigung zur Verleugnung Christi genöthiget würden. Man legte sie nackend auf spitzige Seemuscheln, man zerschlug sie mit Geißeln also, daß man die inwendigen Adern und Sehnen an dem Gebäude des Leibes hat sehen können, andere warf man den wilden Thieren vor, die sie zerfleischten; ihre Qualen waren so grausam und entsetzlich, daß die Umstehenden sie nicht ohne Seufzen und Jammern ansehen konnten. Sie selbst aber standen in solchem Hochsinn und ausdauerndem Muth allda, daß keiner von ihnen weder klagte noch seufzte, und man deutlich erkennen konnte, wie sie mitten in der Pein außer dem Fleische walleten und der Herr selbst bei ihnen stünde und mit ihnen redete und in der Kraft und Süßigkeit seiner Gegenwart sie alle Leiden des Fleisches überwinden ließ. Aber die ganze Menge der Heiden, erstaunend über das gottliebende und gottdienende Geschlecht der Christen, konnte diese Beschämung nicht länger ertragen und schrie: „Hinweg mit diesen Atheisten, man suche den Polycarpus hervor!" Atheisten, d. i. Gottlose, war der unter den Heiden übliche Lästername gegen die Christen, weil sie keine Götter verehren wollten.

Als dem ehrwürdigen Polycarpus dieses gemeldet wurde, hörte er es ohne einige Unruhe des

Gemüths an und beſchloß in der Stadt zu bleiben. Aber auf die Bitten der Gläubigen entwich er aufs Land nahe bei der Stadt und blieb allda mit noch etlichen. Tag und Nacht brachte er im Gebet für alle Gemeinden der Chriſtenheit zu, wie ſolches ſeine Gewohnheit war. Einſt, als er im Gebet entſchlafen war, ſahe er ſein Kopfkiſſen in Feuer auflodern und verzehret werden. Als er erwachte, ſagte er zu ſeinen Gefährten prophetiſcher Weiſe: „Ich werde lebendig verbrannt werden.“ Dies geſchah drei Tage zuvor, ehe er ergriffen wurde.

Er blieb nicht lange an ſeiner Zufluchtsſtätte verborgen und mußte abermals an einen andern Ort entweichen. Kaum war er fort, ſo waren ſeine Verfolger zur Stelle, und da ſie ihn nicht fanden, fingen ſie zween Jünglinge, deren einer, durch die Folter gezwungen, ihn verrieth. Alſo erging es dem ſeligen Polycarpus wie dem Herrn Chriſto; einer ſeiner Hausgenoſſen war es, der ihn verrieth, und hat mit Juda gleiche Strafe zu gewarten.

Da ſie nun den Jüngling mit ſich hatten, gingen ſie um die Vesperzeit zu Fuß und zu Roß, mit Waffen gerüſtet, wie zu einem Mörder. Polycarpus ruhete oben in der Schlafkammer, von dannen er hätte entweichen können, aber er wollte nicht, ſondern ſagte: „Des Herrn Wille geſchehe!“ ſtand auf, ging hinunter und redete mit ihnen. Sie aber

verwunderten sich nicht wenig über sein Alter und seine Gemüthsruhe, und einige von ihnen sagten: „Erforderte das so großen Fleiß und Anstrengung, einen solchen alten Mann zu fahen?“

Sofort befahl er, ihnen so viel Speise und Trank zu reichen, als sie verlangten, und bat sie nur, daß sie ihm eine Stunde zum Gebet erlauben wollten. Als sie ihm nun solches zuließen, hob er sofort an zu beten und hielt mit solcher göttlichen Kraft zwo Stunden lang an, daß die Zuhörenden darüber erstaunten und viele von ihnen es gereuete, daß sie wider einen so heiligen Mann sich gebrauchen lassen. Er gedachte in brünstiger Fürbitte aller, die jemals mit ihm umgegangen, beides der Großen und Kleinen, Bekannten und Unbekannten, der Guten und Bösen, und der allgemeinen Kirche allenthalben; an sich selbst gedachte er am wenigsten.

Da er nun sein Gebet geendiget und die Stunde des Aufbruchs herbeikam, setzten sie ihn auf einen Esel und führten ihn der Stadt zu. Es begegnete ihnen der Friedensrichter Herodes und dessen Vater Nicetes zu Wagen. Diese hießen ihn aufsteigen und suchten ihn mit allem Eifer zum Abfall zu bewegen, indem sie ihm vorstellten: „Was ist doch Böses daran, daß man sagt: Mein Herr, der Kaiser? und daß man räuchert und also sein Leben errettet?“ Anfangs antwortete er ihnen gar nicht;

als ſie aber inſtändig anhielten, ſprach er: „Ich werde mit nichten thun, was ihr mir rathet.“ Wie ſie nun in ihrer Hoffnung ihn zu überreden ſich betrogen fanden, fuhren ſie ihn mit harten Worten an und ſtießen ihn ungeſtümlich vom Wagen, wobei er ſich am Schienbeine hart verletzte. Deſſen ungeachtet, als ſchadete ihm nichts, ging er munter und hurtig fort, bis man am Schauplatze anlangte.

Dort war ein ſolcher Tumult der aufgeregten Menge, daß man ſein eigen Wort nicht hören konnte. Indem nun Polycarpus in den Schauplatz hineinging, geſchah eine Stimme vom Himmel: „Sei tapfer und halte dich mannlich, Polycarpe!“ Man ſahe zwar denjenigen nicht, der da redete, aber die Stimme haben die Unſrigen gehöret, die zugegen waren.

Als er hineingebracht war, ſchrie die ganze Menge: Polycarpus wäre gefunden. Der Statthalter fragte ihn: ob er Polycarpus wäre; und da er ſolches beſahete, ermahnte ihn jener und ſprach: „Schone deines Alters! ſchwöre bei dem Schutzgeiſte des Kaiſers. Beſinne dich recht, ſage: Weg mit den Atheiſten.“

Hierauf kehrte Polycarpus ſein Angeſicht mit dem ernſthafteſten Ausdrucke dem ganzen gottloſen Haufen zu, welcher den Schauplatz einnahm, reckte die Hand gegen ihn aus, ſeufzete, hub die Augen

gen Himmel empor und sprach: „Weg mit den Atheisten.“

Der Richter hielt ferner an und sprach: „Schwöre, so will ich dich freilassen; lästere Christum!“

Polycarpus sprach: „Ich habe ihm sechs und achtzig Jahr gedienet und niemals hat er mir ein Leids gethan; wie kann ich meinen König lästern, der mich erlöset hat?“

Da aber der Richter fortfuhr in ihn zu dringen, antwortete Polycarpus: „Weil du denn aus Ruhmsucht nicht aufhöreſt, dir um mich vergebliche Mühe zu machen, und dich stelleſt, als kenneteſt du mich nicht, wer ich sei, so höre meine volle klare Antwort: Ich bin ein Christ. So du aber den Grund christlicher Lehre wissen willſt, so bestimme einen Tag und du sollſt ihn hören.“

Der Richter sprach: „Ueberrede hierzu das Volk.“

Polycarpus antwortete: „Dich zwar würdige ich, dir Rede und Antwort zu geben; denn also sind wir gelehret, daß wir den Fürsten und Gewaltigen, die von Gott verordnet sind, die ihnen gebührende Ehre geben, die uns nicht schädlich iſt; jene aber achte ich nicht der Würde, daß ich mich gegen sie verantworten sollte.“

Der Richter versetzte unmuthig: „Ich habe

wilde Thiere, denen will ich dich vorwerfen, so du nicht deinen Sinn änderst."

Polycarpus antwortete: „Hole sie her, denn wir ändern unsern Sinn nicht also, daß wir vom Guten zum Bösen uns lenken sollten. Gut aber ist es, sich vom Bösen zum Guten zu lenken."

Abermal sprach der Richter: „Wenn du aus wilden Thieren dir nichts machest, so will ich dich mit Feuer verbrennen lassen;" worauf Polycarpus: „Du drohest mit einem Feuer, welches nur eine Stunde lang brennet und über ein Kleines verlischt; du weißt aber nichts von dem Feuer des zukünftigen Gerichts und der ewigen Verdammniß, welches den Gottlosen bereitet ist. Aber was säumest du? laß herkommen, was dir gefällt."

Dieses aber und noch viel mehr sagte er voller Zuversicht und Freude, und sein Angesicht war ganz verklärt und erlitt durch nichts von allem, was zu ihm gesagt wurde, eine Veränderung, also daß der Richter sich dessen mächtig verwunderte.

Er entsandte nun seinen Herold, welcher mitten in den Schauplatz treten und dreimal ausrufen mußte: „Polycarpus hat sich für einen Christen bekannt!"

Auf diese Verkündigung schrie die ganze Menge der Heiden und Juden, die zu Smyrna wohnten, mit großem Eifer und heftiger Stimme: „Dieser

ist der Lehrer Asiens, ein Vater der Christen, ein Zerstörer der Götter, welcher viele gelehret hat, den Göttern weder zu opfern noch sie zu verehren."

Unter solcherlei Geschrei baten sie den Philippus, den Statthalter in Asien, daß er einen Löwen auf Polycarpus losließe.

Dieser aber antwortete: er dürfe solches nicht thun, weil die Zeit zu blutigen Schauspielen schon vorbei wäre. Da haben sie einhellig gerufen, man möchte den Polycarpus lebendig verbrennen! denn es mußte nothwendig das Gesicht vom brennenden Kopfkissen und die Weissagung des Heiligen, welches Todes er sterben würde, erfüllt werden.

Kaum hatten jene solches Begehren gestellt, als man schon anfing es auszurichten. Jedermann holte schleunig aus den Werkstätten und Badstuben Holz und Späne zusammen; und am meisten haben die Juden hiezu mit Freuden, wie sie gewohnt sind, geholfen.

Als aber der Scheiterhaufen zubereitet war, fing Polycarpus an die Kleider abzulegen, den Gürtel aufzulösen und die Schuhe auszuziehen; welches er selbst sonst nicht zu thun pflegte, weil allemal die Gläubigen darum stritten, wer ihn am ersten anrühren möchte, so groß war die Liebe und Verehrung, welche er um seines heiligen Wandels willen in der Gemeinde genoß.

Darauf hat man ihm die Werkzeuge, welche zum Feuertode nöthig waren, angelegt. Als sie ihn aber auch mit einem Nagel wollten fest anheften, sprach er: „Lasset mich also; denn der mir Kraft giebt das Feuer zu dulden, der wird mir auch Vermögen geben, ohne eure Annagelung das Feuer unbeweglich auszustehen.“

Sie nagelten ihn also nicht an, sondern banden ihn. Er aber, die Hände auf den Rücken gelegt und gebunden, glich einem ansehnlichen Widder, welcher, mitten aus einer großen Heerde genommen, Gott zum wohlgefälligen Opfer zubereitet wird. Also hub er seine Augen gen Himmel und sprach: „Herr, allmächtiger Gott, der du bist der Vater deines geliebten und hochgelobten Sohnes Jesu Christi, durch welchen wir deine Erkenntniß empfangen haben! Du Gott der Engel und der Gewalten und aller Geschöpfe und des ganzen Geschlechtes der Gerechten, so vor deinem Angesichte leben! Ich danke dir, daß du mich dieses Tages und dieser Stunde gewürdiget hast, da ich Theil haben soll an der Zahl der Märtyrer und an dem Kelche deines Gesalbten, zur Auferstehung des ewigen Lebens nach Seele und Leib, in der Unverweslichkeit des heiligen Geistes: laß mich heute unter ihnen vor dein Angesicht als ein angenehmes Opfer kommen, wie du es zuvor zubereitet, bezeichnet und angerich-

tet haſt, du wahrhaftiger Gott, der nicht leuget! Dafür und für alles ſei gelobet, gerühmet und gepriesen ſammt dem ewigen und himmliſchen Geſalbten, Jeſu, mit welchem dir und dem heiligen Geiſte ſei Ehre nun und in ewige Zeiten. Amen.“

Sobald er das Amen geſagt und ſein Gebet geendet hatte, zündeten die Brandknechte das Feuer an. Als aber die Flamme ſich erhob, geſchah ein großes Wunder. Denn das Feuer ſchien wie ein gewölbter Ofen und umgab wie ein vom Winde geblähetes Schiffsſegel den Leib des Märtyrers. Dieſer aber erglänzete wie Gold oder Silber, wenn es wie Feuer glühet; zugleich verbreitete ſich ein lieblicher Geruch, als ob Weihrauch oder das ſüßeſte Gewürz verbrannt würde.

Als die Heiden ſahen, daß ſein Leib vom Feuer nicht verſehret wurde, haben ſie einen vermocht, der ihn mit einem Spieß erſtochen, worauf eine ſo große Menge Blutes herausgefloſſen, daß dadurch das Feuer ausgelöſchet worden; und alles Volk verwunderte ſich, daß ein ſo großer Unterſchied ſei zwiſchen den Ungläubigen und den Auserwählten Gottes.

Nachdem nun, ſo ſchließt der Bericht der ſmyrniſchen Gemeinde, unſere eiferſüchtigen Feinde, Neider und Widerſacher des Geſchlechts der Gerechten das herrliche Glaubenszeugniß unſers Biſchofs angeſchauet hatten, wie ſie denn auch ſein unſträfliches

Leben von Jugend auf kannten und wußten, daß er die Krone der Unſterblichkeit zur gewiſſen Belohnung davon getragen: ſo wandten ſie allen Fleiß an, daß ſeine überbliebenen Gebeine von uns nicht möchten aufgeſammelt werden. Sie riethen alſo dem Nicetes, dem Vater Herodis, bei dem Vorſitzenden des Gerichts anzuhalten, daß er ſeinen Leib nicht ausfolgen ließe, ihn zu begraben, damit wir Chriſten nicht, von dem Gekreuzigten ablaſſend, nun dieſen zu verehren anfingen. Und dies ſagte man auf Eingeben der Juden, welche auf uns Achtung gegeben hatten, als wir ſeinen Leib aus dem Feuer ziehen wollten. Sie wußten aber nicht, daß wir Chriſtum niemals verlaſſen können, welcher für aller Heil gelitten hat, ſo viel ihrer in der ganzen Welt erhalten werden, und daß wir keinen andern anbeten können. Denn dieſen beten wir an als den Sohn Gottes; die Märtyrer aber, als des Herrn Lehrjünger und Nachfolger, lieben wir billig wegen ihrer ausnehmenden Treue gegen ihren König und Meiſter, derer Mitgenoſſen und Jünger auch wir zu werden wünſchen.

Als aber der Hauptmann ſahe, daß von den Juden ein Streit erreget ward, hat er den Leib in der Mitte des Feuers verbrannt. Alſo haben wir endlich ſeine Gebeine als einen köſtlichen Schatz aufgehoben und an ihrem gebührlichen Orte beigeſetzt.

Gott wird verleihen, daß wir dieſes Märtyrers Gedächtniß am ſelbigen Orte feierlich begehen mögen, beides, daß wir uns der vollendeten heiligen Märtyrer dabei erinnern, als auch, daß die zukünftigen dadurch geübet und angeſpornt werden.

Dieſes iſt die Geſchichte des heiligen Polycarpus, welcher nebſt Zwölfen aus Philadelphia zu Smyrna gemartert worden, welcher vor allen andern würdig iſt, daß man ſein Gedächtniß in Ehren halte, da auch die Heiden allenthalben ſeiner gedenken; der nicht allein ein vortrefflicher Lehrer, ſondern auch ein ausnehmender Blutzeuge war, deſſen Zeugniſſe alle nachzufolgen trachten, als welches nach dem Evangelio Chriſti geſchehen iſt. Denn nachdem er durch ſeine Standhaftigkeit den ungerechten Richter überwunden und alſo die Krone der Unſterblichkeit empfangen hat, ſo freuet er ſich nun höchlich mit den Apoſteln und allen Gerechten, verherrlichet Gott und den Vater und lobet unſern Herrn den Regenten unſerer Seele und Leibes, auch den Hirten der allgemeinen rechtgläubigen Kirche.

27.

St. Thecla.

23. September.

St. Paulus hatte in Begleitung zweier Män-

ner ſich aufgemacht, um von Antiochia nach Ikonien zu reiſen. Es wohnte aber zu Ikonien ein Mann mit Namen Oneſiphorus. Als dieſer erfuhr, daß der Apoſtel auf dem Wege nach Ikonien wäre, ging er ſammt ſeinem Weibe Lectra und ſeinen zwei Söhnen Simmias und Zeno ihm entgegen in der Abſicht, ihm in ſeinem Hauſe Herberge anzubieten. Er hatte zwar Paulus noch nicht in Perſon geſehen, aber von Titus, dem Schüler des Apoſtels, eine vollkommene Beſchreibung deſſelben bekommen, ſo daß er ſich getraute, ihn unter allen Reiſenden zu erkennen und ließ deßwegen alle unangeredet vorbeiziehen.

Endlich kamen drei Männer auf der Hauptſtraße von Lyſtra daher, von welchen einer ganz dieſelbe Statur hatte, wie ſie von Titus ihm bezeichnet war: klein von Perſon mit kahlem Kopfe und gebogener Naſe; die Augenbrauen gingen oben zuſammen, ſein Angeſicht war freundlich ernſt und voll Ausdruck göttlicher Gnade.

Oneſiphorus erkannte ihn ſogleich, lief auf ihn zu und ſprach: „Gegrüßet ſeiſt du, Diener des Gebenedeiten!“

Paulus antwortete: „Gnade ſei mit dir und mit deinem Hauſe!“

Da bat ihn Oneſiphorus, mit ſeinen Gefährten bei ihm zu herbergen. Als nun Paulus in das Haus eintrat, entſtand eine große Freude; alle fielen

auf die Kniee und beteten, brachen das Brot und Paulus that seinen Mund auf und sprach: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Also selig sind, die das Fleisch unbefleckt bewahren und der Heiligung nachjagen, denn sie werden Tempel Gottes sein! Selig sind, die sich der Enthaltung befleißigen, weil Gott in ihnen reden wird! Selig sind, die dieser Welt absagen, denn sie werden Gott wohlgefallen! Selig sind, die vor dem Worte Gottes erzittern, denn nur solche können getröstet und erfreuet werden! Selig sind, die ihre Taufe rein behalten, denn sie werden bei dem Vater, Sohn und heiligen Geiste Ruhe genießen! Selig sind, welche die Weisheit Jesu Christi annehmen, denn sie sollen Söhne des Höchsten genannt werden! Selig sind, die das Verständniß Jesu Christi bewahren, denn sie werden Söhne des Höchsten genannt werden! Selig sind, die um der Liebe Christi willen aus dem Bilde dieser Welt ausgehen, denn sie werden den vergeltenden Tag des Gerichts nicht sehen und die abgefallenen Engel richten und zur Rechten Christi gestellt werden!“

Als Paulus dieses und anderes mehr in der Gemeinde redete, welche im Hause des Onesiphorus versammelt war, saß eine Jungfrau, mit Namen Thecla, am Fenster ihres Hauses, welches dem Fenster Onesiphorus gegenüber war, und hörte dem

zu, was Paulus von Gott, von der Liebe, von dem Glauben an Chriſtum und von der Gerechtigkeit und dem Frieden der Seligen ſprach; dergleichen war noch nie zu ihren Ohren gekommen; ſie lauſchte mit unerſättlicher Begier der Botſchaft des Heils bei Tag und Nacht und wurde von Herzen gläubig an Chriſtum. Weil ſie aber viele Frauen und Jungfrauen in das Haus hineingehen ſah, ſo wurde in ihr der Wunſch erregt, den Mann ſelbſt auch zu ſehen, deſſen Worte ſie gehört hatte.

Thecla war mit einem Jünglinge verlobt, Namens Thamyris, aus einem reichen und angeſehenen Geſchlechte. Da ſie nun ſeit jenem Tage nicht mehr vom Fenſter weggebracht werden konnte, ließ ihre Mutter den Thamyris rufen und offenbarte ihm, was für eine große Veränderung in dem Gemüth ihrer Tochter vorgegangen wäre, und ſchob die ganze Schuld auf den fremden Betrüger Paulus, welcher nicht nur Thecla, ſondern ganz Ikonien bereits verwirret hätte, indem er lehrte, man müſſe nur Einen Gott fürchten und ehren, der Welt abſagen und ein heiliges Leben führen. Rede alſo du mit ihr, ſprach ſie zu dem Jünglinge, und ſiehe zu, wie du ſie wieder zurecht bringeſt.

Da trat Thamyris voll Liebe und Bekümmerniß zu ihr und ſagte: „Thecla, meine liebe Braut! warum ſitzeſt du alſo, ſchlägſt deine Augen nieder

und ſetzeſt dich ſo außer dir ſelbſt? Schäme dich ein wenig!“

Auch die Mutter unterſtützte ſeine Rede. Sogar die Mägde des Hauſes kamen und weinten um ſie. Aber ſie ließ dieſes alles geſchehen und wandte ſich nicht herum, ſondern blieb mit ihrem Aug und Ohr unverrückt auf Paulum und ſeine Rede gerichtet.

Da nun Thamyris ſahe, daß weder Vorſtellungen noch Bitten noch Thränen fruchteten, ging er im Zorn hinweg und verklagte Paulus vor dem Landpfleger Caſtellius als einen, der durch neue Lehre das Volk von den Göttern abwendig machte und die Gemüther mit trübſinnigen Träumen in Verwirrung brächte. Der Landpfleger ſandte hin in das Haus des Oneſiphorus und ließ den Apoſtel vor ſich führen.

Als nun Paulus vor dem Richtſtuhle ſtand, redete ihn Caſtellius alſo an: „Wer biſt du? und was lehreſt du? denn ſie verklagen dich um nicht geringe Dinge.“

Paulus antwortete: „Weil ich gerichtlich gefragt werde, ſo höre an, was ich lehre, o Landpfleger! Der heilige Gott, der Gott Himmels und der Erden, dem nichts mangelt und der dennoch nach dem Heile der Menſchen begierig iſt, hat mich berufen, daß ich ſie von der verderblichen Luſt des

Fleisches und der Eitelkeit dieser Welt zurückrufe und aus dem Tode, darinnen sie gefangen sind, in das himmlische Leben einführe. Darum hat Gott seinen eigenen Sohn, Jesum Christum, in die Welt gesandt, welchen ich predige, daß die Menschen in ihm sollen selig werden. Weil Er also allein gewirket hat, o Landpfleger, daß die Menschen nicht unter dem Gerichte liegen bleiben sollten, darum predige ich, daß sie im Glauben und Furcht Gottes sammt der Erkenntniß dessen, was ehrbar ist und wohllautet, in Wahrheit und Liebe leben möchten. So ich nun lehre, was mir von Gott selbst geoffenbaret ist, was thue ich unrecht daran?"

Hierauf befahl der Landpfleger, Paulum zu binden und im Gefängnisse zu verwahren, bis er Zeit hätte, ihn genauer zu verhören.

Als Thecla erfuhr, daß Paulus in das Gefängniß gelegt wäre, beklagte sie hart, daß sie aus Schüchternheit die Zeit versäumet hatte, in welcher sie bei ihm aus und eingehen und eine Jüngerin des Herrn hätte werden können. Wie es aber Abend geworden, machte sie sich heimlich auf und gab dem Thürhüter ihres Hauses ihre kostbaren Ohrengehänge, daß er sie hinausließe, und dem Thürhüter des Gefängnisses gab sie einen silbernen Spiegel, daß er ihr das Gewahrsam Pauli öffnete. Also kam sie hinein zu dem Gefangenen des Herrn und

rührte seine Ketten an, daß er davon erwachte, und setzte sich zu seinen Füßen, indem sie ihn mit Thränen bat, daß er sie den Weg des Heiles lehren möchte.

„Höret an," sagt Johannes Chrysostomus in einer seiner Predigten, „was die heilige Theela gethan hat! Sie hat ihren güldenen Schmuck dahin gegeben, um nur Paulum zu sehen und zu hören: und du giebst nicht gerne einen Heller, um Christum selbst zu sehen und zu hören! Du verwunderst dich zwar über sie, aber nachmachen magst du es ihr nicht." (Hom. 25. in act. apost.)

Des andern Morgens wurde Theela im Hause vermißt, alle Hausgenossen geriethen darüber in Schrecken und Bekümmerniß; man sandte die Diener in alle Straßen aus, die Verlorene zu suchen, aber niemand fand sie.

Als nun der Landpfleger zur Stunde, da er pflegte Gericht zu halten, aussandte, Paulum aus dem Gefängnisse zu holen, siehe, da fand man die Jungfrau zu des Apostels Füßen. Das Gerücht davon lief schnell durch die ganze Stadt, und alle, die es hörten, entsetzten sich. Das Volk lief zusammen und rief: „Er ist ein Zauberer! Hinweg mit ihm!" Thamyris aber, von Eifersucht und Scham und Rachedurst aufs äußerste gebracht, erschien zum

zweiten Male vor dem Richter. Er klagte wider Thecla, seine Verlobte, daß sie ihm das Gelöbniß der Ehe gebrochen und sich an einen fremden Betrüger gehangen hätte, und trug darauf an, mit Beiden nach den Gesetzen der Stadt zu verfahren.

Demzufolge wurde Paulus verurtheilt, daß er gegeißelt und zur Stadt hinausgestoßen, Thecla aber lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt würde.

Man führte die Jungfrau auf den Schauplatz: alles Volk strömte dahin, die Vollziehung des Urtheils zu sehen. Thecla sahe sich nach Paulo um, wie sich ein Lamm in der Einöde nach seinem Hirten umsiehet. Und wie sie so unter das Volk hineinschauete, sahe sie den Herrn sitzen in der Gestalt Pauli und dachte bei ihr selbst: „Ist denn Paulus hergekommen zuzusehen? Vielleicht glaubt er, ich werde das Verbrennen nicht erdulden können.“ Und sie sahe immer unverrückter auf ihn. Aber er erhob sich in ihren Augen zusehends gen Himmel hinauf.

Indessen trugen das Volk und die Diener Holz und Stroh herbei. Als sie aber den Scheiterhaufen bestieg, bezeichnete sie sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und die Diener zündeten das Feuer an und der ganze Scheiterhaufen gerieth in Brand.

Aber der Herr hatte über sie gesprochen: „Fürchte

dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. So du ins Feuer gehest, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der Heilige in Israel, dein Heiland" (Jes. 43, 1—3.). Während der Rauch des Scheiterhaufens prasselnd aufstieg, schwärzte sich der Himmel um und um mit tiefgehenden Wolken, Dunkelheit überschattete den Schauplatz, so daß kaum Einer den Andern noch erkennen konnte; und plötzlich brach ein furchtbares Gewitter los, alle Häupter duckten sich vor den hallenden Donnerschlägen und Blitzschlangen, welche zischend herniederfuhren; die Wolken borsten, Regengüsse und Hagel trieben wie ein anstürmendes Heer die Menge der Zuschauer aus einander, die in entsetzlicher Verwirrung den Stadtthoren zueilten, wobei nicht wenige im Gedränge umkamen, andere, vom Wege abgekommen, in der Verblendung der Angst und Eile in Abgründe stürzten oder ermattet in den durchschwemmten Feldern liegen blieben.

Das Wetter hatte ausgetobt. Der weite Schauplatz war still und menschenleer. An den halbverkohlten Hölzern des Scheiterhaufens tropfte das Wasser. Unverletzt, wie einst Isaak auf Moriah, stieg Thecla von der Opferstätte nieder. In dem

allen überwinden wir weit um deß willen, der uns geliebet hat (Röm. 8, 37.).

Bevor dieſes alles geſchah, hatte St. Paulus die Geißelung erlitten als ein Verführer und doch wahrhaftig (2 Cor. 6, 8.), darnach hatte man ihn zur Stadt hinausgeſtoßen. Er hatte nichts mehr von Thecla erfahren; aber Oneſiphorus begleitete ihn mit Weib und Kindern, als wollte er durch ſeine Treue das Böſe vergüten, welches ſeine Mitbürger dem Heiligen angethan hatten.

Sie fanden am Wege von Ikonien nach Daphne ein Grabmal, in welches ſie eingingen, faſteten und für Thecla beteten. Am dritten Tage ſprachen Oneſiphori Kinder zu Paulo: „Lieber Vater, uns hungert und wir haben nicht, dafür wir Brot kaufen können.“

Da zog Paulus ſeinen Oberrock aus und ſprach zu dem älteren Knaben: „Lieber Sohn, gehe hin, kaufe etliche Brote dafür und bringe ſie hieher.“

Als nun der Knabe das Brot gekauft hatte und zum Grabmale kehrte, begegnete ihm Thecla und er fragte ſie voll Verwunderung: „Wo geheſt du hin, Thecla?“ Und ſie antwortete: „Ich ſuche Paulum.“ Der Knabe ſagte: „Komm mit mir, ich will dich zu ihm führen; er faſtet und betet um dich ſchon in den dritten Tag.“

Da nun Thecla in das Grab kam, betete eben

Paulus dieſe Worte: „Heiliger Vater, du Herr Jeſu Chriſti, laß das Feuer die Thecla nicht berühren; ſondern ſtehe ihr bei, denn ſie iſt deine Magd!“ Sie aber ſtand hinter ihm und antwortete mit lauter Stimme: „Herr und Herrſcher, der du Himmel und Erde gemacht haſt, du Vater deines geliebten Sohnes Jeſu! ich preiſe dich, daß du mich aus dem Feuer erlöſet haſt, und ich Paulum nun wieder ſehe!“

Paulus ſtand auf, wandte ſich um, und als er ſie ſahe, ſprach er: „Gott, du Herzenskündiger! du Vater meines Herrn Jeſu Chriſti! ich preiſe dich, daß du mir gegeben haſt, was ich von dir gebeten habe!“

Und hierauf hielten ſie ihre Mahlzeit in vieler Liebe und waren alle voller Freude, es wurden ihnen die heiligen Worte des Herrn groß!

Nun ſprach Thecla zu Paulo: „Laß dirs gefallen, ſo will ich dir nachfolgen, wo du hingeheſt.“ Paulus aber antwortete: „Wo ich hingehe, kannſt du mir nicht folgen. Meine Gänge ſind nicht eines Weibes Gänge. Folge du dem Herrn auf dem Wege, den Er dich gehen heißt.“ Die Jungfrau ſprach: „So laß mich die Aehrenleſerin ſein, die hinter dir hergehet und Frucht ſammelt, wo du geſchnitten haſt, auf daß nichts umkomme.“ Der Apoſtel antwortete: „Es ſind jetzt gar gefährliche

Zeiten und du bist eine gutgestaltete Person; es möchte dich eine andere und größere Versuchung betreffen, die leicht härter wäre als die vorige; und da möchtest du unterliegen aus Furcht und nicht stark bleiben und aushalten." Thecla aber sprach: „Gieb mir die Taufe, das Siegel Christi, so wird mich keine Versuchung überwältigen." Darauf sagte der Apostel: „Glaubest du von ganzem Herzen, so mag es wohl sein." Thecla antwortete und sprach: „Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist." Da taufte sie St. Paulus im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

Hierauf schickte er den Onesiphorus mit allen den Seinigen wieder nach Ikonien in sein Haus zurück; er aber nahm Thecla zu sich und wanderten mit einander gen Antiochia.

Es wohnte aber daselbst eine vornehme Römerin, Namens Trophäna, deren Tochter war vor etlicher Zeit gestorben und sie trug bitteres Leid um sie und wollte sich nicht trösten lassen. Da sie aber eines Tages von ungefähr Theclam sahe, verwunderte sie sich, wie sie so ähnlich wäre ihrer Tochter Faustina, um die sie noch täglich weinte. Und sie fand Gefallen an der Jungfrau um deß willen und bat sie, daß sie zu ihr käme und bei ihr bliebe. Thecla aber tröstete sie aus dem Evangelio Jesu Christi, daß ihre Seele stille ward zu dem lebendigen Gott;

auch unterwies sie alle Mägde des Hauses und alle Freundinnen desselben, die zu ihr kamen, und alle wurden in Christo gläubig, und es entstand eine große und selige Freude im ganzen Hause.

Nachdem aber Paulus zu Antiochia die Gemeinde der Gläubigen versorgt hatte, zog er aus, anderwärts das Wort Gottes unter den Heiden zu verkündigen; und auch Thecla machte sich auf, und wo sie hinkam, gab sie Acht, wo der Herr eine Thür ihr aufthäte. Sie wallete aber nicht aufs ungefähr: sondern immer schwebte ihr ein helles Wölkchen am Himmel vor, welches ihr den Weg zeigte, wo sie ruhen und wohin sie gehen sollte; und überall verbreitete sich ein gutes Gerücht von ihr, wie der süße Odem eines Rosenstrauchs. Vieler Herzen kamen ihr mit Willigkeit entgegen und wo sie eintrat, kam der Friede Gottes mit ihr.

28.

Carpus.

26. Mai.

Carpus war ein Schüler des Apostels St. Paulus. Man hält ihn für denjenigen, bei welchem der Apostel in Troas herbergete und als er weiter reisete, seinen Mantel zurückließ, welchen Timotheus ihm nach Rom mitbringen sollte (2 Timoth.

4, 13.). Dieſer Carpus wurde zum Biſchofe von Kreta eingeſetzt und waltete ſeines Amtes mit großem Eifer. Aber der Eifergeiſt ließ ihn der Worte ſeines großen Lehrers vergeſſen: „Die Liebe iſt langmüthig und freundlich. Die Liebe eifert nicht, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden" (1 Cor. 13, 4. 5.).

Es begab ſich nämlich, daß ein Chriſt der ihm anbefohlenen Gemeinden ſich von einem Heiden zum Abfall überreden ließ. Darob ergrimmete Carpus alſo, daß er den Herrn bat, er möchte Beide, den Verführer und Verführten, mit Einem Blitzſtrahle von der Erde hinwegraffen. Als er dieſes Gebet gethan, ſah er das Gebäude, in welchem er ſich befand, von oben geſpalten und eine gewaltige Lohe vom Himmel herniederſteigen, über dem geöffneten Himmel aber Jeſum, umſtanden von unzähligen Engeln. Er ſah auch den Boden geſpalten zu einem weiten und finſtern Schlunde und jene Männer, die er verwünſcht hatte, zitternd, kaum noch von ihren Füßen getragen an der Mündung des Schlundes ſtehen. Aus dem Schlunde krochen gräuliche Schlangen, ringelten ſich um die Füße der Unglücklichen und ſtrengten in aller Weiſe ſich an, ſie in den Schlund hinabzuziehen. An dieſem Anblicke hatte Carpus ſeine Freude und erwartete mit Ungeduld, wann es den Ungeheuern gelingen werde, ihre Opfer,

die sich gegen den schrecklichen Sturz aus allen Kräften sträubten, zu überwältigen. Unwillkührlich streckte er seinen Arm aus, als wolle er helfen, die aus aller Macht sich Sträubenden hinabzustoßen, und blickte herausfordernd gen Himmel, ob nicht bald der erbetene Blitzstrahl das Rachewerk vollende. Dort aber stellte sich gar ein anderer Vorgang seinen Blicken dar. Er sah Jesum voll Erbarmung die Stufen seines Thrones herabkommen und jenen gütig die Hände reichen. Die heiligen Engel kamen mit ihm, etliche schwebten über dem Abgrunde und breiteten ihre Arme vor, die Stürzenden aufzuhalten, andere zogen sie am Gewande vom jähen Rande zurück. Der Herr aber, indem er seine Hände jenen, die sich ängstlich an sie klammerten, willig überließ, wandte sein Antlitz dem Carpus zu und sprach: „Stoße nur zu, wenn du dem bösen Rufe deines Herzens folgen willst. Du wirst nicht sie, sondern mich treffen. Doch siehe, ob es dir gut ist, den Aufenthalt in dem Schlunde und mit den Schlangen, der Gemeinschaft mit Gött und den Engeln vorzuziehen. Gehe hin und lerne, was das sei: „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten" (Matth. 9, 13. Luc. 9, 56.).

29.

St. Perpetua und St. Felicitae mit ihren Leidensgefährten.

7. Mai.

Zur Zeit, da der Kaiser Septimius Severus zur Regierung kam, bestand auch in Karthago eine große und blühende Christengemeinde unter der Leitung und Pflege des Bischofs Optatus, des Presbyters Aspasius, der Diaconen Tertius und Pomponius; und wiewohl der Kaiser bei schweren Strafen den Uebertritt zur christlichen Gemeinde verbot, traten doch täglich hinzu, welche entschlossen waren, mit ihr zu leben und zu leiden.

Mit Berufung auf jenes Verbot des Kaisers ließ der Proconsul Hilarianus die Katechumenen Revocatus, Saturninus, Secundulus, Perpetua und Felicitas ins Gefängniß führen; später schloß sich ihnen Saturus aus eigenem Antriebe an. Alle standen noch in der Blüthe ihres Lebens. Revocatus und Felicitas gehörten dem Sclavenstande an. Letztere war verheirathet und trug damals ein Kind unter ihrem Herzen. Perpetua war von vornehmer Herkunft und hatte eine gute Erziehung genossen. Sie hatte beide Eltern noch und zwei Brüder, von denen der eine Katechumen war. Auch ihre Mutter hatte sich dem Christenthum zugewandt, der Vater aber

war noch Heide. Sie ſtand damals im zwei und zwanzigſten Jahre, war ihrem Stand gemäß vermählt und nährte einen Säugling an ihrer Bruſt.

Als ſie vor das Gericht des Proconſuls geführt wurden, folgte Perpetuas Vater ihr nach und drang in ſie, zu verleugnen. Da er auf ihre Weigerung immer von neuem unternahm, ſie zum Abfall von Chriſto zu bewegen, ſprach ſie zu ihm: „Vater, ſiehſt du dies Gefäß, das hier vor uns liegt, dieſes Töpfchen?“ Er antwortete: „Ich ſehe es.“ Sie fragte weiter: „Kann man es wohl anders nennen, als was es iſt?“ Er ſprach: „Nein.“ „Nun ſo kann ich mich auch nicht anders nennen, als was ich bin, eine Chriſtin.“ Durch dieſes Wort wurde der Vater ſo aufgebracht, daß er auf die Tochter losfuhr, als ob er ihr die Augen ausreißen wollte. Doch mißhandelte er ſie nur mit Schlägen und ging endlich fort mit dem Gefühle, daß er weder mit ſeinen Ueberredungskünſten noch mit ſeiner Gewaltthätigkeit etwas geſchafft hätte. Er blieb nun mehrere Tage aus, und Perpetua dankte Gott dafür; ſie erholte ſich in ſeiner Abweſenheit von den überſtandenen Kämpfen. Während dieſer Zeit wurde ſie ſammt den übrigen Katechumenen getauft. Zu ihr ſprach die Stimme des heiligen Geiſtes in ihrem Innern, daß ſie bei der Taufe um nichts anderes bitten ſollte, als um Geduld.

Wenige Tage darauf wurden ſie in den Kerker gebracht. Sie ſchauderte, als ſie eintrat, weil ſie noch niemals ein ſolches Dunkel durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatte. „O welch ein ſchwerer Tag!“ — ſo ſagt ſie ſelbſt in dem Berichte über ihre Leiden, der bis auf unſere Zeiten gekommen iſt. — „Die ſchreckliche Hitze von den Maſſen, welche hier zuſammen waren, das gewaltſame Hin- und Herſtoßen der Soldaten! und zuletzt wurde ich gequält von Beſorgniß um mein Kind. Da bewirkten Tertius und Pomponius, die geſegneten Diaconen, welche im Gefängniſſe uns dienten, durch Geld, daß wir bald hernach an einen beſſern Ort im Gefängniſſe gelaſſen wurden, wo wir uns erholen könnten. Indem alle aus dem Kerker herausgingen, ſorgte jeder für ſich. Ich nahm mein Kind an die Bruſt, welches vor Mangel an Nahrung ſchon matt war. Bekümmert um daſſelbe ſprach ich meine Mutter an und empfahl es ihr und tröſtete meinen Bruder. Tief betrübt war ich, weil ich jene meinetwegen ſo tief betrübt ſahe. Solchen Kummer litt ich viele Tage hindurch, bis ich erlangte, daß mein Kindlein das Gefängniß mit mir theilen durfte: ſogleich ward ich da ſtark und frei von meiner Noth und Sorge für das Kind, und der Kerker wurde mir zum Palaſte, wo ich lieber ſein wollte als anderswo. In dieſer Zeit ſprach mein Bruder zu

mir: „Liebe Schweſter, du biſt ſchon ſo großer Gnaden gewürdiget worden, daß du dir eine Offenbarung von dem Herrn darüber erbitten darfſt, ob deine Gefangenſchaft mit Leiden oder mit Befreiung endigen werde.“ Und ich, die ich immer eines beſondern Geſprächs von dem Herrn, ſowie ſo vieler andren großen Wohlthaten mich zu erfreuen hatte, verſprach ſolches meinem Bruder mit guter Zuverſicht und ſagte: „Ich werde dir morgen die Antwort ſagen.“ Ich betete zu Gott und mir ward Folgendes offenbaret:

„Ich ſah eine goldene Leiter von wunderbarer Größe, die bis an den Himmel reichte, aber ſo ſchmal war, daß nur einer auf einmal hinaufſteigen konnte. An den Seiten der Leiter waren ſcharfe Werkzeuge jeder Art befeſtigt, als Schwerter, Spieße, Sicheln, große Meſſer, ſo daß, wer unvorſichtig und nicht immer aufwärtsblickend emporſtieg, an den ſcharfen Werkzeugen hängen blieb und ſich verwundete. Und unter der Leiter lag ein Drache von ungeheurer Größe, welcher den Hinanklimmenden nachſtellte und ſie vom Emporſteigen zurückſchreckte. Zuerſt nun ſtieg Saturus hinan, welcher ſich nachher um unſertwillen freiwillig den Verfolgern mit preisgab, damals aber, als wir ergriffen wurden, noch nicht dabei war. Als er die Spitze erreicht hatte, wandte er ſich nach mir um und ſprach zu

mir: „Perpetua, ich warte auf dich! Hüte dich nur, daß jener Drache dich nicht beiße.“ Und ich antwortete: „Er wird mir nicht schaden, um des Namens willen des Herrn Jesu Christi.“ Und wie wenn das Ungeheuer mich fürchtete, hob es langsam den Kopf, und sobald ich die erste Stufe betrat, trat ich auf seinen Kopf und stieg hinan. Und ich sah den unermeßlichen Raum eines Gartens, und in der Mitte des Gartens saß ein Mann mit weißem Haar, von großer Gewalt, in der Tracht eines Hirten, der molk Schafe. Und um ihn her sah ich Menschen stehen mit weißen Kleidern angethan, viele Tausende. Und er hob sein Haupt und blickte mich an und sprach: Willkommen, Kind! Und er rief mich zu sich und gab mir ein wenig von der geronnenen Milch und ich nahms mit gefalteten Händen und aß es, und alle, die umherstanden, sprachen Amen. Und ich erwachte bei dem Klang dieses Wortes und hatte noch etwas Süßes im Munde, ich weiß nicht was.“

Und ich erzählte es sogleich meinem Bruder und wir erkannten, daß das Leiden erfolgen würde, und hörten auf, irgend eine Hoffnung auf die Welt zu setzen.

Wenige Tage darauf verbreitete sich das Gerücht, daß wir verhört werden sollten. Da eilte mein Vater aus der Stadt, abgezehrt von Gram,

und kam zu mir, um mich zum Abfall zu bewegen, und sprach: „Meine Tochter, habe Mitleid mit meinen grauen Haaren. Habe Mitleid mit deinem Vater, wenn ich noch werth bin, von dir Vater genannt zu werden. Wenn ich mit diesen Händen zu dieser Blüthe des Alters dich auferzogen, wenn ich dich allen deinen Brüdern vorgezogen habe, o so gieb dich nicht der Schmach unter den Menschen preis. Schau auf deine Brüder, deine Mutter und auf deine Muhme, schau auf deinen Sohn, der nach dir nicht wird leben können! Laß fahren den hohen Sinn, damit du nicht uns alle ins Verderben stürzest. Denn keiner von uns wird mehr frei reden dürfen, wenn du erst gelitten hast.“ So sprach mein Vater; mit seiner väterlichen Zärtlichkeit küßte er mir die Hände, warf sich zu meinen Füßen nieder und nannte mich mit Thränen nicht seine Tochter, sondern seine Gebieterin. Es jammerten mich die grauen Haare meines Vaters, weil er allein von meinem ganzen Geschlechte über meine Leiden sich nicht freuen sollte, und suchte ihn zu trösten, indem ich sagte: „Wenn ich vor dem Richter auf der Bühne stehe, wird nur geschehen, was Gott will. Denn wisse, daß wir nicht in unsrer, sondern in Gottes Gewalt stehen.“ Und er ging von mir in großer Traurigkeit.

Am folgenden Tage, als wir bei dem Früh-

mahle waren, wurden wir plötzlich zum Verhör geschleppt und kamen auf den öffentlichen Platz. Das Gerücht davon verbreitete sich sogleich in die benachbarten Straßen, und es entstand ein ungeheures Volksgewühl. Wir bestiegen das Gerüste (den Platz, wo sonst Sclaven feilgestellt und die Gefangenen verhört und gefoltert wurden). Die übrigen wurden gefragt, ob sie Christen wären, und legten ihr Bekenntniß ab. Als die Reihe an mich kam, erschien plötzlich mein Vater mit meinem Kinde auf den Armen und zog mich von der Stufe herab und sagte flehend: „Erbarme dich deines Kindes!" Auch der Richter sprach: „Schone der grauen Haare deines Vaters! Schone doch des zarten Kindes! Opfere für das Wohl des Kaisers!" Ich antwortete: „Das thue ich nicht!" Der Richter fragte: „Bist du eine Christin?" Ich antwortete: „Ich bin eine Christin!"

Da nun mein Vater immer noch dastand, um mich zum Abfall zu bewegen, befahl der Richter ihn hinunter zu stoßen, und er ward mit einer Ruthe geschlagen. Es schmerzte mich, als wäre ich selbst geschlagen worden; so jammerte mich sein gramvolles Alter.

Hierauf that der Richter seinen Ausspruch und verurtheilte uns, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Froh kehrten wir wieder in den Ker-

ker zurück. Da mein Kind gewohnt war, von mir die Brust zu nehmen und bei mir im Gefängnisse zu bleiben, sandte ich sogleich den Diacon Pomponius zu meinem Vater, das Kind zu fordern. Der Vater wollte es mir nicht schicken. Und Gott wollte, daß weder das Kind weiter nach der Brust verlangte, noch ich Beschwerden empfand, damit ich nicht von Kummer um mein Kind und von Schmerz in der Brust gequält werden möchte.

Nach einigen Tagen fing der Befehlshaber der Soldatenwache unseres Gefängnisses an uns hoch zu achten, da er sahe, daß eine große Kraft Gottes in uns wäre, und ließ daher gern viele Brüder zu uns, daß wir uns gegenseitig einander trösten und erquicken konnten. Als der Tag des öffentlichen Schauspiels nahe war, kam mein Vater zu mir, von Gram verzehrt. Er riß die Haare seines Bartes sich aus, warf sich mit dem Gesicht auf die Erde nieder, verwünschte seine Jahre und sprach solche Worte, die jedes Geschöpf bewegen mußten. Mich schmerzte tief sein unglückseliges Alter."

So berichtet Perpetua selbst, und der Herr hörte nicht auf, durch Erscheinungen im Traume ihr die Verheißung zu erneuern, sie würde kämpfen und siegen und die Palme der Ueberwinder erlangen.

Auch Satur. hatte eine Erscheinung und theilte sie seinen Leidensgefährten mit. „Mir däuchte,"

ſo erzählt er, „wir hatten ausgelitten und gingen hinaus aus dieſem irdiſchen Lande und wurden von vier Engeln, deren Hände uns nicht berührten, getragen nach dem Aufgange zu. Wir kamen einen ſanften Hügel hinan und erblickten zuerſt ein unendliches Licht, und ich ſprach zu Perpetua, die an meiner Seite war: „Das iſts, was der Herr uns verheißen hat. Wir haben nun die Verheißung erlangt.“ Und wir kamen zu einem großen freien Platz, der einem Lusthaine glich, wo Roſenbäume blüheten und alle Arten von Blumen. Die Bäume waren hoch wie die Cypreſſen, und ihre Blätter glüheten ohne Aufhören. Im Haine waren vier andere Engel, glänzender noch als jene, die, wie ſie uns erblickten, uns ehrenvoll begrüßten und den übrigen Engeln mit freudiger Verwunderung zuriefen: „Siehe, da ſind ſie!“ Da ſetzten uns die Engel, die uns trugen, nieder, und wir wandelten eine Strecke hin auf einer breiten Straße. Dort trafen wir Jocundus und Saturninus und Artapius, die in derſelben Verfolgung den Feuertod erlitten hatten, und Quintus, der im Kerker geſtorben war. Und wir fragten, wo die übrigen Märtyrer wären? Die Engel aber ſagten: „Kommet zuvor, gehet ein und begrüßet den Herrn!“ Da kamen wir an einen Ort, deſſen Wände wie aus Licht erbauet waren, und vor der Thür ſtanden vier Engel, welche

die Eintretenden mit weißen Kleidern schmückten. Und da wir bekleidet waren mit den weißen Gewanden, traten wir ein und sahen ein unendliches Licht und hörten einen Chor von Stimmen, die ohne Aufhören riefen: „Heilig! heilig! heilig!“ Und in der Mitte sahen wir einen sitzen, gleich einem Manne mit schneeweißem Haar und jugendlichem Angesichte. Zur Rechten und zur Linken standen Greise, vier und zwanzig an der Zahl, und nach diesen noch viele andere. Mit großem Staunen traten wir hinein und standen vor dem Throne. Und vier Engel erhuben uns, und wir küßten den, der auf dem Throne saß, und mit seiner Hand berührte er unser Angesicht. Die übrigen Greise sagten zu uns: „Stehet still!“ Und wir standen und gaben uns den Kuß des Friedens. Und ich sprach: „Perpetua, deine Sehnsucht ist nun gestillt!“ Sie antwortete: „Gott sei Dank! Wie ich auf Erden fröhlich war, so will ich es hier nun, nur in noch höherem Maße sein.“ Dann gingen wir wieder hinaus und sahen vor der Thür den Bischof Optatus zur Rechten, und zur Linken den Presbyter Aspasius, den Lehrer der Katechumenen stehen, von einander abgesondert und traurig. Sie fielen uns zu Füßen und sprachen: „Stiftet Frieden mit uns, weil ihr hinausgehet und uns so verlasset.“ Wir antworteten: „Bist du nicht unser Vater (so pflegten

die Christen ihre Bischöfe zu nennen) und du Presbyter? und ihr fallet uns zu Füßen?" und wir umarmten sie. Perpetua begann mit ihnen zu reden und wir führten sie in den Lusthain unter einen Rosenbaum. Während wir aber mit ihnen redeten, sprachen die Engel zu ihnen: „Lasset diese, daß sie sich erquicken! Seid ihr uneinig unter einander, so vergebet einer dem andern." Und zu Optatus sprachen sie: „Bessere du dein Volk, denn sie kommen bei dir zusammen, als kehrten sie vom öffentlichen Schauspielplatze zurück und stritten für einander um verschiedene Parteien." Und es schien uns, als wollten sie die Thüren zuschließen. Wir lernten nun dort viele Brüder kennen, auch Märtyrer. Und wir alle wurden von einem unaussprechlich süßen Duft genährt, der uns sättigte. Hierauf erwachte ich."

So weit haben Perpetua und Satur die Geschichte ihrer letzten Tage, die Krone ihres ganzen Lebens selbst beschrieben. Ueber das Leid dieser Zeit hatten diese Frommen sich erhoben. Ihr Wandel war schon im Himmel. Ihre Geistesaugen waren aufgethan und blickten hinein in das Heiligthum der ewigen Hütten. Im Vorgenusse seiner Seligkeiten fürchteten sie nichts mehr, was die Welt ihnen anthun konnte, und wie grausame Martern man ihnen auch zurüstete, sie wußten gewiß, sie

fühlten voraus: In dem allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat.

Ihr Schicksal war nunmehr bestimmt. Am 7. März, zur Feier des Tages, an welchem mehrere Jahre zuvor Geta, der Sohn des Kaisers, zur Würde eines Cäsars gelangt war, sollten sie öffentlich im Kampfe mit wilden Thieren der grausamen Lust des Volkes preisgegeben und ein Schauspiel für Menschen und — für Engel werden.

Einer der Verurtheilten, Secundulus, erkrankte und wurde, indem er noch im Gefängnisse starb, durch die Hand des Herrn des letzten Kampfes überhoben. Felicitas aber, welche in Mutterhoffnung lebend ergriffen worden und nun schon im achten Monate war, besorgte ängstlich, als der Tag des Kampfes nahete, daß ihr Leiden noch verschoben werden möchte, da nach dem Gesetz an einer Frau in diesen Umständen keine Hinrichtung vollzogen werden durfte. Daher befürchtete sie, daß sie später nicht mit in Gemeinschaft mit Gläubigen, sondern mit Verbrechern ihr Leben würde hingeben müssen. Auch ihre Leidensgefährten bekümmerte dieser Gedanke. Daher vereinigten sie sich drei Tage vor dem Kampfe mit ihr in kräftigem Gebet zum Herrn. Und siehe, der Herr erhörete sie: Felicitas genas im Kerker eines Töchterchens. Als sie bei ihrer Niederkunft viel leiden mußte, sagte einer der

Gefangenwärter zu ihr: „Wenn du jetzt so jammerst, was wirst du thun, wenn du den wilden Thieren vorgeworfen wirst, aus denen du dir doch nichts machtest, als du zu opfern dich weigertest?“ Die christliche Sclavin antwortete: „Jetzt leide ich, was ich leide. Dort aber wird ein Anderer in mir sein, der für mich leidet, weil auch ich für ihn zu leiden im Begriff bin.“ Ihr neugebornes Töchterchen aber nahm eine Schwester zu sich und erzog es als ihr eigenes Kind.

Da der Befehlshaber der Soldaten wieder anfing die Gefangenen hart zu behandeln und nicht einmal den Zuspruch der Ihrigen ihnen gestatten wollte, weil er fürchtete, sie möchten durch Zaubersprüche aus ihrer Haft befreit werden, verwies ihm Perpetua mit muthigen Worten seine Härte, so daß er sich schämte und hinfort ihren Brüdern und Freunden wieder den Zutritt zu ihnen erlaubte. Pudens aber, der Aufseher des Gefängnisses, suchte gern ihr Schicksal zu erleichtern, da er selbst schon gläubig geworden war.

Als am Tage vor ihrer Marter ihnen die letzte Mahlzeit, das sogenannte Freimahl, gegeben wurde, feierten sie es, so gut sie konnten, als ein Liebesmahl. Sie redeten dabei mit Muth zu dem sich hinzudrängenden Volke, erinnerten sie an das Gericht Gottes, bezeugten die Seligkeit ihres Leidens

und verwiesen der herzuſtrömenden Menge ihre Neugierde. „Der morgende Tag," ſprach Satur, „iſt euch noch nicht genug, weil ihr gern ſehet, was ihr haſſet. Heute Freunde, morgen Feinde! Merkt euch nur genau unſer Geſicht, auf daß ihr uns wieder erkennen möget an jenem Tage des Gerichts." Staunend gingen alle von ihnen hinweg, und viele von ihnen, ahnend das höhere Leben, das ſie beſeelte, wurden gläubig.

Endlich brach der Tag ihres Sieges an, und ſie gingen hervor aus ihrem Kerker zum Amphitheater wie zum Himmel, muthig und mit freudeſtrahlendem Antlitz und zitternd vielleicht, aber nicht vor Furcht, ſondern vor Wonne. Mit heiterem Antlitz und züchtigem Anſtand ging Perpetua einher als eine Auserkorene des Herrn und mit niedergeſenktem Blick, vor der Neugier der Menge ihrer Augen Glanz verbergend. Auch Felicitas freute ſich, noch glücklich geboren zu haben, daß ſie nun im Kreiſe der Freunde mit den wilden Thieren noch kämpfen konnte.

Die zum Tode Verurtheilten wurden nach alter Sitte als Opfer den Göttern geweiht und daher mit Prieſterkleidern angethan. Als nun die Märtyrer ins Thor des Amphitheaters geführt wurden, und man ſie zwingen wollte, die Männer, Kleider der Saturnuspriester, und die Weiber, Kleider der

Prieſterinnen der Ceres anzuziehen, widerſtanden ſie mit beharrlichem Muthe, indem ſie verabſcheuten alles, was zum Götzendienſte gehörte. Sie ſprachen: „Wir ſind darum freiwillig hieher gekommen, um unſere Freiheit zu behaupten. Wir haben unſer Leben dahin gegeben, um nichts dergleichen thun zu müſſen. Das haben wir mit euch ausgemacht.“ Der Offizier mußte ſelbſt das Gerechte ihrer Forderung anerkennen; er gab nach, und ließ ſie ſo, wie ſie waren, eintreten. Perpetua ſang Pſalmen. Revocatus, Saturninus und Satur ſchauten mit drohender Warnung auf das neugierige Volk, und als ſie den Proconſul ſahen, gaben ſie ihm durch Geberden und Winke zu verſtehen: „Du richteſt uns — dich wird Gott richten!“ Das Volk wurde hierüber erbittert und verlangte, daß ſie von den Schergen gegeißelt würden. Sie aber wünſchten ſich Glück, daß ſie auch etwas von den Leiden des Herrn gekoſtet hätten.

Der Thierkampf begann: Saturninus und Revocatus waren die erſten Opfer und wurden einem Leoparden und Bären zur Beute. Auf Saturus ſollte ein Eber losgelaſſen werden; aber das Thier wandte ſich grimmig gegen ſeinen Führer und verwundete ihn ſo, daß er am folgenden Tage ſtarb. Hierauf reizte man gegen Saturus einen Bären auf, aber er wollte nicht aus ſeinem Käfig hervor.

Zum zweiten Male unverletzt, ermahnte Satur den Aufseher des Gefängnisses Pudens und sprach: „Hier bin ich noch, wie ich voraus gesagt habe, bisher von keinem Thiere noch verletzt. Und nun sei gläubig von ganzem Herzen. Siehe, ich gehe nun dorthin und durch Einen Biß jenes Leoparden werde ich vollendet werden.“ Und sogleich ward er, als er dem Leoparden begegnete, durch einen einzigen Biß von ihm so mit Blut überströmt, daß das Volk ihm, als er sich umkehrte, zurief: „Wohlgewaschen! das heißt wohlgewaschen!“ Er sagte dann zu Pudens: „Lebe wohl und sei meines Glaubens eingedenk. Dies müsse dich nicht beunruhigen, sondern im Glauben stärken.“ Dann bat er ihn um seinen Ring, tauchte ihn in sein Blut und gab ihm denselben als ein Andenken an seinen Tod zurück. Hierauf wurde er schon halbtodt mit den übrigen hin an den Ort gebracht, wo ihnen der letzte Gnadenstoß sollte gegeben werden.

Für die beiden Frauen hatte man eine sehr wilde Kuh bestimmt, welche besonders hierzu angeschafft worden war. Sie wurden Beide ihrer Gewänder beraubt und nur mit einem Netzüberwurf bekleidet. Aber das Volk wurde bei ihrem Anblicke von einem mitleidigen Gefühl ergriffen, ließ sie zurückrufen und mit einem flatternden Gewande ohne Gürtel bekleiden. Perpetua wurde zuerst von dem

wüthenden Thiere ergriffen und emporgeschleudert. Sie lag auf dem Rücken am Boden; aber kaum, daß sie gewahr ward, daß ihr Gewand zur Seite aufgerissen war, zog sie es, mehr beschäftigt mit züchtiger Sorge als mit ihren Schmerzen, über die entblößten Schenkel. Darauf band sie ihr zerstreutes Haar zusammen. Denn es ziemte den Märtyrern nicht, mit fliegenden Haaren zu leiden, damit sie nicht in ihrem Triumphe nach heidnischer Art zu trauern schienen. Dann erhub sie sich und da sie jetzt auch Felicitas am Boden liegen sah, trat sie hinzu, reichte ihr die Hand und half ihr auf.

So standen nun Beide da, ein Anblick des Jammers. Das grausame Volk selbst ward gerührt; sie wurden dem Thiergefecht entzogen und zum Thore des Amphitheaters geführt, wo man gewöhnlich diejenigen zu tödten pflegte, welche dem Kampfe mit den Bestien noch lebend entkommen waren.

Als Perpetua dorthin kam, begrüßte sie ein Katechumen, Rusticus mit Namen. Wie aus einem Traum erwachend blickte sie umher und sprach zum Erstaunen aller: „Wann werden wir jener Kuh vorgeführt werden? ich weiß es nicht.“ Und als man ihr erzählte, was geschehen war, wollte sie es anfangs nicht glauben, bis sie an ihrem Leibe und Gewande die Spuren davon inne ward und zugleich jenen Katechumenen erkannte. „Wo war sie,“ sagt Augusti-

mus, „als sie angefallen und verwundet ward von einem wüthenden Thiere, ohne dessen Stöße zu fühlen? Und wo war sie, als sie nach so hartem Kampfe fragte, wann der Kampf beginnen würde? Was schaute sie, als sie das nicht sahe, was alle andern sahen? Was empfand sie, um einen so heftigen Schmerz nicht zu empfinden? Durch welche Liebe, durch welchen Anblick, durch welchen Trank war sie so entzückt worden und wie göttlich trunken im sterblichen Leibe?" Sie ließ jetzt ihren Bruder herbeirufen und sagte zu ihm und jenem Katechumenen das Wort ihres Vermächtnisses: „Stehet fest im Glauben und liebet euch alle untereinander und laßt nicht unsere Leiden euch zum Aergerniß gereichen."

Das Volk verlangte jetzt, daß die Märtyrer in die Mitte des Schauplatzes geführt würden. Der Blutdurst der zuschauenden Menge wollte sich auch diesen letzten Genuß nicht entgehen lassen, das Eindringen der Schwerter in die Leiber ihrer Schlachtopfer zu sehen, welches ihren Leiden ein Ende machen sollte. Da standen die Dulder freiwillig auf und gingen hin, wohin das Volk sie verlangte. Zuvor gaben sie einander den Bruderkuß, damit die Feier ihres Todes auch mit diesem geweiheten Zeichen des Friedens beendigt würde. Schweigend und unbeweglich empfingen alle anderen den Todesstoß, vornemlich Saturus, welcher zuerst den Geist aufgab

und zuerst die Himmelsleiter hinanstieg, wie ihn Perpetua in ihrer Erscheinung gesehen hatte. Perpetua selber aber war einem jungen und in diesem Mordhandwerke noch ungeübten Gladiator in die Hände gefallen, wie man denn die Neulinge durch solche Uebungen an Kampf und Blutvergießen zu gewöhnen pflegte. Er traf sie zwischen die Rippen und sie schrie laut auf. Dann aber führte sie selbst die Hand des Unerfahrenen und setzte sein Schwert an ihre Kehle. So ging sie ein zu der vollen Klarheit dessen, der sich schon hienieden so herrlich in ihr verkläret hatte, geprüft und bewährt an dem Worte ihres Heilandes: „Wer Vater oder Mutter oder Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth" (Matth. 10, 37.).

Auch dieses vergossene unschuldige Blut ward eine neue frischsprudelnde Quelle, aus welcher viele tranken, um dadurch in Christi Reich einzugehen und der Fahne des Lammes zu folgen; zuerst Pudens, den bald zu seiner seligen Freude dasselbe Loos des Märtyrerthums ereilte, was er jene Blutzeugen in so großartiger Weise tragen gesehen. Die Gemeinde zu Carthago empfing mit heiligem Stolze ihre ehrwürdigen Gebeine und begrub sie in der Hauptkirche, wo sie Jahrhunderte hindurch sorgsam bewahrt und als ein Schatz hochgeachtet wurden. Getas Festtag ward zu einem Feiertag der Kirche.

30.

St. Laurentius.

10. August.

St. Laurentius war ein Zögling des römischen Bischofs Sixtus, welcher ihn von Herzen liebte und hochhielt. Der Glaube trug an diesem Jünglinge reiche Früchte der Liebe, daher ihn Sixtus zu seinem Archidiaconus und nächsten Gehilfen im Gottesdienste und in der Armenpflege einsetzte. Es hatte die Christenheit zu jener Zeit Frieden und Gunst im römischen Reiche, weil der Kaiser Philippus den Gläubigen zugethan war. Als aber Decius, des Kaisers Feldhauptmann, diesen meuchlings ermordet und sich des Thrones bemächtiget hatte, hob er an, die Christen auf das grausamste zu verfolgen.

Vor allen wurde der heilige Sixtus in das Gefängniß abgeführt. Laurentius hatte dies kaum vernommen, als er ihm nacheilte und rief: „Ach Vater, wohin gehst du ohne deinen Sohn? was nimmst du vor, heiliger Priester, ohne deinen Diener? Du hast nie einen Gottesdienst ohne mich gehalten und zu diesem willst du mich nicht mitnehmen? Wodurch habe ich dein Mißfallen mir zugezogen? Warum verwirfst du mich wie einen Entarteten?“ Der selige Bischof antwortete: „Mein Sohn, ich verwerfe dich nicht, noch sage ich mich los von

dir. Wir als die Alten, die nicht viel mehr leiſten können, nehmen dieſen leichten und geringen Kampf an; du aber, der Jüngere und Stärkere, biſt zu einem größeren aufbehalten. Nach drei Tagen wirſt du mir folgen, dem Prieſter der Levit.“ Darauf übergab er ihm den Schatz der Kirche und ging ins Gefängniß. Jener aber ging in der Stadt umher, alle Armen der Gemeinde aufzuſuchen, und theilte aus dem Schatze einem jeden zu, was ihm noth war.

Am dritten Tag wurde Sirtus, da er den Götzen zu opfern ſtandhaft ſich weigerte, aus dem Kerker geführt, um enthauptet zu werden. Laurentius lief ihm nach und rief: „Verlaſſe mich nicht, heiliger Vater! Mein Geſchäft iſt gethan, denn ich habe die Schätze, welche du mir übergeben, ſchon in Sicherheit gebracht.“

Wie die Schergen dieſe Worte vernahmen, ergriffen ſie auch den Laurentius und führten ihn vor den Kaiſer. Dieſer nahm ihn ſofort ins Verhör. Nach Gold nicht minder als nach Blute dürſtig, gedachte er ihm die Schätze der Kirche durch Furcht vor der Folter abzupreſſen. Er hob an: „Es iſt bekannt, daß bei euern zügelloſen Schwelgermahlen und nächtlichen Gräuelfeſten eure heuchleriſche Armuth die Maske abwirft und ſich an Schätzen weidet, die ihr zu verachten vorgebt. Auf goldenen Schüſſeln dampfet dann das Blut eures Opfers, auf

goldenen Leuchtern brennt das Wachs der Kerzen; der des Tages in Lumpen einhergeht, speiset des Nachts auf Silber nach Brauch und Sitte eurer Secte. Für solche Zwecke verkaufen leichtgläubige Seelen ihre Habe und tragen euch viele tausend Silberlinge zu. Mancher Erbe seufzet darüber, daß seine Eltern so heilig gewesen und er darben muß. Denn für die höchste Frömmigkeit gilt es bei euch, die Kirche zu bereichern und die eigenen Kinder nackt und ohne Brot zu lassen. In den Winkeln eurer Kirchen liegt Gold und edles Metall verscharrt: diese Schätze will ich heben. Gieb heraus, was du mit dem Zauber deiner Rede der bethörten Menge abgelockt und in dunkeln Grüften aufgespeichert hast. Wir wissen einen nützlicheren Verbrauch für das öffentliche Wohl: was wollt ihr damit? Euer Christus hat gelehrt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! und des Kaisers Bild steht auf euren Silberlingen. Euer Gott hat, so viel ich weiß, kein Geld geprägt. Sein Reich ist nicht von dieser Welt; arm kam er vom Himmel und brachte keine goldenen Philippe mit. Sein Wort gab er euch: das solle euch genügen. So verlange ich nun, daß ihr euch nach der Lehre eures Meisters haltet und euch der Dinge dieser Welt entladet."

Solches und noch manches andere sprach er und ergötzte sich selbst an seinen bittern Spott- und Ire-

velreden. Laurentius erwiederte ſanftmüthig und beſcheiden: „Ich leugne nicht, unſre Kirche hat einen reichen Schatz. Niemand iſt an Reichthum ihr gleich. Sie hat Gefäße der Ehren in Menge; und ich weigere mich nicht, ſie vor dich zu bringen. Nur um das Eine bitte ich, daß du mir drei Tage Friſt gebeſt, damit ich mein Verſprechen um ſo völliger löſen und dies Geſchäft nach der Ordnung, die das Amt erheiſcht, erledige. Denn nicht an Einem Orte iſt, was wir Köſtliches beſitzen, ſondern weit umher in allen Gaſſen des großen Roms zerſtreut. Das muß ich alles zuvor zuſammenſuchen und nach der Ordnung aufſchreiben, ehe ich es vor dein Angeſicht bringe. Darum, o Kaiſer, bewillige mir die erbetene Friſt.“ Der Kaiſer ſagte ihm das gerne zu; er hatte nicht gehofft, daß der Chriſt ſo ohne Umſtände ſich gefügig zeigen werde; und nachdem er ſeinen Gehorſam belobt hatte, entließ er ihn. Drei Tage lang lief nun Laurentius alle Gaſſen der Stadt durch, und ſuchte die Armen auf, welche von den milden Spenden der Kirche das Leben friſteten und die ihm, dem ſorgſamen Haushalter und Armenpfleger, alle wohlbekannt waren. Er ſchrieb aller Namen auf und gebot ihnen am feſtgeſetzten Tage ſich an einem beſtimmten Orte zu ſammeln und in geordneten Reihen aufzuſtellen.

Als die bedungene Zeit abgelaufen war, erſchien

er vor dem harrenden Richter und sprach: „Komm und siehe mit deinen Augen den Reichthum, welchen unser Gott an seinen Heiligen hat. Du wirst den Vorhof und die Säulengänge mit den Schätzen unserer Kirche angefüllt finden.“ Der Richter folgt ihm in den Vorhof des Heiligthums, begierig der Dinge, die seiner warteten; und findet zu seinem Erstaunen statt der gehofften goldenen und silbernen Gefäße einen unübersehbaren Haufen der Armen und Elenden, der Lahmen und Krüppel. Mit grimmigem Blick und drohenden Geberden wendet er sich gegen Laurentius, der ihm ernst und ruhig mit dem Worte begegnet: „Warum zürnst du? was bedrohst du mich? Meine nicht, ich hätte dich betrogen. Achte diese nicht gering, weil sie deinen Augen mißfallen. In Gottes Augen sind sie werth gehalten. Suchst du nach ächtem Golde? Nicht jenes ist es, das man mit schmutziger Sclavenarbeit den finstern Bergen abgewinnt und aus dem trüben Sande der Ströme fischt; nicht jenes, das der Menschen Sinn und Gemüth vergiftet, den Frieden raubt, die Treue tödtet, die Unschuld verkauft, Gesetz und Recht zur feilen Waare macht. Hier ist lauteres Gold: erlöste Menschen, welche Christi Licht geläutert und durchleuchtet hat: sie sind der Schmuck und Reichthum unsrer Kirche, welchen ihr Herr selber ihr in

Verwahrung gegeben, und beſſere Schätze hat ſie nicht. Nimm ſie hin! ich habe Wort gehalten."

„Er wagt es," rief wuthſchäumend der Richter, „ſeinem Betruge noch Hohn hinzuzufügen. Er gab uns dem Gelächter preis und ſein wahnſinniger Kopf ſteht noch auf ſeinen Schultern! Glaubſt du, Böſewicht, du könneſt ungeſtraft uns dies Gaukelſtück vorführen und in den Gerichtshallen Comödie ſpielen? Iſt das Ruthenbündel mit dem Henkerbeile euch zum Spott geworden, weil wir allzulange Milde und Großmuth übten? Zittere, wenn wir Ernſt machen mit dem, womit ihr zu ſcherzen waget! Du ſageſt vielleicht: Wir fürchten nicht den Tod! Sterben iſt uns Gewinn! Wir kennen ja den eiteln Wahn eurer Märtyrer, die ſich zum Tode drängen, wie nach dem höchſten Gute. Nun, Laurenti, du ſollſt auch nach dem Tode rufen und in Jammer verzweifeln, weil er ſo langſam kommt."

Hierauf gebot der Tyrann einen Roſt herzubringen, und nachdem man reichlich glühende Kohlen darunter ausgebreitet, den Märtyrer darüberhin ausſtrecken. Laurentius ſprach: „Das ſind die Leckerbiſſen, nach denen mich ſchon lange gelüſtet hat." Er lag ſtill mit heiterm Angeſichte auf den rothglühenden Stäben, als wäre er auf Roſenblättern gebettet, und als er eine Weile alſo gelegen, rief er ſeinen Peinigern ſcherzend zu: „Wendet mich um,

denn dieſe Seite dünkt mich, iſt nun gar genug.“ Aber etliche, die dabei ſtanden, ſahen einen ſchönen Jüngling bei Laurentius ſtehen und ſeinen Schweiß und Wunden mit einem weißen Tuche kühlen. Als er aber merkte, daß es mit ihm zu Ende ginge, hob er ſeine Augen gen Himmel und betete für die Stadt, da er litt, daß der Herr ſie bekehren möchte von der Finſterniß zum Licht und wie er ſie groß gemacht unter den Heiden, er ſie auch herrlich mache in dem Bekenntniſſe ſeines heiligen Namens.

In ſolcher Fürbitte hauchte er ſeinen Geiſt aus. Beſtürzt und beſchämt hatte der Tyrann die Stätte geräumt, ohne das Ende des Dulders abzuwarten. Niemand wehrte den Chriſten, als ſie den Leichnam des Heiligen aufhoben und gebückt hinwegtrugen, ihn an geweihetem Orte zu beſtatten.

Simſon hat ſeiner Feinde viele in ſeinen Tod begraben, daß der Todten mehr waren, die er tödtete in ſeinem Tode, denn die er bei ſeinem Leben getödtet hatte. Aber St. Laurentius hat durch das Zeugniß ſeines Todes eine größere Menge zum Glauben erweckt, als die er bei ſeinem Leben durch Wort und Beiſpiel für das Himmelreich gewonnen hatte. Viele, die ſein Sterben geſehen, wurden gläubig an Chriſtum. Die Götzentempel wurden leer, die Chriſtenkirche füllte ſich mit Gläubigen.

31.

Sapricius und St. Nicephorus.

9. Februar.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts begab sich zu Antiochia, was damals ein seltener Fall war, daß zwei Christen, Sapricius und Nicephorus, sich entzweiten; der Groll wuchs in ihrem Herzen zur Feindschaft. Wenn sie sich auf der Straße begegneten, wichen sie einander aus; keiner mochte den andern grüßen. Nach einiger Zeit fühlte sich Nicephorus besänftigt; er ging zu Sapricius und bat ihn um Vergebung. Dieser aber wollte von keiner Versöhnung wissen und wies den Bruder zürnend von sich. Nicephorus hielt an mit Bitten, er drang mit Thränen in ihn, und warf sich ihm endlich gar zu Füßen. Doch gelang es ihm nicht, das Herz des Widersachers zu erweichen. So stand es zwischen ihnen, als plötzlich eine Christenverfolgung ausbrach. Mit der Wuth des Saulus spürten die Heiden allen nach, die im Verdacht des christlichen Glaubens standen. Man schleppte sie aus ihren Häusern vor Gericht und legte jedem die Frage vor: ob er Christo absagen und auf dem Altare der Götter opfern wollte; und wer dies verweigerte, wurde in harter Haft gehalten, bis man ihn aus dem Kerker zum Tode führte.

Dieſes Schickſal traf auch den Sapricius. Er blieb ſtandhaft im Glauben und legte vor den Heiden ein gutes Bekenntniß ab. Als er zur Hinrichtung hinausgeführt wird, eilt Nicephorus herzu, tritt ihm in den Weg und fleht ihn an: „Märtyrer Chriſti, verzeihe mir, weil ich geſündigt.“ Ohne ihm ein Wort zu erwiedern, ſchritt Sapricius an ihm vorüber vorwärts. Tief bekümmert trat Nicephorus noch einmal zu ihm und ſprach: „Sapricius, du thuſt jetzt einen Gang, auf dem du hoffeſt die Krone der Heiligen zu erlangen; aber es iſt unmöglich, daß du ſie erlangeſt, wenn du nicht vergiebſt. Bedenke doch, was du thuſt. Siehe, ich bitte dich; und es ſteht geſchrieben: „Bittet, ſo wird euch gegeben.“ Aber auch das Wort des Heilandes ſelbſt, deſſen Kraft ihm jetzt ſo hoch von Nöthen war, konnte ihn nicht bewegen. Kann man ſo ſtarken Glauben haben und ſo ſchwache Liebe? O mit Richten! höret, was geſchah.

Sie ſind auf dem Richtplatz angelangt. Der Henker ſteht bereit. Sapricius kniet ſchon, den tödtlichen Streich zu empfangen. Er ſieht ſchon im Geiſte die Engel, die ihm die Krone des Ueberwinders entgegentragen. Da plötzlich wird er von Gott verlaſſen, ſein Glaube bricht, er verleugnet Chriſtum und verſpricht zu opfern. Als dies Nicephorus ſieht, tritt er entſchloſſen vor den Richter:

„Nimm mich für dieſen; auf daß du nicht wähneſt, wir vermöchten nicht zu ſterben für den, der ſein Leben für uns gegeben hat. Ich bin ein Chriſt!" So ſtarb Nicephorus den Tod der Märtyrer, und ward der Krone gewürdiget, zu welcher er kaum aufzublicken gewagt hatte. Sapricius aber fand ſich im ſelben Augenblicke, da er die Schwelle des Himmelreichs zu überſchreiten gedachte, zurückgeſtoßen in die Zahl der Verlorenen. „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird genommen, das er hat" (Matth. 13, 12.). Prüfe deinen Glauben, ob er in der Liebe feſtgewurzelt und gegründet ſei. Sapricius Glaube ward gewogen und zu leicht befunden darum, weil er nicht Liebe hatte. Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.

32.

Die Strafe des Heuchlers.

Es war ein Mann in einer Stadt Egyptens, der ſeines frommen Wandels wegen bei allen in hohen Ehren ſtand, und jedermann meinte, daß er im nahen Umgange mit Gott ſtünde. Da er aber in alle ſeinem Thun und Werken vor den Menſchen gerecht befunden wurde, ward er ein träger

Hüter seines Herzens. Wie nun der Feind Unkraut säet unter den Weizen, derweil die Menschen schlafen, also geschah es auch ihm. Es kamen arge Gedanken und sündliche Gelüste in seinem Herzen auf, und er wehrete ihnen nicht, sondern hegte und pflegte sie und weidete sich an ihnen, und während die Menschen sich erbaueten an dem, was sie von ihm sahen und hörten, war er in Wahrheit ein übertünchtes Grab, welches auswendig hübsch scheint, aber inwendig ist es voller Todtenbeine und Unflats.

Da überfiel ihn eine schwere Krankheit und brachte ihn dem Tode nahe. Die ganze Stadt gerieth darüber in Trauer. Ein Mann, welcher vor allen ihn lieb hatte, eilte zu seinem Bette, um seines Gebetes und Segens noch theilhaftig zu werden, ehe er von dieser Welt hinginge in die himmlische Gemeinde. Er fand ihn nur noch ein wenig athmend und konnte kein Wort mehr mit ihm wechseln; aber seine Augen wurden aufgethan und sahen eine furchtbare und beweinenswerthe Erscheinung. Denn es schien ihm jemand wie einen feurigen Dreizack in das Herz des Sterbenden zu senken und die Seele gewaltsam und grausam von da herauszureißen, und eine Stimme von oben ließ sich hören und sprach: „Wie mich diese Seele nicht hat ruhen lassen, auch nicht Einen Tag, ebenso wirst auch du nicht ablassen, sie zu zerren und zu quälen."

33.

St. Georg.

In den ſumpfigen Gewäſſern Lybiens, an welchen die große Stadt Silena lag, hatte ein ungeheurer Drache ſeinen Aufenthalt genommen und erfüllte die ganze Umgegend mit Schrecken. Die Bürger, welche anfangs zahlreich und wohlbewaffnet gegen das Ungethüm auszogen, vermochten ihm nichts anzuthun. Sein bloßer Anblick ſcheuchte auch die Beherzteſten in die Flucht. Zuletzt wagte ſich keiner mehr aus den Thoren; die vormals volkreiche, blühende Landſchaft wurde menſchenleer und öde; ſelbſt in der Stadt wußte man ſich vor den Angriffen des Höllenmolches nicht mehr ſicher; täglich hörte man von einem neuen Opfer ſeiner Wuth. Da beſchloſſen die Bürger von Silena in gemeinſamer Volksverſammlung, dem Drachen freiwillig alle Tage zwei Schafe zu geben, damit er nicht in ihre Stadt eindränge. Als aber alle Schafe und jegliches andere Schlachtvieh dahin war, mußten ſie ſich entſchließen, ihm alle Tage einen Menſchen, wen das Loos traf, zu opfern.

Das war nun ſchon viele Tage geſchehen, da fiel das Loos auf des Königs Tochter. Aja. Der König ſprach zu den Bürgern: „Ich gebe euch an Geld und Gut, an Silber und Gold, ſo viel ihr begehret;

nehmet hin mein halbes Königreich, auf daß meine Tochter, meine einzige Erbin, am Leben bleibe. Aber das Volk gab zur Antwort: „Das kann nimmer geſchehen! du ſelbſt, o König, haſt dieſes Geſetz beſtätiget und ruhig gelitten, daß unſre Söhne und Töchter dem grauſamen Verhängniſſe überliefert wurden. Iſt nicht einem jeden ſein Kind ſo lieb, als dir das deine? Das Loos iſt auf ſie gefallen. Willſt du dem Willen der Götter widerſprechen, welche, wie du ſiehſt, keinen Unterſchied gelten laſſen zwiſchen deinem und unſerm Blute? Hältſt du den Beſchluß nicht, welchen du ſelber aufgerichtet haſt, ſo brennen wir deinen Palaſt an und du mußt darin ſterben.“ Da nun der König ſah, daß es ihnen Ernſt war, ſprach er ganz leidig zu ihnen: „So gebet mir doch acht Tage Friſt, daß ich meiner Tochter Leid beklage.“ Dies ward ihm bewilligt. Als aber die Zeit um war, lief das Volk alsbald vor den Palaſt, drohete mit Schwert und Feuer und ſchrie: „Haben wir nicht Gut und Blut geopfert, und nun die Reihe an dich gekommen, willſt du zögern, Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Willſt du um das Leben deiner Tochter dein ganzes Volk dem Drachen opfern?“

Da es nun nicht anders ſein mochte, ergab er ſich darein. Er kleidete ſein Kind in königlich Gewand, umfing es mit Weinen und Klagen und

ſprach: „Ach weh mir armen Mann! Was ſoll ich anfangen? Deine Hochzeit gedachte ich in Pracht und Herrlichkeit auszurichten, du ſollteſt Luſt und Freude haben; Söhne deines Schooßes hoffte ich in meinen alten Tagen noch zu herzen und auf Kindeskinder meine Herrſchaft zu vererben: nun muß ich mich dein begeben und dich dem grauſen Drachen opfern. Ach wollte Gott, ich ſtürbe vor dir, daß ich nicht dein rothes Blut fließen ſähe.“ — Mit Küſſen und Thränen bedeckte er ihr liebes Geſicht. Die Jungfrau fiel ihm zu Füßen und ſprach: „Lebt wohl, lebt wohl, mein Herr Vater! gerne ſterb ich um des Volkes Erlöſung.“

Man führte ſie vor die Stadt hinaus; ſie kniete zum Gebet auf dem Steine nieder und wartete ihres Endes. Da kam Georgius vorüber, ein Hauptmann im römiſchen Heere aus dem Lande Cappadocia, und fragte ſie voll Erbarmens: „Zarte Jungfrau, ſage mir, warum ſtehſt du in ſolchem Leid?“ Die Jungfrau antwortete: „Frage nicht, ſondern fliehe eilends von dieſer Stätte, daß du nicht mit mir ſterben müſſeſt.“ Er ſprach: „O ſorge dich nicht um mich, gieb mir vielmehr kurzen Beſcheid, weß ich dich frage. Was bedeutets, daß ich dich allein weinen ſehe und ein großes Volk ſteht gaffend umher?“ Die Jungfrau erwiederte: „Ich merke, du haſt ein mannliches Ritterherz. Was willſt du

mit mir zu Grunde gehen? für mich ist keine Hilfe!" Er sprach: „Ich will nicht von dannen gehen, bis du mir sagest, welch ein Leid dich kränke." Da sagte sie ihm, welch schrecklich Verhängniß ihr bestimmt wäre. Aber der gute Held ließ sie kaum zu Ende reden. „Sei getröstet," sprach er, „habe frohen Muth;" und wie dringend sie ihn bat und warnte, er blieb fest dabei.

Während sie so sprachen, rauschte das Wasser; das gräuliche Haupt des Drachen tauchte aus der Tiefe; ein hölliſcher Zähnerachen klaffte der Jungfrau entgegen. „Fliehe, Ritter, schone dein junges Leben!" sprach sie, es ist genug, daß ich allein sterbe: warum soll dein Tod mir meinen Tod noch mehr verbittern? Rette dich, mich kannst du nimmer retten!" Aber der Jüngling saß geschwind zu Roß. Gar christlich und ritterlich segnete er sich mit dem heiligen Kreuze, dann sprengte er dem Drachen entgegen, rannte mit seinem Spieße ihn an und stieß ihm den Schaft so tief in den schuppigen Leib, daß er jählings zur Erden sank. Alsbald zog der Ritter sein breites Schwert aus und machte dem Würger ein Ende.

Da drängte sich das Volk mit großer Freude um den Helden und sprach: „Wer bist du? du hast eine That verrichtet, deren kein Mensch sich vermessen hätte." Georgius antwortete: „Ich bin ein

Christ und ein Diener Jesu Christi, in dessen Namen habe ich dieses Werk gethan und seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Glaubet an Christum, so werdet ihr noch größere Thaten denn diese thun. Denn wisset: Er ist der Sohn des einig wahren und lebendigen Gottes des Hochgelobten, der da ist in die Welt gekommen, daß er die Werke des Teufels zerstöre, und hat der alten Schlange, die euch nach der Ferse trachtete, den Kopf zertreten. Durch seine unüberwindliche Macht liegt auch dieser Höllensohn überwunden und ertödtet vor euern Füßen. Lasset fahren eure ohnmächtigen Götzen und ergebet euch dem großen Gott und Heilande, welchen ich euch verkündige, so werdet ihr auch theilhaben an seiner Verheißung: Sehet, ich gebe euch Macht zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes und nichts wird euch beschädigen" (Luc. 40, 19.).

Solches sprach er im Erweis des Geistes und der Kraft, und alles Volk pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat, und ließen sich taufen auf den Namen Jesu Christi, der dem Tode den Stachel genommen und der Hölle ihren Sieg. Der König aber bot dem Erretter seiner Tochter viel Gold und Silber zu Ehren an, oder was ihm sonst gefiele von seinen Schätzen, das sollte er haben. Aber Georgius schlug alles aus und sprach: „Ge-

bet es den Armen, sonderlich denen, die in dieser Trübsal ihre Söhne und Töchter haben hergeben müssen; und laß dir die Kirche des Herrn deines Gottes allezeit anbefohlen sein." Damit ritt er von dannen.

34.

St. Marinus.

3. März.

Marinus war ein römischer Soldat und stand im Anfange der Regierung des Kaisers Gallienus zu Cäsarea in Palästina. Es war im Heere eine Hauptmannsstelle erledigt worden und der Reihenfolge nach sollte Marinus zu dieser Würde gelangen. Aber gerade als ihm der Hauptmannsstab überreicht werden sollte, trat ein anderer Soldat hervor und sprach: „Marinus ist ein Christ und weigert sich, den Kaisern zu opfern. Er kann daher nach den Gesetzen diese Würde nicht erlangen, und ich habe nach ihm die nächsten Ansprüche darauf."

Der Richter Achäus fragte hierauf den Marinus, welcher Religion er zugethan wäre. Marinus bekannte sich freimüthig für einen Christen. Der Richter gab ihm drei Stunden Bedenkzeit, binnen welcher er sich entschließen müßte, ob er Christum oder die Hauptmannswürde lassen wollte.

Wie er aus der Wohnung des Richters heraustrat, kam der Bischof jener Stadt, Theotecnus, zu ihm und unterredete sich lange mit ihm, ergriff dann seine Hand und führte ihn in die Kirche. Hier trat er mit ihm vor den Altar hin, zeigte auf das Schwert hin, womit Marinus umgürtet war, und auf ein Evangelienbuch, welches er ihm vorhielt und forderte ihn auf, zwischen beiden zu wählen. Marinus streckte ohne Zaudern seine Rechte aus und ergriff das Evangelienbuch. Da sprach der Bischof zu ihm: „Nun so hange fest an Gott! Mögest du durch seine Kraft gestärkt erlangen, was du erwählt hast! Gehe hin mit Frieden!“

Als er aus der Kirche trat, begann schon der Herold zu rufen; denn die bestimmte Zeit war abgelaufen. Da er aber nun mit noch höherer Freudigkeit des Glaubens sich zu Christo bekannte, wurde er sogleich, wie er war, zum Richtplatze abgeführt und mit dem Märtyrertod gekrönt.

Damals erlangte auch noch Asturius wegen seiner Glaubens- und Liebestreue einen ruhmvollen Namen, wiewohl er schon bei der Welt sowohl als ein römischer Senator und Freund des Kaisers als auch durch den Glanz seines Geschlechts und seiner Reichthümer berühmt war. Er war bei der Hinrichtung des Marinus mit zugegen und besorgte dann ohne Scheu frei öffentlich das Begräbniß des treuen

Verehrers Christi. Ein rechter Joseph von Arimathia legte er den theuern Leichnam auf seine Schultern und trug ihn dahin, nicht achtend seiner glänzenden, kostbaren Gewänder und übergab ihn dann zu anständiger Bestattung.

35.

St. Adrianus und St. Natalia.

8. September.

Als der Kaiser Maximianus um das Jahr 280 eine Anzahl Christen auf öffentlichem Platze peinigen ließ, war ein junger Befehlshaber der kaiserlichen Soldaten zugegen, Namens Adrianus. Er stand in Gedanken versunken, während sein Auge unverwandt an den Märtyrern hing. Es arbeitete etwas in seiner Seele. Jetzt trat er zu den Gemarterten heran und sprach: „Ich beschwöre euch bei eurem Gotte, daß ihr mir saget, wer giebt euch die Kraft und Freudigkeit in diesen Leiden?" Sie antworteten: „Das thut unser Herr Jesus Christus, an den wir glauben." — Und was ist der Sold für eure Kämpfe?" fragte jener. Sie sagten: „Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben; uns aber hat es Gott geoffenbaret durch seinen Geist (1 Cor. 2, 9.

10.). Als er dieſe Antwort vernommen, trat der Offizier zu den Gerichtsperſonen und ſprach: „Schreibet mich an; ich bin auch ein Chriſt!“

Auf die Meldung dieſes Vorfalls ließ der Kaiſer den Offizier ſofort feſtnehmen und in Ketten legen. Der Bekenner war ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren und erſt ſeit vierzehn Monaten vermählt. Seine Gattin war Chriſtin; ſie hieß Natalia. Als dieſe vernahm, ihr Gatte wäre ins Gefängniß abgeführt worden, zerriß ſie ihre Kleider, weinete und wehklagete. Sobald ſie aber erfuhr, ſolches wäre ihm wegen ſeines Bekenntniſſes zum chriſtlichen Glauben widerfahren, trocknete ſie ihre Thränen, ordnete ihr Gewand und Haar und eilte von Freude ſtrahlend in das Gefängniß. Sie küßte die Ketten ihres Mannes und ſprach: „Lieber Herr, nun haſt du den Schatz gefunden, den deine Eltern dir nicht vererben konnten, und biſt reich in Gott geworden. Halte, was du haſt, daß niemand deine Krone nehme“ (Offenb. 3, 11.). „Du wirſt ſehen,“ ſprach Adrianus, „wie ich ſie in feſten Händen halte. Gehe, meine Schweſter, zur Zeit unſeres Leidens wollen wir dich rufen laſſen.“ Sie empfahl noch mit herzlich dringenden Worten ihren Glauben den Mitgefangenen, daß ſie ſeinen noch jungen Glauben durch Zuſpruch und Gebet

ſtärken und befeſtigen möchten, und kehrte in ihr Haus zurück.

Wie Adrianus erfuhr, auf welchen Tag ſeine Hinrichtung feſtgeſetzt wäre, bewog er ſeine Wächter durch Geſchenke und unter Bürgſchaft ſeiner Brüder in dem Herrn, daß ſie ihn auf eine kleine Weile aus dem Hauſe entließen, um von ſeiner Gattin Abſchied zu nehmen und ſie einzuladen, wie ſie ihm zugeſagt hatte, Zeugin bei ſeiner Bluttaufe zu ſein.

Jemand, der ihn unterwegs ſah und erkannte, lief ihm voraus und ſagte der Natalia an: „Adrianus iſt entlaſſen und ſiehe, er kommt!“ Aber ſie wollte es nicht glauben und fragte in großer Beſtürzung: „Und wer konnte ihn freilaſſen, den die Richter verurtheilt haben? Verhüte Gott, daß er ſeiner Bande entbunden und von den Heiligen geſchieden werde.“

Während ſie dies ſprach, trat ein junger Diener des Hauſes herein und ſprach: „Siehe, mein Herr iſt entlaſſen!“ Da wurde es Natalien gewiß, daß ihr Mann aus Furcht des Todes den Glauben verleugnet hätte, und fing heftig zu weinen an. Sie ſah ihren Mann kommen, eilte zur Thüre und ſchob den Riegel vor. Er klopfte: „Natalia, thue mir auf!“ Sie antwortete mit faſt in Thränen erſtickter Stimme: „Ach, Adrianus, gehe nicht über dieſe Schwelle. Was hilft es dir, daß ſich

die Thüre deines Hauſes dir aufthut, wenn ſich das Thor des Paradieſes dir verſchließt? Wollte Gott, es hätte der Mund nie wieder zu mir geredet, der ſeinen Herrn verleugnet hat.“ Und weiter ſprach ſie: „O du Unglückſeliger, wer hat dich genöthiget, das zu unternehmen, was du nicht hinausführen konnteſt? Sage mir, warum biſt du geflohen, noch ehe das Treffen begonnen hat? Wo war deine Soldatenehre, wenn auch ſonſt nichts dich bei der Fahne Chriſti halten konnte? Ich Elende, wie kurz war meine Freude! es war mir nicht vergönnt, eine Stunde lang die Gattin eines Märtyrers zu heißen, aber die Gattin eines Abtrünnigen zu ſein, die Schmach muß ich zeitlebens tragen.“

Adrianus hörte ihr draußen mit inbrünſtiger Freude zu und bewunderte, wie ein ſo junges Weib ſolches Hochſinns fähig ſei. Doch nicht lange konnte er es ertragen, ſie ihrem Schmerze hingegeben zu ſehn; er rief: „Oeffne mir, du liebes, frommes Weib! ich bin mit Nichten hier, dem Märtyrerthume zu entfliehen, ſondern dich dazuzurufen, wie ich dir verſprach.“

Natalia ſtand noch zögernd hinter der Thüre und wußte nicht, ob ſie den lieben Worten glauben dürfte; aber Adrianus drängte: „Oeffne ſchnell, meine Liebe! auf daß ich nicht von hinnen gehe und du mich nimmer wieder ſieheſt und es dann immer-

dar beklagen müſſeſt, daß du mir nicht getraut und meinen Ausgang nicht geſchauet haſt. Zögere nicht! die Heiligen ſind Bürge für mich geworden, und wenn die Gerichtsdiener mich nicht zur Stunde vorfinden, ſo werden jene zu ihrem beſchiedenen Theil der Leiden auch noch das meine tragen müſſen.“ Natalia öffnete mit zitternden Händen; wie zwei in dem Herren Neuverbundene hielten ſie ſich in den Armen und freueten ſich eines an des andern Glauben, Lieb und Treue.

Am beſtimmten Tage wurde Adrianus nach dem Richtplatze abgeführt. Er mußte auf ſeinen eignen Schultern die Folterbank hinaus tragen, die man nach ſeiner Geſtalt das Füllen nannte. Natalia wich nicht von ſeiner Seite. „Zittere nicht, lieber Herr,“ ſo ſprach ſie, „wenn du draußen die Marterwerkzeuge ſehen wirſt. Was du hienieden leideſt, hat ein Maaß; bei den Engeln Gottes wirſt du dich freuen ohne Maaß.“

Nachdem man ihn dem Kaiſer dargeſtellt hatte, wurde er vor einen Altar geführt. Er weigerte ſich zu opfern und wurde dafür auf das härteſte geſchlagen. Natalia lief eilend hinweg und verkündete mit Freuden den Heiligen im Gefängniſſe: „Siehe, mein Herr hat das Martyrium angetreten.“ Hierauf ließ der Kaiſer den ſtandhaften Bekenner noch einmal vor ſich führen, ihn ſtreng bedräuend: wenn er noch

ferner die Götter läſterte, ſo würde man ihm noch Schlimmeres anthun. Adrianus antwortete: „Wenn ich gepeiniget werde, weil ich diejenigen läſtere, die mit nichten Götter ſind, wie wirſt du gepeiniget werden, der du den wahrhaftigen Gott läſterſt?“ Der Kaiſer ſprach: „Dieſe Worte haben dich jene Verführer gelehrt!“ worauf Adrianus: „Warum ſchiltſt du die Verführer, welche uns auf den Weg zum ewigen Leben führen?“ Natalia lief abermals eilend hinweg und hinterbrachte den Gläubigen Wort um Wort die Verantwortung ihres Herrn.

Als ſie wiederkehrte, lag ihr Gatte rückwärts am Boden, blutend und zerfleiſcht. Sie knieete zu ihm nieder, wiſchte ihm den Schweiß vom Angeſicht, legte ihre Hand unter ſein Haupt und ſprach ihm tröſtliche Worte zu: „Fahre fort, mein ſüßes Licht, und harre aus! Ich freue mich des Herrn, der dich gewürdiget hat, unter ſeinen Heiligen zu ſein; ja ſelig biſt du, der du leideſt für den, der für dich gelitten hat.“

Unter ihren Gebeten athmete Adrianus aus. Sie hob ſeine abgehauene Hand auf, barg ſie im Buſen und wandte ſich hinweg, Gott dankſagend, der ihren Lieben errettet hatte von der Obrigkeit der Finſterniß und verſetzet in das Reich ſeines lieben Sohnes. Bald darnach verließ ſie die Stadt. Den Reſt ihrer Tage verlebte ſie zu Byzantium in Andacht

und im Dienste der Gläubigen. Eines Morgens erzählte sie den Freundinnen gar fröhlich, in dieser Nacht wäre Adrianus ihr erschienen und hätte ihr gesagt: „Liebe Schwester, die du mit mir gewesen bist im Kampfe, komme mit mir in den Frieden Gottes!" — Während sie solches noch redete, erstarb ihr das Wort im Munde, — sie war eingegangen zu ihres Herren Freude.

36.

St. Sebastianus.

20. Januar.

Wer sich gern an den Bildern der alten frommen Meister erbaut, wie sie so hehr und holdselig uns das Gotteskind dargestellt haben im Schooße der benedeieten Mutter, und rechts und links zu seines Thrones Stufen seine Heiligen, die Gewaltigen und Würdenträger seines Reiches, die Zierden seiner heiligen Kirche, dem Himmelskönig huldigend, in ihren Händen gleich Palmen des Sieges das Marterwerkzeug, mit welchem der Herr sie gewürdiget hat, zu leiden für seines Namens Ehre: der wird unter ihnen zum öftern einen Jüngling wahrnehmen, der Kleider beraubt in nackter Schönheit, wie die Griechen ihren Apollo gemalet und gemeißelt haben. Sein blühender Leib ist allenthalben

mit Pfeilen verwundet, aber sein Angesicht lächelt schmerzlos in süßem Frieden, wie die Rose über der Herrlichkeit, welche der Schöpfer über sie ergossen, der scharfen Dornen vergisset, die an ihr haften. Das ist St. Sebastianus.

Sebastianus, aus Narbonne in Frankreich gebürtig und in Mailand erzogen, begab sich, als er zum Jüngling erwachsen war, nach Rom und trat in kaiserliche Dienste. Wegen seiner Tüchtigkeit stieg er zum Hauptmann der ersten Cohorte der kaiserlichen Leibwache empor, und beiden Kaisern, welche damals das römische Reich regierten, dem Diocletian und Mariminian, war er seines Verstandes und der Anmuth seiner Sitten wegen so werth, daß sie ihn immer um sich haben wollten. Sein Werth war noch weit größer, als jene ahneten. Unter dem Waffenrocke barg er das Herz eines Christen. Sein Stand war ihm nur um des willen lieb, weil er ihm Gelegenheit gab, die gefangenen christlichen Brüder, welche der kaiserlichen Wache übergeben waren, mit dem Troste des Evangeliums zu stärken und unter ihrer Marter treu im Glauben zu erhalten. So war er vielen blöden und angefochtenen Seelen ein Licht, das da scheinet an einem dunkeln Ort. Aber dieses Licht konnte nicht lange unter dem Scheffel bleiben.

Zwei Männer von edlem Geschlecht, Zwillings-

brüder, mit Namen Marcellianus und Marcus, wurden in Haft gebracht und sollten enthauptet werden, wenn sie nicht binnen dreißig Tagen dem Christenglauben entsagten. Mit hinterlistiger Nachsicht gestattete man den heidnischen Verwandten den Zutritt zu den Verurtheilten. Sie hatten einen schweren Kampf zu bestehen gegen den verzweiflungsvollen Schmerz ihrer grauen Eltern, gegen die flehentlichen Bitten und Beschwörungen ihrer Gattinnen, welche ihnen ihre kleinen, noch unerzogenen Kinder vor die Füße legten. Unter diesen Stürmen begann ihr Herz zu wanken. Da trat Sebastianus, welcher bisher schweigend zugegen gewesen, in die Mitte und sprach: „Muth, ihr tapfern Kämpfer Christi! Ihr habt ja die Palme des siegreichen Bekenntnisses schon ergriffen; wollt ihr sie wieder fahren lassen? Der Feind liegt schon besiegt; wenn ihr ihm den Fuß vom Nacken nehmt, wird er nur grimmiger. Jene Weinenden selbst würden sich mit euch freuen, wenn sie von dem ewigen Leben ohne Leid wüßten, von welchem ihr wisset; sie würden sogar mit euch eilen, wohin euer Beruf gerichtet ist. Und ihr wolltet zu ihnen umkehren in den eiteln Wandel nach väterlicher Weise, von welchem ihr erlöset seid mit dem theuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes? Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!

Siehe, wir preisen selig, die überwunden haben. Wer da sucht seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen."

Während er so sprach, sah man sein Angesicht wie von himmlischem Glanz umleuchtet. Es befand sich aber unter den Anwesenden Zoe, die Frau des Geheimschreibers Nicostratus, in dessen Hause die Bekenner gefangen gehalten wurden. Diese war in Folge einer schweren Krankheit seit sechs Jahren stumm; und jetzt kehrte mit einem Male ihr die Sprache wieder und sie rief aus: „Gesegnet sei die Rede deines Mundes und gesegnet die, die da glauben alles, das du geredet hast. Denn ich habe einen Engel vor dir stehen sehen, der hielt ein Buch in den Händen, darin alles geschrieben stand, was du gesprochen." Eine Erleuchtung von Gott fiel in aller Herzen, welche zugegen waren und wurden fröhlich im Glauben über dem, das sie gesehen und gehöret hatten.

Die Richter hielten es für gut, die beiden Gefangenen der Aufsicht des Geheimschreibers zu entziehen, von welchem die Rede ging, daß er sammt seinem Weibe dem Christenwahne sich zuneigte oder gar zugefallen wäre. Marcellianus und Marcus wurden der Gewalt des obersten Befehlshabers der Stadt, Chromatius, übergeben. Aber auch Chro-

matius wurde von der Freudigkeit, mit welcher dieſe vor ihm Zeugniß ablegten und nachmals mit ihrem Tode beſiegelten, zum Glauben an den Herrn bekehrt. In ſeinem Hauſe ſammelten ſich fortan die Chriſten. Sein hohes Anſehen ſchützte ſie eine Zeit lang vor den Nachforſchungen ihrer Feinde, bis auch er genöthigt ward, ſein Amt niederzulegen. Er zog ſich auf ſein Landgut in Campanien zurück und nahm viele Chriſten mit ſich, deren Glaube noch zu jung und unreif war, um den drohenden Proben gewachſen zu ſein.

Zwiſchen Sebaſtianus und dem Presbyter Polykarpus erhob ſich ein edler Wettſtreit, wer von Beiden in der Stadt bleiben und der Siegespalme entgegen gehen dürfe. Der Biſchof Cajus entſchied, die Gemeinde ſolle nicht Beider beraubt werden, ſondern nur Sebaſtianus mit ihm bleiben, der andere aber unter den Ausgewanderten ſein Amt üben.

Nun hatte Gott dem Häuflein der Zurückbleibenden wieder eine Zufluchtſtätte für ihre Verſammlungen bereitet. Einer von den kaiſerlichen Kämmerlingen, Namens Caſtulus, der auf dem palatiniſchen Hügel mitten am kaiſerlichen Hofe wohnte, war Chriſt geworden. Er nahm die Brüder bei ſich auf und verbarg ihren Gottesdienſt in den oberſten Kammern des Palaſtes. Der Kaiſer ahnete nicht, daß das Feuer, welches er draußen mit Strömen

Blutes zu löschen suchte, unter seinem eigenen Dache loderte.

Um so heftiger entbrannte sein Zorn, als die Höflinge es an der Zeit hielten, mit einer Anklage Sebastians hervor zu treten. Diocletian forderte ihn vor sich und sprach zu ihm: „Ich habe dich immer unter den Ersten meines Gefolges geehrt und du hast mein Vertrauen damit vergolten, daß du nun so lange gegen mein Wohl die Götter beleidigt und ihren Zorn auf mein Haus geladen hast.“ Sebastianus antwortete: „Für dein Wohl, o Kaiser, habe ich immer Christum angerufen und für den guten Bestand des römischen Reichs immer den angebetet, der im Himmel ist. Denn ich erwägete, daß von Steinen Hülfe erbitten, etwas ganz Unsinniges und Nichtiges ist. Fürchte nicht, o Kaiser, daß dir aus unsern Gottesdiensten ein Unsegen erwachse. Wenn es dir wohl ging, so glaube, nicht deinen Göttern verdankest du es, sondern den Gebeten der Gläubigen, die in deinem Hause und über deinem Haupte gewaltet haben.“

Ueber diese freimüthige Antwort erbittert, ließ der Kaiser den Heiligen den mauritanischen Bogenschützen zur Vollstreckung des Todesurtheils übergeben. Diese banden ihn im freien Felde an einen Baum und schossen zu ihrer Belustigung mit Pfeilen nach ihm. Zahllose Geschosse durchbohrten seinen

Leib und ſtarreten aus ſeinen blutenden Gliedern hervor.

In dieſer Leidensgeſtalt ſteht Sebaſtianus der Chriſtenheit vor Augen als ein Nachbild deſſen, welcher der Welt ſich geſtellt hat „als ein Zeichen, dem widerſprochen wird," als das Ziel, auf welches alle Pfeile, alle Bolzen, alle Steine und Geſchoſſe ihres Haſſes einmüthig gerichtet ſind. „Und gleichwie Er, alſo ſind auch wir in dieſer Welt." „Wundert euch nicht, ſagt der Herr, ſo euch die Welt haſſet, ſondern wiſſet, daß ſie mich vor euch gehaſſet hat." Die heilige Kirche, als der Leib Chriſti, iſt die Zielſcheibe der ungläubigen Welt, die mit ihren giftigen Worten zielet wie mit Pfeilen (Pſ. 64, 4.). Aber dieſe Pfeile werden ihr zu einem „Pfeile des Heils vom Herrn" (2 Kön. 13, 17.). „Selig ſind, die um Gerechtigkeit willen verfolget werden, denn das Himmelreich iſt ihr" (Matth. 5, 10.).

37.

St. Mauritius.

Aus zehn großen Verfolgungen in den erſten drei Jahrhunderten ihres Beſtehens ging die Kirche Chriſti ſiegreich hervor. Die letzte dieſer Verfolgungen unter dem römiſchen Kaiſer Diocletian war die grauſamſte und blutigſte. Damals befand ſich

im römiſchen Heere eine Legion, welche aus lauter Chriſten beſtand. Sie führte den Namen der thebaniſchen Legion, weil ſie zu Thebais in Egypten ihr Standquartier hatte. Ihr Hauptmann hieß Mauritius. Es waren lauter tüchtige Soldaten, tapferen Muthes, aber noch tapferer im Glauben. Sie kämpften für ihren irdiſchen Herrn als treue Streiter, und für Chriſtum ihren ewigen König als fromme Glaubenshelden nach dem Gebote: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gottes, was Gottes iſt.

Als nun Diocletianus und ſein Mitkaiſer Maximinianus gänzlich und gar beſchloſſen, den chriſtlichen Glauben von Grund aus zu vertilgen, haben ſie in alle Länder des römiſchen Reiches ein Gebot ausgehen laſſen: daß alle, die ſich Chriſten nennten, den heidniſchen Götzen opfern ſollten, die aber dies nicht thun wollten, gepeinigt und umgebracht würden. Nun waren viele Städte und Landſchaften, die ſolch grauſamem Gebote nicht gehorſamen wollten. Denn es waren der Chriſten eine große Menge an allen Orten der römiſchen Herrſchaft. Denn der Herr hatte den Samen des geiſtlichen Israels geſegnet und gemehret, wie vormals den Samen Jakobs im Dienſthauſe Egypten. Da nun die Kaiſer ſorgten, ſie würden der Chriſten nicht mächtig werden ohne Aufgebot aller ihrer Macht,

beriefen sie ihre Kriegsvölker um sich gen Rom, von wannen sie dieselben entsenden wollten wider die Hartnäckigen und Ungehorsamen. Also ist auch die thebanische Legion, sechs tausend sechs hundert und sechs und sechszig streitbarer Ritter, gen Rom gefordert worden. Dort ordnete sie Mariminianus dem großen Heere zu, welches er gen Gallien oder Frankreich führte. Dies geschah um das Jahr des Herrn 280. Als Mariminian das Heer über das welsche Gebirge gebracht, befahl er der Legion: ihre Hauptleute sollten den Göttern opfern, denn er hätte sie zu dem Ende hieher geführt, daß sie ihm die Chkisten bewältigen und dann vertilgen hülfen. Die Legion erklärte: sie wollten sich im Kriege gebrauchen lassen zu allem, was ihr Beruf erforderte, und gegen jeglichen Feind des römischen Reichs, wider Räuber und Rotten als brave Soldaten kämpfen, und dem Kaiser mit Gut, Leib und Blut dienen und beistehen; wo man aber durch sie die Christen bekriegen wollte, wollten sie ihre Rüstung, Waffen und Wehre von sich werfen und nicht streiten, weil solches wider Glauben und Gewissen wäre und man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Der Kaiser rief im Zorn: „Sie verachten menschliche und göttliche Majestäten: ich will sie fühlen lassen, daß ich Gewalt habe, mir und den Göttern Genugthuung zu geben!“

Die Legion hatte sich um acht Meilen Weges von dem heidnischen Heere abgesondert und an einem anmuthigen Ort mit Namen Aganum, an der Rhone gelegen, aufgestellt. Dorthin sandte Maximianus ein Heer ab mit dem Befehle, sie zu nöthigen, daß sie das Opfer vollzöge, oder, wenn sie bei der Weigerung beharrete, jeden zehnten Mann der Legion zu enthaupten.

Als den Heiligen dieser Befehl des Tyrannen kund wurde, erhoben sie mit Freude ihre Häupter und einer eilte dem andern voraus, um ihm den Tod vorweg zu nehmen.

Der zehnte Theil der Heldenschaar war gefallen; den Uebrigen wurde abermals die Wahl zwischen Leben und Tod gestellt. Da erhob sich Mauritius und redete also zu den Gefährten: „Ich preise euch selig, meine Freunde, weil ihr alle bereit seid, für den Glauben Christi zu sterben; daß ich es ruhig ansehen konnte, wie man unsere Cameraden hinmordete, solches hat das Gebot Christi über mich vermocht, welcher zu Petro sagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“ Weil denn die Leiber unserer Cameraden uns schon mit einem Wall umschließen und unsre Kleider vom Blute der Genossen geröthet sind: lasset uns bleiben in der Gemeinschaft der Heiligen und ihnen in ihr Marterthum nachfolgen! Darum sei dies, wenn es euch gefällt, unsre

Antwort an den Cäsar: Wir sind deine Soldaten, o Kaiser, und zur Vertheidigung des Reiches unter die Waffen getreten. Wir halten dir die Treue in allem, was du fordern darfst: aber den Glauben an Christum werden wir nimmer verlassen."

Als diese Antwort dem Kaiser überbracht wurde, befahl er, die Legion zum zweiten Male zu zehnten. Abermals wurde je der zehnte Mann durch das Loos ausgeschieden und mit dem Schwert erschlagen. Mauritius war unter den Opfern. Da trat der Fähndrich Exsuperius an die Stelle des Führers, hoch hielt er das Banner und sprach zu den Waffengefährten also: „Unser ruhmvoller Hauptmann Mauritius ist mit seinen edeln Todesgenossen uns vorangeschritten und ich, Exsuperius, bin nicht sein Fahnenträger geworden, um hinter ihm zurückzubleiben. Diese fleischlichen Waffen nützen uns nichts mehr, lasset uns die Waffen des Geistes anlegen, und dies sei, wenn es euch so gefällt, unsre Antwort an den Cäsar: Wir sind deine Soldaten, o Kaiser; aber auch, was wir frei bekennen, Diener Gottes. Dir sind wir Kriegsdienst schuldig, ihm die Unschuld des Gewissens. Dir gehören unsre Leiber, ihm die Seelen. Von dir haben wir den Sold, von ihm den Ursprung unsres Lebens empfangen. Willst du uns nicht zwingen, unsern Herrn und Schöpfer zu beleidigen, so wollen wir dir wie bisher auch ferner

gehorchen; wo nicht, so sind wir Gott mehr Gehorsam schuldig, als dir, dem Menschen. Willst du Christen tödten, so mache uns zum Ziele deines Zorns."

Auf diese Botschaft gab der Kaiser, da er daran verzweifelte, die Standhaftigkeit dieser Helden zu brechen, Befehl, die ganze Legion zu umzingeln und niederzuhauen. Die Christen gewahrten bald, was man vorhätte. Sie hätten sich wegen der Lage des Ortes leicht vertheidigen können; aber sie setzten sich nicht zur Wehre; denn: das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht (1 Petr. 2, 19.). Und so sind sie unter den Schwertstreichen ihrer Cameraden gefallen ohne Widerrede, ohne Sträuben als Opfer Christi ihres Heilandes; ja sie legten ihre Waffen weg und ließen sich, getreu ihrem himmlischen Vorbilde, würgen wie Schlachtschafe, die ihren Mund nicht aufthun gegen ihre Verfolger. Ihr stummer und doch beredter Mund mahnt uns zu dem Gelübde: „Das sei ferne von uns, daß wir den Herrn verlassen und andern Göttern dienen" (Jos. 24, 16.).

38.

Die vierzig Ritter.

10. März.

Die Geschichte der vierzig Märtyrer von Se-

baſte verſetzt uns in das Land Armenien, wo das Gebirge Ararat in den Himmel aufragt, eine unerſchütterliche Denkſäule des erſten Weltgerichts, welches in den Waſſern der Sündfluth über die Erde erging, aber auch des Gottesfriedens, welcher gleich der Arche Noahs die Seelen der Gerechten aus der Welt aufnimmt, auf daß ſie nicht mit ihr verdammet werden. In Armenien wüthete um das Jahr 320 nach der Geburt des Herrn unter Licinius, dem Mitkaiſer des Conſtantius, eine grauſame Chriſtenverfolgung. In Sebaſte, einer Stadt dieſer Provinz, ſtand damals die zwölfte Legion. Als derſelben der Befehl des Kaiſers vorgeleſen wurde, wonach jeder Soldat, zum Beweis, daß er kein Chriſt wäre, den Göttern opfern müſſe: traten vierzig Hauptleute hervor und erklärten, ſie wären Chriſten und könnten das anbefohlene Opfer nicht vollziehen. Es waren ſämmtlich Männer von ausgezeichneter Kriegstüchtigkeit, und an ihrer Sittenreinheit hätte man ſchon vor ihrer öffentlichen Erklärung ſie als Chriſten erkennen können.

Sie wurden ſogleich vor den Statthalter geführt und von dieſem aufgefordert, ſich dem Befehle des Kaiſers zu unterwerfen. Sie antworteten, ſolches verwehrte ihnen Glaube und Gewiſſen; und als jener erſt mit freundlichem Zureden, dann mit ſchweren Drohungen ihre Standhaftigkeit zu erſchüt-

tern ſuchte, betheuerten ſie, keinerlei Strafe, nicht Rad, noch Kreuz, noch Flammen oder welche Marter man ſonſt erwählen möchte, würde ſie bewegen, ihrem himmliſchen Könige die Treue zu brechen.

Es war gerade Winter, der in dieſem Hochgebirgslande ſo ſtreng iſt, daß keine Reben dort gepflanzt werden können. Zudem wehete damals der Nordwind und machte die gewöhnliche Kälte noch heftiger. Der grauſame Richter gab nun Befehl, dieſe Vierzig ganz nackt der grimmigen Kälte während der Nachtzeit auszuſetzen: ein langſam qualvoller Tod, den er ihnen erſonnen hatte. Der berühmte Kirchenvater Baſilius malt ihn in ſeiner Feſtrede auf die vierzig Märtyrer mit erſchreckender Anſchaulichkeit: Wenn der Körper die Wärme verliert, ſo wird er zuerſt bleich und blau durch das Erſtarren des Blutes, die Zähne ſchlagen krampfhaft auf einander, die Adern, die Glieder, der ganze Körper zieht ſich gewaltſam zuſammen. Ein ſcharfer Schmerz, eine unbeſchreibliche Pein dringt bis in das Mark und macht dem Erſtarrten ein unerträgliches Weh. Dann ſterben die äußeren Glieder ab, wie wenn ſie durch Feuer verſengt wären. Denn wenn die Wärme aus den äußerſten Theilen zurückgedrängt iſt und zu den inneren, dem Herzen näheren flüchtet, läßt ſie die Glieder, von welchen ſie gewichen iſt, todt zurück, die Theile aber, wohin ſie ge-

trieben wird, quält ſie mit Schmerzen und der Tod rückt auf dieſe Weiſe allmählig weiter vor.

Die Vierzig ließen ſich durch eine ſo unerhörte Strafart nicht ſchrecken. Sie gingen alsbald an den beſtimmten Platz, einen vor der Stadt gelegenen hartgefrorenen Sumpf, entkleideten ſich ſelbſt mit Freuden und behielten nicht einmal das Hemd am Leibe.

Man hatte abſichtlich einen Platz gewählt in der Nähe der öffentlichen Bäder, wo geheizte Zimmer und warmes Waſſer bereit waren, und es wurde ihnen angeboten, daß ſie jeden Augenblick eintreten und ihren Leiden ein Ende machen könnten, ſobald ſie ihrem Glauben abſagen wollten.

Die Bekenner ſtanden am Ort der Qual, in Todesfroſt zitternd an allen Gliedern, nur ihr Herz erzitterte nicht. Man hörte weithin das Zähneklappen der Verdammten, aber ihre Reden lauteten wie derer, die da ſelig ſind in Hoffnung: Herbe iſt der Winterſturm, aber das Paradies iſt ſüß und milde! Was iſt eine Nacht gegen die Ewigkeit! Zu Vierzigen haben wir den Kampfplatz betreten, mögen wir alle Vierzig gekrönt werden! Möge nicht Einer von uns fehlen.

So beteten ſie, und ſo geſchah es auch; doch anders, als ſie gedachten.

Es waren bei den Bädern Wächter aufgeſtellt,

welche Befehl hatten, jeden aufzunehmen und in die Wärme zu laſſen, der ſich bereit erklärte, den Göttern zu opfern. Von dieſen Wächtern ſah Einer in der Nacht eine große Helle über der Schaar der Vierzig und herrlich ſtrahlende Kronen über ihre Häupter vom Himmel herabſchweben. Es waren aber nicht vierzig, ſondern nur neununddreißig Kronen. Warum blieb die vierzigſte aus?

Zu ihrem großen Herzeleid mußten jene Vierzig im Verlaufe der Nacht gewahren, daß auch in ihrer Zahl, wie vormals in der Zwölfzahl der Jünger des Herrn, ein verlorenes Kind war. Ueberwunden von den Schmerzen des Fleiſches trat Einer von ihnen ans Ufer, meldete der Wache ſeinen Vorſatz, Chriſto abzuſagen und eilte in das warme Bad. Kaum aber war er hinein, als der Schlagfluß ihn auf der Stelle tödtete. Wer ſeine Seel zu finden meint, wird ſie ohn mich verlieren.

Aber die Gnade, welche dieſer Abtrünnige von ſich geſtoßen hatte, kehrte bei einem Andern ein. Jener Soldat, welcher zuerſt die himmliſche Erſcheinung und darnach den jähen Todesfall geſehen hatte, faßte plötzlich einen großen Entſchluß. Er zog ſeine Kleider aus, warf ſie ſeinen Kameraden vor die Füße, lief zu dem Haufen der Märtyrer, rief und bekannte: „Ich bin auch ein Chriſt!“ worauf er in ſeine Kniee ſank und betete: Herr

mein Gott, ich glaube an dich, an welchen diese wahren Diener glauben! Nimm auch mich an, o Herr, und zähle mich zu diesen und mache mich würdig, für dich gleiche Leiden zu bestehen.

Voll Freude über diesen Ersatz lobten die Uebrigen den Herrn, welcher über ihr Bitten und Verstehen sie erhöret hatte. Gewiß, jetzt schwebte auch die vierzigste Krone, welche der Himmel dem Unwürdigen vorenthalten hatte, hernieder.

Der Morgen graute. Es war ganz still geworden. Die Leiber der Märtyrer lagen starr und entseelt auf dem Eisfelde. Der Statthalter hatte befohlen, sie auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Die Henker brachten einen Wagen herbei, um sie dorthin zu führen. Als sie die Leichen aufhoben, fanden sie den jüngsten und kräftigsten unter den Vierzigen noch am Leben. Er hieß Meliton. Da man sich Hoffnung machte, derselbe könne doch noch seinen Sinn ändern und abschwören, so wurde er nicht auf den Wagen zu den andern gelegt. Meliton hatte aber eine Mutter, welche Wittwe und äußerst arm war. Als diese sah, wie die Henker ihres Sohnes schonen wollten, trat sie zu ihm und fand ihn vor Kälte ganz starr ohne Bewegung, den Athem ganz schwach und nur noch so viel Leben in ihm, um die grimmigen Schmerzen zu fühlen. Er schaute noch mit erloschenen, sterbenden Augen auf

zu ſeiner Mutter. Eine mater dolorosa! Aber was that ſie? „O Sohn," ſprach ſie, „vollende mit deinen Kameraden den guten Weg, daß du in dem Reigen nicht fehleſt und dem Herrn nicht geringer erſcheinſt, als ſie!" Dann nahm ſie ihn ſelbſt mit ihren Händen auf und legte ihn auf den Wagen zu den andern Märtyrern. Sie vergoß keine Thräne, ſprach kein verzagtes oder bekümmertes Wort, ſondern folgte mit einem Antlitz voll ſtiller Feier dem Wagen, als wäre es der Triumphwagen ihres Sohnes. Eine Makkabäermutter im Neuen Bunde! Denn ſo das Amt, das in die Steine gebildet iſt, Klarheit hatte, wie ſollte nicht vielmehr das Amt, das den Geiſt giebt, Klarheit haben" (2 Cor. 3, 7. 8.)!

So wurde die Vollzahl der Bekenner von Sebaſte dem Scheiterhaufen übergeben, und, als das Feuer ſein Werk an ihnen vollendet hatte, ihre Aſche in den Fluß geſtreut.

„Die vierzig Ritter" nennt ſie der Kalender uns zur Mahnung, eine gute Ritterſchaft zu üben (1 Timoth. 1, 18.). Sie haben einen guten Kampf gekämpft mit Waffen, die nicht fleiſchlich, ſondern mächtig vor Gott ſind (2 Cor. 10, 4.). Wiewohl alle Elemente der Welt wider ſie im Streite lagen, die Erde, die ſie von ſich geſtoßen, die Luft, die ſie gepeiniget, das Feuer, das ſie verzehret, das Waſ-

ſer, das ſie verſtreuet hat; in dem allen haben ſie weit überwunden um deß willen, der ſie geliebet, der ſie vollbereitet, geſtärkt, gekräftiget und gegründet hat, und welchem ſie nun unter unvergänglichen Kronen Ehre und Zeugniß geben vor der Gemeinde: „Gott, du haſt uns verſuchet und geläutert, wie das Silber geläutert wird; du haſt uns laſſen in den Thurm werfen; du haſt auf unſere Lenden eine Laſt geleget; du haſt Menſchen laſſen über unſer Haupt fahren; wir ſind in Feuer und Waſſer gekommen; aber du haſt uns ausgeführet und erquicket" (Pſ. 66, 10—12.).

39.

St. Felix.

14. Januar.

„Es iſt dem Herrn nicht ſchwer, durch viel oder wenig helfen" (1 Sam. 14, 6.). Dies hat der fromme Biſchof Felix von Nola im glücklichen Campanien erfahren. Die Heiden hatten ihm den Tod geſchworen. Er mußte eilend aus der Stadt entweichen; aber kaum war er ins Freie gelangt, als auch ſchon die Verfolger hinter ihm herkamen. Da er ſah, daß er bald von ihnen eingeholt werden würde, verkroch er ſich in ein altes Gemäuer hart neben der Landſtraße, doch mit geringer Hoffnung,

daß er den Feinden würde verborgen bleiben. Sein Versteck lag offen vor den Augen der Vorübergehenden da; keine Thüre wehrte den Zugang. Da ließ Gott von dem altersmorschen Gewände einen Schutt vor den Eingang fallen; der Staub wirbelte auf und senkte sich leise nieder. Nur noch eine schmale Lücke war geblieben, durch welche Licht und Luft zu dem im Winkel kauernden Flüchtlinge drang. Und nun kroch eine kleine Spinne hervor und machte sich ans Werk und hatte in kurzem ihr Gewebe über die Lücke gesponnen. Die Verfolger kamen heran. „Einer muß dies Gemäuer durchsuchen!" befahl ihr Anführer. Einer aus dem Gefolge stieg ab und näherte sich forschend dem Verstecke. „Keine Fußstapfen im Staube! alles mit Spinnweben umsponnen! Hier ist er nicht!" sprach er. „Immer vorwärts!" rief der Führer. Sie jagten vorüber. Der Knecht Gottes war gerettet. Daher pflegt man zu sagen: „Wen Gott schirmt, dem muß ein Spinnengewebe zur Mauer werden; von wem er aber die Hand abzieht, dem werden die Mauern zu Spinnengeweben."

40.

St. Dorothea.

6. Februar.

Dorothea war das Kind eines reichen und

angesehenen römischen Bürgers zu Cäsarea in der kleinasiatischen Landschaft Cappadocia. Der Heiland gewann frühzeitig ihr Herz und schmückte sie mit seinen Gaben. Sie war züchtig und weise und schöner als alle Töchter des Landes.

Es wohnte aber in Cäsarea ein heidnischer Landpfleger mit Namen Sapricius. Der ward entzündet von dem Anblick ihrer Schönheit und begehrte sie zur Gemahlin. Er ließ sie herführen und sagte ihr davon. Dorothea antwortete ihm: „Ich habe mich verlobt einem anderen Bräutigam, der heißt Jesus Christus.“ Da wurde der Richter zornig und sprach: „Dorothea, opfere den Göttern und laß ab von deinem Glauben.“ Sie sprach: „Es steht geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen.“ Sapricius drohete: „Thust du nicht nach meinem Willen, so mußt du des Todes sterben.“ Aber Dorothea erwiederte mit Gelassenheit: „Uns hat der Herr gesagt: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der auch Seele und Leib verderben mag in der Hölle.“ Da ergrimmte Sapricius heftig und rief: „Die bethörte und hoffährtige Jungfrau verschmähet unser Gebot und unsere Götter. Darum soll man sie hinausführen auf den Richtplatz und ihr das Haupt abschlagen.“

Als man ſie nun hinausführte, jammerte ihre Schönheit und Jugend den Kanzler Theophilus, er redete ihr gütlich zu und ſprach: „Dorothea, du liebliche Thörin, wie übel haſt du doch gewählt. Man rief dich zur Hochzeit, und wohin gehſt du nun?“ Dorothea erwiederte: „Mein Bräutigam hat mich eingeladen in ſeinen Garten, dort ſoll ich Roſen und Aepfel pflücken.“ Darob höhnte ſie der Jüngling und ſprach: „Ei Dorothea, wenn du in den Roſengarten deines Bräutigams kommſt, ſo ſende mir doch von ſeinen Roſen und Früchten.“ „Das will ich thun,“ ſprach ſie, „wenn es mein Freund geſtattet.“

Auf den Richtplatz angekommen, fiel ſie auf die Kniee und betete heimlich. Wie ſie wieder aufblickte, ſtand ein engelſchönes Kind bei ihr. Seine Haare waren kraus und goldfarben, ſein Kleid war von Purpur und in der Hand trug es ein Körbchen mit Roſen und Aepfeln. „Lieber,“ ſprach ſie, „bringe dies zu Theophilus dem Kanzler und ſage ihm alſo: Dieſes ſendet dir Dorothea aus dem Garten ihres Bräutigams, in welchen ſie heute gegangen.“ Hierauf empfing ſie mit freudigem Willen den Todesſtreich, und die heiligen Engel trugen ſie in den himmliſchen Paradieſesgarten ihres himmliſchen Freundes.

Theophilus aber ſtand während dem auf den

Stufen des Richthauses und harrete bekümmerten Gemüthes auf die Rückkehr derer, die das Blutwerk verrichten sollten. Da stand plötzlich das Kind vor ihm, hielt ihm das Körbchen dar und sprach: „Theophile, diese Rosen und Aepfel sendet dir Dorothea aus dem Garten ihres Bräutigams, in welchen sie heute gegangen ist.“

Das Kind war verschwunden, das Körbchen lag in den Händen des erstaunten Jünglings. Da er nun den süßen Duft der Rosen und Aepfel empfand, drang ein Geruch des Lebens in seine Seele. „Fürwahr,“ sprach er, „Christus ist Gott, der alle Dinge gemacht hat. Ueberall ist jetzt Winter, der Boden starrt von Frost, kein Zweig grünt, und hier sind Rosen und Aepfel von wunderbarer Schönheit. Wer zeigt mir das Land, dem sie entsprossen sind?“

Von Stund an suchte er die Gemeinde der Gläubigen auf und bat sie, ihn zu unterweisen in dem Wege, der zum Paradiese führe. Er empfing die heilige Taufe und bezeugte nachmals durch den Märtyrertod den christlichen Glauben.

41.

St. Didymus und St. Theodora.

28. April.

Während der Christenverfolgung unter Diocletian im Jahre 304 wurde zu Alexandria eine christliche Jungfrau von edler Herkunft mit Namen Theodora vor den Statthalter zum Verhör gebracht. Dieser stellte ihr die Wahl, durch ein Opfer, welches sie den Göttern darbrächte, ihre jungfräuliche Ehre zu retten, oder in ein Haus der Unzucht abgeführt zu werden. Die Jungfrau erwiederte fest und ruhig: „Es ist dir ohne Zweifel nicht verborgen, daß Gott über den Menschen nach dem, was seines Herzens Sinn und Wille ist, urtheilt und richtet. Keine äußerliche Gewalt kann meinen Willen beflecken. Es ist nicht Wille, sondern Zwang, wenn du meines Leibes Glieder verderben lässest. Ich aber will in Gott verbleiben, ihm gehöre ich an mit Leib und Seele, in seine Hände habe ich mich befohlen und bin gewiß, er wird meinen Glauben und die Jungfräulichkeit meines Leibes bewahren."

Der Statthalter gab ihr drei Tage Bedenkzeit, und als er sie nach dieser Frist noch desselben Sinnes fand, mahnete er sie nochmals, sie möchte ihren starren Willen brechen, oder er werde ihr thun

lassen, was er ihr angedroht. „Dann wird sich zeigen," sagte er, „ob Christus, auf welchen du so vermessene Hoffnung setzest, dich vor Schande zu bewahren vermag." Theodora sagte freudig: „Er, der ins Verborgene sieht und alles weiß, ehe es geschieht, Er, der mich bis zu dieser Stunde unbefleckt erhalten hat, wird auch ferner mich im Auge behalten und vor dem Frevel der Unreinen behüten."

Als sie nun die reine Magd des Herrn dahin führten, wohin sie nicht wollte, hob sie, indem sie die schreckliche Schwelle überschritt, ihre Augen auf und betete: „Allmächtiger Gott, Vater meines Herrn Jesu Christi, erlöse mich aus diesem Hause des Lasters. Der du deinen Apostel Petrus aus dem Gefängnisse führtest und nicht zuließest, daß ihm ein Leid geschähe, sei auch meines Leibes Schutz und Schirm, damit jedermann erkenne, ich sei deine Magd."

Es währete nur eine kleine Zeit, als ein Jüngling in Kriegertracht zu ihr eintrat. Scheu und zitternd floh sie vor ihm in einen Winkel des Gemachs. Er aber redete freundlich zu ihr: „Schwester, fürchte nichts! Laß dich durch meine Kleidung nicht schrecken. Unser Herr warnet vor den Wölfen in Schafskleidern, ich aber bin ein Lamm in Wolfshaut. Ich bin gekommen, das Eigenthum meines Gottes, seine Magd, seine Taube zu retten. Laß uns die Gewande tauschen und fliehe von hinnen."

Theodora nahm das edelmüthige Erbieten des Jünglings an. Im Kriegerkleide, das Angesicht in den Mantel gehüllt, wie Menschen zu thun pflegen, die nicht erkannt sein wollen, schlüpfte die Jungfrau aus dem Hause. Der unerschrockene Jüngling blieb an ihrer Statt zurück und überraschte die Frechen, welche nach ihm in das Haus eindrangen, mit dem Bescheide: warum er hier wäre und was durch ihn geschehen.

Vor den Richter geführt, bekannte er mit Freuden seine That und antwortete auf das Todesurtheil, welches jener über ihn aussprach, mit Danksagung gegen Gott, der sein Gebet nicht verschmähet und ihn einer zwiefachen Krone gewürdiget habe.

Als er aber nach dem Hinrichtungsplatze geführt wurde, sahe er plötzlich Theodora neben sich, welche ihm zurief: „Tritt zurück, guter Jüngling! Mir zum Bürgen meiner Keuschheit nahm ich dich, nicht zum Bürgen des Lebens. Gilt es das Leben, so bin ich im Stande, diese Schuld selbst abzutragen. Meinetwegen ist das Urtheil gefällt, meine Flucht ist die Ursache deines Todes. Ich floh nicht, um nicht zu sterben, sondern um der Schande zu entgehen; nun ist meine Ehre der Gefahr entflohen, so kann mein Leib für Jesum Christum sterben. Raubst du mir meine Krone, so hast du mich nicht gerettet, sondern betrogen."

Mit Erstaunen waren die Heiden Zeugen eines unerhörten Wettstreits. Man führte sie abermals in den Gerichtshof. Der Richter entschied: „Es geschehe dem Einen wie dem Andern sein Recht und sein Wille.“ So wurde ihnen Beiden zu Theil, was sie Beide verlangten und dessen sie Beide gleich würdig waren, die Krone der Märtyrer.

42.

St. Afra.

5. August.

Zur Zeit der letzten Christenverfolgung unter dem Kaiser Diocletianus kam ein spanischer Bischof Narzissus mit seinem Diaconus auf der Flucht nach Augsburg. Damals wohnten in dieser Stadt viele vornehme reiche Römer, die in heidnischen Sitten lebten. Als Narzissus und sein Gefährte, beide fremd und unbekannt, in die Stadt eintraten, fragten sie nach einer Herberge, wo sie übernachten könnten. Der, den sie fragten, war ein böswilliger Mensch. Er sah den beiden Fremdlingen an Gestalt und Gebärden an, daß sie ehrbare fromme Männer wären; darum wies er sie höhnischer Weise in das Haus einer öffentlichen Buhlerin. Der Herr, welcher alles, Gutes und Böses, nach seinem guten und gnädigen Willen fügt und leitet, hatte auch da-

bei seine heilvolle Absicht. Die Wirthin jenes Hauses war Afra, aus Cypern gebürtig und von ihrer Mutter Hilaria für den Dienst der Sünde erzogen. Afra bereitete ihren Gästen das Mahl. Als es aufgetragen war, segnete es der Bischof und betete mit seinem Gefährten laut das Tischgebet. Afra erstaunte, denn noch nie hatte sie so etwas gesehen und gehört. Sie fragte die Fremdlinge nach ihrem Stand und Geschäft und was sie hieher geführt. Als sie vernahm, daß sie Christen beherbergte und was der Christen Glaube, Leben und Hoffen wäre, und ihr alles, was sie davon sagten, wie leibhaftig im Anblick dieser Männer vor Augen stand: da durchdrang sie das Gefühl der ihr widerfahrnen Gnade wie ein Blitz; es erging ihr wie Simon Petrus, als er vor Jesu bekannte: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch.“ Sie stürzte dem Bischof zu Füßen und bekannte ihm unter vielen Thränen, daß in der ganzen Stadt kein schändlicheres Weib zu finden wäre, als sie. Narzissus merkte, daß der gute Hirte seine Hand ausgestreckt nach diesem verlornen Schafe, und sprach zu ihr: „Sei getrost, meine Tochter! Die Liebe Christi ist gleich dem Glanze der Sonne. Sie erleuchtet die ganze Erde, sie taucht ihr strahlendes Bild auch in die Sümpfe und Moräste und wird dadurch nicht verunreiniget. So bleibt auch die Liebe Christi rein,

ſelbſt wenn ſie in das Herz der Sünder hinabſteigt. Oeffne nur deine Seele dem Lichte des Glaubens, damit du, von allen Sünden gereiniget und von der Liebe Jeſu Chriſti erfüllt, erkennen mögeſt: Heute iſt dieſem Hauſe Heil widerfahren.

Hoch erfreut eilte Afra zu ihren drei Mägden, Digna, Eunomia und Eutropia, und erzählte ihnen von dem Beſuch und wie es ihr ergangen. Da drang die Gnade auch in die Herzen der Mägde, daß ſie ihr einmüthig entgegen riefen: „Du biſt unſre Herrin: waren wir die Genoſſinnen deiner Miſſethaten, warum ſollten wir dir nicht auch zur Verzeihung der Schuld folgen?“

Das Haus der Sünde war zum Gotteshaus geworden. Die frommen Diener Chriſti ſtimmten einen Lobgeſang an und brachten die ganze Nacht in Verkündigung des Evangeliums, in Gebet und Pſalmenſingen zu; und gelehrig ging Afra mit ihren Mägden in die Luſt der Heiligen ein und lernte in Einer Nacht nicht nur glauben, ſondern auch beten und ſingen, dem Herrn zum Preiſe.

Am andern Morgen erfuhr ſie, daß ihre Gäſte ſchon beim Eintritt in die Stadt als Chriſten erkannt worden an dem, daß ſie ihre Stirnen mit dem Kreuze bezeichnet hatten, und daß die Häſcher nach ihnen ſuchten. Da verbarg ſie dieſelben, wie einſt Rahab die Boten Joſuas, den Tag über unter

Flachsbüscheln und brachte sie am Abend zu ihrer Mutter Hilaria, wo sie sicherer waren. Auch diese wurde von Sehnsucht nach der Botschaft des Heils ergriffen, welche ihre Tochter umgewandelt hatte, und warf sich reumüthig den Dienern Jesu zu Füßen. Es folgten sieben Tage des Fastens und des Unterrichts, nach welchen Mutter, Tochter und Mägde mit einander aus dem Wasser der Taufe neugeboren hervorgingen.

Die Bekehrung einer stadtbekannten Sünderin konnte nicht lange verborgen bleiben; und auch die Ursache ihrer Sinnesänderung errieth man bald, nämlich, daß sie Christin geworden wäre. Afra wurde vor Gericht gefordert. Der Richter Gajus drang erst mit Schmeichelreden, dann mit Drohungen in sie, den Göttern zu opfern. Aber sie antwortete: „Ich habe genug an meinen Sünden, die ich in der Finsterniß meiner Unwissenheit begangen habe; nimmermehr thue ich, was du mich heißest.“ Der Richter sprach: „Du bist, wie ich höre, eine Buhlerin; opfere, denn du bist weit entfernt vom Gotte der Christen.“ Afra erwiederte getrost: „Mein Herr Jesus hat gesagt, er sei für Sünder vom Himmel herabgestiegen. Auch bezeugen die heiligen Bücher, daß eine Sünderin seine Füße mit Thränen benetzte und seine Verzeihung empfing.“ — „Eine Dirne wie du,“ sprach der Richter, „kann keine

Chriſtin genannt werden;" worauf Afra antwortete: „Ich verdiene es auch nicht ſo zu heißen; aber der Herr hat mir nicht aus Verdienſt, ſondern aus Gnaden dieſen Namen geſchenkt." — „Woher weißt du das?" verſetzte Gajus, und Afra gab Antwort: „Ich merke es daran, daß er mich zu dem herrlichen Bekenntniſſe ſeines Namens herbeiläßt." — „Fabeln und Einbildung!" fiel ihr der Richter ins Wort; opfere, ſo erlangſt du das Heil." Aber die Chriſtin erwiederte: „Mein Heil iſt Chriſtus, welcher am Kreuze hangend dem Schächer die Freuden des Paradieſes verſprach." — „Opfere, ſage ich dir!" ſprach der Richter zornig, „oder ich laſſe dich Angeſichts deiner Buhler mit Ruthen hauen." Die Büßerin antwortete: „Mich wird nichts mehr beſchämen, als meine Sünde." — „Opfere, oder ich laſſe dich foltern und peinigen!" fuhr Gajus fort; Afra entgegnete ſtandhaft: „Der Leib, in welchem ich ſündigte, verdient nichts anders als Pein: meine Seele aber werde ich nicht mehr mit Opfern der Dämonen beſudeln." — „Für was rede ich noch lange mit dir," fuhr der Richter grimmig heraus, „willſt du nicht, ſo laß ich dich tödten," und Afra: „Nichts anderes begehre ich; möge nur der Herr mich würdigen, auf dieſem Wege ſeine Ruhe zu finden."

Der Richter ſprach ſie ſchuldig und verdammte

ſie zum Scheiterhaufen. Die Schergen ergriffen ſie und brachten ſie auf eine Inſel des Lech. Als man ſie an den Pfahl band, betete ſie unter Vergießung reichlicher Thränen: „Allmächtiger Herr Gott, Jeſu Chriſte, der du nicht gekommen biſt, die Gerechten, ſondern die Sünder zur Buße zu rufen, deſſen Verheißung wahr und gewiß iſt: da du in deiner Gnade dem Sünder zuſagteſt, du wolleſt ſeiner Sünden nicht mehr gedenken zur Stunde, wo er ſich zu dir bekehren würde: nimm an in dieſer Stunde meines Leidens meine Buße; laß es genug ſein an dieſem zeitlichen Feuer, welches meinem Leibe bereitet iſt, und ſprich mich los von jenem ewigen Feuer, welches Leib und Seele mit einander verzehrt.“

Jetzt legten die Schergen das Feuer an, die Flammen loderten empor; man hörte ſie noch beten: „Dank ſage ich dir, Herr Jeſu, der du mich gewürdiget haſt, daß ich darf aufgeopfert werden zur Ehre deines Namens, der du ſelbſt am Kreuze das einzige Opfer für die ganze Welt geworden und geſchlachtet biſt, der Gerechte für die Ungerechten, der Gute für die Böſen, der Gebenedeite für die Verfluchten, der Sündenreine für die Sünden der ganzen Welt. Dir bringe ich mein Opfer, der du mit dem Vater und dem heiligen Geiſte lebeſt und herrſcheſt, wahrer Gott von Ewigkeit. Amen.

An demſelben Tage erlangten auch Hilaria, Afras Mutter, und ihre drei Mägde, die Genoſſinnen ihres Glaubens, die Krone der Blutzeugen. Im Himmel aber war Freude vor Gott und ſeinen Engeln über fünf verlorene Schafe, welche der gute Hirte mit Preis und Ehre durch Tod und Feuersqual zu der Heerde heimbrachte, die nicht mehr ſündigt, nicht mehr leidet, und in die Heimath, wo alle Thränen abgewiſcht werden, und alle Klage in Freude und Jubel verwandelt wird.

43.

St. Pelagia.

8. October.

Der Patriarch von Antiochien hatte einſt in dieſe Stadt eine Kirchenordnung berufen. Einer der anweſenden Biſchöfe, der heilige Nonnus, war beauftragt, vor der Kirche des Märtyrers Julianus ſeinen Amtsgenoſſen und dem Volke die Predigt zu halten. Während dieſes geſchah, zog eine bekannte Schauſpielerin vorüber. Margaretha hieß ſie, das bedeutet eine Perle; und dieſer Name geziemte ihr vor allen, wenn Schönheit und Glanz der leiblichen Erſcheinung ein Recht dazu giebt. Denn ſchön war ſie, wie wenn ein Marmorbild der alten Kunſt der Griechen wäre lebendig worden,

und die Pracht ihrer Gewänder hob den Reiz und die Hoheit ihrer natürlichen Gestalt. Aller Augen blieben an ihr hangen, als sie vorüber ging, ja ein Theil der umstehenden Menge vergaß über ihrem Anblick so sehr des Ernstes und der Würde dieser Versammlung, daß er bewundernd ihr nachlief. Nur die Bischöfe wandten mit Unwillen ihr Angesicht ab; der Aufzug der Schauspielerin in diesem Augenblicke gereichte ihnen um so mehr zum Aergernisse, da diese schon seit längerer Zeit in die Liste der Katechumenen sich hatte eintragen lassen. Nonnus aber sah der Vorüberziehenden mit unverwandten Augen nach. Staunend und wie in Gedanken verloren über die herrliche Schönheit dieses Weibes schwieg er eine Weile, bis er endlich Worte fand, den Gedanken, der ihn bewegte, auszusprechen. Er sprach: „Gott wird nach dem unendlichen Reichthum seiner Gnade und Barmherzigkeit auch diesem Gebilde, welches seine Hände so herrlich bereitet haben, Heil und Gnade angedeihen lassen, daß es zu einem lebendigen Preise seines Namens werde."

Es war, als ob dies Wort des Glaubens und Gebetes wie ein Pfeil ihr nachgeflogen und durch das Herz gegangen wäre. Man sah Margarethen plötzlich still stehen, umkehren und unter die Menge derer treten, welche der Predigt zuhöreten. Sie wurde tief ergriffen und vergoß reichliche Thrä-

nen. Nach Beendigung des Gottesdienstes bat sie den heiligen Nonnus um Unterweisung in der christlichen Lehre, entsagte ihrem Stande und änderte ihr ganzes Leben mit einem Male. Nicht einmal ihren Namen mochte sie behalten und ließ sich seit ihrer Taufe Pelagia nennen. Pelagos aber heißet verdolmetscht das Meer. Sie mochte nicht mehr selber eine Perle heißen, seit sie in dem Meere der unendlichen Gnade Gottes ihr ehemaliges Sein und Wesen versenkt und die rechte echte Perle des Lebens gefunden hatte. Ihre Güter vertheilte sie unter die Armen, zog sich nach Jerusalem zurück und brachte ihr Leben unter Uebungen der Buße und der Andacht in einer Höhle des Oelbergs zu.

44.

In diesem Zeichen wirst du siegen.

21. Mai.

Als der römische Kaiser Constantinus zur Regierung kam, war ein Theil des römischen Reichs in der Gewalt des Marentius, welcher auch die Hauptstadt Rom inne hatte. Es galt einen schweren Kampf um das väterliche Erbe. Denn Marentius war ein grausamer Tyrann, der durch List und Gewalt eine große Macht um sich gesammelt hatte; dazu war er mit allem Eifer bemüht, durch Zauber-

künſte die teufliſchen Mächte ſich dienſtbar zu machen und durch ihre Hilfe den geraubten Thron zu behaupten. Einem ſo furchtbaren Gegner gegenüber erkannte Conſtantinus, daß er nur unter dem Beiſtande einer höheren und himmliſchen Macht den Sieg gewinnen könnte. Da er nun erwog, daß ſein Vater Conſtantinus Chlorus, der den Chriſten günſtig und gütig begegnet war, in ſeinem ganzen Leben mit Segen begnadiget, dagegen die übrigen Kaiſer, welche jene bedrückt und verfolgt hatten, mit allerlei Mißgeſchick beladen geweſen und eines unglücklichen Todes geſtorben wären, faßte er ein Vertrauen zu dem Gotte der Chriſten und betete ohne Unterlaß, daß dieſer ſich ihm zu erkennen geben und bei ſeinem gegenwärtigen Unternehmen ſeine Hilfe möchte angedeihen laſſen.

Auf dieſes Gebet erfolgte eine wunderbare Erſcheinung. Während er nämlich mit ſeinem Heere auf Rom losrückte, ſah er, wie er nachmals dem Geſchichtſchreiber ſeines Lebens, dem Biſchof Euſebius von Cäſarea, mit einem Eide verſicherte, das Zeichen des Kreuzes aus Strahlen gebildet unterhalb der Sonne ſtehen und die Umſchrift: Mit dieſem ſiege!

Dieſes Geſicht verſetzte ihn in großes Erſtaunen; doch wußte er nicht, was er davon halten ſollte. In der folgenden Nacht aber erſchien ihm

Christus im Traume mit demselben Zeichen, das er am Himmel erblickt hatte, und befahl ihm, nach diesem ein ähnliches machen zu lassen; dieses würde ihm zur Schutzwehr gegen alle Anläufe des Feindes dienen und zum Siege verhelfen.

Sobald der Tag anbrach, stand er auf, erzählte seinen Freunden, was ihm begegnet war und hieß sie dafür sorgen, daß ihm Männer vorgeführt würden, welche über diese Geheimnisse könnten Auskunft geben. Man führte ihm etliche Christen vor, und er fragte sie, was für ein Gott das wäre, der ihm erschienen, und was jenes Zeichen bedeutete. Sie antworteten ihm: das wäre der eingeborne Sohn des einzigen und allein wahren Gottes; das gesehene Zeichen aber wäre das Sinnbild des Heils und das Denkzeichen des Sieges, welchen derselbe, als er in der Welt gewandelt, dem Tode abgewonnen hätte. Zugleich belehrten sie ihn über die Ursachen, warum Christus in die Welt gekommen und was er zum Heile der Menschen durch Thun und Leiden verrichtet hätte.

Constantinus hörte ihre Reden lehrbegierig an und wurde in seinem Gemüthe gläubig und gewiß, daß ihm diese Erkenntniß von Gott selber mitgetheilt wäre. Da ließ er Künstler, welche in Gold und Edelsteinen arbeiteten, zu sich kommen und beschrieb ihnen das Bild des Zeichens, welches sie

verfertigen ſollten. Solches vollbrachten ſie mit Kunſt und Fleiß. Es war ein mit Gold umgebener langer Spieß, der eine Querſtange in der Geſtalt eines Kreuzes hatte. An der Spitze deſſelben war eine aus Gold und Edelſteinen zuſammengeſetzte Krone befeſtigt, in deren Mitte ſich die beiden Anfangsbuchſtaben des Namens Chriſtus befanden, ein Schriftzug, welchen der Kaiſer nachmals auch auf ſeinem Helme trug. An der Querſtange hing eine aus purpurfarbiger Seide gewebte, mit Edelſteinen beſetzte und mit Gold gewirkte Fahne herab, welche einen ebenſo glänzenden als ſchönen Anblick gab und ebenſo breit als lang war.

Dieſes heilige Zeichen ließ Conſtantinus als Reichsfahne dem Heere vortragen und rückte im Vertrauen auf die Verheißung deſſen, der am Kreuze die Welt überwunden hatte, der Macht des Tyrannen muthvoll entgegen. Nur noch um eins war er in ſeinem Gemüthe bekümmert, daß er ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, das Blut römiſcher Bürger in dieſem Kampfe zu vergießen.

Marentius hatte ſein Heer jenſeit des Tiberfluſſes aufgeſtellt und war entſchloſſen, in dieſer feſten Stellung den Angriff des Gegners zu erwarten. Als er aber das verhaßte Kreuzeszeichen dem Heere deſſelben voraufziehen ſah, wurde er von hölliſchem Zorn ergriffen, alſo daß er, ſeiner Sinne nicht mehr

Meiſter, wuthſchäumend den Anrückenden über die Brücke entgegenſtürmte, indem er den Seinen zurief, ihm eilends zu folgen. Seine Wuth hatte ihn vergeſſen gemacht, daß er ſelbſt argliſtiger Weiſe geboten hatte, auf der Schiffbrücke, welche beide Ufer verband, dem Feinde eine Falle zu legen. Da er nun drohend und tobend über die Brücke hinſprengte, verſank er ſelbſt in die Falle und die Fluth begrub ihn augenblicklich.

Wie nun das Heer des Marentius ſich des widerrechtlichen Führers durch Gottes Gericht erlediget ſah, fielen ſie alle mit Freuden ihrem rechtmäßigen Herren zu und riefen Conſtantinus auf der unblutigen Wahlſtatt zum Kaiſer aus. Unter dem Kreuzeszeichen des Friedefürſten hatte er einen thränenloſen Sieg erfochten. Fortan erkor er die Kreuzesfahne zum Reichspanier. Vor allem Volk erklärte er ſich für den erſten chriſtgläubigen Herrſcher und legte den römiſchen Erdkreis unter die Füße des Gekreuzigten.

45.

St. Sylveſter.

31. December.

Am zweiten heiligen Weihnachtstage, wenn uns das Evangelium mit den Hirten gen Bethlehem führt,

„die Geſchichte zu ſehen, die da geſchehen iſt," deutet uns die Feſtepiſtel an dem Kindlein in der Krippe „die Freundlichkeit und Leutſeligkeit Gottes und unſeres Heilandes," welcher uns „ſelig gemacht durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geiſtes." Neben der Krippe von Bethlehem ſteht der Taufſtein. Das Wunder der Menſchwerdung des Sohnes Gottes ſtrömt ſeine Segnungen über uns aus in dem Waſſer der heiligen Taufe. Denn das Kind Gottes ward ein Menſchenkind, auf daß die Menſchenkinder durch daſſelbige wieder Gottes Kinder würden, wie uns die Epiſtel des Sonntags nach Weihnachten anſagt, daß Gott ſeinen Sohn geſandt, geboren von einem Weibe und unter das Geſetz gethan, auf daß wir die Kindſchaft empfingen; worauf uns die Epiſtel des Neujahrs die troſtreiche Verſicherung giebt: „Ihr ſeid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Chriſto Jeſu. Denn wie viel euer getauft ſind, die haben Chriſtum angezogen."

Welch einen geſegneten Ausgang und Eingang hat uns dieſe gottesdienſtliche Ordnung bereitet! Im Vollgefühl der Freude, der Zuverſicht und der Heiligung will ſie uns aus dem alten in das neue Jahr hinüberführen durch die doppelt feſtliche Erinnerung an Chriſti Geburt und unſere Taufe: der Sohn Gottes iſt vom Himmel in die Welt gekom-

men und hat uns aus der Welt versetzt in das himmlische Wesen.

Damit stimmt auch der Kalendername des letzten Jahrestages gar trefflich und bedeutsam zusammen. St. Sylvester! wenige Heiligennamen des Kirchenjahres sind auch in evangelischen Landen so gut in Erinnerung geblieben, als dieser. Aber Gott sei's geklagt! was hört der tolle Haufe der Welt in diesem Namen anders, als den Mahnruf, die letzten fliehenden Stunden mit wüster Lust auszukaufen, als ob nur eins zu fürchten sei: es möchte dieser Welt im Laufe eines Jahres nicht genug genossen und das Maß der Sünden noch nicht erfüllet sein. St. Sylvester soll uns ein besserer Erinnerer sein. Die fromme Weisheit unserer Väter hat ihn zum ernstfreundlichen Vorläufer und Pförtner des Neujahrstages, des Namenstages Jesu gemacht, damit er einen jeden Christen zur Besinnung bringe, daß er selbst auf den hochbelobten Namen dessen getauft ist, der sich selbst für uns gegeben hat, auf daß er uns erlöfete von aller Ungerechtigkeit und reinigte ihm selbst ein Volk zum Eigenthum, das da fleißig wäre zu guten Werken. Auf die reinigende Kraft der Taufe in dem Namen des Herrn Jesu Christi, auf das gnadenreiche Wasser des Lebens und den rechten Gesundbrunnen, in welchem auch Naeman, der Aussätzige, Genesung

fand, deutet die Legende St. Sylvesters; und wo du sie geistlicher Weise lieſest und verſteheſt, wird sie deinem Mund fröhlich machen zum Bekenntniß und zur Dankſagung:

Ich war ein wilder Reben,
Du haſt mich gut gemacht.
Der Tod durchdrang mein Leben,
Du haſt ihn umgebracht
Und in der Tauf erſtickt,
Als wie in einer Fluthe,
Mit deſſen Tod und Blute,
Der uns im Tod erquickt.

St. Sylveſter, ein Vater der Wittwen und Waiſen und Haushalter der Armen, war Biſchof der Gemeinde zu Rom, als Conſtantinus den Thron der Cäſaren beſtieg. Dieſer, welcher damals noch im heidniſchen Wahn befangen war, trat in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger und verfolgte die Chriſten, inſonders die Hirten der Gemeinden.

In Folge deſſen entwich Sylveſter mit ſeinen Geiſtlichen in die Berge, damit des Kaiſers Zorn durch ihre Abweſenheit ſchneller verloderte und das chriſtliche Volk in Frieden ließe. Der Herr aber ſchlug den Kaiſer zur Strafe ſeiner tyranniſchen Härte mit unheilbarem Ausſatze.

Nachdem er alle Kunſt der Aerzte vergeblich verſucht hatte, ſagten ihm ſeine Prieſter, er würde von ſeinem Uebel geneſen, wenn er ſich in dem

frischen warmen Blute junger Knaben badete. In kurzem hatte man deren eine große Menge mit Gewalt zusammen gebracht. Constantinus bestieg den Wagen, um sich nach dem Orte zu begeben, wo ihm das grauenvolle Bad bereitet werden sollte. Unterweges aber kamen ihm die Mütter jener unglücklichen Schlachtopfer entgegen. Mit herzzerreißendem Wehgeschrei, mit aufgelösten Haaren, verzweifelt sich an die Brüste schlagend, irreten sie wie sinnlos in den Straßen umher. Etliche warfen sich, des eigenen Leben für nichts achtend, vor die Hufe seiner Rosse, hingen sich an die Räder seines Wagens und fleheten ihn um Erbarmen an. Dieser Anblick erschütterte den Kaiser aufs tiefste. Er brach in heftige Thränen aus, ließ den Wagen halten, erhob sich vom Sitz und sprach also: „Höret mich, ihr meine Gefährten und Kriegskameraden, ihr meine Mitbürger und alle, die ihr zugegen seid! Die Würde des römischen Volkes hat ihren Grund und Ursprung in der Gewissenhaftigkeit, der heiligen Scheu vor Frevel. Diese ist es, aus welcher auch jenes Gesetz hervorgegangen ist, daß jeder, welcher im Kriege ein Kind getödtet hat, des Todes sterben muß. Welche unverzeihliche Grausamkeit wäre es demnach, dasjenige unsern eigenen Söhnen anzuthun, wogegen wir die der Feinde in Schutz nehmen! Was hülfe es, die Barbaren überwunden zu haben, wenn wir selbst

der Barbarei verfielen? Nur der erweiſet ſich würdig ein Herr über alle zu ſein, der ſich ſelber darſtellt als dem Gewiſſen unterthan. Beſſer iſt es alſo, daß ich ſterbe, indem ich das Leben der Unſchuldigen verſchone, als daß ich durch ihre Aufopferung ein mit Grauſamkeit beflecktes Leben wiedergewinne; zumal es ungewiß iſt, ob ich es damit gewinne, aber gewiß, daß es ſo zu gewinnen grauſam ſei.

Hierauf befahl er, den Müttern ihre Kinder zurückzugeben, ſie reichlich zu beſchenken und dafür zu ſorgen, daß ſie ſicher und bequem wieder nach Hauſe gelangten. So kehrten denn jene Schwergeprüften, die mit Thränen gekommen waren, unter großer Freude in ihre Heimath, der Kaiſer ſelber in ſeinen Palaſt zurück.

In der darauf folgenden Nacht erſchienen ihm Petrus und Paulus, welche zu ihm ſagten: „Weil du verabſcheuet haſt, unſchuldiges Blut zu vergießen, ſo hat uns der Herr Jeſus Chriſtus geſandt, dir zu rathen, was zu deiner Heilung frommt. Laß den Biſchof Sylveſter herbeirufen, welcher am Berge Siraptis ſich verborgen hält; der wird dir ein Gewäſſer zeigen, in welchem du, dreimal eingetaucht, von allem Ausſatze wirſt rein werden. Du aber leiſte Chriſto für ſolche Wohlthat damit Entgeltung, daß du die Tempel der Götzen niederreißeſt,

die Kirchen Christi herstellest und darnach sein Verehrer werdest."

Vom Schlafe erwacht sandte Constantinus sofort Soldaten aus, den Bischof Sylvester herbeizuführen. Als Sylvester diese gewahrte, glaubte er zur Palme des Märtyrerthums berufen zu werden, empfahl seine Seele Gott, ermahnte seine Gefährten und folgte dann unerschrocken zum Kaiser. Dieser empfing ihn mit großer Huld: „Ich freue mich, dich glücklich hier zu sehen;" und nachdem Sylvester seinen Gruß erwiedert, erzählte er ihm sein Traumgesicht. Auf die Frage, wer jene beiden Götter wären, welche ihm erschienen, antwortete Sylvester, dies wären Christi Apostel und keine Götter. Der Kaiser übergab sich hierauf ganz der Unterweisung des christlichen Bischofs, welcher ihn vor allem ermahnte, die Kerker aufzuthun und allen um des Glaubens willen gefangenen Christen die Freiheit wieder zu geben. Bei seiner Taufe umleuchtete den Ort in dem Augenblicke, da er in die heilige Fluth hinabstieg, ein wunderbarer Lichtschein und als er wieder auftauchte, war er rein vom Aussatze.

Noch an demselben Tage erließ er ein Gesetz, daß im ganzen römischen Reiche Jesus Christus als der wahrhaftige Gott sollte angebetet werden; zum andern, daß wer einem Christen Schaden zufügte, um die Hälfte seiner Güter sollte gestraft werden;

zum dritten, daß zum Aufbau der chriſtlichen Kirchen der Zehnte vom königlichen Eigenthume ſollte verwendet werden. Er ſelbſt aber begann den Bau einer prachtvollen Baſilica, indem er mit eigener Hand einen Karſt ergriff, den Boden zur Legung der Grundmauern aufgrub und zwölf Körbe Erde auf ſeinen Schultern heraustrug.

46.

Julianus der Abtrünnige.

Herrſcher, herrſche! Sieger, ſiege!
König, brauch dein Regiment,
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Sclaverei ein End!

Funfzig Jahre ſeit Conſtantinus hatte die Chriſtenheit des römiſchen Reiches unter chriſtlichen Herrſchern ein geruhiges Leben geführt, da kam Julianus auf den Thron, genannt Apoſtata d. i. der Abtrünnige, ein Jüngling von großen Gaben des Geiſtes und heldenhaftem Gemüth, aber ein Feind des Herrn und ſeines Geſalbten und voll glühenden Haſſes gegen ſeine Bekenner. Wie er nun zu Macht und Ehren kam, ſchwur er öffentlich den chriſtlichen Glauben ab, darin er erzogen worden, öffnete die ſeit lange verſchloſſenen Tempel der Götzen, richtete ihre Altäre wieder auf, ſtellte das heidniſche Weſen in ſeinem Reiche wieder her und bedrängte

die Gläubigen mit listigen Anschlägen und harten Geboten. Es waren schwere Leidtage für die Christenheit. Die Heiden jauchzten dem Kaiser Beifall zu und waren voll stolzer Zuversicht, das Ende der Kirche Christi wäre nun vorhanden. Als aber der Bischof von Alexandrien, Athanasius, die Säule des Glaubens im ganzen Morgenlande, auf des Kaisers Befehl in die Verbannung ging, tröstete er die weinenden Brüder beim Abschiede: „Seid getrost! es ist ein Wölkchen, das bald vorüberziehen wird."

Nach etlicher Zeit zog Julianus mit großer Macht wider die Perser, das Herz voll böser Pläne zu völliger Verstörung der Gemeinden, welche er ins Werk setzen wollte, sobald er die Grenzen des Reiches sicher gestellt und als Sieger von dieser Heerfahrt heimgekehrt wäre.

In jenen Tagen traf Libanius, der heidnische Lehrmeister des Kaisers, mit Athanasius in einer Straße Roms zusammen und rief ihm höhnisch zu: „Was macht denn jetzt der Zimmermannssohn?" — „Er zimmert deinem Kaiser einen Sarg!" antwortete der Seher.

Zu derselben Zeit verbrachte der blinde Didymus, der berühmte Weise und Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandria, tiefbekümmert um den Abfall des Kaisers und die Plagen der Kirche, seine

Tage in Faſten und Gebet; und einſt bei einbrechender Nacht war er, ohne Speiſe zu ſich genommen zu haben, in ſeinem Stuhle eingeſchlafen. Da ſah er im Geſicht weiße Roſſe durch die Lüfte rennen und hörte die Reiter rufen: „Verkündiget dem Didymus, daß heute zu dieſer Stunde Julianus getödtet iſt, und er ſoll es dem Biſchof Athanaſius anzeigen, und er ſoll aufſtehen und Speiſe zu ſich nehmen.“

Gleich beim erſten Zuſammentreffen mit dem Feinde wurde Julianus durch den Lanzenſtoß eines unbekannten Reiters tödtlich verwundet. In wüthender Zerknirſchung fing er das ſtrömende Blut in der hohlen Hand auf, warf es gen Himmel und rief: „Galiläer, du haſt geſiegt!“

Alſo ſtarb er nach kaum zwanzig Monaten ſeiner Herrſchaft im zwei und dreißigſten Jahre eines unruhigen, vergeblichen Lebens, vorübergezogen wie eine Wolke.

Warum toben die Heiden, und die Leute reden ſo vergeblich? Die Könige im Lande lehnen ſich auf, und die Herren rathſchlagen mit einander wider den Herrn und ſeinen Geſalbten: Laſſet uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile. Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr ſpottet ihrer. Der Herr ſprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine

Feinde zum Schemel deiner Füße lege (Pſ. 2, 1—4. 110.).

47.

Die ſieben Schläfer.

27. Juni.

Um das Jahr 250 nach der Geburt des Herrn wüthete eine grauſame Chriſtenverfolgung durch das ganze römiſche Reich. Der Kaiſer Decius, welcher dieſelbe befohlen hatte, durchreiſete die Länder und ſchürte allerorten das Feuer des Haſſes und der Mordluſt wider die Gläubigen.

Während er in Epheſus ſich aufhielt, wurden ihm ſieben Brüder vorgeführt, welche ſich ſtandhaft zu Chriſto bekannten. Ihre Namen ſind dieſe: Maximianus, Malchus, Martinianus, Conſtantinus, Dionyſius, Johannes und Serapion. Der Kaiſer verſuchte ſie mit vielen und freundlichen Worten, ob ſie vom Glauben an den Nazarener ablaſſen und nach der heidniſchen Weiſe leben wollten. Sie ſagten feſt, lieber wollten ſie jedes bittern Todes ſterben. Sie waren jung und ſchön; um ſo mehr gelüſtete den Tyrannen ihrer Leiber zu verſchonen und ihre Seelen zu verderben. Er ſprach: „Gehet hin für diesmal. Ich gebe euch Zeit, euch zu bedenken. Wenn ich wieder komme, werde ich euch zum letzten

Male fragen, ob ihr den Göttern opfern, oder sterben wollt.“

Die sieben Brüder, wider Vermuthen in Freiheit gesetzt, entwichen in das Gebirge nahe bei der Stadt und fanden eine tiefe Höhle; darein verbargen sie sich und wohnten allda. Von Zeit zu Zeit aber wagte sich einer von ihnen in die Stadt, Speise zu kaufen, und also fristeten sie ihr Leben viele Tage.

Als der Kaiser nach Ephesus zurückkam, gedachte er der sieben Jünglinge und gebot: „Führt sie vor mein Angesicht!“ — „Herr, sie sind entwichen,“ antwortete man ihm; „aber wir haben erspäht, wo sie sich geborgen halten, und nur deines Befehls gewartet, was mit ihnen werden solle.“ Wie sie nun das Weitere sagten von der Höhle und ob sie hingehen sollten, die Flüchtlinge hervorzuholen, sprach Decius nach kurzem Besinnen: „Sie haben ihr Grab gewählt, darin sollen sie bleiben!“ Sofort sandte er Werkleute hin, welche den Eingang der Höhle mit großen Steinen vermauern sollten. Ein Christ, welcher dieses grausame Beginnen sah, nahm ein bleiernes Täflein, schrieb mit einem Griffel die Namen der sieben Märtyrer darin nebst Meldung, aus welcher Ursache sie solchen Tod erlitten, und warf das Täflein in die Höhle, damit das künftige Geschlecht, wenn es dereinst nach Gottes Fügung die

Gebeine an dieſer Stätte entdeckte, auch wüßte, was es von ihnen zu halten hätte. Und bald ſchloß ſich die Höhle von unten bis oben.

Die Jünglinge hatten ſich in den innerſten Gang der Höhle geflüchtet und hielten ſich brüderlich mit ihren Armen umſchlungen. Sie befahlen Leib und Seele in den Schutz des allmächtigen Gottes. Alsbald ſchliefen ſie ein, wie ein Kind im Schooße ſeiner Mutter einſchläft, und geſchah an ihnen nach dem Worte David: Ich liege und ſchlafe ganz mit Frieden; denn allein du, Herr, hilfſt mir, daß ich ſicher wohne (Pſ. 4, 9.).

Hundert und ſechs und neunzig Jahre waren hingegangen; über das römiſche Reich herrſchte der fromme Theodoſius. Niemand mehr wußte etwas von den ſieben Brüdern zu Epheſus und ihrem Schickſal. In dieſer Zeit fiel einem epheſiſchen Bürger jene von Mauerwerk verſchloſſene Grotte in die Augen. Er gedachte, wenn er ſie öffnen ließe, könnte ſie ſeiner Schafherde, die ſich ſehr gemehret hatte, zum Stalle dienen. Er ſchritt zum Werke. Der Zugang der Höhle war wieder frei, und niemand ahnete, welches Geheimniß ſie einſchloß.

Da nun der erſte Sonnenſtrahl und der friſche Hauch des Lebens hineindrang, ließ Gott die Schläfer aus ihrem Todtenſchlafe erwachen. Sie wußten nicht, was ihnen geſchehen war und meinten nur

eine gewöhnliche Nacht durchschlafen zu haben. Sie spürten Hunger, und der Jüngste von ihnen, Malchus, machte sich gewohnter Weise auf den Weg nach der Stadt, um Speise einzukaufen. Wie er herauskömmt und sich umsieht, ob kein Verfolger in der Nähe, reibt er sich die Augen; die Gegend kommt ihm ganz anders vor, die Menschen gehen in den Feldern ruhig ihrer Arbeit nach, kein argwöhnischer Blick begegnet ihm, es ist, als ob die Welt eine friedsamere und fröhlichere Gestalt habe. Er kommt ans Thor; ein großes Crucifix ragt über demselben. Er wagt sich kaum hinein; aber dasselbe Zeichen des Heils, den Griechen eine Thorheit und den Juden ein Aergerniß, sieht er, wie er die Straßen durchwandert, auf allen Tempeln erglänzen, und aus einem derselben hört er die Stimme der Gemeinde erschallen: Herr Gott, dich loben wir! Er weiß nicht, ob er wache oder träume, oder ob er gar in das himmlische Jerusalem entrückt sei. Endlich gedenkt er seiner Brüder und des Zweckes, welcher ihn zur Stadt geführt. Er tritt vor einen Bäckerladen, verlangt Brot und reicht dem Verkäufer eine Silbermünze. Dieser schauet das Geldstück an, hälts ihm wieder hin und sagt: „Freund, ein anderes; dieses gilt nicht mehr;“ worauf der Jüngling verwundert antwortet: „Und hat doch gestern noch gegolten!“ Der Bäcker prüft die Münze

jetzt genauer, wendet sie um und um und ruft erstaunt: „Gestern! wo denkst du hin? Dies ist ja ein uraltes Geldstück! Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Schau her, das ist ja des Kaisers Decius Bild und Name!" Und der Jüngling: „Nun denn, ist Decius nicht unser Kaiser?" Der Mann ruft mit Entsetzen: „Behüt uns Christus der Herr, daß dieser Teufel die heilige Christenheit regiere! Bist du wahnsinnig oder was ist mit dir?"

Ueber diesen Handel haben sich unterdeß viel Leute von der Gasse um die Beiden versammelt. Das Geldstück geht von Hand zu Hand; etliche dringen auf den Jüngling ein: „Wo hast du die alte Münze her? Gestehe es, du hast einen Schatz gefunden!" Da er auf solche Fragen nur verworrene Antworten giebt, indem er nicht begreift, was man von ihm wolle, fordert man ihn auf, vor die Obrigkeit zu kommen und ihr Rede zu stehen. Malchus meint, man führe ihn vor Decius, den heidnischen Wütherich, und weiß abermals nicht, was er davon denken soll, wie er einen ehrwürdigen Bischof als seinen Richter vor sich sieht.

Dieser fragt ihn freundlich, wer und von wannen er sei; und der Jüngling faßt sich ein Herz und gesteht, er sei einer jener sieben, welche vor einiger Zeit dem Morden und Drohen des Kaisers Decius in eine Höhle nahe bei der Stadt entwichen seien.

Der Biſchof hoch verwundert erwiedert: „Mein Sohn, du redeſt unverſtändliche Dinge. Es ſind zweihundert Jahre her, ſeit ein Kaiſer dieſes Namens das römiſche Reich beherrſcht und unſere Väter um des Glaubens willen hart bedrängt hat. Viele Kaiſer ſind ſeitdem ihm auf dem Throne gefolgt, und jetzt waltet Kaiſer Theodoſius über uns, welchen Gott erhalte. Das Heidenthum iſt längſt abgethan, die Götzen geſtürzt, alle Lande ſind unſeres Herrn Chriſtus geworden. Es geht wohl unter uns noch eine Sage, daß in der Zeit, von der du redeſt, als wäre ſie der Tag, der geſtern vergangen iſt, ſieben Jünglinge unſeres Glaubens in einer Felshöhle verkerkert worden; und es ſind noch deren unter uns, welche von den Urvätern her die Namen der Geopferten zu nennen wiſſen. Einer derſelben trug den Namen, welchen du dir beilegſt. Biſt du ein Chriſt, ſo gieb Gott die Ehre und ſage die Wahrheit. Wo ſind deine Brüder und der Ort eures Aufenthalts?“

Als der Jüngling dieſe Worte hörte und es hell ward in ſeinem Geiſte zu erkennen, wie Gott der Herr ſie die Zeit der Trübſal hätte verſchlafen laſſen, auf daß ſie aufgeſpart würden für die Tage des Sieges und der Herrlichkeit ſeiner heiligen Kirche, hub er ſeine Stimme auf und weinete laut. „Kommet und ſehet!“ rief er und ging dahin, wo ſeine

Brüder waren, und alles Volk geleitete ihn und fand, wie er gesagt hatte. Auch das Täflein kam an das Licht mit der alten Schrift ihrer Namen und dem Zeugnisse ihres Marterthums. Mit großem Triumph führte man die auferweckten Heiligen in die Stadt zurück. Der Kaiser Theodosius, welchen die Wunderkunde wie auf Windesflügeln erreicht hatte, eilte selbst herbei, die Nachfolger der glorreichen Auferstehung Jesu Christi zu sehen und zu segnen.

Als es aber Abend geworden, kehrten die Brüder in ihre Grabeshöhle zurück, und nachdem sie noch einmal mit einander Gott gedankt und gepriesen, legten sie sich zur Ruhe und sind nicht mehr aufgewacht; man fand sie am Morgen sanft und selig entschlafen. Der Kaiser beschloß, den Leichnamen der Märtyrer ein goldenes Grab zu bauen; aber der Herr verbot ihm solches in einem Traumgesichte bei der Nacht und gestattete nur über der Grabesgrotte eine Kirche zu gründen.

Das ist die Sage, und Luther spricht, sie deutend: „Also sollen wir keinen Zweifel haben, daß die Kirche wird, aus den Gräbern erwecket, wieder lebendig hervorkommen und den Vater unseres Herrn Jesu Christi und seinen Sohn, unsern Erlöser und Heiland, sammt dem heiligen Geist ewiglich loben, rühmen und preisen. Denn

wiewohl andere Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften ihre Aenderung haben und bald wie die Blumen verwelken und dahinfallen; doch kann dies Reich, das so hoch und tief eingewurzelt ist, durch keine Macht noch Gewalt zerrüttet noch verwüstet werden, sondern bleibt ewig."

Darum soll die Kirche Christi in allen ihren Kämpfen und Leidenszeiten dessen gewiß bleiben, daß ihr Herr ist: der da ist und der da war und der da sein wird. Weil sie ihr Leben in ihm hat, wird sie alle Zeit überleben und alles Leid überdauern; und ihre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit (2 Cor. 4, 17.). Alle ihre Niederlagen müssen endlich zu Siegestagen werden, denn die Rechte des Herrn behält den Sieg. Sie darf fragen und flehen: Ach du Herr, wie so lange! aber sie soll sich auch der Verheißung getrösten: Ueber ein Kleines! Denn tausend Jahre sind vor ihm wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache (Ps. 90, 4.).

„Gehe hin, mein Volk, in deine Kammer und schleuß die Thür nach dir zu; verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe" (Jes. 26, 20.). „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn" (Ps. 37, 7.). Sollte Gott nicht erretten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen,

und sollte Geduld darüber haben? Ich sage euch, spricht der Herr, er wird sie erretten in einer Kürze" (Luc. 18, 7. 8.). „Er wird wacker sein über seinem Wort, bis daß er ausführe das Gericht zum Siege" (Jer. 1, 12. Matth. 12, 20.).

Wann endlich, eh es Zion meint,
Die sehr geliebte Stund erscheint,
Da Gott wird die Erlösung geben,
Die unsern Kerker bricht entzwei
Und machet die Gefangnen frei:
Was Freude wird man da erleben!

Die plötzlich eingebrochne Zeit
Und übergroße Seligkeit
Wird über unsre Sinne gehen;
Wir werden sein als Träumende,
Bestürzt, obs in der That geschieh
Und wahr sei, was die Augen sehen.

Die ganze Welt wird Zeuge sein,
Wenn dieser große Freudenschein
Das liebe Volk wird überkleiden.
Der Herr hat große Ding gethan
An ihnen, wie man sehen kann!
Das wird man sagen bei den Heiden.

48.

St. Christophorus.

26. Juli.

Gar mancher hat in der heiligen Taufe den Namen Christoph empfangen und weiß nicht einmal, was er für einen schönen Namen hat, denn derselbe heißt zu deutsch nichts anders als ein Träger Christi.

Wie der heilige Ignatius von dem Kaiſer Trajan gefragt wurde, wie er heiße, antwortete er: Chriſtophorus, was aber ſo viel iſt, als Chriſtoph, und erlangte durch dies Bekenntniß die Märtyrerkrone. An manchen Orten z. B. in Kaſſel iſt noch zu ſehen ein großes Standbild, welches das Volk den heiligen Chriſtoph nennt, der auch ein rechter Chriſtusträger geweſen iſt, und von dem die Sage gar wunderſame Dinge erzählt, die lieblich zu hören ſind, weil ſie einen ſo ſchönen Sinn haben, den du bald merken wirſt, wenn du wohl Acht haſt. So höre denn.

St. Chriſtophorus führte vor ſeiner Taufe den Namen Reprobus und war von Geburt ein Heide aus dem Lande Canaan, von rieſenhafter Geſtalt, zwölf Ellen hoch, und ſo unmaßlicher Leibeskraft, daß ihn kein Menſch übermochte. Eine Weile genoß er ſeiner Obmacht in trotziger Freudigkeit, aber nach und nach ward er es überdrüſſig, in jedem Kampfe ohne Mühe zu ſiegen, ſich von allen gefürchtet zu ſehen und ungeſtraft, an wem er wollte, ſeine Launen auszulaſſen. Er wußte nicht, was er mit ſeiner Ueberkraft beginnen ſollte. In ſeiner ſchrankenloſen Freiheit wurde ihm das Leben ſchal und langweilig; er mochte gern wiſſen und erfahren, wie es wäre, einen Herrn zu haben und jemand ſcheuen zu müſſen; das war ihm noch nicht vorgekommen. Darum ſprach er, wohin er

immer kam: „Zeigt mir einen Mann, der stärker sei denn ich, auf daß ich hingehe und ihm diene.“

Man wies ihn endlich zu einem mächtigen Könige, der über viele Lande und Leute gewaltig war, und ging von ihm die Rede, daß auf Erden nicht seines Gleichen wäre und niemand sich vermäße, ihm Kampf zu bieten. Zu dem machte sich Reprobus auf und erbot sich ihm zu Diensten. Der König nahm ihn sehr gütig auf und freute sich der Dienste des Starken, die ihm von großem Nutzen waren. Auch der große Christoph ließ es sich bei Hofe wohlgefallen, bis ihm etwas vor Augen kam, was ihn schier in Verwunderung setzte. Der König war ein guter Christ; so oft nun der Spielmann ihm eine Mär vorsang, darinnen des Teufels Erwähnung geschah, machte der König ein Kreuz über sich. Das kam dem Heiden, der vom Kreuz und Christenthum nichts wußte, seltsam vor, daher er den König fragte: „Zu welchem Ende machst du die beiden Striche vor dich hin?“ Der König antwortete: „Wenn man den Teufel vor mir nennt, so segne ich mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, damit er nicht Gewalt über mich gewinne.“ Als Christophorus dies vernahm, erwiederte er: „So giebt es also noch einen Mächtigeren auf Erden als dich, weil du ihn fürchtest. Es war ein Wahn, daß ich mich dir zum Dienstmann gab. Mir ge-

ziemts nur dem zu dienen, der keinen mächtigeren weiß als sich selbsten. Jetzt geh ich, den Teufel, wie du ihn nennst, zu suchen."

Also war Reprobus wieder sein eigner Herr und zog in den Landen hin und her, allerwegs nach dem Teufel fragend, und wiewohl jedermann eingestund, daß der der Fürst dieser Welt wäre, konnte ihm doch niemand sagen, wo er in Person zu finden wäre. Er suchte Tag für Tag, wo nur immer das Licht der Sonne hindrang und konnte ihn nirgend sehen; er wußte nicht das Wort des Herrn: „Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht." Eines Tages aber hatte er sich tief in der Waldeswilde verirrt und die Sonne ging unter, ehe er eine Herberge gefunden; so trieb er sich noch bei halber Nacht rathlos in der Wildniß umher. Da begegnete er einer gewaltigen Reiterschaar, hoch über die andern weg sah er einen gräulichen schwarzen Mann ragen. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte Reprobus einen kalten Schauer über sein Herz gehen, und fast wäre er um einen oder zwei Schritte zurückgetreten, den Zug der unheimlichen Gesellen an sich vorbeizulassen. Aber der Schwarze ritt mit trotzigem Ungestüm auf ihn zu und fragte, wen er suchte. Reprobus antwortete mit nicht minderem Trotz: „Den Teufel suche ich, und wäre gern sein Knecht." Da ent-

gegnete der Unhold: „Ich bins, und mag wohl verſuchen, ob ich dich brauchen kann.“ So machten ſie im Finſtern den Pact, und Reprobus trat in den Dienſt des Argen. Dem Heiden gefiel der Dienſt des neuen Herrn viel beſſer als des vorigen, ging als ein treuer Spießgeſell im Gefolge des Gewappneten und ſchaute mit ſtolzer Freude an, wie ihm alle Reiche der Welt und ihrer Herrlichkeit unterthänig waren und wie er auch des Todes Gewalt hatte. Von Tag zu Tag wurde er deſſen gewiſſer: Auf Erden iſt nicht ſeines Gleichen. Einſtmals aber, als ſie mit einander ihre Straße zogen, kamen ſie an eine Stelle, wo ein Kreuz errichtet war. Alsbald lenkte der Böſe vom Wege ab und mochte nicht an dem heiligen Zeichen vorüber. Der große Chriſtoph ſah zu ihm verwundert auf und fragte: „Warum biſt du ſo verſtört beim Anblick dieſes Dinges?“ Der Böſe antwortete nicht, ſondern jagte über Stock und Stein und zitterte noch lange an allen Gliedern. Es währete lange, ehe er wieder zu Odem kam und dem Diener ſagen konnte: „Es ſtand dort das Zeichen des Kreuzes am Wege. Daran ward Chriſtus erhangen. Dies Zeichen fürchte ich, ſo gram ich ihm bin, über die Maßen und kann ihm nicht vorüber.“ Der große Chriſtoph erwiederte: „Flieheſt du das Zeichen Chriſti, ſo iſt er ohne Widerrede gewaltiger denn du. Ich kann

nicht länger dein Diener sein. Dieser Christus muß mein Herr und Meister werden."

Damit verließ er den Teufel, und abermals durchzog er die Welt und fragte Christo nach. Er fragte Groß und Klein, Arm und Reich, Vornehm und Gering, Priester und Laien: wo denn Christus zu finden wäre. Jedermann glaubte es zu wissen und wies ihn bald da bald dort hinaus, aber ob man ihm auch sagte: „Siehe, er ist im Tempel! siehe, er ist in dem Kämmerlein! siehe, er ist in der Wüste!" niemand konnte ihn zeigen; sein Hoffen ging immer von neuem fehl. Dennoch ermüdete er nicht; der, den er suchte und nicht kannte, ließ ihn aus der Verborgenheit die Zusage genießen: „Die auf den Herrn hoffen, kriegen neue Kraft, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden."

Da traf er eines Morgens in tiefer Waldeinsamkeit einen frommen Klausner vor seiner Hütte an. Mit dem hob er eine Unterredung an, und klagte ihm, was für ein Begehren ihn durch die weite Welt triebe. Der Einsiedler war dieses Geständnisses von Herzen froh und sagte: „Gewiß, mein Sohn, ist der Herr Christus der größeste und mächtigste König auf der Welt, und du thust wohl daran, dich in seinen Dienst zu geben. Er lohnet seinen Dienern überschwänglich, und es ist nicht so

gar schwer, ihn zu finden; denn er selbst hat verheißen in seinem Worte: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen.“ „So weißt du wohl auch,“ sprach der Riese, „wie ich zu ihm kommen kann; das sage mir.“ Der Klausner antwortete: „Durch Fasten und Beten.“ Aber Christophorus schüttelte sein lockigt Haupt und erwiederte: „Das will ich nimmer thun. Schaue meinen Leib an, wie groß er ist; solch ein Gebäu braucht viel zu seiner Unterhaltung. Er wird dem Fasten sich nimmer gewöhnen; und wenn er darüber schwach und kraftlos wird, was bliebe noch Gutes an mir, dem Herrn zu dienen. Beten kann ich auch nicht. Ich habe mich nie mit Worten viel versucht; meine Ueberredung liegt in der Faust. Sag mir einen andern Weg, der Leuten meines Schlages geziemlich ist.“ Der fromme Mann entsetzte sich, doch nach einigem Nachsinnen hob er von neuem an: „Es gehet wo ein tiefes, wildes Wasser, über welches weder Brücke noch Steg führt und das den frommen Pilgern, die dieses Weges ziehen, viel Noth und Gefahr bereitet, und nicht wenige sind darin umgekommen. Du bist von hoher Gestalt und weidlichen Kräften. Willst du Gott zu gefallen die Wanderer über dies Gewässer tragen, so wirst du damit etwas

thun, das dem Herrn wohlgefällig ist, und ich hoffe, daß er sich dir offenbaren werde."

Dieser Rath gefiel dem großen Christoph wohl. Der klugbedachte Greis führte ihn selbst zu dem Strome, woselbst sich der Riese eine Hütte baute und sein Amt antrat. Er brach sich einen schlanken jungen Baum im Walde, auf welchen, wie auf einen Stab gestützt, er die reißenden Wellen durchwadete, und wer nun kam, den trug er auf seinen Schultern um Gotteslohn hinüber. So lebte er hinfort im Dienste Christi hilfreich, menschlich und bescheiden, in stiller Geduld der Verheißung trauend, daß er über kurz und lang Christum selbst sehen und finden werde.

Eines Abends hatte er sich matt und müde von des Tages Arbeit auf sein Lager ausgestreckt und war eingeschlafen, als eine Kindesstimme zu seinem Ohre drang: „Hol über!" Er stand auf, nahm seinen Stab und ging hinaus; er fand aber niemanden, wähnete, es habe ihm geträumt, und legte sich wieder hin, der Ruhe zu pflegen. Er hatte kaum die Augen zugethan, da riefs zum zweiten Male. Er eilte abermals hinaus in die dunkle Nacht, rief den Rufenden an und suchte umher, fand aber niemanden. Wieder legte er sich zur Ruhe und zum dritten Male hörte er sich rufen; und diesmal, da er hinauskam, sah er ein wunder-

ſchönes Knäblein am Ufer ſtehn, das bat ihn, er möchte es über das wilde Waſſer tragen. Geringe Bitte! dachte der Rieſe, bückte ſich und hob das Knäblein auf ſeinen Nacken. Den Stab in den Händen ſchritt er zuverſichtlich in den Strom. Die Luft war ſtill, der Himmel heiter; die glatte Fläche des Gewäſſers glänzte im Schein der Sterne, die ſich in ihr ſpiegelten, indem er das Ufer hinter ſich ließ. Er hatte aber kaum zehn Schritte in das Waſſer gethan, als dieſes geheimnißvoll zu ſchwellen anhub und die Wellen ſich bäumten und immer lauter brauſten und immer höher ſtiegen, je weiter er kam. Zugleich wurde das Kind ſo ſchwer wie Blei, und immer ſchwerer, je tiefer er hinein kam. Das Kind drückte ſeinen rieſigen Träger faſt unter ſeiner Laſt darnieder; ſtöhnend und keuchend arbeitete er ſich vorwärts und war in Sorgen, er würde noch im Kampfe mit der Fluth erliegen und ertrinken. Als er bis in die Mitte des Stromes gelangt war, vermochte er kaum länger. Er ſtand ſtill, um wieder zu Odem zu kommen und friſche Kraft zu ſchöpfen. Nur mit großer Anſtrengung erhielt er ſich, mit beiden Händen auf ſeinen Baum gelehnt, inmitten des tobenden Elementes noch aufrecht und ſprach zu dem kleinen Pilger hinter ihm: „Wie ſo gar ſchwer wirſt du mir, mein Kind! Es dünkt mich ſchier, ich trüge die ganze Welt auf meinen

Schultern.“ Das wunderbare Kind sah ihm in das zurückgewandte Antlitz und sprach: „Du trägst nicht nur die ganze Welt, du trägst auch den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Siehe, ich bin Jesus Christus, dein König und dein Gott, für den du arbeitest und den zu finden du dich lange schon gesehnet hast. Du bist ein frommer und getreuer Knecht und hast mir wohl gedient.“ Dann legte das Kind seine beiden Hände ihm auf das Haupt und tauchte ihn mit den Worten unter das Wasser: „Ich taufe dich im Namen Gottes meines Vaters, und des Sohnes, der ich selber bin, und des heiligen Geistes. Fortan sollst du Christophorus, der Träger Christi heißen. Zum Wahrzeichen dessen, daß ich es bin, den du getragen hast, magst du deinen dürren Stab in die Erde pflanzen, und morgen wird er blühen und Früchte tragen.“

Das Kind verschwand. Die Wellen hatten sich gelegt und geebnet; sanft und stille floß der Strom zwischen seinen Ufern hin und im Osten übergoß das Morgenroth den Himmel mit Purpur und Golde. Wie war alles so schnell zu anderer friedlicher Gestalt verwandelt! Aber auch Christophorus stieg als ein neuer Mensch aus der heiligen Fluth: auch drinnen im Herzen hatten vor einem liebemächtigen Worte die stolzen Wellen seiner heidnischen

Wildheit ſich gelegt; ein ſtiller tiefer Strom demüthiger Freude ergoß ſich durch ſein ganzes Weſen, und ein aufgethaner Himmel voller Gnaden ſpiegelte darinnen ſeinen Frieden ab.

Wie er ans Ufer emporgeſtiegen war, dankte er dem Herrn inbrünſtig auf den Knieen für ſeine ſelige Offenbarung. Dann ſtieß er, wie ihm befohlen war, ſeinen langen Stab in die Erde; und wie er das gethan, kam die Müdigkeit über ihn, ſo mächtiglich, daß er ſich auf der Stelle, wo er eben war, ins Gras legte und alſobald in tiefen Schlaf verfiel.

Als er wieder erwachte, war es heller Sonnenſchein, und er fand ſich unter einem weithin ſchattenden grünen Baume. Das war ſein Stab, der durch das Wunder Gottes wieder lebendig geworden: die Blüthen und Früchte lachten zwiſchen ſeinem grünen Laub hervor und die Vögel ſangen in ſeinen Zweigen.

Der heilige Chriſtophorus war froh über dieſen Anblick und pries von neuem die Fürſorge ſeines Herrn, der durch dieſes Wahrzeichen ihm beſtätigte, was in voriger Nacht ihm begegnet war; er hätte es wohl ſonſt für einen Traum gehalten. Aber der Geiſt, welchen er in der heiligen Taufe empfangen hatte, wies ihm von jetzt an größere und höhere Werke, dem Herrn zu dienen. Als ein Prieſter und Prediger des Evangeliums pilgerte er abermals in

der weiten Welt umher, aber mit einem neuen und gewiſſen Geiſte in ſeinem Herzen, daß er hinfort nicht mehr nach einem Größeren zu ſuchen hätte, und ſein Zeugniß bekehrte viele zum Gehorſam im Glauben an den Welterlöſer.

Als aber die Zeit gekommen, daß er eingehen ſollte zu ſeines Herrn Freude, lenkte ſich ſein Lauf in eine Stadt, wo die Chriſten um des Evangeliums willen Drangſale und Verfolgungen zu erleiden hatten. Daſelbſt ſtarb St. Chriſtophorus gehorſam bis zum Tode als ein treuer Bekenner des Königs der Könige (Matth. 25, 21.).

49.

St. Paulus und St. Antonius, die erſten Einſiedler.

10. und 17. Januar.

Der erſte Einſiedler iſt Paulus, ein ägyptiſcher Chriſt, geweſen. Dieſer war der Sohn reicher Eltern, in den Wiſſenſchaften und Künſten ſeines Volkes trefflich unterwieſen, dazu fromm, gottliebend und ſanftmüthigen Herzens. Vater und Mutter ſtarben ihm frühzeitig, ſeitdem lebte er in dem Hauſe ſeiner verheiratheten Schweſter in der Stadt Theben. Er ſtand erſt im funfzehnten Jahre,

als die heftige Christenverfolgung unter den Kaisern Decius und Valerianus ausbrach. Fast täglich erschütterte der Anblick der grausamen Martern, womit man die Gläubigen peinigte, sein weiches Herz; und da er selber seines Lebens sich nicht mehr sicher glaubte, entwich er an einen heimlichen Ort auf dem Lande. Aber sein eigener Schwestermann ging, von leidigem Geiz bewogen, damit um, ihn zu verrathen. Als der verständige Jüngling sich dessen versah, ersenfzete er aus Herzensgrunde über die Verderbtheit der menschlichen Natur, gab der Menschheit den Abschied und wandte sich hinaus in die einsame Wildniß. Mit unermüdlicher Sorgfalt verdeckte und vertilgte er seine Fußstapfen hinter sich im Sande; es sollte der Welt auch nicht eine Spur von ihm verbleiben; und so wanderte er allgemach immer weiter in die Einöde hinein, bis er nach vielen Tagen an einen steinernen Berg gelangte, an dessen Fuße er hinter Klippen und Geröll eine große Höhle entdeckte. Ein frisches Brünnlein quoll aus der Felsenwand und ein Palmbaum breitete darüber den Fächer seiner Blätter. Er nahm die Höhle freudig in Besitz und richtete sie, so gut er konnte, zu seiner Wohnung ein.

Die Einsamkeit, welche er anfangs nur aus Noth erwählet hatte, wurde ihm nach und nach eine liebe und unentbehrliche Gesellin. Er blieb an die-

ſem Orte, welchen ihm Gott gezeigt, ſein Leben lang im Gebet, im Anſchauen Gottes, der ganzen Welt unbekannt und uneingedenk und friſtete ſeine Tage von dem Quell, aus dem er trank und von dem Palmbaum, deſſen Früchte er aß und mit deſſen Blättern er ſich bekleidete. In dieſer Stille und Einfalt des Lebens in Gott ward Paulus hundert und dreizehn Jahre alt.

Während deſſen ſaß ein anderer Einſiedler in einer anderen Wilde deſſelben Landes, in welcher er neunzig Jahre alt geworden. Das war St. Antonius. Einſt in ſeinen jungen Jahren hatte er im Genuſſe großer Güter gelebt. Da hörte er eines Tages im Gotteshauſe das Wort des Herrn: „Willſt du vollkommen ſein, ſo gehe hin, verkaufe, was du haſt, und giebs den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben" (Matth. 19, 21.). Alsbald ging er hin, vertheilte ſein Vermögen an die Dürftigen und behielt nur ein Weniges zurück zum Unterhalte ſeiner unmündigen Schweſter. Wiederum nach etlicher Zeit hörte er das Evangelium: „Sorget nicht für den andern Morgen" (Matth. 6, 34.). Da gab er auch das Letzte hin, überwies die Schweſter in die Pflege frommer Kloſterfrauen und zog ſich in die Wüſte zurück, wo er, in einem alten verfallenen Caſtelle hauſend, bis in ſein neunzigſtes Jahr in ſtrenger Zucht der Selbſtent-

äußerung und des geiſtlichen Lebens dem nachtrachtete: vollkommen zu ſein. Und der böſe Geiſt, der ja auch an wüſten Oertern wohnet und an den lieben Heiligen am befliſſenſten ſeine Macht und Liſt erprobt, ließ es nicht daran fehlen, den Antonius mit hoffährtiger Einbildung zu berücken: er wäre es nun. Gar manches Mal weidete ſich der einſame Denker an dem Gedanken: der Erfinder dieſer neuen Weiſe der Gottſeligkeit, der allerälteſte Einſiedler, ja der alleinige Menſch ſeines Gleichen zu ſein. Aber auch der Heilige im Himmel hatte den armen Angefochtenen im Auge und warnte ſeinen Knecht, dieweil er es aufrichtig meinte, vor des Teufels Fallſtrick.

Einſt ſah Antonius im Geſicht die ganze Erde über und über mit Netzen, Schlingen und Fallſtricken des Teufels umzogen. Darüber erſchrak er heftig und ſeufzete: „Ach mein Herr Jeſu, wer kann da hindurchkommen?“ Da hörte er eine Stimme von oben, die ſprach: „Demuth, Antonius, kriecht überall durch!“

Sodann aber offenbarte ihm Gott im Traum, was Antonius ſich nie hatte träumen laſſen, es lebte wo in der Wüſte ein Einſiedler, der älter und vollkommener wäre, denn er, den ſollte er beſuchen. Antonius weinte darnach viel und demüthigte ſich in ſeiner Seele, und ſobald der Tag anbrach, machte

er ſich mit einem Stabe in der Hand auf den Weg und reiſte, er wußte nicht wohin.

Er irrete lange Zeit in der weiten Wüſte umher, rathlos, wie Joſeph, als er ſeine Brüder ſuchte. Es ward Mittag und die ſenkrechten Strahlen der Sonne, vor welcher ihm nichts Schatten gewährte, glühten ſeinem Körper allmählig alle Kräfte aus. Doch wollte er von ſeiner angetretenen Wanderung nicht ablaſſen und hoffte auf Gott, daß er ihm, ſo wie er verſprochen, ſeinen Diener zeigte. Er betete zum Himmel um ein Zeichen, wohin er ſeine Schritte lenken ſolle. Die Zeichen blieben nicht aus und der Gottes Vertraute verſtand ſie wohl. Bald erhob ſich ein leiſer Wind und bog die dürren Halme der Wüſte, bald ſtieg ein Wölkchen am Horizonte auf und ſchiffte nach der Himmelsgegend, welche Antonius einſchlagen ſollte, bald gewahrte der Pilger Fußſtapfen wilder Thiere im Sande und folgte ihrer Spur. So zog es ihn einen Tag um den andern weiter durch die Oede fort und ſtärkte nach jedem Ermatten ſein Vertrauen, daß er je länger je näher am Ziele ſei. Nach einer im Gebet durchwachten Nacht erſah er in der Morgendämmerung von weitem eine Wölfin, deren Durſt ſie an den Fuß eines Berges trieb. Er ſpürte dem Thiere nach und kam zu der Höhle des Paulus.

Eine Ahnung durchſchauerte ihn. Vor Er-

wartung ſtockte ihm der Odem. Er ſchritt ein wenig hineinwärts, ſtund wieder ſtill und horchte mit Fleiß, ob er etwas merke. Zuletzt erblickte er durch die Finſterniß von weitem ein Licht. Er wollte begehrlich darauf eilen, ſtieß ſich aber an einen Stein und machte ein Geräuſch, welches Paulus hörte. Aber alsbald that dieſer das Thürlein ſeiner Zelle zu, welches bis dahin offen geſtanden, verriegelte es inwendig und ließ den bittenden Antonius nicht ein, wie er auch immer niederfiel und bis Mittag oder länger liegen blieb.

Antonius aber hielt an und bat flehentlich: „Du weißt, wer ich bin, woher und warum ich gekommen, und ob ich gleich nicht würdig ſein mag, vor dein Angeſicht zu treten, gedenke ich nicht von hinnen zu weichen, ich habe dich denn geſehen. Du nimmſt ſogar die wilden Thiere an und ſollteſt einen Menſchen verwerfen? Ich habe dich geſucht und habe dich gefunden, ich klopfe an, daß mir aufgethan werde. Wo ich das nicht erlange, will ich vor deiner Thüre ſterben, alsdann wirſt du doch meinen Leib begraben müſſen.“

Solchen Bitten konnte das Herz des Einſiedlers nicht länger widerſtehen. Er ſtand in der geöffneten Thür, lachte freundlich und ſprach: „Nimmt es dich Wunder, daß ich dich nicht einlaſſen mochte, da du hieher gekommen ſein willſt, um zu ſterben?“

Jetzt fielen sie einander um den Hals, küßten sich und grüßte je einer den andern mit Namen. Alsdann saßen sie zusammen nieder und redete Paulus zu Antonius: „Siehe, da hast du einen alten grauen Mann, den du mit so großen Mühsalen aufgesucht hast. Da gewahrst du einen Menschen, der bald Asche werden wird. So lange jedoch die Liebe alles erhält, sage mir, wie steht es um die Menschheit? Baut man noch an den alten Stätten? Welche Herrschaft waltet über die Welt? Sind noch Leute vorhanden, welche in teuflischem Irrthum befangen leben?" Das beantwortete ihm Antonius, wie er es wußte.

Während sie also bei einander saßen und plauderten, ließ sich ein Rabe auf dem Baume vor der Höhle sehen, der flatterte zu ihnen hernieder und trug ein Brot in seinem Schnabel, das legte er vor sie hin und flog davon.

Antonius verwunderte sich deß wie billig, aber Paulus sprach: „Eia, der Herr hat uns zu essen geschickt; gewiß ist er gütig, gewiß ist er barmherzig. Es sind nun sechzig Jahre, daß er mir alle Tage ein halbes Brot durch diesen Boten spendet; deinetwegen hat er heute die Nahrung seines Knechtes verdoppelt."

Sie setzten sich zum Brunnen, sprachen das

Dankgebet und hielten das Mahl. Die Nacht durchwachten ſie in Gebeten.

Am andern Morgen ſagte Paulus zu ſeinem Gaſte: „Vorlängſt habe ich von dir gewußt, lieber Antonius, und an welchem Orte du hauſeſt; ja vorlängſt hat mir der Herr Chriſtus verheißen, dich mir zu einem Mitdiener zu geben. Da nun aber die Zeit meines Hinſcheidens vorhanden iſt, wie ich lange begehret habe, aufgelöſt zu werden und bei Chriſto zu ſein, hat er dich mir zugeſendet, meinen Leib zu beſtatten, und der Erde wieder zu geben, was der Erde iſt.“

Wie Antonius das vernahm, ſeufzete er tief auf und bat den Heiligen, er wollte ihn doch nicht hinter ſich laſſen, ſondern zum Geſellen mit auf dieſe Reiſe nehmen; aber Paulus erwiederte: „Die Liebe ſuchet nicht das Ihre, ſondern was dem Nächſten frommt. Zwar dir wäre es gut, die Bürde des Fleiſches abzulegen und dem Lamme nachzufolgen; den andern Brüdern aber iſt es nütz, daß ſie durch dein Beiſpiel noch unterwieſen werden. Bitte deshalb, daß du unbeſchwert hinzieheſt, und hole mir den Mantel, welchen der Biſchof Athanaſius dir geſchenkt hat, meinen Leib darein zu wickeln und zu begraben.“

Dieſes Begehren that der Eremit, der nun ſo lange nur mit Palmenblättern ſich bekleidet hatte,

nicht darum, weil ihm sonderlich daran gelegen war, ob er bedeckt oder bloß in das Grab gelegt würde, sondern nur, damit er dem Freunde den Schmerz des Abschiedes mindere.

Antonius war erstaunt, daß Paulus um Athanasius und seinen Mantel wußte, und da er in dem allen das Walten eines höheren Willens erkannte, sagte er nichts mehr dagegen, beugte sich vor Gott, küßte stillschweigend und weinend Paulus Augen und Hände und zog wieder heim.

Kraftlos und müde kam er in seiner Zelle an. Zwei seiner Jünger, welche ihm schon seit geraumer Zeit dienten, fragten ihn, wo er so lange gewesen wäre. Er antwortete: „Wehe mir Sünder, der ich so viele Jahre fälschlich den Namen eines Einsiedlers getragen habe. Ich habe Elias, ich habe Johannes in der Wüste, ja gewiß, ich habe Paulus im Paradiese gesehen."

Weiter sagte er nichts, schlug sich mit der Hand auf die Brust und holte den Mantel aus seiner Zelle. Die Jünger baten ihn, ihnen ein Mehreres zu sagen, aber er erwiederte: „Es ist eine Zeit zu schweigen und ist eine Zeit zu reden;" ging denselben Weg hinaus, den er gekommen war, ohne dem müden Leibe Rast und Speise zu gönnen, so ganz allein stand sein Begehren darauf, Paulum noch in diesem Leben wiederzusehen.

Am andern Morgen, während er noch in der Wüste wanderte, sahe er Paulum, umgeben von der Engel Schaar, im Chor der Propheten und Apostel schneeweiß leuchtend in den Himmel einziehen. Er fiel auf sein Angesicht, streute Sand über sein Haupt, weinte und rief: „Warum verlässest du mich, Paulus? Warum gehst du ohne Abschied hinweg? Wir haben uns so spät kennen gelernt und du zichst so bald von dannen?"

Er eilte, so schnell ihn seine alten Füße tragen konnten, der Höhle des Eremiten zu. Drinnen fand er ihn knieend mit aufgerichtetem Haupte und erhobenen Händen, welchergestalt die Christen der ersten Zeiten zu beten pflegten; so daß er der Meinung wurde, er lebte noch und betete. Er kniete neben ihn und betete auch. Da er aber kein Seufzen des Betenden hörte, noch seine Lippen sich bewegen sah, schaute er ihm schärfer in die Augen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn mit Thränen, indem er erkannte, daß auch der entseelte Leib Gott, welchem alle Dinge leben, mit dienstlichen Geberden anrief. Darauf wickelte er den Todten in den Mantel, trug ihn hinaus und sang geistliche Gesänge und Psalmen bei der Leiche.

Wie er nun dazu schreiten wollte, den Heiligen zu bestatten, war weder Hacke noch Schaufel da, das Grab zu graben. Er wußte nicht, wie er

es beginnen ſollte und ſprach: „Was ſoll ich thun? ſoll ich des Weges zurückgehen und Geräthe holen, ſo gehen drei Tage darauf; bleibe ich hier, ſo kann ich noch weniger ausrichten. Rathlos und bekümmert ſtand er bei der Leiche.

Da kamen, ſo erzählt die Sage weiter, zwei Löwen aus der innern Wüſte. Antonius erſchrak, doch konnte er ſich nicht entſchließen, den Todten zu verlaſſen. Er richtete ſein Gemüth zu Gott, darüber ward er ſo getroſt, daß ihm nicht bänger zu Muthe war, als ob er zwo Tauben geſehen hätte. Und die Löwen liefen zu der Leiche, ſtunden bei ihren Füßen ſtill, ſchmeichelten mit dem Wedel und brüllten, als ob ſie nach Vermögen Leid um ihren lieben Freund trügen, welcher ſo lange ihr lieber Hausgenoſſe in der Wüſte geweſen war.

Als ſie ihre Todtenklage beendet hatten, ſcharrten ſie unweit davon die Erde auf und machtens tief genug, wie zu eines Menſchen Grab erforderlich iſt. Darnach kehrten ſie zu Antonius um, leckten ihm Hände und Füße und ſtellten ſich mit hangenden Ohren und niedergebeugtem Haupte hin, recht als ob ſie Lob und Lohn ihrer gethanen Arbeit forderten.

Antonius erhob ſeine Hände, lobete Gott und ſprach: „O Herr, ohne deſſen Willen kein Blatt vom

Baume, kein Sperling auf die Erde fällt, gieb ihnen, wie Du weißt."

Er winkte den Thieren zu, sie sollten von dannen ziehen, und als dies geschehen war, trug er den Leichnam auf seinen altergebeugten Schultern in die Grube, warf die Erde wieder zu und erhöhte den Hügel.

Zum Andenken an seinen großen Freund nahm er den aus Palmblättern geflochtenen Rock desselben mit und trug ihn seitdem an allen hohen Festen, wobei er seinen Jüngern erzählte, wie es sich damit zugetragen hatte.

50.

St. Maria von Egypten.

2. April.

Ein frommer Abt mit Namen Zosimus war in ein berühmtes Kloster am Jordan zu Besuch gekommen, um mit den dortigen Mönchen die Fastenzeit zu begehen. Sie hielten es dem Herkommen dieses Klosters gemäß dort also, daß nach Betrachtung der heiligen Geheimnisse jeder Mönch den Leib und das Blut Christi empfing, und nachdem sie sich noch einmal zum Gebet vereiniget hatten, grüßten sie einander herzlich, umarmten ihren Vorsteher und ließen sich den Segen ertheilen. Dann wurde das Kloster-

thor aufgethan, durch welches sie mit einhelligem Psalmengesang hinauszogen. Nur zwei oder drei Brüder blieben zurück, damit das Bethaus auch in dieser Zeit seiner Verlassenheit von allen übrigen Bewohnern nicht ohne Gottesdienst bliebe. Jeder der Ausziehenden nahm seine Speise mit sich, und wie sie über den Jordan gekommen waren, zerstreuten sie sich in die Wüste. Jedweder lebte dann in Andacht und Betrachtung seinem Gotte und sich selbst, labte sich ein wenig, wenn seine Zeit vorhanden war und legte sich zum Schlafen auf die Erde, gleichviel wo der Abend ihn übereilte. So thaten sie in frommer Nachahmung der vierzigtägigen Fasten des Herrn die ganze Zeit hindurch, bis am Palmsonntage alle wiederum im Kloster sich zusammenfanden.

Diesen Auszug in die Wüste begleitete auch Zosimus, und nachdem er sich von den übrigen getrennt, wanderte er in die Einöde immer tiefer hinein, in der Hoffnung, einen oder etliche der dortigen Einsiedler zu finden, von denen er lernen möchte.

Er war schon zwanzig Tage so umgegangen, da geschah ihm etwas Sonderliches. Er hatte eben gegen Sonnenaufgang gewendet sein Gebet verrichtet und sahe über sich gen Himmel; da war es ihm, als ob rechter Hand in der Ferne der Schatten einer menschlichen Gestalt sich bewegte. Anfangs ent-

ſetzte er ſich, meinend, er ſähe einen Geiſt. Aber nachdem er ſich mit dem heiligen Kreuz bezeichnet, konnte er, aller Furcht entledigt, ſchärfer zuſehen und erkannte, daß ein wirklicher Menſch dem Niedergange der Sonne zueilte. Es däuchte ihm ein Weib zu ſein; aber ihr Leib war vom Sonnenbrande geſchwärzt, und ihre langen Haarlocken glichen weißer Wolle. Begierig zu erfahren, was das wäre, eilte er der Erſcheinung nach. Ungeachtet ſeines Alters kam er der Fliehenden je länger je näher; und ſobald er von ihr verſtanden werden konnte, hub er an zu rufen und zu flehen: „Warum flieheſt du mich, du Diener Gottes? Warte mein, wer du auch ſeieſt. Ich beſchwöre dich bei Gott, um deſſen willen du an dieſem wilden Orte wohneſt: ſtehe ſtill und gieb mir altem Manne deinen Segen.“

Indem er ſo ſprach und Beide noch liefen, legte ſich ihnen das ausgetrocknete Bett eines Gießbachs in den Weg. Das flüchtige Bild ließ ſich dadurch nicht aufhalten, eilte an dem Uferſtrande hinunter und jenſeits wieder hinauf. Aber der Greis vermochte nicht mehr dieſes Hinderniß zu überwinden, blieb odemlos ſtehen und weinte, daß eine Zähre die andre ſchlug.

Die Geſtalt, wie von Rührung ergriffen, hielt im Laufen inne und ſprach, ohne ſich gegen ihn umzuwenden: „Verzeihe mir um des Herrn willen,

Vater Zosimus, ich darf mich nicht gegen dich kehren, ich bin ein Weib und, wie du siehst, aller Dinge nackt und bloß. Willst du, daß ich dir Rede stehe, so wirf mir deinen Mantel herüber, damit ich mich bedecke."

Als Zosimus sich bei seinem Namen nennen hörte, befiel ihn Furcht und Zittern. Denn wie konnte sie ohne göttliche Erleuchtung wissen, wer er wäre, da dies Weib ihn nie gesehen oder von ihm gehört hatte? Doch warf er seinen Mantel ihr zu, und sie umhüllete sich damit, worauf sie sagte: „Mein Vater, was rufst du mich um meinen Segen an? dir vielmehr gebührt es, mir Sünderin den Segen zu geben, der du ein Priester bist und schon viele Jahre vor dem Altar Christi stehest, dessen Geheimnisse du verkündigest."

Zosimus aber hielt an mit Bitten, und das Weib gewährte, warum er bat, indem sie anhob: „Gebenedeiet sei Gott, der ein Heiland der Seele ist!" Weiter konnte der Greis sie nicht vernehmen, sondern sahe nur, daß ihre Lippen im Gebete sich bewegten. Ehrfurcht ergriff ihn bei diesem Anblick, so daß seine Blicke von ihr zu Boden glitten. Indem er aber also schweigend ihr gegenüber stand und ein wenig aufschaute, gewahrte er, daß ihre Füße nicht mehr die Erde berührten, sondern während des

Gebetes wohl eine Elle hoch sich über den Boden erhoben hatten, als trüge sie die Luft.

Darüber überkam ihn noch größerer Schrecken denn zuvor, weil er gedachte, ob etwa ein böser Geist der Wüste ihn in der Gestalt eines Heiligen des Lichts berücken wollte. Aber das Weib sprach zu ihm: „Warum betrüben dich deine Gedanken, daß du dich an mir ärgerst, als ob ich ein böser Geist sei. Sei versichert, ich bin ein sündiger Mensch, kein Geist, sondern Staub und Asche. Ich bete mit dir zu Gott, daß er uns bewahre vor dem Argen, denn sein Neid ist groß gegen uns.“ Darauf bekreuzte sie sich Stirn, Augen, Lippen und Brust, und nun faßte Zosimus Muth, sie zu fragen: wer und woher sie wäre, und warum sie ihr Leben in dieser Einöde zubrächte. Sie betheuerte und sprach: „Wahrlich, du wirst keine Freude gewinnen an dem, was du zu hören begehrst. Vielleicht, daß du bei meinen ersten Worten vor mir wie vor einer Schlange fliehest. Doch will ich dir mein Bekenntniß nicht verweigern, damit du mir Barmherzigkeit am jüngsten Gericht erflehen helfest.“

„Aegypten,“ hob sie an, „ist mein Heimath. In meinem zwölften Jahre entlief ich meinen Eltern und ließ mich in Alexandria nieder, um ohne Zucht und Zügel meinen Lüsten zu leben. Siebenzehn Jahre lang überließ ich mich dem schändlichsten

Leben, nicht um Gewinnes willen, ſondern aus eitel Freude am Sündigen. Ueber der langen Gewohnheit meines Laſterlebens war ich dermaßen von aller Scheu und Furcht vor Gott entleert, daß ich mich einſt einer Geſellſchaft junger Leute anſchloß, welche zu Schiffe ſich in das heilige Land begaben, um zu Jeruſalem das Feſt der Erhebung des heiligen Kreuzes mitzufeiern. Nicht eine Anwandlung von Buße trieb mich dazu, ſondern allein die Abſicht, mich von etlichen Jünglingen nicht zu trennen, an denen meine böſe Luſt Gefallen fand. Noch unterweges führte ich mein Sündenleben fort, daß es mich Wunder nimmt, wie das Meer mich nicht ausſpie und das Erdreich mich nicht verſchlang. Der allbarmherzige Gott will wohl eben nicht den Tod des Sünders und wartete langmüthig auf Bekehrung. Ich zog in der Schaar der Pilger in die heilige Stadt ein. Nicht der leiſeſte Gedanke bewegte mich, daß meine Fußtritte den Boden beſudelten, der das heiligſte Blut getrunken hat. In der Frühe des nächſten Tages begann das Feſt. Die Glocken läuteten und Schaaren geſchmückter Menſchen zogen einhellig der großen Kirche zu, um dem Himmel für die Wiedergewinnung des heiligen Kreuzes aus den Händen der Ungläubigen zu danken. Ich ſelbſt vermochte dem Drängen und Treiben, das alle Welt bewegte, nicht zu widerſte-

hen; es litt mich nicht zu Hause; ich lief mit den Haufen, die zum Tempel walleten, und kam bis in den Vorhof des Gotteshauses. Schon wollt ich mitten unter dem Volke durch die Pforte in das Innere eintreten: aber eine geheime Kraft versperrte mir den Weg. Alle andern traten ungehindert hinein: ich allein blieb draußen zurück. Ich gedachte, das Gedränge der Menschen hätte mich als eine schwache Weibesperson bei Seite geschoben, und versuchte zum zweiten Male über die Schwelle zu schreiten. Aber dieselbe Gewalt verwehrte mir den Eingang. Wer auch immer kam, trat in den Tempel; mir allein blieb er verschlossen. Zum dritten Male wiederholte ich den Versuch, mich mit Gewalt hineinzudrängen; und abermals fühlte ich mich wie von einer Kriegerrotte hin und her gestoßen und von der Thüre des Heiligthums zurückgedrängt.

Nach diesen vergeblichen Anstrengungen kauerte ich müde und verdrossen in einem Winkel des Vorhofs und begann zu erwägen, was mich doch verhinderte, in das Haus Gottes einzugehen? Da gab die Gnade des Herrn den ersten Schein der Erkenntniß meiner selbst mir in das Herz. Ich gedachte, daß meine groben Sünden mich ausschlössen von der Gemeinde der Kinder Gottes, und wurde darüber tief bekümmert, weinete und schlug an meine Brust und war der Verzweiflung nahe.

Indem erhob ich meine Augen und gewahrte an der Mauer ein Bildwerk des Heilandes. Seine Augen ſchienen unverwandt auf mich gerichtet, und ich hob an, ihm ſeufzend und ſchluchzend meine Noth zu klagen: „O du mein Herr und König! ich weiß wohl, daß ich Abſcheuliche dich weder ehren noch mit meinen unreinen Augen anblicken ſoll, der du keuſch an Leib und Seele mich verwerfen und weit von dir verſtoßen mußt. Aber weil du eben darum Menſch geworden biſt, um die Sünder zur Buße zu rufen, ſo flehe ich dich an, ſtehe mir Elenden bei, die ich ſonſt keine Hilfe und Rettung weiß, und geſtatte mir aus Gnaden, in die offene Kirche einzugehen. Ich gelobe dir dafür, daß ich meinen Leib hinfort nicht mehr ſchänden, ſondern der Welt auf immer entſagen will, um den Weg des Heiles zu betreten, auf den du, wie ich hoffe, mich ſelbſt leiten wirſt.“

Als ich mein Gebet vollendet hatte, ging ein kühler Hauch der Hoffnung über mein zerſchlagenes Herz hin. Ich ſtand auf und miſchte mich ſchüchtern unter die Leute, die zum Tempel gingen, und ſiehe! da war niemand mehr, der mir widerſtand; es drängte mich das Volk durch die Pforte zur heiligen Stätte; ich ſtand mitten inne, wie durch einen Traum entrückt; aber im Anblick des heiligen Kreuzes erwachte ich zur vollen Gewißheit, daß der

Herr mich zu Gnaden angenommen. Ich ſah mein voriges Leben mit aller ſeiner Schmach und ſeinem Elend im grundloſen Meere der göttlichen Barmherzigkeit verſinken und einen neuen Geiſt mir ins Herz geſchenkt, der mich mit unſäglicher Zuverſicht erfüllte.

Als ich aus dem Heiligthume wieder in den Vorhof getreten, brachte ich dem Herrn das heiße Opfer meines Dankes dar und bat ihn, mir den Weg der Buße und der Seligkeit zu zeigen, den ich gehen ſollte. Ich vernahm eine Stimme: „Gehe über den Jordan und du wirſt Ruhe finden.“ Ich ſtand auf, um alsbald den Weg anzutreten, den der Herr mich gehen hieß. Beim Austritt aus dem Hofe gab mir ein frommer Mann drei Pfennige zum Almoſen. Ich trat in einen Bäckerladen, um mir drei kleine Brote dafür zu kaufen, und der Verkäufer ſagte mir den Weg zum Jordan. Unter vielen Thränen pilgerte ich dahin. Als es zu abenden begann, war ich ſchon im Bethauſe St. Johannis des Täufers am Fluſſe, wuſch mein Angeſicht und meine Füße und trat in das Kloſter des Heiligen, wo ich zum erſten Male das heilige Abendmahl empfing. Nach dieſem Werke der Gnade aß ich ein halbes Brot, that einen Trunk Waſſers aus dem Jordan und legte mich zur Ruhe. Des andern Tages erwachte ich neugeſtärkt. Ein Kahn

führte mich über den Fluß in die Wüste, und von jener Zeit an bis zu diesem Tage habe ich abgeschieden von aller Welt gelebt und unablässig Gott den Herrn erwartet, der alle Sünder selig macht, die sich zu ihm bekehren.

„Und wie lange ist dies her?" fragte Zosimus. „Ich meine, es sind sieben und vierzig Jahr," antwortete das Weib. „Und wovon lebtest du in dieser Wildniß?" Sie antwortete: „Drittehalb Brote habe ich mit mir über den Jordan gebracht. Davon habe ich während einiger Jahre ein weniges genossen, wiewohl sie nach und nach steinhart geworden. Als nichts mehr davon übrig war, habe ich an die siebzehn Jahre von den Kräutern der Wüste gegessen. Ein mehreres hat es nicht bedurft. Die Gewande, die ich trug, als ich über den Jordan kam, sind zerschlissen und stückweis abgefallen, so daß ich von des Winters Kälte und des Sommers Hitze im Anfang übel genug geplagt worden bin. Von der Zeit an bis jetzt hat die göttliche Barmherzigkeit meinen Leib von aller Gefährdung befreit und keinen Mangel spüren lassen."

„Und ist dir," fragte Zosimus weiter, „die jählinge Absonderung von den Menschen nicht gleicher Weise mühselig gewesen?" Sie erwiederte: „Es ist vielleicht nicht räthlich, lieber Vater, Erinnerungen anzurühren, die nun schon lange schlafen

gegangen ſind. Doch ſei dir nicht verſchwiegen, was dir etwa nützen kann. Du mußt wir wohl oder übel glauben, Vater Zoſimus, daß ich in dieſer Einöde leider ſiebzehn Jahre lang mit wüſten Gedanken wie mit wilden Thieren zu ſchaffen und wider fleiſchliche Anfechtungen zu ſtreiten gehabt. Jedes Mal, wenn ich an den Ueberfluß hiebevor gehabter Speiſe dachte, ſtand mein Gelüſten nach den Fiſchen und Fleiſchtöpfen Egyptens. Ich hatte ebenſo unabläſſigen Durſt nach Wein und mich verlangte nach den unſaubern Liedlein, die ich ehedem geſungen hatte. Aber ich goß meine Zähren aus und ſchlug meine Bruſt vor Reue mit Fäuſten; ich rief den Herrn um Hilfe an, mir alle böſen Vorſtellungen aus dem Sinne zu nehmen. Dann gab mir der Herr eine Weile Frieden und Stille in das Herz, bis mich die loſen Gedanken wieder umgarnten, die wie hölliſches Feuer in meinem Innerſten brannten und mir verderbliche Begierden erweckten; und wieder griff ich zur Waffe des Gebets, warf mich in Zerknirſchung auf die Erde und richtete mich nicht eher wieder auf, bis Tag und Nacht vergangen war und mich ein lieblicher Schein vom Angeſicht des Herrn umleuchtete, der alle Täuſchung zu nichte machte. Alſo vergingen mir ſiebzehn Jahre in ſtetem Kampf und Sieg; aber nach Ablauf die-

ſer Friſt iſt mein Helfer allezeit bei mir geweſen und hat mich nichts mehr angefochten."

Zoſimus fragte: „Haſt du die Pſalmen oder andere heilige Bücher bei dir, dich zu lehren und zu tröſten, gute Frau?" Sie antwortete: „Ich habe niemals leſen gelernt. Das allezeit lebende Wort Gottes unterrichtet den Menſchen in jeglichem."

Da kniete der Greis nieder, erhob ſeine Stimme und pries Gottes Werke, bis das Weib ihn emporhub und ſprach: „Ich beſchwöre dich, niemand zu ſagen, was du von mir vernommen haſt, bis mich Gott aus dieſer Welt genommen. Aber im nächſtkommenden Jahre am Gründonnerstage kehre wieder an den Jordan, um mir das heilige Sacrament zu reichen.

Als ſie dies geſagt, eilte ſie im Fluge der innern Wüſte zu und war dem Greiſe aus den Augen geſchwunden. Dieſer küßte die Erde, wo ſie geſtanden hatte und kehrte in ſein Kloſter heim. Er bewahrte alle ihre Worte in ſeinem Herzen, aber ſagte keinem von dem, was er geſehen und gehöret hatte.

Am beſtimmten Tage des nächſten Jahres ſtand er wieder am Jordan, der heiligen Frau gewärtig. Er ſetzte ſich nieder und ſchaute achtſam in die Wüſte hinüber. Da fiel ihm ein: Was wird ſie beginnen, wenn ſie kommt, um über den breiten

Fluß an dieses Ufer zu gelangen? Es ist kein Schiff da, das sie herüber führe.

Siehe, da kam sie. Es war Nacht geworden, aber lichter Mondschein erhellte die Gegend. In seinem Dämmer gewahrte der Greis, daß das Weib das Kreuz über den Fluß zeichnete, zu seinem Wasser hinunterstieg und ruhig darüber hinschritt, wie über einen festen Boden. In heiliger Scheu vor dieser wunderbaren Erscheinung wollte Zosimus in die Knice sinken, aber die Wallerin auf dem Wasser rief ihm zu: „Was bist du im Begriff zu thun, Vater Zosimus? Bedenke, daß du ein Priester Gottes bist und trägst die heiligen Geheimnisse."

Jetzt trat sie ans diesseitige Ufer, ließ sich das heilige Vaterunser vorsprechen, gab dem Greise den Kuß des Friedens und empfing kniend Leib und Blut des Herrn. Als die heilige Feier vollendet war, hob sie ihre Arme gen Himmel und sprach: „Nun laß deine Dienerin in Frieden hinfahren, mein Gott, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." Zu dem Priester sprach sie: „Ziehe heim in dein Kloster und bitte Gott für mich. Wenn das Jahr um ist, kommst du abermals hieher, wo du, ob Gott will, mich wiedersehen wirst."

Sie wandte sich, machte nochmals das Zeichen des heiligen Kreuzes über den Fluß und wandelte

trockenen Fußes hinüber. Zosimus sah ihr nach, bis sie verschwand, und kehrete um, fröhlich und auch betrübt, weil er unterlassen hatte, sie nach ihrem Namen zu fragen.

Am selben Tage des nächsten Jahres war der fromme Mönch wieder auf dem Wege durch die Wüste jenseit des Jordans. Er erkannte an etlichen Zeichen, daß er nicht fehlgegangen; doch wie fleißig er auch umschauete, konnte er die wunderbare Einsiedlerin erst nirgends gewahren. Doch als er in das trockene Thälchen eines Wasserlaufs gekommen war, sah er an einer Stelle einen Sonnenschein. Er trat verwundert näher. Siehe, da lag die Leiche der Heiligen mit gefalteten Händen, das Antlitz gegen Morgen gerichtet. Zosimus eilte hinzu, netzte die Füße der seligen Frau mit seinen Thränen und darnach verrichtete er das Gebet zu ihrem Begräbniß. Wie er aber ehrerbietig sich anschickte, dies ins Werk zu setzen, wurde er zweifelhaft, ob dies ihr Wille wäre. Er hatte aber kaum diesen Gedanken, so entdeckte er neben sich eine Schrift in den Sand gezeichnet: „Begrabe, Vater Zosimus, das Leiblein der armen Marie und gieb der Erde wieder, was der Erde ist, und wirf den Staub zum Staube."

Mit vieler Mühe, da ihm kein anderes Werkzeug dazu zur Hand war, als der Stab, mit wel-

chem er gekommen, brachte er das Grab zurecht, langsam und im Schweiße seines Angesichts, da es die Kräfte seines Alters schier überstieg; legte den Leichnam in die Gruft und häufte das Erdreich darüber. Darauf stimmte er ein Loblied auf den Heiland an, verrichtete noch schweigend am Grabe sein Gebet und kehrte in das Kloster zurück, wo er den Brüdern nun alles sagen durfte, was Wunders ihm mit Maria aegyptiaca begegnet war, die auch eine Maria Magdalena gewesen ist und, nachdem sie Buße gethan, Gnade vor dem Heiland der Seelen gefunden hat, welches die Sage nun mit dem Kranze so vieler Wunder geschmückt hat.

51.

St. Malchus.

21. October.

Malchus, ein syrischer Jüngling, hatte sich dem Mönchsleben gewidmet und schon mehrere Jahre in aller Zucht und Andacht seines Standes in einem Kloster der arabischen Wüste zugebracht. Da vernahm er von ungefähr den Tod seines Vaters, und es ergriff ihn die Sehnsucht, zu seiner verlassenen Mutter zu gehen, um ihre Wittwenschaft zu trösten. Er bat daher seinen Abt um Urlaub zu einer Reise in die Heimath. Dieser willigte mit

schwerem Herzen darein. Je lieber ihm dieser gute Jüngling war, desto mehr fürchtete er für ihn nicht blos von wegen der Unfälle, die ihn auf einer so weiten und gefährlichen Wanderung betreffen konnten, sondern auch wegen der Versuchungen der Welt, in welche er sich aufs neue hineinwagte.

Malchus glaubte für seine Sicherheit genug gethan zu haben, indem er sich einer Caravane von siebenzig Menschen anschloß, welche desselben Weges zog. Sie hatten aber kaum eine Tagereise zurückgelegt, als eine Schaar Ismaeliten aus einem Hinterhalte sie überfiel und außer den wenigen, denen die Flucht glückte, sie alle gefangen nahm. Beim Vertheilen der Beute fiel Malchus mit einer jungen Frau einem Manne zu, der sie auf Kameele steigen hieß und auf einem langen und beschwerlichen Wege über einen Fluß in eine tiefe Einsamkeit führte, wo er sein Heimwesen hatte. Dort übergab er dem jungen Mönche einen Theil seiner Heerden zur Hütung. Malchus gedachte mit Schmerzen der Warnung seines Abtes, aber er schickte sich fromm ergeben in sein hartes Loos und verrichtete den ihm auferlegten Dienst mit solcher Treue und Sorgfalt, daß ihm sein Herr wohlgewogen ward.

Eines Tages berief ihn dieser in sein Haus. Als er dahinkam, fand er auch jene mitgefangene Christin dort. Der Herr sprach zu ihm: „Ich bin

mit deiner Aufführung so gut zufrieden, daß ich beschlossen habe, dir einen Beweis meines Wohlwollens zu geben. Wenn du schon seither eifrig für meinen Nutzen besorgt gewesen bist, so wird dich die Dankbarkeit, hoffe ich, mir noch ergebener machen. Ich gebe dir diese Christensclavin zu deinem Weibe. Ich habe sie mit dir gefangen und bisher als Magd gebraucht. Sie ist treu und tüchtig erfunden worden, wie du selbst. Lebe mit ihr in Frieden und erfreue dich ihrer. Vielleicht daß sie dir ein Trost in deinem Unglück werde."

Malchus gerieth über diese Gunstbezeugung in die höchste Bestürzung; doch antwortete er mit muthiger Zuversicht: er wollte nichts von dieser Ehe hören und sein Gesetz verbiete ihm ein Weib zu nehmen, welches, wie dieses, bereits die Ehefrau eines andern sei. Denn er wußte, daß der Gatte dieser Frau bei jenem Ueberfall in der Verwirrung von seinem Weibe getrennt worden und entkommen war, während sie in die Hände der Feinde fiel.

Aber diese Verachtung seines vermeinten Wohlwollens versetzte den Herrn in unbändige Wuth. Er riß sein Messer aus dem Gürtel und würde seinen Sclaven auf der Stelle getödtet haben, hätte derselbe nicht in der Todesangst seine Arme ausgestreckt und das Weib umfangen.

Der Herr sah diese Gebärde für eine stillschwei-

gende Einwilligung an und sandte das Paar in eine halbverfallene Hütte, die er ihnen zur Wohnung anwies. Lange saßen sie dort einander in stummer Traurigkeit gegenüber; bis das Weib zuerst das Wort nahm und anhob: „Malchus, es thut weder noth noch ist es recht, daß du mit Blicken des Hasses und der Verachtung auf mich herübersiehst. Vergiß nicht, daß ich eine Christin bin; und sei gewiß, was dir dein Gewissen verbietet, das verbietet mir die Treue, auch wenn ich kein Gewissen hätte. Nie und nimmer will ich dein Weib werden."

Da diese Zwei sich also einig fanden in der Furcht des Herrn, schlossen sie einander ihre ganze Seele auf und saßen die ganze Nacht durch, sich gegenseitig beklagend, tröstend und berathend, was nun zu thun wäre. Malchus erklärte, es wäre keine andere Hülfe, sich dieser grausamen Tyrannei, die sie an Leib und Seele zugleich verderben wollte, zu entziehen als durch die Flucht. Dazu ermuthigte ihn das Weib und bat ihn flehentlich, er möchte sie nicht in der Gewalt des Heiden lassen: sie wollte alle Gefahren dieses Unternehmens mit ihm theilen, möchte es nun zur Freiheit oder zum Untergang ausschlagen. Seitdem hatten Beide über diese Sache viel heimliche Gespräche mit einander, woran sie niemand hinderte oder Argwohn schöpfte, da man

sie für Eheleute ansah. In Furcht und Hoffnung ging ihnen noch mancher Tag vorüber, bis es dem Malchus an der Zeit schien, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen.

Er traf mit der guten Frau die nöthigen Vorbereitungen, schlachtete zwei der größten Böcke seiner Heerde, denen er die Felle zu Schläuchen abzog und deren Fleisch er dergestalt zubereitete, daß es ihnen auf den öden Wegen ausreichende Nahrung wäre. Alsdann benutzte er die Zeit der einbrechenden Nacht dazu, mit seiner Leidensgefährtin unbemerkt dem Ufer des Flusses zuzufliehen.

Nach einer beschwerlichen Wanderung von zehn Meilen allda angelangt, warf Malchus die mitgenommenen Schläuche, die er vorher aufblies, in die Fluth und übergab sich, mit dem unverzagten Weibe darauf ruhend, ihrer Willkühr, die sie der Strömung entlang fortriß. Beide Flüchtlinge strebten mit ihren Füßen, das jenseitige Ufer an einer entfernten Stelle zu erreichen, damit ihre Verfolger ihre Spur nicht so leicht wiederfänden; leider aber büßten sie bei dieser Schifffahrt einen Theil ihrer Mundvorräthe ein, von denen ihnen nur so viel übrig blieb, als etwa bis zum dritten Tag ausreichte. Sie trieben an dem ersehnten Ufer an und flohen eiligst weiter; jedoch sahen sie sich bei jedem Schritte aus Besorgniß, verfolgt zu werden, um, und sowohl aus

dieſem Grunde als wegen der glühenden Sonnenhitze und aus Furcht vor andern Räubern ſetzten ſie ihre Reiſe nur bei Nachtzeit fort.

Am dritten Tage erſahen ſie zu ihrer großen Beängſtigung von weitem zwei Menſchen, deren eilende Schritte auf ſie gerichtet waren, woran ſie ihre Verfolger erkannten. Der Gedanke unvermeidlicher Todesgefahr benahm ihnen allen Muth und jede Beſinnung. Keines von Beiden wußte mehr, wo es war, noch wohin es wollte und erſt allmählig gewannen ſie wieder Faſſung genug, was irgend möglich zu ihrer Rettung zu thun.

Sie ſahen eine tiefe Höhle vor ſich und drangen in Haſt hinein; doch hatten ihre Schritte ſie noch nicht weit in den finſtern Schlund getragen, als eine noch ſtärkere Furcht die anfängliche überwältigte. Es fiel ihnen nämlich ein, daß wilde Raubthiere und giftiges Gewürm vor der Hitze jener Gegenden an ſolch ſchattigen Orten Zuflucht zu ſuchen pflegen; ſie bargen ſich daher, indem ſie ſich nicht weiter in die Höhle hineinwagten, in eine Grube, die ſie darin fanden, um ſich nicht dem Tode auszuliefern, den ſie flohen. Sie dachten: hilft Gott uns Armen, ſo geſchieht uns wohl, verachtet er uns Sünder, ſo haben wir unſer Begräbniß. Unterdeß eilten die Verfolger, Herr und Knecht, den in den Sand geprägten Fußſtapfen nach und

ſtiegen vor dem Eingange der Höhle von ihren Kameelen. Der Herr ſchickte zuerſt den Knecht hinein, die Flüchtlinge zu holen und hielt draußen die Kameele, indem er mit bloßer Wehr und böſem Willen ihrer harrete, die in den bangen Augenblicken fühlten, daß die Erwartung des Todes weit ſchlimmer als er ſelbſt iſt.

Der Knecht ſchritt dreiſt in die Höhle hinein; aber geblendet von dem plötzlichen Wechſel des Lichtes und der Finſterniß, ging er, ohne ſie zu gewahren, an ihrem Verſteck vorüber und rief in den innern Gang der Höhle hinein: „Hervor, ihr Uebelthäter, ihr müßt ſterben! Was ſteht und erwartet ihr? Euer Herr entbietet euch zu ſich, euch zu lohnen.“

Der rauhe Klang dieſer Drohworte hallte in der Höhle vielfach wieder und gab dem verborgenen Paare faſt vor Angſt den Tod. Indem aber der Knecht noch redete, ſprang eine Löwin aus dem Hintergrunde auf ihn ein und riß ihn augenblicks zu Boden. Sie hatte ihn mit ihren Zähnen ſo feſt an der Kehle gepackt, daß er umſonſt verſuchte, um Hülfe zu rufen, und ſchleppte ihre blutbefleckte Beute dem unheimlichſten Schlupfwinkel zu.

Der Herr erwartete ſeinen Knecht geraume Zeit und wußte ſich ein ſo langes Ausbleiben nicht zu erklären: am Ende erbitterte ihn der Verdacht,

es möchten die Zwei dem Einen durch verzweifelten Widerstand zu ſchaffen machen und ſtürzte ſich blindlings in die Höhle, indem er heftige Worte gegen ſeinen ſäumigen Diener und die unglücklichen Flüchtlinge ausſtieß. Er war indeſſen nicht ſobald über die Grube hinausgedrungen, ſo kehrte dieſelbe Löwin noch wüthender als vorher wieder und riß auch ihn auf der Stelle in Stücken. Da ſie aber zweimal nach einander durch Menſchen in ihrem Lager aufgeſtört worden, hielt ſich die Löwenmutter an dieſem Orte nicht mehr für ſicher, nahm ihre jungen Welfen zwiſchen die Zähne und räumte ihre Höhle dem durch ſie geretteten Paare.

Ungeſehen hatten Malchus und ſeine Gefährtin dem Vorfall zugeſchaut, und es beſtürmten mannichfaltige Gefühle ihre Herzen. Erſt machte ſie das Geſchrei des Knechtes und der Anblick ihres rachedurſtenden Gebieters auf das äußerſte beſtürzt; alsdann jagte ihnen das reißende Thier das tödtlichſte Entſetzen ein. Jeden Augenblick gewärtig, deſſen Grimm ſich wider ſie ſelbſt richten zu ſehen, ſträubte ſich ihnen das Haar auf dem Haupte, und war das ſchwache Weib mehr als einmal nahe daran aufzuſchreien; aber erſt lähmte die Furcht ſich zu verrathen, dann der Schrecken über das, was vor ihren Augen geſchah, ihre Stimme, ja alle ihre Lebensgeiſter, ſo daß ſie kalt und regungslos wie

ein Stein des Ausganges gewärtigte. Sodann aber dämmerte auch die Hoffnung in Beiden auf, es hätte der Himmel sich ihrer in der höchsten Noth erbarmt und ihnen Hülfe verliehen, derengleichen sie hatten weder ersinnen noch erflehen können. Doch glaubten sie sich auch nach dem Verschwinden der Löwin nicht in Sicherheit und wagten sich erst unter dem Schutze des anbrechenden Abends aus ihrem Verstecke. Sobald sie die Höhle im Rücken hatten, bestiegen sie die Kameele der Zerfleischten, stärkten mit dem Vorrathe von Lebensmitteln, den sie darauf vorfanden, ihre Kräfte und setzten, Gott dankend und lobpreisend, ihre Reise fort. Sie beendeten dieselbe nach zehn Tagen in dem Lager der Römer, deren Tribun sie, nachdem er ihre ungewöhnlichen Schicksale vernommen hatte, dem Proconsul Mesopotamiens, Sabinus, zusendete. Dieser, voll warmer Theilnahme für die vielgeprüften Pilger, traf die nöthigen Vorkehrungen, durch welche Malchus mit seiner Leidensgefährtin ungefährdet endlich in seine Heimath gelangte. Es war dies das Dorf Maronia, etwa dreißig Meilen von Antiochien.

Nicht lange nach diesem erfuhr Malchus den Hintritt seines frommen Abtes aus dieser Welt. Auch der Mann der jungen Christin war unlängst gestorben, vom Gram verzehrt, wie man sagte, über den Verlust seines guten Weibes, welchen er sich

ſelber ſchuld gab. So beſchloſſen die Beiden, durch gemeinſame Leiden und Heilserfahrungen verſchwiſtert, da zu bleiben, wohin ſie nach ſo gewaltſamen Stürmen die Hand des Allmächtigen wie in einen ruhigen Hafen geleitet hatte. Dem alleinigen Dienſte des Herrn geweiht, lebten ſie in geſchwiſterlicher Liebe zuſammen bis in ihr hinfälligſtes Alter und erzählten den Bewohnern dieſer Gegenden ſowie insbeſondere dem heiligen Hieronymus, der ſie beſchrieb, wiederholt ihre Schickſale.

52.

Die ungleichen Hausgenoſſen.

Ein frommer Einſiedler, der in der Wüſte am Jordan ſeinen Aufenthalt hatte, trat einſt wegen der Mittagshitze in eine Höhle und traf daſelbſt auf einen Löwen. Dieſer erhob ſich beim Anblicke des fremden Gaſtes vom Lager, knirſchte mit den Zähnen und brüllte ihn mit ſo entſetzlicher Stimme an, daß die Grotte wie vom Donner wiederhallete. Der Greis aber ſagte ganz gelaſſen: „Was ſtelleſt du dich ſo ungebärdig? Iſt hier nicht Raum genug für dich und mich? Stehet es dir aber nicht an, daß ich auch hier bin, ſo gehe deines Weges und ſuche dir einen andern Ort.“ — Da ſchwieg das Ungethüm, ſtand auf und ging hinaus.

Der Teufel gehet wohl noch in der Welt umher wie ein brüllender Löwe: aber darum ſollen die Kinder Gottes nicht meinen, ſie müßten vor ihm die Welt räumen, ſondern gedenken, daß der Fürſt dieſer Welt gerichtet iſt und ſein Recht wie ſeine Macht an den Herrn Chriſtus verloren hat. Es ſoll uns nicht in der Welt zu enge werden, weil Satan ſich in ihr noch ſo breit macht, als wäre ſie annoch ſein Eigenthum. Die Erde iſt des Herrn und alle Lande unſers Herrn Chriſtus geworden, und die Kinder des Reichs, die Sanftmüthigen werden das Erdreich beſitzen. In dieſem Glauben dürfen ſie getroſt dem Teufel zwiſchen die Zähne treten und das Feld behaupten.

„Widerſtehet dem Teufel, ſo fliehet er von euch" (Jac. 4, 7.).

53.

Chriſt in Dornen.

Ein Altvater hat inniglich und ſehnlich Gott angerufen und unabläſſig gebeten, er wollte ihn doch den Herrn Chriſtum ſehen laſſen. Solches iſt ihm auch endlich gewährt worden und iſt ihm erſchienen ein ſchönes liebliches Kindlein, mitten in einem Dornſtrauche ſitzend. Damit hat der Altvater ſich lehren laſſen, daß Chriſtus unter den

Dornen der Trübsal verborgen sei, und wer zu ihm kommen wolle, die Dornen nicht scheuen dürfe, wie man auch im Sprichwort sagt: „Der Weg zum Himmel geht durch Kreuzdorn."

54.

Ein Schauspiel zum Weinen.

Als der Abt Pamon, vom Bischof Athanasius berufen, sich eine Zeit lang in Alexandria aufhielt, ging ihm eines Tages eine Schauspielerin, herrlich geschmückt, auf der Straße vorüber; da hub er an zu weinen, und als ihn seine Begleiter nach der Ursache seiner Bekümmerniß fragten, gab er zur Antwort: „Zweierlei Ursachen nöthigen mir diese Thränen ab: ich weine über das Seelenverderben dieses Weibes und weine über mich selber, weil ich noch lange nicht so viel Sorge darauf verwende, Gott zu gefallen, als dieses Weib sich läßt angelegen sein, daß sie allen Weltmenschen gefalle."

55.

Der lehrreiche Quersack.

In Gegenwart eines frommen Abtes wurden einst über die Fehltritte eines Bruders viel scharfe Reden geführt. Der Abt schwieg dazu, ging hinaus

und erschien nach einer Weile in ihrer Mitte mit einem Quersacke über den Schultern. In dem hinteren Theile desselben, welcher ihm über den Rücken hing, trug er eine schwere Last Sandes; in dem vorderen dagegen, welchen er vor sich trug, nur eine sehr mäßige Menge desselben. Als ihn nun die Brüder fragten, was das bedeuten solle, sprach er: „Die Last hinter mir sind meine Sünden. Ob ihrer wohl eine so große Menge ist, so sehe ich sie doch nicht und trage nicht Leid über sie; aber vor mir sind die Sünden meines Bruders; ob ihrer auch noch so wenig sind, so habe ich sie doch immer vor Augen, und richte sie. Laßt uns doch die Sache umkehren, wie die rechten Heiligen thun, die mit David sagen: „Meine Missethat ist immer vor mir; damit wir über unsere eigene Sünde nachdenken, und Gott um Vergebung bitten lernen."

56.

Zwei arme Sünder.

Ein frommer Einsiedler stand bei Gott so hoch in Gnaden, daß alle Tage ein Engel kam und ihm zu essen brachte. Da sah er einmal von weitem einen armen Sünder zum Galgen führen und sprach bei sich selber: „Dem geschieht Recht!" Von Stund an kam der Engel nicht mehr.

57.

Hohle Nüſſe.

Ein Menſch, der in der Meinung ſtand, daß er fromm wäre, hing in ſeiner Kammer einen Korb auf, darein warf er, ſo oft er gebetet hatte, eine Nuß, damit er zur Zeit wüßte, wie viel die Summe ſeiner Gebete machte. Er ſah mit ſtolzer Freude, wie die Menge der Nüſſe von Tag zu Tage wuchs und oft nahm er den Korb von der Wand, ſchüttelte ihn und lauſchte wie auf eine ſüße Muſik, wie ſie ſo klapperten; und das Herz ſchwoll ihm von hoffährtigen Gedanken: Das iſt ein reicher Schatz im Himmel! ei was wird das geben, wenn der liebe Gott einmal ans Auszahlen geht.

Als nun der Korb bis oben voll war und der Mann ſich an ſeinem Schatze weidete und zu ſich ſelber ſprach: „Liebe Seele, du haſt nun einen guten Vorrath auf viele Jahre!“ hörte er eine Stimme, die ihm befahl: „Mache deine Nüſſe auf, damit du erfahreſt, wie viele deiner Gebete aus Andacht geſchehen und vor Gott angenehm und erhöret ſind.

Er nahm den Hammer, ſetzte ſich auf die Schwelle und ging ans Werk. Aber o weh! er fand alle Nüſſe, wie er eine nach der andern aufſchlug, faul oder hohl, und nur eine einzige blieb

ihm in der Hand, die einen gesunden Kern hatte. Er saß in einer Wüstenei von leeren Schalen. Wie übel klangs ihm in die Ohren, indem er verdrossen und beschämt aufstund, wie sie so klapperten!

„Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen" (Matth. 6, 7.). „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten" (Joh. 4, 24.).

58.

Der Schuster von Alexandria.

Unter vielem andern wird auch von St. Antonius erzählt, daß er einst von Gott begehrte zu wissen, wie hoch er durch sein heiliges, strenges Leben, welches er abgesondert von der Welt seit so viel Jahren in der Wüste geführt, bei Gott gekommen, und was er damit verdienet hätte. Da ward ihm im Traume der Bescheid gegeben: er sollte in das Haus eines Schusters des und des Namens zu Alexandria nahe beim Stadtthore gehen, da würde er solches erfahren.

Antonius machte sich auf, kam gen Alexandrien und fand das bezeichnete Haus. Das Herz schlug ihm hoch vor Ahnung der Dinge, die er da schauen

und erfahren würde. Aber er fand alles, den Meister und seine Hausgenossen, ihr Geräth und Einrichtung, ihr Thun und Hanthieren, Sitten und Reden in nichts anders, als man es sonst bei ehrbaren guten Leuten findet.

Da nahm er den Hausvater bei Seite und fragte ihn scharf aus, was denn sein Thun und Leben wäre, da er doch ein so heiliger Mann sein solle? Der Meister war der Frage verwundert und sprach: „Ich thue mein Lebtag nichts anders, als was jedem Christen zukommt.“ „Und was ist das?“ fragte der Einsiedler.

„Beten und Arbeiten,“ sprach der Handwerker.

„Was betest du?“

„Als z. B.,“ fuhr jener fort, „wenn ich aufstehe, so danke ich Gott für alle geistlichen und leiblichen Wohlthaten und sonderlich dafür, daß er seinen Sohn der Welt gegeben und den heiligen Geist in der Gläubigen Herzen, sie zu erleuchten und zu heiligen, sendet. Darnach bitte ich auch Gott den Herrn, daß er mir meine Sünden um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen gnädiglich vergeben und die ganze christliche Gemeinde, auch mein Weib, Kinder und Gesinde schützen und erhalten, und daß auch der Sohn Gottes unser Fürbitter bei dem ewigen Vater sein wolle.“

„Und was ist deine Arbeit?“

„Du weißt," antwortete jener, „daß ich meines Zeichens ein Schuster bin. Wenn ich denn, wie gesagt, meine Sache Gott befohlen habe, so gebe ich mich in solchem Glauben und Zuversicht zu Gott zufrieden und gehe flugs und fröhlich an die Arbeit, die meinen Tag ausfüllt; daneben ziehe ich auch, so gut ich vermag, Weib, Kind und Gesind zur Gottesfurcht und allem Guten. Das ist meine Arbeit."

Da sprach Antonius: „Ist das alles? Führest du nicht ein strenger Leben denn dieses?"

Der Schuster erwiederte: „Meinest du denn, daß dies Leben nicht streng genug sei, daß ich täglich mit schwerer Arbeit mich, mein Weib, Kind und Gesinde ernähren und vielerlei Kreuz und Noth in meinem Hause, auch viele Beschwerden meiner bürgerlichen Pflicht wegen tragen und leiden muß; alles recht zu leiden, und durch Glauben, Anrufung Gottes und Geduld zu ertragen, meinest du denn, daß dies nicht ein strenges Leben sei? Ich meines Theils begehre nicht mehr, als der Herr mir giebt und auflegt. Ich trage mein Kreuz und folge ihm nach, und bin von Herzen froh, wenn er unter des Lebens Last und Hitze durch seine hilfreiche Gnade mich empfinden läßt: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

Da ging Antonius von ihm und merkte, daß

ihn Gott dadurch ermahnet, daß er hinfort nicht mehr seinen Mönchsstand anderer christlicher Leute Leben vorziehen und denken sollte, daß er Gott wohlgefälliger wäre, als sie mit ihrem Thun.

59.

Der zerbrochene Krug.

Es war ein Mann von heftigem Gemüth, der vom Zorn leicht übereilet ward. So oft er zornig gewesen, gereuete es ihn: aber immer wieder fiel er in dasselbe Uebel. Da dachte er bei sich: Es ist nicht gut zu leben in dieser bösen Welt; ließen die Menschen mich in Frieden, würde ich auch wohl sanftmüthig sein. Ich will lieber fortgehen in den wilden Wald und ein Einsiedel werden. Wenn ich nichts Böses mehr sehen noch hören noch erleiden muß, werde ich mich auch nicht mehr erzürnen und guten Frieden haben. Also scheidet er sich von der Welt, geht fort tief in den Wald, ersieht sich einen Ort, wo ein Quell vom Felsen herabrinnt und baut sich allda eine Hütte. Ueber der Arbeit wird ihm warm; da nimmt er den Krug und stellt ihn unter den Spring, ihn mit Wasser zu füllen. Aber der Krug fällt um; er stellt ihn noch einmal zurecht und harret, bis er sich fülle. Da fällt er abermals und schüttet aus, was er aufgefangen hatte. Da-

rob entbrennt des Mannes Ungeduld, er faßt den Krug und stößt ihn hart auf die Steine: Wirst du wohl nun stehen bleiben? Aber der Krug lag in Scherben vor ihm, der Henkel hing noch in seiner Hand. Darüber kam der Einsiedel wieder zu Sinnen, erschrak und sprach zu sich selber: „O ich Thor, der ich wähnete, daß der Zorn in mich hinein komme; nun sehe ich, daß er aus mir heraus kommt. Geduld ist überall vonnöthen, ob man allein oder unter Menschen sei. Darum will ich kein Einsiedler mehr sein, sondern wieder zu meinen Brüdern gehen, daß sie mir guten Rath geben und mir beten helfen, mein Herz zu bessern."

60.

Das Gesicht des Arsenius.

19. Juli.

Der heilige Arsenius hörte einst eine Stimme, die ihm rief: „Komm, ich will dir das Thun der Menschen zeigen."

Er trat hinaus und sahe einen Mohren, welcher emsig Holz hauete und einen großen Bündel häufte, und wiewohl er schwerer war, als er tragen konnte, hieb er doch immer mehr dazu. Sodann sah er einen Menschen, welcher aus einem Teiche Wasser schöpfte und in eine löcherichte Cisterne

ausgoß. Das Waſſer floß ſtets wieder in den Teich zurück und die Ciſterne blieb leer; doch ſchöpfte er immer zu. Zum dritten ſah er zwei Ritter gegen eines Tempels Thor anſprengen und hatten einen großen Balken in die Quer vor ſich, der ſie hinderte hinein zu kommen, und ihr Rennen und Laufen war umſonſt.

Da ſprach Arſenius: „Herr, deute mir, was ich geſehen habe.“

Die Stimme deutete: „Der Mohr, welchen du Holz hauen und häufen ſaheſt, iſt der Menſch, der ſchon ſchwer genug an ſeinen Sünden zu tragen hat und ſtatt ſie abzuthun, ſtets neue zu den alten häuft. Der Zweite, welcher vergeblich Waſſer ſchöpft, iſt der Menſch, welcher guter Werke ſich befleißiget und zwiſchenein durch böſes Thun, davon er nicht laſſen mag, auch das verliert, was er Gutes gethan hat. Die thörichten Reiter, die du zum dritten ſaheſt, ſind die, welche dem Himmelreiche Gewalt thun und ihre Seligkeit erzwingen wollen. Weil ſie aber das Joch der Gerechtigkeit mit Hoffahrt tragen und ſich nicht bücken wollen, kommen ſie nimmer hinein und bleiben ewig draußen.“

61.

St. Barlaam und St. Josaphat.

27. November.

Im Lande Indien lebte ein König mit Namen Abenner, welcher groß war an Reichthum und Macht und durch Siege über seine Feinde; in seiner Seele aber litt er die äußerste Armuth, denn er war ein Heide und dem Götzendienst von ganzem Herzen ergeben. Es hingen aber nicht wenige seines Volkes dem Glauben an Jesum Christum an, denn die Saat des göttlichen Wortes, welche St. Thomas in diesem Lande ausgestreut hatte, war herrlich aufgegangen; und die Zahl der Gemeinden und der Gotteshäuser wuchs von Jahr zu Jahr. Als aber auch etliche von den Vornehmen und dem hohen Rathe das Wort des Lebens annahmen, entbrannte der König von Zorn und Ingrimm und erließ alsobald einen Befehl, daß jeder Christ gezwungen würde, den Glauben an Christum abzuschwören. Die sich dessen weigerten, bedrohete er mit neuen Todesarten und sandte an die Obersten und Statthalter der ihm unterworfenen Lande Briefe, welche über die Frommen Strafen und grausame Metzeleien verhängten. Solchergestalt erlitten viele der Gläubigen den Märtyrertod, andere wurden in ihrem Sinne wankend gemacht und unterwarfen sich dem

ruchlosen Gebote, die übrigen räumten das Land, oder verbargen sich in Wüsteneien und Gebirgen.

Während nun also eine solche Finsterniß und Trauer das Land Indien überfiel, widerfuhr dem Könige eine große Freude. Er hatte lange in kinderloser Ehe gelebt. Jetzt wurde ihm ein Sohn geboren; man hatte noch nie und nirgends ein so schönes und anmuthiges Kind gesehen. Der König nannte ihn Josaphat, richtete ein großes Freudenfest an und berief funfzig auserwählte Sternkundige der Chaldäer, damit sie ihm ansagten, was das Schicksal dieses langersehnten Sohnes sein würde. Diese weissagten insgesammt, daß dieser Thronerbe alle Herrscher Indiens an Macht und Weisheit überragen würde. Einer der Sterndeuter aber, der ausgezeichnetste unter allen, sprach zu dem Könige: „Herr, der Geist dieses Knaben ist auf etwas Großes gerichtet, wiewohl unsre Augen nicht zu erkennen vermögen, was das sei. Er wird seines Vaters Reich, so groß und herrlich es ist, verachten, als wäre es lauter Elend und Tod, und nach einem Reiche streben, das nicht von dieser Welt ist."

So sprach der Sterndeuter, wie einst Bileam, zwar nicht, weil seine Kunst eine wahrhafte war, sondern weil Gott die Wahrheit zuweilen durch ihre Gegner verkündet. Der König aber gerieth über

dieſe Weiſſagung in große Betrübniß, und ſchwere Trauer unterbrach ſeine Freude.

Indeß ließ er in einer abgelegenen Stadt einen ſehr ſchönen Palaſt erbauen, prächtige Gemächer darin ausſchmücken, und wies ihn ſeinem Sohne, ſobald er die erſte Jugend zurückgelegt hatte, zum Wohnſitz an. Zugleich befahl er, daß kein Fremder zu ihm gelaſſen würde, indem er ſelbſt ihm Erzieher und Diener, die jung an Jahren und von Geſtalt ganz beſonders ſchön waren, beigab, und ihnen aufs ſtrengſte gebot, ihm keins von den Uebeln des Lebens offenbar zu machen, weder Tod noch Alter noch Krankheit noch Armuth, noch irgend etwas Trauriges, was ſeine Fröhlichkeit ſtören könnte, ſondern ihm nur lauter Angenehmes und Ergötzliches zu zeigen, damit ſein Sinn durch die Freude daran und durch den Genuß deſſelben auf keine Weiſe über das Zukünftige nachdenken lernte. Wenn aber einer der Diener zufällig krank wurde, befahl er, daß derſelbe raſch aus dem Palaſte entfernt würde, und gab ihm an deſſen Stelle einen andern voll blühender Kraft und Geſundheit, damit die Augen ſeines Sohnes auf keine Weiſe etwas Widriges erblicken ſollten. Dies alſo war das Verfahren des Königs und ſo handelte er; denn mit ſehenden Augen ſah er nicht und mit hörenden Ohren hörte er nicht.

Josaphat lebte nun so in dem für ihn erbauten Palaste unzugänglich für jedermann und genoß der bei den Aethiopen und Indiern gewöhnlichen Erziehung. Er war aber eben so wohl mit jeder Zierde der Seele als des Leibes begabt, schön und wohlgebildet, klug und verständig. Er richtete an seine Lehrer oft derartige die Natur betreffende Fragen, daß diese den Scharfsinn und die Einsicht des Jünglings bewunderten, und auch der König über den Aufschwung seines Geistes in das höchste Erstaunen gerieth.

Bald aber sollte ihn eben dieses, daran er so viel Freude hatte, in die größte Besorgniß versetzen. Eines Tages, als der König, wie er häufig that, seinen Sohn besuchte, sprach dieser zu ihm: „Ich wünsche, mein König und Herr, etwas von dir zu erfahren, was meine Seele mit beständigem Kummer und unaufhörlicher Sorge verzehrt.“ Der König antwortete: „Sprich, geliebtester Sohn, was für ein Kummer dies ist, und ich werde mich sogleich bestreben, ihn in Freude zu verwandeln.“ Josaphat fuhr fort: „Was ist der Grund meiner Gefangenschaft, daß du mich nämlich hinter Mauern und Thoren eingeschlossen hältst und mich für jedermann ganz unzugänglich und unsichtbar gemacht hast?“ „Ich will nicht,“ sprach der König, „daß du etwas sehest, was dein Herz betrüben oder deinen

Frohsinn stören könnte. Denn ich bemühe mich auf jede Weise, dich dein ganzes Leben in beständigem Genuß und in jedem Wohlbehagen zubringen zu lassen.“ „So wisse denn,“ erwiederte der Prinz, „daß ich auf diese Weise nicht in Freude und Wohlbehagen lebe, sondern im Gegentheil in großem Leid und Kummer, so daß selbst das Essen und Trinken mich anwidert und anekelt; denn ich sehne mich gar sehr darnach, alles zu sehen, was sich außerhalb der Thore befindet. Wenn du nun willst, daß ich nicht in großem Schmerz lebe, so laß mich gehen, wohin ich will, und mich an dem Anblick der Dinge erfreuen, die mir bisher verborgen geblieben sind.“

Als der König diese Rede vernahm, wurde er sehr bekümmert, da er dafür hielt, daß, wenn er ihm seine Bitte abschlüge, er ihn noch niedergeschlagener machen würde. Indem er daher zu ihm sagte: „Ich werde deinen Wunsch erfüllen,“ befahl er sogleich, stattliche Rosse und ein für einen König geziemendes Gefolge bereit zu halten, und gestattete, daß der Prinz den Palast verließe, wenn er wollte; insgeheim aber gebot er den Begleitern seines Sohnes aufs strengste, ihm nichts Unangenehmes vor die Augen zu bringen, sondern ihm nur das, was schön wäre und Ergötzen erweckte, zu zeigen und in den Straßen Chöre aufzustellen, welche liebliche Gesänge erschallen lassen

und mannichfache Schauspiele gewähren sollten, so daß hierdurch sein Sinn von allem anderen abgezogen, und nur ergötzt würde. Da nun der Prinz seitdem häufig den Palast verließ, sah er eines Tages durch eine Nachlässigkeit der Diener zwei Männer, von denen der eine aussätzig, der andere blind war. Bei diesem Anblick von einem unangenehmen Gefühle ergriffen, fragte er seine Begleiter: „Was sind das für Leute und woher ihr widerliches Aussehen?" Da nun jene dieses Schauspiel nicht mehr verbergen konnten, antworteten sie: „Dies sind Krankheiten der Menschen." Hierauf fragte Josaphat: „Werden alle Menschen davon befallen?" Jene antworteten: „Nicht alle, sondern die, deren Gesundheit durch den schlechten Zustand ihrer Säfte zerstört wird." Der Prinz fragte weiter: „Wenn nicht alle Menschen davon befallen werden, sondern nur einige, sind diejenigen erkennbar, welche von diesen Uebeln sollen ergriffen werden, oder treten sie auf eine unbestimmbare und unvorhergesehene Weise ein?" — „Welcher Mensch," versetzten jene, „kann das Zukünftige wissen und genau erkennen, denn dies geht über die menschliche Natur hinaus und ist blos den unsterblichen Göttern vorbehalten."

Hierauf ließ nun zwar Josaphat ab zu fragen, jedoch that das, was er gesehen, ihm im innersten

Herzen weh, und die Gestalt seines Angesichts veränderte sich durch diesen unerwarteten Vorfall.

Nach nicht langer Zeit ging er wiederum aus und begegnete einem hochbetagten Greise mit runzlichem Gesicht, schlotternden Beinen, gebücktem Gange, schneeweißem Haar, ganz ohne Zähne und mit stotternder Sprache. Von Schrecken ergriffen, ließ er gleichwohl den Greis herbeirufen und fragte, wie es sich mit diesem Menschen verhielte? Seine Begleiter sagten ihm: „Dieser Mann ist schon viele Jahre alt, und da seine Kraft sich allmälig vermindert hat, und seine Glieder schwach geworden sind, so ist er endlich in diesen elenden Zustand gerathen, in welchem du ihn jetzt siehest!" — „Und was für ein Ende wird er haben?" fragte der Jüngling weiter; und jene antworteten: „Nichts anderes erwartet ihn, als der Tod." — „Erwartet dieser Zustand alle Menschen," sprach der Prinz, „oder sind auch ihm nur einige ausgesetzt?" Hierauf entgegneten jene: „Wenn nicht etwa der Tod zuvorkommt und den Menschen aus der Welt fortführt, so ist es unmöglich, im Verlauf der Jahre nicht gleichfalls in diesen Zustand zu gerathen." „In wie viel Jahren nun," fuhr Josaphat fort, „widerfährt dies den Menschen? und erwartet sie der Tod unvermeidlich? Giebt es kein Mittel, ihm zu entfliehen und nicht in diese jammervolle Lage zu

gerathen?" Jene antworteten: „In achtzig oder auch in hundert Jahren kommen die Menschen zu diesem Alter und sterben dann. Etwas anderes ist nicht möglich. Denn der Tod ist eine Schuld der Natur, die den Menschen von Anfang an auferlegt ist, und die Ankunft desselben ist unabwendbar."

Als der verständige und einsichtsvolle Jüngling dies alles hörte und sah, seufzte er aus der Tiefe seines Herzens und sprach: „Bitter ist dieses Leben und voll mannichfachen Schmerzes und Leides, wenn sich dies alles so verhält. Und wie könnte ein Mensch in der Erwartung des ihm stets drohenden Todes frei von Sorge sein, dessen Ankunft nicht nur unvermeidlich ist, sondern auch, wie ihr saget, zu jeder Zeit stattfinden kann?" Hierauf ging er fort, indem er das Gehörte bei sich überlegte und unaufhörlich erwog und häufig an den Tod dachte, daß er von Stund an in Leid und Weh lebte und und stete Trauer empfand; denn er sprach bei sich selbst: „Zu einer Zeit also wird der Tod sich gewiß meiner bemächtigen; und wer wird sich nach dem Tode meiner erinnern, da doch der Tod alles der Vergessenheit überliefert? und werde ich, wenn ich sterbe, in nichts aufgelöst werden? oder giebt es ein anderes Leben und eine andere Welt?"

Indem nun Josaphat diese und ähnliche Gedanken unabläßig in seinem Herzen bewegte, wurde

er immer bläſſer und zehrte ſich ab. Er hegte ein unbezwingliches Verlangen, jemand zu finden, der ſein Herz beruhigen und ſein Ohr eine tröſtende Rede vernehmen laſſen könnte. Er fragte daher einen ſeiner Erzieher, zu dem er ein beſonderes Zutrauen hatte, ob er vielleicht jemand wüßte, der ihm in dem, was er zu erkunden wünſchte, von Nutzen ſein und ſeinem Geiſte Sicherheit gewähren könnte, da dieſer von ſeinen Gedanken wie von einem heftigen Schwindel befangen wäre und die daraus entſpringende Traurigkeit nicht los zu werden vermöchte. Jener erwiederte: „Vormals gab es unter uns Leute, die über die Dinge der jenſeitigen Welt Beſcheid wußten; denn dieſer waren ſie mit allen ihren Gedanken und bei allem, was ſie vernahmen, zugewandt. Sie fürchteten nicht den Tod, ſie freueten ſich vielmehr auf ihn als auf die Geburt in ein neues Leben in der Gemeinſchaft der Himmliſchen. Aber dein Vater hat jene Weiſen theils getödtet theils voll Zorn verjagt, und ich weiß keinen derſelben in dem ganzen Lande umher.“

Voller Schmerz über dieſe Nachricht und in ſeiner Seele tief verwundet glich der Königsſohn einem Menſchen, der einen großen Schatz verloren und ſeinen ganzen Sinn auf deſſen Wiederfindung gerichtet hat.

Während nun der Jüngling in dieſer Lage ſich

befand und, allen Freuden und Ergötzlichkeiten der Welt abgestorben, nur nach Wahrheit flehete: sah ihn das allblickende Auge, und Er, der da will, daß allen geholfen werde und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, verließ ihn nicht, sondern leitete ihn in alle Wahrheit und stellte seine Füße auf den Weg des Friedens.

Dies geschah auf folgende Weise. Es lebte in jener Zeit ein Einsiedler, voll Weisheit in göttlichen Dingen, von tadellosem Wandel und mit hoher Beredtsamkeit begabt. Er hatte seine Wohnung in einer Wüstenei des Landes Sennar genommen. Sein Name war Barlaam. Diesem wurde durch göttliche Offenbarung kund gethan, wie es mit dem Sohne des Abenner stünde, und alsobald verließ er die Einöde, bestieg ein Schiff und gelangte in das Reich der Inder. Dort begab er sich in der Kleidung eines Kaufmanns zum Palaste des Prinzen und ließ jenen Erzieher, von welchem er wußte, daß er vor andern das Vertrauen Josaphats besäße, um eine geheime Unterredung bitten. „Ich will dir mittheilen, Herr," sprach er bei dieser Zusammenkunft, „daß ich ein Kaufmann bin und aus fernem Lande hergekommen und daß ich einen kostbaren Edelstein besitze, dessen Gleichen noch nie gefunden worden ist. Bis jetzt zwar habe ich dies noch niemand mitgetheilt, dich aber, da ich sehe,

daß du ein so kluger und verständiger Mann bist, setze ich davon in Kenntniß, damit du mich dem Sohne des Königs vorstellest, weil ich ihm den Edelstein überreichen will. Denn er übertrifft alles andere Herrliche ohne allen Vergleich. Er vermag sogar, den im Herzen Blinden das Licht der Weisheit zu schenken, den Stummen Sprache zu verleihen, den Kranken Genesen zu gewähren, er verscheucht die bösen Geister und begabt den, der ihn besitzt, mit einer Fülle alles Schönen und Lieblichen.

Hierauf erwiederte der Erzieher: „Ich sehe zwar, daß du ein Mann von gesetztem und ernstem Sinn bist; gleichwohl zeugen deine Worte von einer unsäglichen Prahlerei. Denn wie könnte ich dir wohl aufzählen, wie viele kostbare Steine und Perlen ich schon gesehen habe, noch nie aber habe ich deren gesehen noch davon gehört, die solche Eigenschaften, wie du beschreibst, besäßen. Doch weise ihn mir, und wenn er ist, wie du sagst, so bringe ihn ohne Zögern zu dem Sohne des Königs und die höchsten Ehren und Geschenke werden dir von ihm zutheil werden. Ehe du mich aber durch das untrügliche Gesicht meiner Augen überführt, ist es mir unmöglich, meinem Herrn und König diese prunkhaften Versprechungen in Betreff einer ungewissen Sache zu hinterbringen.“ „Du hast recht gesagt,“ versetzte Barlaam, „daß du noch nie dergleichen Eigen-

ſchaften und Kräfte geſehen noch davon gehört haſt; denn meine Rede betrifft nicht etwas Gewöhnliches, ſondern etwas Wunderbares und Großes. Da du aber den Stein zu ſehen begehrſt, ſo vernimm von mir Folgendes. Dieſer köſtliche Edelſtein mit den vorhergenannten Kräften und Eigenſchaften beſitzt auch noch folgende Eigenthümlichkeit. Es kann ihn nämlich nicht ſo ohne weiteres ſehen, wer nicht eine ſtarke, geſunde Sehkraft und einen keuſchen, ganz unbefleckten Leib beſitzt. Denn wenn jemand, der dieſer beiden herrlichen Eigenſchaften nicht theilhaftig iſt, dieſen Edelſtein kecker Weiſe anſchauen ſollte, ſo könnte er wohl ſein Geſicht und ſeinen Verſtand verlieren. Ich aber, der ich der Heilkunde nicht unkundig bin, ſehe, daß deine Augen nicht geſund ſind, und fürchte daher, dir Anlaß zu dem Verluſt deines Geſichts zu werden. Von dem Sohne des Königs aber habe ich gehört, daß er ein züchtiges Leben führt und kräftige, geſundblickende Augen beſitzt. Daher wage ich es auch, ihm dieſen Schatz zu zeigen. Du aber behandle dieſe Sache nicht gleichgiltig und beraube deinen Gebieter nicht eines ſo großen Schatzes.“ „Wenn es ſich ſo verhält,“ verſetzte darauf der Erzieher, „ſo zeige mir den Stein nicht. Denn ich beſitze kein gutes Geſicht. Dahingegen will ich deiner Rede gehorchen

und ohne Zaudern dieselbe meinem Herrn und Könige mittheilen."

Als er das gesagt, ging er hinein zu dem Prinzen und theilte ihm alles der Reihe nach mit. Kaum vernahm dieser die Worte seines Hofmeisters, so empfand er eine gewisse, sein Herz anhauchende, geistige Freude und Wonne, und wie von Gott begeistert, befahl er, den Mann alsbald zu ihm zu führen.

Sobald Barlaam eingetreten war und ihm den herkömmlichen Friedensgruß gebracht hatte, hieß ihn Josaphat sich niedersetzen und sagte zu dem Greise, nachdem der Diener sich entfernt hatte: „Zeige mir den kostbaren Stein, von welchem du so große und wunderbare Dinge erzählst, wie mein Lehrer mir mitgetheilt hat." Und Barlaam begann: „Es wäre nicht recht, o König, wenn ich zu deiner erhabenen Würde irgend etwas Lügenhaftes oder Unbesonnenes spräche; daher ist auch alles dir von mir Mitgetheilte wahr und unzweifelhaft. Jedoch ziemt es nicht, dir das Geheimniß mitzutheilen, ohne vorher deinen Sinn geprüft zu haben. Wenn ich in deinem Herzen fruchtbares und gutes Erdreich finde, so werde ich ohne Zaudern dir den göttlichen Samen einpflanzen und das große Geheimniß offenbaren. Wenn es aber steinig und dornig ist und ein Weg, der von jedem, wer will, betreten wird,

so ist es besser, den Samen nicht dahin zu werfen und den Vögeln und Thieren preiszugeben, denen ich, wie mir befohlen ist (Matth. 7, 6.), nimmer die Perlen vorwerfen darf. Jedoch glaube ich von dir das Bessere. Denn um deinetwillen habe ich das Werk unternommen und einen langen Weg habe ich zurückgelegt, um dir zu zeigen, was du niemals gesehen, und dich zu lehren, was du nie gehört hast." Hierauf erwiederte ihm Josaphat: „Was mich betrifft, ehrwürdiger Greis, so suche ich mit unbezwinglicher Sehnsucht und Liebe eine neue und gute Rede zu vernehmen, und inwendig in meinem Herzen hat sich ein heftig brennendes Feuer entzündet, das mich antreibt, mir Belehrung über einige nothwendige Fragen zu verschaffen Jedoch habe ich bis jetzt noch niemand gefunden, der mich im Betreff derselben befriedigen kann. Sollte ich aber einen kundigen und weisen Mann finden und die Lehre des Heils vernehmen, so werde ich dieselbe, wie ich glaube, weder den Vögeln noch den Thieren preisgeben, noch auch fürwahr mich steinig zeigen, wie du sagtest, noch dornig, sondern sie dankbar empfangen und verständig bewahren. Du aber, wenn du etwas der Art weißt, verbirg es mir nicht, sondern verkünde es mir. Denn da ich vernahm, daß du aus einem fernen Lande herkommst, so freuete ich mich in meinem Herzen und

wurde voll guter Hoffnung, durch dich meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Deshalb ließ ich dich ohne Verzug vor mich führen und empfing dich wohlwollend wie einen Freund und Altersgenossen, um zu sehen, ob ich mich wohl in meiner Hoffnung nicht getäuscht haben möchte."

Barlaam antwortete: „Du hast wohl daran gethan und wie es deinem königlichen Sinne geziemt, daß du meine äußere Niedrigkeit und Armuth nicht beachtetest, sondern dich an die verborgene Hoffnung hieltest. Es gab einst einen mächtigen und angesehenen König, welcher die Diener des göttlichen Wortes hoch in Ehren hielt. Wenn er auf seinem goldgeschmückten Wagen und mit königlichem Gefolge einherzog und kam einem Priester vorüber, so stieg er alsobald herab, begrüßte ihn demüthig, worauf er ihn umarmte und sonst alle Zeichen der Liebe erwies. Seine Großen aber waren darüber ungehalten, indem sie glaubten, daß ihr Herr damit auf eine seiner königlichen Würde ungeziemende Weise handelte. Da sie jedoch nicht wagten, ihn deswegen von Angesicht zu Angesicht zu tadeln, so sprachen sie zu seinem leiblichen Bruder, er sollte mit dem Könige reden, damit er die Würde seiner Krone nicht so sehr erniedrigte. Dieser übernahm es, dem Könige darüber Vorstellungen zu machen, und als er es that, fügte er noch manchen bittern Vorwurf

über seine unzeitige Demuth hinzu. Der König aber erwiederte nichts darauf als dieses: „Morgen sollst du Antwort haben.“ Es war nun dieses Landes Sitte, wenn der König über jemand das Todesurtheil gefällt hatte, so sendete er einen Herold mit einer besonders dazu bestimmten Trompete vor die Thür desselben; und sobald diese Trompete erschallte, wußte jedermann, daß jener zum Tode verurtheilt wäre. Am Abende jenes Tages sandte der König die Todestrompete vor die Hausthüre seines Bruders. Kaum vernahm dieser die Trompete, so verzweifelte er an seinem Leben und brachte die ganze Nacht damit hin, sein Hauswesen zu bestellen; so bald aber der Morgen erschien, hüllte er sich in schwarze Trauergewänder und begab sich mit seinem Weibe und Kindern weinend und klagend vor das Thor des Palastes. Der König aber ließ ihn vor sich führen, und da er ihn in so tiefem Jammer sah, sprach er zu ihm: „O du unverständiger und thörichter Mensch, wenn dich der Herold deines Bruders, dem du doch an Geburt und Ehre gleich bist und gegen den du dich ja, wie du weißt, auf keine Weise vergangen hast, mit so großer Furcht erfüllt: konntest du mich dafür tadeln, daß ich die Herolde meines Gottes in Demuth begrüßte, die mir lauter als eine Trompete den Tod und die furchtbare Ankunft des Herrn, gegen den ich mir

vieler und großer Vergehungen bewußt bin, verkünden? Siehe also, auf diese Weise habe ich dich deiner Thorheit überführt; und nun lerne das Wort verstehen, welches der König der Könige seinen Reichsherolden auf ihren Weg durch die Welt mitgegeben hat: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat" (Matth. 10, 40.). Wie jener fromme und weise König nun hast auch du gehandelt, indem du mich voll Hoffnung aufgenommen, und du wirst, wie ich glaube, in derselben nicht getäuscht werden."

Hierauf erwiederte Josaphat: „Was du da gesagt hast, ist schön und passend gesprochen; jedoch wünschte ich gar sehr zu erfahren, wer dein Meister ist, der dich mir gesendet."

Wiederum begann Barlaam seine Rede und sprach: „Wenn du meinen Meister kennen lernen willst, so wisse, es ist der Herr Jesus Christus, der eingeborne Sohn Gottes, der Selige und allein Gewaltige, der König aller Könige und Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem unnahbaren Licht und verherrlicht wird mit dem Vater und dem heiligen Geiste." Da hob er an ihm zu verkündigen den einig wahren, dreieinigen Gott und seine Werke, darin er seine ewige Kraft und Gottheit, seine grundlose Weisheit, Liebe

und Gnade offenbaret hat, und redete von der Schöpfung, der Erlösung und der Heiligung.

Als der Königssohn diese Worte vernommen hatte, umleuchtete seine Seele ein helles Licht und voll hoher Freude stand er von seinem Sitz auf, umarmte Barlaam und sprach: „Gewiß, wie ich vermuthe, Gerechtester der Menschen, ist dies der unschätzbare Stein, den du billig verborgen hältst, und nicht jedem zeigen willst. Aber siehe, ich spüre schon seine Kraft; denn da ich deine Worte in meinen Ohren vernahm, drang mir ein liebliches Licht ins Herz und jene düstere Hülle der Traurigkeit, die seit langer Zeit schon auf mir lag, ist rasch verschwunden."

Barlaam antwortete: „Ja, fürwahr mein König, dies ist das große Geheimniß, das verborgen gewesen ist von der Welt her, nun aber geoffenbaret ist seinen Heiligen: daß Jesus Christus der Sohn Gottes des Hochgelobten, unseres armen Fleisches und Blutes sich theilhaftig gemacht hat, auf daß er durch seinen Tod die Macht nähme dem, der des Todes Gewalt hatte d. i. dem Teufel und erlöfete die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten. Aber wer glaubt unserer Predigt? und wem wird der Arm des Herrn geoffenbaret? Siehe, es war ein Mensch, der gewahrte auf seiner Wanderung ein wüthendes Ein-

horn, und erschreckt von der furchtbaren Stimme desselben rannte er aus allen Kräften, damit er ihm noch entrinnen möchte. Mitten in seinem Laufe stürzte er unversehens in einen tiefen Abgrund, während er aber fiel, streckte er seine Hände aus und ergriff glücklich ein Bäumchen, welches aus der Felswand des Abgrundes herüberhing, und hielt sich daran, so fest er konnte; und weil er zugleich auch für seine Füße eine feste Stellung gewann, so glaubte er schon in Ruhe und Sicherheit zu sein. Indem er jedoch aufblickte, gewahrte er zwei Mäuse, eine weiße und eine schwarze; die nagten ohne Aufhören an den Wurzeln des Bäumchens, an welchem er schwebte, und siehe, sie hatten sie beinahe schon ganz durchnagt. Und als er abwärts blickte, ersah er in der Tiefe des Abgrundes einen Drachen von gräulichem Aussehen, welcher Feuer aushauchte und grimmig nach ihm emporschaute, während er den furchtbaren Rachen weit aufsperrte und ihn zu verschlingen drohete. Und da er ferner die Stelle betrachtete, auf welcher seine Füße ruheten, nahm er vier Schlangenköpfe wahr, welche aus dem Vorsprung, auf dem er stand, hervorragten. Indem er nun ängstlich seine Augen umhergehen ließ, von wannen ihm eine Hülfe käme, sah er von den Zweigen des Bäumchens ein klein wenig Honig herabträufeln. Ueber diesem Anblicke

vergaß er aller ihn umringenden Gefahren, daß ihn von obenher das wüthend hereinblickende Einhorn zu zerreißen suchte, von unten der entsetzliche Drache den Rachen gegen ihn aufsperrte, das Bäumchen aber, das er umfaßt hielt, nahe daran war, durchnagt zu werden, und seine Füße auf einer so unsichern und gefährlichen Stelle ruhten: diese so großen, zahlreichen und furchtbaren Gefahren vergaß er ganz und gar und richtete seinen ganzen Sinn auf jene geringe Süßigkeit.

Dies ist ein Gleichniß derer, welche sich dem Trug der gegenwärtigen Welt ergeben und darüber des zeitlichen und ewigen Elendes vergessen, mit welchem ihr Leben umfangen ist. Denn das Einhorn ist ein Bild des Todes, welcher das Geschlecht Adams verfolgt und stets zu ergreifen trachtet. Der Abgrund ist die Welt, welche voll ist von mannichfachen Uebeln und todbringenden Fallstricken. Das von zwei Mäusen unaufhörlich benagte Bäumchen, das er umfaßt hält, ist die Laufbahn des menschlichen Lebens, welches durch die Stunden des Tages und der Nacht verzehrt wird und hinschwindet und sich allmählig, aber gewiß dem Augenblicke nahet, da es abbricht und versinkt. Die vier Schlangen bedeuten die vier schwachen und vergänglichen Elemente, aus denen der menschliche Leib zusammengesetzt ist, bis ihr Band sich löset und der Leib zerfällt.

Endlich der entsetzliche Feuerdrache deutet den grauenvollen Rachen der Hölle an, welcher die Kinder dieser Welt zu verschlingen trachtet. Aber der Honig, der aus dem Baume fließt, das ist die Süßigkeit der Genüsse dieser Welt, durch welche sie ihre Freunde täuscht, daß sie in Gelüst und Genuß vergessen, wie sie zwischen Tod und Hölle schweben. Aber siehe, jetzt kommt ein guter Mann vorüber, und da er den Unglücklichen über dem Abgrunde hangen sieht, jammert ihn seiner; er scheucht das Einhorn vom Rande und läßt eine Leiter hinunter, daß jener heraufsteige und entfliehe diesem allen. Das ist der liebe Heiland Jesus Christus; und die Leiter ist der Glaube an ihn und die Sprossen daran heißen Buße und Heiligung. Wird der Mann sich den Honig aus dem Sinne schlagen und das Heil ergreifen?"

Josaphat sprach: „O Geliebter, ich verstehe, von wem du redest. Ich bin der Mann, der in die Grube voll Elend, Jammer und Schrecken gefallen ist. Es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode; und ich habe über dem Honig dieser Welt all mein gegenwärtiges und zukünftiges Verderben vergessen. Aber nun ist meine Seele erschrocken und schreit aus der Tiefe nach dem lebendigen Gott. Was mir vormals Gewinn schien, das habe ich alles für Schaden erachtet, auf daß ich Christum gewinne. Aber wie gewinne ich ihn?"

Barlaam sprach mit Freuden: „Sei getrost, mein König, du hast das gute Theil erwählt, das soll nicht von dir genommen werden. Der Herr spricht: „Alles, was mir mein Vater giebt, das kommt zu mir; und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen" (Joh. 6, 37.). Und er sagte ihm folgendes Gleichniß:

„Ein Mensch hatte drei Freunde. Zween von ihnen hing er mit großer Liebe an und that ihnen jegliches mit vielem Eifer zu Gefallen; gegen den dritten verhielt er sich gleichgiltig und suchte ihn nur selten auf. Es begab sich aber eines Tages, daß er vor den König zur Rechenschaft gefordert wurde; denn er war vor dem Könige hart verklagt, und der König zürnete ihm schwer. In dieser Bedrängniß sah er sich um nach einem, der für ihn zeugen oder bürgen oder Fürsprache thun wollte.

Er eilte zu dem ersten seiner Freunde, der ein hochvermögender Mann war, und sprach zu ihm: „Du weißt, wie ernstlich ich mich allezeit um deine Gunst beworben habe. Laß sie mich heute genießen. Sei mein Bürge bei dem Könige. Ich setze mehr Vertrauen auf deinen Beistand, als auf die Gerechtigkeit meiner Sache." Aber der Freund sahe ihn fremd an und sprach: „Ich habe mir das Haus voll Gäste geladen, ihnen beim Mahle einen fröhlichen Tag zu machen. Könntest du mit dabei

ſein, ſo wäre es gut. Nun haſt du einen andern Weg vor und du ſiehſt, daß ich dir dahin nicht folgen kann."

Als nun jener dies vernahm, verzweifelte er an jeder Hülfe, die er von dieſem Menſchen gehofft hatte und ging traurig hinweg, den zweiten aufzuſuchen. Zu dem ſprach er: „Du erinnerſt dich, Trauteſter, daß ich dich vor allen andern geliebt und wie ich zu deinem Beſten keine Sorge noch Mühe geſpart habe. Heute aber, da ich ſelber in große Noth gerathen, bedarf ich deines Beiſtandes." Er ſagte ihm nun, wie ſich ſeine Sache verhielte und bat ihn, daß er mit ihm käme. Und der andere erwiederte ihm: „Dein Schickſal geht mir nahe. Ich werde nicht vergeſſen, was du mir Gutes gethan haſt. Aber auch ich bin in Unglück und Kummer gerathen; ich hoffte auf deinen Rath und Hülfe, und nun gehſt du und ich weiß nicht, ob wir uns je wiederſehen." Unter ſolchen Worten begleitete er ihn traurig eine Strecke Weges, dann aber kehrte er um in ſein Haus, das Seinige zu beſorgen.

Jener aber erhob ſeine Hände, die nichtigen Hoffnungen beklagend, die er auf ſeine undankbaren Freunde geſetzt hatte; er ging, da er keinen andern mehr wußte, zum dritten. Mit beſchämtem Angeſicht und gebeugtem Sinne trat er zu ihm ein und

ſprach: „Ich wage es nicht, meinen Mund vor dir aufzuthun, da ich ſehr wohl weiß, daß ich mich leider um dich wenig gekümmert und um dich bemüht habe. Da ich jedoch in großer Bedrängniß bin und bei keinem meiner ſonſtigen Freunde Beiſtand gefunden habe, ſo komme ich flehend zu dir. Vielleicht vermagſt du mir in etwas mein Schickſal zu erleichtern. Schlage mir meine Bitte nicht ab aus Zorn über meine bisherige Liebloſigkeit.“ Da ſprach jener mit freundlichem Angeſicht: „Ja fürwahr, heute ſollſt du erkennen, wie lieb du mir biſt und ich freue mich, daß ich jeden deiner Dienſte dir heute mit Wucher zurückgeben kann. Fürchte dich nicht und ſei ohne Sorge. Ich werde dir vorausgehen und deine Sache vor dem Könige führen und ich weiß, was mein Wort über ihn vermag. Sei getroſt und betrübe dich nicht: du wirſt Gnade finden und deinen Feinden nicht überliefert werden.“ Da rief der andere voll Zerknirſchung und unter vielen Thränen aus: „Weh mir, was ſoll ich zuerſt beklagen, was zuerſt beweinen? ſoll ich meine Vorliebe für jene unzuverläſſigen Freunde verdammen oder die kurzſichtige Liebloſigkeit, die ich gegen dich, meinen wahrhaften und echten Freund, bewieſen habe?“

Drei Freunde hat der Menſch in dieſer Welt, deren Treue ſich erprobt in der Stunde des Todes,

wenn Gott ihn vor Gericht fordert. Geld und Gut, der erste Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten, der zweite Freund, begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren dann wieder in ihre Häuser. Der dritte ist die Gerechtigkeit aus dem Glauben an Jesum Christum. Sie allein begleitet ihn bis zum Throne des Richters; sie gehet voran, spricht für ihn und findet Gerechtigkeit und Gnade."

In solcher Weise unterwies der weise Barlaam den Sohn des Abenner in dem Wege zur Seligkeit und Josaphat nahm alle seine Worte mit Freuden an, und da jener den Unterricht vollendet hatte, bat ihn der Jüngling um die heilige Taufe. Barlaam erwiederte: „Wo du glaubest von ganzem Herzen, so hindert nichts, daß du das Siegel Christi erhaltest. Bereite dich also vor und du wirst unter dem Beistand des Herrn der Vollendung theilhaft werden. Während mehrerer Tage bereitete sich nun Josaphat durch Fasten und Beten und Betrachtung des göttlichen Wortes, die Gaben des heiligen Geistes zu empfangen, wobei Barlaam nicht abließ, ihn durch Fürbitte, Lehre und Mahnung zu unterstützen; darnach taufte er ihn in dem Wasserbecken, welches sich in dem Garten des Palastes befand; und die Gnade des heiligen Geistes kam über ihn.

Nachdem er solches verrichtet, bereitete er sich zum Weggang und nahm Abschied. Der Jüngling vergoß reichliche Thränen, denn es fiel ihm schwer, seines liebevollen Vaters und Lehrers beraubt zu werden. „Und wer," rief er aus, „wird mir deine Stelle ersetzen? Wer wird mir ein solcher Hirt und Führer zum Seelenheil sein? Denn siehe, mich, den bösen Knecht und Abtrünnigen, hast du zu Gott geführt und zu seinem Kind und Erben gemacht; mich, den Verlorenen, der in der Wildniß lebte und allen Thieren zum Fraß bereit war, hast du aufgesucht und unter die Lämmer Gottes gebracht. Meine Füße hast du von dem schlüpfrigen, todbringenden Irrwege auf den Pfad des Friedens gestellt; und mir große wunderbare Güter verschafft, deren Herrlichkeit keine Rede zu schildern vermag. Was könnte ich dir aus alle meinem Reichthum geben, womit ich dir wieder vergölte, was ich von dir empfangen habe. Du willst nichts von dem Meinigen; denn es ist Rost und Mottenfraß vor deinen Augen, der du einen unvergänglichen Schatz der Weisheit, der Liebe und der Seligkeit dein eigen nennest. So mögen denn dir für das, was du mir erwiesen, noch größere Gaben Gottes zutheil werden und der Herr das, was meinem Dank fehlt, hinzuthun."

Barlaam aber, um die Klagen Josaphats zu

unterbrechen, ſtand auf, erhob ſeine Hände zum Himmel und ſprach: „Dir, Gott und Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, der du, was früher finſter war, erleuchtet und den Menſchen, den du gebildet, wieder zu dir gekehrt haſt, wir danken dir und deiner Weisheit und Macht, welche iſt unſer Herr Jeſus Chriſtus, und rufen dich an, ſiehe herab auf dieſes Lamm, welches durch mich Unwürdigen dir zum Opfer nahet, und heilige ſeine Seele durch die Macht deiner Gnade. Schaue an dieſen durch deinen heiligen Geiſt geſchaffenen Weinſtock und gieb, daß er dir Frucht der Gerechtigkeit trage; mache ihn ſtark, befeſtige in ihm dein Bündniß, behüte ihn vor der Liſt des Teufels, lehre ihn durch die Weisheit deines heiligen Geiſtes deinen Willen thun und ziehe nicht von ihm ab deine Hülfe, ſondern mache ihn werth, des Erbes deiner unvergänglichen Güter theilhaft zu werden. Denn du biſt hochgeprieſen und verherrlicht in alle Ewigkeit. Amen.

Nachdem er das Gebet beendet hatte, kehrte er ſich um und küßte Joſaphat, wünſchte ihm noch Frieden und ewiges Heil, verließ alsdann den Palaſt und zog von dannen voll Freude und Dank gegen den Herrn, der ſeinen Weg zu einem guten Ende geführt hatte.

62.

Der ernſthafte König.

Es war einſt ein König, der niemals lachte. Er hatte aber einen Bruder, welcher allezeit fröhlich und guter Dinge war. Dieſer fragte ihn eines Tages, warum man ihn allezeit ernſtmüthig und niemals lachen ſähe? Alſobald ließ ihn der König von ſeinen Trabanten greifen, nackt ausziehen und an eine Säule binden, worauf er gebot, daß ſie mit vier ſcharfen Speeren ihm nach dem Herzen zielen ſollten. Der Jüngling erſchrak darüber überaus, wußte nicht, was das werden ſollte, erbleichte und erzitterte. Da fragte ihn der König: „Warum lacheſt du nicht?“ Der Bruder antwortete: „Wann hat man je einen lachen ſehen, dem vier ſcharfe Speere nach dem Herzen zielen?“ „Siehe,“ ſagte der König, „ſo gehet es mir; vier ſcharfe Speere ſind beſtändig auf mein Herz gerichtet: der erſte iſt der Gedanke an das Leiden Chriſti, der zweite der Gedanke an meinen Tod, der dritte die Ungewißheit über die jenſeitige Welt, der vierte die Furcht vor dem jüngſten Gericht. Darüber iſt mir das Lachen vergangen“ (Luc. 6, 25. Jacob. 4, 9.).

63.

Durch Gottes Gnade bin ich, das ich bin.

Es war einmal ein Kaiser, Jovinianus geheißen, der war reich und gewaltig. Viele Völker dieneten ihm und keiner seiner Feinde vermochte die Hand wider ihn zu erheben; es erging alles nach seinem Wort und Willen. Eines Morgens, da er vom Schlaf erwachte und seine Seele zu Gott wenden sollte, hing er seinen hoffährtigen Gedanken nach und sprach zu sich selber: „Wer ist mir gleich?"

Als er aufgestanden, rief er seinen Rittern und sprach: „Wir wollen jagen gehen." So zogen sie in den Wald und genossen der Jagdlust, bis die Sonne hoch am Mittag stund. Den Kaiser befiel eine große Hitze; er sah sich nach einem Wässerlein um, darin er seinen Leib erkühlen könnte. Da sie nun an einem Bache vorüber kamen, der durch das schattige Dickicht rauschte, sprach er zu seinem Gefolge: „Bleibet hie, bis ich herwieder komme;" stieg vom Roß, ging in die Büsche hinein, warf seine Kleider von sich und erlabte seinen Leib im Bade. Wie er wieder aus dem Wasser gestiegen, fand er weder sein Gewand noch sein Roß noch einen seiner Ritter wieder und verwunderte sich über die Maßen, zürnte, rief und schalt — aber niemand antwortete ihm, als das Echo im Walde.

Da ward er betrübt in seinem Herzen und sprach: „Was soll ich thun?“ denn er war nackend. Er besann sich, daß gar nicht weit von dieser Stelle das Schloß eines seiner Ritter läge; dahin wollte er gehen und sich Gewand und Roß geben lassen und heimkehren in seinen Palast.

Also kam er nackt und bloß zu der Veste des Ritters und klopfte an das Thor. Der Thorwärtel fragte, wer da wäre, und was er wollte. Der Kaiser antwortete: „Thu mir auf und sieh, wer ich bin.“ — Der Thorwärtel trat hervor und fragte: „Wer bist du?“ Der Kaiser antwortete: „Bist du ein Fremdling, daß du fragst? ich bin Jovinianus der Kaiser. Geh und sage deinem Herrn, daß er mir Gewand und Roß gebe, da ich um die meinen gekommen bin.“ — Der Wächter sprach: „Du böser Ribalt, du leugst! Mein Herr ist bei dem Kaiser zu Hof mit den andern Rittern. Er ist in des Kaisers Gefolge hier vorüber gekommen von der Jagd und sitzet mit ihm zu Tische. Mach dich fort, du Gaudieb!“

Der Kaiser ging von dannen, damit ihm nicht noch Aergeres widerführe, und irrete lange umher, bis der Tag sich neigte. Da kam er vor das Schloß eines seiner Herzöge. Wieder klopft er an, der Thürhüter kommt und sieht den nackten Menschen und spricht erstaunt: „Wer bist du und wie

biſt du ſo entblößt?" — Jovinianus antwortet: „Sprich zu deinem Herrn, dem Herzoge, ich, der Kaiſer, begehre zu ihm. Ich habe mein Gewand verloren von ungefähr. Darum komm ich zu ihm, daß er mir ein anderes gebe und ich ſchicklicher Weiſe kann heimkommen." Der Thürhüter kommt vor den Herzog und ſagt ihm, was draußen vorginge. Der Herzog ſpricht: „Führe ihn ſo bald herein, daß wir ſehen, wer er ſei." Der Diener führte ihn herein: der Herzog ſah ihn fremd und verwundert an und ſprach: „Wer biſt du?" Jovinianus erwiederte nicht minder verwundert: „Der Kaiſer bin ich! von mir haſt du dein Herzogthum zum Lehen erhalten und biſt mein Rathgeber geweſen." Da antwortete der Herzog: „O du unwitziger Mann, daß du dich erdreiſteſt, dich für den Kaiſer, meinen Herrn, auszugeben. Nun kommſt du nicht ungebeſſert von mir." Und ließ ihn mit Knütteln ſchlagen und ſchmählich hinausſtoßen.

Traurig, hungrig, durſtig und wohlzerſchlagen ging der arme Kaiſer durch die Nacht, und mit großem Seufzen ſprach er bei ſich ſelber: „O weh und immer weh, was ſoll ich thun? Ich Elender, wie bin ich geſchieden von aller meiner Würdigkeit! Oder wie iſt mir geſchehen? Bin ich worden ein Hinwurf und Spott aller Leute? und allermeiſt der Meinen, deren keiner mich kennen und ehren

will? Nun will ich doch ſtracks in meinen Palaſt gehen und, wie ich bin, vor mein Hausgeſinde treten und ſehen, ob auch die ihren Herrn verleugnen und unehren."

Und er kam vor ſeinen Palaſt und läutete am Thor. Der Pförtner kam und fragte, wer da wäre. Der Kaiſer antwortete: „Wie, kenneſt du mein nicht?" Der Thürhüter erwiederte: „Gar wenig." Jovinianus ſprach: „Deß wundert mich. Du trägſt doch mein Gewand, das ich dir gegeben." Der Diener ſprach: „Ich trage das Gewand meines Herrn, des Kaiſers." — „Der bin ich und nun laß mich ein!" — „Wahnwitziger," verſetzte jener, „der Kaiſer ſitzt in Purpur und Seide drinnen mit ſeinen Edeln beim Mahle. Schaff dir erſt einen Rock, um dich bei Hofe ſehen zu laſſen. Wer hat dir mit dem Hemd auch den Verſtand ausgezogen?" „Schnöder Knecht," rief der Kaiſer im Zorn, „weiche von dieſer Schwelle und mache deinem Gebieter Raum!" Als er aber mit Gewalt einzudringen verſuchte, rief der Pförtner die Schildknechte herbei, die griffen ihn hart und warfen ihn in einen finſtern Thurm. Da ſaß er drei Tage elend gefangen. Am dritten Tage ward ihm aufgethan und geſagt: „Gehe hin, unſer Herr der Kaiſer hat Erbarmen mit deiner Narrheit. Kehrſt du aber wieder, ſo

wird man dich an einen Roßschweif binden und zu Tode schleifen."

Da zog der Kaiser von seinem eigenen Hause verstoßen wieder in den Wald. Er fluchte dem Tage seiner Geburt und war nahe daran zu werden, wofür alle Welt ihn hielt, ein unsinniger Mensch, der von sich selbst nicht weiß. In diesem Walde aber wohnte ein frommer Einsiedel, der des Kaisers Beichtiger gewesen. Jovinianus gedachte: „Ich will es noch mit diesem einen versuchen. Er kennt mich, wie kein anderer Mensch; sollte der auch mein so ganz vergessen haben?" Er klopfte an die Zelle. Der Einsiedel trat allzuhand ans Fenster: „Wer klopft da?" Der Kaiser sprach: „Jovinianus, ehrwürdiger lieber Herr. Thut mir auf!" Der Alte streckte seinen Kopf hervor; da er ihn aber ersah, schlug er ein Kreuz, warf das Fenster wieder zu und sprach: „Teufelsspuk! Weiche von mir, Satan, du bist mir ärgerlich!"

Jovinianus, in seiner letzten Hoffnung betrogen, warf sich verzweifelt auf das Erdreich, raufte sich Haare und Bart aus und schrie gen Himmel: „O weh, o weh! wo soll ich hin? Warum liegt deine Hand so schwer auf mir?" Da besann er sich dessen, wie er sich an jenem Morgen an Gottes Majestät versündiget und wider den Höchsten erhoben; stand ächzend wieder auf, hub abermals an zu klagen und

bat mit kläglicher Stimme: „Um der Liebe willen, die am heiligen Kreuz gehangen, thut mir wenigſtens das Fenſter auf und höret meine Beichte.“ Der Einſiedler ſprach: „Das gefällt mir wohl. Sag an, mein Sohn.“ Da wurde der Kaiſer beichtig von allem ſeinem Leben, ſonderlich von ſeiner Ueppigkeit und ſeinem Uebermuth und frevligen Hoffahrt wider ſeinen Schöpfer. Da er geendet hatte, ſtreckte der Beichtiger ſeine Hand durch das Fenſter und ſprach die Abſolution, und alsbald fiel es wie Schuppen von ſeinen Augen und erkannte ihn allererſt. „Geſegnet ſei Gott,“ ſprach er, „nun erkenn ich euch. Herr, die Gewande, die ich habe, wie wenig und ſchlecht ſie ſind, die leget an und gehet getroſt in euern Palaſt und gebt euch euerm Hofgeſinde zu erkennen.“

Der Kaiſer kleidete ſich an — es war nichts dazu vorhanden, als ein altes härenes Gewand und ein ſchlechtes Paar Schuhe — und wandte ſich wieder zu ſeinem Heimweſen. Er klopfte. Der Pförtner that ihm auf und ließ ihn alſobald ein. „Kenneſt du mich?“ fragte Jovinianus. — „Ja, Herr, gar und gar wohl. Mich wundert nur, daß ich euch von draußen hereinkommen ſehe und ſah euch doch nicht hinausgehen.“

Der Kaiſer ſchritt durch die Hallen des Palaſtes. Diener und Knappen, Ritter, Grafen und

Herzöge empfingen ihn mit großer Ehrerbietung. Niemand verwunderte sich seiner armseligen Kleidung; sondern es war, als sähen sie ihn in Salomonis Seide einhergehen. Auch fragte ihn niemand, wo er herkäme, noch warum er so lange ausgeblieben, sondern redeten zu ihm, als ob er alle Tage mit ihnen zusammen gewesen wäre. Jovinianus aber setzte sich mit seinen Großen zum Mahle, und da sie das Mahl beendiget hatten, stand er auf und begab sich zur Ruhe.

An der Schwelle des Gemaches nahm er dem Diener, wie er zu thun pflegte, die Kerze aus der Hand, trat hinein und schloß hinter sich zu. Da gewahrte er auf dem Sessel neben seinem Bette sitzend seine eigene leibhaftige Gestalt, vom Scheitel bis zur Sohle sein Ebenbild. Er stand lange erschrocken und starrete die Erscheinung an, ehe er Worte fand und also zu ihr redete: „Wer bist du? Hat dich Gott oder der Teufel an meine Statt gesetzt, daß schier kein Raum mehr für mich übrig blieb und ich vor dir die Welt hätte räumen müssen?" Die Erscheinung antwortete: „Freilich hast du mir bislang Arbeit gemacht auf Erden. Aber ohne diese Züchtigung durftest du nicht bleiben, damit deine Seele errettet würde. Ich bin dein Schutzengel. Ich sah mit Trauern an jenem Morgen die hoffährtige Verwirrung deines Herzens. Aber

nun haſt du wohl erfahren, daß du nichts haſt, das du nicht von droben empfangen hätteſt. Was du von dir ſelber wäreſt, das haſt du in dieſen Tagen geſehen und ausgekoſtet. Dein Hochmuth hatte dich der Gnaden Gottes entkleidet, deiner Buße ſind ſie wieder zurückgegeben. Gehe hin und ſündige hinfort nicht mehr."

Der Kaiſer ſank in die Knice und ſprach: „Ich bekenne und will es nie vergeſſen noch verleugnen: Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin" (1 Cor. 15, 10.). Der Engel ſprach: „Gott widerſtehet den Hoffährtigen, aber dem Demüthigen giebt er Gnade (1 Petr. 5, 5.). Gnade ſei mit dir!" und verſchwand vor ſeinen Augen.

64.

St. Martinus Mantel.

11. November.

Der berühmte Biſchof St. Martinus von Tours, von dem der Martinstag ſeinen Namen hat, war in ſeiner Jugend Soldat, allerdings ein ſolcher, der ſich nach der Inſtruction St. Johannis des Täufers hielt: „Thut niemand Gewalt noch Unrecht und laſſet euch begnügen an eurem Solde" (Luc. 3, 14.). Und ſo gering auch dieſer Sold war, ſo fand Martinus doch, daß er noch übrig hatte zu geben den Dürftigen.

Eines Tages, es war in strenger Winterszeit, ritt er in seiner Schaar durch das Thor von Amiens. Ein Bettler saß am Wege, zitternd vor Frost in seinen Lumpen, und bat um eine Gabe. Aber alle zogen vorüber, niemand gab ihm etwas. Das that Martino von Herzen weh; aber er selber hatte sich schon ganz ausgegeben. Gleichwohl hielt er sein Pferd an. Was hülfe ihm auch Geld oder Brot? dachte er, er friert ja, und du hast einen Mantel. Da zog er sein Schwert, schnitt den Mantel, den er umhatte, mitten durch und warf dem Armen die eine Hälfte zu. Er wickelte sich in die andere, und es kam ihm vor, als hielte der Mantel noch eben so warm, wie zuvor.

In der folgenden Nacht, als er auf der Streu lag und schlief, erschien ihm Christus der Herr — er kannte ihn wohl, denn schon lange trug er sich damit, Christ zu werden und hatte sich zur Taufe gemeldet. Der Herr stand vor ihm in seiner Himmelsglorie und die heiligen Engel um ihn her; aber wie erschrak Martinus! um die Schultern des Himmelskönniges hing das Stück des Soldatenmantels, welches er heut am Tage dem Bettler zugeworfen hatte. Und der Herr rief seinen Engeln zu: „Sehet, mit diesem Mantel hat mich Martinus der Katechumene bekleidet!“ —

„Wahrlich ich sage euch: Was ihr gethan

habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan" (Matth. 25, 40.).

65.

Gespräch auf der Landstraße.

Eben dieser Martinus war einst auf Reisen. Hinter Mailand trat ihm der Teufel in den Weg mit der Frage: „Wohinaus?"

Martinus gab frisch zur Antwort: „Wohin Gott mich ruft."

„Und wohin du gehst, Satan wird wider dich sein."

„Aber der Herr ist mit mir!"

Alsobald verschwand der Versucher. —

„Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein" (Röm. 8, 31.)?

66.

Die Kirchenbuße des Kaisers Theodosius.

17. Januar.

Unter der Regierung des Kaisers Theodosius des Großen war Bothevicus Oberbefehlshaber über die Kriegsvölker in der Provinz Illyricum und hatte seinen Sitz in der Stadt Thessalonich. Dieser ließ einst einen Wagenlenker, welcher sich des

Versuchs eines groben Verbrechens schuldig gemacht hatte, ins Gefängniß legen. Bald darauf sollte in der Stadt ein festliches Wagenrennen angestellt werden, wie von Alters her bei dem Volke der Griechen dergleichen Wettspiele üblich und beliebt waren. Da nun jener Gefangene als ein besonders geschickter Wagenlenker bekannt war, so forderte das Volk seine Loslassung, um ihn nicht bei diesem Feste entbehren zu müssen. Bothevicus weigerte sich dessen und sagte, keine Geschicklichkeit in Kunst und Gewerbe dürfte einen Menschen straflos für seine Vergehen machen. Darüber wollte das Volk sich nicht zufrieden geben; der Pöbel rottete sich zusammen, um sein Begehren mit Gewalt durchzusetzen; bei dem Versuche, den Aufruhr zu stillen, büßte Bothevicus das Leben ein, und noch mehrere andere obrigkeitliche Personen wurden von dem wüthenden Volkshaufen gesteinigt.

Als der Kaiser Theodosius von diesen Vorgängen Bericht erhalten, gerieth er dermaßen in Zorn, daß er die ganze Stadt der Rache der Soldaten preisgab. Dieser Blutbefehl stürzte die Bewohner Thessalonichs in unsägliches Unglück. Siebentausend Menschen, Schuldige und Unschuldige, Einheimische und Fremde ohne Unterschied wurden von den losgelassenen Kriegerbanden niedergehauen. Ein Schrei des Entsetzens lief durch das ganze römische Reich.

Einige Zeit darnach kam der Kaiser nach

Mailand. Jedermann war in Erwartung, welchen Empfang ihm der heilige Biſchof Ambroſius bereiten würde; denn man kannte ihn als einen furchtloſen Vertheidiger der Wahrheit und Gerechtigkeit, und wußte auch, daß er für die Theſſalonicher beim Kaiſer, wiewohl vergebens, Fürbitte eingelegt hatte.

St. Ambroſius übereilte ſich nicht. Er wußte, daß der Kaiſer wohl zum Jähzorne ſehr geneigt, aber nach ſeiner frommen Denkart auch befliſſen war, ſeine natürliche Hitze zu dämpfen. Darum wich er der erſten Begegnung mit dem Kaiſer aus und begab ſich, als der Kaiſer in Mailand einzog, aufs Land, um ihm Zeit zu laſſen, ſich auf ſich ſelber zu beſinnen. Von dort aus ſandte er ihm, als er es für dienlich hielt, ein Schreiben, darin er ihm die nachdrücklichſten Vorſtellungen machte. Nicht um ihn zu beſchämen, ſchreibe er dieſes, ſondern um ihn zu ermuntern, daß er dieſe Sünde von ſeinem Reiche wegſchaffen möchte; und dieſes könne nur durch Thränen und Buße geſchehen. Er getraue ſich nicht, in der Kirche das heilige Abendmahl zu ſpenden, ſofern er, der Kaiſer, daran Theil haben wolle. Denn dieſes dürfe nimmer geſchehen, ſo lange er ſeine Schuld nicht öffentlich bekannt und geſühnt habe. Bis dahin könne ſein Opfer nicht angenehm vor Gott ſein; er möge deſſen gedenken, was Samuel dem Könige Saul geſagt: „Siehe,

Gehorsam ist besser denn Opfer, und Aufmerken besser denn das Fett von Widdern" (1 Sam. 15, 22.).

Aber Theodosius verhärtete sich in der Meinung seines noch ungebrochenen Herzens: sein hoher Stand überhebe ihn der Pflicht, sich der kirchlichen Büßung zu unterwerfen. Er kam, um dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen. Doch noch ehe er den Vorhof des Tempels betrat, stand ihm Ambrosius der Hohepriester gegenüber und redete ihn mit folgenden Worten an: „Du scheinst es noch nicht zu wissen, o Kaiser, wie schändlich groß die von dir begangene Mordthat sei; und obgleich sich die Aufwallung gelegt hat, so hat doch die Vernunft die kühne Frevelthat noch nicht erkannt. Denn vielleicht hindert dich die kaiserliche Gewalt, deine Sünde zu erkennen, deine Machtfülle verdunkelt wohl deine Vernunft. Aber um nüchtern im Urtheil zu werden, muß man die menschliche Natur anschauen, ihre Hinfälligkeit, ihre Sterblichkeit, den Staub, von dem wir genommen sind und zu dem wir einst wieder zurückkehren. Du darfst nicht, vom Schmuck des Purpurs geblendet, unwissend bleiben, was für ein schwacher Mensch, welch ein schwaches Herz darunter verborgen sei. Du herrschest über Menschen, o Kaiser, die von gleicher Natur mit dir, ja deine Mitknechte sind. Denn es ist ein König und Herr von allen, ein Schöpfer von allen. Mit

welchen Augen willst du denn den Tempel des gemeinschaftlichen Herren ansehen? mit welchen Füßen willst du jenen heiligen Boden betreten? Wie willst du die Hände, die noch vom Blute der ungerecht Ermordeten triefen, ausstrecken? Wie willst du mit solchen Händen den hochheiligen Leib des Herrn aufnehmen? Wie willst du das ehrwürdige Blut des unschuldigen Lammes an den Mund bringen, der du in wüthendem Ausbruche sündlicher Leidenschaft so viel Blut widerrechtlich vergossen hast? Kehre also um, meide diese Stätte und versuche nicht, die erstere Sünde mit neuen zu vermehren. Füge dich in die Bande der Zucht, welche der Herr der Kirche, der Beherrscher aller Gläubigen, von oben herab gebilliget hat. Sie haben eine heilende Kraft und verschaffen die Gesundheit dem kranken Herzen und Gewissen wieder."

Theodosius wollte sich noch rechtfertigen und sprach: „Sehet alle her, hat es denn zuvor niemand versehen? Hat nicht König David auch gefehlt?" Aber Ambrosius sprach sogleich: „Was willst du dich mit Davids Beispiel und anderer Leute Gebrechen behelfen? David hat nicht allein schwer gesündigt, sondern er hat auch öffentlich Buße gethan, daß man davon sagen wird, so lange die Welt steht. Hast du mit ihm gesündigt, so thue auch mit ihm Buße."

Diese ernsten Worte drangen dem Kaiser zu Herzen. Er bekannte, daß er durch seine schwere Sünde von der Kirchengemeinschaft seiner Unterthanen ausgeschlossen und schuldig sei, sich um dieselbe durch kirchliche Büßung zu bewerben. Mit allen Ehrenzeichen der höchsten Würde bekleidet, warf er sich auf die Erde nieder, bekannte seine Sünde mit Thränen und bat um Vergebung derselben.

Seitdem übte er unter der Fürbitte der Gemeinde die ihm von Ambrosius auf eine gewisse Zeit auferlegte Kirchenbuße dergestalt aus, daß er, gänzlich von der kaiserlichen Pracht entblößt, ebenso traurig und andächtig als einsam in seinem Palaste lebte.

Acht Monate waren auf solche Weise hingebracht. Das Geburtsfest Christi im Jahre 390 näherte sich, aber die dem Kaiser bestimmte Zeit der Büßung war noch nicht vollendet. Dies bekümmerte den Kaiser überaus. Er klagte mit David im 41. Psalm: „Wenn ich denn deß inne werde, so schütte ich mein Herz heraus bei mir selbst; denn ich wollte gerne hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes, mit Frohlocken und Danken unter dem Haufen, die da feiern."

In diesem Zustande traf ihn Rufinus an, welcher seines besondern Vertrauens genoß, und

fragte ihn um die Ursache seiner Betrübniß. Der Kaiser antwortete ihm weinend: niemand als er selbst könnte sein Unglück genugsam fühlen; denn sogar den Bettlern und Leibeigenen stünde die Kirche offen und ihm wäre der Eingang in dieselbe und in den Himmel selbst verschlossen, weil alles auf Erden gebundene auch im Himmel gebunden wäre. Rufinus erbot sich, den Bischof zur Nachsicht gegen den Kaiser zu bewegen, allein dieser zweifelte an einem guten Erfolge. „Ich kenne," sagte er, „die Gerechtigkeit seines Urtheils; niemals wird er aus Furcht vor menschlicher Gewalt vom göttlichen Gesetz ablassen." Gleichwohl begab sich Rufinus mit Bewilligung des Kaisers zum Bischof, um mit Vorstellungen und Bitten ihm den Erlaß fernerer Kirchenstrafen abzudringen. Dieser wies ihn mit unverhohlenem Zorn zurück: „Keinen schlechteren Fürsprecher," sprach er, „hätte der Kaiser sich erwählen können, als dich, Rufin, denn nur deiner hündischen Unverschämtheit war es möglich, ohne Scham von einem Verbrechen zu reden, zu welchem du selber deinem Herrn gerathen hast."

Aber schon war der Kaiser selber zu ihm auf dem Wege. Er fand den Bischof in einem im Bezirke der Kirche gelegenen Gebäude, wo dieser mit den Aeltesten die Besuche annahm, und bat ihn um Lossprechung vom Kirchenbanne. „Ich erhebe mich

nicht," sprach er, „über die bestehenden Gesetze. Ich bitte dich nur, daß du die Menschenliebe unsers gemeinschaftlichen Herren in Betrachtung ziehen und mir die Thüre nicht verschließen wollest, welche der Herr allen, welche Reue zu erkennen geben, öffnet." Der Bischof befragte ihn, welche Bürgschaften er dem Reiche gäbe, daß solche schwere Vergehungen nicht wiederkehrten. Theodosius antwortete: er überließe ihm, diese zu bestimmen. Darauf that der Bischof den Vorschlag, er sollte es verhindern, daß künftig Verordnungen, welche von ihm in einem Anfalle von Heftigkeit gegeben würden, keinen Schaden thun könnten und zwar durch den Befehl, daß jedes Urtheil des Todes und der Gütereinziehung ihm nach dreißig Tagen erst zur Bestätigung oder Verbesserung vorgelegt werden sollte, ehe es vollstreckt würde. Der Kaiser billigte dieses von Herzen und ließ bald ein Gesetz dieses Inhalts ausfertigen.

Auf diese Einwilligung folgte sogleich die Lossprechung des Kaisers. Er durfte nun die Kirche wieder betreten, warf sich in derselben zur Erde nieder und brach in die Worte des 119. Psalm aus: „Meine Seele liegt im Staube, erquicke mich nach deinem Wort. Ich gräme mich, daß mir das Herz verschmachtet, stärke mich nach deinem Wort. Laß deinen Knecht dein Gebot festiglich für dein

Wort halten, daß ich dich fürchte. Ich flehe vor deinem Angeſicht von ganzem Herzen; ſei mir gnädig nach deinem Wort. Ich betrachte meine Wege und kehre meine Füße zu deinen Zeugniſſen. Es iſt mir lieb, daß du mich gedemüthiget haſt, daß ich deine Rechte lerne. Herr, ich weiß, daß deine Gerichte recht ſind, und haſt mich treulich gedemüthiget. Deine Gnade müſſe mein Troſt ſein, wie du deinem Knechte zugeſagt hat. Meine Seele verlanget nach deinem Heil, ich hoffe auf dein Wort. Meine Augen ſehnen ſich nach deinem Wort und ſagen: Wenn tröſteſt du mich? Ich ſchwöre und will es halten, daß ich die Rechte deiner Gerechtigkeit halten will. Laß dir gefallen, Herr, das willige Opfer meines Mundes und lehre mich deine Rechte. Handle mit deinem Knechte nach deiner Gnade, und lehre mich deine Rechte. Laß meinen Gang gewiß ſein in deinem Wort und kein Unrecht über mich herrſchen. Laß meine Seele leben, daß ſie dich lobe, und deine Rechte mir helfen. Ich bin wie ein verirretes und verlornes Schaf, ſuche deinen Knecht, denn ich vergeſſe deiner Gebote nicht."

Während er alſo betete, ſchlug der Kaiſer ſich an die Stirn und Bruſt unter Vergießung häufiger Thränen; und bat hierauf öffentlich die Gemeinde um Verzeihung ſeines Fehltrittes.

Die Zeit kam, da die Gläubigen ihre Gaben

auf den Altar legten. Der Kaiser stand, noch immer weinend, auf und brachte auch die seinen dahin. Hierauf begann die Feier des heiligen Abendmahls. Der Kaiser empfing aus den Händen des heiligen Ambrosius Leib und Blut des Versöhners. Im Himmel war Freude über einen Sünder, der Buße that, und auf Erden sang die feiernde Gemeinde den Engeln Gottes nach: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

67.

St. Ambrosius im Hause des Glücklichen.

4. April.

Auf einer Reise nach Rom kehrte der heilige Ambrosius in einem Landhause der Landschaft Tuscien ein bei einem Manne, welcher über die Maßen reich war. Da er nun den Ueberfluß aller Güter in selbigem Hause wahrnahm und wie an nichts ein Fehl oder Mangel war, befragte er jenen Menschen mit Bekümmerniß: wie es ihm erginge. „Herr,“ antwortete der Reiche, „meine Verhältnisse sind zu jeder Zeit glücklich und glänzend gewesen. Meines Reichthums ist mehr, als ich zählen und übersehen kann; ich habe der Knechte und Diener so viel, daß ich mich keines Dinges brauche anzunehmen, und lebe alle Tage herrlich und in Freu-

den. Ich habe zu jeder Zeit meines Lebens alles nach Wunsch gehabt, und noch niemals ist mir irgend ein Unglück widerfahren oder etwas begegnet, das mich betrübet hätte.“ Als Ambrosius dieses hörte, erstaunte er heftiglich und sprach zu denen, die in seinem Gefolge waren: „Stehet auf und lasset uns so schnell als möglich von hinnen fliehen, denn der Herr ist nicht an diesem Orte! Eilet, meine Söhne, eilet und säumet nicht, daß ihr davon kommet, damit nicht die göttliche Rache uns hier ergreife und in die Strafgerichte dieser Menschen verwickele. Denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtiget? Wer aber ohne Züchtigung bleibt, der ist gewißlich ein Bastard“ (Hebr. 12, 7.).

Also hoben sie sich eilend davon; sie hatten aber kaum eine kleine Strecke zurückgelegt, als die Erde sich aufthat und jenes Haus mit seinen Bewohnern hinabschlang.

68.

St. Monicas Traum.

3. Mai.

St. Augustinus ging in seiner Jugend mit verblendeten Sinnen der falschberühmten Kunst und Weisheit dieser Welt, den Lüsten und Lastern der Heiden nach. Seinen Vater, der selbst noch Heide

war, kömmerte dies wenig. Aber seine Mutter Monica war Christin, und eine solche war sie, die nur dafür zu leben schien, daß ihr einst bei der Erscheinung des großen Gottes und unsers Heilandes das Wort nicht gebreche: „Siehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast" (Jes. 8, 18.). Auch als alle ihre Bitten und Mahnungen vergeblich waren, hörte sie nicht auf zu lieben und zu sorgen. Ihre Thränen flossen unablässig und ihre Gebete stiegen ohne Unterlaß für den verlornen Sohn empor. Ein Bischof, dem sie oft ihren Kummer klagte, rief ihr das zuversichtliche Glaubenswort zu: „Weib, so wahr du lebest, es ist ja unmöglich, daß ein Sohn solcher Thränen verloren gehe. Und der Herr tröstete sie auch selber. Als Hagar auf der Wanderung durch die Wüste ihren Sohn Ismael verschmachten sah und sich gegenüber von ferne setzte und sprach: „Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben!" und hob ihre Stimme auf und weinete, sandte er einen Engel Gottes vom Himmel, der ihr eine Wasserquelle zeigte. Monica erquickte er durch einen verheißungsvollen Traum.

Es träumte ihr, sie stünde tiefbekümmert auf einem hölzernen Richtscheid; und ein schöner Jüngling in glänzendem Gewande träte mit mildem Lächeln zu ihr und fragte sie: „Warum bist du so traurig und was ist dir, daß du täglich weinest?"

Sie antwortete: „Mich jammert meines Sohnes Verderben.“ Der Jüngling fuhr fort: „Sei nur getroſt, wo du ſtehſt, da ſteht ja auch dein Sohn.“ Monica blickte auf und ſah den Auguſtinus neben ſich auf demſelben Richtſcheite ſtehen.

Dieſen Traum, von dem ſie aus dem Zeugniſſe des heiligen Geiſte wuſte, daß Gott durch ihn zu ihr geredet hatte, behielt und bewegte ſie in ihrem Herzen und half ſich an ihm durch lange bange Zeiten vergeblichen Hoffens und Harrens fort: denn neun Jahre folgten noch, in welchen Auguſtinus in der Nacht der Sünden und der Irrthümer von böſen Geiſtern umhergetrieben wurde.

Des ſteten Mahnens und Drängens der Mutter müde, entwich Auguſtin aus ſeinem Vaterlande. Unter dem Vorwand, von einem Freunde Abſchied nehmen zu wollen, beſtieg er ein Schiff, welches von Carthago nach Rom fuhr. In der Grabcapelle des heiligen Cyprian harrete Monica die Nacht durch in Gebet und Thränen ſeiner Wiederkehr. Er war entronnen.

Aber auch die ſuchende Liebe fand den Weg über das Meer. Im Namen Gottes trat ſie mit ihrem jüngeren Sohne Navigius die weite Reiſe an. Unterwegs warf ſich ihnen ein furchtbares Unwetter entgegen. Selbſt die Schiffsleute, die ſonſt den unkundigen Seereiſenden Troſt zuſprechen und

durch ihre eigene Unerschrockenheit ermuthigen, wurden verzagt und gaben sich verloren. Monica blieb ruhig mitten unter dem Toben der Elemente. Sie wußte gewiß, daß der Herr diesen Weg sie führte, um des Sohnes Seele zu retten: darum müßte sie erhalten werden. Zudem hatte ein neues Traumgesicht ihr glückliche Landung zugesagt. So konnte sie, wie St. Paulus einst auf demselben Meere gethan hatte, die zagende Mannschaft mit der Versicherung stärken: „Darum, liebe Männer, seid unverzagt, denn ich glaube Gott, es wird also geschehen, wie mir gesagt ist" (Apstg. 27, 25.).

Der Herr ließ ihre Hoffnung nicht zu Schanden werden. Glücklich erreichte sie Italien. Sie traf ihren Sohn in Mailand; sie fand ihn zu unaussprechlicher Freude auf dem Wege zum Heil. Jenes Auge, welches vordem Petrum wundermächtig aus tiefem Falle zurückgerufen, war auch diesem verlorenen Schafe da, wo kein Mutterauge es mehr erreichen konnte, nachgegangen und hatte es zu sich gezogen aus lauter Güte. Die Zeit war erfüllt und die Stunde gekommen, wo Monica ausrufen konnte: „Freuet euch mit mir! denn dieser Sohn war todt und ist lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden." Bald sollte sie den mit Schmerzen Gesuchten neben sich auf demselben Richtscheit stehen sehen: „Es ist in keinem

Andern Heil, iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darinnen ſie ſollen ſelig werden."

69.

St. Auguſtinus Bekehrung.

28. Auguſt.

„Ich hob meine Hände auf gen Himmel und klagte über meine Irrthümer" (Sir. 51, 26.).

So ging es auch dem Sohne der Monica. Lange Jahre hatte ſeine Seele auf ſelbſterwählten Wegen nach Wahrheit geſucht bei der Kunſt und Weisheit der Heiden, bei ketzeriſchen Secten, und nicht gefunden. Jetzt kam er zur heiligen Schrift; ſie wurde ihm über alles hoch und theuer. Er war dem Kaufmanne zu vergleichen, der nach langem Umherirren die eine köſtliche Perle gefunden. Aber er war noch nicht jener Kaufmann, der alles, was er hatte, verkaufte und für das eine Kleinod einſetzte. Nicht die Erkenntniß ſchließt die göttliche Wahrheit auf, wo der Wille ſich noch der Heiligung verſchließt. Auguſtinus wollte die Wahrheit haben, ohne den Eigenwillen gefangen zu geben an den Gehorſam des Glaubens. Noch brannten die alten Begierden in ſeiner Bruſt. Noch hing ſein Herz der Ehre, dem Mammon, der Luſt des Fleiſches an. Aber der heilige Geiſt arbeitete mit Macht

daran, diesen Erwählten des Herrn zu retten aus dem Frohndienste der Finsterniß zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Einst in der Osterwoche war Augustinus zu Mailand Zeuge, wie große Schaaren von Katechumenen von dem ehrwürdigen Bischof Ambrosius in die Gemeinde aufgenommen wurden. Er sah, wie eine große Zahl von Jungfrauen alsbald nach empfangener Taufe dem Genuß ihrer Reichthümer entsagten, ihre Schönheit unter dem Schleier bargen und sich selbst mit all dem Ihren dem Dienste des Heilandes übergaben. Er sagte sich mit bitterem Schmerze: „Die können entsagen um des Herrn willen und du nicht!“ Immer heftiger entzündete sich in seiner Seele ein Zorn gegen sich selbst: den Himmel offen sehen, und nicht hinein können — nicht hinein können, weil einem die Welt und das Fleisch lieber ist als die Gnade! Immer wollen, und nie zum Vollbringen kommen! Immer die Buße hinausschieben auf morgen, und wieder auf morgen! — Er hob an sich selbst zu hassen und kam doch nicht von sich selber los.

In einem Kloster vor dem Thore von Mailand wohnte ein alter Presbyter Simplicianus, welcher den Ruf der ungeheucheltsten Frömmigkeit genoß und auch vom Bischof hoch geehrt wurde. Zu diesem ging Augustinus und schüttete sein ganzes

Herz vor ihm aus. „Du bist ein Lehrer der Beredtsamkeit," sprach der Alte; „so hast du ja vom Rhetor Victorinus in Rom gehört. Ich habe ihn gekannt und Umgang mit ihm gehabt, als ich noch in Rom mich aufhielt. Er war ein hochgeehrter Mann in der Stadt und Lehrer der angesehensten Senatoren gewesen. Seine Bildsäule stand ihm zu Ehren auf dem Markte. Aber seine mächtigen Freunde waren allzumal Heiden, und er war es mit ihnen. Daneben war er auch mit Christen befreundet. Von ihnen ermuntert las er die heiligen Schriften. Er las mit immer größerem Eifer und Hingebung, und eines Tages raunte er mir ins Ohr: „Sei gewiß, ich bin der eurige." Ich antwortete: „Das glaube ich nicht, und werde dich nicht eher für einen Christen halten, bis ich dich in der Kirche gesehen habe." Mit spöttischer Verwunderung erwiederte Victorinus: „Höre ich recht? so machen eure Kirchenwände einen Christen?" Dieses Gespräch wiederholte sich zwischen uns zu mehreren Malen. Victorinus scheute sich vor seinen Gönnern, Freunden und dem Volke, den entscheidenden Schritt zu thun. Aber fort und fort las er weiter in der Schrift. Da stieß er eines Tages auf jenes Wort des Herrn: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Men-

schen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater" (Matth. 10, 32. 33.). Da schlug er in sich. „Laß uns zur Kirche gehen," sprach er zu mir, „ich will ein Christ werden." Ich konnte meine Freude kaum fassen. Victorinus gesellte sich zu den Katechumenen, welche Unterricht empfingen, um zur Taufe bereitet zu werden. Rom staunte, die Kirche freuete sich, die Stolzen knirschten in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen, aber der Herr blieb sein Theil und seine Stärke. Als die Stunde kam, wo er sein Bekenntniß ablegen sollte, stellten ihm die Geistlichen das Anerbieten, daß sie es heimlich anhören wollten. Er aber mochte dies nicht. Oeffentlich hatte er einst die Beredtsamkeit gelehrt, in welcher doch nicht das Heil ist; jetzt wollte er auch das wahrhaftige Heil öffentlich verkündigen. Als er die erhöhte Stätte bestieg, da rauschte es in heiliger Freude durch die Versammlung. „Victorinus! Victorinus!" schallte es einstimmig aus freudigem Munde. Mit hoher Zuversicht legte Victorinus sein Bekenntniß ab: — und er war ein Redner, wie du!

Diese Erzählung schlug dem Augustinus ins Gewissen. Er wollte sich den Victorinus zum Vorbilde nehmen. Er wollte wohl, aber zum Vollbringen fand er keine Kraft in sich. Er hatte Lust nach dem inwendigen Menschen zu Gottes Gesetz;

aber der Wille des Fleiſches hielt ihn gefangen in der Sünde Geſetz.

In dieſer Qual des innern Krieges traf ihn Pontianus, ein chriſtlicher Kriegsmann, welcher vor kurzem aus Africa gekommen war, ein Landsmann und Jugendfreund Auguſtins. Er ſah die Briefe Pauli auf Auguſtins Tiſche liegen. Dieſer ſagte ihm, daß er ſie fleißig ſtudirte, geſtand ihm aber auch, wie ſchwer es ihm würde, das darin dargebotene Heil mit ganzer Seele zu ergreifen. Da erzählte ihm Pontianus von dem ägyptiſchen Einſiedler Antonius. „Dieſer," ſprach er, „war der Sohn reicher aber frommer Eltern. Noch in ſeinen Jünglingsjahren verlor er Beide durch den Tod. Seitdem führte er gemeinſam mit einer jüngeren Schweſter den Haushalt. Sie ließen das Wort Gottes reichlich bei ſich wohnen und befliſſen ſich eines gottſeligen Wandels. Eines Tages hörte er in der Kirche aus dem Evangelium vom reichen Jünglinge das Wort des Herrn: „Willſt du vollkommen ſein, ſo gehe hin und verkaufe, was du haſt, und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach." Da ging er hin, verſchenkte ſeine liegenden Gründe an die Gemeinde, verkaufte ſeinen Hausrath, vertheilte das daraus gelöſte Geld an die Armen, und behielt nur ſo viel, als für ihn und

seine Schwester zum Lebensunterhalte unentbehrlich schien. Wiederum hörte er in der Kirche das Wort des Herrn: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen; es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“ Da sagte er sich von aller Erdensorge los, übergab die Schwester in die Gemeinschaft frommer Frauen, er selbst aber baute sich seine Zelle in der Wüste. In Arbeit und Gebet, in Demuth, Wachen und Fasten verbrachte er sein Leben, ein Prediger in der Wüste, durch welchen unzählige Seelen zu Gott gekommen sind. Nun liegt er seit vielen Jahren einsam begraben im dürren Wüstensande, aber die Gebeine des Gerechten grünen fort; sein Vorbild übt noch immer eine wunderbare Macht über viele, die davon hören, aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott. „Ich selber,“ fuhr Pontianus fort, „bin dessen Zeuge geworden. Mit drei Freunden trat ich einst in der Gegend von Trier in die Hütte eines Einsiedlers, wo wir eine Lebensbeschreibung des heiligen Antonius fanden und mit einander lasen. Wir alle wurden tief erschüttert, und zwei von uns entsagten auf der Stelle dem Verkehr mit der Welt, um nach dem Beispiele des großen Todten nur der Sorge für ihre Seele zu

leben. Einer dieſer Beiden war ein Sachwalter — wie du.

Dieſe Mittheilung des Gaſtes verſetzte den Auguſtinus in die heftigſte Erregung. Seine Seele glühete, ſeine ganze Geſtalt veränderte ſich, Geſicht, Stimme, Gebärden verriethen die wogende Bewegung ſeines Innern. Er ſtürzte auf ſeinen Freund Alypius zu, der mit ihm in gleicher Seelenlage war, und brach in die Worte aus: „Wie geſchieht uns? Was iſt das? Was haben wir gehört? Ungelehrte ſtehen auf und reißen das Himmelreich an ſich, und wir mit unſerm herzloſen Wiſſen wälzen uns in Fleiſch und Blut und verſinken zur Hölle? Schämten wir uns, ihnen nachzufolgen, weil ſie vorangegangen ſind: ſo ſollten wir doch nun uns noch mehr ſchämen, zurück zu bleiben!“

Es litt ihn nicht länger im Zimmer. Er eilte hinaus in den Garten, der an ſeine Wohnung ſtieß. Er warf ſich unter einem Feigenbaume nieder, weinte bitterlich und rang mit Gott: „O du mein Herr, wie lange noch? O wie lange wirſt du, Herr, noch zürnen? Sei nicht eingedenk unſrer alten Miſſethaten! Wie lange? wie lange? Ach, wie lange noch morgen und abermal morgen? Warum nicht heute? Warum nicht jetzt? Warum nicht in dieſer Stunde das Ende meiner Schande?“

So betete er unter dem Feigenbaume; und

der Herr, der den Nathanael unter dem Feigenbaume sah, sah auch auf Augustinus mit dem Blick der Gnade und Erhörung. Der Betende hörte auf einmal vom Nachbarhause herüber eine singende Stimme wie von einem Knaben oder Mädchen, welche zu wiederholten Malen rief: „Nimm und lies! Nimm und lies!" Er entfärbte sich und sann nach, ob etwa Kinder in einem ihrer Spiele diese Worte zu sagen pflegten. Aber er konnte sich nicht entsinnen, dergleichen gehört zu haben. Es geschah hier, was der 8. Psalm sagt: „Aus dem Munde der Unmündigen hast du eine Macht zugerichtet." Augustinus sprang auf, und ging zu dem Orte zurück, wo er die Briefe St. Pauli hatte liegen lassen. Begierig griff er in die heiligen Blätter, und seine Augen fielen auf Röm. 13, 13: Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum und wartet des Leibes, doch nicht zur Stillung fleischlicher Lüste.

Mehr bedurfte er nicht; er wußte den Willen des Herrn und die Macht der Gnade kam über ihn. Sein Gesicht glänzte von Freude, denn das Licht des Friedens war in sein Herz gedrungen und alle Zweifelsnächte waren entflohen. Von nun an stand sein Entschluß fest, das Alte abzuthun und ein neues Leben in Christo zu beginnen, und so

herrlich als er hat wohl leicht keiner dieſen Entſchluß ausgeführt.

Es war im September des Jahres 386, als der Herr ſich ſolchergeſtalt den Auguſtinus zu eigen machte. Im folgenden Jahre, in der Nacht vom ſtillen Sabbath zum erſten Oſtertage wurden Auguſtinus und Alypius vom Biſchofe Ambroſius getauft. Die beiden größeſten Lehrer der alten Kirche im Abendlande ſtanden neben einander, der eine als Täufer, der andere als Täufling. Als die Taufe vollendet war, erwies ſich Gott der heilige Geiſt an ihnen wunderbar in der Gabe mit neuen Zungen zu reden. St. Ambroſius hob den Lobgeſang an, welcher noch heute ſeinen Namen trägt: „Herr Gott, dich loben wir.“ Auguſtinus antwortete: „Herr, dich bekennen wir;“ ſo ſangen ſie im Wechſelgeſange weiter:

Herr Gott, dich loben wir,
Herr, dich bekennen wir!
Vater von Ewigkeit!
Singet der Erdkreis dir.
Himmel und Himmelsheer,
Cherubim, Seraphim
Rufen im ſelgen Chor
Ewig mit hoher Stimm:
Heilig iſt unſer Gott,
Der Herre Zebaoth!
Himmel und Erd zumal
Sind ſeiner Ehre voll!

Dich lobt der rühmliche
Heilge Apoſtelchor,

Dich die gottſelige
Hohe Apoſtelſchaar;
Dich preiſt der blutigen
Zeugen verklärtes Heer,
Dir bringt die heilge Kirch
Allzumal Ruhm und Ehr:
Vater der Herrlichkeit,
Dir und dem ewgen Wort
Und deinem heilgen Geiſt,
Tröſter und Lebenshort.

Chriſte, du heiliger
König der Herrlichkeit,
Chriſte, des Vaters Sohn,
Abglanz von Ewigkeit:
Uns zu erlöſen haſt
Du dich ins Fleiſch geſenkt,
Durch deine Todespein
Himmliſche Freud geſchenkt:
Jetzt in des Vaters Reich
Herrſcheſt du mächtiglich,
Einſt in des Richters Kraft
Kommſt du gewaltiglich.

Drum wir dich bitten, Herr,
Hilf uns den Dienern dein,
Die durch dein theures Blut
Theuer erkaufet ſein:
Laß ſie nach dieſer Noth
Haben in Friede Theil
Mit deinen Heilgen alln
Dort an dem ewgen Heil.
Rette dein Volk, o Herr,
Segne dein Chriſtenheit,
Selber regier und heb
Hoch ſie in Ewigkeit.

Herr Gott, dich loben wir
Jeden Tag ſtetiglich,
Preiſen dein Herrlichkeit
Immer und ewiglich.
Gnädiglich, Herr, bewahr,

Heut uns von Sünden rein,
Wolleſt verſchonen uns,
Wollſt uns barmherzig ſein!
Wie wir vertrauet dir,
Werd uns der Gnaden Theil;
Herr, ich vertraue dir,
So bleibt mir ewges Heil. Amen.

70.

Die Unbegreiflichkeit Gottes.

St. Auguſtinus, der treue Haushalter über Gottes Geheimniſſe, hatte ſich vorgenommen, zur Unterweiſung der Chriſtenheit ein Buch zu ſchreiben, darin er das Weſen der heiligen Dreieinigkeit darlege. Eines Tages ſaß er in tiefem Nachſinnen darüber an einem einſamen Orte nahe am Meer. Da ſahe er einen Knaben am Ufer ſitzen, der hatte eine kleine Grube in den Sand gegraben und ſchöpfte emſiglich mit einem Löffel Waſſer aus dem Meere in die Grube. „Was machſt du da?“ fragte der Weiſe das Kind. — „Ich will das Meer in dieſe Grube ſchöpfen,“ war die Antwort. — „Und wann meinſt du damit fertig zu ſein?“ — „Eher als du mit deinem Buche.“

Meineſt du das Innerſte Gottes auszugründen oder zu finden die Vollkommenheit des Allmächtigen? Sie iſt höher denn der Himmel, was willſt du thun? tiefer denn die Hölle, was kannſt du wiſſen? länger denn die Erde und breiter denn das

Meer (Hiob 11, 7. ff.). O welch eine Tiefe des Reichthums und der Weisheit und Erkenntniß Gottes (Röm. 11, 33.)!

71.

St. Benedictus.

21. März.

Ein Mann, welcher dem heiligen Benedictus gern etwas Liebes erweisen wollte, schickte ihm durch einen Diener zwei Flaschen Wein. Unterwegs kam diesem der Gedanke ein: es ist besser, daß du eine davon für dich behaltest, denn was könnte dir wohl dieser Mönch zum Trinkgeld geben? Also versteckte er die eine Flasche im Gebüsch und brachte die andere dem, welchem beide zugedacht waren. Benedictus dankte für die Gabe; aber beim Abschiede sagte er dem Menschen vertraulich ins Ohr: „Hüte dich, mein Sohn, aus der versteckten Flasche zu trinken. Siehe zuvor nach, was darin ist; es möchte dir sonst etwas Schlimmes widerfahren.“ Ganz betroffen trat der Diener ab. Scham und Verdruß begleiteten ihn auf dem Heimwege, von dem er sich ein auserlesenes Vergnügen versprochen hatte. An jener Stelle wieder angekommen, zog er mit klopfendem Herzen die Flasche aus ihrem Versteck hervor und öffnete sie behutsam: siehe, da

wand ſich eine Natter heraus. Da erkannte er, wie ſehr er gefehlt hatte, kehrte ſtracks um und bat den frommen Vater um Verzeihung. Dieſer ſprach zu ihm mit ſanftmüthigem Ernſte: „Gedachteſt du denn nicht, daß man nicht Menſchen lügen könne, ohne Gott zu lügen, der ins Verborgene ſiehet? Danke ihm, daß er dich gewarnt hat, ſtatt zu ſtrafen. Nur die Thoren hoffen auf Genuß von unrechtem Gute, aber ihr Wein iſt Drachengift und wüthender Ottern Galle (5 Moſ. 32, 33.). Fliehe vor der Sünde, wie vor einer Schlange; denn ſo du ihr zu nahe kommſt, ſo ſticht ſie dich" (Sir. 21, 2.).

72.

St. Scholaſtica.

10. Februar.

St. Benedictus hatte eine fromme Schweſter, Scholaſtica, welche von Kindheit an ihr Leben der Andacht weihete. Sie hatten ſich Beide ſehr lieb; weil ſie aber mit allem Ernſt und jeglicher Entſagung ihren Pflichten lebten, ſo ſahen ſie ſich alljährlich nur einmal. Die Ordensregel erlaubte nicht, daß Mann und Weib ſich innerhalb des Kloſters begegneten; darum hatten ſie ein Haus halbwegs zwiſchen ihren Klöſtern zur Zuſammen-

kunft beſtimmt, wo St. Benedictus im Geleite etlicher ſeiner Ordensbrüder ſich einfand.

So hatten ſie einſtmals dieſen glücklichen Tag des Wiederſehens unter gottſeligem Geſpräch und Gottes Lob hingebracht und das Abendeſſen mit einander genoſſen. Die Stunde des Abſchieds war da; aber Scholaſtica, wie wenn ſie geahnet hätte, daß dieſer Beſuch der letzte wäre, bat den Bruder dringend, dieſe Nacht zu bleiben, ſie hätte ihn noch viel zu fragen von den Dingen der zukünftigen Welt und von denen, welche zu ihr eingehen. Der Bruder ſprach ſtreng: „Schweſter, was bitteſt du? es darf nicht ſein! Die Regel des Kloſters verbietet, eine Nacht außer demſelben zuzubringen. Ich ſelbſt habe dieſes Geſetz den Brüdern auferlegt; es iſt nothwendig zur Zucht und Ordnung ihres Lebens. Wie kannſt du mich verſuchen, ihnen in der Uebertretung voranzugehen?“

Scholaſtica ſchwieg, legte das Haupt in ihre Hände auf den Tiſch, weinete eine Weile heftig und redete heimlich mit dem Herrn. Als ſie das Haupt wieder erhob, brach ein mächtiges Wetter los, es blitzte und donnerte, ein gewaltiger Platzregen rauſchte nieder, durch das Feld und Thal rollten die Gießbäche und verlegten dem Wanderer den Weg.

Benedictus fragte in großer Beſtürzung: „Vergeb dir Gott, Schweſter, was haſt du gethan?“

Sie antwortete: „Ich bat dich, und du wolltest nicht hören; ich habe den Herrn gebeten und Er hat mich erhört."

Benedictus beugte sich dem Willen des Herrn und blieb. Unter seligen Gesprächen vom himmlischen Canaan, der Heimath, nach der sie verlangten, ging die Nacht herum, und reichlich erquickt schieden sie am Morgen von einander.

Drei Tage nach diesem Abschied sah Benedictus, als er in seiner Zelle betete, die reine Seele seiner Schwester in Gestalt einer Taube gen Himmel eilen. Seine Gesicht strahlte von Freude, als er den Mönchen davon Kunde gab. Er schickte alsbald hin, die Leiche der Verklärten abzuholen und legte sie in das Grab, welches er sich für sich selbst bereitet hatte.

73.

St. Johannes der Almosengeber.

23. Januar.

Der heilige Patriarch Johannes ist der Armenpfleger Gottes genannt worden, wozu ihn der Herr in sonderlicher Weise berufen hat. Als er noch ein Jüngling von siebzehn Jahren war, erschien ihm einst bei Nacht im Traume eine holdselige Jungfrau, mit einem Kranze von Oelzweigen auf

dem Haupte, und ihre Lieblichkeit überstrahlte alles, was er je Schönes gesehen hatte. Diese also stand an seinem Bette und berührte ihn mit ihrem Finger, daß er davon erwachte. Vor Schrecken, ein Weib vor seinem Bette zu sehen, schlug er ein Kreuz und sprach: „Wer bist du? und wie durftest du es wagen, in meine Kammer einzugehen?" Sie aber sah ihn fröhlichen Blickes in die Augen und sprach: „Ich bin die Erstgeborene des himmlischen Königs, so du mich zur Freundin erwählen willst, will ich dich vor das Angesicht des Allerhöchsten führen; denn niemand hat so große Gewalt bei ihm, als ich. Ich habe ausgewirkt, daß er auf die Erde herabkam in die Knechtsgestalt und menschliche Gebärden, daß er als ein Menschenkind in der Krippe erfunden ward, und an das Kreuz stieg, und ins Grab sich legte und euch eine ewige Erlösung erwarb."

Als das Gesicht verschwunden war und er darüber nachsann, erkannte er, es sei die himmlische Barmherzigkeit gewesen, darum sie auch einen Oelzweig auf dem Haupte getragen, denn Oel heilet die Wunden und lindert das Weh und giebt denen, die sich abgehärmt haben, wieder ein glänzendes Angesicht; mit Oelzweigen kommen die Hülfeflehenden und die den Frieden bringen. Da ward Johannes mit seinem Herzen eins, daß er die Barmher-

zigkeit zu seiner Freundin nehmen und ihr in Treue dienen wollte bis an sein Ende.

Als er zum Patriarchen von Alexandria erwählt worden, berief er sofort die Armenpfleger der Kirche zu sich und sprach: „Meine Brüder, gehet aus durch die ganze Stadt und zeichnet mir alle meine Herren auf und sehet wohl zu, daß ihr keinen übergehet.“ Sie fragten erstaunt: „Wir wissen keinen in dieser Stadt, der sich anmaßen dürfte, sich deinen Herrn zu heißen.“ Er aber bedeutete sie: „Die ihr Bettler und Arme nennet, diese nenne und halte ich für meine Herren. Denn unser Herr und Heiland hat uns offenbaret, daß Er selbst noch immerdar in ihrer Knechtesgestalt einhergehe, indem er sprach: Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr Mir gethan. Imgleichen hat er uns gerathen und gemahnet: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. So sehet ihr, diese sind unsere Herren, die uns in den Himmel verhelfen.“

So zählte man auf des Patriarchen Geheiß die Armen der Stadt und fand achthalbtausend. Denen versprach er, ein Vater zu sein, und nachdem er die Weihe empfangen, vertheilte er an die Klöster und Pflegehäuser achttausend Goldstücke, die sich im

Schatze der Kirche befanden, und alle seine Einkünfte bestimmte er für die Armen. Er selber lebte schlicht und dürftig, auf daß er habe zu geben den Dürftigen. Des Nachts ruhte er auf einem geringen Bette, mit einer alten wollenen Decke hüllte er sich ein. Dieses erfuhr ein reicher Herr und sendete ihm eine prächtig verzierte Decke, sechs und dreißig Goldgulden werth. Der Heilige gebrauchte ihrer in der folgenden Nacht, aber sie that ihm nicht wohl, er fand keinen Schlaf, denn er mußte immer daran gedenken, wie viele Arme in ihren Hütten oder unter freiem Himmel in selbiger Nacht schliefen, ohne Decke in Frost, Wind und Wetter und rief laut aus: „Sollte man wohl sagen, Johannes bedecke sich mit einer Decke solchen Werthes, während die armen Brüder Christi vor Kälte umkommen?" Am frühen Morgen ließ er die Decke auf dem Markte verkaufen. Als dieses der reiche Mann erfuhr, kaufte er die Decke wieder an sich und sandte sie dem Patriarchen aufs neue zum Geschenk; und abermals ließ dieser sie auf dem Markte feil bieten, und abermals kaufte sie der Reiche und übergab sie dem Heiligen zum dritten Male, zum dritten Male bittend, er möchte sie doch nun behalten. Dieser aber sprach: „Wir wollen doch sehen, wer von uns Beiden früher müde wird, Gutes zu thun, du, oder ich?" Auf solche Weise beutete der un-

eigennützige Mann die Liebe, welche fromme Leute ihm zuwandten, für seine Armen aus; wer ihm wohlthun wollte, mußte mit ihm wohlthun.

Einmal kam der Bischof wegen einer Angelegenheit der Armenpflege in Uneinigkeit mit dem Statthalter von Alexandria. Jener wollte eine gewisse Summe an die Nothleidenden vertheilt wissen, dieser sie zum Vortheile der Casse zurückhalten. Sie stritten lange hin und her, und da jeder bei seiner Meinung verblieb, gingen sie zuletzt erzürnt aus einander. Bald aber besann sich der Bischof eines andern und sprach bei sich selber: „Man muß so wenig aus rechtmäßigen, als aus unrechten Gründen zürnen;" und da es Abend wurde, schickte er zwei Geistliche an den Statthalter und ließ ihm sagen: „Herr, die Sonne will untergehen!" — Dieser verstand alsbald, was der Patriarch mit diesen Worten meinte, und wurde davon tief ergriffen. Er eilte auf der Stelle zum Patriarchen und Beide versöhnten sich willig und herzlich.

Von den Gottlosen sagt die Schrift (Sprüchw. 15.), daß sie nicht schlafen, sie haben denn übel gethan; aber die Frommen können nicht schlafen, sie haben denn Uebel abgestellt und Schaden verhütet.

Ein Jüngling hatte einmal eine Klosterfrau entführt, was den Bischof bis zum Tod be-

trübte. Bei einer Zusammenkunft von einigen Geistlichen kam die Rede auch auf diese Geschichte, und es fielen scharfe Urtheile über den Jüngling, weil er zwei Seelen zu Grunde gerichtet hätte, die seinige und die der Klosterfrau. Da verwies der heilige Johannes den Geistlichen solche Reden und sagte: „Nicht so, meine Söhne, ihr thuet selbst zwei Sünden: eine, weil ihr das Gebot übertretet: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet (Matth. 7, 1.), und dann: weil ihr ja nicht wissen könnet, ob jene noch in der Sünde verharren; sie können sich unterdessen auch bekehrt haben."

Bei seinem Sterben hinterließ Johannes nicht mehr denn drei Pfennige, welche er durch seinen letzten Willen gleichfalls seinen Herren zustellen ließ. So mußte ja seine Rechnung stimmen, als er dahin ging, dem Könige Rechenschaft zu geben von seinem Haushalten. Es wird erzählt, ein glänzender Jüngling mit einem goldenen Pilgerstabe in den Händen sei ihm erschienen und habe gesagt: „Es wird dir befohlen zu kommen, der König der Könige harret deiner." Und als er verschied, sah ein heiliger Mann zu Alexandria, Sabinus, in einer Entzückung, wie der Patriarch, eine brennende Wachskerze in der Hand und von der ganzen Priesterschaft begleitet, aus seiner bischöflichen Wohnung ging und eine holdselige und majestätische Jungfrau ihn empfing,

die hatte einen Kranz von Oelzweigen auf dem Haupte und ihre Gestalt glänzte heller als die Sonne. Es war die himmlische Barmherzigkeit, die ihren Freund einführte in die ewigen Hütten. „Ja, selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen" (Matth. 5, 7.).

74.

St. Isidorus.

4. April.

Isidorus stammte aus einem edlen Geschlechte zu Karthagena in Spanien. Er war der jüngste Sohn seiner Eltern, welche ihn, als er zum Knaben herangewachsen war, seinem hochgestiegenen Bruder, dem Erzbischofe Leander zu Sevilla, zur Erziehung übergaben. Leander nahm sich der Unterweisung des kleinen Isidorus mit großem Eifer an. Dieser aber lernte anfangs sehr schwer und da er der täglichen Plage über den Büchern bald überdrüssig ward und auf die Meinung gerieth, er würde es doch bei aller Anstrengung nimmermehr zum Gelehrten bringen, lief er eines Tages davon. Er lief so lange und so weit er konnte und setzte sich endlich ganz erhitzt und ermattet am Rande eines Ziehbrunnens nieder. Da sah er zu seinen

Füßen einen Stein, welcher viele Löcher hatte; und über dem Brunnen sah er eine Walze, welche viele Einschnitte hatte. Er sann hin und her, welches wohl die Ursache dieser Löcher im Steine und dieser Einschnitte in der Walze wäre. Während er darüber vergebens grübelte, kam ein Weib, um Wasser zu schöpfen und fragte verwundert den hübschen fremden Knaben, was er da machte und woher er gekommen sei? Isidorus antwortete: „Sage mir lieber, wie die Löcher in den Stein und die Einschnitte in dieses Holz gekommen sind?" Das Weib erklärte ihm freundlich, daß die herabfallenden Wassertropfen nach und nach diese Löcher ausgehöhlt und das Brunnenseil durch das häufige Auf- und Abwinden diese Einschnitte dem Holze eingedrückt hätte.

Das kam dem Knaben seltsam vor; er sann darüber weiter nach und sagte zu sich selber: „Wenn der harte Stein durch die fallenden Wassertropfen ist ausgehöhlt worden und die Walze durch das Auf- und Abwickeln eines Seiles Einschnitte empfangen hat, um wie viel mehr kann ich mir viele Kenntnisse sammeln, wenn ich alle Tage auch nur ein wenig hinzulerne. Ich sehe wohl, es bedarf weiter nichts, als daß man am Lernen bleibe, um es zu Kenntnissen zu bringen."

Dieser Gedanke gab ihm neuen Muth und

sogleich kehrte er wieder zu seinem Bruder nach Sevilla zurück, wo er nun mit beharrlichem Eifer in der Schule lernte und in den Wissenschaften außerordentliche Fortschritte machte. An Weisheit und Tugend zum Manne gereift, bestieg er als Nachfolger seines Bruders Leander den erzbischöflichen Stuhl von Sevilla, und die Kirchenversammlung von Toledo erklärte ihn für „eine Zierde der heiligen Kirche."

75.

Das Amen der Steine.

Es war ein heiliger Priester, der hieß Beda. Aus hohem Alter war er blind und ließ sich leiten von einem Dorfe zum andern und predigte Gottes Wort. Und es gehet die Sage, daß er zu einer Zeit durch eine einsame Gegend kam, woselbst viele Steine umherlagen. Da sprach sein Knecht, dem die Lust zu einem Schelmstück ankam: „Herr, es sind viel Leute versammelt, die wollten gern Gottes Wort hören. Wollt ihr ihnen predigen?" Der Priester sprach: ja, er wolle es gern thun. Da hob er an zu predigen und wie er an das Ende kam, sprach er: „Nun gesegne euch alle Gott der Vater und Gott der Sohn und der heilige Geist." Und es antworteten ihm die heiligen Engel Amen!

und die Steine, die da lagen, antworteten auch: Amen! — Der Knecht fiel erschrocken dem Priester zu Füßen und bekannte seine Schuld. Der Priester aber antwortete ihm mit Sanftmuth: „Hattest du nie gelesen, was geschrieben steht: Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien" (Luc. 19, 40.).

76.

St. Lentigern.

13. Januar.

Auf Gemälden in den Grabgewölben der Christen aus den ersten drei Jahrhunderten findet sich unser Heiland zuweilen dargestellt in der Gestalt des Orpheus, des kunstreichen Sängers und Cytherspielers, von welchem die alte Sage der Heiden erzählte, daß er, so oft er sang und spielte, zahme und wilde Thiere, ja auch Bäume, Felsen und Gewässer hinter sich herzog und sie führete, wie und wohin er wollte. Damit haben die frommen Künstler in ihrer Weise aussprechen wollen die süße unwiderstehliche Macht und Gewalt der Liebe Jesu Christi, womit er die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, die auch das Wilde zähmt, auch den Widerwart mit Sanftmuth überwindet, auch das Störrige in ihre Bahnen zieht und alle

Dinge ſich kann unterthänig und zu eigen machen, weil ſie ſich ſelbſt für alle dahin gegeben hat.

Wie ein guter Hirte ging er vor den Schafen Iſraels her, und alle, die aus der Wahrheit ſind, hören ſeine Stimme und folgen ihm. Seine Widerſacher mußten mit ohnmächtigem Zorne eingeſtehen: Ihr ſehet, daß ihr nichts ausrichtet; ſiehe, alle Welt läuft ihm nach (Joh. 12, 19.)! Seine Weisheit und Holdſeligkeit zog Tauſende wie an unſichtbaren Banden ihm nach tagelang, daß ſie Eſſen, Trinken, Heimkehr und ſich ſelbſt vergaßen über dem, das ſie an ihm ſahen und hörten. Man merkt ihm auch in ſeiner Knechtsgeſtalt an, daß alles unter ſeine Füße gethan ſei (Pſ. 8, 7.). Als er die vierzig Tage in der Wüſte wohnete, lebten die Thiere neben ihm in friedlicher Nachbarſchaft (Marc. 1, 13.). Wind und Wellen, ſo wild ſie tobten, legten auf ſein Wort ſich vor ihm nieder; und die Fiſche liefen zu Haufen in das Netz, welches in ſeinem geſegneten Namen in die Tiefe tauchte; ja die Steine hätten ihm das Hoſiannah geſchrieen, wenn die Menſchen es ihm verweigert hätten (Luc. 19, 40.). Gewiß, Er iſt der Orpheus, von dem die Fabel der Heiden wider Wiſſen geweiſſagt!

Weil aber alle Herrlichkeit des Herrn an ſeinen Gläubigen ſich wiederſpiegeln ſoll von einer Klarheit zur andern, hat er ſeinen Jüngern auch

Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes als ein Pfand und Angeld auf das zukünftige Paradies, in welchem der nach Gottes Bild erneuerte Mensch wie der erste Adam herrschen soll über alle Fische im Meer und alle Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kreucht. Diese Herrschaft der Kinder Gottes über die feindliche Creatur hat die Sage auf mannigfaltige Weise versinnbildlicht, wie man aus den folgenden beiden Legenden von St. Kentigern und St. Gallus ersehen mag.

Kentigern, Bischof von Glasgow in Schottland, hatte in wilder Waldgegend ein Kloster angelegt, welches er vor andern liebte und pflegte. Die Mönche desselben lebten mühsam vom Ertrage der umliegenden Felder. Eine Viehseuche beraubte sie der Ochsen, mit welchen sie das Land umpflügten, und der Haushalter klagte dem Bischofe jenen Nothstand. Da ging dieser mit ihm hinaus, erhob seine Stimme und rief im Namen des Herrn die Hirsche aus dem Walde. Ohne Säumen kamen sie aus dem Dickichte, ließen sich einspannen und zogen folgsam den Pflug, bis die Vesperglocke ihnen Feierabend ansagte. Des andern Morgens kamen sie ungerufen, wie der Tagesarbeit gewohnt, und verrichteten unverdrossen ihr Ackerwerk, worauf sie wie-

der auf ihre Weideplätze zurückkehrten. Und so geschah es alle Tage.

Da begab es sich, daß einer der Hirsche, als er von der Arbeit ermüdet im Schatten eines Baumes rastete, von einem Wolfe überfallen wurde. Nachdem sich der Räuber von dem Fleische des Erwürgten gesättiget, lief er wohlgemuth davon. Der Haushalter kam und klagte den Verlust dem Bischofe. Und wieder ging dieser mit ihm hinaus, ließ seine Stimme in den Wald erschallen und gebot, daß der Wolf, so solches gethan, unverzüglich herauskäme und den angerichteten Schaden wieder gut machte. Alsbald brach der Wolf aus dem Dickichte hervor und warf sich heulend dem Bischofe zu Füßen.

Der Heilige sprach: „Isegrimm, du hast uns eines treuen Arbeiters beraubt, dessen Dienste wir zur Zeit nicht entbehren können und mußt selber nun an dessen Stelle treten.“ Der Wolf ließ sich demüthiglich neben einem der Hirsche vor den Pflug spannen und verrichtete ohne Murren die ihm befohlene Arbeit, worauf ihn der Bischof frei abziehen ließ.

Zu diesem seltsamen Schauspiele waren, wie sich wohl denken läßt, viele Menschen herbeigekommen, welche außer sich waren darüber, daß solche Macht einem Menschen gegeben wäre. Aber der

Heilige ſprach zu ihnen: „Was wundert ihr euch bei dieſem Anblick? Glaubt mir, bevor der Menſch ſeinem Schöpfer ungehorſam geworden, waren nicht blos die Thiere, ſondern auch die Elemente ihm gehorſam. Jetzt aber wegen dieſer Uebertretung iſt alles zur Feindſchaft gewendet: der Löwe zerreißt, der Wolf verſchlingt, die Schlange ſticht, das Waſſer verſchluckt, das Feuer brennt; und das Uebel zu häufen, wüthet der Menſch nicht allein gegen den Menſchen, ſondern, in ſich ſündigend, gegen ſich ſelbſt.

Aber weil viele Heilige durch die Gnade der Rechtfertigung und Erlöſung in Jeſu Chriſto in wahrer Unſchuld und reinem Gehorſam vor Gott vollkommen erfunden ſind, giebt ihnen der Herr ihr altes Recht und urſprüngliche Herrſchaft wieder, kraft deren ſie über Thiere und Elemente, Krankheit und Tod gebieten können. Denn die wir mit ihm leiden, werden auch mit ihm herrſchen, auf daß herwieder gebracht werde, was dem Menſchen zu Anfang verliehen war: „Du wirſt ihn zum Herrn machen über deiner Hände Werk; alles haſt du unter ſeine Füße gethan: Schafe und Ochſen allzumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel unter dem Himmel und die Fiſche im Meer und was im Meere gehet“ (Pſ. 8.).

77.

St. Gallus.

16. October.

Zu Gallen, wie das Volk zu ſagen pflegt, d. i. am 16. October, treten in vielen Landſchaften unſeres Vaterlandes die Knechte und Mägde ihren Dienſt an, ein guter Anfang, wenn ſie ſich dabei den zum Vorbild nehmen, von welchem dieſer Tag ſeinen Namen führt: denn St. Gallus war ein frommer und getreuer Knecht ſeines und unſeres Herrn Jeſu Chriſti, und der Herr hat darum großen Segen gegeben in ſeinen Dienſt und Arbeit. Eines Königs Sohn, ſo nennt ihn die Sage, in dem grünen Erin, wie vor Zeiten die Inſel Irland hieß, war er mit dem König der Könige eins geworden um einen Groſchen, zu arbeiten in ſeinem Weinberg und war ausgezogen über See und Land zu dem wüſten Heidenvolk der Alemannen, predigte ihm den Namen des Herrn und harrete aus in Geduld unter der Laſt und Hitze des Tages bis in den ſpäten Abend ſeines Lebens.

Wie er nun ſchon alt war und von Mühe und Siechthum matt eine Weile zu Arbon in dem fruchtbaren Gelände des Bodenſees geraſtet hatte, trieb ihn der Geiſt aufs neue, zu ſuchen nach einer Stätte, wo er ſeinem Gotte ein Haus

und sich einen Rastort für den Rest seines Lebens bereiten möchte.

Sein Gastfreund, der auf seinen Weidmannsgängen des Landes weit umher wohlkundig geworden, sagte ihm, in dem Walde, etliche Meilen in den Süden hinauf, wäre eine kleine Ebene am Fuße zweier Hügel, von denen die Berge hinter einander bis zu dem Schneegipfel des Appenzellergebirges emporgestiegen. Dort rauschten die Bäche Nigrach und Steinach in muntern Fällen zu Thale und wässerten das Land, wohlgelegen eine Clause daselbst zu bauen und einen Kohlgarten anzulegen, wie er es vorhätte. Aber die wilden Thiere, fügte er hinzu, Eber, Bären und Wölfe hätten die Gegend dem Menschen voraus in Besitz genommen und wären daselbst in solcher Menge vorhanden, daß man vor ihnen nicht bleiben könnte.

St. Gallus erwiederte mit Zuversicht: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Also machte er sich mit dem Diaconus Hiltibod, einem Sohne dieses Landes, auf den Weg. Mühsam drangen sie im dichten Walde vorwärts, bis sie die Wasserfälle der Steinach rauschen hörten. Das Herz schlug dem Greise hoch vor Ungeduld und Erwartung. Aber indem er dem Gefährten voraus-eilte, fing sich sein Fuß in den Ranken des Gestrüpps, welches den Boden überwuchert hatte, und

fiel darnieder. Der Führer eilte erschrocken hinzu, ihm wieder aufzuhelfen; aber St. Gall blickte fröhlich zu ihm auf und sprach: „Laß mich hier liegen! Dies ist die Stätte meiner Ruhe, die Gott mir erwählet hat.“ Auf seinen Knieen verharrete er allda bis zum Abende. Dann bereiteten sie das Mahl und nahmen ihre Speise mit Danksagung und einfältigem Herzen. Hiltibod legte sich unter dem Laubdache zur Ruhe. St. Gallus aber kehrte zu der Stelle wieder, die er mit einem Kreuze, kunstlos aus Haselstäben, wie sie eben zur Hand waren, zusammengebunden, bezeichnet hatte und blieb daselbst im Gebet bis tief in die Nacht.

Da rasselte es im Dickicht, und im Lichte des Feuers bei der Lagerstätte sah der Heilige einen ungeheuren Bär auf den freien Platz hervorbrechen und mit Begierde sich daranmachen, die Ueberbleibsel des Mahles zu verzehren. St. Gallus ließ ihn gewähren; als er aber zu Ende war und aufschaute, als suchte er nach mehrerem, redete ihn der Heilige mit den Worten an: „Halt, Freund, wer mitisset, muß auch mit arbeiten. Gott gab dir weibliche Kräfte, und wir zwei Menschenkinder haben für heute genug gethan. Siehe, das Feuer brennt nieder und die Nacht wird kalt. Geh und hole Holz, die Flamme zu nähren.“

Alsobald kehrte der Bär in den Wald und

kam in kurzem mit einem mächtigen Stück Holz auf seinen Schultern wieder, warf es ins Feuer und wollte bescheidentlich wieder abziehen. Aber St. Gallus rief ihm nach: „Harre ein wenig, ich habe dir noch etwas zu sagen. Wir haben ein Gesetz von unserm Herrn: Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Nimm du auch dein Theil!“ und er schüttete vor ihm aus, was noch Brotes im Beutel war.

Das Thier verzehrte mit Wohlbehagen, was ihm beschieden war, leckte dem Geber zum Danke die Hand, und sein Wirth krauete ihm freundlich im Nacken, worauf er sprach: „Höre zum dritten und behalt es wohl im Herzen: Diese Stelle, da du auf stehest, und das Thalrevier umher hat Christus der Herr uns, seinen Dienern, zum Erbe gegeben, und du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist. Dein sind die Höhen und Berge; die Wildniß des Hochwaldes ist dein Theil, da magst du hausen und jagen nach Gefallen. Im Namen Jesu Christi gebiete ich dir und deines gleichen, entweichet von hinnen und kehret nimmer wieder! Dieser Fluß soll die Grenze sein.“

Der Bär wandte sich und ging. Der Diacon, der, vom Schlafe aufgeschreckt, aus seinem Versteck mit Furcht und Staunen die Dinge angesehen, die hier vorgingen, sprang jetzt vom Lager, warf sich auf die Kniee und sprach: „Jetzt weiß ich, daß der

Herr mit dir ist, weil auch die Thiere der Wüste dir gehorchen."

St. Gallus erbaute allda seine Zelle und pflanzte seinen Kohlgarten und sammelte seine Jünger zu sich und arbeitete im Dienste des Evangeliums noch zehn Jahre. Er und seine Brüder wohnten bei einander in ärmlichen Hütten; eine Glocke rief sie zu Gebet und Arbeit nach der Regel St. Benedicts. Als er, fünf und neunzig Jahre alt, in Arbon starb, trugen ihn seine Jünger zu seiner Zelle und begruben ihn daselbst. Ueber seinem Grabe blühete das Kloster St. Gallen auf, eine weithin segnende Pflanzstatt christlicher Lehre und Gesittung, christlicher Wissenschaft und Kunst. Die Sage versichert, Bären, Wölfe, Schlangen und anderes schädliches Gethier hätte seit jener Begegnung mit dem Bären sich nie im geheiligten Bezirke St. Galli wieder sehen lassen (Joh. 11, 9.).

78.

St. Ottilia.

13. December.

Ein austrasischer Edelmann, Attich mit Namen, zur Zeit des Königs Childerich II. im Frankenreiche, war zum Herzoge im Elsaß erhoben worden. Da er nun zu so hoher Würde und Macht

gelangt war, wünschte er sich sehnlich einen Sohn, dem er einst Herrschaft und Ehren vererben könnte. Dieser Wunsch blieb lange unerfüllt. Als ihm aber endlich ein Kind geboren wurde, war es ein Mägdlein und leider auch blind. Der stolze Mann war darob voll bitteren Unmuthes, als ob Gott ihn mit seiner Gabe höhnen wollte. Er mochte das unglückliche Kind kaum eines Blickes würdigen und sprach zu seiner Gemahlin, der frommen Bereswinde: „Schaffe, daß das blinde Kind von unserer Freunde einem getödtet werde und also ferne von uns komme, daß wir sein vergessen, anders werde ich nimmer froh."

Dieses Gebotes betrübte sich Bereswinde gar sehr und bat in heißen Gebeten um Rath und Hülfe in dieser Sache. Also gab ihr Gott in den Sinn, daß sie ihr Töchterlein nach dem Kloster Palma in Hochburgund bringen ließ, woselbst ihre Schwester Aebtissin war.

Zu diesen Zeiten war ein heiliger Bischof zu Regensburg im Baierlande, Erhardus genannt. Dem kam ein Gebot vom Himmel, daß er über den Rhein fahren sollte in das Kloster Palma, da wäre ein Mägdlein, von Geburt blind, das sollte er taufen und Ottilia nennen.

Diesem Gebote gehorsam zog Erhard mit Hildulf, seinem Bruder, welcher den bischöflichen Stuhl

von Trier verlassen hatte, um sein Leben in einem Kloster zu beschließen, über den Rhein nach Palma.

Als nun Erhardus das Kindlein taufte, schloß es seine Augen auf und sah den Bischof an. Da sprach dieser: „Nun begehre ich, liebe Tochter, daß wir einander in dem ewigen Leben müssen ansehen.“ Der Bischof offenbarte sodann der Aebtissin und den Klosterfrauen, wie ihm dies alles vom Himmel voraus verkündiget worden, empfahl dieses Kind ihrer Pflege und fuhr wieder heim in sein Land. Die Klosterfrauen aber erzogen das Kind mit vieler Zärtlichkeit und unterwiesen es in der heiligen Schrift. Und das Mägdlein Ottilia bot sich mit großem Ernst zu allen Tugenden und verschmähte alle Hoffahrt, allein dem zu dienen, der sie erleuchtet hatte.

Wie nun St. Erhardus wieder in sein Land gekommen war, schrieb er dem Herzog Attich alle diese Geschichten, und bat ihn, er möchte das Kind wieder in seine Gnade empfangen, das ohne Schuld in seine Ungunst gefallen war. Aber das Herz des Vaters blieb verstockt. Er ließ sich durch so helle Zeichen der Güte Gottes nicht zur Buße leiten. Auf den Brief des ehrwürdigen Fürbitters antwortete er mit keinem Worte.

Gott hatte große Geduld mit ihm. Er schenkte ihm jetzt auch einen Sohn, über dessen Geburt

sich der Herzog höchlich erfreuete. Dieses Kind, Hugo genannt, wurde am Hofe des Vaters mit großer Huld und Sorgfalt auferzogen. Ottilia blieb eine Verbannte.

Da nun diese zu einer ebenso frommen als schönen Jungfrau herangewachsen war und von ihrer Herkunft und ihrem Unglücke erfuhr, schrieb sie an ihren Bruder einen Brief und bat ihn, er möchte ihr Gnade erwerben bei ihrem Vater, damit sie ihn doch einmal mit Freuden ansehen dürfte.

Da der Bruder diesen Brief empfing, trat er vor seinen Vater und sprach: „Gnädiger Vater, ich begehre, daß du die Bitte deines Sohnes wollest erhören.“ Herzog Attich antwortete darauf: „Bittest du unziemliche Dinge, so ist es unbillig, daß ich dich erhöre.“ Da sprach der Sohn: „Es ist eine ziemliche Bitte; denn ich begehre nichts anderes, als daß deine Tochter, meine Schwester, die in dem Elende lange ohne Trost gewesen ist, nun wieder zu deinen Hulden empfangen werde und deine gnädige Gegenwärtigkeit genieße.“ Darauf gebot ihm der Vater zu schweigen.

Allein Hugo hatte großes Mitleiden mit seiner Schwester und ließ heimlich ein Wäglein bereiten mit allem Nöthigen und sandte es seiner Schwester.

So geschah denn eines Tages, daß der Herzog mit seinem Sohne und seiner Ritterschaft auf Ho-

henburg saß und einen gezierten Wagen daher kommen sah. Als er nun fragte, wer da käme, sagte ihm der Jüngling frei heraus, daß es seine Tochter Ottilia wäre. Darüber ergrimmte Attich dergestalt, daß er rief: „Wer ist so frevelhaft und thöricht, daß er sie ohne meine Geheiß daher gerufen?"

Hugo erwiederte: „Herr, ich, dein Sohn und Diener, hielt es für große Schande, daß sie in solcher Armuth lebe, und habe sie aus großem Mitleiden hieher berufen und bitte um deine Gnade." Da hub der Vater vor Zorn seinen Stab auf und schlug den Jüngling so sehr, daß er siech ward und starb.

Da endlich erwachte das Gewissen des Herzogs. Schmerz und Reue nagten an seinem Herzen. Er verwünschte die mörderische Wuth, die ihn seiner Kinder beraubte. Das Blut des Erschlagenen bat noch um Gnade für seine Schwester; und Attich duldete jetzt, daß Ottilia bei ihm bliebe; doch wies er ihr, als ob er sich schämte, seine bisherige Härte mit väterlicher Güte zu vertauschen, nur die Löhnung einer Magd zum Unterhalte zu. Damit ließ sich die demüthige Magd des Herrn wohl begnügen.

Und das Wohlgefallen Gottes ließ sie gedeihen an Leib und Seele. Der Ruf ihrer Weisheit, Frömmigkeit und Schönheit drang weit durch die Lande. Bald darauf kamen angesehene Freier von

allen Seiten herbei, welche um die Hand der edlen Fürstentochter warben. Allein, so sehr auch ihr Vater und seine Höflinge in sie drangen, sie möchte sich vermählen, sie blieb bei ihrem Gelübde, allein Gott zu dienen und keinem andern anzugehören, als dem Bräutigam ihrer Seele, ihrem Heilande und Erlöser Jesu Christo. Diese Standhaftigkeit und Treue in ihrem Vorsatze erbitterte den Vater auf's neue wider sie, und endlich wollte er sie mit Gewalt zwingen, einem reichen und angesehenen Fürstensohne ihre Hand zu reichen.

Da nun die Jungfrau sah, daß ihr Vater unwiderruflich auf seinem Willen beharrte, dachte sie darauf, aus dem Schlosse zu entfliehen. Sie entkam durch ein Pförtchen der Burg, stieg ins Thal hinunter, legte ihre fürstlichen Kleider ab und vertauschte sie mit einem ärmlichen Pilgergewande und floh zu Fuß bis an den Rhein, wo sie ein Schiffer alsobald in seinem Nachen ans andere Ufer brachte. Von da floh sie dem Gebirge zu.

Sobald Herzog Attich ihre Flucht erfuhr, stieg er mit dem jungen Fürstensohne, Ottilias Freier, und mit einem Gefolge von Rittern und Knechten zu Pferde, um der Flüchtigen nachzueilen. Er hatte auch bald durch die Kundschafter, die er im ganzen Lande umher gesandt, erfahren, welchen Weg sie

eingeſchlagen, und folgte ihr im ſtarken Ritte auf dem Fuße nach.

Müde von der beſchwerlichen Wanderung durch eine unbekannte, waldbedeckte Gegend, hatte ſich die Pilgerin in einem ſtillen Thale zur Ruhe niedergelaſſen. Da hörte ſie von ferne das Getrabe von Pferden und Klirren der Waffen ihrer Verfolger. Eilig raffte ſie ſich auf und eilte den Berg hinauf, einen Verſteck vor ihren Drängern zu ſuchen. Aber ihre letzten Kräfte verließen ſie bald; ſie konnte nicht weiter und ſank erſchöpft vor einer Felſenwand nieder, während die Verfolger in hitziger Eile ſchon die Höhe emporſtiegen. Da breitete ſie voll Glaubens und Hoffens ihre Armen gen Himmel. „Nimm mich auf, dein Eigenthum!“ rief ſie. Und ſiehe, da öffnete ſich die Felswand, nahm ſie auf und ſchloß ſich alſobald wieder zu.

Erſchüttert von dieſem Wunder, ſtand der Herzog vor dem kalten, ſtummen Felſen. Wehklagend rief er den Namen der Tochter: „Kehre wieder, herzliebes Kind, damit mich nicht dieſe Steine verklagen, ſie hätten mehr Erbarmen dir erwieſen, als das Herz deines Vaters! Tritt heraus und komme mit mir, und ich ſchwöre dir bei dem hochheiligen Namen deſſen, der dieſe Zuflucht dir aufgethan hat: ich werde mit nichts mehr dich hindern, deinem heiligen Berufe zu leben.“

Bei dieſen Worten that ſich, wie die Sage weiter vermeldet, der Fels auf, und Ottilia im Glanze ihrer Himmelsunſchuld und Güte trat hervor, und alle ſtanden ſprachlos, von heiliger Scheu ergriffen wie vor eines Engels Erſcheinung. Die Felshöhle blieb aber von Stund an offen und aus derſelben ſprang eine klare Quelle ins Thal hinab, welche noch jetzt heilkräftig auf kranke Augen wirkt. Ueber derſelben erhebt ſich eine der Heiligen geweihte Wallfahrtscapelle, welche der Stadt Freiburg zugehört und von Pilgern und Wanderern fleißig beſucht wird.

Herzog Attich ſchenkte nun ſeiner Tochter das Schloß Hohenburg und gab ihr alles, was ſie zur Stiftung eines Kloſters brauchte. Ottilia ſammelte eine Anzahl gleichgeſinnter Frauen aus adeligen Familien um ſich, welche entſchloſſen waren, mit ihr allen Vortheilen und Genüſſen ihres Standes zu entſagen und fern von dem Getümmel der Welt in dieſer Wald- und Bergeinöde in Andacht und Liebeswerken dem Dienſte Gottes und des Nächſten zu leben. Die Zahl der Kloſterfrauen, welche der Ruf ihrer Weisheit und Frömmigkeit herbeizog, ſtieg im Verlaufe weniger Jahre auf hundert und dreißig. Ottilia wurde ihre erſte Aebtiſſin und leuchtete allen als ein Vorbild eines heiligen Wandels in aller Schlichtheit und Demuth voran.

Das Kloſter Hohenburg wurde durch die unermüdete Wohlthätigkeit ſeiner Bewohnerinnen ein Segen für die ganze Umgegend. Nicht blos die Armen und Kranken der nahegelegenen Dorfſchaften, ſondern auch fremde Pilger aus weiter Ferne fanden hier Hülfe, Pflege und Gottestroſt. Da die mühſame Erſteigung des hohen Kloſterberges vielen Hülfeſuchenden ein nicht geringes Hinderniß war, ſo ließ Ottilia am Fuße des Berges in einem freundlichen Wieſenthale ein kleines Hoſpital mit einer Kirche und ſpäterhin ein zweites Kloſter erbauen, welches den Namen Niedermünſter erhielt. So waltete nun die Liebe beides in der Höhe auf Hohenburg und in der Tiefe in Niedermünſter; und Ottilia theilte ihr Herz zwiſchen beiden Stiftungen, täglich bis in ihr hohes Alter beſuchte ſie die neue Anſtalt und übergab ihr genau die Hälfte der zu Hohenburg gehörigen Güter, um jede Verſuchung zu Neid und Eiferſucht zwiſchen beiden Klöſtern im voraus zu hindern.

Sie ſelbſt bedurfte wenig; ſie hätte auch jetzt noch, wie in ihrer Jugend, bei der Löhnung einer Magd noch überflüſſig gehabt. Ihre Speiſe war Gerſtenbrot, und ihr Bett das Fell eines Bären. Doch willigte ſie nicht ein, daß ihre Kloſterfrauen aus falſchem Eifer ſich eine ſtrengere Lebensweiſe aufbürdeten, als ihr Beruf erforderte. „Die Noth

dieſer Zeit," ſprach ſie, „und die Lage dieſes Kloſters haben ſchon genugſam dafür geſorgt, daß ihr nicht müßig gehen und eures Leibes ſchonen könnet. Können wir doch nicht ohne große Anſtrengung kaum ein wenig Waſſer den Berg herauf holen. Warum den Leib alſo noch durch unnöthige Selbſtpeinigung quälen! Nicht was den Leib niederdrückt, ſondern was die Seele reinigt und heiligt, das iſt es, was wir nie unterlaſſen ſollten.

Als einſt die ehrwürdige Frau in der Mitte ihrer Kloſtergemeinde auf einem Felsvorſprunge ſtehend in das Land zu ihren Füßen hinausſah, ſprach ſie: „Sehet, meine Schweſtern, dieſe reiche Ebene mit ihren Städten und Dörfern, wo ihr vormals lebtet nicht ohne Befleckung des Leibes und der Seele. Der Fels, auf dem ihr ſtehet, trennt euch jetzt von derſelben. Er iſt euch ein Bild des himmliſchen Berges, den ihr erklimmen ſollt. Dort ſeid ihr frei von den brennenden Sonnenſtrahlen, von dem rauhen Nordwind und Winterſturm; dort iſt ewiger Frühling."

Wie nun St. Ottilia empfand, daß die Zeit ihrer Hinfahrt herannahete, begab ſie ſich in St. Johannis Capelle, ließ alle ihre Frauen vor ſich kommen und ermahnte ſie, daß ſie immerdar Gott vor Augen behielten und ſeinen Geboten treu lebeten und fleißig zum Gebet. Hierauf ließ ſie alle

Frauen in eine andere Capelle treten und daſelbſt im Pſalter leſen. Inzwiſchen entſchwebte ihre Seele aus ihrem Leibe in die ewige Freude. Da verbreitete ſich ein ſüßer Geruch durch alle Räume, ſo daß ihn die Frauen in ihrer Capelle empfanden. Und als ſie kamen, fanden ſie ihre ſelige Mutter Ottilia todt und auf den Knieen liegend. Darüber betrübten ſie ſich ſehr, beſonders auch, daß Ottilia ohne die heiligen Sterbeſacramente geſtorben war. Sie riefen daher die Gnade des Herrn an, er möchte doch ſeinen Engeln gebieten, daß ſie die entrückte Seele in den Leichnam zurückführten. Da ward Ottilia wieder lebendig und ſprach: „O ihr lieben Schweſtern, warum habt ihr mir ſolche Unruhe gemacht, daß ich aus der ſeligen Gemeinſchaft St. Luciä wieder in dieſen armſeligen Leib komme?“

Alſo ließ ſie ſich einen Kelch reichen mit dem heiligen Sacrament, nahm es ſelbſten, und ſodann fuhr ihre Seele wieder zur himmliſchen Gemeinde. So ſchließt die ſinnreiche Sage.

79.

St. Genoveſa.

2. April.

Unter die Zahl der Frauen, welche von ihren Männern unſchuldiger Weiſe verfolgt worden ſind,

gehört auch die tugendreiche und geduldmüthige heilige Genovefa, deren Schickſal eben ſo traurig, als die Erzählung davon anmuthig und erbaulich iſt. Dieſe Geſchichte hat ſich zugetragen um das Jahr Chriſti 750, zu den Zeiten des trieriſchen Biſchofs Hildulfus. Damals lebte im trieriſchen Lande ein vornehmer Graf, Namens Siegfried, welcher mit Genovefa, der Tochter des Herzogs von Brabant, einem ſehr reichen und tugendhaften Fräulein, vermählt war. Sie führten in aller Lieb und Freundlichkeit eine glückliche und gottgefällige Ehe.

Zur ſelben Zeit fiel der Mohrenkönig Abderrahman mit einer großen Macht in Spanien ein und nachdem er das Land verheert, wollte er auch in Frankreich einbrechen. Als Martellus, welcher über die Franken gebot, dieſe große Gefahr vor Augen ſah, befahl er allen Fürſten und Grafen des Reichs, daß ſie ihm Hülfe leiſten und gegen den Mohrenkönig ſtreiten ſollten. Weil aber das trierſche Land damals zum Frankenreiche gehörte, mußte auch der Pfalzgraf Siegfried mit zu Felde ziehen. Als er ſich nun mit den Seinigen zum Feldzug aufmachte und von ſeiner Gemahlin Abſchied nehmen wollte, da war es gar betrübt anzuſehen, von welchem Schmerze die edle Frau ergriffen wurde. Ihre bittern Zähren bewegten alle Gegenwärtigen zum Mitleid; ja als ihr der Graf die Hand gab

und die letzte gute Nacht sagte, wurde sie von solchem Herzeleid überfallen, daß sie vor Ohnmacht halbtodt darniedersank. Der Graf war darüber so bestürzt, daß er seine Gemahlin nicht zu trösten wußte, doch sprach er mit traurigen Worten zu ihr: „Betrübet euch nicht so sehr über meinen Abschied, meine herzliebste Gemahlin, denn ich hoffe zu Gott, er werde uns mit Freuden wieder zusammenführen. Seht, ich befehle euch Gott, welcher euch in meiner Abwesenheit beschützen und in euerm Leid trösten wird. Ich hinterlasse euch auch meinen getreuesten Diener, den Golo, welcher euch in meinem Namen fleißig dienen und mit allem bestens versorgen wird."

Genovefa konnte vor häufigen Thränen kein Wort erwiedern, und als der Graf ihr abermal die Hand gab und Lebewohl sagte, fiel sie von neuem in Ohnmacht. Ihr Herr wandte sich bitterlich weinend um und ritt ohne weiteren Abschied von ihr hinweg.

Als er nun mit den Seinen im königlichen Lager angekommen und alle Fürsten und Herren sich versammelt hatten, zog Martellus mit sechzigtausend Mann Fußvolks und zwölftausend Reitern gegen das Lager der Barbaren, welche wohl viermal stärker waren; doch mit Gottes Hülfe gewann er einen großen Sieg. Hunderttausend Mohren blieben auf der Wahlstatt; die übrigen flohen mit

ihrem Könige in die Stadt Avignon und wehrten sich darin so tapfer, daß die Christen die Stadt lange belagern mußten. Dadurch geschah es, daß Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeint hatte, indem seine Heimkehr sich über ein Jahr verschob.

Ueber dieses lange Ausbleiben ihres Gemahls wurde die gute Gräfin sehr betrübt und hatte keinen andern Trost auf dieser Welt, als allein in Gott und dem heiligen Gebet. Sie führte ein ganz frommes und tugendsames Leben und hielt auch alle ihre Untergebenen zur Andacht an. Aber der leidige Satan, dem ihre Tugend gar zuwider war, bedachte sich, auf alle Weise sie zu stürzen und bei aller Welt in Schande zu bringen, welches er durch folgende Mittel ins Werk zu richten suchte.

Weil der Graf bei seiner Abreise sein geliebtes Weib dem Hofmeister Golo anbefohlen hatte und dieser demzufolge täglich um sie war und ihr aufwartete, siehe, da gab ihm der Böse unkeusche Gedanken gegen sie ein und entzündete sein Herz mit so heftiger Leidenschaft, daß er endlich nicht länger an sich halten konnte und seiner Gebieterin seine unlautere Liebe gestand. Die keusche Frau erschrak darüber heftiglich und sprach zu ihm mit zornigen Worten: „Schämst du dich nicht, leichtfertiger Diener, ein solches an mich zu begehren? Ist dies

die Treue, die du deinem Herrn versprochen haſt? und dies der Dank, ſo du ihm für ſeine Liebe erweiſeſt? Wage nicht wieder von dieſen Dingen zu mir zu reden, oder deine Thorheit ſoll dich bitter gereuen müſſen."

Doch vermochte dieſer Verweis das Feuer ſeiner Leidenſchaft in ſeinem Herzen nicht auszulöſchen, und als die Gräfin eines Tages nach dem Abendeſſen allein im Garten luſtwandelte, trat er allgemach näher zu ihr, warf ſich zu ihren Füßen und ſchwur ihr hoch und theuer, wie er von ſolchem Liebesbrande verzehrt werde, daß er vor der Zeit ſterben zu müſſen meine, wenn er keine Gegenliebe bei ihr finde.

Hierüber wurde Genovefa mehr denn zuvor entrüſtet und ſchwur hinwiederum ihm ernſtlich zu, wofern er nur noch ein einziges Mal mit Worten oder Zeichen etwas an ihr ſuche, ſo werde ſie gewiß ihrem Herrn davon berichten.

Da merkte Golo wohl, daß er keine Hoffnung habe, jemals das Ziel ſeines Verlangens zu erreichen; darum verwandelte ſich ſeine Liebe in grimmigen Haß und hatte hinfort nur noch den einen Gedanken, wie er ſich an der Gräfin rächen könnte. Er belauerte deshalb ihr Thun und Laſſen lange Zeit und endlich entdeckte er, daß ſie eine beſondere Neigung zu einem ihrer Köche, einem in aller Ein-

falt frommen und andächtigen Manne, hegte, wie sie denn dergleichen Menschen vor andern gewogen war. So oft dieser an ihr vorüber ging, redete sie ihn an, und wo sie ihm einen Gefallen erweisen konnte, that sie es mit einem sonderlichen Wohlgefallen.

Der böse Golo gedachte durch diese Gelegenheit Ursache zu bekommen, seine Gebieterin zu verklagen. Er sagte mehrmals zu seinen vertrautesten Freunden, daß die Freundlichkeit der Gräfin gegen den Koch verdächtig sei, und daß er fürchte, dieselbe werde zu einem übeln Ende ausschlagen. Er bat sie auch, sie sollten auf das Verhalten der Gräfin etwas genauer Achtung haben, so würden sie dann selbst inne werden, was von dieser Vertraulichkeit zu denken sei. Mit diesen und dergleichen Worten brachte er die Tugend der Gräfin bei etlichen Dienern in Verdacht und richtete so viel aus, daß er endlich einige auf seine Seite brachte.

Einstmals sagte er dem Koche, die Gräfin, welche just allein in ihrem Zimmer war, begehre seiner; und als der arglose Mensch dies glaubend zu ihr hinein ging, kam ihm der Golo alsbald nach und ging, ohne ein Wort zu sprechen, wieder hinaus, welchem auch der Koch, sobald er vernemmen, daß die Frau ihn nicht habe rufen lassen, auf dem Fuße folgte. Sogleich berief Golo seine Vertrauten und

klagte ihnen mit erheucheltem Zorn, daß er den Koch so eben mit der Gräfin in geheimer Zusammenkunft ertappt habe. „Was rathet ihr dazu, meine lieben Freunde," sprach er, „was rathet ihr? Wenn wir dem Uebel nicht zuvorkommen, so wird ein größeres daraus werden, und wir werden bei der Rückkunft unsers Herrn nicht bestehen mögen. Ich bin gewiß, der Koch hat unsre Herrin bezaubert und ihr einen Liebestrank unter die Speisen gemischt; und deßwegen kann sie nicht von ihm lassen, wenn es ihr auch Ehre und Leben kosten sollte. Darum vermeine ich, es werde rathsam, ja nöthig sein, daß man den Koch in ein Gefängniß werfe, die Gräfin aber in so weit beaufsichtige, daß ihr der Zugang zu diesem Menschen versperrt sei. Was dünkt euch hierüber, liebe Freunde, was gebt ihr mir für einen Rath?" Diese erwiederten ihm: weil ihm der Graf die Sorge für die Gräfin aufgetragen habe, so solle er thun, was ihm am rathsamsten scheine. Hierauf ließ der Hofmeister den Koch zu sich berufen, fuhr ihn mit rauhen Worten an und warf ihm vor, wie daß er der Gräfin einen Liebestrank beigebracht habe, darum müsse man ihn in Eisen schmieden und in den tiefsten Thurm werfen. Vergebens schwur der arme Dragones, er wäre an dieser Sünde unschuldig, und nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm niemals in den Sinn

gekommen, sich an seinem Herrn, dem Grafen, zu versündigen: er wurde in Ketten gelegt und in einen Kerker geworfen, aus welchem er nicht wieder von dannen gekommen ist, bis man ihn todt herausgetragen.

Mit dieser Gewaltthat war der gottlose Golo noch nicht zufrieden, sondern stürmte mit einigen seiner Gesellen in das Zimmer der Gräfin und sagte: er habe nun lange genug ihrer verdächtigen Gemeinschaft mit dem Koche zugesehen und könne dieses Aergerniß, wofern er bei seinem Herrn bestehen wolle, nicht länger dulden; darum solle auch sie als eine, welche die eheliche Treue gebrochen, in ein Gefängniß gelegt und vor weiterer Verfügung des Grafen nicht aus demselben entlassen werden.

So wurde die hohe Frau, die noch dazu in gesegneten Umständen war, ohne irgend ein Vergehen, ja wegen Vertheidigung ihrer Unschuld von ihrem eigenen Diener gefangen geführt und in einen festen Thurm verriegelt. Wie tief diese große Unbill der unschuldigen Gräfin zu Herzen gegangen, mag ein jeder leichtlich bei sich errathen; wie schmerzlich sie aber dem gerechten Gott ihre Unschuld geklagt habe, das haben die heiligen Engel wohl in Obacht genommen.

Golo ließ niemand anders in den Thurm, als seine Säugamme, welche der Gefangenen täglich eine

geringe Nahrung brachte. Durch Verſprechen großer Vergeltung gewonnen, wofern ſie etwas bei der Gräfin ausrichten könnte, drang dieſes loſe Weib täglich in ſie, ſie ſollte dem Hofmeiſter doch wenigſtens freundliche Worte geben, damit ſie ihrer Gefangenſchaft ledig oder zum mindeſten mit beſſerer Nahrung verſorgt würde. Aber die ſtandhafte Frau war entſchloſſen, lieber im Kerker vor Hunger zu ſterben, als ihren Gott zu erzürnen und ihr Gewiſſen zu beflecken.

Inzwiſchen nahete die Zeit ihrer Entbindung. Die geängſtete Frau bat und flehete ihre Aufwärterin, ihr in ihrer Kindesnoth den Beiſtand einer Frau zu verſchaffen. Aber nicht einmal eine Windel ward ihr bewilliget. Doch genas ſie ohne einige Gefahr eines feinen jungen Söhnleins, welches ſie aus Nothbehelf in ein Handtuch einwickeln mußte. Sie bat auch inſtändig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen ſollte; weil ihr aber auch dieſes verweigert wurde, ſo taufte ſie es ſelber und nannte es mit ſeinem Namen Schmerzenreich. Darnach nahm ſie es in ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit vielen Thränen und ſprach mit großem Mitleiden: „Ach, du armes Kind! ach du mein lieber Schatz! Billig nenne ich dich Schmerzenreich, weil ich dich mit Schmerzen unter meinem Herzen getragen und mit

Schmerzen geboren habe; aber noch mit viel größeren Schmerzen werde ich dich erziehen und mit den allergrößten Schmerzen werde ich dich sehen verschmachten, da ich ja aus Mangel der Nahrung dich nicht werde erhalten können, weil ich selbst kaum so viel habe, daß ich mein Leben fristen mag. Ach du armer Schmerzenreich! Ach du armes unglückseliges Kind!"

Die Aufwärterin brachte Golo die Zeitung, daß er nunmehr zwei Gefangene im Gefängniß habe, und daß die arme Gräfin vor äußerstem Herzeleid schier verschmachte: darum solle er sich ihrer erbarmen und ihr bessere Labung vergönnen, damit sie sowohl sich selbst als das schwache Kindlein ernähren möge. Der unbarmherzige Mann aber erbarmte sich über die trostlose Kindbetterin weniger, als wenn sein Hund Junge hätte, weil er verhoffte, durch dies äußerste Elend sie zu seiner Liebe zu zwingen. Dennoch, damit sie nicht gar verschmachte, ließ er ihr etwas mehr Brot geben als zuvor, sonst aber außer dem Wasser gar nichts weiter, und anstatt des Trostes speiste sie der Unmensch mit Schmachworten.

Von alle dem, was vorgegangen war, hatte der Graf noch nichts vernommen, weil niemand vom Hofe aus Furcht vor dem Hofmeister ihm etwas hiervon schreiben durfte. Seine Heimkehr verzögerte

sich auch noch länger, als er gehofft hatte, weil er vor Avignon einen Schuß bekommen, welcher gar langsam zu heilen war. Damit nun Golo seine Mißhandlungen bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte er zwei Monate nach Genovefas Niederkunft einen Diener ab, welcher dem Grafen Botschaft von dem, was sich zugetragen, überbringen sollte. Der Inhalt des Briefes, welchen er an den Grafen schrieb, war dieser:

„Gnädiger Herr! wenn ich nicht besorgte, Euch zu betrüben, so wollte ich eine Sache, welche ich mit allem Fleiß zu verhehlen suchte, Euer Gnaden in diesem Briefe offenbaren. Nun, da alle Hausgenossen und sonderlich der Ueberbringer dieses Briefs großen Fleiß mit mir angewandt, ein gewisses Uebel zu verhüten, und dennoch alle meine Aufsicht durch die Boshaftigen ist hintergangen worden, so bedarf ich keines andern Zeugnisses, als desjenigen, welches mir alle Schloßbewohner geben können, wodurch hoffentlich meine Treue außer Argwohn gesetzt und meine fleißigen Dienste mögen beglaubigt werden. Euer gräfliche Gnaden belieben von dem Boten, den ich sende, ausführlichen Bericht anzunehmen und seinen Erzählungen vollen Glauben zu schenken; was aber Euer gräflichen Gnaden Wille und Befehl hierüber sei, mir, Euerm Diener, kund

zu machen, damit ich wisse, wie ich mich in dieser Sache verhalten soll."

Diesen Brief erhielt der Graf eben damals, als er in einer Stadt im Languedok die Wunde, welche er empfangen hatte, heilen ließ. Er wurde durch die Botschaft so verstört und entrüstet, daß seine Wunde nur unheilsamer und der Schaden größer wurde. Der Diener erzählte ihm nämlich ausführlich, was für verdächtige Gemeinschaft die Gräfin mit dem Koch die ganze Zeit gehabt und wie der Hofmeister sie allein mit ihm in der Kammer ertappt habe. Weil sie nun Beide auf öfteres Ermahnen nicht von einander hätte lassen wollen, so sei der Hofmeister genöthiget worden, sie mit Gewalt zu scheiden und in zwei Gefängnisse zu sperren. In ihrem Gefängnisse habe die Gräfin einen Sohn geboren, den aber jedermann im Schlosse für einen Bastard halte.

Der Graf fragte: zu welcher Zeit die Gräfin das Kind geboren hätte. Der Diener sagte fälschlich, es wäre erst einen Monat her, wiewohl sie schon vor zwei Monaten geboren hatte. Da fing der Graf an zu rasen, als wenn er unsinnig wäre, lästerte und verfluchte seine Gemahlin und den Koch, als ob sie die schändlichsten Ehebrecher wären; und nachdem er sich lange besonnen, mit welcher Strafe er die erlittene Schmach rächen wollte, schickte

er den Boten mit dem Befehle zurück: Golo sollte die Gräfin so eng einschließen, daß niemand mit ihr reden noch zu ihr kommen könnte; den frevelhaften Koch aber unter Martern, wie sie seine Missethat verdienten, hinrichten lassen.

Der Diener eilte mit diesem ungerechten Befehle zurück und verdiente sich bei dem Hofmeister großen Dank, daß er seinen Auftrag so klüglich ausgerichtet hätte. Damit aber die Hinrichtung kein großes Aufsehen verursachte, ließ Golo dem Koche Gift unter die Speise mischen und ihn, nachdem er gestorben, mitsammt den Ketten in eine abgelegene Grube verscharren. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeschlossen zu werden, als sie zuvor war, weil ja von Anfang ihrer Gefangenschaft niemand als Golo und seine Amme zu ihr gekommen war.

Aber den grausamen Böswicht quälte die Besorgniß, es möchte seine List und Falschheit endlich an den Tag kommen. Denn wegen der ungerechten Hinrichtung des Kochs und des schweren Gefängnisses der frommen Gräfin waren viele bei Hofe, welchen solche Unbill mißfiel, und die darüber heftig Klage führten. Zudem lief jetzt die Nachricht ein, daß der Graf bereits auf der Rückreise nach Hause begriffen wäre. Da brach dem Verräther der kalte Schweiß aus und mußte sich kurz besinnen, was er

in dieser gefährlichen Lage beginnen sollte. Er setzte sich also eilends zu Pferde, ritt seinem Herrn entgegen und traf ihn schon in Straßburg.

In dieser Stadt wohnte eine alte Hexe, welche ihr böses Handwerk mit dem Schein der Heiligkeit umgab. Sie war die Schwester der Amme des losen Golo und diesem daher von vielen Jahren her bekannt. Zu dieser ging der hinterlistige Mann, ehe er zu seinem Herrn kam und erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sache, worauf er ihr seinen Plan darlegte, wie er wollte den Grafen gegen Abend zu ihr bringen, und sie ihm durch ihre Kunst eine Vorspiegelung machen sollte, durch welche er in dem ihm beigebrachten Verdachte bestärkt würde. Darauf gab er ihr ein Stück Geld und verfügte sich alsbald hin, seinen gnädigen Herrn zu bewillkommnen.

Nach der ersten Begrüßung nahm ihn der Graf beiseit und forderte von ihm völligen Bericht des übeln Vorgangs, der sich in seinem Hause zugetragen. Da stellte sich nun der listige Golo, als ob er vor Leid kaum reden könnte und die falschen Zähren mußten seinen Lügen einen Schein der Wahrheit geben. Er erzählte der Länge nach, nicht was die fromme Gräfin begangen, sondern was seine Bosheit erdichtet hatte. Der Graf hörte alles mit großem Verdruß an und weil sich sein Herz dagegen sträubte, einen so schrecklichen Fall seines einst so

tugendſamen Weibes zu glauben und er ihn immer von neuem nach allen Umſtänden und Beweisthümern fragte: fürchtete Golo, er möchte in ſeinen eigenen Worten gefangen werden und hob an: „Gnädiger Herr, ſolltet ihr etwa in meine Worte ein Mißtrauen ſetzen, ſo iſt in dieſer Stadt eine heilige Matrone, die wegen ihrer Gabe, verborgene Dinge zu offenbaren, berühmt iſt. Wollt ihr dieſelbe umſtändlich befragen, ſo werdet ihr gewiß einen völligen Bericht vom Verlauf dieſer Sache empfangen. Der Graf ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen. Er begab ſich bei angehender Nacht, von Golo begleitet, zu der Betrügerin und legte ihr ſein Begehren dar. Dieſe erwiederte mit erheuchelter Demuth, ſie wäre zwar keine Heilige, jedennoch, ſoviel ihr Gott in dieſer Sache offenbaren würde, wollte ſie ihm gern entdecken. Alsdann führte ſie beide Herren in einen dunkeln Keller hinab, in welchem ein unheimliches Licht mit grünem Scheine brannte. Hier machte ſie mit einem Stabe zwei Kreiſe auf dem Boden, in deren einen ſie den Grafen, in den andern den Golo ſtellte. Darnach warf ſie einen Spiegel in ein Geſchirr voll Waſſer und murmelte darüber ſo ungewöhnliche Worte, daß den Grafen ein Schauer ankam und ihm die Haare zu Berg zu ſtehen anfingen. Hierauf drehte ſie ſich dreimal vor dem Geſchirr herum, hauchte dreimal hinein, rührte es mit ihren

Händen um und machte wunderliche, zauberiſche Zeichen darüber. Auf ihr Geheiß blickte jetzt der Graf in das Waſſer und vermerkte in dem Spiegel immer klarer abgebildet, wie die Gräfin mit dem Koche freundlich redete und ihn lächelnd anſah. Graf Siegfried blickte zufrieden auf und ſagte: „Iſt nichts Unrechts.“ „Wir wollen weiter ſehen,“ verſetzte die Zauberin, „ob es vielleicht Gott gefalle, ein Mehreres zu zeigen.“ Sie machte darauf die vorigen Ceremonien und hieß den Grafen abermals ins Waſſer ſehen. Da ſahe er mit Augen, wie die Gräfin dem Koch mit den Händen über die Wangen ſtrich und ihn liebkoſete. Hierüber wurde der Graf ſchamroth und erwartete angſtoll, was beim dritten Male in dem Spiegel erſcheinen würde. Als er aber nach den vorigen Ceremonien wieder hineinſah, ſtürzte er wie niedergeſchmettert dahin und lag ſchäumend und zähneknirſchend am Boden. Als er ſich wieder aufraffte, gab er Feuer ſchnaubend vor Rache dem Hofmeiſter Befehl: „Reite voran und laß die Ehebrecherin ſammt ihrem Baſtard eines ſchändlichen Todes ſterben. Ich mag ſie nicht mehr am Leben treffen, wenn ich heimkomme.“

Niemand war froher als der rachgierige Golo. Er eilte, ſo ſchnell ſein Roß ihn trug, nach Hauſe, berichtete der Amme, wie ihm ſein Anſchlag ſo glücklich von Statten gegangen und berieth mit ihr, wie

man den Blutbefehl, ohne Aufruhr im Schloſſe und unter den Freunden der Gräfin anzurichten, vollziehen könnte. Dieſes alles hörte von ungefähr die kleine Enkeltochter der Säugamme, welche bei dieſer geheimen Unterredung zugegen war, ohne daß man wegen ihrer Jugend ſie beachtete. Es war aber ein Kind von ſeiner Klugheit und hatte zu der frommen Gräfin mehr Neigung, als zu ſeiner boshaftigen Großmutter. Dies Mädchen ſchlich ſich ſogleich nach dem Gefängniſſe, ſtellte ſich vor das Fenſterlein, durch welches man der Gräfin Brot und Waſſer zu reichen pflegte, und weinte ſo bitterlich, daß Genovefa darüber erſchrak und ans Fenſter trat zu fragen, warum es ſo weine. Das Kind antwortete: „Ach gnädige Frau, euer großes Elend treibt mir dieſe Zähren aus den Augen, denn mit eurem Leben iſts aus, weil Golo von unſerem Herrn Befehl hat, euch hinzurichten.“ Die Gräfin fragte mit Beben: was dann aus ihrem Kinde werden ſollte? Die Kleine erwiederte: „Dem armen Kinde wird's nicht beſſer ergehen, als euch.“ Darüber erſchrak Genovefa dermaßen, daß ſie ſchier in Ohnmacht fiel, und als ſie ſich ein wenig erholt hatte, fing ſie untröſtlich an zu weinen und rief: „Ach mein Gott und Herr! komm mir zu Hülfe in dieſer Noth. Erlöſe mich und mein Kind von dem grimmigen Tode!“

So betete, weinte und ſeufzete ſie noch eine ge-

raume Zeit, und als sie stiller geworden, sprach sie zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind, geh doch in mein Zimmer und bringe mir Feder, Dinte und Papier und für deine Mühe nimm dir von meinen Kleinodien, so viel als dir beliebt.“ Sie gab alsdann dem Kinde die Schlüssel, und als diese gebracht, was sie verlangt hatte, schrieb sie einen Brief folgenden Inhalts: „Gnädiger Herr, herzgeliebter Gemahl! Nachdem ich erfahren, daß ich auf Euren Befehl sterben soll, habe ich mit diesen Zeilen Euch wollen Lebewohl sagen und einen freundlichen Abschied von Euch nehmen. Ich will gar gerne sterben, weil Ihrs befehlt, ob michs gleich schwer bekümmert, daß Ihr mich unschuldiger Weise zum Tode verdammt. Die Ursache, warum ich sterben muß, ist diese, weil ich meine Euch gelobte Treue nicht habe brechen und dem schändlichen Hofmeister willfahren wollen. Ich messe meinem Herrn keine andere Schuld zu, als daß er meinen Anklägern zu leichtlich geglaubt und mir zu meiner Verantwortung keine Gelegenheit vergönnt hat. So kann ich Euch nur vor meinem Gott bezeugen, vor dessen strengem Gericht ich morgen erscheinen werde, daß ich all mein Lebelang außer Euch keinem Manne angehört, noch auch jemals in dergleichen Gedanken gewilligt habe. Ich bleibe der sichern Vertröstung, es werde einmal ein Tag aufgehen, an welchem meine Un-

ſchuld herfürkommen und meiner Ankläger Falſchheit offenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr! liebſter Freund! Ich verzeihe Euch von Herzen und will Gott auch nach meinem Tode bitten, daß mein unſchuldiges Blut nicht Rache über Euch noch über meine Ankläger ſchreie. Dies ſchreibe ich mit zitternden Händen und thränenden Augen, weil der bevorſtehende Tod mein Herz mit Schrecken erfüllt hat. Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tod verdammte

Genovefa."

Dieſen Brief gab ſie dem Kinde in ihr Zimmer zu tragen, mit dem Befehle, keinem Menſchen ein Wort davon zu offenbaren. Die ganze folgende Nacht brachte Genovefa in eifrigem Gebete zu und befahl Gott ihren ſchweren Kampf und bevorſtehenden Tod.

Am anderen Morgen früh berief Golo zwei von ſeinen getreueſten Dienern, eröffnete ihnen den ernſtlichen Befehl ſeines Herrn und gebot ihnen, die Gräfin ſammt dem Kinde in den Wald hinauszuführen und umzubringen. Zum Wahrzeichen des vollbrachten Befehls ſollten ſie ihre ausgeſtochenen Augen und Zunge mitbringen. Er fügte hinzu, wofern ſie dies thun würden, wollte er ihnen ihre Treue reichlich belohnen, widrigenfalls aber ſie mit Weib und Kind umbringen laſſen.

Die Diener sagten Gehorsam zu, gingen alsbald zu der Gräfin ins Gefängniß, legten ihr ein schlechtes Kleid an, bedeckten ihr Angesicht, damit man sie nicht erkennen sollte, und befahlen ihr, ihnen in aller Stille zu folgen.

Da ging nun die arme Genovefa wie ein unschuldiges Schäflein zur Schlachtbank und that ihren Mund nicht auf, sich mit einem Wörtlein zu beklagen; sie trug ihr kleines Lamm auf ihren Armen, drückte es ohne Unterlaß an ihr Herz und hatte mehr Mitleiden mit demselben, als mit ihrem eigenen Tode. „Ach du mein armes Söhnlein!" sprach sie, „ach du mein herzliebes Engelein! O möchte ich dich so lange auf meinen Armen tragen, als ich dich unter meinem Herzen getragen habe; nun aber wirst du sterben, ehe du weißt, was Sterben ist; und mußt unschuldig leiden, der du niemals eine Sünde begangen hast!"

Den Dienern, welche diese Worte hörten, wurde das Herz weich, so daß sie ein wahres Mitleiden empfanden und es ihnen schwer fiel, den Befehl ihres Herrn zu vollziehen. Als sie nun in dem Walde an einen abgelegenen Ort kamen, sagten sie der Gräfin, wie ihr Herr verordnet hätte, sie wegen vollbrachten Ehebruchs hinzurichten; diesen Befehl zu vollziehen, wäre ihnen aufgetragen, darum sollte sie

dieſe That nicht ihnen zurechnen und ſich zu einem ſeligen Tode bereiten.

Genovefa, dem Befehle ihres Herrn gehorſam, kniete demüthig nieder und bereitete ſich aus ganzem Herzen zum Tode. Inzwiſchen ergriffen die Diener das Kindlein, zogen ihre Meſſer heraus und wollten ihm den Hals abſchneiden. Wie die Mutter dieſes ſah, ſprang ſie erſchrocken von ihrem Gebet auf, fiel den Dienern in die Arme und ſchrie mit beweglicher Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o ihr lieben Leute! ſchonet doch des unſchuldigen Blutes, und wenn ihr das arme Kind tödten wollt, ſo bringet doch mich zuvor um, damit ich nicht gezwungen werde, zwei Mal zu ſterben.“

Die Diener erhörten dieſe Bitte und hießen ſie ihren Hals entblößen und zum Streiche darſtrecken. Genovefa ſchauerte bei dieſen Worten zuſammen, ſie zitterte an allen Gliedern und ſchien mehr todt als lebendig zu ſein, doch ſprach ſie mit thränenden Augen: „Ich bin bereit zu ſterben, aber glaubt mir, lieben Leute, daß ihr euch an meinem Tode gröblich verſündiget, denn ich bezeuge vor Gott, daß ich unſchuldig bin und von dem Hofmeiſter fälſchlich verklagt worden, weil ich ſeinen böſen Willen nicht habe vollbringen wollen. Ich verſichere euch auch, wenn ihr meiner ſchonet, ſo wird es Gott euch und euren Kindern im Guten vergelten; werdet ihr mich

aber umbringen, so wird mein unschuldig Blut über euch und eure Kinder Rache schreien."

Die Herzen der Diener wurden durch diese Worte so gerührt, daß es ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun; sie sprachen also mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau! wir wollten euch gern das Leben schenken, wenn uns nicht bei Lebensstrafe befohlen wäre, euch zu tödten. Dennoch, wofern ihr uns versprechen wollt, nimmer wieder unter die Menschen zu gehen, sondern euch in dieser oder einer anderen Wildniß unbekannt aufzuhalten, so mögt ihr in Gottes Namen hingehen und unser in eurem Gebet eingedenk sein."

Genovefa versprach ihnen das mit allem Ernst und dankte ihnen von ganzem Herzen für die erzeigte Barmherzigkeit. Die Diener stachen einem Windspiele, das mit ihnen gelaufen war, Augen und Zunge aus und brachten sie ihrem Herrn zum Beweisthum der verübten Mordthat. Dem Golo grauste jedoch, die Augen der Frau zu sehen, die er geliebt hatte; er wandte sich ab und befahl, sie sollten die Augen voll Ehebruchs den Hunden vorwerfen.

Von nun an irrte die von allen Menschen verlassene Genovefa in dem wilden Walde umher und suchte einen gelegenen Ort, wo sie sich aufhalten und vor dem Unwetter schützen möchte. Sie fand

aber denſelben ganzen Tag keinen, ſondern war genöthigt, unter einem Baume ihre Nachtherberge zu nehmen. Dieſe Nacht brachte ſie, wie jeder ſich denken kann, in groſser Angſt ohne Schlaf zu. Auch den folgenden Tag ſuchte ſie vergebens eine gelegene Höhle oder auch nur einen hohlen Baum, darin zu wohnen. Da ſie nun zwei Tage nichts gegeſſen und getrunken, ſo war ihr Hunger und Durſt ſo groß, daß ſie rohe Wurzeln der Kräuter auszuraufen und zu eſſen anfing. Den dritten Tag ging ſie noch tiefer in die Wildniß hinein und fand endlich eine Felſenhöhle und nahe dabei eine Quelle. Dies nahm ſie als einen von Gott beſcherten Ort an und beſchloß, ihr übriges Leben in dieſer Höhle zu verbringen. Sie machte ſich ein Bett von Laub und Zweigen und ſuchte ſich von Tag zu Tag friſche Wurzeln zur Nahrung. Weil ſie aber ein ſo kümmerliches und armſeliges Leben führen mußte, ſo ging ihr bald die Muttermilch aus und ihr armes Kind ſaugte an der leeren Bruſt ſo lange, bis endlich ſtatt der Milch Blut floß und weil es keine Nahrung mehr bekam, ſo fing es an zu verſchmachten. Sein klägliches Weinen ging der Mutter ſo tief ins Herz, daß ſie vor Leid zu ſterben vermeinte. Sie konnte dieſem unerträglichen Jammer nicht länger zuſehen, legte das Kind unter einen Baum und ging weit davon, daß ſie es nicht hören noch ſehen

konnte; allda kniete sie nieder mit erhobenen Händen und rief den gütigen Gott so inbrünstig an, daß er sie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöser," sprach sie, „können denn deine Augen ohne Mitleiden ansehen, daß das unschuldige Blut aus Mangel der Nahrung verschmachten muß? Siehe doch an, barmherziger Gott! ach siehe doch an, wie das arme Kind so erbarmungswürdig vor deinen Augen liegt und mit seinem milden Weinen dich so innig um die nöthige Nahrung anruft. Ach, erbarme dich doch über dieses verlassene Waislein, welchem sein Vater so hart ist und seine Mutter nicht helfen kann. Ich habe ja keinen Trost mehr auf Erden, als dieses mein einziges Söhnchen. Nimmst du es mir, so muß ich mich gar vertrauern in dieser wüsten Wildniß. Darum, um deines Trostes willen, gieb mir dasselbe wieder, so will ichs aufziehen zu deinem göttlichen Dienste." Kaum hatte die weinende Mutter dieses Gebet beendet, siehe da kam eine Hirschkuh zu ihr, welche sich wie ein zahmes Thier anstellte und freundlich um sie herstrich, gleich als wollte sie sagen: Gott hat mich hergesendet, dein Kindlein zu nähren. Die betrübte Mutter erkannte gleich die Vorsehung Gottes, legte das Kind an die Zizen des Wildes und ließ es so lange saugen, bis es gesättigt war. Durch diese himmlische Gutthat wurde die liebe Genovefa so sehr erfreut,

daß ſie mit vielen ſüßen Thränen dem gütigen Gott Dank ſagte und in Demuth um Fortſetzung ſeiner Hülfe flehete. Ihr Gebet wurde erhöret; die Hirſchkuh kam täglich, ſo lang ſie in der Wüſte waren, zweimal das Kind zu ſäugen. Dies war die einzige Hülfe, welche das unſchuldige Kind ſieben ganze Jahre lang von den Creaturen empfing, während ſeine Mutter nur von Wurzeln und Kräutern leben mußte. O was für ein bitterer Wechſel des Lebens, den die Aermſte erdulden mußte! Ihre Grafenwohnung hatte ſie mit der wilden Einöde, ihr Prunkgemach mit der finſtern Kluft, ihre Dienerinnen mit den Thieren des Waldes, ihr Ruhebett mit Laub und harten Reiſern, ihre koſtbaren Perlen mit heißen bittern Zähren und ihre Kurzweil mit Leid und Traurigkeit vertauſcht. Im Sommer war zwar ihr Elend noch einigermaßen erträglich, im Winter aber weiß ich nicht, wie ſie und das Kindlein die große Kälte haben ertragen mögen und für die tägliche Nahrung Wurzeln und Kräuter bekommen. Wenn ſie dann trinken wollte, mußte ſie das gefrorne Eis ſo lang im Munde halten, bis es ſchmolz; wenn ſie Wurzeln graben wollte, mußte ſie den Schnee erſt hinwegräumen und gar mühſelig mit einem Holze in die gefrorne Erde graben; wenn ſie ſich erwärmen wollte, ſo mußte ſie ihre eiskalten Hände ſo lange zuſammen

reiben, bis das Blut wieder in sie kam. Und wie ewig lang müssen ihr die Winternächte geworden sein, die sie mit ihrem Knaben in der einsamen schwarzen Höhle verbrachte! Und dennoch waren alle Schmerzen, welche Genovefa aus eigener Drangsal erlitt, gegen den Kummer gering, den ihr mütterliches Herz über das Elend ihres Kindes empfand. Wie oft drückte sie ihren Schatz an die Brust, seine vor Frost erstarrten Glieder zu erwärmen! Und wenn sie dann sah, wie ihm der ganze Leib vor Kälte bebte, so ging ihr dies so tief zu Herzen, daß sie vor großer Trauer nicht aufhören konnte zu weinen, und das arme Kind weinte mit, wenn es seine Mutter so traurig sah. Gleichwohl tröstete sie sich allezeit wieder in Gott und opferte all ihr Elend in seine heiligen fünf Wunden. Allmählig gewöhnte sie sich an die Mühseligkeiten ihres Aufenthaltes und dankte Gott, daß er sie aus der Gefahr der Welt errettet und in die Wüste geführt hatte. Sie brachte die meiste Zeit im heiligen Gebete zu und übte sich je länger je mehr in der Andacht und göttlichen Liebe.

Einst nun, als sie vor ihrer Höhle kniend ihre Augen gen Himmel gewendet hatte, sah sie einen Engel von der Höhe zu sich herabfliegen, der trug ein gar schönes Kreuz in seinen Händen, an welchem der Herr Christus aus schneeweißem Elfenbein

so künstlich gebildet war, daß man leichtlich erachten konnte, solche Arbeit wäre von Engelshänden gemacht worden. Dieses Crucifix reichte ihr der Engel und sprach mit freundlichen Worten: „Nimm hin, Genovefa, dies heilige Kreuz, welches dein Erlöser dir zu deinem Trost vom Himmel herabsendet. In diesem sollst du dich beschauen, an diesem sollst du dich spiegeln und vor diesem sollst du dein Gebet verrichten. Wenn du betrübt bist, so tröste dich in diesem Kreuz; wenn du angefochten wirst, so fliehe zu diesem Kreuz, und wenn dich die Ungeduld überfällt, so erinnere dich der Geduld dessen, der an diesem Kreuze hängt."

Als der Engel dies gesprochen, ließ er das Kreuz vor ihr stehen und verschwand vor ihren Augen. Sie nahm das Crucifix und stellte es auf einen Altar in ihrer Höhle, welchen die Natur selbst gebildet hatte. Dort warf sie sich mit großer Inbrunst auf die Kniee, betrachtete ihren gekreuzigten Erlöser vom Haupt bis zu den Füßen, vergaß über diesem Anblick ihr eigenes Leid und wurde von so innigem Mitleiden mit ihrem Heilande verwundet, daß ihr das Herz im Leibe zerspringen wollte. An dem Kreuze hatte nun Genovefa ihren höchsten Trost. Sie schmückte es im Sommer mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter mit Tannen, Stechpalmen und Wachholderstauden.

Inzwischen erwuchs ihr lieber Schmerzenreich und lernte allgemach reden und gehen. Sie unterrichtete ihn in aller Andacht und hatte so mit ihm manche Kurzweil und herzlichen Trost. Es hatte ihn auch Gott mit einem sonderlichen Verstand begabt, daß er vor der Zeit anfing gewitzt zu werden und alles, was ihm die Mutter sagte, leicht begreifen konnte. Nur war es erbarmungswürdig anzusehen, wie das arme Kind meistens nackend und barfuß ging, denn die schlechten Tücher, darein es die Mutter von Anfang eingewickelt, waren schon zerrissen und die Stücke Tuch, welche die Mutter nachher von ihren eigenen Kleidern abgeschnitten, schon aufgebraucht. Darum kam es endlich so weit, daß Mutter und Kind ganz nackend und barfuß gehen mußten und nur mit Moos und Zweigen ihre Blöße bedecken konnten. Da erbarmte sich unser Herr Gott und schickte, wie erzählt wird, einen Wolf dahin, welcher eine Schafshaut im Maule trug und sie vor dem Kinde niederwarf. Die Mutter nahm dieses Geschenk mit großer Dankbarkeit von Gott an und wickelte den lieben Schmerzenreich darein, so gut sie konnte.

Zu dieser Zeit fingen auch, wie die Sage weiter lautet, die wilden Thiere an, zutraulich gegen sie zu werden, daher sie täglich zu ihnen kamen und dem lieben Kinde manche Kurzweil machten. Der Wolf,

der ihm das Schaffell gebracht hatte, kam auch zum öftern wieder und ließ ihn auf sich reiten; die Vögel flogen ihm auf Haupt und Hände und erfreueten Mutter und Kind mit ihrem lieblichen Gesang. Wenn das Kind ausging, für die Mutter Kräuter zu suchen, so liefen verschiedene Thiere mit ihm und zeigten ihm mit den Füßen, welches gute Kräuter wären.

Die fromme Mutter hatte auch große Freude an seinem Umgange und verwunderte sich oft über seine klugen Fragen und Antworten. Sie lehrte ihn auch das Vaterunser und andere Gebete, und wie er Gott fürchten, lieben und ehren sollte; niemals aber sagte sie ihm, von welchem Geschlecht er geboren wäre, damit sie ihm sein Leid nicht noch vermehrte, oder vielleicht eine Lust, in die Welt zu kehren, in ihm erweckte.

Einst, als sie ein freundliches Gespräch mit ihm hielt, sagte der liebe Schmerzenreich zu ihr: „Mutter, ihr befehlt mir oft, ich soll sagen: Vater unser, der du bist im Himmel; saget mir doch, wer ist denn mein Vater?" „Liebes Kind," sprach die Mutter, „dein Vater ist Gott, welcher droben wohnt, wo Sonne und Mond scheinen." Das Kind sprach: „Kennt mich auch mein Vater?" „Freilich," antwortete die Mutter, „kennt er dich und hat dich auch herzlich lieb." „Wie kommt es

denn," sagte das Kind, „daß er mir nichts Gutes thut und uns also in der Noth stecken läßt?" „Mein lieber Sohn," sagte Genovefa, „wir sind hier im Jammerthal und müssen leiden; wenn wir aber in den Himmel kommen, alsdann werden wir alle Freuden haben." — Schmerzenreich fragte weiter: „Liebe Mutter, hat mein Vater noch mehr Söhne neben mir?" Sie sprach: „Ja freilich." Er aber sagte: „Wo sind sie denn? ich meinte, wir wären allein in der Welt." Sie antwortete: „Ob du schon noch niemals aus diesem Wald gekommen bist, so sollst du doch wissen, daß außerhalb desselben noch viele Städte und Länder sind, darin allerlei Leute wohnen, deren etliche Gutes, die andern aber Böses thun; und die Böses thun, die kommen in die Hölle, darin sie ewige Pein leiden." — Der Knabe sprach endlich: „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten, was thun wir denn in diesem Wald allein?" Genovefa antwortete: „Das thun wir, damit wir unserm himmlischen Vater desto besser dienen und um so gewisser in den Himmel kommen mögen." Dergleichen Reden führte das kluge Kind gar vielmal und mehrte durch unersättliche Fragen seine Kenntniß. Im siebenten Jahre ihres Einsiedlerlebens wurde die heilige Genovefa tödtlich krank und glaubte nicht anders, als daß sie sterben müßte, denn die

große Noth und der Mangel aller Dinge hatten ihren Leib so abgezehrt, daß sie nicht mehr sich selbst gleich sah und nur ein Schatten des Todes zu sein schien. Ein heftiges Fieber entzündete das Blut in ihren Adern, an allen Gliedern wurde sie kraftlos und voller Schmerzen. Als nun der arme verlassene Schmerzenreich seine Mutter allgemach dahin sterben sah, warf er sich über ihren siechen Leib her und rief in Verzweiflung aus: „Was fange ich an, herzliebste Mutter! und wo soll ich hin, wenn ihr mir sterbt? In dieser Wildniß bin ich allein und in der Welt kenne ich keinen Menschen. Ach Mutter, bittet doch den lieben Gott, daß er euch länger leben lasse, denn wenn ihr sterben solltet, so müßte ich vor lauter Herzeleid gar verkümmern."

Die sterbende Genovefa suchte nach einem Troste für ihr Kind. Darum sagte sie ihm, was sie ihm bisher verschwiegen hatte, und sprach: „Betrübe dich nicht wegen meines Todes und beklage nicht so sehr deine traurige Verlassenheit. Wisse, du hast neben dem himmlischen Vater auch noch einen Vater auf Erden. Dieser wohnet nicht ferne von unserm Walde nahe bei der Stadt Trier. Zu dem gehe nach meinem Tode und sage ihm, daß du sein Kind seiest. Er wird dich leicht erkennen und für sein Kind annehmen, da du ihm so gar ähnlich bist; ja alle Leute dort werden dich

auf den ersten Blick für seinen Sohn erkennen.“ Und dann erzählte sie ihm ihr ganzes Unglück, so weit es der Knabe erfahren durfte und fassen konnte. Gleichwohl ließ sie sich von ihm versprechen, ihre Unbill nicht zu rächen.

Hierauf legte sie ihr Haupt todesmatt zum Schlummer nieder und meinte, sie würde nicht wieder davon erwachen. Da war ihr, als träten zween glänzende Engel in die Höhle, deren einer beugte sich über ihre Lagerstatt, rührte ihre Hand an und sprach: „Du sollst leben, Genovefa, und jetzt nicht sterben, denn also ist der Wille des allerhöchsten Gottes.“ Mit diesen Worten verschwanden die Engel, und die Kranke erwachte gestärkt und fühlte sich genesen.

Wir kehren nun aus St. Genovefas Wildniß zum Grafen Siegfried zurück. Als dieser von Straßburg wieder in seinem Schlosse angekommen war, berichtete ihm sein Hofmeister Golo, daß er die Ehebrecherin sammt dem Bastard heimlich in einem Walde hätte umbringen lassen; womit der Graf wohl zufrieden war und die Vorsicht des Hofmeisters lobte. Kaum aber waren etliche Tage vergangen, da fing sein Gewissen an ihn zu ängstigen, und das Andenken Genovefas betrübte ihn. Er dachte bei sich, vielleicht möchte ihr Unrecht geschehen sein und er sich versündiget haben,

weil er ihre Sache nicht in ordentlichem Gericht hätte untersuchen lassen. In dieser Zeit hatte er auch einen schweren Traum. Ihm war, als risse ein Drache seine geliebte Gemahlin hinweg und niemand war, der ihr in dieser Noth Hülfe leistete. Da er über diesen Traum sehr bekümmert war, erzählte er ihn am Morgen dem Golo. Der aber war arglistig genug, ihn fälschlich auszulegen. „Der Drache," sagte er, „bedeutet den Koch, der ja Drago geheißen, das ist gedolmetschet Drache; der hat seiner Treue vergessen und die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entrissen." Golo beredete auch den Grafen, solchen melancholischen Träumen fernerhin nicht nachzuhängen, sondern fest überzeugt zu sein, die Gräfin sammt dem Koch hätten wohl noch einen üblern Tod verdient. Um den Grafen zu zerstreuen, veranstaltete der Hofmeister allerlei Kurzweil, Jagden, Rennen, Gastereien, Besuche bei den Freunden und was er nur dachte, daß es seinen Herrn erlustigen könnte.

Diese Dinge erfreuten nun freilich die äußerlichen Sinne, sie konnten aber die Wunden des geängstigten Herzens nicht heilen; diese wurden vielmehr immer größer und unheilbarer.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin und fand unter andern Schriften den Brief, den sie im Kerker geschrieben hatte. Er

las diesen Brief in der höchsten Spannung seiner Seele und konnte keinen Augenblick länger an der gänzlichen Unschuld seiner lieben Genovefa zweifeln. Er wurde zu solchem Mitleiden gegen die arme Gräfin bewegt, daß er anfing bitterlich zu weinen und vor Herzeleid sterben zu müssen meinte. Den Golo aber schalt er einen falschen Verräther und gottlosen Mörder, verfluchte und verwünschte ihn in den Abgrund der Hölle, ja, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, er hätte ihn auf der Stelle durchstochen. Aber der arglistige Golo wurde das Unwetter, welches wider ihn heranzog, noch früh genug gewahr und entfernte sich auf einige Zeit vom Hofe, bis er vernahm, daß der Zorn des Grafen vergangen wäre. Dann kam er wieder und wußte seinem Herrn so täuschende Gründe entgegen zu halten, daß der Graf seinen Worten mehr als dem Briefe glaubte. „Genovefa," sprach er, „bezeugt in dem Briefe, sie sei unschuldig und habe nimmermehr solche That begangen. Ei wohl, eine schöne Verantwortung! wenn das Leugnen genug ist, so sind alle Diebe und Ehebrecher unschuldig."

Mit dergleichen Worten besänftigte er den Grafen und brachte sich selbst wieder in Gnaden. Aber nicht lange währte die innerliche Ruhe des Grafen, die vorigen Zweifel kamen bald wieder und nagten je länger je mehr an seinem schuldigen

Gewiſſen. Es war ihm immer, als wenn ihm Einer in die Ohren ſagte: „Du haſt dein unſchuldiges Weib umbringen laſſen, du haſt dein unſchuldiges Kind morden laſſen, du haſt den frommen Koch hinrichten laſſen!“ So fand er in keinem Dinge Ruhe, lief wie ein Verzagender umher und rief oftmals laut wehklagend: „Ach Genovefa, wo biſt du? Wo biſt du hingekommen, mein ſüßes Weib! Ach, du biſt unſchuldig um dein Leben gekommen und deines elenden Todes bin ich die einzige Urſache!“

Der böſe Golo merkte, daß die Sache je länger, je ärger wurde, darum verließ er in aller Stille den Hof und das Land, damit die Rache des Grafen ihn nicht ereilen möchte.

Einige Jahre darnach fügte es ſich, daß jene Here zu Straßburg eingezogen und zum Feuer verdammt wurde. Vor ihrer Hinrichtung legte ſie noch freiwillig das Geſtändniß ab, daß ſie auf Anſtiften des Hofmeiſters Golo den Grafen Siegfried durch ein ſchändliches Gaukelſpiel betrogen und dieſen dadurch zur Hinrichtung zweier Unſchuldigen gereizt hätte; ſie bat inſtändig, dieſes dem Grafen zu berichten, weil dieſer Betrug ihr unter allen ihren Schandthaten am ſchwerſten auf dem Gewiſſen läge.

Dieſes wurde denn auch dem Grafen in aller Eile gemeldet und jetzt war ihm kein Zweifel mehr,

wie er von dem hölliſchen Verräther ganz umſtrickt und verblendet worden. Er rief einmal um das andere: „Ach Gott, was habe ich gethan? ach Gott, wie will ichs können verantworten? O Genovefa, ich beſchwöre dich bei Gott, du wolleſt mich vor dem Richterſtuhle Gottes nicht verklagen! Verzeihe mir meine Miſſethat!“ Sein Herz ſchmolz von Mitleid gegen die ſchuldlos Gemordete und je grimmiger ihn die Reue über ſein Verbrechen anfaßte, je heftiger loderte in ihm das Verlangen auf, an dem Anſtifter dieſes Unheils volle Rache zu nehmen. Er ſchrieb daher an Golo einen freundlichen Brief nach dem andern, worin er ihm zu erkennen gab, wie ſehr er ſeines erheiternden Umgangs jetzt entbehre, und ihn immer dringender zur Rückkehr einlud. Endlich ſtellte er gegen den heiligen Dreikönigsabend eine herrliche Jagd und Mahlzeit an, wozu er alle ſeine Freunde einlud. Unter dieſem Vorwande erging auch an Golo eine Einladung und diesmal lief der Liſtige freiwillig in das ihm geſtellte Netz. Er kam; der Graf hieß ihn freundlich willkommen, und wirklich freute er ſich gar höchlich ſeiner Ankunft. Sie pflegten einige Tage freundlichen Umgang und erwarteten die übrigen Gäſte.

Sieben ganzer Jahre waren verfloſſen, ſeit Genovefa in der Wüſte ſich aufgehalten hatte und von aller Welt für todt gehalten war. Der heilige

Dreikönigstag und die Feste des Grafen kamen nun auch herbei. Damit die erwarteten Gäste desto besser bewirthet werden möchten, ritt der Graf selber zum Jagen hinaus und nahm außer seinen Dienern auch den Golo mit sich. Sie rannten in der Wildniß hin und her und jeder befleißigte sich, ein Stück Wild aufzutreiben. Von ungefähr gewahrte der Graf eine treffliche Hirschkuh, setzte derselben durch Hecken und Gesträuch nach und verfolgte das Wild so lange, bis es endlich zu der uns bekannten Höhle Genovefas seine Zuflucht nahm. Der Graf dringt ihr auch bis zu diesem Verstecke nach, wirft einen Blick hinein und gewahrt neben dem Wilde ein unbekleidetes Weib. Er erschrickt von ganzem Herzen, vermeint, es wäre ein Gespenst, bezeichnet sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und spricht mit beklommener Stimme: „Bist du von Gott, so komm heraus und sage mir, wer du seist.“ Genovefa, die den Grafen sogleich erkannte, antwortete: „Ich bin von Gott, aber eine arme Sünderin und ein nackendes Weib; so ihr wollt, daß ich zu euch herauskomme, so werfet mir ein Kleid herein, meine Blöße zu decken.“

Der Graf warf ihr sein Oberkleid hinein, womit sie, so gut sie konnte, sich umhüllte, und trat aus der Höhle, die unerschrockene Hindin an ihrer Seite. Schmerzenreich aber war dermalen nicht

gegenwärtig, sondern hinausgegangen, Kräuter und Wurzeln zu suchen. Der Graf verwunderte und erbarmte sich über die leidenvolle und abgemagerte Gestalt des Weibes und fragte, wer sie doch sein möge? Sie sprach: „Mein Herr! ich bin ein unglückliches Weib, aus Brabant gebürtig, und bin aus Noth vor dem Zorne meines Gatten hieher geflohen, weil man mich sammt meinem armen Kinde unschuldiger Weise hat umbringen wollen. Der Graf zuckte zusammen, doch fragte er weiter, wie lange das her wäre. Sie sprach: „Sieben ganzer Jahre, denn ich habe denen, die mich tödten sollten, versprechen müssen, daß ich nimmer wieder vor meinen Herrn kommen, sondern in diesem Walde Gott dienen wollte."

Siegfried zitterte am ganzen Leibe, es drang ihm die Ahnung zu Herzen, daß sein liebes Weib vor ihm stünde, aber in dieser abgezehrten Gestalt konnte er sie nicht erkennen. Darum sprach er weiter zu ihr: „Liebe Freundin, ich bitte euch, sagt mir um Gottes willen, wie ist euer Name und wie der Name eures Eheherrn?" Sie sprach seufzend: „Mein Eheherr hieß Siegfried, ich Armselige aber nenne mich Genovefa."

Diese wenigen Worte trafen den Grafen härter, als ein Donnerschlag. Er stürzte plötzlich vom Pferde zu Boden, lag auf seinem Angesichte, als

wäre er todt. Als er wieder zur Besinnung kam, richtete er sein Haupt auf und sprach auf den Knieen liegend: „Genovefa, ach Genovefa, seid ihr es?“ Sie sprach: „Lieber Herr Siegfried, ja ich bin die unglückliche Genovefa.“

Dem Grafen rannen die Zähren über das Gesicht, konnte aber vor Erstarrung kein Wort vorbringen. Nach vielem heißen Weinen sprach er endlich, noch immer knieend: „Ach, daß Gott im Himmel erbarme! in welchem Elend treff ich euch an! O über mich gottlosen Bösewicht! ich bin nicht werth, daß mich die Erde trage, ja ich verdiene, daß sich die Erde unter mir aufthue und mich in den Abgrund der Hölle verschlucke, denn ich bin alles eures Unheils die einzige Ursache. Verzeihet mir, o liebe Genovefa! ach, verzeihet mir um des gekreuzigten Jesu willen, der am Stamme des heiligen Kreuzes seinen Feinden gnädiglich verziehen hat; ich stehe nicht auf vor euern Füßen, bis ich von euch Gnade erlangt habe, und werde nicht eher getröstet werden, bis ihr mich mit einem freundlichen Wort erfreut.“

Aber Genovefa konnte lange vor Bewegung nicht antworten, bis sie mit Mühe ihren Thränen Einhalt that und sprach: „Nicht betrübt euch, mein Herr Siegfried, nicht betrübt euch so sehr! Es ist nicht aus eurer Schuld, sondern aus Verordnung

Gottes geschehen, daß ich in diese Wüste gekommen bin; ich verzeihe euch von Herzen und habe euch schon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns Beiden unsere Sünden verzeihen und uns seiner göttlichen Gnade würdig machen." Darauf reichte sie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde auf. Hier stand nun der betrübte Graf, unverwandt in das Angesicht seiner Gemahlin schauend und meinte, sein Herz müßte ihm vor Mitleiden zerspringen, indem er das holdselige Antlitz, das vor Zeiten den Engeln geglichen, jetzt so von Leiden entstellt sah. Er fühlte solche Ehrerbietung gegen Genovefa, als ob er vor einer großen Heiligen aus dem Himmel stünde, und wiewohl sie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, wagte er doch vor Ehrfurcht kaum mit ihr zu reden. Nach einigen tiefen Seufzern fragte er endlich: „Wo ist das arme Kind geblieben, das ihr im Kerker geboren habt? Ist es denn nicht mehr am Leben?" Sie sprach: „Daß es noch lebt, ist ein großes Wunder von Gott, denn von mir selber hätte ich es nicht ernähren können. Der gütige Gott aber hat mir dieses Wild gesendet und das treue Thier hat das Kind täglich zweimal gesäuget und also aufgebracht."

Indem sie dies noch redete, kam der liebe Schmerzenreich in seiner Schafhaut barfuß daher und hatte seine beiden Hände voll wilder Wurzeln. Als

er aber den Grafen bei seiner Mutter sah, erschrak er und rief: „Mutter, was ist das für ein wilder Mann, der bei euch steht? Ich fürchte mich vor ihm.“ Die Mutter sprach: „Fürchte dich nicht, mein Sohn, komme nur kecklich her, der Mann thut dir nichts.“ Da war bei dem Grafen Leid und Freude so groß, daß er nicht wußte, was mächtiger war. Als das Kind nun näher heran kam, sagte die Mutter zu ihm: „Siehe, das ist dein Vater, gehe hinzu und küsse ihm die Hand.“ Als das Kind dies that, nahm es der Graf auf seine Arme, drückte es inbrünstig an sein Herz und küßte es süßiglich ohne Unterlaß, und konnte vor Bewegung nichts mehr sagen, als: „Ach mein herzliebster eingeborner Sohn! ach mein herzgüldenes Kind!“

Nachdem er sich nun an der Umarmung des Kindes ersättigt hatte, blies er stark in sein Jägerhorn und rief sein Gefolge zusammen. Eilfertig kam einer nach dem andern und alle verwunderten sich höchlich, als sie die wilde Frau bei ihrem Herrn sahen und das Kind auf seinen Armen. Der Graf sprach: „Was dünkt euch von diesem Weibe, solltet ihr sie wohl kennen?“ Da sie alle nach einigem Beschauen Nein sagten, sprach er weiter: „Kennt ihr eure Herrin nicht mehr?“ Ueber diese Worte befiel sie eine solche Verwunderung, daß sie nicht wuß-

ten, was sie sagen oder denken sollten. Da ging einer nach dem andern hinzu, hieß sie freundlich willkommen und erfreute sich von ganzem Herzen, daß die noch lebte, welche der ganze Hof schon lange als todt beseufzet hatte. Zwei von ihnen ritten eilfertig nach Hause und brachten eine Sänfte, die kraftlose Gräfin darin zu tragen, und Kleider, sie damit ehrbarlich zu bedecken.

Unter allen Dienern, welche zum Grafen kamen, war Golo der letzte, denn es ahnete ihn, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen. Als er nun hinzu kam, sprach der Graf zu ihm: „Golo! kennst du dieses Weib?" Er wurde ganz erschreckt und sprach: „Nein, ich kenne sie nicht." Der Graf sprach: „Du gottlosester Böswicht, der unter der Sonne, kennst du denn die Genovesa nicht mehr, welche du fälschlich vor mir verklagt und unschuldig zum Tode verurtheilt hast? O du mörderischer Unhold, wie werde ich dich genug strafen mögen, daß du mich in solches Herzeleid und meine geliebte Frau sammt meinem lieben Sohn in das äußerste Elend gebracht hast? Wenn ich dir auch alle erdenklichen Martern anthäte, ja wenn ich dir schon tausend Tode bereitete, so hättest du doch mehr verschuldet." Golo lag inmittels auf der Erde und bat mit weinenden Augen um Barmherzigkeit.

Der erzürnte Graf befahl ihn hart zu binden und gefangen wegzuführen.

Hierauf bat der Graf, Genovefa möchte sich gefallen lassen, mit ihm in das Schloß zurück zu kehren. Sie ging zuvor noch einmal in ihre Höhle, fiel vor dem Crucifixe nieder und dankte Gott für alle an diesem Orte empfangenen Wohlthaten. Darnach nahm sie Graf Siegfried bei der Hand, ein edler Ritter trug den jungen Grafen nach, und also gingen sie langsam und gemächlich, bis ihnen die Sänfte entgegen kam. Die lieben Vögel flogen über ihnen her und zeigten mit dem Flattern ihrer Flügel, wie ungern sie Genovefen sammt ihrem Kinde von sich ließen. Die Hirschkuh aber folgte der Gräfin wie ein sanftmüthiges Lamm und wollte keinen Schritt von ihr weichen. Nun kam ihnen die Sänfte entgegen, begleitet von einer Menge der Schloßbewohner, weil jeder dieser allgemeinen Freude beiwohnen und seine Gebieterin mit Ehren heimbegleiten wollte.

Sie war kaum im Schlosse angekommen, so war dies große Wunder schon landkundig geworden; alles eilte herzu, die wunderbare Heilige zu sehen; zumal die Freunde und geladenen Gäste trafen in großer Anzahl ein, wo sie große Ursache zu frohlocken vorfanden, da sie die theure Verwandte wie von den Todten auferstanden sahen und die wun-

bare Weise, wie Gott ihre Unschuld offenbart hatte, vernahmen. In diesen Freuden wurde die ganze Woche verbracht, ein Gastmahl folgte dem andern; aber Genovefa konnte von keiner Speise genießen, sie war dieser Dinge zu lange entwöhnt, als daß sie dieselben hätte vertragen können; nur aus Wurzeln und Kräutern mußte man ihr Speise bereiten und blieb bei dieser schlichten Kost bis an ihr Ende.

Als diese Freudenwoche vorüber war, saß Graf Siegfried über Golo zu Gericht. Genovefa bat ihren Herrn inständig für ihn um Gnade; und der Graf hätte ihr zwar wohl diese Gunst bewilligt; er wagte aber nichts in dieser Sache zu thun, ohne seine versammelten Verwandten zu hören. Diese jedoch willigten in keine Gnade, damit nicht nachmals gesagt werden könnte, Golo wäre unschuldig gewesen, darum hätte man ihm das Leben nicht nehmen können. So wurde er denn einem schrecklichen Tode übergeben. Dagegen wurde das Mägdlein, welche der Gräfin Feder und Tinte in das Gefängniß gebracht, reichlich belohnt; desgleichen einer der beiden Diener, welche im Walde ihres Lebens geschont hatten; der andere war schon gestorben, dafür ließ man seine Kinder den Lohn seiner Gutthat genießen.

Fortan führte Genovefa mit ihrem Gemahl in aller Gottseligkeit ein geruhiges und stilles Leben. Graf Siegfried hielt sie wie eine sonderliche Heilige

und wußte nicht, wie er ihr genug Ehre und Liebe erweisen sollte. Es konnte aber die fromme Frau von keiner Freude und Herrlichkeit dieser Erde mehr viel vergnüget werden, weil ihre Sinnen nur nach dem Himmel gerichtet waren. Ihr Leib war durch die langen Entbehrungen so schwach geworden, daß sie durch keine Pflege zu den vorigen Kräften gelangen konnte. Sie war kaum drei Monate mit ihrem lieben Herrn aufs neue vereinigt, als sie ihr Ende nahen fühlte. Sie sah auch in dieser Zeit eine himmlische Erscheinung. Eine Schaar heiliger Frauen und Jungfrauen trug ihr eine herrliche Krone entgegen und rief ihr zu: „Geliebte Tochter, beschaue diese Krone. Du hast sie erworben durch die Dornenkrone, die du in der Wildniß getragen hast. Mache dich bereit, einzugehen zu deines Herren Freude."

Ueber diese Erscheinung wurde Genovefa höchlich erfreut, weil sie nun versichert war, daß ihr Elend bald ein Ende nehmen würde. Sie sagte aber ihrem Gemahle nichts davon, damit er sich nicht vor der Zeit betrüben möchte. Aber die Erfüllung verzog nicht lange. Genovefa wurde von einem Fieber ergriffen und kam nicht mehr vom Lager auf. Graf Siegfried wurde hierüber sehr betrübt und ließ alle Mittel, so nur helfen möchten, anwenden; aber sie konnten nichts ausrichten. „Ach

geliebte Genovefa," klagte der gebeugte Graf, „wollt ihr denn, kaum gefunden, so bald von mir scheiden und mich wieder von ganzem Herzen betrüben? Habet doch Mitleiden mit meinem unaussprechlichen Herzeleid und bittet den lieben Gott, daß er euch noch eine Weile wolle bei mir lassen." Genovefa erwiederte ihm freundlich: „Betrübet euch nicht so sehr wegen meines Todes, lieber Herr, ihr richtet damit nichts anders aus, als daß ihr mich mit euch betrübet. Ihr sehet ja wohl, daß es nicht anders sein kann, darum ergebet euch freiwillig in den Willen Gottes. Was mich in meinem Tode am meisten bekümmert, ist dies, daß ich euch und meinen lieben Schmerzenreich in solcher Betrübniß sehen muß: wenn ihr Beide getrost wäret, so wollte ich mit Freuden sterben und mein elendes Leben mit einem bessern vertauschen."

Sie brachte den Rest ihrer Zeit in lauter Andacht zu, ließ alle, die im Schlosse waren, zu sich rufen, gab ihnen viel heilsame Lehren und ertheilte ihnen ihren mütterlichen Segen; sonderlich aber tröstete und segnete sie ihren geliebten Schmerzenreich, dessen Verlassenheit ihr am allermeisten zu Herzen ging. Am 2. April im Jahre des Herrn 750 gab sie ihren Geist auf und ging in das ewige Leben ein.

Siegfried mit seinem Söhnlein warf sich jam-

mernd über ihren Leichnam. Alle Diener und Frauen im Schloſſe wehklagten mit ihnen; der Graf lag Tag und Nacht auf den Knieen vor der Leiche und weinte mit zuſammengeſchloſſenen Händen ſo beweglich, daß man meinte, er müſſe die Geſtorbene mit ſeinen heißen Zähren wiederum ins Leben rufen.

Die arme Hirſchkuh, welche der Gräfin aus der Wildniß in das Schloß gefolgt und wegen ihrer Treue von allen geliebt war, fing auch, ſobald ihre Herrin geſtorben, zu trauern an; und als man den Leichnam beſtattete, ging ſie mit geſenktem Kopfe dem Sarge nach und ſchrie ſo kläglich, daß es die Menſchen erbarmte. Nach dem Begräbniſſe aber legte ſie ſich auf das Grab und wich nicht mehr, bis ſie vor lauter Trauern geſtorben war.

Mit der heiligen Genovefa war dem Grafen alle Luſt und Freude begraben; er konnte in keinem Dinge dieſer Welt ſich tröſten oder einiges Genüge empfangen. In der Kirche lag er allezeit vor ihrem Grabe, und im Schloſſe verriegelte er ſich täglich in ihre Kammer; da war ihm, als ſtünde ſie noch vor ſeinen Augen, und führte mit ihr in Liebe und Leid manch herzliches Zwiegeſpräch und bat ihr immer von neuem ab, daß er ſie in ihrem Leben ſo hart verfolgt hatte.

Auch zu der Höhle, in welcher Genovefa gelebt hatte, ging er eines Tages hinaus, netzte ihr

Lager mit ſeinen Thränen und ſprach bei ſich ſelbſt: „Ach, das iſt der Ort, an welchem Genovefa eine Sünde gebüßet, welche ſie niemals begangen hat; dies iſt die Höhle, welche angefüllt iſt von den Seufzern der verlaſſenen Unſchuld. Da deine unſchuldige Gemahlin hier fremde Sünden abgebüßt hat, warum ſollteſt du denn nicht allhier abbüßen deine eigene Sünde?“ Als er dies bei ſich ſelbſt geſprochen, ſtieg in ihm der Vorſatz auf, in dieſer Höhle ein Einſiedlerleben zu führen. Er machte ſich alsbald nach Trier auf und begehrte von dem Biſchof Hildulfus Erlaubniß, an ſelbigem Orte eine Capelle zu bauen. Der Biſchof willigte gern in ſein frommes Begehren, und der Graf baute dahin eine ſchöne Kirche nebſt zwei oder drei Einſiedeleien für diejenigen, ſo daſelbſt Buße thun wollten.

Nach der Weihung der Kirche wurde der Leichnam der heiligen Genovefa dahin erhoben, auf daß ſie allda nach ihrem Tode ruhen möchte, wo ſie einſt ein ſo ſtrenges Leben geführt hatte. Darauf beſchickte Graf Siegfried ſeine Sachen und ordnete alles in Haus und Amt, wie er es bei ſeinem Tode hätte verordnen müſſen. Dann berief er ſeinen Bruder zu ſich und ſprach in Gegenwart ſeines Sohnes: „Lieber Bruder, ihr habt ſchon eine geraume Zeit an mir bemerken können, daß ich nirgends Genüge haben kann, als in der Trauer um

meine geliebte Genovefa. Darum habe ich mich entſchloſſen, die Welt gänzlich zu verlaſſen und an dem Orte, wo meine heilige Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu ſterben. Deswegen ſetze ich euch hiemit zum Vormund über meinen lieben Schmerzenreich und bitte, ihr wollet an ihm thun, als wenn er euer leiblicher Sohn wäre; er wird euch allen Gehorſam und Ehrerbietung erzeigen, wie ein Kind gegen ſeinen Vater zu thun ſchuldig iſt. Darnach ſprach er zu ſeinem Sohne: „Höreſt du, mein herzliebſtes Kind, daß ich die Welt zu verlaſſen begehre und dir meine Grafſchaft überlaſſe? Dein Oheim ſoll hinfüro dein Vater ſein, ihm ſollſt du Ehre und Gehorſam erzeigen, wie du mir bisher erzeigt haſt.“ Aber Schmerzenreich erwiederte: „Lieber Herr Vater, meinet ihr denn, daß es recht ſei, daß ihr wollt den Himmel für euer Theil erwählen und wollt mir für meinen Theil nur ein wenig Erde hinterlaſſen? Nein, Herr Vater, ich will ebenſowohl den Himmel haben, als ihr. Wo ihr leben wollt, da will ich auch leben, und wo ihr ſterben wollt, da will ich auch ſterben.“

Alle verwunderten ſich über die Sprache des Knaben; und der Vater mahnte ihn mit weinenden Augen: „Mein liebſter Sohn, das ſtrenge Leben wird dir ſchwer fallen, du wirſt es wegen deiner Zartheit nicht ertragen können.“ — „Ja viel beſſer

als ihr, mein Herr Vater," sprach der junge Schmerzenreich, „habe ich doch sieben Jahre lang die Probe ausgestanden."

So übertrug denn Schmerzenreich die Grafschaft seinem Ohme. Vater und Sohn legten Pilgerkleider an; darnach nahmen Beide mit vielen Thränen Abschied von allen Gefreundten und zogen in die rauhe Wildniß, allda Gott zu dienen bis an ihr Ende. Sobald der liebe Schmerzenreich hier ankam, erkannten ihn seine Gespielen, die wilden Thiere und die Vögel des Waldes, groß und klein, kamen in großer Menge herbei und freueten sich seiner Ankunft. Dort haben Vater und Sohn im Andenken an die fromme Genovefa ihr Leben heilig zugebracht und sind auch daselbst gottselig im Herrn entschlafen.

80.

St. Ritza.

Eine fromme Jungfrau, St. Ritza, wohnte am Ufer des Rheinstroms, der Stadt Koblenz gegenüber, und so oft drüben die Glocke der St. Kastorskirche läutete, schritt sie freien Fußes über den Rhein, um in jenem Gotteshause zu beten, und das Wasser trug sie, wie wenn eine Brücke darüber hin gebreitet wäre. Eines Tages aber, da stürmisches Wetter

war und der Strom Wellen warf, nahm sie aus Vorsicht einen Stab mit; und siehe, da sie mitten im Flusse war, fing sie an zu sinken. Alsbald gedachte sie an des Herrn Wort zu Petro: „Du Kleingläubiger, warum zweifelst du?" warf den Stab fort und faßte Vertrauen. Da schritt sie leicht und sicher, wie sonst, über den Strom hin und kam zum Ufer.

Du mußt der Gnade, die dich in guten Tagen getragen hat, zutrauen, daß sie dich auch durch böse Tage tragen könne; denn es ist dieselbe Wundermacht deines Gottes, die dich durch beide trägt. Du sinkest, wenn dein Glaube sinkt. Die Hand deines Nothhelfers läßt dich los, weil du deine Hand aus der seinigen zogest, um nach Nothbehelfen zu greifen. Wirf deinen Stecken und deine Krücken fort, und deine Zweifel hinterdrein, und dich selber in den Arm des Allmächtigen, so wirst du aufs neue erfahren: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich" (Ps. 23, 4.).

81.

St. Bonifaciuskirchen.

St. Bonifacius kam in das Land der Heſſen und predigte allda den Namen des Herrn. Aber die Heiden nahmen es nicht zu Herzen und opferten ihren Götzen nach wie vor in Hainen und an Quellen, wie ihre Väter gethan hatten. Solch eine Opferſtätte war auch bei dem Dorfe Geismar im Schatten einer uralten, mächtigen Eiche. Dieſer Baum führte den Namen der Donnereiche, weil ſie dem Donnergotte der Deutſchen, Thor, geheiliget war, und ſtand weit und breit bei dem Volke im höchſten Anſehen. Da aber Bonifacius die heidniſchen Dienſte und Feſte an ſelbiger Stätte ſah, ergrimmte er im Geiſte und gedachte des Wortes, welches einſt an Iſrael ergangen war: „Ihre Altäre ſollſt du umſtürzen und ihre Götzen zerbrechen und ihre Haine ausrotten“ (2 Moſ. 34, 13.).

Und weiter dachte er in ſeinem Sinn: „Wohlan! du willſt ihnen eine Predigt halten, nicht mit Worten, ſondern mit der That und dem Zeugniſſe des lebendigen Gottes! Da ging er heim und holte eine gute ſcharfe Art hervor, und alſo trat er wieder an den Baum, hob den Arm und ſchlug mächtiglich zu, Schlag auf Schlag, daß Späne und Splitter flogen. Da ſprangen die Heiden mit Spieß und

Schwert, oder was jedem eben zur Hand war, wüthend auf ihn ein. Als sie aber sahen, wie fest und ruhig er trotz allem Drohen und Toben an seinem Werke blieb, recht wie ein Mann, der seiner Sache gewiß ist, hielten sie an sich und riefen einander zu: „Rührt ihn nicht an, daß wir dem Gerichte der Götter nicht vorgreifen! Thor selber mag den Frevler züchtigen und mit dem schärfsten seiner Blitze treffen!“ Also standen sie dort, auf ihre Waffen gelehnt, und harreten dessen, was dem Manne wiederfahren würde. Und still war es im Kreise und man hörte nichts, als die fallenden Axtschläge; und der Baum war schon stark angehauen. Da plötzlich rauschte es im Wipfel der Eiche, und alle Blätter schauerten, und die zackigen Aeste schlugen knarrend und ächzend zusammen. Da meinten die Heiden, es kündigte sich die Nähe ihres Gottes an; sein Zornesodem ginge ihm wie Sturmwind vorauf. Aber Bonifacius trat bei Seite und wischte sich den Schweiß von der Stirne, denn er merkte wohl, daß es *seines* Armes nicht weiter bedürfte. Und siehe da, der ganze Baum regte und wegte sich, der mächtige Stamm erkrachte von unten bis oben, und mit einem Male stürzte die gewaltige Masse mit solcher Wucht zu Boden, daß die Krone zerbrach und der Baum selber in vier Stücke auseinander fiel. Da erkannten die Heiden, daß sie

ohnmächtigen Göttern gedient hatten, die sich selber weder schützen noch rächen könnten; und sagten sich von ihnen los und ließen sich taufen. Bonifacius aber hielt Rath mit den Seinigen, was mit der gestürzten Donnereiche zu beginnen wäre; und da sie sich berathen hatten, legten die Gläubigen Hand an und zimmerten aus dem Holze eine kleine Capelle, und Bonifacius weihete dieselbe dem Apostel St. Petrus.

Nach einiger Zeit zog Bonifacius von da weiter gen Osten und kam wieder in das Thüringerland. Es war im Jahre 721 nach der Geburt des Herrn. Er ließ sich auf einer Anhöhe des großen Thüringer Waldes nieder, welche genannt war der alte Berg. Daselbst predigte er, wie denn auch der Herr Jesus gern von Bergeshöhen hernieder zum Volke geredet hat; und es war ein großer Zulauf des Volkes, und vielen ging, was er sprach, durchs Herz und bekannten sich zum Glauben an das Evangelium. Da bauete Bonifacius eine Kirche auf dem Berge, darin ertheilte er den Neubekehrten die heilige Taufe, und zum Gedächtnisse dessen nannte er dieses Bethaus nach dem Namen St. Johannis des Täufers. Daneben errichtete er nun auch eine Wohnung für sich und seine Begleiter; und wie das die Gläubigen aus der Umgegend gewahrten, wurde ihnen zu

Muthe, wie einst dem Petrus auf dem Berge der Verklärung: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ Da wurden sie ihrer einsamen Wohnungen leid, die wie eine irrende Heerde weit zerstreut in Wald und Gebirge umherlagen. Sie siedelten sich um die Kirche und Pfarrei auf dem alten Berge nachbarlich zusammen; und so entstand das Dorf, welches noch heute den Namen Altenberga führt.

Jenes Bethaus ist das erste und älteste, welches Bonifacius in Thüringen gegründet hat, und so zu sagen die Mutter aller jener Dorfkirchlein und Capellen, die mit ihren spitzen Thürmchen zwischen Wald- und Wiesengrün hervor dem Wanderer so freundlich entgegenschauen. Und überall, wo eine Hütte Gottes steht, sieht man die Hütten der Menschen um sie versammelt, wie die Küchlein um die Glucke. Mit mütterlich hütendem Auge blickt sie auf alle herunter; ihr Stimme geht den Menschen alle Stunden nach und bringt in all ihr Thun und Treiben Maß und Regel. Wenn der schattende Abend hereinsinkt, ruft sie mit dem Feierglöckchen ihre müden Kinder vom Felde heim: „Kehret wieder, Menschenkinder!“ und wenn der lichte Sonntagsmorgen über die Berge heraufsteigt, ladet sie ihre Gäste zu Mahle, das Gott bereitet hat: „Kommt, es ist alles bereit.“ Die Erde hat eine lieblichere Gestalt gewonnen, und das Leben ist sanfter, stil-

niger und inniger geworden, seit das Wort Gottes Wohnung genommen hat unter den Menschen. Bonifacius war nun kein Fremdling mehr im heidnischen Lande, sondern konnte wie die Kinder Korah im 84. Psalmen sprechen: „Der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hegen, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott!“ Die Kirche zu Altenberga wurde der Sammelplatz der Gläubigen aus der Nähe und Ferne, und ihre Zahl mehrte sich von Tag zu Tage, so daß das Gotteshaus ihre Menge zuletzt nicht fassen konnte. Dessen freute sich Bonifacius von Herzen und nahm wieder seine frühere Gewohnheit an: er trat aus dem Tempel, von Menschenhänden gemacht, hinaus unter den offenen Himmel und predigte allda der Gemeinde, die sich um ihn her auf dem Grase gelagert hatte.

Diese Gottesdienste hatten aber eine seltsame Störung zu erleiden. Rings herum stand noch dichter Wald, in welchem zahllose Raben, Krähen und Dohlen ihre Nester hatten. Die zogen des Morgens in Gesellschaft aus, ihre Nahrung auf den Feldern zu suchen; und wenn der Tag zu Küste ging, flogen sie in gedrängten Schaaren wieder der Waldung zu, wobei sie, wie es die Sitte dieser Vögel ist, ein lautes und anhaltendes Geschrei erhoben, so daß man kein Wort vor solchem Lärmen

nehmen konnte. Damit machten ſie dem Prediger und ſeinen Zuhörern täglich viel Ungemach. Da Bonifacius nun gegen dieſes Uebel ſich nicht zu helfen wußte, war er nicht blöde gegen den, der ihm ſchon zu gößeren Dingen willig geweſen, und bat Gott, daß er dem Gevögel gebieten möchte, von dieſer Stätte zu weichen. Seit der Zeit verſtummten jene Schreier und ließen in ſelbiger Gegend ſich nicht mehr hören noch ſehen. Damit ſoll uns wohl die Lehre gegeben werden, daß, wer einherzieht der Wahrheit zu gut, ſich nicht ſoll irren oder ſchrecken laſſen durch das Geſchrei der unvernünftigen Geiſter. Denn alle übeln Stimmen müſſen doch einmal verſtummen, aber die Wahrheit tönet kräftiglich fort und kommt zu ihrem Rechte. Es rühmen ſich wohl in unſern Tagen die loſen Spötter wider die himmliſche Weisheit: „Unſere Zunge ſoll überhand nehmen! uns gebühret zu reden! wer iſt unſer Herr?“ Aber der Herr, welcher den Sadducäern das Maul ſtopfte und den böſen Geiſtern gebot: „Verſtummet“ (Luc. 4, 35.)! hat auch ſeinen Dienern Verheißung gegeben: „Ich will Hülfe ſchaffen, daß man getroſt lehren ſoll“ (Pſ. 12, 5. 6.).

Nach dieſem zog Bonifacius weiter gen Oſten und kam an ein Flüßchen, welches die Ohra heißt. Und da es Abend ward, ließ er ſein Gezelt auf-

ſchlagen und übernachtete daſelbſt. Und da er entſchlummert war, däuchte ihm im Traume, er ſähe ein Licht vom Himmel ſtrahlen und den Ort umleuchten, da er ruhete; und in dem Lichte erſchien ihm der ſtreitbare Erzengel Michael, der redete zu ihm und ſtärkte ihn in dem Herrn. Und da der Morgen kam, ſtand Bonifacius auf, brachte Gott ſein Dankgebet und feierte mit ſeinen Begleitern an derſelben Stätte einen Gottesdienſt. Dann befahl er dem Diener, das Frühmahl anzurichten. Der Diener erwiederte: „Herr, aller Vorrath iſt aufgezehrt, und wo ſollen wir Speiſe hernehmen in dieſer einſamen Gegend?“ Bonifacius ſah ihm mit heiterer Miene ins Geſicht und ſprach: „Alſo meineſt du, mein Lieber, daß der, welcher einſt in der Wüſte eine ſo große Menge des Volkes vierzig Jahre lang mit Manna vom Himmel geſpeiſet hat, nicht auch mir, ſeinem unwürdigen Knechte, auf einen Tag könnte Speiſe geben? Decke, ſage ich dir, den Tiſch!“ Der Diener that, wie ihm ſein Herr befohlen hatte; und ſiehe, kaum hatte er das vollbracht, da kam ein Vogel geflogen, der trug einen großen Fiſch in ſeinem Schnabel und ließ ihn grade vor dem Tiſche niederfallen. Bonifacius dankte der Güte des himmliſchen Verſorgers, der auch in der Wüſte Speiſe giebt denen, die ihn fürchten. Der Diener aber griff freudig nach dem

Fiſche, der noch am Boden zappelte, und machte ihn zurecht. Darnach ſetzte ſich der Mann Gottes mit ſeinen Gefährten zum Mahle, und ſie wurden alle ſatt, und das übrig Gebliebene warfen ſie in den Fluß, den Fiſchen zu gut.

Wie ſie nun weiter gezogen, erkundigte ſich Bonifacius bei den nächſten Bewohnern dieſer Gegenden, wem der Ort gehörte, wo er die himmliſche Erſcheinung gehabt hatte. Man ſagte ihm: „Herrn Hugo dem Aelteren.“ Bonifacius ward ſehr froh, als er dieſen Namen hörte, denn der Mann, welcher alſo hieß, war ihm wohlbekannt und befreundet, da er ihn vor nicht langer Zeit zum Glauben bekehrt und in der Kirche zu Altenberga getauft hatte. Er ging alſo hin und erſuchte ihn, daß er ihm jenen Ort am Ohraſluſſe zur Gründung einer Kirche überlaſſen möchte. Herr Hugo willigte mit Freuden darein und übergab, der erſte aller Thüringer, dem ehrwürdigen Biſchofe ſein erbliches Eigenthum. Dieſem frommen Beiſpiele folgten Albot und mehrere andere Edle, deren Grundſtücke an jene Stätte gränzten und gaben ſie willigliſch dem Herrn zum Dienſt und Opfer. Wie nun Bonifacius mit ſeinen Freunden wieder dahin kam, ſäuberten ſie die Gegend von Bäumen und Geſtrüpp, machten das Land wohnbar und ließen eine Kirche daſelbſt aufbauen, deren Grundſtein der

heilige Biſchof ſelber legte, indem er ſie nach dem Erzengel St. Michael benannte, welcher ihm daſelbſt erſchienen war. So entſtand, wie uns die Chroniken berichten, die Kirche zu Ohrdruff. Neben dieſer Kirche richtete St. Bonifacius ein Kloſter her, in welches er eine einige und fromme Schaar von Dienern Gottes und Mönchen ſammelte, auf daß der Ort, wo ihn die Klarheit des Herrn umleuchtet hatte, zu einem Leuchter würde, von wo das Licht des Evangeliums weit hinausſchiene in die Finſterniß.

Darnach ſetzte Bonifacius ſeinen Stab weiter und kam zur Sachſenburg an der Unſtrut. Es wohnten daſelbſt viele wohlbegüterte und hoffährtige Leute. Da ſie ihn nun fragten, was er ihnen brächte, und er ihnen antwortete: „Ich bringe euch das gute Wort Gottes, welches kann eure Seelen ſelig machen," verachteten ſie den Reichthum der Gnade Gottes und ſprachen: „Worte haſt du ſchon genug gemacht; bringe uns lieber Geld, das können wir baß gebrauchen." Der Bote Gottes ſprach: „Die Rechte des Herrn ſind köſtlicher, denn Gold und viel feines Gold" (Pſ. 19, 11.). Sie aber verlachten ihn. Da ergrimmete der Heilige wie St. Petrus, der zu Simon dem Zauberer ſprach: „Daß du verdammet werdeſt mit deinem Gelde" (Apoſtg. 8, 20.), und verwünſchte alles Geld im

Lande zu Stein. Augenblicklich, so erzählt man sich unter dem Volke, verwandelte sich jeder Pfennig in eine steinerne Linse, und dergleichen findet man noch immer an der Sachsenburg und an der Arnsburg über dem Dorfe Seeg, auf der Hainleite, welche der Bonifaciusberg genannt wird, und das Volk nennt sie noch heutigen Tages Bonifaciuspfennige.

In eben dem Jahre, da Bonifacius die Kirche und das Kloster zu Ohrdruff gegründet hatte, kamen die heidnischen Sachsen über die Unstrut und brachen im thüringer Land ein. Sie verwüsteten die Felder und steckten die Dörfer in Brand. Wer sich zur Wehre setzte, den schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes, und wer ihnen lebendig in die Hände fiel, der wurde gebunden fortgeführt und mußte ihr Sclave sein, oder wohl gar am Opfersteine ihrer Götzen verbluten. Da kam Schrecken und Noth ins Land. Aus den offenen Ortschaften flohen die Einwohner in die Wälder und Berge. Die Felder blieben unbebaut und trugen keine Ernten. Aller Vorrath war von den fremden Gästen aufgezehrt oder hinweggebracht, und wer nicht reich genug war, sich aus fernen Gegenden mit Lebensmitteln zu versorgen, der litt Hunger und Elend. Da griff mancher zum Wanderstabe und suchte sich in der Fremde ein glücklicheres Flecklein Erde.

Aber Bonifacius blieb. Er wollte nicht ein Miethling ſein, der von der Heerde flieht, wenn der Wolf kommt. Als ein guter Hirte hätte er mit Freuden auch ſein Leben gelaſſen für die, welche der Herr in ſeine Hut und Pflege gegeben hatte; und da er ihr Leid nicht wenden konnte, wollte er es wenigſtens mit ihnen tragen. Nicht im Wohlſtande und Vergnügen, nicht in Sicherheit und irdiſcher Glückſeligkeit — erzählt uns ein alter Geſchichtſchreiber — ſondern in Hunger, in Blöße und in Mühſeligkeiten brachte Bonifacius ſein Leben hin. Nur eigener Hände Arbeit konnte ihn und ſeine Gefährten ernähren. Zuweilen mußten ſie ſich nebſt dem Volke, um den Verfolgungen der Sachſen zu entgehen, in die Stadt flüchten, bis die Feinde wieder vertrieben waren. Chriſten und Heiden ſchlugen ſich faſt in allen Dörfern herum, und ein großer Theil dieſer Gegenden wurde hierdurch in eine Einöde verwandelt.

Aber Gott ließ auf die erſehnte Hülfe nicht vergeblich warten. Der fränkiſche Hausmeier, Karl Martell, hatte von den Gewaltthaten der Sachſen Botſchaft erhalten; und er war nicht der Mann, der irgend eine Unbill der Feinde ungeſtraft hingehen ließ. Thüringen war zu jener Zeit den Franken unterthan. Daher eilte Karl mit einem Heere zu ihrem Schutze herbei, warf die Sachſen über

die Grenze zurück und gab den Thüringern wieder Frieden und Sicherheit.

Da nun die Straßen wieder frei waren, machte sich Bonifacius auf, seine Gemeinden in den verschiedenen Gauen Thüringens zu besuchen. Er ging hinaus wie ein Landmann, wenn das Ungewitter vorübergezogen ist, das verhagelte Saatfeld zu beschauen und die vom Sturme geknickten Bäume im Garten zu zählen. Manches Gehöfte, wo er sonst als Gastfreund eingezogen war, fand er jetzt öde und menschenleer; da schaute kein fröhliches Gesicht hervor und kein freundlicher Gruß rief ihn herein und traurig zog er vorüber. Unterweges begegnete ihm manch herrenloses Roß. Da und dort stand er an einem frisch aufgeworfenen Grabhügel still und betete ein Vaterunser. Seine Augen suchten manch liebes Dorf, wo er im vorigen Herbste die erste Kirchweihe gefeiert hatte, und fand es in Schutt und Asche liegen. Heimgekehrte Flüchtlinge irrten trübselig zwischen den Trümmerhaufen umher und zogen die halbverkohlten Reste ihrer Habe hervor. Manche von ihnen hatten aber noch schlimmeren Verlust als an Hab und Gut erlitten und Schaden genommen an ihrer Seele. Denn nicht wenige waren unter der Drangsal dieser Zeiten am Christenglauben irre geworden. Sie hielten das Unglück, das sie betroffen, für eine

Rache der alten Götter, die ſie durch ihren Abfall beleidiget hätten, und ſuchten ſie nun durch Opfer und Gelübde nach der Weiſe der Heiden zu verſöhnen.

Da mußte Bonifacius in vielen Gemeinden ſeine Arbeit wie von vorn anfangen. Es galt, das Verlorene zu ſuchen, die Verirrten zurückzuführen, die Wankenden zu ſtützen und zerſchlagene Herzen zu heilen. Und Bonifacius war, wie einſt Moſe, ein ſehr geplagter Mann. Er hätte mögen zu gleicher Zeit überall ſein, weil ſeine Hülfe, Rath und Zuſpruch allerorten von Nöthen waren, und wurde nun inne, ſein Amt und Werk ginge über eines Mannes Kraft. Oft mußte er da an das Wort Chriſti gedenken: „Die Ernte iſt groß, aber wenig ſind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er treue Arbeiter in ſeine Ernte ſende“ (Matth. 9, 38.).

Unter den Mitarbeitern des Bonifacius war ſein Lieblingsjünger Sturm, der Sohn vornehmer Eltern aus Baiernland, ein raſcher kühner Geiſt nach ſeines Meiſters Art, voller Kraft und Ausdauer und keinem Hinderniſſe weichend, ſo daß er den Namen mit Recht trug, den er hatte. Zu dieſem ſprach einſt Bonifacius: „Höre, mein Sohn, mache dich auf und ſiehe dich um im Heſſenlande und ſuche eine Stätte, die gut gelegen ſei, daß wir

daſelbſt ein Kloſter gründen, und wenn du eine ſolche gefunden haſt, ſo kehre wieder und ſage mirs."

Da nahm Sturm zween Gefährten mit ſich und zog dahin. Und ſie kamen in einen großen, dichten Buchenwald, der viele Meilen weit in die Länge und Breite ſich erſtreckte und von welchem jener ganze Landſtrich den Namen Buchonia führte. Aber die drei Männer fürchteten ſich nicht, ſo finſter und unwegſam er auch ausſah, ſchlugen ſich die Zweige aus dem Geſicht, die ihnen den Weg verſperrten, und wanderten mitten hinein. Nach etlichen Tagen kamen ſie an eine Stelle, die ſchien ihnen wohlgelegen für ein Kloſter. Es war an der Stelle, wo nachmals die Stadt Hersfeld erbauet ward. Daſelbſt hieben ſie Aeſte von den Bäumen und baueten ſich Hütten. Sie zogen ihre heiligen Bücher aus den Reiſeſäcken hervor und richteten ſich ein, gleich als ob das Kloſter ſchon fertig ſtünde. Bald laſen ſie wechſelsweiſe ihre Lectionen, bald betete und ſtudirte jeder für ſich in ſeiner Hütte, als ſäße er in der Kloſterzelle. Frühmahl und Nachtmahl genoſſen ſie gemeinſam. Der grüne Waldraſen und das hochgeſchwungene Blätterdach einer Buche war ihr Speiſeſaal; und wenn ſie das Morgen- und Abendlied ſangen, ſtimmten die Vögel im Walde munter ein; aus dem Dickichte trat dann verwundert der Hirſch hervor, ſchaute

ohne Furcht die friedsamen Gäste an und horchte mit Wohlgefallen ihrem Gesange zu. So genossen die Drei etliche Tage lang die Lust und Andacht der Waldeinsamkeit. Dann aber ließen sie ihre Laubhütten stehen und zogen wieder heim.

Als nun Sturm seinem Bischofe Bericht gegeben, welchen Ort sie gefunden und ausgewählt hätten, sprach dieser: „Mein Sohn, du hast den rechten nicht getroffen. Er liegt den Grenzen der wilden Sachsen allzunahe. Bauten wir dort ein Kloster hin, da hätten die Kinder Gottes keine sichere Zuflucht. Die Heiden würden es bald wieder der Erde gleich machen, und unsere Arbeit wäre umsonst gewesen. Ziehe noch einmal aus und halte dich weiter gegen Mittag. Dort muß die Stätte sein, die ich suche."

Der Jünger war über diese Weisung seines Meisters weder betroffen noch verdrossen. Mit willigem Sinne trat er seine Wanderung zum zweiten Male an; und als er mit seinen Gefährten die Stelle erreicht hatte, wo sie das vorige Mal sich angesiedelt, zog er, wie ihm befohlen war, weiter gen Mittag am Ufer der Fulda aufwärts. Und der Wald wurde immer dunkler und grausiger. Kein Weg und Steg, als den sich der Fuß gebahnt hatte. Tagelang begegnete ihnen in der Tiefe der Wildniß kein Wanderer, kein Hirt, kein Waidmann,

aber Gottlob, auch kein Räuber. Nur der Auerochs rauſchte manchmal tobend an ihnen vorüber, und Abends hörten ſie die Wölfe heulen. Dann legte das Eſelein, welches ihr Reiſegeräthe trug, bedenklich ſeine Ohren rückwärts und drängte ſich ſchüchtern an ſeinen Führer. Wo ſie Halt machten, ſammelten ſie dürres Holz und Reiſig, daran kein Mangel war, machten ein luſtiges Feuer an und bereiteten die Nachtkoſt. Dann umbaueten ſie ihren Eſel mit Scheitern, wie mit einem kleinen Stalle, worin er vor dem Anfalle wilder Thiere geſichert wäre. Sich ſelber aber befahlen ſie in Gottes Hand und ſchliefen dann ohne Sorgen, bis ſie in der Frühe des Tages die Amſel und Droſſel mit fröhlichem Schall erweckte.

Nach langer, mühſeliger Wanderung gelangten ſie in eine Gegend, welche ihnen ganz nach dem Sinne des Biſchofs gelegen ſchien. Es war das weitgeöffnete, von der Fulda durchſtrömte Thal, welches jetzt die freundliche Stadt Fulda mit ihrem herrlichen Dome in ſeinem Schooße hält. Damals freilich war hier alles noch wild und rauh und waldig wie der ganze übrige Landſtrich. Aber eine alte Handelsſtraße ſchlang ſich durch dieſe Wildniß, auf welcher reiſende Kaufleute mit ihren Saumthieren häufig hin- und wiederzogen. Da rief Sturm mit Freuden: „Dies iſt der Ort! Hier müſſen fromme

Brüder dem Wanderer eine gastliche Herberge bereiten. Diese Straße ist ein Band, welches die Einsamkeit des Klosters mit dem Verkehr der Menschenwelt verknüpft. Die Bahnen sind schon gezeichnet, und der Weg bereitet, auf welchem die Boten Christi von hier hinausgehen unter die Völker."

Sie wandten nun wieder um und kehrten heimwärts. Sturm gab dem Bischofe Bericht, wie es mit ihrer Wanderung ergangen wäre, und beschrieb genau die Gelegenheit des Ortes, welchen er diesmal ausersehen hatte. Da antwortete ihm Bonifacius: „Lieber, Gott hat deine Schritte gelenkt, und es wird geschehen, wie du gesagt hast."

In kurzem war die fromme Brüderschaft gesammelt, welche zur Ansiedelung im Fuldathale sich bereit fand. Sturm führte sie zur Stelle. Und nun wurde im Urwalde plötzlich ein rüstiges Leben und Weben laut. Die Säge setzte den scharfen Zahn an die glatten Buchenstämme; das flinke Beil machte den gefallenen Riesen den Garaus und hieb alles kurz und klein. Die Waldblumen wußten nicht, wie ihnen zu Muthe ward, nun die Sonne zum ersten Male ihnen in die Aeuglein schien, denn sie waren bisher eines Sonnenschirmes gewohnt gewesen. Aber Fuchs und Luchs, Dachs und Iltis hatten sich schon in aller Stille davon gemacht und ein ungestörteres Revier gesucht.

Wer ein paar Jahre ſpäter in dieſe Gegend kam, der erkannte ſie nicht mehr. Wo früher nichts als Wald geweſen, da erhob ſich jetzt ein großes, ſtattliches Gebäude, umgeben von Gärten, Wieſen und Feldern. Es war die Abtei zu Fulda. In ſo kurzer Zeit hatte der rührige Fleiß der Kloſterbrüder die Einöde in ein fruchtbares, blühendes Gelände verwandelt und gewann ihr noch von Jahr zu Jahr mehr Boden ab. Mittlerweile hatte Sturm auf das Geheiß ſeines Biſchofs eine große Reiſe vollbracht. Er war in Italien geweſen und hatte ſich die Einrichtung der dortigen Klöſter angeſehen. Als er nun zurückkam, ſetzte ihn Bonifacius zum Abt über das neue Kloſter Fulda und hieß es ihn ſo einrichten, wie er es in den beſten Anſtalten dieſer Art gefunden hätte. Sturm gab ſeinen Mönchen die Ordensregel der Benedictiner, d. h., er ſchrieb ihnen diejenige Lebensweiſe vor, welche vor zwei Jahrhunderten ein frommer Einſiedler in Italien, Namens Benedictus, erfunden hatte. Sie beruhte auf der alten Chriſtenregel: „Bete und arbeite!“ Gemeinſamer Geſang und Gebet wechſelten mit Studiren in den Zellen, mit Unterweiſung der Jugend und mit Handarbeiten in Feld und Flur oder in den Werkſtätten des Kloſters; und dieſe Beſchäftigungen waren in regelmäßiger Folge in den ganzen Tag und einen Theil der Nacht ver-

theilt. So wurde dieser Ort zu einer Lehr- und Uebungsstätte frommer und nützlicher Menschen. Insonders ließ sich Sturm die Unterweisung der Mönche in der Gotteslehre angelegen sein; und wenn sie dann zum Predigtamte tüchtig geworden und die Priesterweihe empfangen, schickte er sie hinaus in die Gebiete der Heiden, ihnen das Evangelium zu verkünden, oder des Wortes Gottes zu pflegen unter den Gemeinden in der Zerstreuung. Die Uebrigen aber, welche daheim im Kloster blieben, dieneten auch der Sache des Herrn, ein jeglicher in seiner Weise. Manche beschäftigten sich damit, die heiligen Schriften und andere gute Bücher zierlich auf Pergament abzuschreiben. Nur dem mühsamen Fleiße jener kunstfertigen Schreiber in den Klöstern verdanken wir es, daß die Schriften der Propheten und Apostel und wie zur Zugabe auch manches menschliche Buch der Weisen und der Dichter der Vorzeit bis auf unsere Tage gelangt sind. Ihr Lob steht in der Bibel und soll von uns nicht vergessen werden: Meine Zunge ist ein Griffel eines guten Schreibers (Ps. 45, 2.). Mit besonderem Eifer aber widmeten sich die Mönche von Fulda der Unterweisung der Jugend. Selbst mächtige Herren und Gebieter übergaben ihre jungen Söhne der Lehre, Zucht und Pflege dieser geistlichen Väter. Wenn dann jene Fürstenkinder, zu

Jünglingen erwachsen, wieder in ihre Hofburg heimkehrten und die Herrschaft ihrer Väter antraten, da konnte man wohl an manchem von ihnen inne werden, wie das Evangelium zu allem guten Werke geschickt mache. Sie brachten in ihre rohe wilde Zeit ein Herz voll Weisheit, Milde und Gerechtigkeit mit, hatten keine Freude mehr an Krieg und Blutvergießen, wie ihre heidnischen Vorfahren, sondern liebten Werke des Friedens, gaben gute und weise Gesetze und waren darauf bedacht, daß ihr Volk unter ihrem Schutze ein geruhiges und stilles Leben führen möge in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

Die Abtei zu Fulda war ein Brünnlein im Walde, von wo die stillen klaren Wasser christlicher Erkenntniß und Gesittung durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes sich ergossen. So hatte es Bonifacius gewollt: und nun wißt ihr, was er im Sinne hatte, als er seinen geliebten Jünger nach Buchonien schickte, und warum er keine Gefahr und Mühe für zu groß hielt, um im Herzen Deutschlands solch ein Kloster zu gründen. Ihm selbst ging keine andere seiner zahlreichen Stiftungen über diese. Hier gedachte er dereinst im Alter von der Arbeit seines Apostelamtes auszuruhen und sein müdes Gebein in den Schooß dieser Friedens- und Segensstätte niederzulegen.

82.

St. Bonifacii Tod.

5. Juni.

Bonifacius war zu einem Alter gekommen, in welchem er ſich eine ehrenvolle Ruhe hätte gönnen dürfen. Statt deſſen bereitete er ſich zu einem neuen, faſt eben ſo ſchwierigen als gefahrvollen Unternehmen, mit welchem er gleichſam ſein ganzes Lebenswerk krönen und vollenden wollte. Es war nun ſechsunddreißig Jahre her, daß er von England, ſeinem Vaterlande, ausgezogen war, um dem frommen Willibrord in der Verkündigung des Evangeliums unter den wilden Frieſen zu helfen. Der Greis dachte noch oft mit Rührung an jene erſten jugendlichen Verſuche im Lehramt und an die erſten Pfleglinge ſeiner Liebe zu dem Herrn zurück. Willibrord war nun ſchon ſeit ſechzehn Jahren todt und die Verbreitung des Chriſtenthums in jenen Gegenden hatte ſeitdem nur geringe Fortſchritte gemacht. Bonifacius ſahe dort ein unvollendetes Werk ſtehen und beſchloß ebenda zu endigen, wo er einſt begonnen hatte. Um dieſem Vorhaben ausſchließlich ſich widmen zu können, nahm er darauf Bedacht, aller übrigen Geſchäfte und Aemter ſich zu entledigen. Auf ſein dringendes Anſuchen ernannte König Pipin mit Bewilligung des

Papſtes den wackern Lullus, ſeinen geliebten Schüler, zu ſeinem Nachfolger im Bisthum zu Mainz. Er ſelber ſetzte ihn vor einer Verſammlung der Geiſtlichen, die er zu dieſem Zwecke nach Mainz berufen, feierlich in ſein Amt ein, und ſo konnte er nun in der guten Zuverſicht von den Seinen ſcheiden, daß alles, was er bis dahin ſelber gepflanzt und verwaltet hatte, der Obhut eines frommen und weiſen Jüngers übergeben wäre. Seinem treuen Lullus vertraute er noch alle Sorgen ſeines liebevollen Herzens als das theuerſte Erbe. Denn er hatte wie aus göttlicher Eingebung das deutlichſte Vorgefühl, daß er von dieſer Reiſe nicht wiederkehren würde. „Was mich betrifft," ſprach er, „ſo verlangt mich darnach, meinen Vorſatz auszuführen und meine Pilgrimſchaft zu vollenden. Ich kann mich von der erſehnten Reiſe nicht entbinden, denn ſchon iſt die Zeit meines Abſcheidens vorhanden und der Tag meines Hingangs herbeigekommen; und bald, wenn das irdiſche Haus dieſes Leibes zerbrochen iſt, werde ich eingehen zu dem Kleinod der ewigen Vergeltung. Du aber, vielgeliebter Sohn, führe den Bau der Kirchen, den ich in Thüringen begonnen habe, ſeinem Ziele entgegen, rufe die Gemeinde von dem Abwege des Irrthums unabläſſig zurück, vollende den Bau der bereits begonnenen Baſilica an der Fulda und bringe dort-

hin meinen durch den Verlauf vieler Jahre gealterten Leib."

Dieser Rede fügte er noch weitere derartige Worte hinzu und sagte dann: „Sohn, sorge mit deiner weisen Umsicht für alles, was zu unserm Bedarf für diese Reise angeschafft werden muß; lege aber auch das linnene Tuch, in welches mein Leichnam eingewickelt werden soll, in die Truhe für meine Bücher." Ueber diese letzteren Worte brach Lullus in heftige Thränen aus. Der milde Greis aber brach dies Gespräch ab, als er sah, daß es seinem Freunde wehe thäte, und redete nun von andern Dingen.

Einige Tage darnach begab er sich mit denen, die er zu seinen Gefährten erlesen hatte, an den Rhein und trat in das Schiff. Ich brauche euch nicht zu sagen, wie viel Thränen ihm von denen nachgeweint wurden, die bei seiner Abfahrt am Ufer zurückblieben und voller Sehnsucht und banger Ahnung ihm nachsahen. Das Schiff aber glitt in raschem Lauf den schönen Strom hinab und entzog die Entwandernden nach kurzer Frist ihren Blicken. Erst fuhren sie zwischen grünen Ufern und sonnigen Hügeln hin, wo schon seit den Zeiten der altrömischen Kaiser die edelste Rebe deutschen Bodens gedeiht und jeden Abhang wie mit einem goldigen Netz umspinnt. Dann gestalteten

ſich die Berge zu beiden Seiten immer höher und ſchroffer. Aus ſteiler Höhe blickte manche ſtolze Burg, manch einſamer Wartthurm auf das Schiff-lein herunter. Mühſam wand ſich der eingeengte Strom zwiſchen finſtern Felſenwänden hindurch und wirbelte ungeduldig in wilden Strudeln, an denen die Ruderer nur mit Sorge und Mühe das Fahr-zeug glücklich vorüberlenkten. Weiterhin aber trat er in eine weit offene Landſchaft und goß ſeine Fluth zwiſchen niedrigen Ufern breit und gemächlich dahin. Die Schiffenden hatten nun eine ſanfte Fahrt und kamen an der alten, ſchönen Stadt Cöln vorüber. Als ſie aber zu der Stelle ge-langten, wo der Strom ſich in verſchiedene Arme theilt, hielten ſie ſich immer zur Rechten und fuhren endlich in einen breiten See, welcher in der Sprache der Frieſen Aelmeere hieß und heutigen Tages Zuyderſee genannt wird. Daſelbſt legten ſie am öſtlichen Ufer an und waren nun im Lande der Frieſen.

Es war ein Land, das keine Geſtalt noch Schöne hatte, und das Volk, welches darin wohnte, führte ein armes und mühſeliges Leben. Waſſer und Erde lagen an dieſen Küſtenſtrichen noch in hartem Kampfe mit einander, und das Menſchen-kind war wie zwiſchen die ſtreitenden Elemente hin-ein geworfen. Zweimal im Zeitraume eines Tages

und einer Nacht schwoll die Fluth des Meeres über das flache Gestade und verwandelte die Landschaft weit und breit in eine wallende See. Zweimal lief sie langsam wieder ab, um in regelmäßigen Fristen das alte Spiel zu wiederholen, so daß man zweifelhaft sein konnte, ob der Wohnsitz der Friesen eigentlich dem Lande oder dem Wasser angehöre. Um eine Zuflucht vor dieser täglichen Sündfluth zu haben, hatten die Friesen da und dort im Flachlande Hügel aufgeworfen, und zwar so hoch, daß ihren Beobachtungen zufolge auch die höchste Fluth ihren Gipfel nicht erreichte. Auf diesen von Menschenhänden gemachten Anhöhen oder Warfen hatte das arme Volk seine Wohnungen, seine Tempel. Dort hielt es seine Volksversammlungen, seine Opfer und sonstigen Verkehr. Während der Zeit der Fluth, wenn die Wasser das niedere Land bedeckten, war die ganze Bewohnerschaft auf den Warfen zusammengedrängt und hing gleichsam nur noch an den äußersten Spitzen der Erde. Wenn aber die Ebbe wieder eintrat, brachen sie fröhlich wie aus einem Hinterhalte hervor und suchten die Fische zu erhaschen, welche mit dem rückströmenden Gewässer das Meer wieder zu erreichen strebten. Fischfang wer ihr hauptsächlichster Erwerb. Denn es gab weder Vieh noch Wild, da es jenem an Weideplätzen, diesem an Gebüsch zum Verstecke

fehlte. Die ganze Lebensart der Friesen verkündete die Armuth ihres Landes. Ihre Netze flochten sie aus Rohr und Schilf. Ihr Getränk war das Regenwasser, welches sie in Gruben unter der Traufe ihres Daches auffingen. Zur Feuerung mußte ihnen der Schlamm ihrer Sümpfe dienen. Sie rafften ihn mit den Händen zusammen, drückten ihn aus, trockneten ihn darauf mehr durch den Wind als durch die Kraft der Sonnenwärme und steckten ihn dann in Brand, um daran ihre Speise zu kochen und ihre vom Nordwind durchschauerten Glieder zu erwärmen. Aecker und Triften konnten sie erst nach und nach unter vereinter Anstrengung dem Meere abgewinnen, indem sie gegen die anschwellende Fluth hohe Dämme aufwarfen, oder, wie sie es sinnreich bezeichneten, den goldenen Reifen um ihr Land legten. Hinter dieser Schutzwehr hat sich jener armselige Landstrich allmählig in ein fruchtbares Gelände voll blühender Auen und gesegneter Kornfelder verwandelt. Aber erst in Jahrhunderten langer Arbeit ist dem Menschen dieser Sieg gelungen. Denn immer von neuem durchbrachen die tobenden Fluthen jene Wälle und verschlangen oftmals nicht nur einzelne Dörfer und Städte, sondern ganze Gegenden mit ihren Bewohnern. Unter der endlosen Mühsal eines solchen Lebens blieben die Sitten der Friesen wild und rauh

und nahmen gleichsam den Trotz des Elementes an, mit welchem sie täglich im Kampf lagen. Darum hielten sie nächst den Sachsen, die ihre Nachbarn und Verwandten waren, am hartnäckigsten unter allen deutschen Völkerschaften am Dienste ihrer vaterländischen Götter. Menschenopfer waren auch bei ihnen gebräuchlich, und sie schonten nicht einmal derer, die ihres Fleisches und Blutes waren. Kindermord galt bei der Armuth des Landes für erlaubt. Eltern durften ihre neugebornen Kinder nach Belieben tödten oder den Göttern opfern. Aber ein Zug menschlichen Gefühls macht sich selbst in dieser Gräuelsitte noch bemerkbar. Kein Kind durfte dem Tode übergeben werden, wenn es schon an der Mutterbrust getrunken oder sonst welche Nahrung genossen hatte. Die erste Wohlthat, die es von Menschen empfangen hatte, gab ihm ein Anrecht auf alle übrigen.

So verhielt es sich mit den Sitten der Friesen. Bonifacius durchzog nun die einzelnen Gaue des Landes, predigte überall und baute an die Stelle heidnischer Opferplätze auf den Wa[illegible] christliche Kirchen. Und Gott segnete seinen Eifer und den Fleiß seines treuen Gehülfen Eobanus, also, daß in kurzer Zeit eine große Menge Männer, Weiber und Kinder sich zum Evangelium bekannten und die heilige Taufe empfingen.

Nun war Bonifacius an den Bach Bordau gekommen, welcher die Grenze zwischen den Ost- und Westfriesen zog. Dort ließ er die Gezelte aufschlagen und gedachte einige Tage allda zu rasten. Die Neugetauften aber entließ er hier in ihre Heimath und setzte ihnen einen Tag fest, auf welchem sie insgesammt wiederkehren sollten, damit er nach den Gebräuchen der Kirche die Hände auf sie legte und ihnen den Segen ertheilte. So blieb er mit seinen Gefährten im Lager allein zurück.

Der Tag der Firmung erschien. Die Morgenröthe stieg leuchtend vom Himmel auf, und die Priester standen schon im heiligen Schmucke, mit Festgewändern angethan und erwarteten die Gläubigen. Da zeigte sich in der Ferne eine Schaar Männer, mit hastigen Schritten auf das Lager zueilend. Aber man gewahrte bald, daß es nicht die Freunde waren, sondern Heiden, die in feindseliger Absicht mit geschwungenen Waffen und erhobenen Schilden daherkamen. Sogleich griffen auch die christlichen Jünglinge im Lager zu den Waffen und eilten hinaus, um die ehrwürdigen Väter gegen den andringenden Haufen zu vertheidigen. Da trat Bonifacius, von seinen Geistlichen umgeben, aus dem Zelte hervor. Das Evangelium in der Hand, blickte er mild und ruhig in das grausige Getümmel und rief seine Dienstmannen aus dem Streit zurück:

„Sehet ab vom Kampfe, liebe Diener," sprach er, „und leget eure Waffen weg, denn die heilige Schrift lehrt uns, daß wir nicht Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem vergelten sollen. Nun ist der langersehnte Tag gekommen und von selbst nahet die Zeit unseres Abscheidens. Seid darum stark in dem Herrn und nehmt seine gnädige Schickung dankbar auf! Hoffet auf ihn und er wird eure Seelen frei machen."

Auch zu den umstehenden Priestern und Diaconen wie zu den übrigen dem Dienste Gottes geweihten Männern redete er mahnend mit väterlichem Worte: „Ihr Männer, lieben Brüder, seid stark im Geiste und laßt euch nicht schrecken von denen, die den Leib tödten, weil sie die Seele, die ohn Ende währet, nicht mögen tödten. Darum frohlocket im Herrn und werfet den Anker eurer Hoffnung auf Gott, denn alsobald wird er euch den Lohn der ewigen Vergeltung geben und den Sitz anweisen in der himmlischen Halle bei den überirdischen Bewohnern, seinen Engeln. Lasset euch nicht durch die Lust an dieser Welt überwinden, sondern tretet hier standhaft dem plötzlichen Dräuen des Todes entgegen, damit ihr mit Christo herrschen könnt in Ewigkeit."

Während er noch so mit beredten Worten seine Schüler für die Krone des Märytrerthums begei-

sterte, drang schon der Haufe der Heiden mit Schwertern und allerlei Kriegsgeräth wüthend auf sie ein und befleckte sich mit dem Blute der Heiligen. Ueber ihre Leichen stürmten sie in die Zelte, plünderten sie aus und zogen mit der Beute davon. Dies geschah am 5. Juni im Jahre des Heils 755.

Als die friesischen Christen den Tod ihres Apostels und seiner Begleiter erfuhren, vereinigten sie sich zu einem Heere, überfielen die Heiden und schlugen sie in die Flucht. Dann begaben sie sich an den Ort, wo sie die Leichname der Märtyrer fanden. Es waren deren zwei und funfzig. Man brachte sie zu Schiffe und führte sie bei günstigem Winde nach Utrecht. Dort mit Hymnen und Psalmen empfangen, wurden sie in der zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit geweihten Kirche mit frommer Ehrfurcht beigesetzt. Nach etlicher Zeit trafen von Mainz die Boten des Bischofs Lullus ein, um den Leib des heiligen Bonifacius in Empfang zu nehmen. Unter heiligen Gesängen brachten diese nun die Reste des Vielbeweinten abermals zu Schiffe, und führten sie stromaufwärts gen Mainz, wo sie am dreißigsten Tage nach dem Heimgang dem tiefbetrübten Lullus die Leiche seines Meisters übergaben. Aber Lullus wagte nicht, dem letzten Willen des Verklärten entgegen zu handeln und brachte seine entseelte Hülle unter zahlreichem

Geleite an den Ort, welchen Bonifacius bei seinen Lebzeiten sich zur Ruhestätte ersehen hatte. Dort im Dome zu Fulda steht sein Grab bis auf den heutigen Tag. Jährlich begeht man allda den 5. Juni als den Todestag des Heiligen mit einem feierlichen Gottesdienste.

Winfred war er bei seiner Taufe genannt worden. Wyn bedeutet Kampf, und Fred heißt Friede. Durch Kampf und blutigen Tod ist er siegreich zum ewigen Frieden hindurch gedrungen. Uns aber, den Christen deutscher Nation, ist er ein Bonifacius d. i. ein Wohlthäter und Heilbringer geworden. „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach" (Hebr. 13, 7.).

83.

Des Teufels goldenes Haus.

Zu den heidnischen Friesen kam der Bischof St. Wolfram aus dem Frankenreiche und predigte ihnen das Evangelium. Ein Strahl der göttlichen Wahrheit drang auch in die Seele des Königs dieses Volkes, Radbots. Er stand eine Weile getheilten Herzens zwischen Christus und Belial. Da erschien ihm Satan, verkleidet in einen Engel des Lichts. Um sein Haupt trug er ein goldenes Dia-

dem mit köstlichem Gesteine, und sein Gewand war purpurn, mit Gold durchwirkt. Er sprach zu dem Könige: „Tapferster unter den Männern, wer hat dich also verführt, daß du abweichen willst von dem Fürsten der Götter? Wolle das nicht thun, sondern beharre bei dem, was du gelernt hast, und du sollst in goldene Häuser kommen, die ich dir in alle Ewigkeit zum Eigenthum geben will. Gehe morgen zu Wolfram, dem Lehrer der Christen, und befrage ihn, welches jene Wohnung der ewigen Klarheit sei, die er dir verspricht. Kann er sie dir nicht augenscheinlich darthun, dann mögen beide Theile Abgeordnete wählen, und ich will ihr Führer sein auf der Reise und will ihnen das goldene Haus zeigen und die schöne Wohnung, die ich dir bereitet.

Als Radbot erwachte und sich des Gesichts entsann, machte er sich eilend zum heiligen Wolfram auf und erzählte, was er im Traume gesehen und gehört hatte. Wolfram sagte: „Es ist der höllische Versucher gewesen, der dir erschienen ist. Traue ihm nicht, er will deine Seele mit einem Gaukelspiel berücken.“

Radbot aber sprach: „Ich will ein Christ werden, wenn dein Gott mir jene Wohnung zeigt, die du den Gläubigen versprochen hast.“ Wolfram erwiederte: „Du kannst sie nicht schauen, du glaubest

denn zuvor.“ Darauf sagte der Fürst: „So geschehe, wie jener mir gesagt hat.“

Also wurde ein Friese aus des Königs Gefolge und ein Diacon aus des Bischofs Gefährten abgeordnet; die gingen vor die Stadt hinaus, und als sie nicht weit von dannen gezogen, fanden sie Einen, der sich zu ihnen gesellte mit den Worten: „Eilet schnell, denn ich zeige euch die schöne, dem Herzog Radbot bereitete Wohnung.“ Und er führte sie auf einer breiten Heerstraße, die war mit platten Marmelsteinen aller Art belegt, und stattlich große Bäume, die mit allerlei Früchten prangeten, standen an ihm entlang. Von ferne aber sahen sie ein Haus glänzen wie Gold, und der Weg, der zu ihm hinführte, ward immer anmuthiger, mit Gold und edlem Gestein gepflastert. Als sie nun an das Haus gelangten und hineintraten, sahen sie es von wunderbarer Schönheit und unglaublichem Glanze und in ihm einen Thron, groß und herrlich. Da sprach der Führer: „Das ist die dem Herzog Radbot bereitete Wohnung!“ Darauf sprach der Diaconus staunend: „Wenn das von Gott gemacht ward, wird es ewig bestehen; wenn aber vom Teufel, muß es schnell verschwinden.“ Indem er dies sprach, bezeichnete er sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes; und alsobald versank der Führer im Erdboden, das goldene Haus verschmolz zu einem Hau-

ſen Koth und die beiden Abgeordneten fanden ſich inmitten von Sümpfen ſtinkenden Waſſers voll langer Binſen und Geröhre. Sie mußten drei Tage lang einen unermeßlichen Weg zurücklegen, bis ſie mit Mühe und Noth die Stadt erreichten. Als ſie dort ankamen, war der Herzog todt. Der Frieſe aber, der jenes Wunder geſehen, war gläubig geworden und ließ ſich taufen. Er hieß mit Namen Sugomar.

„Laß Dich's nicht irren, ob einer reich wird, ob die Herrlichkeit ſeines Hauſes groß wird. Denn er wird nichts in ſeinem Sterben mitnehmen und ſeine Herrlichkeit wird ihm nicht nachfahren" (Pſ. 49, 17. 18.)."

„Ich fürchte aber, daß nicht, wie die Schlange Eva verführte mit ihrer Schalkheit, alſo auch eure Sinne verrücket werden von der Einfältigkeit in Chriſto" (2 Cor. 11, 3.).

84.

Wittekinds Taufe.

7. Januar.

Kaiſer Karl der Große führte einen langwierigen, ſchweren Krieg mit dem ſtarken Volke der Sachſen. Er wollte ſie mit Feuer und Schwert zu dem Herrn Chriſto bekehren: aber der Herr war nicht in dem Feuer und Erdbeben, welches dem ſtillen, ſanften Sauſen ſeines Wortes vorausging.

In mancher blutigen Schlacht darnieder geworfen, erhuben sich die Sachsen immer mit neuen Kräften, so lange ihr Herzog Wittekind an ihrer Spitze stund. Karl der allgewaltige hatte nach dreizehnjährigen Anstrengungen wider dies Volk noch nichts zu Stande gebracht.

Nun war es wieder Winter geworden und eine Waffenruhe eingetreten. Wittekind streifte am andern Ufer der Elbe in der Nähe des fränkischen Heeres umher. Da stieg in ihm das Verlangen auf zu erfahren, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Es war aus Eingebung Gottes, daß die Seele des Heiden je länger je mächtiger von der Sehnsucht Davids ergriffen ward, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen (Ps. 27, 4.).

Das Weihnachtsfest kam heran. Da hüllte sich Wittekind in Bettlerkleider und schlich sich beim Hereinbrechen des Morgenroths in das fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienste anschickten, und betrat die Kirche. Wie gar anders ging es da zu, als bei den heidnischen Opferfesten! Nicht Pferde und Rinder wurden abgeschlachtet, sondern andächtig knieete Kaiser Karl mit allen seinen Großen vor dem Altare, das Sacrament zu empfangen. Der Weihrauchduft wallte empor, und die Gesänge der Priester priesen

die geweihete Nacht, in welcher Gott der Welt seinen eingebornen Sohn gab.

Wittekind wurde tief ergriffen von der Herrlichkeit des Gottesdienstes der Christenheit. Seine Augen füllten sich mit Thränen. Er faltete stumm die Hände. Es war ihm, als ob das Christuskind im Schooße der Jungfrau ihm winkte und spräche: „Komm her zu mir!" Er warf sich vor dem Altare nieder, und als alle erstaunt ihn umringten, rief er: „Ich bin Wittekind, der Sachsenherzog! gebt auch mir die Taufe, daß ich ein Christ werde wie ihr!"

Da umarmte ihn Kaiser Karl, und lauter Jubel erscholl durch das Frankenheer: denn dieser Eine war ihnen mehr werth, als zehn gewonnene Schlachten. Der Kaiser hielt ihn, so lange er lebte, hoch in Ehren und gab ihm ein neues Wappenschild, indem er das schwarze Pferd ohne Zügel und Gebiß, welches Wittekind bis dahin in seinem Schilde geführt hatte, in ein weißes verwandelte, damit die weiße Farbe ein Zeichen seines aufrichtigen Glaubens und seiner Wiedergeburt durch Christum Jesum wäre.

Es gehet schon eine Seele in den Seilen der Liebe, an welchen sie der Vater zu Christo ziehet, wenn sie, wie St. Andreas und Wittekind, anhebt zu fragen: „Rabbi, wo bist du zur Herberge?" und

seine Einladung annimmt: „Kommet und sehet es“ (Joh. 1, 38. 39.). Dann läßt Er sie auch erfahren, daß Ein Tag in Seinen Vorhöfen besser ist, denn sonst tausend (Ps. 84, 11.). Ein Tag, mit Ihm verbracht, Ein Tag des Anschauns Seiner Herrlichkeit, der Versenkung in Ihn, der Hingebung an Ihn hat oft über ein ganzes Leben entschieden, und vielen ist er der erste Tag einer seligen Ewigkeit geworden.

85.

St. Meinhard.

Zur Zeit Karls des Großen lebte ein Graf Berthold von Zollern, ein Stammherr des hohenzollernschen Fürstenhauses. Dieser hatte einen Sohn, Meinhard oder Meginrad, welchen er in dem berühmten Kloster Reichenau, einer Stiftung des heiligen Pirmin, erziehen ließ; denn wiewohl er einem so reichen Hause und ritterlichen Geschlechte entstammte, war doch der Sinn dieses Knaben dem stillen und beschaulichen Leben des klösterlichen Standes zugewandt.

Zum Mann erwachsen, zog er sich mit Bewilligung seines Abtes auf den nahe bei Zürich gelegen Epelberg zurück, um in völliger Einsamkeit nur Gott und seinem Seelenheile zu leben. Eine gottes-

fürchtige Wittwe in Rapperswyl versah ihn mit dem Wenigen, dessen er zu seinem Lebensunterhalte bedurfte. Sieben Jahre verlebte er dort; da aber der Ruf seiner Frömmigkeit immer stärkeren Zulauf des Volkes herbeizog, machte Meinhard abermals sich auf und suchte sich einen andern Aufenthaltsort, bis er vier Meilen vom See zwischen Bergen eine kleine Hochebene fand, darauf man nicht ohne Gefahr kommen konnte. Allda entschloß er sich zu bleiben; und wie er unterwegs auf einem Baume ein Nest gewahrte, darin zwei verlassene junge Raben lagen, gedachte er daran, wie Gott der Allversorger das Schreien der jungen Raben hörte und nahm sie unter seinem Mantel mit sich. Er baute sich an Ort und Stelle eine neue Klause. Außer etlichen Kleidern und Gartengeräthen, einem Trinkgeschirr nebst dem Psalter und heiligen Evangelium hatte er nichts zu seinem Gebrauch. Kräuter, Wurzeln und Früchte des Waldes und der Kohl seines Gärtleins bei der Zelle waren seine Nahrung, und die beiden Raben seine Hausgenossen.

Sechs und zwanzig Jahre hatte er also in der Wildniß friedlich hingebracht, da geschah es, daß zwei lasterhafte Buben aus Nördlingen ob dem Ries von dem guten Manne hörten und der Teufel ihnen eingab, er hätte Geld und Gut bei sich. Sie fragten mit Fleiß dem Wege zu seiner Wohnung

nach und wanderten dahin mit dem Vorhaben, den Klausner zu ermorden. St. Meinhard stand vor dem Altare seiner Zelle und las die Messe. Da kam ein Engel Gottes und verkündete ihm: „Du wirst heute des Todes sterben müssen, aber sei getrost und unverzagt; der Herr ist mit dir.“ Meinard erschrak heftig, er legte sich kreuzweis vor den Altar, indem er Gott bat, daß er ihn stärkte. Mittlerweile kamen die Mörder vor die Zellenthüre, klopften an und riefen, daß man sie einließe. Meinard stand auf, ging hinaus und begrüßte sie mit den Worten: „Woher kommt, ihr Gesellen, so spät? Geht hinein und bittet, daß der Herr sich gnädig gegen euch erweise.“ Sie gingen in die Capelle, nicht um zu beten, sondern sich zu verabreden, wie sie ihr grausames Vorhaben am besten ausführen möchten. Darnach kamen sie wieder heraus. Der Einsiedler reichte ihnen jetzt seine Kutte und seinen Rock, setzte ihnen Brot und Wein vor und sprach: „Nehmet das von meiner Hand; sobald ihr erfüllet, weshalb ihr gekommen seid, könnet ihr selbst nehmen, was euch gut dünkt; denn ich weiß wohl, daß ihr mich umbringen wollt und bin gern bereit, dieses Leibes Hütte zu verlassen und zu meinem Herrn in die Herrlichkeit einzugehen. Sterben ist mir Gewinn, aber euch, ihr Aermsten, wird mein Tod keinen Gewinn bringen. Darum

warne ich euch, erwäget wohl, was ihr thut. Meinet nicht, daß dieſe Einſamkeit euer Verbrechen mit Finſterniß decke: Gott ſieht es!“ Die gottloſen Männer lachten zu dieſen Worten und entgegneten höhniſch: „Aber kein Menſch ſiehts, du Narr!“ Da hob der Heilige ſeine Hand zu den beiden Vögeln, welche auf den nächſten Zweigen unruhig hin und wieder hüpften und mit heiſerem Gekrächz ihr Mißtrauen gegen die fremden Gäſte zu erkennen gaben: „Dieſe Raben werden es verrathen!“

Aber die Mörder verachteten dieſe Rede wie eines Mannes, den die Todesfurcht wahnwitzig gemacht hätte. Sie erhoben ihre Knittel, fielen ihn an und ſchlugen ſo lange auf ihn ein, bis er den Geiſt aufgab. Dann rafften ſie die wenigen Habſeligkeiten ſeiner Zelle, was ihnen des Mitnehmens etwa werth ſchien, an ſich und eilten davon. Sie hatten aber nicht ſo bald die Schwelle der Klausnerhütte hinter ſich, ſo flogen die beiden Raben St. Mainards mit noch heftigerem Geſchrei als vorher aus den Lüften nieder und verfolgten die Buben gleich wie der Geiſt des Ermordeten, hackten und ſtießen mit ihren Schnäbeln auf ihre Häupter, folgten ihnen auf jedem Tritt und Schritt ohne Aufhören und ließen den Wald von ihrem Rufe wiederhallen. Es half den flüchtenden Böſewichtern nichts, daß ſie von Zeit zu Zeit ſich gegen ihre

Verfolger umkehrten und wüthend nach ihnen schlugen; die Raben vergaßen über dem Schmerz um ihren Nährherrn ihre angeborne Art, nahmen den Kampf mit ihnen auf und betäubten sie mit harten Flügelschlägen.

So erreichten die Männer mit Mühe und Noth die Thore von Zürich und athmeten erst auf, als sie gewahrten, wie die Vögel, des einsiedlerischen Lebens gewohnt, vor dem Getümmel der Reiter und Wagen und der Marktleute, die dort aus- und eingingen, abseits entwichen und von dem Gipfel eines Baumes ihnen nachsahen. Da tauchten jene in die Gassen der Stadt, zufriedenes Herzens, als wären sie Rachegeistern entronnen. Müde und hungrig vom angestrengten Lauf begaben sie sich in die Garküche am Markt und setzten sich zu Tische. Während sie dort am Mahle sich gütlich thaten, blickte der eine zufällig durchs Fenster und sahe die beiden Raben vor dem Hause hin- und wiederfliegen, stieß den andern an und sprach: „Schau, schau, da fliegen St. Meinhards Zeugen her!" Der Wirth, welchen dieses Wort des unheimlichen Gesellen in Verwunderung setzte, wie ihm auch das sonderbare Gebahren der beiden Vögel auffiel, schickte sofort zur Obrigkeit. Diese nahm die Beiden alsbald in ein scharfes Verhör und nöthigte ihren verworrenen Antworten das Geständniß ihrer bluti-

gen That ab. Sie büßten ihr Verbrechen auf dem Scheiterhaufen.

Der Leichnam des heiligen Meinhard wurde mit großen Ehren unter Wehklagen der Menge des Volkes, das ihn begleitete, in einem reich ausgestatteten Grabe beigesetzt. Die beiden Raben aber nisteten in der Nähe seiner Gruft, wo sie noch ein Menschenalter lang gesehen worden sind.

An der Stelle, wo des heiligen Meinhards Zelle stand, wurde ungefähr hundert Jahre später die noch bestehende berühmte Benedictiner-Abtei Einsiedeln errichtet, einer der besuchtesten Wallfahrtsorte des ganzen Abendlandes.

„Folge deinem Muthwillen nicht, ob du es gleich vermagst, und thue nicht, was dich gelüstet, und denke nicht, wer will mir es wehren. Denn der Herr, der oberste Rächer, wird es rächen" (Sir. 5, 2. 3.).

86.

St. Adalbert.

23. April.

St. Adalbert, Bischof von Prag, zog aus, um den Heiden im Preußenlande das Wort des Heils zu predigen; und der Geist des Herrn hatte ihm Mund und Weisheit gegeben. Seine Rede

war so lieblich und beweglich, daß selbst Thiere und Steine ihr lauschten. Aber es war ein halsstarriges Volk, härter denn Stein, dem er predigte. Sie sprachen zu ihm: „Es sei dir genug, daß du ungestraft dieses Land hast betreten dürfen. Wir haben alle Ein Gesetz und Eine Ordnung des Lebens; ihr aber, die ihr uns ein ander Gesetz bringen wollt, büßet es mit dem Leben, wenn ihr nicht noch heute das Land räumet." Es hatte aber St. Adalbert zween Gefährten mit sich: Gaudentius und Benedictus. Mit denen berieth er sich, was sie thun wollten und wurden mit einander eins, sie wollten ausharren und versuchen, ob der Herr ihnen an einem andern Orte eine Thür aufthun möchte. In der folgenden Nacht träumte Gaudentius, er sähe auf einem Altare halb mit Weine gefüllt einen goldenen Kelch stehen, und als er ihn ergreifen und leeren wollte, wehrete es ihm der Diener des Altars und sprach: „Dieser Becher ist für Adalbert auf morgen bestimmt." Diesen Traum erzählte er dem guten Gottesboten und bat ihn, wie Petrus den Herrn Jesum bat: „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nur nicht" (Matth. 16, 22.). Adalbert aber antwortete: „Füge es Gott, mein Sohn, daß deine Ahnung in Erfüllung gehe! doch soll man auf Träumen sich nicht zu sehr vertrauen."

Die Drei nahmen nun wieder ihren Wander-

ſtab zur Hand und traten unter Anſtimmen von Pſalmen und Hymnen ihren Weg an. Sie kamen durch einen dichten Wald, in welchem keine Spuren einer von Menſchenhand geführten Art zu bemerken waren. Um die Mittagsſtunde traten ſie auf ein freies Feld hervor, wo ſie das heilige Abendmahl begingen, hierauf etwas Speiſe zu ſich nahmen und ermüdet ſich ins Gras zur Ruhe legten; Adalbert einen Steinwurf weit entfernt von ſeinen Gefährten.

Nur kurze Zeit hatten ſie geruht, da erweckte ſie Hufſchlag und Geſchrei heranſprengender Reiter. Denn die Heiden hatten die Fremdlinge wohl im Auge behalten, und ihr Groll wider ſie war nur noch heftiger geworden, da dieſelben, wiewohl ohne es zu wiſſen, den heiligen Hain und das heilige Feld ihrer Götzen betreten hatten, welches bei dieſen Kindern der Finſterniß für ein todeswürdiges Verbrechen galt. Die drei Chriſten wurden gebunden hinweggeführt. Es war nicht ferne vom Strande der Oſtſee, wo noch jetzt die Trümmern von St. Adalberts Capelle ſtehen, in der Nähe des jetzigen Städtchens Fiſchhauſen. Adalberts Gefährten wehklageten, er aber tröſtete ſie: „Trauert nicht, lieben Brüder. Wiſſet, daß wir ſolches für den Herrn leiden, deſſen Tugend über alle Tugend, deſſen Schönheit über alle Zier, deſſen Gnade einzig, deſſen Macht unausſprechlich iſt. Was giebt es Ed-

leres, was Schöneres, als das süße Leben zu opfern für den süßesten Jesum.“ Während er also sprach, ergriff ihn ein heidnischer Priester mit großer Heftigkeit und führte ihn an einem Hügel empor. „Was willst du, Vater?“ sprach Adalbert. Jener aber schwang einen starken Speer und warf ihn durch Adalberts Brust, worauf noch andere herbei eilten und ihre Wuth im Blute des Heiligen kühlten. Von sieben Speeren durchbohrt stand er noch mit gen Himmel erhobenen Augen aufrecht und betete für das Heil seiner Mörder. Dann aber, nachdem man seine Bande gelöst hatte, fiel er mit ausgebreiteten Armen in Kreuzgestalt zur Erde. Aus sieben Wunden, nach der Aehnlichkeit des Heilandes, strömte sein Blut, und bald gab er den Geist auf, am 23. April, einem Freitage, des Jahres 997.

Von dem Schicksale seines Leichnams erzählt die Legende: Als der König von Polen Boleslaus Gorvin das Ende des Heiligen, seines lieben Gastfreundes, erfuhr, sandte er zu den Preußen mit dem Begehren: ihm den Leichnam des theuren Lehrers auszuliefern. Diese aber forderten, daß man ihnen zuvor so viel Goldes gebe, als der Leichnam schwer wäre. Der fromme König war damit zufrieden und sandte Gold die schwere Menge. Aber alles Gold des Königes war nicht vermögend, die

andere Wagschale, worauf der Leichnam des Martyrers lag, von der Erde zu heben. Da warfen die Gesandten des Königs noch alles Gold hinzu, welches sie an und bei sich hatten. Aber auch dieses reichte nicht zu; das Zünglein der Wage stand noch unbewegt; die Leiche des Geopferten wog alle Schätze auf; da sahe man recht vor Augen, wie der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn (Ps. 116, 15.). So kamen nun auch die Gläubigen der benachbarten Landschaften, welche St. Adalbert bekehrt und getauft hatte, und opferten aus Dankbarkeit ihr Gold in die Wagschale. Aber die andere Schale rührte und regte sich nicht, so daß man alle Hoffnung aufgab, daß man Gold genug herbeischaffen könnte, den Leichnam aufzuwägen. Da kam zuletzt ein armes altes Mütterchen, um auch ihr Scherflein beizutragen. Wars jene arme Wittwe, welche der Herr am Gotteskasten im Tempel sah? Sie hatte nur zwei Pfennige in ihrem ganzen Vermögen, die warf sie zu dem Golde, und siehe, alsobald sank die Schale mit Gewalt, und der Leichnam stieg so in die Höhe, daß man von dem Lösegelde ein Theil nach dem andern wieder hinwegnehmen mußte, das Gold, das der König gegeben und was die Gesandten hinzugelegt und was die Gemeinde der Gläubigen des Landes gebracht; und erst, als nichts

mehr auf der Schale lag, als die zwei Pfennige der armen Frau, da traten beide Wagschalen ins Gleichgewicht, und so ward der Leichnam des Heiligen aufgewogen.

Es war eines wie das andere die Gabe derselbigen Liebe: jener entseelte Leib, welchen der Blutzeuge Christi hingegeben als das Letzte, das er hatte, dem Herrn zum Opfer — und diese zween Pfennige, mit denen die fromme Greisin „von ihrer Armuth alle ihre Nahrung, die sie hatte, eingelegt" (Luc. 21, 4.). Daher wog die eine Gabe die andere auf.

87.

St. Norberts Gebet.

6. Mai.

St. Norbert, Erzbischof zu Magdeburg, kniete einst am Altare, er allein im weiten Gotteshause und betete mit leiser, niedergehaltener Stimme, es hätte ihn kaum verstehen mögen, wer neben ihm gestanden. Aber der zarte Ton seines Mundes wuchs je weiter und weiter zu einer mächtigen Stimme, welche schwellend und gewaltig durch die Straßen der Stadt ertönte, also daß die Leute in den fernsten Straßen aus ihren Häusern aufbrachen und dem Tone nachgehend zur Kirche strömten, zu

hören, was das wäre. So erzählt die Sage vom heiligen Norbert. Und ihr armen Diener des göttlichen Wortes, die ihr klaget und zaget: „Wer glaubet unsrer Predigt? Ich habe mich müde geschrieen, mein Hals ist heisch. Sie wollen deines Wortes nicht!" nehmet es zu Herzen, redet doch fleißig in der Stille mit eurem Gott um diese Sache am Altare und im Kämmerlein; saget es dem Herrn, wie ein Kind sein dringendstes Anliegen dem Vater ins Ohr sagt: Er kann ja den schwachen Odem eurer Gebete zum Brausen vom Himmel machen, als eines gewaltigen Windes, in welchem der heilige Geist kam, daß er euch große Menge zur Beute gebe und die Starken zum Raube.

88.

Heinrich der Löwe.

In jenen Zeiten, als viele streitbare Heere der Christenheit auszogen, das heilige Grab des Heilands aus den Händen der Ungläubigen wieder zu erobern, da ging mit den Kreuzfahrern auch ein Herzog von Braunschweig, Heinrich der Löwe benannt, in das gelobte Land. Eines Tages ritt er allein durch einen dichten Wald. Da hörte er ein ängstliches Gebrüll aus dem Dickichte, und wie

er ſich dahin den Weg gebahnt, ſah er einen Löwen von einer mächtig großen Schlange ganz umſtrickt und nahe am Erliegen. Da gedachte Heinrich ſeiner Ritterpflicht, dem Wehrloſen gegen den Unterdrücker und dem Edeln wider den Unedeln Beiſtand zu thun. Er zog ſein Schwert und löſte mit mächtigen Streichen den fürchterlichen Knoten, mit welchem das edle Thier umſtrickt war. Da er nun ſeines Weges weiter ritt, folgte der Löwe ſeinem Retter auf jedem Tritt und Schritt; er ſtand zur Seite im Gefecht, er lagerte ſich neben ſein Feldbett im Gezelte. Die Dankbarkeit hatte das freie Thier der Wildniß an ſeinen Wohlthäter gekettet; dieſe Zwei blieben fortan unzertrennlich. Wer nach Braunſchweig kommt, kann noch heute das Bild des dankbaren Löwen in Erz dort aufgeſtellt ſehen.

Menſchheit, erkenne dich in dem Bilde dieſes Löwen. Du auch biſt von einer Schlange umſtrickt geweſen, von einer gefährlicheren als jener, vom alten Drachen, welcher den Menſchen um das Paradies betrog; der ſchlaue Verführer, der da iſt ein Mörder von Anfang, hielt dich in ſeinen Schlingen, und zog dich dem Tod und ewigen Verderben entgegen. Aber der Sohn Gottes vom Himmel iſt für dich ins Mittel getreten und hat der alten Schlange den Kopf zerknirſcht und es für nichts

geachtet, ob ſie ihn dafür in die Ferſe ſteche. Du wareſt hilflos und unvermögend, dich dem Zwange der hölliſchen Mächte zu entziehn. Er aber hat dich erlöſt, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels. Was wirſt du thun? wirſt du thun wie jenes edle Thier? wird die Dankbarkeit dich heften an die Spuren deines Retters? wird die Liebe dich vermögen, deinem Erlöſer nachzufolgen?

Ach bilde du mich ganz nach deinem Sinne,
Und gieb, daß ich dich ja ſo lieb gewinne,
Daß ich dir folge, wo du nur gehſt hin,
Damit ich aller Orten bei dir bin.

89.

Der Tannhäuſer.

Ein altes deutſches Volkslied erzählet von einem Ritter, der Tannhäuſer genannt, der zog in der Frau Venus Berg, das große Wunder zu ſchauen, davon er gehört hatte. Als er aber ein Jahr lang bei den ſchönen Frauen verbracht hatte, ließ ihm ſein Gewiſſen keine Ruhe noch Freude mehr; er ſehnete ſich wieder aus dem Berge hinaus und begehrte Urlaub. Frau Venus wollte ihn nicht von ſich laſſen und mahnte ihn des Eides, den er ihr geſchworen, daß er nie von ihr weichen und laſſen wollte. Aber der Tannhäuſer widerſprach dem: „Solchen Schwur

habe ich nimmer gethan, deß ist Gott mein Zeuge!" Da suchte ihn Frau Venus mit Verheißungen zu locken: „Ihr sollt bei uns bleiben, edler Tannhäuser; frischet euer Leben und seid guter Dinge; ich will euch meiner Gespielen eine zum Weibe geben." Der Tannhäuser erwiederte: „Sollt ich ein ander Weib nehmen, als ich im Sinne habe, so muß ich in der Hölle Glut ewige Pein leiden." Sie sprach: „Was redest du mir viel von der Höllengluth? Hast du je hier anderes als Lust und Freude gespürt? Gedenk an meinen rothen Mund, der lacht zu allen Stunden." Der Ritter sprach: „Was sollte euer rother Mund mir helfen? er gilt mir für nichts! mein Leben ist krank worden vor Reue, ich kann nicht länger bleiben. Bei aller Frauen Ehre, gebt mir Urlaub!" — Als sie aber noch weiter in ihn drang und mit ihrem Zauber ihn bestricken wollte, schalt er sie eine Teufelin und rief die himmlischen Mächte um Beistand an. Da mußte Frau Venus ihn scheiden lassen.

Der Tannhäuser zog in schwerem Leid von dannen und pilgerte gen Rom zum Pabst Urban, dem wollte er alle seine Sünden beichten, damit ihm Buße auferlegt und seine Seele behalten würde. Als er aber dem Hohenpriester bekannte, daß er ein Jahr lang bei der Frau Venus im Berge gewesen, da erschrak und erzürnte dieser heftiglich und sprach:

„So wenig als dieſer dürre Stab, den ich in meiner Hand halte, wieder grünen wird, magſt du Vergebung deiner Sünden erhalten und ſelig werden.“ Der Tannhäuſer klagte: „Und hätte ich auch nur noch ein Jahr auf dieſer Erde leben ſollen, ſo wollt ich ſolche Reue und Buße gethan haben, daß ſich Gott erbarmet hätte!“

Da hat der Tannhäuſer in Jammer und Verzweiflung ſich hinweggewandt und iſt wieder in den teufeliſchen Berg gezogen, und die hölliſche Huldin hat ihn willkommen geheißen und, wie man einen langentbehrten Buhlen empfängt, mit offenen Armen aufgenommen.

Darnach aber, wohl auf den dritten Tag, hub der Stecken zu grünen an. Da erkannte der Papſt Gottes Urtheil und ſandte Boten in alle Lande aus, zu forſchen, wohin der Tannhäuſer gekommen wäre. Der aber war wieder in dem Berg, darinnen er nun bleiben muß bis zum jüngſten Tage, wo ihn Gott vielleicht anderswohin weiſen wird.

Kein Prieſter ſoll einem Menſchen Mißtroſt geben, ſondern wenn er ſich zu Reue und Buße erbietet, ihn der Vergebung ſeiner Sünden verſichern.

90.

St. Franciscus.

4. October.

Aus der Liebe zu Gott, welche sein ganzes Herz erfüllte und beseligte, liebte St. Franciscus alle Creaturen, nicht mit der Liebe eines Bewunderers oder eines Freundes, sondern mit der Liebe, womit ein älterer Bruder seine unmündigen Geschwister liebt. Oft nannte er sie seine Brüder und Schwestern; so traulich nahe stand er allem, was mit ihm aus der Hand desselben Schöpfers hervorgegangen und was mit ihm sich sehnete nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (Röm. 8, 21. 22.), zu welcher Christus alle Creatur erlöset hat; hinter jeder Hülle hörte er ein Herz schlagen, in welches der heilige Geist die Liebe Gottes ausgegossen, auf daß alles, was Odem hat, den Dreieinigen lobe. Mit kindlichem Ergötzen saß er zwischen den Blumen des Feldes, weil er in jeder den Wiederschein dessen erblickte, welcher aus der Wurzel Jesse hervorgegangen, und ließ sich mit ihnen in einfältig fromme Gespräche ein. Er trug die Würmchen aus dem Wege, damit sie der Fuß der Wanderer nicht zerträte, weil sein Heiland im zwei und zwanzigsten Psalmen geklaget hatte: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch.“ Den Bienen setzte er

in harten Wintern Wein vor, damit seine Kraft ihre erstarrenden Gliederchen durchwärme. Besonders aber hatte er die Lämmer lieb, und mehrmals kaufte er um eines seiner Kleider ein solches auf, das zum Verkaufe weggetragen wurde; so tief bewegte ihn bei ihrem Anblicke die Erinnerung an das Eine unschuldige und unbefleckte Lamm, das erwürget ist.

Und es war, als ob alle Creatur ihn wieder liebte, als ob ein Liebeszauber von seinem Herzen ausginge und die Geschöpfe ihrer menschenscheuen Natur in seiner Nähe vergessen mache. Er wandelte durch die Schöpfung, wie wenn sie wieder zum Garten Gottes geworden, darinnen der Mensch über alle Thiere herrschte durch die Macht des Bildes Gottes, der die Liebe ist. Davon haben uns seine Schüler, Thomas von Celano, Bonaventura und andere manche Erzählung hinterlassen, die, sei sie eine Geschichte oder ein Gedicht, immer einen so gar zarten lieblichen Sinn hat. Bei seinem ersten Auszuge kam der Heilige in die Nähe von Bevagno an einen Ort, wo viele Vögel verschiedener Gattungen sich versammelt hatten. Als er sie wahrnahm, ging er vom Wege ab und grüßte sie, als ob sie verständige Wesen wären. Sie aber harrten seiner insgesammt, wandten sich gegen ihn, und wie sie in den Büschen saßen, warteten sie, die Köpfe ge-

gegen ihn gerichtet, in ungewöhnlicher Weise, bis er ihnen nahe war. Nun sprach er zu ihnen: „Ihr, meine geflügelten Brüder, immer müßt ihr euren Schöpfer loben und ihn recht von Herzen lieben, der euch in Federn gekleidet, euch Flügel zum Fliegen gewährt und alle eure Nothdurft gegeben. Edel hat er euch vor seinen Creaturen gemacht und euch den Aufenthalt in der Reinheit der Luft gestattet, und ohne daß ihr zu sorgen braucht und ohne daß ihr säet und erntet, lenkt und erhält er euch.“ Als er dies und ein Mehreres redete, gebärdeten sich die Vögelein wunderbar: sie reckten die Hälse aus, dehnten die Flügel, öffneten den Schnabel und sahen ihn aufmerksam an. Er aber ging selbst verwundert mitten durch sie hindurch, strich einen um den andern mit seinem Gewande, und keiner bewegte sich von der Stelle, bis er das Zeichen des Kreuzes über sie gemacht und ihnen mit dem Segen die Erlaubniß zur Entfernung gegeben; und nun flogen alle davon. Seine Gefährten, die Brüder an der Straße, sahen erstaunt dem Vorgange zu, und als der einfältige herzensreine Mann zu ihnen gekommen, fing er an, sich Vorwürfe zu machen, daß er bisher zu den Vögeln nicht geredet habe.

Bald darauf kam er nach Alvianum, wo er das Volk auf der Straße versammelte und ihm

zu predigen begann. Umher an den Dächern aber waren die Schwalben mit ihrem Gezwitscher so laut, daß man ihn kaum zu hören im Stande war. Da sprach der Heilige zu ihnen: „Schwestern, ihr Schwalben da oben! ihr habt nun sattsam geredet, es ist Zeit, daß auch ich zu Worte komme; darum hört schweigend des Herrn Wort an, bis es geendigt ist. Alle, als ob sie ihn verstanden hätten, schwiegen und rührten sich nicht vom Orte.

Bei seiner Zelle in Portiuncula saß auf einem Feigenbaume eine Cicade, die ihn durch ihre Stimme öfter zum Gebet angeregt. Einst, als er ihr gerufen, kam sie auf seine Hand geflogen, und als er ihr gesagt: „Meine liebe Schwester Cicade, so lobe denn unsern Herrn, deinen Schöpfer, mit deinem Liede!" fing sie sogleich an zu schwirren und hörte nicht auf, bis sie auf sein Geheiß zu ihrer Stelle zurückgeflogen, wo sie denn acht Tage blieb und mit Kommen, Singen und Gehen ihm immer zu Willen war. Endlich sagte er zu seinen Gefährten: „Geben wir jetzt unsrer Schwester, der Cicade, Urlaub, denn lange genug hat sie uns vergnügt, und zum Lobe Gottes acht Tage lang uns angetrieben." Sogleich entfernte sie sich und ließ sich nicht mehr blicken, als ob sie sein Gebot nicht zu übertreten wagte.

Bei Greccia brachte ein Bruder dem Heiligen

einen lebendigen jungen Hasen, der eben in der Schlinge gefangen worden. St. Franciscus, bei seinem Anblick in Mitleiden bewegt, sprach zu ihm: „Bruder Häschen, komm zu mir! Wie hast du dich auch von der Schlinge berücken lassen?“ Als der Bruder darauf das Thier an die Erde setzte, daß es nach Belieben entfliehen konnte, sprang es am Lockenden hinauf, und verbarg sich in seinem Busen. Er aber hegte es dort mit Zärtlichkeit und liebkoste ihn gleich einer Mutter, und nach einiger Zeit, nachdem er ihm zugesprochen: „Häslein, nimm dich hinfort besser in Acht und laß dich nicht wieder fangen!“ setzte er es auf die Erde, damit es wegginge nach Belieben. Aber so oft er den Versuch wiederholte, immer kehrte es zu seinem Busen zurück, so daß er das Thier zuletzt von den Brüdern fern in den Wald tragen zu lassen sich genöthigt fand.

St. Franciscus litt eine Zeit lang an einem hartnäckigen Uebel. Die Aerzte erachteten für nöthig, ihm ein glühendes Eisen an die Schläfe zu legen. Der Heilige willigte ein, ließ sich das glührothe Eisen bringen, segnete es und sprach: „Bruder Feuer, vor allen hat dich der Herr schön und nützlich und kräftig herausgeschaffen; so sei mir denn auch in dieser Stunde zugethan, und Gott möge deinen Brand mir lindern, daß ich ihn ertragen könne. Das Eisen wurde angelegt und der Heilige

rief: „Lobt mit mir, ihr Brüder, den Allerhöchsten, ich spüre weder des Feuers Gluth noch einigen Schmerz."

Einst, als er verzückt im Geiste die Versicherung seines Heiles empfangen hatte, brach er, nachdem er wieder zu sich selbst gekommen, in die Strophen seines berühmten Sonnengesanges aus, welche der anwesende Bruder Leonard nach seinem Geheiße niederschrieb; sie lauteten also:

Höchster, Allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit, die Ehre und jegliche Benedeiung.
Dir allein gebühren sie,
Und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.

Gepriesen sei Gott, mein Herr, mit allen Creaturen, vornemlich mit unserm edlen Bruder, der Sonne,
Welcher den Tag wirkt und leuchtet durch sein Licht.
Und schön ist er, und strahlend in großem Glanze:
Von dir, o Herr, ist er das Sinnbild.

Gepriesen sei mein Herr, um unsrer Schwester willen, des Mondes, und um der Sterne willen,
Welche er am Himmel geformet hat klar und schön.

Gepriesen sei mein Herr, um unsers Bruders, des Windes, und um der Luft willen, und der Wolken, und der heiteren und jeglicher Zeiten,
Durch welche du allen Creaturen Erhaltung schenkest.

Gepriesen sei mein Herr, um unsrer Schwester willen, des Wassers,
Welche sehr nützlich ist und demüthig und köstlich und keusch.

Gepriesen sei mein Herr, um unsres Bruders willen, des Feuers, durch welchen du die Nacht erhellst:

Und er ist schön und freudig und sehr stark und gewaltig.

Gepriesen sei mein Herr, um unsrer Mutter willen, der Erde,
Die uns ernährt und beherrschet und mannigfaltige Früchte gebiert und farbige Blumen und Kräuter.

Preiset und benedeiet meinen Herrn und saget ihm Dank
Und dienet ihm in großer Demuth.

91.

Die Bienen.

Von den Bienen sagen die Leute, daß sie ein kluges und friedsames Volk seien. Wenn in der Familie eines Bienenwirthes Unfrieden herrsche, so werden die Bienen unruhig und ziehen am Ende fort. Mensch, sei langsam zum Zorn! Die unvernünftige Creatur mags nicht aushalten bei dir, wenn du den Gottesfrieden brichst, in dem sie lebet und webet.

Noch ein anderes wird im Volke von den Bienen erzählt zur Lehre und Warnung. Als Gott der Herr in sechs Tagen vollendet hatte Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heere und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken und segnete und heiligte ihn: rief er die Bienen vor sich und sprach: „Wollet ihr Theil haben an dem Segen der heiligen Ordnung, die ich dem Menschen

geſetzt habe, ſechs Tage arbeiten und am ſiebenten ruhen von eurer Arbeit, ſo ſoll euch die Kleeblüthe offen ſtehen, die da iſt die honigreichſte unter allen Blumen des Feldes. Wollet ihr aber auch am Sabbathe arbeiten, ſo müßt ihr der Süße des Klees entrathen. Die Bienen gingen mit einander zu Rathe, welches ſie erwählen ſollten. Da ſie aber fürchteten, ſie möchten nicht genug für ihre Nothdurft eintragen, wenn ſie jeden ſiebenten Tag feiern wollten, wurden ſie ſchlüſſig, lieber alle Tage nach Nahrung auszufliegen. Da verſchloß Gott der Herr die Kleeblüthe mit einem Deckel, damit kein Bienlein in ſeine Honigkammer eindringen könnte. Daher kommt es, daß man nimmer eine Biene am Klee ſitzen ſieht.

Wem ſoll man die thörichten Bienlein vergleichen? Du biſt damit gemeint, armer Thor, der du aus kleingläubiger Sorge der Nahrung den Sabbath des Herrn deinen Werktagen gleich machſt. Gott ſegnet Seinen Tag denen, die ihn heiligen. Weil du ihm dieſes nicht glaubeſt und zutraueſt, jagt dich der Geiz und die Gier ohne Ruhe und Raſt durchs Leben nach Gewinn auf Gewinn, nach Genuß auf Genuß, aber wie viel du auch gewinneſt und genießeſt: die Kleeblüthe der Tage mit dem verborgenen Schatz des Wortes Gottes, welches ſüßer iſt denn Honig und Honigſeim (Pſ. 19,

11.), bleibt dir verschlossen. Wenn du es wüßtest, wie süß sie ist; du würdest einen neuen Pact schließen mit dem Herrn des Sabbaths.

92.

St. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

19. November.

Da wird denn der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen (Matth. 25, 34 – 36.).

Unter diesen Gesegneten des Vaters unsers Herrn Jesu Christi wird einst auch St. Elisabeth stehen zu seiner Rechten und selig im Schauen erkennen, was sie hienieden im Glauben Ihm gethan hat. In Werken der Barmherzigkeit brachte sie alles, was sie hatte, sammt sich selbst dem Herrn zum Opfer. Täglich ging sie hinaus vor das Schloß, wo die Armen, die Lahmen, Krüppel und Blinden ihrer

warteten, und vertheilte ihre Gaben. Sie beſuchte die entfernteſten Hütten des Elendes und trug ſelber jedermann dar, was ihm noth war; und tröſtlicher, als die reichlichen Gaben ihrer Hand, war das ſanfte, liebreiche Erbarmen, von welchem ihr Herz und Lippen überfloſſen. Sie kleidete die Nackten mit Kleidern, die ſie ſelbſt für ſie bereitet hatte, und zum öftern gab ſie dazu den Mantel vom eigenen Leibe her. Sie hüllete die Geſtorbenen ins Sterbehemd und folgte in Andacht und Demuth ihrem Leichenbegängniſſe. Unter allen Unglücklichen aber widmete ſie ihre aufopferndſte Pflege denen, die ſie für die Elendeſten erachtete, den Ausſätzigen. Unter dieſen war einer, Namens Elias, deſſen Zuſtand ſo widerwärtig war, daß niemand mehr ſich mit ihm wollte zu thun machen. Da nahm die fromme Landgräfin ſich ſeiner um ſo ernſtlicher an und führte ihn, weil er ohne Obdach und Pflege war, hinauf in ihr fürſtliches Haus und legte ihn in das Bett ihres Mannes.

Es hatte aber ihre Schwieger, die ſtolze Landgräfin Sophia, die Liebeswerke ihrer Schnur ſtets mit ſchelen Augen angeſehen und ſolche Selbſterniedrigung einer Fürſtin ungeziemend geheißen. Als ſie nun ſahe, daß ihr Sohn ſein Bett mit einem Ausſätzigen theilen mußte, erzürnte ſie heftiglich. Juſt kehrte der junge Landgraf Ludwig von ſeiner

Reise in die Wartburg zurück, und kaum war er wieder daheim, als ihn seine Mutter beiseite nahm und sprach: „Komm mit mir, geliebter Sohn, ich will dir ein wunderlich und unleidliches Ding weisen. Er sprach erschrocken: „Was soll das heißen?" Sie antwortete: „So komm nur! du sollst jemand sehen, den deine Elisabeth mehr liebet als dich." Da nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn vor sein Bette und sprach: „Siehe, mein Sohn, wie die Aussätzigen und Unsaubern dein Bett beflecken und vergiften, dessen ich unlängst von ihr gewahr worden bin, daß es gar sehr mein mütterliches Herz beweget." Bei dieser Rede wallte der Zorn im Herzen des Landgrafen auf und er riß die Decke seines Bettes gewaltsam fort. Aber im selbigen Augenblicke öffnete der Herr ihm die innern Augen und er erblickte anstatt des Aussätzigen das Bild des gekreuzigten Jesus Christus auf seinem Lager ausgestreckt. Bei diesem Anblicke ergriff ihn und seine Mutter mächtiges Erstaunen. Er weinte inniglich, ohne fürs erste ein Wort vorbringen zu können, bis er seine Gemahlin erblickte, die ihm ganz leise gefolgt war, um seinen Zorn gegen den Aussätzigen zu besänftigen, und sprach also zu ihr: „Elisabeth, meine theure Schwester, gefalle es dir, mein Bett oft solchen Gästen zu bereiten; ich werde es dir vielen Dank wissen; und laß dich nie von

jemand in der Ausübung deiner Tugenden abhalten. Dann fiel er auf seine Knie nieder und betete: „Herr, erbarme dich meiner, ich armer Sünder bin unwürdig, all deine Wunder zu schauen; ich fühle dies gar zu wohl! aber stärke mich, Herr, daß ich ein Mensch nach deinem Herzen und deinem göttlichen Willen werde.

93.

Schmuck der Heiligen.

Christlicher Frauen Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen; sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott. Denn also haben sich auch vorzeiten die heiligen Weiber geschmückt, die ihre Hoffnung auf Gott setzten" (1 Petr. 3, 3—5.).

Nicht lange, nachdem Elisabeth mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen vermählt worden, an dessen Hofe sie schon von früher Kindheit her gelebt hatte, schickte ihr Vater, der König Andreas von Ungarn, eine Gesandtschaft zur Wartburg, in der Absicht, zu erfahren, wie es ihr erginge und ob sie wohl gehalten würde, denn es war ihm zu Ohren gekommen, daß sie ein armseliges Leben führte. Der Landgraf empfing die Gesandten mit großen

Ehren; aber es fiel ihm alsbald ein, daß seine Gemahlin nicht passend angethan wäre, um vor seinen Gästen zu erscheinen. Denn sie hatte ihre Hochzeitkleider schon zerschnitten, um sich hinfort so zu kleiden, wie es ihrer Demuth geziemlich schien. Auch war keine Zeit mehr vorhanden, um neue Gewande fertigen zu lassen. Daher eilte der Landgraf voller Sorge in ihr Zimmer und sagte: „Ach, theure Schwester, — denn sie pflegten sich wie Geschwister anzureden — da sind Männer vom Hofe deines Vaters gekommen, die sicherlich wissen wollen, wie du mit mir lebest und ob du fürstliches Gefolge habest. Wie aber wirst du vor ihnen erscheinen? Du gedenkest zu sehr der Armen und vergissest dich ganz. Du willst nur solch elende Kleider tragen, die uns Beiden Schande machen. Welcher Schimpf für mich, wenn sie in Ungarn sagen werden, daß ich dich Mangel an Kleidung leiden lasse, und in welchem beklagenswerthen Zustande sie dich gefunden haben; und doch kann ich dir jetzt keine andern anfertigen lassen, die deinem und meinem Stande geziemten. Da erwiderte sie sanft: „Mein theurer Herr und Bruder, laß dir daraus keine Sorge erwachsen, denn nimmer will ich meinen Ruhm in schönen Kleidern suchen. Ich werde mich bei den Rittern zu entschuldigen wissen und will sie so heiter und gefällig behandeln, daß ich ihnen

eben so gefallen werde, als prangte ich in schönster Kleiderpracht.“ Und sie betete sogleich zu Gott und flehte von ihm, daß er sie lieblich machte vor ihren Freunden. Dann kleidete sie sich, so gut sie vermochte, und ging zu ihrem Gemahl und den Gesandten ihres Vaters.

Ihre blühende Schönheit setzte die Versammelten in Erstaunen. Ihr Angesicht glänzte wie eines Engels; alles, was sie zu ihnen redete, dünkte sie süßer als Honig und alle, die sie sahen und hörten, fühlten ihre Herzen von der Holdseligkeit und Anmuth ihrer Sitten wie bezaubert. Was aber schier noch wunderbarer war, — die Fürstin erschien in aller Augen mit den prächtigsten Seidengewändern bekleidet und in einen Mantel gehüllt, der von azurblauem Sammet und mit Perlen von höchstem Werthe übersäet war, so daß die Herren von Ungarn bekannten, Frankreichs Königin könnte nicht so reich geschmückt sein. Als die Festlichkeiten beendet waren, eilte der Landgraf zu seiner Gemahlin und fragte noch voller Erstaunen, wie sie es angefangen hätte, sich also zu kleiden. Sie sprach mit süßer Demuth, lächelnd: „Also weiß es der Herr zu machen, wenn es ihm gefällt.“

Merke: „In deinem Schmuck gehen des Königs Töchter; die Braut steht zu deiner Rechten in eitel köstlichem Golde“ (Ps. 45, 10.).

94.

Amandus.

Der innig ſinnige Prediger, der Gottesminne Heinrich Suſo, genannt Amandus, d. i. der Liebenswerthe († 1365), war einſtmals im Geiſte entzückt und ſah ſich in der Engel Geſellſchaft; und ihrer einer, der ihm zunächſt ſtand, ſprach zu ihm: „Thue deine Hände hervor und ſiehe!“ Er ſtreckte die Hand aus und betrachtete ſie; da gewahrte er, daß mitten auf der Hand eine ſchöne rothe Roſe entſprang mit hübſchen grünen Blättern, und die Roſe wuchs und ward ſo groß, daß ſie die Hand bis an die Finger bedeckte, und ward ſo ſchön und lichtreich, daß ſie den Augen große Luſt brachte. Er kehrte die Hand um, außen und innen, da war es beiderhalb ein wonniglicher Anblick. Da ſprach er mit großer Verwunderung: „Eia, lieber Geſell, was bedeutet dieſes Geſicht?“ Der Jüngling antwortete: „Es bedeutet Leiden und Leiden und abermals Leiden, und das ſind die vier rothen Roſen an beiden Händen und Füßen.“ Da ſeufzete Suſo und ſprach: „Ach, lieber Herr, daß Leiden dem Menſchen ſo gar weh thut und es doch ihn geiſtlich ſo ſchön ziert, das iſt ein wunderlich Gefüge von Gott.“

Nicht lange nach dieſem Geſicht brach der Früh-

ling an, welchen der Engel ihm angesagt hatte. Die Leidensrosen gingen auf. Es kam ein boshaftes Gerücht unter die Leute über Amandus, daß er ein irrgläubiger und betrügerischer Mensch wäre; und dasselbige Geschelt nahm also überhand, daß er davor nicht länger bleiben konnte und die Stadt räumen mußte. Er zog den Rhein hinab in die Niederlande. Da ging es ihm nicht minder übel. Aber Gott ließ es an dieser schweren Prüfung nicht genug sein und machte des Leidwesens noch mehr. Er sandte ihm Siechtage zu. Der arme Gottesknecht lag in einem fremden Convent an einem starken Fieber darnieder. Zudem erwuchs ihm während dieser Krankheit ein besorgliches Geschwür inwendig nahe bei dem Herzen. Da er beides, von innen und außen, also hart bedrängt ward, kam er vor Noth und Schmerzen bis an den Tod, so daß ihm jedermann das Leben absprach. Sein Gesell, der an seinem Bette saß, sah ihn oft an, wann ihm die Seele würde ausgehen.

Während er so gar elend zu Bette lag, und seine Qualen ihn auch des Nachts nicht schlafen ließen, da begann er sich bei Gott zu befragen und sprach also: „Ach weh, lieber Gott, daß du meine kranke Natur so gar überladen mit bittern Leiden und mein Herz durchwundet mit großer Unehre und Schmach, die man mir anthut, und daß ich also mit bittrer Noth beides außen und innen umgeben

bin! Wann willst du an mir aufhören, milder Vater, und wann dünket es dich genug?"

Darauf nahm er, ob er sich daran zu trösten und zu stärken vermöchte, die tödtliche Angst zu Sinnen, welche der Herr Christus am Oelberge erlitten. In dieser Betrachtung kroch er mühsam von seinem Lager auf den Sessel, der da vor dem Bette stand, und saß also, denn die Pein, die ihm das Geschwür erregte, ließ ihn nicht länger liegen. Wie er nun so elendig dasaß, erschien ihm in einem Gesicht, wie eine große Schaar des himmlischen Ingesindes zu ihm käme in die Kammer, ihn zu erquicken; und die Engelschaar hob an zu singen einen himmlischen Reigen; das erklang so süßiglich in seinen Ohren, daß alle seine Natur gewandelt ward. Da sie also fröhlich sangen, und der siechе Mensch noch bekümmert und gebeugt dasaß, da trat einer der Jünglinge zu ihm und sprach gar gütlich: „Warum schweigst du? warum singest du nicht auch mit uns? Du kannst doch wohl den Himmelsgesang?" Da antwortete ihm Suso mit Seufzen: „Ach, siehest du nicht, wie weh mir ist? wo erfreute sich je ein sterbender Mensch? soll ich singen? ich singe jetzt den Leidensjammer. Sang ich je fröhlich, deß ist nun ein Ende, denn ich warte nur der Stunde meines Todes." Da sprach der Jüngling gar fröhlich: „Viriliter age! gehab dich wohl! sei fröhlich, dir

wird nicht solches; du wirst noch einen solchen Gesang bei deinen Lebtagen thun, davon Gott in seiner Herrlichkeit wird gelobt und mancher leidende Mensch wird getröstet werden."

Als Suso den Engel so tröstlich zu ihm reden hörte, überliefen ihm vor Wehmuth und Sehnsucht die Augen; er brach in heftiges Weinen aus und zuhand in der Stunde zerbrach das Geschwür in seiner Brust und fuhr von ihm, und er genas zur Stelle.

95.

St. Johannes von Nepomuk.

16. Mai.

In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebten zu Nepomuk, einer Stadt des Pilsner jetzt Klattauer Kreises im Böhmerland, zwei rechtschaffene und gottesfürchtige Leute, die, weder reich noch vornehm, doch nichts zu ihrem häuslichen Glück entbehrten, außer daß sie kein Kind hatten. Sie waren bereits in vorgerücktem Alter, da wurde ihnen ein Sohn gegeben, die Frucht langjähriger Gebete und Gelübde. Nach dem Beispiele des frommen Priesters Zacharias und der Elisabeth gaben sie dem Gnadenkinde den Namen Johannes. Bei seiner Geburt hatte man helle Flammen vom

Himmel herniedersteigen und das Haus, in welcher er zur Welt kam, mit lieblichen und unschädlichem Lichte umstrahlen gesehen. Es ruheten große Verheißungen auf dem Haupte dieses Knaben.

Sobald er auf die Schule kam, lernte er genau den Dienst bei der heiligen Messe, und er ließ sich seitdem durch nichts abhalten, täglich mit dem ersten Frühroth von der Stadt nach dem nahen Cistercienserkloster zu laufen und den Priestern am Altar zu dienen. Schon damals meinten verständige Männer, es wäre von dem kleinen Johannes dereinst Großes zu erwarten. Später wurde er von seinen Eltern auf die lateinische Schule nach Saatz (Zatec) gebracht, wo er sich in den Elementen der Wissenschaften unterrichtete und schon damals ein besonderes Gefallen an den Uebungen der Beredtsamkeit fand. Als es hier für ihn nichts mehr zu lernen gab, bezog er die Universität zu Prag, welche erst kurz zuvor im Jahre 1348 vom Kaiser Karl IV. gegründet worden, und brachte es durch seinen Fleiß in kurzem zum Magister der Philosophie und zum Doctor der Gottesgelahrtheit und des kanonischen Rechts.

Schon längst hatte Johannes den Beruf zum Priester in sich gefühlt. Nachdem er sich einen ganzen Monat hindurch von allen weltlichen Dingen zurückgezogen und mit Gebet, Fasten und Rei-

nigung des Gewissens den Segen Gottes erflehet hatte, empfing er die Weihen. Es währte nicht lange, so erfüllte der Ruf von der Eindringlichkeit und Gewalt seiner Predigten die ganze Stadt. Es wurde ihm daher die Stelle an der Teinkirche übertragen, und obwohl ihm hier so berühmte Prediger vorhergegangen waren, wie Konrad von Stiekna und Johann Wiliz, so waren diese doch ganz vergessen vor seiner Beredtsamkeit. Durch den Fleiß, die Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit des Johannes und das Ansehen, in welchem er bei allen stand, fand sich der Erzbischof bewogen, ihn zum Domherrn zu machen und ihm zugleich das Predigtamt der St. Veitskirche, dem Dom der Hauptstadt, zu übertragen. Der Hauptgegenstand seiner Predigten war die Beichte; dabei bekämpfte er mit strafenden Worten das zügellose Leben des Adels und des Hofs, die Trunkenheit, die Ueppigkeit und alle Laster jener verderbten Zeit und schilderte die vom Himmel dafür verhängten Strafen mit erschütternder Kraft. Auch der Kaiser Wenzel, welcher damals noch nicht in den Abgrund der Bosheit gesunken war, hörte ihn oft und gern und ließ sich, so harten und jähen Gemüthes er auch sonst war, in vielen Dingen von den Worten und dem Vorbild des heiligen Johannes leiten. Aus sonderlicher Gunst gedachte er ihm das erledigte Bisthum Leu-

tomisl zu geben. Johannes aber brachte ihn selbst von diesem Gedanken ab. Später wurde ihm die Propstei auf den Wissehrad angetragen, damals die erste Stelle im Reich nach dem Erzbischof, deren Einkünfte sich auf 800,000 ungarische Gulden beliefen. Er schlug sie gleichfalls aus. Nur das Amt des Almosenmeisters nahm er endlich vom König und der Königin an, damit ihm seine Bescheidenheit nicht als Undankbarkeit und Hochmuth ausgelegt würde.

Die Kaiserin Johanna, eine Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern und Holland, war eine durch Seelenreinheit, Unschuld, Frömmigkeit und andre königliche Tugenden ausgezeichnete Frau. Voller Verehrung und Vertrauen zu dem heiligen Manne, der über die Herzen seiner Hörer eine so ungewöhnliche Macht ausübte, wählte sie ihn zu ihrem Beichtvater. Die bedurfte reichlich der Tröstungen aus Gottes Wort. Denn ihr Gemahl überließ sich je länger je mehr den Antrieben seiner bösen Natur und verfolgte sie mit bitterem Haß. Zuletzt sah die Königin für sich auf Erden keinen Trost und keine Freude mehr; denn sie verabscheute seine täglichen Verbrechen und seine Grausamkeit, die so weit ging, daß er sich bei seinen Mahlzeiten zum Nachtisch an der Ermordung der Vornehmen ergötzte. Häufiger noch, als sie schon bisher gethan, besuchte sie die Kirche, beichtete unter Thränen auch

ihre kleinſten Fehler, kaſteiete ſich, pflegte der Armen und flehete Tag und Nacht zu Gott, daß er ihrem Gemahl einen beſſeren Sinn gebe. Wenzel, dem das fromme Beiſpiel ſeiner Gemahlin ein Stachel im Gewiſſen war, haßte ſie nur noch mehr darob. Es kam ihm jetzt das Gelüſt an zu wiſſen, was die Königin dem Prieſter beichtete, was ihre Sünden wären, was ſie von ihm dächte, ob ſie einen andern liebe und dergleichen, worauf Tyrannenargwohn zu kommen pflegt. Er berief daher den heiligen Johannes vor ſich und kam da nach mancherlei Hin- und Herreden auf die heilige Beichte zu ſprechen und wie die Frauen vor ihren Männern kein Geheimniß haben dürften. Er verſprach dem Johannes Schätze und Ehren und was er wollte, wenn er ihm mittheilte, was die Königin ihm gebeichtet hätte. Dieſer aber erſchrak vor ſolch boshaftiger Zumuthung und durch ſeine ernſte, freimüthige Rede brachte er den König vorläufig von ſeinem Vorhaben ab.

Nicht lange nachher geſchah es, daß der königliche Koch einen ſchlecht gebratenen Kapaunen auf die Tafel brachte. Darüber gerieth Wenzel in ſolche Wuth, daß er den Koch ſofort zu feſſeln befahl. Bleich vor Schrecken ſahen ſich die Höflinge an; aber keiner wagte Einſprache zu erheben. Johannes allein, der gerade im Schloß war und zu rechter

Zeit zu schweigen wie zu reden wußte, trat vor und machte dem Fürsten erst sanfte, dann kräftigere Vorstellungen. Aber wenig nur hatte er gesprochen, so ließ ihn der König in den untersten Kerker abführen, wo er mehrere Tage in Schmutz und Finsterniß, in Hunger und Durst zubringen mußte. Der Kerkermeister überbrachte ihm zu wiederholten Malen die Mahnung, sich durch Erfüllung dessen, warum der Kaiser ihn gebeten hätte, die Freiheit zu verschaffen. Aber nichts vermochte ihn dazu. Da erschien endlich ein Höfling, der ihn im Namen des Königs das Vorgefallene zu vergessen bat und ihn auf den andern Tag zur Tafel lud. Er stellte sich ein und abermals kam der König mit seinem Anliegen, drohete, schmeichelte, ließ nichts unversucht, ihn sich gefällig zu machen. Als aber der gewissenhafte Priester unerschütterlich blieb, brach abermals seine Wuth los, er ließ den Henker rufen, den er immer bei der Hand hatte und nur seinen Gevatter nannte, und befahl ihm und seinen Gesellen, den Mann auf die Folter zu spannen und mit brennenden Fackeln zu martern. Jedoch alle Qualen blieben hinter der Geduld und Standhaftigkeit des heiligen Johannes zurück; man mußte endlich mit der Folter aufhören. Der Kaiser gab ihn wieder los, und er, als wäre ihm nichts widerfahren, verschmerzte seine Martern in der Stille, ohne je-

mand etwas davon zu sagen. Sobald seine Wunden geheilt waren, ging er mit verstärktem Eifer seinen frommen Geschäften nach, um sich so zum Tode fertig zu machen, dessen Nähe er voraussah. Als er wieder im Dom predigte, da deutete er auf sich die Worte Christi: „Noch ein Kleines werdet ihr mich sehen!" und sagte mit heiterem Antlitz und bestimmten Worten seinen Tod voraus. Und wie erst einmal der himmlischen Offenbarung der Weg gebahnt war, da fing er nun auch an voll prophetischen Geistes unter Thränen den künftigen Zustand Böhmens und das nahe bevorstehende Unglück zu schildern. Zuletzt sagte er allen Lebewohl, bat namentlich die Prälaten und Domherren der Prager Kirche mit demüthigen Worten um Verzeihung und schloß so unter allgemeiner Trauer und Bestürzung.

Wenige Tage nachher machte der heilige Johannes eine Wallfahrt nach Boleslav (Bunzlau). Wie er Abends nach Prag heimkehrte, sah ihn Kaiser Wenzel, der gerade müßig aus dem Fenster schaute. Dem kommen jetzt plötzlich wieder die alten Gedanken über seine Gemahlin; er erinnert sich der wiederholten Abweisungen, die er von Johannes erfahren, und kann sich nun schon nicht mehr im Zügel halten. Augenblicklich läßt er ihn vor sich bringen und fährt ihn in seinem Jähzorn mit den Worten an: „Höre, Pfaff, du mußt sterben; wenn du nicht auf

der Stelle das, was mein Weib dir gebeichtet hat, mir genau berichtest, so ists um dich geschehen; bei Gott, du wirst Wasser schlucken müssen.“ Der heilige Johannes gab auf das hin nicht mit Worten, sondern mit Mienen seinen Abscheu kund. Er ward aber auch alsbald auf ein Zeichen des Königs ergriffen und in eine andere Kammer gebracht, Nachts auf die Moldaubrücke geschleppt, an Händen und Füßen gefesselt und in den Fluß hinabgestürzt. Das geschah am Tage vor Himmelfahrt, am 29. April 1383.

Der Kaiser hatte diese Unthat ganz geheim halten wollen. Aber himmlische Wunderzeichen, erzählt die Legende, thaten sogleich den Tod des Heiligen kund. Die Feuer und Flammen, welche den Gottgeliebten schon bei seiner Geburt bezeichnet hatten, umgaben ihn auch im Tode. Die ganze Moldau strahlte davon wieder. Unzählige, wunderbar helle Lichter sah man auf dem Flusse schwimmen, der gerade damals sehr angeschwollen und aus den Ufern getreten war; der Leichnam aber gleitete langsam den Strom hinab, wie zur Leichenfeier, von Lichtern begleitet. Ganz Prag strömte zu dem seltsamen Schauspiel herbei. Als es Tag ward, offenbarte sich die Ursache der wunderbaren Erscheinung: da lag auf dem Ufersande der entseelte Leib mit mildem Antlitz in seinem Gewande. Sogleich verbreitet sich die Kunde davon durch die ganze Stadt, und der

Mörder konnte nicht lange ungewiß bleiben. Als die Prager Domherren von dem grauenvollen Ereigniß hörten, ordneten sie sogleich einen feierlichen Bittgang an, brachten den Leichnam ihres Bruders vom Fluß nach der nächsten Kirche zum heiligen Kreuz und setzten ihn hier einstweilen bei, bis für ihn im Dom ein würdigeres Grab bereitet war. Diese fromme und zugleich muthige Gesinnung blieb nicht unbelohnt. Denn wie sie in der Veitskirche ein Grab gruben, fanden sie einen großen Schatz Gold und Silber und andere Kostbarkeiten die Menge, als hätte der Himmel ihnen Reichthum genug zuführen wollen, um dem Heiligen ein Grab zuzurichten, wie es selten Königen zu Theil wird. Aber drunten in der Kreuzkirche strömte eine zahllose Menge herbei, den Leichnam des geliebten Lehrers zu sehen. Da sah man erst recht, in welcher Verehrung Johannes bei dem Volke gestanden, da es ihm Hände und Füße küßte und mit seinen Thränen wusch. Und jetzt war alles zur Leichenfeier bereit: die Domherren, die gesammte Geistlichkeit ordneten eine Prozession und brachten, begleitet von der zahllosen Volksmenge, unter dem Läuten aller Glocken den Leichnam des Heiligen hinauf nach dem Radschin in den Dom. Man mußte hier dem Drängen des Volks nachgeben und den Sarg noch einmal öffnen. Zuletzt ward er, um doch einmal

ein Ende zu machen, unter Thränen bestattet. Aber die Königin Johanna, welche wußte, daß um ihretwillen der Heilige hatte den Tod erleiden müssen, fing seitdem an hinzuwelken und starb kinderlos am ersten Januar 1387.

96.

Weissagung des Johannes Huß.

6. Juli.

Als Johannes Huß auf dem Concilio zu Costnitz verbrannt wurde, rief er aus der Flamme heraus: „Jetzt bratet ihr eine Gans (Huß heißt auf böhmisch eine Gans): in hundert Jahren kommt ein Schwan, den sollt ihr ungebraten lan.“ Worauf Luther selbst sich berufen mit den Worten: „Huß hat von mir geweissaget. Und da solls auch bei bleiben, ob Gott will.“

97.

Der Traum Friedrichs des Weisen.

Als Luther am 31. October des Jahres 1517 zu Wittenberg seine ersten Theses wider den Ablaßhandel des Papstes anschlug, hielt sich der Churfürst Friedrich zu Schweinitz auf. Er hatte eben an diesem Tage sich gar müde zur Ruhe begeben und in die drittehalb Stunden geschlafen, da erwachte er

wieder und hatte allerlei Gedanken; unter andern auch diese, wie er morgen, als am Tage aller Heiligen, mit seinem ganzen Hofgesinde allen lieben Heiligen zu Ehren fasten und feiern wollte; und weil er auch des darauf folgenden Tages, als des Tages aller Seelen (2. November), voraus gedachte, betete er für alle Seelen im Fegfeuer, weil ers damals nicht besser wußte, darauf auch für sich und seine Räthe, und die ganze Landschaft, daß sie Gott in alle Wahrheit leiten und zur Seligkeit erhalten wollte.

Wie er nun nach Mitternacht wieder eingeschlafen, träumte ihm, wie Gott der Herr ihm einen Mönch von seinem, ehrbaren Angesicht zuschickte, welcher des Apostels Pauli Sohn wäre, und hatte derselbe aus Gottes Befehl zu Gefährten alle Heiligen Gottes, die für den Mönch Zeugniß ablegten, daß, was er thue und vornehme, von Gott sei. Derowegen begehrten sie von ihm, er möchte gestatten, daß jener etwas an die Schloßcapelle zu Wittenberg schriebe. Darauf der Churfürst durch seinen Kanzler sagen ließ: weil es Gott also haben wollte, könnte er es auch geschehen lassen. Auf dem fing der Mönch an zu schreiben, und machte so grobe Buchstaben, daß er sie zu Schweinitz erkennen konnte, hatte auch so eine lange Feder, daß sie mit der andern Spitze bis gen Rom reichte und

einem Löwen, der daselbst lagerte, mit dem Sturz in ein Ohr stach, so daß es am andern Ort wieder heraus ging. Ja es streckte sich die Feder an des Papstes dreifache Krone und stieß dieselbige dermaßen an, daß sie begann zu wanken. Darüber erschrak der gute Fürst und fuhr zu, um sie zu halten; und darob wachte er auf.

Bald aber war er wieder eingeschlafen, und abermals hatte er es mit dem Mönch zu thun, welcher immer noch fortschrieb und den Löwen weiter mit der Feder stach, daß er anhob gräulich zu brüllen und der Papst den Churfürsten anhielt, er sollte dem Mönche, weil er sich in seinem Lande aufhielte, den Unfug wehren; davon er zum andern Male aufwachte.

Abermals schläft er ein; da kommt ihm derselbige Mönch zum dritten Male vor. Er schrieb noch immer, und der Churfürst faßte sich jetzt ein Herz, ihm die Feder zu zerbrechen. Da er es aber versucht, hat sie also geknarret und gestarret, als wenn sie eisern wäre, davon ihm die Ohren weh thaten, also daß er von seinem Vorhaben abstehen mußte. Endlich — so däuchte ihm — hat er den Mönch fragen lassen: wo er zu dieser Feder gekommen? darauf er geantwortet: sie wäre von einer hundertjährigen böhmischen Gans, die ihm sein alter Schulmeister einstens verehret, zu seinem Gedächtniß

zu gebrauchen und zu behalten; daß ſie aber ſo feſt und ſtark, käme daher, daß man ihren Geiſt nicht nehmen, noch ihre Seele wie andere Federn herausziehen könnte. Als nun der Churfürſt bei ſich im Traume beſchloſſen, mit dieſem Mönche zu reden, iſt er zum dritten Male aufgewacht.

Der Fürſt bedachte bei ſich, dieſer Traum hätte gewiß etwas zu bedeuten, da er ihm oft vorgekommen, nahm ſich auch vor, ihn eheſtens ſeinem Beichtvater zu offenbaren; zuvor aber erzählte er ihn ſeinem Herrn Bruder, dem Herzog Johann, und dem Kanzler und befragte ſie, was ſie davon hielten. Dieſe waren darüber der Meinung und ſagten: „Nach dem gemeinen Sprichwort pflegen der Jungfrauen, gelehrter Leute und großer Herren Träume etwas zu bedeuten; allein was das ſei, wird man erſt weiſe nach etlicher Zeit, wenn ſich etwas zuträgt, daraus man Vermuthung nimmt und ſpricht: Siehe, darauf hat gewiß mein Traum gewieſen! Uebrigens ſollen Ew. Fürſtliche Gnaden dieſen Traum nur Gott befehlen. Denn obwohl Mönche ſelten etwas Gutes bei den Fürſten ausgerichtet, ſo iſt doch an dieſem Mönche das Beſte, daß er von Gott geſagt und von ihm zu ſchreiben Befehl hat, ſo wie, daß alle Heiligen für ihn als Zeugen eingetreten ſind. Darauf der Churfürſt geſagt: er hätte zwar auch ſeine Ge-

danken, die wollte er aufzeichnen und bei sich behalten, bis es die Zeit ergäbe, ob sie möchten eingetroffen haben.

98.

Der Traum des Myconius.

Der allbekannte päpstliche Ablaßprediger Johann Tetzel betrieb während voller zwei Jahre sein Wesen zu Annaberg, einer Stadt im Herzogthum Sachsen, welche erst vor kurzem gegründet und in Folge der ergiebigen Ausbeute der dortigen Silberbergwerke in schnellem Aufblühen begriffen war. Seine Predigten fanden bei der bethörten Menge so viel Eingang, daß niemand mehr an seiner Versicherung zweifelte: es gäbe keinen andern Weg, Vergebung der Sünden und das ewige Leben zu erlangen, als durch die Genugthuung durch gute Werke; da aber die zu leisten dem Menschen unmöglich wäre, so stünde nur dieser einzige Weg zum Heile offen, jene Genugthuung vom Papste zu Rom für Geld zu erkaufen. Um diesen Handel mit päpstlichen Ablaßbriefen recht in Schwung zu bringen, scheute der unverschämte Mönch sich nicht, das christliche Volk mit der Drohung zu erschrecken, er würde demnächst das Kreuz niederlegen und die geöffneten Himmelsthüren verschließen und nie mehr

würde es geschehen, daß Sündenvergebung und ewiges Leben jemals zu so geringem Preise erlangt werden könnten. Darum ermahnte er: „Jetzt ist der Tag des Heils! jetzt ist die angenehme Zeit! Ach versäume doch ja niemand seiner Seelen Seligkeit!“ Dazu ließ er öffentlich an den Straßen und Kirchen anschlagen, daß als ein Beweis besonderer Gunst gegen die Ergebenheit des deutschen Volks der Ablaß in seiner vollen Kraft nicht ferner zu einem so hohen Preis, wie im Anfang, sondern für einen geringeren zu haben sein sollte; und zum Schluß standen als Nachschrift die Worte: „Die Armen mögen es umsonst empfangen um Gottes willen.“

Zu dieser Zeit hielt sich zu St. Annaberg um der dortigen Schule willen Friedrich Myconius auf, der Sohn eines frommen, und wie man aus dem Nachfolgenden leichtlich ersehen wird, gotterleuchteten Mannes zu Lichtenfels in Franken, damals ein Jüngling von zwanzig Jahren, mit trefflichen Gaben und Kenntnissen ausgestattet, von guten Sitten und voll ernstlichen Verlangens nach dem Wohlgefallen Gottes. Dieser hatte den Predigten Tetzels stets mit so großer Aufmerksamkeit zugehört, daß er sie oft vollständig selbst unter Nachahmung seiner Gebärden und Aussprache wieder erzählen konnte, und zwar nicht scherzweise, sondern ganz ernsthaft.

Denn er vermeinte, dies wären wahrhaft göttliche Aussprüche, und was vom Papste gesendet würde, käme von Christo selbst zu uns. Aber bei weiterem Nachdenken darüber gerieth er in nicht geringe Verlegenheit. Sein Vater hatte ihn, da er noch ein Knabe, ja ein Kind war, die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser lernen lassen und zu fleißigem Gebete angehalten. Denn wir hätten alles von Gott, so hatte er ihn gelehrt, und der würde ihn auch gnädiglich führen, wenn er fleißig bete; ferner hatte er gesagt: das Blut Christi ist das Lösegeld für die Sünden der Welt, und jeder Christ muß den Glauben fassen, daß falls auch nur drei Menschen hoffen könnten, durch Christum selig zu werden, es zuverlässig gewiß sei, man sei selbst Einer unter diesen Dreien, denn es ist eine Schmach, die man dem Blute Christi anthut, in dieser Sache zu zweifeln. Ueber den päpstlichen Ablaß hatte er ihm gesagt: er wäre ein Netz, mit welchem den Einfältigen das Geld abgenommen würde, nimmermehr könnte Sündenvergebung und ewiges Leben für Geld erkauft werden; aber man dürfte solches ohne Beleidigung der Priester nicht aussprechen.

Die Erinnerung an diese väterlichen Aussprüche setzte den jungen Myconius, indem er sie mit dem, was er in den Predigten des Ablaßkrämers hörte, zusammenhielt, in große Verwirrung; denn er wußte

nicht, ob er dem Priester, oder seinem Vater glauben sollte. Daher gereichte es ihm zu besonderem Wohlgefallen und Herzenserleichterung, als Tetzel jenen päpstlichen Befehl aushing, welchem noch die Clausel hinzugefügt war: „Die Armen mögen es umsonst empfangen um Gottes willen." Denn nun glaubte er ja darin zu erkennen, daß auch in dem päpstlichen Ablasse die Ehre der alleinigen Gnade Jesu Christi, aus welcher, wie ihm der Vater gesagt hatte, alle Sündenvergebung flösse, genugsam gewahret wäre. Da nun nach dreien Tagen das Kreuz feierlich niedergelegt und die Stufen des Himmels abgebrochen werden sollten, wurde Myconius im Geiste fast unwiderstehlich angetrieben, den Commissarius anzutreten, und um einen für Arme bestimmten Ablaßzettel, durch welchen die Sünden umsonst vergeben würden, zu bitten. Er begab sich in das Haus Johann Pflogs, wo Tetzel mit seinen Begleitern sich befand, und bat in lateinischer Sprache die Commissarien, daß in Folge des angehefteten Befehles es ihm als einem Armen gestattet werden möchte, Vergebung von allen seinen Sünden umsonst um Gottes willen zu empfangen. Die Priester, über diese Anrede erstaunt, gingen schleunig aus dem Vorzimmer in das Gemach des Tetzel, stellten ihm das Anliegen des Jünglings vor und redeten selbst das Wort für ihn. Endlich nach

langer Berathung kehrten sie zurück mit der Antwort: „Mein Sohn, jenes Zugeständniß ist bereits aufgehoben und nichtig, und erklären die päpstlichen Befehle nur diejenigen für fähig und theilhaftig der reichen Güter des Ablasses, welche die hilfreiche Hand darbieten, d. h. Geld darreichen. Myconius erwiederte, wie nach dem vorliegenden Anschlagzettel derselbe heiligste Vater befohlen, daß es den Armen umsonst um Gottes willen geschenkt werden sollte; denn es stünde ausdrücklich der Zusatz dabei: Auf besonderen päpstlichen Befehl. Abermals gingen die Priester zu dem stolzen Mönch hinein und baten ihn, das Gesuch zu gewähren, sintemal der Bittsteller ein talentvoller, beredter junger Mann wäre und werth, daß ihm einige Wohlthat vor andern gestattet würde. Sie kehrten jedoch mit der Antwort von der hilfreichen Hand zurück. Da aber jener sich standhaft auf seine Armuth berief, boten sie ihm, damit ja die hilfreiche Hand nicht fehlte, einen Ablaßzettel an, wenn er auch nur einen Groschen gäbe. Seine Antwort war: „Ich habe keinen, ich bin arm.“ Sie boten ihm einen um sechs Pfennige an. Er antwortete abermals: „Ich besitze auch nicht einen Pfennig.“ Diese Standhaftigkeit setzte die Ablaßkrämer in große Verlegenheit. Sie zogen sich wiederum zur Berathung zurück und konnten lange nicht eins werden. Etliche aber waren der Meinung, man dürfte ihn

keinesfalls ohne Zettel gehen lassen, damit es nicht üble Auftritte gäbe, da die Clausel wirklich auf dem Anschlage stünde: „Den Armen umsonst.“ Andere blieben dabei: es wäre unerläßlich, daß jener etwas dafür dargäbe, damit nicht die Nachricht, man könnte Zettel umsonst bekommen, das ganze Geschäft in Verfall brächte.

Als sie nun genug berathen hatten, kamen sie wieder zu dem auf Bescheid Wartenden heraus und jemand bot ihm sechs Pfennige dar, die er den Commissarien geben möchte, so würde er St. Petri Kirche in Rom bauen und die Türken besiegen helfen und damit sich der Gnade Christi und des Ablasses theilhaftig machen. Myconius aber erwiederte, nicht ohne Antrieb des heiligen Geistes — denn er war von Natur schüchtern und die größten Geschenke würden ihn nicht zu einem solchen Unternehmen haben vermögen können, wenn ihn nicht der Durst nach der Gnade Gottes und Vergebung der Sünden getrieben hätte — mit großer Besonnenheit: „Wenn es mir um erkauften Ablaß zu thun gewesen wäre, so dürfte ich nur für diesen Zweck eins meiner Bücher verkauft haben; ich aber begehre den Ablaß umsonst und um Gottes willen; und die mir solches verweigern wollen, werden Gott Rechenschaft geben müssen, weil sie um sechs Pfennige willen das Heil einer Seele versäumet haben, welcher Gott

und der Papſt die Vergebung der Sünden zutheil werden laſſen will, die uns Chriſtus erworben und mitgetheilt hat. Abermals boten ſie ihm einen für ſechs Pfennige erkauften Zettel an, der ihm aber umſonſt zukommen ſollte. Da jedoch Myconius nach wie vor begehrte, entweder von demjenigen, welcher von dem Papſte Vollmacht hätte, Sünden umſonſt zu vergeben, ſeine Sünden ohne Geld vergeben zu haben, oder die Sache Gott zu befehlen: entließ man ihn, und Unmuths voll waren die Räuber der Heiligen.

In Thränen zerfließend ging der Jüngling nach ſeiner Wohnug zurück und flehete dabei, daß, da ihm jene die Gnade verweigert hätten um Geldes willen, Gott ſelber ſich ſeiner erbarmen und ihm aus Gnade die Sünde vergeben möchte. In ſeiner Wohnung angekommen, nahm er das Bild des Gekreuzigten, welches ſtets auf ſeinem Arbeitstiſche ſtand, ſtellte es auf die Bank und warf ſich davor auf die Erde. Der Geiſt der Gnade und des Gebetes ward über ihn ausgegoſſen in unausſprechlicher Weiſe. Er fühlte, indem er ſich ganz und gar Gott übergab, ſeine ganze Natur ſich verändern. Ein Widerwille gegen alles Geſchaffene kam in ſeine Seele; er war der Welt und dieſes Lebens ſatt und begehrte nur das Eine, mit Gott zu leben und Ihm zu gefallen. Drei Tage lang nahm er in Ueber-

legung, wie er eine Aenderung in seinen Lebensverhältnissen vornehmen wollte. Er hatte aber gehört von der verborgenen Heiligkeit und Unschuld des Mönchslebens, darinnen man Gott bei Tag und Nacht diente, abgeschieden von jedem Verderben der Welt, nüchtern, gerecht und keusch lebte unter Messehalten, Psalmensingen, Fasten und Gebet; und so viel er selbst davon gesehen, das bestärkte ihn nur in der Meinung, daß diese Lebensweise der sicherste Weg zur Seligkeit wäre. Er wandte sich an seinen Lehrer Andreas Staffelstein, den obersten Leiter der Annaberger Schule, und bat ihn in dieser wichtigen Angelegenheit um Rath. Unverzüglich rieth ihm dieser, das Franciscanerkloster zu beziehen und führte ihn, damit er nicht während eines längeren Verzugs seinen Entschluß ändern möchte, auf der Stelle zu den Mönchen, welche denn auch an Zureden und Versicherungen es nicht fehlen ließen, zumal sie aus dem Munde des Lehrers so viel Rühmliches und große Hoffnungen Erweckendes über diesen Jüngling vernommen. Er begehrte nur noch, daß er seinen Eltern sein Vorhaben zuvor mittheilen dürfe; denn sie waren Beide noch am Leben und er der einzige Sohn und Erbe. Jene Mönche aber erklärten: „Der heilige Hieronymus lehrt: Und wenn dein Vater dir in den Weg tritt und deine Mutter dir zu Füßen liegt, sollst du sie mit den

Füßen hinwegstoßen, verachten, und zum Kreuze Christi fliehen.“ Desgleichen sagten sie: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Dieses müßte alles zwingen, dringen und gebieten, daß man Mönch würde. Und da man ferner ihm vorhielt, er würde ewig nicht gerettet werden, wenn er die von oben her angebotene Gnade nicht augenblicklich ergriffe, gab er, wie er denn lieber gestorben wäre, als daß er Gottes Gnade hätte verscherzen wollen, auf der Stelle sein Wort: er wollte am dritten Tage wiederkehren und ein demüthiger, rechtschaffener, durchaus gottesfürchtiger Mönch werden.

Am 14. Juli im Jahre des Heils 1510 betrat Myconius das Kloster der Franciscaner. Sein Lehrer, einige seiner Mitschüler und etliche fromme Matronen gaben ihm das Geleite. Ehe er am Thor von ihnen schied, eröffnete er ihnen, was ihn zu diesem Schritte bewöge, nemlich die Absicht, Gott zu dienen und ihm in Ewigkeit zu gefallen, für seine Angehörige und alle Menschen um Vergebung ihrer Sünden zu bitten, so viel er vermöchte, vor allen Sünden sich zu hüten und als ein Büßender zu leben. Hierauf nahm er von ihnen Abschied. Alle wünschten ihm unter Thränen den Segen des Herrn an, und so trat er ins Kloster.

Zuerst führten ihn die Mönche in das Erho-

lungszimmer, bis das Zeichen zur Vesper gegeben wurde. Dann nahmen sie ihn mit zum Chor und zur Psalmodie, und zuletzt wurde er in eine neue Zelle geführt, woselbst er ein neues Lager von Stroh mit kleinen Kissen, welche aus einzelnen wollenen Läppchen zusammengesetzt waren, vorfand. Hieher wurde er auch nach dem Abendessen geführt und angewiesen, in seinen Kleidern zu schlafen.

Wie er allein war, warf er sich auf seine Kniee, befahl im inbrünstigen Gebet aus beklommenem Herzen sein Beginnen dem allmächtigen Gott, er möchte alles zum Besten lenken und nicht zulassen, daß er irgend etwas vornähme, was der Ehre Seines göttlichen Namens oder dem Heile seiner eigenen Seele zuwider wäre. Nachdem er so bei einer Stunde im Gebet verharret, legte er sich auf sein Lager, hüllte sich in eine wollene Decke, betete das Gebet des Herrn und entschlief. In dieser Nacht begnadigte ihn Gott mit einem denkwürdigen Traum, über welchen er später selbst in einem Briefe an seinen Freund D. Paul Eber folgenden Bericht gegeben.

„Wie ich nun so entschlummert war oder vielmehr im Schlafen wachte, sah ich mich in eine überaus wüste Einöde versetzt. Mein Auge gewahrte nichts als unabsehbare Wüste und ununterbrochen an einander gereihete scharfgezackte Felsenklippen von der Art, wie man sie gewöhnlich auf

Bildnissen Christi am Kreuze im Hintergrunde dargestellt findet, oder wie man sie in der Umgegend der Burg Stolpen in Meißen sieht. Die ganze Welt erschien mir so als eine felsigte Wüste, und ich, in sie hineingerathen, elend umherirrend ohne Begleiter oder Führer. Da war kein grünender Baum, kein Strauch, kein Kraut oder Gras, sondern nichts als die eigentlichste Leerheit und eine mit Untergang drohende Oede. Ich begann einen Ausgang zu suchen, um wieder an einen bebauten Ort zu gelangen, wo Menschen oder Thiere sich aufhielten. Aber überall war gleiche Unsicherheit und unermeßliche Leere, in welcher ich mich eine Zeitlang mühsam durch das Felsengewirr hindurch wand, bald emporkletternd, bald wieder hinunterklimmend, bald hierhin, bald dorthin die Richtung wechselte, bis ich vor Ermattung es endlich ganz aufgab, jemals aus dieser Wüste hinauszukommen, welche über den ganzen Erdkreis ohne Ende sich auszudehnen schien. Da sah ich in der Ferne einen Felsgipfel, der sich über die übrigen hinaushob, und es trieb mich der Geist, mich dorthin aufzumachen, hinaufzuklimmen und mich umzusehen, ob ich irgendwo Rauch oder Nebel oder irgend ein Zeichen von Feld oder Gewässern wahrnehmen möchte. Wiederum raffe ich mich auf, gelange mit der größten Anstrengung dahin, ersteige den Gipfel und blicke

umher; aber in der ganzen weiten Welt und Schöpfung war nichts als eine gleiche und unbegrenzte Wildniß zusammenhängender dürrer Felsmassen. Nun sank mir der Muth durchaus und ich verzweifelte, indem ich aufs gewisseste erkannte, daß mein Leben in Gefahr wäre und der Tod mir bevorstünde. Mit unglaublicher Traurigkeit, unter schweren Seufzern und Schmerzen stieg ich abermals hinab, o Gott, mein Gott, wer vermöcht es auszusprechen, wie mir zu Muthe war!"

„Während ich so dem Gedanken hingegeben war, wie ich, der doch geschaffen wäre für ein ewiges Leben, hier so elend umkommen müßte, stellte sich zu der Ermüdung auch, so viel ich eben empfand, der leibliche Hunger und Durst ein. Denn es kam mir vor, als wäre ich nun schon mehrere Tage und Nächte in dieser Bedrängniß zwischen den Klippen umhergeirrt und geklettert. Im Hinabsteigen überlegte ich schnell, was nun zu thun wäre. Mein Zustand nöthigte mich, einen raschen Entschluß zu fassen. Ich wollte meine Seele Christo und in die Hände Gottes des Vaters befehlen und sterben; denn vor Ermattung konnte ich ferner weder gehen noch stehen. Ich blickte umher und gewahrte unter einem Felsen eine Ecke; hier schickte ich mich an, setzte mich, und indem ich Haupt und Rücken gegen die Wand lehnte, streckte ich meine Hände

aus und empfahl aus der Angst meines Herzens meinen Geist in die Hände Gottes des Vaters. Während ich so sitze und erwarte, was Gott mit mir machen werde, siehe, da höre ich ein Geräusch, wie die Fußtritte eines Menschen, die sich mir immer mehr nähern; und wie ich gespannt aufmerke, ob jemand komme, nahet sich mir ein Mann von mittlerer Gestalt, mit heiterer freier Stirn, Haupthaar und Bart, welche frei herabhingen, von der Farbe einer Kastaniennuß, das Haupthaar ein wenig grau untermischt; die Bekleidung war nach unten zu enger: ein grünes Unterkleid, über welches ein rothes Reisekleid gezogen war; über die linke Schulter ein Netz geworfen. Ich erkannte in ihm sogleich den heiligen Paulus, wie ich ihn unter den Aposteln abgebildet gesehen hatte."

„Er redete mich mit den Worten an: Was machst du? Ich antwortete: Ich bin in eine Wüste irre geführt, von wem oder wie, weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß ich vom Kriechen und Klettern äußerst ermattet bin, und da ich unter dieser Anstrengung von Hunger, Durst und Schmerz verzehret werde, so habe ich die Hoffnung, mich hinauszufinden, aufgegeben; denn ich sehe die Wüste ins Unermeßliche sich ausdehnen. Ich habe mich daher zum Sterben angeschickt und bitte Gott, daß er mir Sünder gnädig sein und meine Seele auf-

nehmen möge. Kaum hatte ich noch Kräfte genug, dieſe Worte zu ſprechen. Er aber trat raſch auf mich zu, ergriff mit der rechten Hand meine linke, ſtellte mich auf die Füße und ſprach: Stehe auf, begleite mich und folge mir, es ſoll beſſer mit dir werden." Ach Herr mein Gott, was wurde ich froh! Aber mein Leib, der ſich ſchon zum Sterben niedergelegt hatte, zitterte; ich war nicht im Stande zu gehen. Da umfaßte er mich mit der Rechten und unterſtützte mich auf dieſe Weiſe, wobei unter den Schwierigkeiten des Weges ich kaum einen Fuß vor den andern zu ſetzen vermochte, abwechſelnd auch an gefährlicheren Stellen ganz von ihm getragen wurde. Als wir eine kleine Strecke vorwärts gekommen, fing der Weg an, um ein Weniges gebahnter und minder ſchreckhaft zu werden; von dem Fußtritt eines Menſchen war jedoch noch keine Spur zu ſehen, ſo tief war ich in das Innerſte einer öden, waſſerloſen Wüſte hinein geirrt. Wir ſchritten noch eine Strecke fort, und ſiehe, es eröffnete ſich ein ſehr anmuthiges Thal und eine ſo freundliche Aue lag vor unſern Augen, daß ich zweifele, ob man eine ſchönere, anmuthigere und freundlichere ſich denken kann. Am Graſe hingen die Thautropfen und glänzten im Sonnenſchein mit mannichfachen Farben wie Sterne. An Blumen und Farben war eine ſolche Mannichfaltigkeit vor uns ausgebreitet, und ein ſolcher Wohlgeruch

würzte die Lüfte, daß ein ganzer Tag nicht zureichen würde, um die übernatürliche Schönheit und den himmlischen Wohlgeruch zu beschreiben. Ich wurde ungemein erquickt und wünschte hier ein wenig auszuruhen, aber mein göttlicher Führer drängte mich zum Weitergehen.

Wir gelangten nun in die Mitte des Thales, mir schien, es war um die zehnte oder elfte Stunde des Tages. Hier endlich vernahm ich das Gerieſel eines fließenden Waſſers und wurde von dem Anblick eines herabfallenden Baches überraſcht, welcher jedoch nicht mit ſchreckhaftem Getöſe, ſondern mit angenehmem Gemurmel ſich ergoß. Ich betrachtete das Waſſer; es war ganz durchſichtig, wie Kryſtall, ſo daß man bis zum Grunde hinabſehen konnte. Die Steinchen und der Sand, welche ihn bedeckten, glänzten wie Gold. Kein unreines Gewächs wuchs am Ufer, ſondern nichts als Blumen oder in voller Blüthe prangende Kräuter. Hier beugte ich die Kniee, um mich niederzulaſſen, denn ich meinte, mein himmliſcher Führer wäre mir eben in der Abſicht zugeſendet worden, daß er mich zu dieſem Waſſer des Lebens bringen möchte; und ſo ſchickte ich mich an, mit der Hand Waſſer zu ſchöpfen, um meine vor Durſt erſterbenden Kräfte zu ſtärken; aber mein Führer ließ es nicht zu. Vielmehr aus der Quelle ſelber ſollſt du trinken! ſprach er, und ſo zog er mich empor.

Mich aber hatte der Anblick, das Geriesel und der erfrischende Duft des Wassers nur noch mehr nach dem Trunke lüstern gemacht, und zudem fürchtete ich, es möchte die Quelle noch ferne sein und meine Qual noch größer werden. Jedoch tröstete mich wiederum der Gedanke, daß ich einen so treuen Führer erlangt hätte, und trauete ihm zu, daß er, so bald er meine Kräfte schwinden sähe, mir gern einen Trunk gestatten würde. Wir schritten ein wenig weiter, und siehe, es zeigte sich uns ein Rundbau von blendend weißem Marmor, ungefähr drei Fuß hoch und, wie ich beim Näherkommen wahrnehmen konnte, aus einem einzigen Steine gearbeitet, also ohne alle Verbindungsfugen und in der Mitte rundum wie ein Becken ausgehöhlt. In der Vertiefung dieses Behälters befand sich eine runde Oeffnung, aus welcher jener Bach mit Macht und Fülle hervorquoll. Hier hieß mich mein Führer aus der Quelle trinken. Ich sank zuerst in meine Kniee und dankte Gott, darnach richtete ich mich auf, um mit den Händen aus dem Brunnen einen Trunk zu schöpfen. Doch, indem ich hineinsah, erblickte ich in der Quelle an der Stelle des Gitters das Bild Christi; aber der Gekreuzigte schien mir zu leben, und das Holz, an dem er hing, war an den vier Enden mit dem Marmor fest verbunden. Es ragte nicht aus dem Wasser hervor, sondern dieses stand über dem Kreuze

wohl zwei bis drei Fuß hoch. Zugleich gewahrte ich, indem ich so, wie gesagt, im Begriff stand zu schöpfen, wie jene ganze unermeßliche Wassermasse (denn die Vertiefung ging ins Bodenlose) hervorquoll aus den Wunden des Gekreuzigten, aus den Händen, Füßen und der Seite, zuerst in einer so glänzend rothen Farbe, daß Rubinen dunkel sind gegen dieses leuchtende Roth; dann aber wechselten sie die Farbe mit einem Mal und wurden von krystallener Klarheit.

Dieser Anblick ergriff mich mit einer tiefen, anbetungsvollen Scheu vor der in diesem Brunnen mir so nahe gegenwärtigen Gottheit; ich fühlte mich unwürdig, auch nur ein Tröpflein dieses Wassers anzurühren, das aus dem Leibe des Sohnes Gottes hervorquoll und zögerte zu schöpfen; und ich sank in die Kniee und sprach wie St. Petrus: „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch!" Da ergriff mich mein Führer bei dem rechten Fuß, welchem ich den linken untergeschlagen hatte, und stürzte mich mitten in den Brunnen hinein. Herr, mein Gott, was ging hier mit mir vor! Denn mein Haupt lag an der Brust Christi und an dem Ausfluß der großen Seitenwunde, meine Hände und Kniee rührten an den Leib des Gekreuzigten, der mir zur Stütze ward, daß ich nicht versank, und zugleich drang mir zum Mund, zum Herzen, ja durch alle

Glieder meines Leibes der erlabendste Trank, der mich durch und durch, von innen und außen mit neuem Leben beseelte. Als ich nun aber, durch diesen Trank erquickt, das Haupt wieder erhob, ergriff mich die Scham, daß ich, ein so großer Sünder, mich einer solchen Hilfe erfreuen dürfte, neu belebt zu werden durch einen Trank, dessen kein Engel noch sonst eine Creatur würdig ist. Da ergriff mich mein Führer, zog mich aus dem Brunnen des Heils und fragte mich, ob ich getrunken und ob ich neue Kräfte empfangen hätte? Ich aber dankte Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, für sein Erbarmen über mich vornehmsten Sünder, bekannte mich unwürdig so großer Güte, wagte jedoch aus Ehrfurcht vor meinem Führer nicht, ihm einen Vorwurf darüber zu machen, daß er mich so in den Brunnen hinein und auf Christum den Gekreuzigten gestürzt hätte. „So weißt du es nun," sprach er, „daß du nicht von irgend einem Bache, sondern von der Quelle und von dem Urheber der Quelle getrunken hast."

Wir ruheten nun ein wenig dort bei der Quelle. Dann gebot er mich, zu gürten und ihm zu folgen. Ich that es und gürtete mich, und nun vermochte ich rüstig auszuschreiten, so sehr hatte der Trunk aus der Quelle mich gestärkt. Wir wanderten längs des Flusses durch jene anmuthige Aue. Es war

meines Erachtens um die erste Stunde des Nachmittags. Wir mochten kaum eine Stunde Weges zurückgelegt haben, siehe, da lag ein sehr großes in die Länge und Breite weit ausgedehntes Feld vor uns, welches wiederum die ganze Welt zu sein schien, ein Erntefeld, bedeckt mit Früchten, Korn und Weizen. „Hier," sprach er, „sollst du arbeiten und schneiden." Ich aber entgegnete: „Ich scheue zwar keinerlei Arbeit, vielmehr hasse ich den Müßiggang; aber ich habe so wenig jemals eine Sichel in Händen gehabt, als ich auch nur einen Halm oder eine Garbe zu schneiden verstehe." Jener erwiederte: „Du wirst lernen, was du nicht kannst, und wirst es dann vermögen." Wie wir nun an den Rand der Aecker herankamen, fanden wir einen Schnitter allda, welcher die Sichel mit so kräftigen Armen zu handhaben wußte und mit solchem Eifer an der Arbeit war, als wollte er allein dieses grenzenlose Feld niedermähen. Und in der That hatte er auch schon an diesem einen Tage auf eine weite Strecke Feldes das Getreide geschnitten und zu Boden gelegt. „Diesem," sprach mein Führer, „schließe dich an, von ihm laß dich belehren und dann unterstütze ihn."

Ich sah mir nun jenen gewaltigen Mann genauer an. Er war im kräftigsten Lebensalter und war meinem Führer so ähnlich, daß ich zweifelhaft werden konnte, ob es nicht ein und dieselbe

Person wäre. Aber, um es kurz zu sagen, mein Führer nahm eine Sichel und schnitt zwei oder drei Hände voll Getreide, indem er mir zugleich zeigte, wie man es machen müßte. Es trat nun auch jener Mann, der bereits in der Ernte arbeitete, zu uns heran, sprach seine Freude darüber aus, daß er an mir einen Mitarbeiter gewönne und zeigte mir auch, auf welche Art er mit der Linken die Aehren umfaßte und alsdann mit der Sichel in seiner Rechten abschnitte. Ich ergriff nun im Namen des Herrn Jesu Christi die Sichel. Anfangs rückte die Arbeit nur langsam fort, aber nach und nach machte die Uebung mich fertiger. Mein Führer stand dabei und lobte, was ich so vor mich gebracht hatte. Als er aber später bemerkte, daß ich mich zu sehr abmühete, indem ich nicht nur die Aehren, den Weizen und die Fruchthalmen, sondern auch die unteren Theile des Strohes abschnitte, sagte er zu mir: „Es ist meinem Herrn nicht um das Stroh zu thun, nur der Weizen, die Aehren und vollen Halme kommen in die Scheuern; ich sehe, die Stoppeln und das Stroh halten dich nur auf.“ Und abermals nahm er die Sichel und lehrte mich, wie ich das Stroh in der Mitte durchschneiden und die Fruchthalmen allein ernten müßte. Indem er die Sichel zurückgab, befahl er, keine guten Aehren zurück zu lassen. Indessen arbeitete jener ehrwürdige

Vorgesetzte und rechtschaffene Herr, dessen Gehilfe und Mitarbeiter ich war, mit größestem Eifer mir zur Seite, und wo er nur sah, daß ich mit etwas nicht zurechtkam, eilte er sogleich zu meiner Arbeit und half mir. Mein Führer aber blieb einige Stunden bei mir stehen und sahe aufmerksam zu, ob wir es recht machten.

Als ich nun unter dem Schneiden an einen nicht gar hohen Hügel gelangte, richtete ich mich auf, durchlief mit den Augen das Feld und sprach zu meinem Führer: „Guter Gott, wann werden wir fertig werden? was für Zeit wird doch dazu gehören, diese grenzenlose Ernte zu schneiden?" Doch siehe, ich sah aus der Ferne auch andere daherkommen, hier einen, da zwei, welche auf verschiedenen Ackerstücken zu schneiden begannen. Aber es schienen mir nur wenige im Vergleich mit der endlosen Ausdehnung des Feldes und der Menge des zu erntenden Getreides. So arbeitete ich denn mit meinem ehrwürdigen Mitarbeiter und Vorgesetzten, wie mir däuchte, viele Tage lang und es gewann für mich allmählig den Anschein, es würde doch nicht unmöglich sein, durch beharrliches Arbeiten dieses Erntefeld zu bewältigen. Wenn wir müde wurden, gingen wir zum Bache; mein Gefährte langte Brot, Fisch und gebratenes Fleisch hervor, um uns zu stärken, und alles theilte er in großer Liebe mit

mir. Auch rückten uns die, welche uns zur Rechten und Linken arbeiteten, immer näher. Während der ganzen Zeit der Ernte dünkte ich mir im Himmel zu sein, solch eine Freude war es, zu arbeiten und zu schneiden in solcher Genossenschaft.

Mein Führer hatte sich gleich am ersten Abend der begonnenen Erntearbeit entfernt, ich weiß nicht wohin, doch vermuthete ich, daß er in anderen Gegenden des Feldes das Werk betriebe. Den Unterhalt schickte uns der Herr der Ernte und ließ es uns an nichts gebrechen; auch machte es uns geringe Bekümmerniß, daß die Ernte so groß, und wie uns vorkam, ganz unendlich und dagegen der Unsern so wenige wären; doch machte es uns Sorge, wie wir verspürten, daß der Winter herankäme, wir möchten einen Theil der Ernte ungeerntet lassen und nicht mehr in die Scheuern einführen. Endlich bemerkte ich, wie die Kräfte nicht meines Geistes, sondern meines Leibes von der beständigen Anstrengung beim Mähen und Schneiden sich verminderten, und daß ich entweder eine Ruhezeit genießen oder doch auf dem Acker mich niederlassen müßte. Es stärkte mich zwar nicht wenig der Anblick meiner arbeitenden Gefährten, insbesondere jener mein Vorgesetzter und Werkmeister, dem ich beigestellt war, und so harrete ich auch trotz meiner Erschöpfung noch in der Arbeit aus und that, was ich ver-

mochte; jedoch wurde ich nach etlichen Tagen, ich weiß nicht von wem oder wie, aufs Lager gebracht und lag nun matt und krank zu Bette. Wie ich so dalag und nur mit Mühe Athem holte, warf ich einen Blick auf meine Bruſt und fand meinen Leib ſo abgezehrt, daß alles Fleiſch verſchwunden und faſt nichts mehr als Haut und Knochen vorhanden war. Bei alledem aber war ich im Geiſte ſehr getroſt, und nur um das Eine bekümmert, es möchte dem lieben Hausvater beim Einbruche des Winters etwas uneingeerntet auf dem Felde zurückbleiben. Während ich nun ſolches bei mir erwog und bald von Bekümmerniß gebeugt, bald von Hoffnung aufgerichtet wurde, ſteht plötzlich jener mein Erretter aus der felſigten Wüſte, mein treueſter Führer, neben mir. Er hatte noch einen andern Mann mit ſich, ſeiner Kleidung und Geſtalt nach ein Apoſtel, wie ſie den Andreas oder Philippus zu malen pflegen. Mit heiterer Miene und fröhlicher Stimme ſprach mein Führer mir reichlichen Troſt zu, und während ich ihm aufmerkſam zuhöre, gewahre ich zur Rechten dem Bette gegenüber das Bild des gekreuzigten Chriſtus, auf welches ich in dem Brunnen geworfen worden war, an der Wand befeſtiget, ganz in derſelben äußern Geſtalt, aber von durchaus veränderter Beſchaffenheit. Denn in dem Brunnen war alles Fleiſch des Gekreuzigten blühend und glänzend;

hier aber war es an allen Gliedern so sehr abgezehrt, daß man jeden einzelnen Knochen und jedes Glied hätte zählen können und sein ganzes Ansehen war zum Erbarmen. Mein Blick fiel abermals auf meine Brust und sah, daß sie eben auch aus nichts als mit Haut überzogenen Knochen bestand, und vermochte ich wirklich vor Schwäche kaum noch Athem zu holen. Da klopfte Paulus, eben der mein Führer gewesen, mit einem Finger auf meine Brust, und indem er mit dem ausgestreckten Finger seiner rechten Hand auf den mir gegenüber hangenden Christus hinwies, sprach er zu mir: „Diesem mußt du ähnlich werden."

Von dieser Berührung und dem Schall der Stimme des Apostels erwachte Myconius, und das Traumgesicht verschwand und hinterließ ihn in tiefem Nachsinnen darüber, was das bedeuten sollte. Er wagte nicht einem unter den Mönchen jemals davon zu erzählen, aus Furcht verlacht zu werden. Doch schien ihm so viel außer allem Zweifel, daß ihm etwas Großes angezeigt worden. Wo aber war der Joseph, der ihm seinen Traum aus göttlicher Erleuchtung hätte auslegen können! Er dachte, unter der Einöde sein im weltlichen Stande zugebrachtes Leben sich vorstellen zu müssen. Sein Führer aus der Wüste wäre sein Eintritt in den Franciscaner-Orden; und die Ernte bedeutete die Früchte

der Andachtsübungen, deren er nun nach den Regeln des Klosters sich befleißigen würde. Aber in Wahrheit war er erst jetzt in die Wüste gerathen, in welcher er vom Teufel versucht wurde, und erfuhr, daß nirgends weniger als in einem Mönchsorden Ruhe der Seele, Glaube und Hoffnung des ewigen Lebens zu finden sei. Im heißen Bemühen darum legte er sich selbst noch Arbeiten hinzu, überzählige Werke der Frömmigkeit, durch welche er seine Vergehen gut machen wollte, als da sind Psalmengesänge, tägliche Messen, Nachtwachen, Stillschweigen u. s. w. Er mehrte die Zahl seiner Schutzpatrone unter den Heiligen, deren Fürbitten er sich getrösten möchte, und wurde dadurch immer mehr in die Irre geführt. Er warf sich mit verzehrenden Anstrengungen auf das Studium des Aristoteles und der scholastischen Lehren, und bei allen suchte und fragte er darnach, worin das Heil zu finden und worauf unsere Hoffnung zu gründen wäre. Aber es ging ihm wie dem blutflüssigen Weibe, denn es wurde mit ihm bei seinen Aerzten stets schlimmer, und anstatt gesund zu werden, wurde er nur mit neuen Wunden geschlagen. Endlich verzweifelte er auch an den Studien, lernte allerlei Handarbeiten, die Schönschreibekunst, das Drechseln, brachte mit Art und Hacke die Zeit hin und zürnte seinem Schöpfer, daß er ihn geschaffen hätte und

doch nicht vollkommen machte, sondern in bösen Werken sich selbst ewige Strafen bereiten ließe. In quälenden Zweifeln über die Gnadenwahl gerieth er wie in den äußersten Abgrund der Hölle, so daß, wenn er einmal seinen Beichtvater oder andere Mönche um Hilfe und Aufschluß anflehete, diese durch seine Schlüsse in gleiche Versuchungen verstrickt wurden und zuletzt niemand mehr seine Beichte hören wollte.

In diesen Qualen verbrachte er beinahe sieben Jahre bis zum siebenundzwanzigsten seines Lebensalters. Da erbarmte sich der Herr seiner. Er sandte im Jahre des Heils 1517 seinen Diener, den zu solchem Geschäft auserwählten Boten D. Martin Luther, welcher der Christenheit ein Licht anzündete, indem er zuerst jene 95 Sätze bekannt machte, welche sich anfangen: Unser Herr und Meister u. s. w. und Erkenntniß gab von der wahren Buße, Sündenvergebung und Genugthuung. Da erkannte Myconius in ihm den Mann, der zu ihm in der Wüste gekommen war. Und derselbe war es auch, der ihn zu der lebendigen Quelle ewiger Wahrheit führte, ja der ihn auf Christum selber warf; und von nun an bekannte er, diesem Führer mit Leib und Seele verbunden, unter den schwersten Bedrohungen und Strafen, die er um deßwillen noch sieben Jahre zu erdulden hatte, mit großer Kraft

und Freudigkeit Jesum den Gekreuzigten als die alleinige Ursache unsrer Seligkeit, und daß Sündenvergebung und ewiges Leben allein durch den Glauben an ihn gefunden werde.

Endlich, nachdem er wie Jacob um Rahel auch diese Zeit der Prüfung durchgelitten, gelang es ihm, im Jahre 1521 nach Zwickau zu entweichen und wurde noch in demselben Jahre nach Gotha berufen, wo er ein treuer und vielgeliebter Mitarbeiter seines großen Lehrmeisters auf dem Erntefeld Gottes als der erste evangelische Superintendent jener Stadt in reichem Segen gearbeitet bis zu seinem seligen Ende im Jahre 1546.

99.

Magdalena Luther.

Magdalena, die Tochter Martin Luthers, war ein anmuthiges Jungfräulein von trefflichem Gemüth und hellen Geistesgaben, eine süße Freude ihrer Eltern; und weil der Herr sie lieb hatte, führte er sie jung heim. Als sie vierzehn Jahre alt war, wurde sie von einer Krankheit befallen, welche sich schnell schlimm anließ. Der Vater wich kaum noch von ihrem Bette. „Ich habe sie sehr lieb," seufzete er, „aber, lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie

dahin nehmen willt, so will ich sie gern bei dir wissen."

In dieser betrübten Zeit hatte die Mutter einen seltsamen lieblichen Traum. Es däuchte sie, zween schöne, junge geschmückte Gesellen kämen und wollten ihre Tochter zur Hochzeit führen.

Als nun Philippus Melanchton am Morgen herzu kam, nachzufragen, was ihre Tochter machte, da hat sie ihm den Traum erzählt. Aber der war erschrocken und hat zu den andern gesagt: „Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich, in die rechte Hochzeit führen."

An demselben Tage ist sie auch gestorben, am Mittwoch des siebzehnten Sonntags nach Trinitatis, Anno 1542.

Macht eure Lampen fertig
Und füllet sie mit Oel
Und seid des Heils gewärtig,
Bereitet Leib und Seel!
Die Wächter Zions schreien:
Der Bräutigam ist nah!
Begegnet ihm im Reihen
Und singt Hallelujah.

100.

Das Crucifix in Wittenberg.

In Wittenberg, sagt man, steht ein Christus-

bild, an welchem man die wunderbare Eigenschaft wahrnimmt, daß es immer um einen Zoll größer ist als der, welcher davorsteht und es anschaut, es mag nun der größte oder kleinste Mensch sein.

Warum rasen doch die Thoren dieser Zeit und sinnen sich ein Bildniß von Ihm zu machen, das ihnen gleich sei? Ist nicht der, von welchem gesagt ist: „Daher mußte er allerdinge seinen Brüdern gleich werden," derselbe, zu welchem gesagt ist: „Herr, wer ist dir gleich unter den Menschen" (Ebr. 2, 17. 2 Mos. 15, 11.)? Freiwillig, so oft du ihn betrachtest, niediget er sich und nähert er sich deinem Maße, dieweil er will, daß du ein herzliches Zutrauen gewinnen mögest zu ihm, der sich herunterhält zu den Niedrigen und sich nicht geschämet hat, uns Brüder zu heißen. Aber er raget auch immer über dich und über den Größesten hinaus, damit du nicht aufhöreſt, vor ihm in Anbetung zu bekennen: „Mein Herr und mein Gott!" Nicht nur, da er erhöhet ist zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters, sondern auch, da er am Kreuze hängt, der allerverachtetste unter den Menschenkindern, als das Ebenbild unsrer Sünde und Verdammniß, ist er größer denn alles, wächst er über jedes schuldige Haupt hinaus, auf daß jedweder, der zu ihm aufschaut, die Zusicherung vollkommener Sühne habe: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden" (Röm. 5, 20.).

Nachweisungen.

1) Johann von Hildesheim († 1375): historia de translatione beatissimorum trium regum. Die deutsche Uebersetzung vom J. 1389 wurde Volksbuch. Neu herausgegeben von Dr. K. Simrock: Die Legende v. d. h. drei Königen.
2) Der sogen. Brief des Lentulus. Fabricii Cod. apocr. N. T. Tom. I. p. 301.
3) Euseb. hist. eccl. I. 13.
4) Nach mündlicher Ueberlieferung.
5) Joh. Heermann: Crux Christi, 10. Predigt, mit Berufung auf Suidas.
6) Evangelium Nicodemi c. 25. Thilo. Cod. apocr. N. T. I. p. 489.
7) Stiller Sonnabend: Prudent. hymn. Ostern: mündliche Ueberlieferung.
8) Historischer Bericht von dem Leben Jesu Christi ꝛc. Auch sind viel schöne Stücke u. s. w. 1748.
9) Jacobi a Voragine († 1298): Legenda aurea vulgo historia lombardica dicta. recens. Dr. Graesse. ed. 2. Lips. 1850. p. 233.
10) Das Volksbuch: Newe Zeitung v. e. Jüden v. Jerusalem, Ahasverus genannt u. s. w. Datum Refel den 1. Augusti anno 1613 v. Chrysost. Dudulaus Westphalus. — Dr. Gräsſe: Der Tannhäuser und ewige Jude. 2. Aufl. Dresden 1861. p. 85.

11) Kreuzſchnabel. Pröhle Harzbilder. Leipz. 1855. S. 87. Rothkehlchen: Büſching Volksſagen. Leipz. 1821. S. 396. Vergl. Shakeſpeares Cymbeline.

12) Pelican: Epiph. Physiol. c. 8. Pipers Evangel. Kalender 1857. S. 52. Die angeführte Pſalmenſtelle hat in der Ueberſetzung der Septuaginta, in der Vulgata und in Luthers Ueberſ. der Bußpſalmen v. J. 1517 den Pelican, wofür Letzterer ſpäter die Rohrdommel geſetzt hat. In Stiers nach dem Grundtext berichtigter Bibelausgabe iſt der Pelican wieder hergeſtellt. Caradrius: Phyſiologus in Wackernagels Altdeutſchem Leſebuch. I. p. 166. Hattemars Denkmale. I. g. Scheffel: Ekkehard. Berl. 1862. S. 53.

13) Mündliche Ueberlieferung.

14) Legende v. d. h. drei Königen. E. W. Schulze Reiſe in das gelobte Land. Mühlh. a. d. Ruhr 1853.

15) Presbyterorum et diacon. Achaiae de martyrio S. Andreae apost. epistola encycl. ed. Woog. Lips. 1749. Fr. O. Stichart: Die kirchl. Legende über den h. Apoſtel. Leipz. 1861. S. 29.

16) Abdias hist. certaminis apost. in Fabricius Cod. apocr. N. T. I. 527. — Hegeſippus († 150) bei Euseb. h. e. II. g. Lehrſtuhl Jacobi: Euseb. h. e. VII. 19. Der auferſtandene Chriſtus erſcheint dem Jacobus: Hieronymi catalog. c. 3. nach dem von ihm ins Griech und Latein. überſetzten Evangel. der Hebr. — Vergl. Stichart a. a. O. S. 79. 83. Thierſch: Die Kirche im apoſtol. Zeitalter. Frankf. a. M. 1858. S. 81. 185.

17) Leg. aur. p. 370. Dr. Golz: Clemens v. Rom. Berl. 1850. S. 167.

18) Leg. aur. 343.

19) ib. 374.

20) ib. 57.

21) Jo Cassiani Lib. collationum 24. 21. Leg. aur. 60.

22) Clem. Alex. quis dives salvetur. c. 42. Euseb. h. e. III. 23. Leg. aur. 60. Thirſch a. a. O. 290.

23) Irenaeus adv. haeres. III. 3.

24) Leg. aur. 61.

25) Augustini Tractat. 224 in ev. Joann. Tom. 9. Col. 569. Leg. aur. 61. Stichart 121. 97.

26) Ecclesiae Smyrnensis de martyrio Polycarpi ep. encycl. bei Euseb. h. e. IV. 15.
27) Acta Pauli et Theclae. Grabe: specilegium patrum. T. I. p. 95. Das Apostel- und Missionarbuch. 2. Aufl. Stuttg. 1835. S. 311.
28) Dionys. Areop. epist. 8. §. 6. Piper Ev. Kal. 1860. S. 57.
29) Acta Perpetuae et Felicit. Schott: Züge aus dem Leben d. Christen der 3 ersten Jahrh. Leipz 1829. S. 125.
30) Prudentius: Peristephanon hymn. 2. in meiner Auswahl altchristlicher Lieder. Berlin 1858. Nr. 46. Leg. aur. 488. Hieronym Welleri etlicher Märtyrer u. andere vornehme Historien ꝛc, aus dem Latein verdeutschet durch M. Mich. Hempelum. Freiberg 1607. S. 40.
31) Ruinart Acta martyr. p. 238.
32) Vita Euthymii c. 65. Pipers Ev. Kal. 1860. S. 52.
33) Altes Volkslied aus einem handschriftlichen geistl Liederbuche v. J. 1601. Vergl. Clem. Brentano Wunderhorn I. 151. Leg. aur. 259.
34) Ruinart 263.
35) Leg. aur. 597.
36) ib. 108.
37) ib. 628. Weller 35. Vergl. Appuhn: Predigt am Mauritiustage. Magdeb. 1861.
38) Alban Stolz: Legende III. 64. Pipers ev. Kal. 1860.
39) Leg. aur. 102.
40) ib. 910. Geistl. Lied v. Nic. Herman in meiner Evang. Liederfreude. Berlin 1853. Nr. 54.
41) Ambros. de virginibus Lib. II. Leg. aur. 273.
42) Leg. aur. 904. E. Strack: Missionsgeschichte der Deutschen Leipz. 1860. S. 39.
43) Löhr: Rosenmonate beil Frauen. Stuttg. 1860. S. 298.
44) Euseb. vit. Const. I. 26. Leg. aur. 305. Schröckh christl. Kirchengeschichte. Leipz. 1783. Thl. V. S. 64.
45) Leg. aur. 71.
46) Sozomen. h. e. VI. 2. Theodoret. h. e. III. 20. Leg. aur. 143.
47) Gregor. Turonicus: de gloria martyr. I. 95.
48) Leg. aur. 430. Ed. v. Bülow: Zur Nachfolge Christi. Leipz. 1842. S. 16.

49) Athanasius vita S. Antonii. Hieron. de vir. illustr. c. 88. Ed. v. Bülow a. a. O. S. 33.
50) Vita Mariae aegypt. in Act. Sanct. T. I. App. XX. Leg. aur. 247. v. Bülow. 49.
51) Hieron. vit. patrum. v. Bülow. 77.
52) Hieron. vit. patrum.
53) Caspari Geiſtliches u. Weltliches. Erlangen 1857. S. 454.
54) Hieron. vit. patrum.
55) ib.
56) Grimm Mährchen, Kinderlegenden Nr. 6.
57) Caspari a. a. O. 396.
58) Hieronym. vit. patr.
59) Leg. aur. 810. Weller. 157.
60) Leg. aur. 809.
61) Boissonade Anecdota graeca. Vol. IV. Paris 1829. Des heil. Johannes v. Damascus Barlaam u. Joſaphat. Aus d. Griech. v. Felix Liebrecht. Münſter 1847.
62) Altdeutſches Gedicht. Coloczaer Codex Nr. 75. v. Laßberg. Liederſaal I. Nr. 47.
63) Sesta Romanorum, herausgegeben von Keller. Quedlinburg. S. 54.
64) Leg. aur. 741.
65) ib. 742.
66) Rufin. h. e. XI. 18. Theodoret. h. e. V. 17. Sozom. VII. 25. Ambros. ep. 51. oratio de obitu Theodosii. Schröckh XIV. 249.
67) Leg. aur. 253.
68) Augustin. Confessiones III. 11. 12. V. 8. VI. 1.
69) ib. VIII. 1. 4. 6—9. 11. 12. Die Sage über die Entſtehung des ambroſianiſchen Lobgeſangs bei der Taufe Auguſtins, wovon deſſen Confeſſionen nichts melden, ſtammt zuerſt aus einer mailändiſchen handſchriftl. Chronik, welche fälſchlich dem Dacius, Biſchof v. Mailand († 553), zugeſchrieben wurde. Näheres darüber in meiner Auswahl altchriſtl. Lieder Nr. 39. Die im Texte gegebene Ueberſetzung des Te deum iſt von Friedr. v. Meyer.
70) Act. Sanctor. August. VI. Tom. p. 357. Piper Ev. Kal. 1860. S. 60.
71) Leg. aur. 208.
72) ib. 212.

73) ib. 127.
74) Ott: Legende der lieben Heiligen Gottes. Regensburg 1858. S. 496.
75) Der Seelen Troſt, eine praktiſche Erklärung der 10 Gebote in Beiſpielen, in cölniſcher Mundart aus dem 15. Jahrhundert, im Auszuge mitgetheilt durch Franz Pfeiffer in Panzkofers Deutſchlands Mundarten. Jahrg. I. Nürnberg 1851. S. 209.
76) Vita Kentigerni. 4. Act. Sanct. Januar I. 818. Piper Ev. Kal. 1860. S. 36.
77) Vita Galli bei Pertz: Monumenta germ. script. T. II. p. 8.
78) Schilter: Königshover Chronik 237. Stöber: Sagen des Elſaſſes. St. Gallen 1852. S. 168. Leg. aur. 876.
79) Das Volksbuch, herausgegeben v. Simrock.
80) Menzel: Chriſtliche Symbolik. Regensb. 1854.
81. 82) Willibald. vita Bonifacii bei Pertz II. 331. Othloni vit. Bonifacii in Act. Sanct. Juni. Tom. I. p. 452. Legenda S. Bonifacii ap. Mencken Scriptores rerum germ. T. I. Aus der handſchriftlichen Ohrdruflſchen Chronik v. J. 1690 in Löfflers Bonifacius. Gotha 1812. S. 124. Galetti: Geſchichte Thüringens. Gotha 1782. I. 117. Klopp: Geſchichten der deutſchen Volksſtämme. Leipz. 1851. Thl. I.
83) Remigii Daemonolatria. Hamb. 1693. Thl II. S. 52.
84) Pertz Monum. Germ. I. 167. Leibnitii Anal. Imper. ad ann. 807. Klopp a. a. O. II. 171.
85) v. Bülow. S. 195. Beierle: Die Kirchen- u. Heiligengeſchichte des Mittelalters u. der neueren Zeit. S. 79.
86) Jo. Canaparii vita S. Adalberti. Hartknoch Preuß. Kirchenhiſtorie. S. 276. v. Tettau u. Temme: Volksſagen Oſtpreußens u. ſ. w. Berl. 1837. S. 31.
87) Piper Evangel. Kalender 1852. S. 149.
88) Altes Volkslied bei Büſching a. a. O.
89) Altes Volkslied, überliefert in M. J. Prätorius Blockbergs-Verrichtung. Leipzig 1668. S. 19.
90) Leg. aur. 668. J. B. Rouſſeau: Purpurviolen der Heiligen. Frankf. a M. 1835. III. 128.
91) Mündliche Ueberlieferung.

92) Rohte Chron. Thuringiae ap. Mencken Tom. II. p. 1707. Auctor rhythmicus de vita S. Elisab. §. III—IV. ap. Mencken II. 2066.
93) Montalembert Leben der heil. Elisabeth.
94) Susos, genannt Amandus, Leben und Schriften. Regensburg 1837.
95) Aelteste Biographie vom Jesuiten Bohuslav Balbinus. 1670. Dr. Otto Abel: Legende v. heil Johann v. Nepomuk, eine geschichtl. Abhandlung. Berlin 1855.
96) Zinkgrefs Apophthegmata Amsterdam 1653. S. 152.
97) Joh. Quirsfeld: Historisches Rosengebüsche. Nürnberg 1685. S. 121.
98) Lommatzsch: Narratio de Fridr. Myconio. Annabergae 1825.
99) Luthers Tischreden.
100) Brüder Grimm: Deutsche Sagen. Berlin 1816.

Alphabetiſches Regiſter.

Der den Namen beigeſetzte Tag bezeichnet den Gedächtnißtag, welcher mehrentheils mit dem Todestage des Heiligen zuſammenfällt, die Jahreszahl das Todesjahr.

	Seite
Abgarus	21
Adalbert, 23. April 997	471
Adrianus, 8. September 290	168
Afra, 5. Auguſt um 300	200
Ahasverus	60
Ambroſius, 4. April 397	332
Andreas, 30. November	81
Antonius, 17. Januar 356	241
Arſenius, 19. Juli 390	284
Aſterius, 3. März 260	166
Athanaſius, 2. Mai 373	220
Auguſtinus, 28. Auguſt 430	337
Balthaſar, 6. 11. Januar	7
Baarlam, 27. November	286
Beda	359
Benedictus, 21. März 543	348
Bienen	488
Bonifacius, 5. Juni 755	450
Caradrius	73
Carpus, 26. Mai	128
Caspar, 6. Januar	7
Chriſtophorus, 26. Juli, unter Decius	230

	Seite
Chriſti Geburt, S. 5. Geſtalt, 18. Brief, 21. Leiden, 24. 71. Höllenfahrt, 27. Auferſtehung	43
Conſtantinus, 21. Mai 337	208
Didymus, Märtyrer, 28. April 303	197
Didymus von Alexandrien, 22. Februar 395	220
Digna, 5. Auguſt um 300	202
Dionyſius, 9. October	25
Dorothea, 6. Februar	193
Eliſabeth, 19. November 1231	490
Eunomia, 5. Auguſt um 300	202
Eutropia, 5. Auguſt um 300	202
Exſuperius, 22 September, unter Diocletian	184
Felicitas, 7. März 202	131
Felix, 14. Januar um 256	192
Franciscus, 4. October 1226	482
Friedrich der Weiſe, 5. Mai 1525	508
Gallus, 16. October um 635	365
Genovefa, 2. April um 750	379
Georgius, 23. April, unter Diocletian	161
Heinrich der Löwe	477
Hilaria, 5. Auguſt um 300	203
Huß, 6. Juli 1415	508
Jacobus, 1. Mai	83
Johannes, Apoſtel, 27. December	92
„ Almoſengeber, 23. Januar 616	351
„ von Nepomuk, 16. Mai 1383	499
Joſaphat, 27. November	286
Jovinianus	314
Iſidorus, 4. April 636	357
Jude, der ewige	60
Julianus Apoſtata, 363	219
Kentigern, 13. Januar, 6. Jahrhundert	360
Könige, heilige drei, 6. Januar	1
Kreuzſchnabel	70
Laurentius, 10. Auguſt 258	150
Lentulus, Brief des	20
Magdalena Luther, 20. September 1542	538
Malchus, 21. October, 360	266
Maria, Mutter des Herrn, 15. Auguſt	12

	Seite
Maria von Egypten, 2. April um 360	252
Marinus, 3. März 260	166
Martinus, 11. November 400	321
Mauritius, 22. September, unter Diocletian	180
Meinhard, 21. Januar 863	466
Melchior, 6. Januar	7
Meliton, 10. März um 320	190
Monica, 3. Mai 388	333
Myconius, 28. April 1546	512
Narciſſus, 29. October im 4. Jahrh.	200
Natalia, 8. September 290	168
Nicephorus, 9. Februar 258	157
Nonnus, 4. Jahrhundert	241
Norbert, 6. Mai 1134	476
Ottilia, 13. December um 720	369
Oſtern	43
Paulus, Apoſtel, 29. Juni	116
„ Eremit, 10. Januar 340	241
Pelagia, 8. October um 400	206
Pelican	73
Perpetua, 7. März 202	131
Petronella, 31. Mai	89
Petrus, 29. Juni	90
Polycarpus, 26. Januar 169	104
Pontius Pilatus	57
Revocatus, 7. März 202	231
Ritter, vierzig, 10. März um 320	185
Ritza	428
Roſe von Jericho	76
Rothkehlchen	70
Sapricius	157
Saturninus, März 202	131
Saturus, 7. März 202	131
Scholaſtica, 10. Februar um 532	349
Sebaſte, Märtyrer von, 10. März um 320	185
Sebaſtianus, 20. Januar um 304	174
Secundulus, 7. März 202	131
Siebenſchläfer, 27. Juni, unter Decius	222
Sixtus, 6. Auguſt 258	150

	Seite
Sturm, 17. December 779	442
Suſo, Heinrich, 1365	496
Sylveſter, 31. December 335	212
Tanne	75
Tannhäuſer	479
Thecla, 23. September	116
Theodora, 28. April 303	197
Theodoſius, 17. Januar 395	323
Tiberius	44
Veronica, 4. Februar	24
Weide	75
Wittekind, 7. Januar, getauft 785	463
Wolfram, um 700	460

Druck von Fr. Klöppel in Eisleben.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Superint. Westermeier in Elben bei Magdeburg, unter der innerhalb der preußischen Staaten portofreien Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland," wobei jedoch der Name des Absenders auf dem Couvert zu bemerken ist. Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgende Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Vereins zu Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sind:

	auf Ggr.	d.
*Hauspostille. 5 Bde.	1 —	—
*Epistelpredigten. 3 Bde.	— 20	—
*Kirchengeschichte. 7 Bde.	2 —	—
Offenbarungen Gottes in Gesch. d. a. T.	— 12	—
*Leben Jesu	— 12	—
*Die heilige Passion	— 6	—
*Weckstimmen in bibl. Betrachtungen auf alle Tage. 3 Bde.	— 12	6
Andenken an den h. T. der Confirmation	— 1	—
Lehrkatechismus	— 3	—
Lernkatechismus	— 2	—
Evangelisches Kirchengesangbuch	— 10	—
*Krankenbuch	— 3	—
*Die Pforte. 2 Bde.	— 10	—
*Betrerglocke	— 5	—
*Gebetbuch	— 6	—
Beicht- und Communionbüchlein	— 2	6
*Biblische Andachten. 2 Bde.	— 6	—
*Die Frage: Was fehlt mir noch?	— 3	—
*Christliche Unterhaltungen	— 5	—
Betbanien	— 1	6
Der Prophet Jeremia	— 7	6
*Geschichte der französischen Revolution	— 5	—
*Des Glaubens Trost	— 5	—
*Der Friedensbote (Erzählungen)	— 4	—
Neuer christlicher Kinderfreund	— 7	6
*Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz	— 5	—
*Trostbüchlein	— 3	—
*Geschichte der deutschen Freiheitskriege	— 3	—
Weisungen zur Wahrheit in Gedichten	— 2	6
*Missionsbüchlein. 2 Bde.	— 3	6
Geistlicher Rathgeber für Kranke u. Sterbende	— 3	—
*Deutscher Volksspiegel. 2 Bde.	— 10	—
*Der evang. Glaube dargestellt u. vertheidigt in Briefen	— 5	—
*Auslegung der Epistel Pauli an die Colosser	— 6	—

	auf Thlr.	Sgr.	Pf.
*Kamerad Hechel	—	4	—
*Peata Sturm	—	4	—
*Das Leiden u. Sterben unſers Herrn Jeſu Chriſti	—	6	—
Kleiner Liederſchatz	—	1	—
*Das himmliſche Jeruſalem	—	5	—
*Der Finger Gottes	—	4	—
*Die Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts	—	4	6
*Ein Wildling	—	3	6
*Moſſeri Praxis evangelica. 3 Bde. (Predigten über die Sonn- und Feſttagsevangelien)	1	—	—
*Moſſeri Praxis evangelica 4r Bd. (Predigten über die Evangelien der Apoſtelтage)	—	10	—
*Fluch und Segen	—	3	6
*Der heilige Advent	—	5	—
*Das menſchliche Leben. 2 Bde.	—	12	—
*Eheſtandsbuch	—	7	6
*Nicolaus Lange und Matthias Sahli	—	4	—
*Das Volk und ſeine Treiber	—	5	6
*Unterricht über die Beichte u. d. Abendmahl	—	4	6
*Hirt und Heerde	—	6	—
*Blüthen aus dem Garten Gottes. (Erzählungen)	—	6	—
*Slim. (Wanderbuch)	—	4	—
*Tägliches Kniebeugen. 1. u. 2. Heft.	—	12	6
Apoſtelgeſchichte	—	4	—
Chriſtliche Weinleſe. (Erzählungen)	—	5	6
*Die Gemeinde ein Senfkorn	—	5	6
Bibelbetbuch. 2 Bde.	—	18	—
Der heilige Krieg von Bunyan	—	12	—
Chriſtliche Hausſtafel	—	—	6
Alchriſtliche Sagen	—	10	—
Confirmationsſcheine, diverſe, 100 Stück	—	15	—

Die mit einem * bezeichneten Bücher ſind auch in elegantem Einbande zu mäßig erhöhten Preiſen in unſerer Niederlage zu Eisleben zu haben.

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, ſo tritt ein um 33⅓ % erhöheter Ladenpreis ein. Ebenſo erhöhen Portoauslagen, wo ſie nöthig werden, in unbeſtimmter Weiſe den Preis.

Druckfehler.

S. 18. Zeile 6 v. u. statt im lies ein.
„ 46. „ 11 u. 12 v. o. statt die Sage hier, mitgetheilt lies die hier mitgetheilte Sage.
„ 50. „ 5 v. o. statt Pannoian lies Pannuncion.
„ 161. „ 3 v. o. „ Lybiens lies Libyens.
„ 169. „ 2 v. u. „ Glauben lies Gatten.
„ 206. „ 11 v. u. „ Kirchenordnung lies Kirchenversammlung.